This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

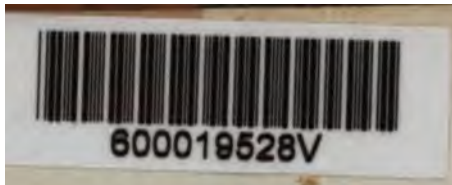
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`


600019528V

PRESS L.211.
SHELF 7.
Nº 3.

15084 d 161/1

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN MEDICIN.

VON

HEINRICH ROHLFS.

„Die Geschichte der Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst."
Goethe.

STUTTGART.

VERLAG VON FERDINAND ENKE.

1875.

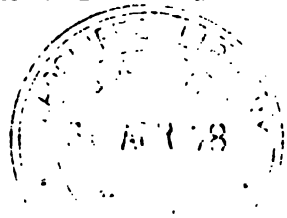
DIE

MEDICINISCHEN CLASSIKER DEUTSCHLANDS.

VON

HEINRICH ROHLFS.

ERSTE ABTHEILUNG.



STUTTGART.

VERLAG VON FERDINAND ENKE.

1875.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Marx dem Einzigen

in tiefster Ehrfurcht und inniger Freundschaft

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Schon im Jahre 1851, als ich meine „Umrisse zur Kritik der neueren deutschen Medicin“ veröffentlichte, trug ich mich mit dem Plane, eine Geschichte der deutschen Medicin zu schreiben.

Da wir an Lehrbüchern der allgemeinen Geschichte der Medicin keinen Mangel haben, ist es um so auffallender, dass die drei Hauptculturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen, eine Geschichte der Medicin ihres Landes entbehren, die Italiener, Spanier und Belgier dagegen bereits eine solche besitzen.

Wie vortrefflich nun auch manche Lehrbücher der allgemeinen Geschichte der Medicin sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass ein möglichst vollständiges und genaues erst dann wird verfasst werden können, nachdem jedes Hauptculturvolk seinen Historiker gefunden hat.

Aber hiervon abgesehen, ist es klar, dass noch andere Motive vorliegen, welche eine Geschichte der deutschen medicinischen Wissenschaft und Kunst wünschenswerth erscheinen lassen. Ist die Medicin im Ganzen auch kosmopolitisch, so unterscheidet sich doch die deutsche von der englischen und französischen ebenso sehr, als der Deutsche von dem Franzosen und Engländer in Bezug auf seinen Nationalcharakter abweicht. Dass aber der Mediciner dann erst auf den Namen eines wirklich durchgebildeten Arztes Anspruch machen kann, wenn er die Geschichte seiner Wissenschaft und Kunst kennen gelernt hat, darüber hat seit den ältesten Zeiten unter den tiefer blickenden Gelehrten keine Meinungsverschiedenheit Statt gefunden. Was die vaterländische politische Geschichte für jeden Patrioten, das muss die vaterländische medicinische für jeden Arzt sein.

Habe ich hiemit angedeutet, dass ein, dieses Ziel verfolgendes, Werk keinem eingebildeten, sondern einem wirklichen Bedürfnisse

entspricht, so will ich nur noch bemerken, dass ich seit der Zeit, als ich zuerst diesen Gedanken fasste, unausgesetzt mit den hierzu nothwendigen weiteren Vorarbeiten, als auch engeren historischen Studien, mich beschäftigte. Leider erlaubte meine grosse Praxis mir nur, den übrig gebliebenen Rest von Tag und Nacht, dieser Aufgabe zu widmen.

Als ich einsah, dass es mir schwerlich unter solchen Verhältnissen vergönnt sein würde, meinen Plan zur Ausführung zu bringen, entschloss ich mich, Anfangs 1874, nach 25jähriger praktischer Thätigkeit, meine Praxis in Bremen niederzulegen, und frei von den Strapazen des ärztlichen Berufslebens, einen Ort mir zum Aufenthalte aufzusuchen, der durch die Reichhaltigkeit der literarischen Hülfsmittel meine Absicht zu unterstützen und zu erleichtern im Stande wäre. So wählte ich Göttingen, das seit der Gründung seiner Universität mit Vorliebe die historischen Wissenschaften cultivirte und in seiner umfassenden Bibliothek mir grösseres wissenschaftliches Material bot, als die alte Hansestadt Bremen. Denn, was das Mikroskop, das Scalpell und die Reagentien für den Anatomen und Physiologen, dasselbe sind die Druckwerke, Archive und Manuscripte für den Historiker.

Die vollständige Arbeit, welche von den ältesten Zeiten der deutschen Medicin bis auf die neueste Zeit sich erstrecken soll, wird, wenn vollendet, 6 Bände ausfüllen. Davon soll der erste Band die älteste Geschichte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, der zweite die des 17. und 18., mit den Vorläufern der Classiker, der 3. und 4. die Geschichte der medicinischen, chirurgischen und geburtshülflichen Classiker, der 5. und 6. das 19. Jahrhundert bis auf die Jetztzeit, mit den Epigonen der letzteren, umfassen.

Wem es bedenklich erscheinen möchte, dass ich auch die Gegenwart in den Kreis meiner Untersuchungen gezogen, dem bemerke ich, dass der, welcher sich bemühte, vom Beginn seiner ärztlichen Laufbahn an, jeder medicinischen Secte fern zu bleiben, sich leichter ein unbefangenes Urtheil bewahrt, als der, welcher irgend einer Schule sich ergeben hat; dass ferner, in Bezug auf Darstellung und Gruppirung des Thatsächlichen, die Gegenwart weit weniger Schwierigkeit bietet, als die Vergangenheit, deren oft sehr sparsame Quellen erst mühselig erforscht werden müssen. Sind die Thatsachen aber nur richtig und wahrheitsgetreu einregistrirt worden, so ergibt sich für den denkenden Arzt schon das Urtheil von selbst. Ueberdies wird ein Geschichtschreiber, welcher über seinen Beruf nachgedacht hat, schon spontan vermeiden, dass sein subjectives Urtheil mit den Thatsachen in Conflict gerathe. In jeder guten Geschichte werden daher diese nur das Urtheil des Historikers bestätigen, und letzteres dem Leser dasselbe sein, was dem Naturforscher ein allgemeines Gesetz und Princip ist, das er aus genau angestellten Beobachtungen und, constant dasselbe Resultat gebenden,

Experimenten gewonnen hat. Ein so handelnder Historiker läuft weder Gefahr, einen Panegyricus zu schreiben, noch durch eine parteiliche Tadelsucht sich leiten zu lassen. Die Thatsachen werden dem Urtheile stets zur Corrective dienen.

Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, dass ich dies Werk mit der Geschichte der medicinischen Classiker beginne.

Es ist kein Geheimniss, dass gegenwärtig in Deutschland, trotz des, seiner Aufklärung und seiner Fortschritte sich rühmenden, 19. Jahrhunderts, für die Aerzte eine historische Finsterniss herrscht. Während dem Theologen, dem Philosophen und Juristen eine historische Unkenntniss seiner Wissenschaft zur höchsten Unehre gereichen würde, und jeder, diesen Facultäten angehörige Student, genöthigt ist, die Geschichte seines Faches zu studiren, ist nicht bloss ein, mit historischem Wissen ausgestatteter, Arzt eine Avis rarissima, sondern die Lehrer der Medicin, die, als die Erzieher der Jugend, dem Studenten doch mit einem guten Beispiele vorangehen sollten, zeigen grösstentheils nicht allein dieselben Lücken in ihrem Wissen, wie ihre Schüler, sondern gefallen sich sogar darin, Geschichte der Medicin als etwas höchst Ueberflüssiges zu bezeichnen und nur die Neuzeit als das wirkliche Eldorado der Wissenschaft und Kunst anzupreisen. Fast jedes neue Lehr- oder Handbuch bestätigt die Richtigkeit dieser Behauptung.

Hieraus resultirt, dass der junge Arzt von dem Wahne ergriffen wird, dass die Geschichte seiner Wissenschaft erst mit seinem speciellen Lehrer beginne; letzterer fühlt sich in diesem Mythus überglücklich, da er hierdurch ja gleichsam von einem Heiligenscheine umgeben wird.

Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen zu untersuchen, welche bewirkten, dass das Studium der Geschichte der Medicin in Deutschland in einen so argen Verfall gerathen ist, wie kaum eine Epoche der Geschichte ihn grösser nachweist; wie es gekommen, dass selbst das — leider — sittlich, wissenschaftlich und politisch in Verfall begriffene Frankreich, was Achtung und Pflege der Geschichte betrifft, unser Vaterland überragt.

Der Hauptgrund liegt freilich in der, dem Materialismus, dem Manchesterthum, den Utilitätsprincipien und dem Gründerthum huldigenden Zeit. Wie oft hört man nicht die Frage in Bezug auf die Geschichte der Medicin: cui bono, wozu nützt dieselbe?

Geld, wie vermittelst einer angewandten medicinischen Specialität, kann man allerdings mit dieser Doctrin nicht verdienen; welch' einen segensreichen Einfluss dieselbe aber auf jeden praktischen Arzt ausübt, das glaube ich schon vor 18 Jahren in meiner Schrift: „Quem fructum medicinae historiae studium medico afferat“ mit, bis jetzt von Niemandem widerlegten, Gründen nachgewiesen zu haben. Ueber die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der histo-

rischen Studien brauche ich daher hier keine Worte zu verlieren; der einsichtsvolle Arzt ist davon durchdrungen, der medicinische Handwerker, Geschäftsmensch und Gewerbearzt dagegen würden durch mich nicht bekehrt werden. Nur Eins will ich hervorheben. Denselben Einfluss, den der Aufschwung der politischen Geschichtsforschung auf unsere staatliche Machtentwicklung ausgeübt hat, übt die Geschichte der Medicin auf die praktische Arzneikunst, auf die Therapie aus. Denn, wenn das historische Studium erst ein Gemeingut aller Aerzte geworden sein wird, werden letztere zur Einfachheit und damit zur umsichtigen Prüfung in ihrem therapeutischen Handeln zurückkehren.

Weil die medicinischen Classiker, gerade wie in der schönwissenschaftlichen Literatur, den Glanzpunkt der deutschen Medicin repräsentiren, habe ich es für zweckmässig gehalten, dieselben zuerst zu schildern. Vielleicht gelingt es mir hierdurch, die jetzt beinahe ganz eingeschlummerte Neigung für historische Studien zu erwecken und zu beleben. Die Herausgabe der Geschichte der Classiker möchte in diesem Augenblicke um so zeitgemässer erscheinen, als es dem geschichtlich gebildeten Arzte nicht entgehen kann, dass wir am Wendepunkte einer neuen Richtung stehen, und die heutige naturwissenschaftliche Medicin umkehren muss, wenn nicht das Band zwischen Wissenschaft und Kunst völlig getrennt werden soll. Durch eine gänzlich missverstandene Naturanschauung, dadurch, dass man Bacon von Verulam carrikirte, ist es so weit gekommen, dass die Ideen, wie das logische Denken in den Hintergrund gedrängt wurden, und die heute sich gross dünkende sogenannte „Wissenschaftlichkeit“ bloss in dem gedankenlosen Ansammeln von Beobachtungen und Experimenten besteht, denen nicht nur das Bindemittel der einheitlichen Idee und des Zweckes meistentheils ganz abgeht, sondern, da sie gewöhnlich allein auf mikroskopischer Basis beruhen, durchschnittlich kaum ein Lustrum an Lebensdauer zukommt.

Die Geschichte der Classiker aber vermag den, in dieser Richtung befangenen, Coätanen zu zeigen, wie es anzufangen sei, dass es wieder besser werde in der Medicin, dass die Therapie, die Königin aller Disciplinen, wieder auf den von anderen usurpirten Thron gesetzt werde, sie lehrt ferner, dass die inductive und deductive Richtung in der Medicin sich sehr gut verbinden lassen, dass in der harmonischen Verbindung beider, das Wesen der medicinischen Wissenschaft und Kunst bestehe und als solche dem Menschen nicht bloss eine Heil- sondern auch eine Heilswissenschaft werde, dass aber jede einseitige Cultivirung auf Irr- und Abwege führe.

Dass aber die jetzt herrschende naturwissenschaftliche Medicin ihren Höhepunkt erreicht habe, wer möchte daran zwei-

feln? Denn kaum lässt sich denken, dass es noch etwas über den Hyperdarwinismus Hinausgehendes geben könne! Zwei Disciplinen aber sind berufen, eine bessere Richtung in der Medicin wieder herbei zu führen. Diese sind die Hygiene mit der Aetiologie und die Geschichte. Den besseren Aerzten fängt es bereits an klar zu werden, dass die Ursachen der Krankheit ausschliesslich aus den Producten derselben, dem Sectionsbefunde, nicht erkannt werden können, und die weiter blickenden werden bald einsehen, dass die Geschichte der Medicin der einzige Compass ist, durch welchen wir dem gelobten Lande wahrer Wissenschaft und Kunst entgegen zu steuern vermögen. In Bezug auf das Studium der Geschichte der Medicin bemerke ich, dass es mir durchaus fern liegt, zu verlangen, dass jeder Arzt selbstständige historische Quellenstudien treiben soll. Dies wünsche ich ebenso wenig, als es mir unthunlich erscheint, jede ärztliche Untersuchung bloss vermittelst des Mikroskops vornehmen zu wollen. Der Arzt thut genug, wenn er, durch die, ihm von den Historikern gebotenen, Mittel ein historisches Wissen sich aneignet. Nur hinsichtlich der Classiker findet eine sich von selbst verstehende Ausnahme Statt. Diese müssten und sollten von jedem gebildeten Arzte, ebenso wie die alten Classiker, in ihren eigenen Quellen aufgesucht und studirt werden. Ihnen gegenüber hat der Historiker bloss die Aufgabe, durch seine Geschichte gleichsam eine Anleitung zur Lectüre, zur richtigen Orientirung zu geben.

Die meisten medicinischen deutschen Classiker sind heute nur dem Namen nach bekannt. Ueber ihre Bedeutung und Wirksamkeit herrschen unter den Aerzten nebelhafte und verschwommene Vorstellungen. Selbst Professoren an deutschen Hochschulen sind „classische“ und „auf der Schule gebrauchte oder schweinsledern eingebundene Bücher“ congruente Begriffe. Wundern darf man sich hierüber nicht. Auf allen Gebieten des Wissens hat stets im Anfange das wirklich Ausgezeichnete auf die grosse Menge nie die Anziehungskraft ausgeübt als das Mittelmässige und Schlechte. Ein auffallendes Beispiel hierzu liefern die Classiker der schönwissenschaftlichen Literatur. Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Wieland, Klopstock u. s. w. hatten zu ihren Lebenszeiten einen sehr kleinen und beschränkten Leserkreis, ihre Bücher waren nur in den Händen der wenigen wahrhaft Gebildeten; die Menge, der Adel und die Halbgebildeten huldigten entweder den seichten Producten der französischen Literatur, oder schwärmten für die Sensationsromane eines Miller, Lafontaine und Spiess; es gehörte zum gebildeten Ton, die Löwenritter, die Familie von Halden u. s. w. gelesen zu haben. Selbst Stein, der grosse politische Reformator Preussen's, kannte noch bis zum Jahre 1808 Goethe nur dem Namen nach und hatte bis dahin nichts von ihm gelesen, wie

in Schön's Selbstbiographie nachgewiesen wird. Erst als, Gervinus an der Spitze, die vielen, seitdem erschienenen Literaturgeschichten, das deutsche Volk aufklärten, wurden Goethe und Schiller auch unter jenem wirklich populär. Lessing ist es bis auf diesen Augenblick noch nicht.

Sollte es mir daher gelingen, etwas Aehnliches für die medicinischen Classiker zu erreichen, so wäre schon viel bewirkt.

Wem es bedenklich erscheint, dass ich jeden Classiker auf durchschnittlich nur vier Bogen abgehandelt habe, dem erwiedere ich, dass es nicht in dem Plane des Werkes liegt, Monographien zu liefern. Die ganze Geschichte der Classiker darf höchstens als eine solche aufgefasst werden.

Uebrigens machte ich es mir zum Gesetz, bei der Schilderung der Einzelnheiten die Mitte zu halten zwischen der oft aphoristischen, aber nothwendigen Kürze der Lehrbücher der allgemeinen Geschichte der Medicin und der epischen Breite der historischen Monographien. Wenn daher Kurt Sprengel sich erlaubte, über Hippokrates eine Monographie von zwei dicken Bänden zu schreiben, ihn in seiner allgemeinen Geschichte aber auf vier Bogen abzuhandeln, so glaubte ich diesen Raum durchschnittlich auch für die Classiker in einem speciellen Geschichtswerke der deutschen Medicin beanspruchen zu dürfen. Denn eine Geschichte der deutschen Medicin, in blossen Umrissen oder Aphorismen geschrieben, würde keine Geschichte mehr sein. Diejenigen, die mir dennoch den Vorwurf einer zu grossen Kürze machen werden, mögen erwägen, dass mein Buch durchaus nicht beansprucht, ein vollständiges Gemälde der Classiker geliefert zu haben; es bietet vielmehr nur die Cartons zu demselben. Wie aber ein Bild zum wirklichen Menschen sich verhält, so die Geschichte der Medicin zu den Aerzten selbst und ihren hinterlassenen Werken. Wer daher die Classiker ganz kennen lernen will, der muss zu den Quellen hinaufsteigen.

Ausserdem bemerke ich, dass die Schilderung der Classiker zu dem Ganzen in einem durchaus proportionirten Verhältnisse steht, was sich für den Leser freilich erst nach Vollendung des ganzen Werkes herausstellen wird.

Ueber den Plan und die Form des Buches habe ich noch Folgendes zu bemerken. Die Geschichte der Krankheiten habe ich principiell nicht anders als im Vorbeigehen berührt. Schon an einem anderen Orte (Schmidt'sche Jahrbücher, Kritik über Daremberg's Geschichte der Medicin, 1873) habe ich mich darüber ausgesprochen, wie es logisch sich nicht rechtfertigen lasse, die Geschichte der Krankheiten mit der Geschichte der Medicin zu vermengen, dass erstere desshalb davon getrennt abgehandelt werden müsste und nicht in ein Lehrbuch der Geschichte der Medicin gehöre.

Bei letzterer kommen vielmehr folgende Factoren in Betracht:

1) Die Aerzte persönlich und ihr Leben, 2) ihre Werke und die einzelnen Disciplinen, 3) die Wirkungen, welche die Schriftsteller auf ihre Zeit, auf ihre specielle Wissenschaft und Kunst äussern, 4) die Einflüsse der ganzen Zeit selbst, sowohl der Religion, der Politik, des socialen Lebens, als der Kunst, der Philosophie u. s. w. auf die Aerzte, ihre wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung. Da nun bei den Classikern die ganze Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, so habe ich bei der Schilderung derselben ihr Leben zuerst beschrieben und dann die Leistungen geschildert, welche dieselben in den einzelnen Disciplinen hervorbrachten. Auch bei den medicinischen Schulen und Secten werde ich dasselbe Verfahren beobachten. Im Uebrigen halte ich es für zweckmässiger, die Geschichte jedes Jahrhunderts nach seinen einzelnen Disciplinen abzuhandeln und unter diesen dann die Aerzte und ihre übrigen Träger mit den nothwendigen biographischen und literarischen Erläuterungen.

Selbstredend habe ich alle vorbereitenden und Hülfswissenschaften der Medicin ausgeschlossen und nur diejenigen Disciplinen gewählt, die zur medicinischen Wissenschaft und Kunst gehören. In jedem Jahrhundert wird daher z. B. eine Geschichte der Anatomie, Physiologie, allgemeinen Pathologie, Diagnostik, speciellen Pathologie und Therapie, Geburtshülfe, Chirurgie, Arzneimittellehre, Toxikologie, Staatsarzneikunde gegeben, und die Bearbeiter darunter besprochen. Dagegen werden Botanik, Chemie, Mineralogie, vergleichende Anatomie u. s. w. nur gelegentlich berührt.

Wenn es heut zu Tage auch meistens gebräuchlich ist, die bezüglichen Analysen, Excerpte und Excurse dem Buche als Anhang zuzufügen, so habe ich es doch für zeitgemässer gehalten, dieselben gleich in dem Texte zu geben; dadurch scheint mir der organische Zusammenhang besser gewahrt, und das Princip beobachtet zu sein, zu erstreben, dass jedes geschichtlich bearbeitete Thema Kunstwerk werde. Dies fällt aber weg, wenn man das Urtheil des Historikers und die belegenden Thatsachen von einander räumlich trennt.

Es ist klar, dass ich in Bezug auf die Analysen bei den Classikern umständlicher und weitläufiger verfahren musste, als bei den meisten Anderen. Der Lebendigkeit wegen habe ich oft die Auctoren redend eingeführt.

Am Schlusse des Werkes wird ein vollständiges Namen- und Sachregister erscheinen.

Da ich über die Principien und Methode der medicinischen Geschichtschreibung, unter „Hensler" mich ausführlich ausgesprochen, so brauche ich hier nicht weiter über diesen Punkt zu reden. Ich will nur bemerken, dass ich, was dort als Theorem aufgestellt, in vorliegendem Werke

unparteiischen, auch bemüht habe. Ueberdies war meine oberste Maxime, [illegible] zu schreiben. Eine spätere Periode, hoffe ich, wird den Nachweis liefern, dass ich jeden Schriftsteller an seinen, ihm gebührenden, Platz gesetzt, jede Zeitströmung richtig gezeichnet habe und immer danach strebte, mich unabhängig von den Einflüssen des Tages zu erhalten. Denn der unparteiische Richter der Geschichte der Medicin ist die Zeit selbst.

Allen denjenigen Herren, die mich durch Zusendungen von noch nicht veröffentlichten Briefen der Classiker, Manuscripten und seltnen Büchern bei der Bearbeitung dieses Bandes unterstützt haben, sage ich hiemit meinen verbindlichsten Dank, namentlich Herrn Professor Häser in Breslau und dem grossen Gelehrten, der die Freundlichkeit hatte, die Widmung dieses Werkes anzunehmen. Letzterer stellte mir nicht bloss mit der grössten Liebenswürdigkeit seine eigene reichhaltige Bibliothek zur Benutzung, sondern erschloss mir auch durch seine Freundschaft mit dem, leider zu früh verstorbenen, Bibliothekar Schweiger, als ich noch in Bremen wohnte, die Schätze der Göttinger Bibliothek und war stets bereit, sowohl schriftlich als mündlich, vermittelst seines in der That immensen Wissens, da auszuhelfen, wo mein eigenes nicht ausreichte.

Ebenso werde ich allen wirklich berufenen Kritikern, namentlich wenn sie mir sachliche Irrthümer nachweisen, zum Danke verpflichtet sein.

Göttingen 1. Mai 1875.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Allgemeine Charakteristik der Classiker	1—31
Werlhof der Grosse.	
Literatur	31—33
Biographie	34—53
Geschichte	53—63
Kritik und Polemik	64—66
Allgemeine Pathologie und Therapie	66—68
Staatsarzneikunde	68—70
Specielle Pathologie und Therapie	70—81
Der Ritter v. Zimmermann.	
Literatur	82—83
Biographie	84—99
Allgemeine Medicin	99—101
Physiologie	101—103
Geschichte	103—105
Allgemeine Pathologie	105—125
Specielle Pathologie	125—132
Literarischer Nachlass	132—134
Wichmann der Diagnostiker.	
Literatur	135
Biographie	135—144
Allgemeine Medicin	144—148
Geschichte	148—151
Diagnostik	151—161
Specielle Pathologie und Therapie	161—172
Arzneimittellehre	172—173
Staatsarzneikunde	173—175
Der Archiater Hensler.	
Literatur	176—177
Biographie	177—187
Geschichte	187—221
Kritik und Polemik	221—231
Allgemeine Therapie	231—237
Specielle Pathologie	237—241
Staatsarzneikunde	241—245
Literarischer Nachlass	245—247

Seite

Stieglitz der Kritiker.

Literatur . . . . . 248—251
Biographie . . . . . 251—264
Allgemeine Medicin . . . . . 264—272
Kritik und Polemik . . . . . 272—295
Allgemeine Pathologie . . . . . 295—307
Diagnostik . . . . . 307—311
Specielle Pathologie und Therapie . . . . . 311—318
Staatsarzneikunde . . . . . 318—322

Marx der Einzige.

Literatur . . . . . 323—327
Biographie . . . . . 328—357
Ethische Medicin . . . . . 357—385
Anatomie und Physiologie . . . . . 385—386
Kritik und Polemik . . . . . 386—403
Geschichte . . . . . 403—421
Medicinische Reisen und Topographie . . . . . 421—429
Allgemeine Pathologie und Therapie . . . . . 429—446
Specielle Pathologie und Therapie . . . . . 446—464
Toxikologie und Arzneimittellehre . . . . . 464—468
Staatsarzneikunde . . . . . 468—478
Euthanasie . . . . . 478—479

Der alte Heim.

Literatur 480
Biographie . . . . . 480—498
Kritik und Polemik . . . . . 498—502
Diagnostik . . . . . 502—512
Specielle Pathologie und Therapie . . . . . 512—516
Staatsarzneikunde . . . . . 516—520

Der Kliniker Peter Krukenberg.

Literatur 520
Biographie . . . . . 520—534
Specielle Pathologie und Therapie . . . . . 534—556

Allgemeine Charakteristik der Classiker.

Bevor wir die Classiker charakterisiren, ist es nothwendig, uns über die Bedeutung des Wortes „classisch“ zu verständigen, denn mit keinem ist wohl in neuerer Zeit mehr Missbrauch getrieben worden; forschen wir aber nach dem Ursprunge desselben, so ergibt sich, dass der römische König Servius Tullius es zuerst einführte. Er theilte sämmtliche römische Bürger in sechs Classen. Diejenigen, die wenigstens 100,000 Ass Vermögen besassen, bildeten die erste Classe und wurden Classiker genannt. Das Wort classisch bezog sich daher ursprünglich nur auf den äusseren Reichthum der Bürger. Nicht lange Zeit darauf wandte man dasselbe auch in tropischem Sinne an. Während man aber in früheren Zeiten nur den besten griechischen und römischen Schriftstellern, deren Werke in gleicher Weise durch Form und Inhalt sich auszeichneten, dies Epitheton ornans beilegte und die Ansicht vertrat, nur in den todten Sprachen könne es Classiker geben, ging man in neuerer Zeit so weit, alles subjectiv für vorzüglich Geltende und Gehaltene classisch zu nennen, ohne sich klar darüber zu werden, ob die Vorzüglichkeit sich auf die Sprache oder auf den Gedanken, auf die Form oder den Inhalt bezöge. Uns aber ist classisch weder die blosse Correctheit der Sprache, noch eine sprudelnde Genialität, noch eine blosse geistige Originalität, noch eine blosse himmelhochanstrebende Phantasie. Wir verstehen vielmehr unter „classisch“ die harmonische Ausbildung des Geistigen und Körperlichen, des Wesens und der Form, nach den Normen und den Principien der Aesthetik. Wenn daher originelle Gedanken, tiefe Gefühle, scharfsinnige Beobachtungen, treffende Urtheile in formvollendeten Stil und in reines Ebenmass des Ausdrucks eingekleidet sind, so nennen wir denjenigen, der hiervon eine Probe abgelegt hat, einen Classiker. Diese Definition passt sowohl für die Philosophie als für die Jurisprudenz, Medicin, Poesie und übrigen Künste. Selbstredend kann bei der Theologie nie von Classicität die Rede sein. Um dem Sprachgebrauch gerecht zu werden, ist es nöthig, daran zu erinnern, dass es etwas Anderes ist, wenn man sagt: er gehöre von den Dichtern oder den Aerzten zu den Classikern, er ist Classiker, oder ob man bloss in adjectivischer Bedeutung sagt: jener Dichter oder Arzt ist classisch. Im ersten Falle liegt ein Total-, im zweiten ein Partialbegriff vor. Wir accentuiren diesen Unterschied, weil er uns ganz wesentlich zu sein scheint. Denn wie das Sub-

stantiv sich auf das Ganze erstreckt, so drückt das Adjectivum stets nur eine besondere Beschaffenheit und Eigenschaft aus. Es ist daher ein Unterschied, sagt man, er ist ein medicinischer oder chirurgischer Classiker, oder aber er ist ein classischer Mediciner oder ein classischer Chirurg. Aus derselben Definition geht auch hervor, dass das Wort classisch in seiner Totalität niemals auf eine blosse Hülfsdisciplin der Medicin angewandt werden kann, weil erstere als Wissenschaft stets in der Entwicklung und im Fortschreiten begriffen ist. Im Laufe unseres Werkes wird daher öfters von classischen Anatomen und Physiologen, aber niemals von anatomischen und physiologischen Classikern die Rede sein. Hier werden wir nur die Classiker *κατ ἐξοχήν* abhandeln. Da das höchste und letzte Ziel der Medicin die Therapie ist, und der Begriff des Classischen mit dem Höchsten und Vollkommensten zusammenfällt, die Kunst aber in ihrer Vollendung an keine Zeit gebunden ist, so haben wir unter die Classiker nur Solche aufgenommen, die am Krankenbette als grosse Heilkünstler, als ächte Nachfolger des Hippokrates sich hervorthaten und die Grundsätze ihres therapeutischen Thuns und Lassens in gedruckten Denkmälern hinterliessen.

Weil die Begriffe des Classischen und des rein Menschlichen in seiner höchsten Vollkommenheit sich decken, so resultiren hieraus von selbst mehrere der Classicität zukommende Attribute. Daher wird ein Classiker, er möge auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Philosophie oder der Medicin als solcher sich bewährt haben, stets das rein Menschliche, den ächten und wahren Humanismus, die werkthätige Nächstenliebe über jede dogmatische Religion und somit auch über das, mit Dogmen überladene, pharisäische Christenthum stellen; er wird sich fern halten von jeder Schule, weil jede von ihnen nach Scholastizismus riecht; Pedanterie und Doctrinärismus, die gar zu leicht in Pennalismus übergehen, werden etwas tief unter ihm Liegendes sein. Nicht bloss der Geist seines Zeitalters wird sich in seinen Werken abspiegeln, sondern der Geist aller Jahrhunderte. Der Classiker gehört nur durch seine Geburt einer bestimmten Periode an, keiner besonderen, in Bezug auf seine Bedeutung und Wirksamkeit, auch keinem einzelnen Volke; er eignet vielmehr allen Zeiten, allen Völkern: Er ist Kosmopolit. Fassen wir die Literatur der Haupteulturvölker näher ins Auge, so finden wir beinahe als constante Regel, dass bei allen Völkern, sowohl des Alterthums als der Neuzeit, die classische Periode der Literatur gleichsam die Resultante aus dem Parallelogramm der in vollster Blüthe stehenden nationalen Lebenskräfte ist, oder das letzte Abendroth des im Erlöschen begriffenen Lichtes der universellen Bildung, das sich noch einmal zum schönsten Glanze concentrirt, um dann für immer in das Meer, entweder der Barbarei oder der Uebercultur, zu versinken. Daher repräsentiren die Classiker bei allen Völkern und auch bei den Deutschen in ihrer ersten politischen Grossmachtstellung unter den Hohenstaufen die Blüthen des geistigen Lebens des Volkes; sie sind die Prototypen des geistigen Adels, der geistigen Aristokratie der ganzen Nation. So war es ferner in Frankreich, in Italien, in Spanien und England. Die höchste politische Blüthe dieser Völker fällt zusammen mit dem goldnen Zeitalter ihrer Literatur.

Deutschland in seiner zweiten classischen Literaturperiode macht eine Ausnahme von diesem Gesetze. Durch den dreissigjährigen Krieg war das politische Leben in Deutschland ganz zu Grunde gegangen, und der westphälische Friede hatte bewirkt, dass freilich die seit Ende des 16. Jahrhunderts erstrebte Gegenreformation durch Anerkennung des Protestantismus vereitelt, und die Hierarchie und der Jesuitismus in ihre Schranken zurück-

gewiesen wurden, während dagegen Deutschlands politische Integrität durch Lossreissung des Elsasses, der Schweiz und der Niederlande verletzt, und der Absolutismus der Fürsten zum Gesetz erhoben wurde. Nach hundertjährigem Darniederliegen des materiellen Wohlstandes, des politischen Lebens, der Literatur und der Sitten, sehen wir in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in demselben Deutschland, von dem bloss ein geographischer Begriff übrig geblieben war, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, das classische Zeitalter der Literatur erstehen. Die vorhergehenden Dichterschulen waren kaum über die Grenze des Mittelmässigen hinausgegangen. Diese classische Aera hatte daher für Deutschland eine sehr hohe Bedeutung. Während sie, wie schon gesagt, bei den anderen Culturvölkern mit der politischen Grösse coincidirt, legte sie dort vielmehr erst den Grundstein zu derselben. Wir wagen dreist zu behaupten, dass die deutsche Literatur mehr zur politischen Grösse unseres Vaterlandes beigetragen hat als sämmtliche deutsche Fürsten.

Beinahe gleichzeitig mit den Classikern der schönwissenschaftlichen Literatur sehen wir die ersten medicinischen auftreten. Im Gegensatz zu ihnen, übte das ärztliche Triumvirat Stahl, Hoffmann, Boerhave damals eine beinahe absolute Herrschaft in Deutschland aus. Friedrich der Grosse dagegen brachte in dem preussischen auch das deutsche Volk, zum ersten Mal seit langer Zeit, wieder politisch zu Ehren. In Folge der französischen Revolution finden wir am Ausgang des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts das sociale Leben der Völker wie der Medicin von Revolutionen durchwühlt. Grundsätze, während tausend Jahren als richtig anerkannte, wurden umgestürzt, Hirngespinnste, auf blossen Hypothesen beruhende Theorien, und die abenteuerlichsten Principien als die Axiome der neuen, Völker beglückenden, Medicin hingestellt. Indem nämlich auf politischem Gebiete Frankreich die traurige Initiative zufiel, mit unerhörten, die ganze menschliche Gesellschaft auf den Kopf stellenden Theorien die politische Revolution einzuleiten, gab Deutschland auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Medicin durch die, seinem Boden entsprossene, Homöopathie die erste Veranlassung zur hereinbrechenden pathologischen und therapeutischen Gesetzlosigkeit. In keiner Periode der Medicin beobachten wir solche sich entgegengesetzte Strömungen und Kämpfe. Neben der durch Hahnemann eingerissenen Anarchie kämpften der Mysticismus, der thierische Magnetismus, der Brownianismus, die Erregungstheorie und etwas später die Lehre des Contrastimulus, der Broussaismus, die Naturphilosophie und die Wasserheilkunde um den Vorrang. Was aber das Merkwürdigste ist, mitten in diesem Chaos von Kämpfen, in denen der krasseste Mysticismus des Mittelalters mit dem gewinnsüchtigsten Charlatanismus des 19. Jahrhunderts einen Bund geschlossen zu haben schien, sehen wir trotz und durch dieses Labyrinth von Systemen die classische Medicin zur schönsten Blüthe sich entfalten. Die medicinischen Classiker Deutschlands waren daher nicht ein Product des Gesammtgeistes der deutschen Medicin; sie bildeten sich wie die Classiker der schönwissenschaftlichen Literatur nicht durch, sondern trotz ihrer Zeit und mitten im Strudel der verworrensten Bestrebungen.

Betrachten wir jetzt die Eigenschaften, durch welche die Classiker der Medicin sich von der grossen Mehrzahl der Aerzte unterscheiden. Was wir von den Classikern im Allgemeinen gesagt haben, gilt auch von den medicinischen. Im Ganzen kann man behaupten, sie zeichnen sich aus durch die Zwecke, die sie verfolgen und die Mittel, die sie zur Erreichung derselben anwenden. Der Zeit nach aber sind sie über einen grösseren Zeitraum vertheilt als die Classiker unserer schönwissenschaftlichen Litera-

tur, weil jene noch bis in die Jetztzeit hinüber ragen, während die classische Periode der belletristischen Literatur mit Göthe's Tode zu Ende ging. Die sich überstürzende Politik war es hauptsächlich, welche jener Zeit der schönwissenschaftlichen Literatur den Todesstoss gab. Es kam dann die Periode der Poesie der Freiheitskriege, und die romantische Schule. Versificirte Politik verdrängte die wahre Dichtkunst. Die medicinischen Classiker hatten sich anfänglich eng ans Alterthum und die englische Literatur angeschlossen und desshalb von aller Politik fern gehalten, weil sie erkannten, dass der Beruf des Arztes mit dem politischen Leben sich nicht verträgt. Allmälig aber wurde eine Menge besserer Köpfe in den Strudel hineingezogen und dadurch von ihrem Berufe abgelenkt wie Schönlein, Eisenmann, Löwe u. s. w.

Was von den Classikern der schönen Literatur gilt, dass sie für alle Zeiten und alle Völker stets denselben Werth haben, dasselbe kann auch von den medicinischen ausgesagt werden. Ein Arzt hat schon sehr viel geleistet wenn er den Besten seiner Zeit genug gethan. Selbst solche Aerzte, wenn auch ihre Zahl keine grosse ist, haben aber nur Bedeutung für ihre Periode. Conring war für sein Jahrhundert ein sehr grosser Mediziner, ebenso Heister; Classiker sind beide aber nicht geworden. Man muss sich nicht wundern, dass die Zahl derselben so gering ist. Ist sie denn etwa unter den Dichtern gross, unter den Historikern, unter den Philosophen? Und findet unter denen, die dieses Prädicat sich erworben haben, nicht noch ein grosser Unterschied, eine manigfache Nüancirung Statt? Wenn die Zahl der Classiker unter den Dichtern klein ist, dann ist es doch wohl sehr natürlich, dass sie um so weniger unter den Aerzten gross sein kann, weil die Medicin von allen die schwierigste Wissenschaft und Kunst ist. Jeder Arzt muss von vornherein mit allen nothwendigen Eigenschaften eines Dichters geboren sein, wenn er ein grosser Heilkünstler werden will; wie viele andere geistige Eigenschaften muss er aber ausserdem besitzen, die dem Dichter ohne Schaden abgehen können! Und von welch' einem mächtigen Einfluss ist der Charakter bei dem Arzte! Wir wagen daher dreist die Behauptung aufzustellen, dass jeder grosse Mediciner, wenn er sich ganz der Poesie gewidmet, ein ebenso grosser Dichter als Arzt geworden wäre. Auf den ersten Blick könnte die Behauptung ebenso paradox erscheinen als der bekannte Ausspruch Lessings: „Raphael würde der grösste Maler gewesen sein, wenn er auch ohne Arme geboren wäre." Dem ist aber nicht so. Zwischen der Medicin und Dichtkunst besteht eine Wahlverwandtschaft, und wollend, nicht wollend, bewusst und unbewusst haben alle Classiker dies gefühlt. Forschen wir nach den Ursachen. Es ist bekannt, dass schon die Alten Vergleiche anstellten zwischen den einzelnen schönen Künsten und die Gesetze festzustellen suchten, welche allen gemeinschaftlich sind. Einem so feinen und geistreichen Volke wie den Griechen, konnte die Aehnlichkeit nicht entgehen, welche zwischen den bildenden Künsten, der Malerei und der Poesie insonders bestand; und es war natürlich, dass, nachdem sie in letzteren beiden das Höchste geleistet hatten, von den Meisterstücken die Gesetze zu abstrahiren suchten, welche dem Künstler und dem Dichter zugleich zur Richtschnur dienen, welche jeder allein befolgen sollte. Die Hellenen haben es in allen Künsten so weit gebracht, dass Göthe mit Recht sagt, allen anderen muss man etwas vergeben, der griechischen bleibt man allein ewiger Schuldner. So hat denn auch der Ausspruch eines geistreichen Griechen: die Malerei ist eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei, lange Zeit den Kritikern als Richtschnur ihrer Kritik gedient, und erst Lessing war es vorbehalten, das Falsche dieser blendenden Antithese ins rechte Licht zu

setzen und auf die geistreichste und mit der Wirklichkeit übereinstimmende Weise die Grenzen der Malerei und Poesie zu bestimmen. Es ist nicht ohne Bedeutung und nie genug hervorgehoben worden, dass bis auf die Zeiten Lessing's fast alle Künste und Wissenschaften eine isolirte Stellung zu einander einnahmen. Als Hauptursache muss die damals herrschende Philosophie angesehen werden, deren Principien es nicht zuliessen, die Künste und Wissenschaften von Einem Gesichtspunkte aus zu betrachten. So war es wenigstens in Frankreich und England; in Deutschland aber existirten seit dem Mittelalter weder Maler noch Dichter, die über die Grenzen des blossen Talents hinausgingen. Konnte aber die Bacon'sche und Locke'sche Philosophie, deren Fundamentalsatz war, dass alle Ideen dem Menschen durch die äusseren Sinne zugeführt werden, und keine bloss im Geiste entsprungene Ideen existiren, irgendwie dazu beitragen, die Künste von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten? Gewiss nicht; weil sie ja auf den Menschen durch verschiedene Sinne wirken, der Eindruck dieser aber stets verschieden ist.

Also nur im Geiste selbst konnte die Idee der Aehnlichkeit der verschiedenen Künste liegen. Es ist eine der Grossthaten Lessings, zuerst die Einheit der Kunst erkannt zu haben. Nicht ohne Bedeutung ist es aber, dass beinahe hundert Jahre später die Einheit der Naturwissenschaft entdeckt wurde; auch dieses Verdienst kommt einem Deutschen zu. Der Heilbronner Arzt Mayer begriff zuerst, dass es in der Natur nur eine Kraft gäbe, dass alle chemischen Vorgänge, die Elektricität, das Licht und die Wärme nur verschiedene Formen der Bewegung sind. Nachdem nun in Deutschland durch Lessings und Winkelmanns Bemühen eine neue Morgenröthe für Kunst und Literatur aufgegangen war, musste durch die jetzt aufblühende kritische Philosophie der bisher so beschränkte Horizont bedeutend erweitert werden. Während das Streben der französischen und englischen Philosophen dahin ging, auf analytischem Wege Alles zu construiren und Alles, was sich der Analyse entgegenstellte, aus dem Gebiete der Philosophie zu verbannen, während der Erfahrung Altäre gebaut, und Alles, was mit ihr im Widerspruch sich befand, als ungereimt verworfen wurde, ein krasser Materialismus hierdurch im Leben, in der Wissenschaft und in der Kunst sich geltend machte, gelang es dem grossen Weltweisen von Königsberg, den Geist wieder in seine Rechte einzusetzen und die der Analyse und der Synthese gehörigen Gebiete genau zu bestimmen. Was auch immer für Systeme der Philosophie kommen mögen, die erhabenste war gewiss die, einen Theil der Philosophie von ihr selbst auszuschliessen und auf mathematischem Wege zu zeigen, dass sie nicht hinreiche, Alles zu begreifen, und dass an dieser Grenzscheide der Glaube einträte. Indem nun die Kant'sche Philosophie bei der Bestimmung der Grenzen der intellectuellen Natur in Beziehung auf letztere einen Theil ihres Gebietes freiwillig aufgab, selbst fühlend, dass der unrechtmässige Besitz desselben die allmälige Vernichtung dieser ganzen Wissenschaft herbeiführen müsse, erweiterte sie dagegen ihre äusseren Grenzen. Daher denn der Ursprung der wissenschaftlichen Aesthetik, die, gebunden durch die Fesseln des bis dahin herrschenden Materialismus und seines Zwillingsbruders, eines schrankenlosen Skepticismus, bis dahin noch nicht aus dem ersten Entwicklungsstadium sich hatte befreien können.

Lessing's und Kant's Beispiel munterte Viele auf, dem von ihnen eingeschlagenen Pfade zu folgen. Alle kamen doch darin überein, die Künste enger an einander zu schliessen, ihre Gebiete zu nähern und das, was

bisher von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachtet war, jetzt von einem aus zu beurtheilen. Sehr wichtig war, dass der Altmeister Göthe, an Lessing in der Theorie gänzlich sich anlehnend, doch den wesentlichen Punkt erkannte, dass es mit der Ausführung der Künste anders sei. Treffend sagt er daher in dieser Beziehung: „Man soll sich Alles praktisch denken und desshalb auch dahin trachten, dass verwandte Manifestationen der grossen Ideen, insofern sie durch den Menschen zur Erscheinung kommen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Malerei, Plastik, Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug: doch muss der Künstler, zu der einen berufen, sich hüten, von der anderen beschädigt zu werden. Der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Bildhauer verführen lassen und alle drei können einander so verwirren, dass Keiner derselben auf den Füssen stehen bleibt." Genug, die Tragweite der Lessing'schen Anschauungsweise war eine grosse und segensreiche. Denn einmal wurde im Publicum der beinahe erstorbene Sinn für Kunst wieder geweckt und neu belebt, anderntheils wurden praktische Talente hierdurch angeregt, mit erneuertem Eifer, der Malerei und den bildenden Künsten überhaupt sich hinzugeben. Die deutsche Kunst verdankte ihren Aufschwung vorzüglich dieser ästhetischen Auffassungsweise.

Nachdem wir jetzt im Allgemeinen das verwandtschaftliche Verhältniss aller Künste nachgewiesen haben, erübrigt es, dasjenige der Medicin und Poesie näher ins Auge zu fassen. Zuvor aber wollen wir bemerken, dass die Medicin in einer gewissen Beziehung zu jeder andern Kunst steht. Ueber ihre Verhältnisse zur darstellenden hat, wie wir später sehen werden, einer der grössten Classiker mit vielem Scharfsinn und eingehender Sachkenntniss geschrieben. Da aber die Poesie und die Medicin die am engsten verschwisterten Künste sind, so wollen wir nur dies Verhältniss, insoweit es zum Verständniss der Classiker nothwendig, einer näheren Untersuchung unterwerfen.

Boerhave war, unseres Wissens, der erste, welcher das Wort Verwandtschaft zur Bezeichnung von gewissen Eigenschaften der Materie einführte und die Entstehung der chemischen Verbindungen durch eine gegenseitige Zu- und Abneigung der einzelnen Theile zu erklären suchte. Es war im Grunde sehr phantastisch, für die Atome der Körper diese Bezeichnung zu wählen: denn sie wurden hierdurch gleichsam mit Selbstbestimmung begabt, zu geistigen Wesen erhoben. Wenn wir hier daher von einer Wahlverwandtschaft der Poesie und Medicin reden, so wird es kaum nöthig sein, den Ausdruck zu rechtfertigen, da eben kein prägnanteres Wort gewählt werden konnte. Schon der Vater der Medicin hat diesen Zusammenhang nicht bloss geahnt, sondern genau erkannt, als er das Wort sprach: „Dichter und Aerzte werden geboren." Und wenn ein anderer tiefsinniger Denker später den Ausspruch that: „Was eine Gottheit diesem frei gewährt und jenem streng versagt, ein solches Gut erreicht nicht Jeder wie er will und mag", und: „die Kunst kann Niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut, aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert", so passen beide Aussprüche sowohl auf die Medicin als auf die Dichtkunst. Betrachten wir jenes Hippokratische Wort näher und forschen wir nach den Gründen seines Inhaltes, so ergibt sich, dass Medicin und Poesie beide in erster Linie eine Kunst sind. Alle Künstler müssen geboren werden. Eine Wissenschaft lässt sich erlernen, und auch in der Kunst kann man es durch Fleiss zu etwas über das Mittelmässige Hinausgehendem bringen: um aber Grosses zu leisten und über die gewöhnliche Menge der Künstler emporzuragen, dazu bedarf es einer eigenen Begünstigung der Natur und des Künstler-

genies. Wissenschaft und Kunst verhalten sich wie Theorie und Praxis. Die Wissenschaft lehrt die Regeln und Gesetze, nach denen man verfahren soll, die Kunst führt sie aus. Letztere ist daher älter als die Wissenschaft. Für das, was die Kunst unbewusst vollführt, sucht die Wissenschaft die Gründe, sie sucht zu bestimmen, welche Regeln in den einzelnen Fällen für ein Kunstproduct geltend seien, welche Grundsätze den Künstler leiten müssen, welche Principien massgebend sind, kurz sie lehrt, was zu befolgen und was zu unterlassen ist. Die Wissenschaft ist gegründet im menschlichen Verstande, der sich von Allem, was er sieht, hört, fühlt, Rechenschaft abzulegen und die Gründe zu erklären sucht. Die Kunst dagegen ist unabhängig vom Verstande, sie ist gewissermassen die plastisch sich gestaltende Phantasie, die Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Wie wir uns Gott nur als thätig, als stets schaffend vorstellen können, so ist dem menschlichen Geist, als dem Ebenbilde des göttlichen, ein solcher Trieb angeboren. Die wahre Kunst ist daher als ein unmittelbares Ausströmen des göttlichen Geistes zu betrachten; der ächte Künstler ist ein menschlicher Gott auf Erden. Daraus ergibt sich, dass die Kunst älter ist als die Wissenschaft. Was das künstlerische Genie ahnt, hat der Verstand oder die Wissenschaft erst nach Jahren entdeckt. Nach der Meinung des Prevost waren dem Pythagoras ebensogut als Copernicus das wahre Himmelssystem bekannt, jener nahm die Unbeweglichkeit der Sonne schon an und indem er behauptete, dass die damals bekannten Planeten in demselben Verhältniss von einander entfernt seien als die sieben Saiten der griechischen Lyra, sagte er die Entdeckung eines neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter voraus.

Kunst ist Individualität, Wissenschaft Gemeingut. Die Kunst ist etwas Abgeschlossenes, Fertiges, Vollendetes. Die Wissenschaft ist stets im Entstehen und Werden begriffen, einem beständigen Stoffwechsel unterworfen. Die Kunst ist göttlich, die Wissenschaft irdisch und menschlich, jene ewig, diese zeitlich und vergänglich. Während sich daher in den einzelnen Disciplinen ein allmäliger Fortschritt verfolgen lässt, und jedes Jahrhundert neue Entdeckungen und Erfindungen bringt, so dass zwischen den Wissenschaften des Alterthums und der Jetztzeit in mancher Beziehung kaum noch eine Aehnlichkeit existirt, und man sagen kann, sie verhalten sich, wie Tag und Nacht, hatten viele Künste schon zu den Zeiten der Griechen dieselbe Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche sie jetzt haben.

Das Princip jeder Kunst ist das Schöne, das Harmonische, sowohl in der Poesie als in der Malerei und Architectur. Nicht weniger aber in der Medicin. Denn der letzte Zweck der Medicin läuft doch darauf hinaus, in dem gestörten Organismus die Disharmonie auszugleichen und die krankhaft gestörte Harmonie des Schönen wieder herzustellen. Die Begriffe des Gesunden des Guten, des Schönen, decken sich ebenso wie umgekehrt die Begriffe des Kranken, des Schlechten und des Hässlichen. Die Griechen hatten das wohl erkannt; in diesem Sinne sprachen sie von ihrem *καλον κ'ἀγαθον*. Das Gefühl für das Schöne aber ist dem Menschen angeboren; es ist etwas allgemein Menschliches, bei allen Völkern sich Findendes, wenn auch einige, wie die Griechen, die Prärogative für sich in Anspruch nehmen, es besonders ausgebildet zu haben. Auf keinen Fall wird dieser innere Sinn in dem Menschen durch blosse äussere Eindrücke bedingt, dieselben dienen nur dazu, ihn zu wecken, ihn in Thätigkeit zu setzen, ihn zu vermögen, plastische Formen anzunehmen. Diejenigen Philosophen hingegen, welche alle Gedanken von äusseren Eindrücken abhangen lassen wollen, unterscheiden eben nicht zwischen äusserer

bisher von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachtet war, jetzt von einem aus zu beurtheilen. Sehr wichtig war, dass der Altmeister Göthe, an Lessing in der Theorie gänzlich sich anlehnend, doch den wesentlichen Punkt erkannte, dass es mit der Ausführung der Künste anders sei. Treffend sagt er daher in dieser Beziehung: „Man soll sich Alles praktisch denken und desshalb auch dahin trachten, dass verwandte Manifestationen der grossen Ideen, insofern sie durch den Menschen zur Erscheinung kommen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Malerei, Plastik, Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muss der Künstler, zu der einen berufen, sich hüten, von der anderen beschädigt zu werden. Der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Bildhauer verführen lassen und alle drei können einander so verwirren, dass Keiner derselben auf den Füssen stehen bleibt.“ Genug, die Tragweite der Lessing'schen Anschauungsweise war eine grosse und segensreiche. Denn einmal wurde im Publicum der beinahe erstorbene Sinn für Kunst wieder geweckt und neu belebt, anderntheils wurden praktische Talente hierdurch angeregt, mit erneuertem Eifer, der Malerei und den bildenden Künsten überhaupt sich hinzugeben. Die deutsche Kunst verdankte ihren Aufschwung vorzüglich dieser ästhetischen Auffassungsweise.

Nachdem wir jetzt im Allgemeinen das verwandtschaftliche Verhältniss aller Künste nachgewiesen haben, erübrigt es, dasjenige der Medicin und Poesie näher ins Auge zu fassen. Zuvor aber wollen wir bemerken, dass die Medicin in einer gewissen Beziehung zu jeder andern Kunst steht. Ueber ihre Verhältnisse zur darstellenden hat, wie wir später sehen werden, einer der grössten Classiker mit vielem Scharfsinn und eingehender Sachkenntniss geschrieben. Da aber die Poesie und die Medicin die am engsten verschwisterten Künste sind, so wollen wir nur dies Verhältniss, insoweit es zum Verständniss der Classiker nothwendig, einer näheren Untersuchung unterwerfen.

Boerhave war, unseres Wissens, der erste, welcher das Wort Verwandtschaft zur Bezeichnung von gewissen Eigenschaften der Materie einführte und die Entstehung der chemischen Verbindungen durch eine gegenseitige Zu- und Abneigung der einzelnen Theile zu erklären suchte. Es war im Grunde sehr phantastisch, für die Atome der Körper diese Bezeichnung zu wählen; denn sie wurden hierdurch gleichsam mit Selbstbestimmung begabt, zu geistigen Wesen erhoben. Wenn wir hier daher von einer Wahlverwandtschaft der Poesie und Medicin reden, so wird es kaum nöthig sein, den Ausdruck zu rechtfertigen, da eben kein prägnanteres Wort gewählt werden konnte. Schon der Vater der Medicin hat diesen Zusammenhang nicht bloss geahnt, sondern genau erkannt, als er das Wort sprach: „Dichter und Aerzte werden geboren.“ Und wenn ein anderer tiefsinniger Denker später den Ausspruch that: „Was eine Gottheit diesem frei gewährt und jenem streng versagt, ein solches Gut erreicht nicht Jeder wie er will und mag“, und: „die Kunst kann Niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut, aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert“, so passen beide Aussprüche sowohl auf die Medicin als auf die Dichtkunst. Betrachten wir jenes Hippokratische Wort näher und forschen wir nach den Gründen seines Inhaltes, so ergibt sich, dass Medicin und Poesie beide in erster Linie eine Kunst sind. Alle Künstler aber werden geboren. Eine Wissenschaft lässt sich erlernen, und auch in der Kunst kann man es durch Fleiss zu etwas über das Mittelmässige Hinausgehendem bringen; um aber Grosses zu leisten und über die gewöhnliche Menge der Künstler emporzuragen, dazu bedarf es einer eignen Begünstigung der Natur und des Künstler-

genies. Wissenschaft und Kunst verhalten sich wie Theorie und Praxis. Die Wissenschaft lehrt die Regeln und Gesetze, nach denen man verfahren soll, die Kunst führt sie aus. Letztere ist daher älter als die Wissenschaft. Für das, was die Kunst unbewusst vollführt, sucht die Wissenschaft die Gründe, sie sucht zu bestimmen, welche Regeln in den einzelnen Fällen für ein Kunstproduct geltend seien, welche Grundsätze den Künstler leiten müssen, welche Principien massgebend sind, kurz sie lehrt, was zu befolgen und was zu unterlassen ist. Die Wissenschaft ist gegründet im menschlichen Verstande, der sich von Allem, was er sieht, hört, fühlt, Rechenschaft abzulegen und die Gründe zu erklären sucht. Die Kunst dagegen ist unabhängig vom Verstande, sie ist gewissermassen die plastisch sich gestaltende Phantasie, die Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Wie wir uns Gott nur als thätig, als stets schaffend vorstellen können, so ist dem menschlichen Geist, als dem Ebenbilde des göttlichen, ein solcher Trieb angeboren. Die wahre Kunst ist daher als ein unmittelbares Ausströmen des göttlichen Geistes zu betrachten; der ächte Künstler ist ein menschlicher Gott auf Erden. Daraus ergibt sich, dass die Kunst älter ist als die Wissenschaft. Was das künstlerische Genie ahnt, hat der Verstand oder die Wissenschaft erst nach Jahren entdeckt. Nach der Meinung des Prevost waren dem Pythagoras ebensogut als Copernicus das wahre Himmelssystem bekannt, jener nahm die Unbeweglichkeit der Sonne schon an und indem er behauptete, dass die damals bekannten Planeten in demselben Verhältniss von einander entfernt seien als die sieben Saiten der griechischen Lyra, sagte er die Entdeckung eines neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter voraus.

Kunst ist Individualität, Wissenschaft Gemeingut. Die Kunst ist etwas Abgeschlossenes, Fertiges, Vollendetes. Die Wissenschaft ist stets im Entstehen und Werden begriffen, einem beständigen Stoffwechsel unterworfen. Die Kunst ist göttlich, die Wissenschaft irdisch und menschlich, jene ewig, diese zeitlich und vergänglich. Während sich daher in den einzelnen Disciplinen ein allmäliger Fortschritt verfolgen lässt, und jedes Jahrhundert neue Entdeckungen und Erfindungen bringt, so dass zwischen den Wissenschaften des Alterthums und der Jetztzeit in mancher Beziehung kaum noch eine Aehnlichkeit existirt, und man sagen kann, sie verhalten sich, wie Tag und Nacht, hatten viele Künste schon zu den Zeiten der Griechen dieselbe Stufe der Vollkommenheit erreicht, welche sie jetzt haben.

Das Princip jeder Kunst ist das Schöne, das Harmonische, sowohl in der Poesie als in der Malerei und Architectur. Nicht weniger aber in der Medicin. Denn der letzte Zweck der Medicin läuft doch darauf hinaus, in dem gestörten Organismus die Disharmonie auszugleichen und die krankhaft gestörte Harmonie des Schönen wieder herzustellen. Die Begriffe des Gesunden des Guten, des Schönen, decken sich ebenso wie umgekehrt die Begriffe des Kranken, des Schlechten und des Hässlichen. Die Griechen hatten das wohl erkannt; in diesem Sinne sprachen sie von ihrem *καλον κ'ἀγαθον*. Das Gefühl für das Schöne aber ist dem Menschen angeboren; es ist etwas allgemein Menschliches, bei allen Völkern sich Findendes, wenn auch einige, wie die Griechen, die Prärogative für sich in Anspruch nehmen, es besonders ausgebildet zu haben. Auf keinen Fall wird dieser innere Sinn in dem Menschen durch blosse äussere Eindrücke bedingt, dieselben dienen nur dazu, ihn zu wecken, ihn in Thätigkeit zu setzen, ihn zu vermögen, plastische Formen anzunehmen. Diejenigen Philosophen hingegen, welche alle Gedanken von äusseren Eindrücken abhangen lassen wollen, unterscheiden eben nicht zwischen äusserer

Anregung und innerer Ursache. Letztere liegt aber ohne Zweifel im Geiste des Menschen selbst. Nur so können wir es uns erklären, dass die Gesetze des Schönen unwandelbar und bei allen Culturvölkern stets dieselben waren. Was den Griechen für schön galt, eben dasselbe finden auch wir so. Die Wissenschaft unterscheidet sich hierin von der Kunst. Sie verhält sich gerade umgekehrt. Während die Aussenwelt für die letztere ein blosses Anregungsmittel ist, schlummernden Ideen materielle Formen und Zeichen zu leihen, und das der Phantasie vorschwebende Ideal in seiner Genesis ganz unabhängig von äusseren Einflüssen ist, muss der Ursprung der Wissenschaft in der Aussenwelt gesucht werden; es ist die Aufgabe des Verstandes, die seinen Sinnen sich darbietenden Erscheinungen zu erklären und auf ihre Ursachen und ihren Zusammenhang zurückzuführen. Ein auf dem Wasser schwimmendes Stück Holz, und ein in demselben zu Boden fallender Stein brachten vielleicht den Menschen auf die verschiedenen specifischen Gewichte der Körper; die Ueberschwemmungen des Nils gaben, wie historisch nachgewiesen ist, die Veranlassung zur wissenschaftlichen Ausbildung der Mathematik, das Aufschwellen der Darmsaiten, wenn sie feucht wurden, so wie das Hinaufsteigen des Oels in Lampendochten hatte vielleicht die Folge, die Lehre von der Capillarattraction zu begründen. Thatsache ist, dass die Schwingungen einer im Dome zu Pisa aufgehängten Lampe, so wie die periodische Wiederkehr der Bewegungen und die Gleichheit der Dauer Galilei auf die Gesetze des Isochronismus brachten. Wir würden zu sehr von unserm Gegenstande abschweifen, wenn wir alle Beispiele aufführen wollten, welche dem menschlichen Verstand Stoff zu einer neuen Wissenschaft gaben. Aus obigem Principe erklären wir das Factum, dass letztere immerfort der Vervollkommnung entgegen geht, während die Kunst als solche etwas Vollendetes, Abgeschlossenes ist. Eben weil die Wissenschaften durch das Medium der Sinne im menschlichen Geist entstehen, diese aber, als dem Körper angehörend, sehr leicht getäuscht werden, wird immer eine lange Zeit verstreichen, bis alle Forscher dasselbe sehen, dasselbe hören, dasselbe fühlen. Wenn Schiller sehr richtig sagt: „was der Geist verspricht, hält die Natur," so würde dieser Satz umgekehrt eine Unwahrheit sein, weil die Natur auch in ihren ähnlichen und gleichartigen Formen doch stets verschieden ist und andere Nüancirungen bietet. Oder kann Jemand, trotz des Sprichwortes, den Beweis führen, dass ein Ei wie das andere sei? Wie schwierig ist aber hier die Rolle des menschlichen Verstandes, die richtigen Schlüsse aus sinnlichen Beobachtungen, zu ziehen, da diese selbst einem fortwährenden Schwanken und Irrthum unterworfen sind! Man mag sich nur die Resultate ansehen, zu denen unsere Mikroskopiker gelangen, obgleich die neuere Medicin dies Alles „exact" nennt.

Es ist daher das Werk von Jahrhunderten und ganzer Völker, nicht eines einzelnen Individuums, die Wissenschaften ihrer Vollkommenheit und Vollendung entgegen zu führen. Bei der Wissenschaft kommt also der Geist der ganzen Menschheit, bei der Kunst das Genie des Einzelnen in Betracht. Eine eben solche Differenz findet Statt in Bezug auf die Geisteskrätte, die bei der Ausübung der Wissenschaft und Kunst thätig sind. Wenn wir auch durchaus nicht der Ansicht sind, dass sich die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes anatomisch zerlegen lassen, und jede einzelne ganz separirt sich zu äussern vermag, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, dass bei dem einen Menschen diese, bei dem andern jene mehr hervortritt. So möchten wir von der Kunst aussagen, dass alle Kräfte des menschlichen Geistes unter der Aegide der Phantasie bei ihrem Objecte in Wirksamkeit gesetzt

werden, während für die strenge Wissenschaft eine specifische Thätigkeit des Verstandes genügt.

Dadurch, dass die Wissenschaft das Bindungsmittel zwischen Natur und Kunst ist, ergibt sich deren gegenseitiges Verhältniss. Die Natur bedarf der Wissenschaft, ebenso wie die Kunst ohne diese eine unvollkommene ist. Natur- und Kunstwissenschaft sollen sich aber nicht wie Antipoden feindlich entgegenstehen. Lange galt es den Künstlern als Princip, die Aufgabe der Kunst sei, die Natur nachzuahmen! jene soll jedoch nicht die Sclavin der Natur, sondern ihre ebenbürtige Zwillingsschwester sein. Denn die Kunst ist die idealisirte Natur. „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn und haben sich, eh' man es denkt, gefunden." Beide sind harmonisch miteinander verbunden; sie sind primae inter pares, in jeder Beziehung gleichberechtigt. Die Idee der Natur und der Kunst ist identisch: es ist die des Schönen; von dieser hat die Kunst sich manchmal entfernt. Eine Afternatur nachahmen, würde der Kunst Ohrfeigen geben heissen. Die Poesie und die Medicin haben es beide mit dem Menschen zu thun, erstere mehr in subjectiver, letztere in objectiver Hinsicht. Sie beschäftigt sich mit der erhabensten Idee, mit der des Lebens.

Soviel über Kunst, Wissenschaft und Natur im Allgemeinen.

Wenn wir die einzelnen Künste betrachten, welches Princip soll uns leiten, um sie zu charakterisiren? Was soll massgebend sein? Die Wirkung, die sie auf den Menschen hervorbringen, der Nutzen, den sie stiften, oder der Gegenstand ihres Vorwurfs selbst? Man könnte zwischen höheren und niederen Künsten unterscheiden, zwischen solchen, die vorzugsweise Vergnügen bereiten oder Nutzen schaffen. Kein einziges Eintheilungsprincip lässt sich streng durchführen, denn jede Kunst ist nur sich selbst gleich. Uns scheint es am zweckmässigsten, zwischen reinen und wissenschaftlichen Künsten zu unterscheiden. Die reine Kunst würde die sein, bei der vorzugsweise die Phantasie in Betracht käme, die wissenschaftliche, wo auch der Verstand eine Hauptrolle spielte. Denn an jeder Kunst kann man einen rein künstlerischen Theil und einen wissenschaftlichen unterscheiden. Ersterer bezieht sich auf die Ausführung. In dieser Beziehung kann man die Poesie eine reine und die Medicin eine wissenschaftliche Kunst nennen. Von allen Künsten nehmen beide den ersten Rang ein. Wenn der Vorwurf der Poesie der ganze menschliche Geist, so ist der Vorwurf der Medicin der menschliche Körper, und da Körper und Geist sich medicinisch nicht trennen lassen, beides zugleich. Sehr bezeichnend sagt daher Mad. de Staël von der Poesie: „Ce qui est vraiment devin dans le coeur de l'homme ne peut être defini; s'il y a des mots pour quelques traits, il n'y en a point pour exprimer l'ensemble et surtout le mystère de la véritable beauté dans tous les genres. Il est difficile de dire ce qui n'est pas la poésie, mais si l'on veut comprendre ce qu'elle est, il faut appeller à secours les impressions qu' excitent une belle contrée, une musique harmonieuse, le regard d'un objet chéri, et par-dessus tout un sentiment religieux qui nous fait éprouver en nous mêmes la présence de la divinité. La poésie est la language naturelle à tous les cultes. La Bible est pleine de poésie. Homère est plein de réligion. Ce n'est pas qu'il y ait des fictions dans la Bible ni des dogmes dans Homère; mais l'enthousiasme rassemble dans un même foyer des sentiments divers; l'enthousiasme est l'encens de la terre vers le ciel; il les reunit l'un à l'autre."

Die Medicin und Poesie sind die ältesten aller Künste. Die Poesie ist die Sprache der Kindheit eines Volkes, weil Sprache des Gemüthes, und die Entwicklung des letzteren dem Verstande vorausgeht. Die Sprache des Verstandes ist die Prosa. Wir mögen die Literaturge-

schichte aller Völker durchgehen, mögen nach den ältesten Ueberlieferungen der Griechen und Inder oder der Skandinavier und Indianer forschen, überall finden wir, dass die ersten Geistesproducte in gebundener Rede abgefasst sind. Ein Volk kann desshalb keine grossen Dichter mehr hervorbringen, wenn im Allgemeinen das Gemüth und die Kindlichkeit ihm abhanden gekommen, der Verstand allein regiert, und das Stadium der Blasirtheit begonnen hat. Ein wahrhaft grosser Dichter muss ein kindliches Gemüth besitzen; denn nur in einem solchen vermag die Phantasie Wurzel zu schlagen. In Bezug auf ihr Alter könnte man daher die Künste eintheilen in solche, welche im Kindes- und im Mannesalter der Völker sich entwickelten. Zu ersteren gehören die Poesie und die Medicin, zu letzteren die Bildhauerkunst und die Malerei. Zwischen beiden steht die Musik. Seine Gefühle und Gedanken Anderen mitzutheilen, die Thaten der Helden, Halbgötter und Götter zu besingen, die Verwundeten zu heilen, dies musste natürlich den Künsten vorausgehen, zu denen, wenn ihre Keime auch im Menschen schlummern, dennoch die Werkzeuge, um die Idee zu realisiren, erfunden werden sollten. Bei der Poesie war dies anders; hier war schon von Anfang an das Medium, die Sprache, dem Menschen mitgegeben. Auch bei der Medicin gab die Natur es von selbst an, wie Wunden geheilt werden müssen, wie in Fiebern bei inneren Krankheiten durch die Naturheilkraft die Genesung herbeigeführt wird. Ebenso wie aber Apollo den Griechen von Anfang an als Gott der Dichter und der Aerzte galt, ebenso wurden auch diejenigen ihrer Mitmenschen, die sich durch das Heilen von Krankheiten auszeichneten, als mit höheren Anlagen versehene Wesen, und wie Chiron der Centaur und Aeskulap desshalb für Söhne Apollos gehalten. Dass die griechische Medicin den hohen Grad der Vollkommenheit erreichen musste, ist durchaus kein Zufall. Die Hauptursache ist darin zu suchen, dass ihre Aerzte sich im Klaren waren über das Princip ihrer Kunst. In der ganzen griechischen Arzneikunst — selbst Hippokrates redet schon von einer alten Medicin — finden wir nirgends und niemals ein Bestreben, die Kunst in eine Wissenschaft verwandeln zu wollen, wie die moderne Medicin diese Tendenz mit Eifer verfolgt. Den Griechen war ihre Medicin eine heilige Kunst. Daher sehen wir denn, dass alle bedeutenden Aerzte, die sich an Hippokrates anlehnten, seit Alters her die Künste hoch in Ehren hielten, entweder für die Musik oder darstellende Kunst sich interessirten oder sogar selbst darin sich versuchten, stets aber für die Kunst der Künste, für die Poesie und damit auch für die humanen schönwissenschaftlichen Studien die grösste Hingebung zeigten.

Dies ist denn nicht minder ein hervorstechender Zug der deutschen Classiker. Eine genauere Untersuchung dürfte ergeben, dass bei allen eine dichterische Ader sich vorfinde. Mehrere traten sogar öffentlich als Dichter auf; andere zeigten sich auf anderen Kunstgebieten als Virtuosen. Ja, man hat mehrere Beispiele, dass Aerzte, was sonst zu den grössten Seltenheiten gehört, ihren ärztlichen Beruf ganz aufgaben und die Dichtkunst zu ihrem Lebenszwecke wählten. Es ist ferner eine Thatsache, dass Aerzte als Dichter grössere Lorbeeren ernteten als die Medicin ihnen einbrachte, wenn sie ihrem eigentlich ärztlichen Berufe mit weniger Hingebung sich widmeten, als nothwendig ist, um Grosses zu leisten. Ich will hier nur an Kortüm erinnern, (siehe Marx, Beiträge S. 110) der ein sehr gutes komisches Heldengedicht verfasste, aber eine recht mittelmässige medicinische Literaturgeschichte schrieb, an Neubeck, den Dichter des Gesundbrunnens, an Günther, in dem ein grosses Dichtertalent zu Grunde ging, an Arnim, der ein hervorragendes Mitglied der romantischen Dichterschule wurde, an Varnhagen von

Ense, der auf dem Gebiete der Biographie grossen Ruhm sich erwarb. Endlich muss ich noch Herder und Schiller erwähnen, die beide ursprünglich Medicin studirt hatten.

Umgekehrt finden wir, dass alle grossen Dichter für die Medicin das lebhafteste Interesse hatten. Von Shakespeare wissen wir überhaupt zu wenig; sicherlich hat er sich aber eben so sehr mit Medicin als mit dem Studium der alten Dichter beschäftigt, das hat er in seiner meisterhaften Charakteristik von Lear, Hamlet und Macbeth bewiesen. Von Goethe ist es bekannt dass er vorzugsweise gern mit Aerzten verkehrte, ja, er vernachlässigte seine juridischen Studien eine Zeit lang so sehr, dass er nur medicinische Collegien besuchte. In seiner Autobiographie sagt er selbst: „das Juristische trieb ich mit so viel Fleiss als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolviren: das Medicinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten, wo nicht aufschloss, doch gewahr werden liess.“ Dass Göthe's medicinische Studien keine unfruchtbaren gewesen, das bewies seine spätere, von allen Anatomen, resp. Botanikern bis dahin übersehene Entdeckung des Intermaxillarknochens und der Metamorphose der Pflanzen. Lessing liess sich als Student der Medicin in Wittenberg immatrikuliren, besuchte in Leipzig sehr fleissig ein Colleg über die Geburtshülfe und beschäftigte sich eingehend mit der Geschichte der Syphilis. Genug, es ist eine Thatsache, grosse Dichter fühlen sich zur Medicin hingezogen, grosse Aerzte zur Poesie und den schönen Wissenschaften. Raphael Finkenstein hat in dem Buche: „Dichter und Aerzte“ alles hierhin Gehörende zusammengestellt.

Wie weit aber die grössten Aerzte davon entfernt waren, sich bloss auf das Studium der Natur und der Krankheiten zu beschränken, geht aus der bekannten Antwort Sydenhams hervor. Als er gefragt wurde, welche Bücher der Arzt lesen solle, gab er zur Antwort: „den Don Quixote“. Man hatte es dem Raphael zum Vorwurf gemacht, dass er auf seiner berühmten Darstellung der Facultäten die Aerzte ganz vergessen hatte; von diesem Vorwurfe hat ihn erst Marx gereinigt. „Wie aber“ sagt er, (Beiträge, S. 178) wenn es sich fände, dass nur die geläufige Auffassung des Bildes, nicht dieses selbst, die Schuld des Unmuths und der gekränkten Standesehre trägt? dass eine andere Erklärung zu zeigen vermag, wie durch dasselbe die Aerzte statt vernachlässigt und beleidigt, geehrt und gefeiert sich fühlen müssen. Erblickt man nun auf dem Bilde Dichter und Musen mit Apollo, der ein sanftes Instrument spielt, im Lorbeerhaine vereinigt, alle mit dem Ausdrucke der tiefsten Ruhe, sowohl die, welche den Tönen lauschen, als die, welche im Gespräche sich unterhalten, ohne eine Spur von Erregtheit oder Leidenschaft, so kann man nur glauben, dass sie an das Reine, Gute, Wahre denken und nur die stillen Tugenden preisen. Welche verdienten es aber mehr als die der Arzte, welche es sich mit ganzer Seele angelegen sein lassen, Wissen und Können fremdem Weh zu widmen, Jedem, der es bedarf, selbstvergessen, Linderung und Heilung zu verschaffen? In der Art also, wie Raphael die höhere Anerkennung für menschliches Wohlthun dem Auge vorführte, ist der ärztlichen Thätigkeit eine unvergängliche Verherrlichung zu Theil geworden. Das Gefühl, im Bilde des Parnasses das der Heilkunst schauen zu dürfen, muss daher jedem ihrer Jünger das Gefühl der Freude und des Stolzes gewähren.“

Wenn wir nun nach den Motiven fragen, welche die Classiker selbst veranlassten, dieser Anschauungsweise zu huldigen, so ergibt sich die Antwort aus unseren obigen Erörterungen. Alle Classiker erkannten, wie die Griechen, die Janusnatur der Medicin, alle sahen ein, dass sie nicht bloss eine Wissenschaft, sondern eine Kunst sei, dass man, um ein vollkommener Arzt zu werden, beiden Principien gerecht werden,

dass die Medicin als Kunst zu Grunde gehen müsse, wenn man ihr künstlerisches Princip aufgibt, dass Wissen allein den Arzt nicht zum Heilkünstler macht, dass, wenn Bacon sagte: scientia est potentia, er nicht die Ansicht hatte, dass jedes Wissen eo ipso ein Können bedinge, sondern dass die Wissenschaft an und für sich schon eine Macht sei, kurz, dass kein grosser Arzt des künstlerischen Genies entbehren könne. Letzteres aber wurzelt in der Phantasie und in dem Gemüthe. Die Poesie und die schönen Wissenschaften sind die Quellen, die diese Geisteskräfte speisen. Aus dieser kastalischen Quelle muss der Arzt fortwährend trinken, um zum Künstler heranzureifen. Folgt er dem blossen Verstande, glaubt er mit der Wissenschaft allein Kranke curiren zu können, so irrt er sich, Krankheiten wird er heilen, aber niemals Kranke, und sehr weise bemerkt der treffliche Marx: „In Behandlung der Krankheiten ist der Kenner des menschlichen Herzens häufig glücklicher als der Kenner der Natur."

Ein anderes Motiv ist darin zu suchen, dass nur die Hingabe an die Dichtkunst und schönen Wissenschaften im Stande ist, auch in der Form, d. h. sowohl am Krankenbette als am Studirtische, die nothwendige Vollkommenheit herbeizuführen. Eben weil die Medicin als Wissenschaft durch die Menge ihrer Hülfsdoctrinen in einem beständigen Stoffwechsel begriffen ist, kam es, dass sie vor allen Disciplinen, mit Ausnahme der Jurisprudenz, die sie in dieser Beziehung übertrifft, weil sie seit Justinian verknöchert ist, das Schicksal gehabt hat, an einer Ausdrucksweise und an einem Stile zu leiden, die der Mediciner versteht und verstehen muss, die aber dem wissenschaftlich Gebildeten eine Sphinx sind und ihn geradezu zurückstossen. Wenn im Gegensatze zu dieser Mehrzahl der Schriftsteller die Classiker durch die Reinheit ihrer Sprache, durch das Musterhafte ihres Stils, durch die Correctheit ihrer Diction, den prägnanten Bau ihrer Perioden sich auszeichnen, so verdanken sie dies allein ihren classischen Studien, ihrer Verehrung der Poesie, als der Blüthe aller schönen Wissenschaften. Die Cultur der gebundenen Rede führt von selbst dahin, der ungebundenen Rede, die das Privilegium hat, ungebunden zu sein, eine gebundenere Form und damit eine classische Vollendung zu geben. Die classische Prosa entstand in Deutschland erst durch die classischen Dichter, namentlich durch Lessing und Göthe. So müssen wir denn als charakteristisch bei den medicinischen Classikern ebenso sehr die Form als den Inhalt ihrer Schriften hervorheben, und bilden sie einen auffallenden Contrast in dieser Beziehung zu den meisten Schriftstellern der modernen Medicin; wenn letztere auch augenblicklich den Markt beherrschen, so geriren sie sich doch als uneheliche oder illegitime Kinder Apollo's. Die Classiker dagegen drücken Alles in reiner, und wie Hensler sehr bezeichnend sagt, „in ihrer Sprache" aus. Dies ist immer ein Zeichen des Genies. Denn ein Blick in die Literaturgeschichte der Medicin lehrt, dass die Schriftsteller einer bestimmten Periode alle denselben Stil schreiben, derselben Phrasen und Schlagwörter sich bedienen. Kaum wird es ein, in dem letzten Decennium geschriebenes medizinisches Buch geben, in dem man nicht die Wörter „hochgradig", „exact" und „geschwellt" findet. Die Durchschnittsmenschen schreiben stets wie ihre Zeit schreibt. Die barbarische Epoche der Araber illustrirt dies am meisten. Die Classiker dagegen schreiben alle vortrefflich, aber jeder verschieden nach seiner Individualität. Auch in ihrem Stile liegt bei ihnen der ganze Mensch, auch in ihrer Diction zeigen sie, dass sie sich nicht nach der Schablone der Mode ausdrücken, sondern dass ihnen ein eignes Füllhorn von Worten zu Gebote steht.

Ebenso wie in den Denkmälern ihres Geistes zeigten sich die Classiker in ihrem Wirken am Krankenbette. Alle bemühten sich, das Princip des

Asklepiades zu befolgen, ihre Kranken tuto, cito et jucunde zu heilen. Lange Recepte, complicirte Verordnungen wird man daher bei den Classikern nicht finden. Trotzdem dass sie sich über den langen Zeitraum von Ein und ein Viertel Jahrhundert erstrecken, sind sie sich darin alle gleich und unterscheiden sich von den Meisten ihrer Zeitgenossen. Ebenso einfach und schön wie sie schreiben, ebenso einfach und harmonisch ist ihr klinisches Handeln. Das simplex veri sigillum befolgen sie bei acuten wie bei chronischen Krankheiten. Wie der grosse Maler sich nicht durch die Menge der Farben auszeichnet, sondern durch das ihm eigne Geheimniss, die wenigen, die er zu gebrauchen für nöthig findet, richtig zu mischen, so leisteten die Classiker mit wenigen Mitteln Grosses. Daher waren sie Alle einfach, Alle wahrhaft hippokratische Aerzte. Die heroischen Mittel und Curen, die von denjenigen Aerzten so geliebt werden, die sich nur durch ihre Anwendung zu ephemeren Heroen aufblähen können, werden von ihnen verschmäht. Wenn Hippokrates in seiner Therapie so einfach war, dass er oft gar nicht einmal über die Behandlung spricht, so leuchtet er auch hierin als Muster voran. Allen Classikern war die Naturheilkraft heilig. Werlhof zeichnet sich dadurch ebenso aus als Krukenberg, obgleich hundert Jahre sie trennen. Während dieses langen Zeitraums huldigte die Mehrzahl der Praktiker noch der Theorie von der Essentialität der Krankheit. Eine versteckte Ontologie zieht sich durch alle Systeme hindurch; daher die vielen Arzneimittel gegen bestimmte Krankheiten, daher das stete Suchen, man kann sagen, die Sucht nach Specificis. Als die Pole dieser Zeitbestrebungen, in der die Classiker lebten, erblicken wir Hahnemann, der jedes Symptom durch ein bestimmtes Mittel bekämpfte und Rademacher, der jede Krankheit nach dem sie heilenden Mittel taufte. Die Grösse der Classiker dagegen bestand in der richtigen Würdigung der Naturheilkraft. Auch hierin beobachteten sie Mass. Sie gingen nicht so weit, wie in neuerer Zeit die Nihilisten der Prager und Wiener Schule, die sich ganz auf sie verliessen und als blosse Auscultanten am Krankenbette sich gerirten. Die Systematiker und Secten stellten sich über die Natur, die Nihilisten unter sie, die Classiker neben sie, weil sie allein ächte Künstler waren und das Verhältniss der Kunst zur Natur klar erkannten. Das Hauptstreben derselben war fortwährend darauf gerichtet, die Naturheilkraft von allen sie hemmenden und störenden Einflüssen zu befreien, sie in den Stand zu setzen, nach allen Richtungen hin frei sich entfalten zu können. Daher erkannten sie, dass bei den meisten Krankheiten etwas zugesetzt, entzogen oder umgeändert werden müsse. Sie wussten recht gut, dass die Naturheilkraft nicht vermögend ist, etwa im Blute fehlendes Eisen, das eine Krankheit bedingt, aus sich selbst heraus zu produciren. Aller Grundsatz aber war: medicus curat, natura sanat. Daher huldigten sie einem rationellen Exspectativismus. „Man muss oft nichts thun, nur um nichts Böses zu thun", wie Hensler sich treffend ausdrückt.

Allein den Classikern glückte es, in der Therapie das Höchste zu leisten, weil sie dieselbe als das Endziel ihrer ganzen Kunst betrachteten. Wir werden später bei der Schilderung der heutigen Medicin darauf zurückkommen, wie alle neueren Schulen in dem Streben einig waren, die medicinische Kunst in eine Wissenschaft zu verwandeln. Von ersterer war kaum mehr die Rede. Theils bildeten sich die Stimmführer ein, es sei ihnen dies schon gelungen, theils wähnten sie nahe am Ziele ihres Strebens zu sein. „Wissenschaftliche Medicin" war das Schlagwort des Tages. Man glaubte, der schwankende Charakter der Medicin habe aufgehört, seitdem die Medicin Naturwissenschaft geworden; man hielt sie für ebenso „exact" als die Chemie, die Physik und die Botanik. Es ist durchaus unlogisch und unetymologisch von einer wissenschaftlichen Heilkunde zu

reden, wenn man damit die Wissenschaft der Medicin meint; ebenso gut könnte man von einer sauren Säure sprechen. Noch alberner und geradezu unhistorisch ist es aber, die sogenannte wissenschaftliche Medicin der bisherigen als etwas ganz Neues gegenüber zu stellen. So findet man oft das geflügelte Wort: die Heilkunde ist an erster Stelle ein Wissen, an zweiter erst ein Können. Dies ist historisch nicht wahr, und wenn es wäre, würden wir es für ein Unglück halten. Ebenso erniedrigend ist es für die Medicin der Neuzeit, wenn sie sich einbildet, erst eine exacte Wissenschaft geworden zu sein, nachdem sie als angewandte Naturwissenschaft und als eine Tochter derselben sich geberdet. Dagegen haben wir zu erinnern, dass vielmehr ein umgekehrtes Verhältniss stattfindet, dass die Naturwissenschaft eine Tochter der Medicin ist, dass Diejenigen irren, welche glauben, jene weiter zu cultiviren, wenn sie sich um die Kunst der Medicin nicht kümmern und bloss ihre Hülfswissenschaften ausbilden. Die heutige Medicin hat das Schicksal des Königs Lear. Dieselbe hat ihre Töchter gross gezogen, und diese tödten durch ein langsam wirkendes Gift die eigne Mutter. Ja, das Wort Kunst ist förmlich in Verruf gekommen, und anstatt dass die Wage der Wissenschaft und Kunst gleichstehen soll, schwebt letztere in der Luft und wird ihren Jüngern dadurch nur noch entfremdeter. Die Wissenschaft dagegen ist das Schiboleth des Tages. Seitdem die Anatomie nicht bloss den Zwecken des Arztes dient, wird sie als eine von einem höheren Standpunkt aus bearbeitete, als wissenschaftliche Anatomie bezeichnet. Dürfte man daraus nicht schliessen, dass die frühere Anatomie das Gegentheil gewesen sei? Es ist sogar dahin gekommen, dass als wissenschaftlich Alles definirt wird, was keinen Nutzen schafft. Diesen falschen Bestrebungen gegenüber, zu denen die naturwissenschaftliche Schule den Grund legte, bewahrten die Classiker unerschütterlich ihren künstlerischen Standpunkt. Sie erkannten, dass der Arzt vorerst Künstler sein müsse, dass das Heilen die Aufgabe seines Lebensberufes ausmache. Wo die Wissenschaft nicht ausreicht, da schafft und trifft in dem einzelnen Falle das Genie das Richtige. Dagegen macht die blosse Wissenschaft noch keinen Heilkünstler. Er bedarf dieselbe, ebenso wie der geborene Tonkünstler den Generalbass nicht entbehren kann, jedoch auch ohne Kenntniss desselben ein grosser Künstler ist und die schönsten Compositionen dichtet. Wie der Generalbass aber den Tonkünstler erst zu einem vollkommenen Künstler macht, so gibt auch die Wissenschaft dem gebornen ärztlichen Genie, durch das sich jeder Classiker auszeichnet, erst die rechte Weihe. Ohne jenes wird hingegen der, mit aller Wissenschaft ausgerüstete, Arzt stets ein Stümper am Krankenbett bleiben; daher wird der bloss wissenschaftliche Kliniker, dem das ärztliche Genie fehlt, immer sehr schlecht heilen und noch schlechtere Schüler bilden. Umgekehrt wird vielleicht mancher, in Zurückgezogenheit und Dunkelheit lebende Dorfarzt, dem die gütige Natur ärztliches Genie verliehen hat, und den der leitende Professor der Klinik als einen höchst unwissenschaftlichen Arzt bezeichnen würde, weil er sich vielleicht nicht des modernsten Stethoskops bedient, viele Kranke curiren können, bei welchen den pseudogelehrten Professor seine Wissenschaft im Stiche lässt. Die Classiker betrachteten im Gegensatz zu diesen Bestrebungen die Wissenschaft als Mittel, die Kunst dagegen als Zweck. Wenn es ihnen fern lag, die Wissenschaft in eine Kunst verwandeln zu wollen, so bemühten sie sich vielmehr, eine geistige Vermählung beider herbeizuführen. Ihre Losung war: nicht blosse Liebe zur Naturwissenschaft soll der ächte Künstler haben, sondern innige Liebe zu seinen Kranken. Jede wahre Kunst identificirt sich mit ihrem Vor-

wurf und geht ganz in ihm auf. Alle Classiker haben daher ein gutes mitleidiges Herz. Zimmermann fehlt darin, dass er die Medicin mit der Kriegskunst in eine Kategorie setzt. Ein General darf grausam sein, ein Arzt niemals. Grausamkeit würde seine Künstlernatur ersticken. Erst Marx blieb es von den Classikern vorbehalten, zu zeigen, dass in dem Triumvirat der Medicin, in der harmonischen Ausbildung der wissenschaftlichen, künstlerischen und ethischen Medicin diese Kunst ihren Blüthepunkt erreicht. So waren denn in der That die Classiker nicht nur grosse Aerzte, sondern ebenso gute Menschen. Ausnahmen hiervon bestärken nur die Regel.

Weil alle Classiker ethisch angelegte Naturen waren, sind ihnen gewisse Eigenschaften gemeinschaftlich. So zeichneten sich alle aus durch einen Ehrgeiz, der stets in den Grenzen des Masses blieb und nie, wie bei so vielen Stiftern von medicinischen Secten, in eitle Ruhm- oder Herrschsucht ausartete. Dieser Ehrgeiz trieb sie alle zur ernstlichen Arbeit. Nur durch die anhaltende und gleichmässige Anstrengung des Körpers und Geistes war es ihnen, bei noch so glänzenden natürlichen Anlagen, möglich, sich über die gewöhnliche Menge der Aerzte und über die Systematiker und Tageskoryphäen zu erheben. Die Arbeit ebenso wohl als das ihnen innewohnende Genie waren die Triebfedern ihrer geistigen Grösse. Sie alle erkannten die Wahrheit des Lessing'schen Ausspruchs, dass man, um Grosses zu leisten, sich in eine Idee verlieben, eine Leidenschaft aus ihr machen muss, dass um in einer Sache vortrefflich zu werden, es dazu gehöre, sich die Sache nicht geringfügig zu denken; vielmehr sahen sie ein, dass man dieselbe unablässig als eine der ersten in der Welt betrachten müsse; es bedarf des Enthusiasmus, der völligen Hingabe an sein Ziel. Ohne dies lässt sich nichts Grosses ausrichten. Das wichtige Geheimniss, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, dass man sie in steter Bemühung erhalte, durch eignes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neugierde, und die Belohnung ist die Freude an der Erkenntniss der Wahrheit.

Die Classiker sind ferner darin sich ähnlich, dass es ihnen nicht um gewisse, nahe liegende Zwecke zu thun ist; sie suchten weder das Galenus dat opes an sich wahr zu machen, noch strebten sie nach eitlen Ehren und vergänglichem Ruhm. Sie waren meistens Aerzte für alle Stände; sie kannten noch nicht die Redensart der heutigen Industrieärzte und medicinischen Handwerker, keine Kranke mehr anzunehmen, wenn ein Armer sich an sie wendet. Ihre Kunst war ihnen eine Sache des Herzens. Viele der heutigen Stimmführer dagegen treiben die Medicin nicht der Kunst wegen, sondern nur um Geld zu machen. Desshalb hat Amerika, wo diese Richtung die vorherrschende ist, in der Medicin nichts Grosses geleistet. Wenn jenes Wort wahr ist, dass ein Philosoph ein Narr ist, der sich sein Leben lang abquält, damit man von ihm spricht, wenn er nicht mehr am Leben ist, so waren die Classiker ehrgeizige Philosophen. Viele von ihnen genossen allerdings schon zu ihren Lebzeiten Anerkennung, aber nicht in verdientem Masse. Auf sie passt der Ausspruch Lessing's: „Ungerecht wird die Welt nie sein; anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekommt, nach und nach bringt sie beide auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halbes Jahrhundert nach dem Tode für einen grossen Geist gehalten zu werden, ist ein schlechter Beweis, dass man es ist; aber durch alle Jahrhunderte dafür gehalten zu werden, ist ein unwiderstehlicher. Ein Schriftsteller wird von seinen Zeitgenossen nicht gelesen, ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Gabe. Nur, wenn auch der Enkel nie Lust bekommt, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiss, dass er nie verdient, gelesen zu werden."

Als wahrhaft bedeutende Männer verachteten daher die Classiker alles Das, dem der grosse Haufe einen so hohen Werth beilegt, sie strebten weder mit erlaubten noch unerlaubten Mitteln nach äusserer Anerkennung und äusseren Ehren, nach Titeln und Ordensbändern, die für die medicinischen Pygmäen und die Stimmführer des Tages Alles sind. Jene begnügten sich mit dem Bewusstsein, ihre Pflicht und mehr gethan zu haben. Ihr Ehrgeiz erstreckte sich nicht auf ihr Ich, sondern auf die Erweiterung ihrer Wissenschaft und Kunst. Ihre wahre Grösse besteht daher in dem redlichen und thätigen Streben, in der unverdrossenen Arbeit. Bis zu ihrem Tode verschmähten sie es, auf ihren Lorbeeren auszuruhen, nachdem sie einen gewissen Höhepunkt erreicht hatten. Ihre Grösse hatte eine wissenschaftliche, künstlerische und ethische Basis. Sind sie in Bezug auf ihren Charakter nicht von gleicher Güte, so hatten doch Alle das Streben, auch sittlich sich zu vervollkommnen. Welch einen Contrast bilden sie gegen die Koryphäen des Tages! Viele von letzteren gelten augenblicklich für grosse Männer, weil man nicht die Mittel in Anschlag bringt, durch die sie ihre Stellung sich errungen haben. Die unbestechliche Richterin Geschichte stellt solche Scheingrössen später als Phantome dar, nachdem die hölzernen Gerüste, die ihre Grösse bedingten, vermodert und zusammen gestürzt sind!

Was Unzer von Brendel (Marx, Beiträge) aussagt: er sei ein Genius ohne Posaune gewesen, das kann man von den meisten Classikern behaupten. Sie bilden den Gegensatz zu denen, von welchen Marx sagt: „Ruhmsucht und das nie ruhende Sinnen, nahe liegende, äussere Zwecke zu erreichen, sind Vielen mächtige Triebfedern, um beständig genannt zu werden, Einfluss zu gewinnen und diesen zu behaupten. Sie wissen, dass Bescheidenheit für Unbedeutendheit, Untergeordnetheit für Verdienstlosigkeit gehalten, durch Gunst und Glück Ehre und Gold erworben, und diese am meisten gewürdigt und geschätzt werden.“ Vielmehr passen folgende Worte desselben Auctors auf sie: „es gibt aber auch Andere, die still, wie Bäume fortwachsen, die, ohne das Bedürfniss sich geltend zu machen, Blüthen und Früchte hervorbringen, die unbekümmert um das Urtheil der Welt, einfach nur durch Pflichtgefühl geleitet, im Vertrauen auf die zwar langsame aber siegreiche Bahn einer reinen Bestrebung, in anspruchsloser, segensreicher Wirksamkeit ihren Aufgaben und Ueberzeugungen leben.“

Zu den ferner hervorstechenden Eigenschaften der Classiker gehört ihr historischer Sinn. Wenn von vornherein jeder Arzt, der letzteren bekundet, sich von dem grossen Tross der Aerzte unterscheidet, so ist nicht zu verwundern, dass dieser Sinn bei den Classikern sich ausgebildet findet. Hippokrates, der Altmeister derselben, ging ihnen hierin mit dem besten Beispiel voran. Wenn er sagte, der Arzt müsse wissen, was man vor ihm gewusst habe, wenn er nicht sich selbst und Andere betrügen wolle, so hat er in diesen Worten den Nutzen der Geschichte der Medicin besser bezeichnet als die weitläufigsten Abhandlungen vermögen. Es ist immer das Zeichen eines allgemeinen Verfalls der Wissenschaft und Kunst, wenn der Sinn für Geschichte danieder liegt, und man die Historiker mit der Laterne suchen muss. Dieser Verfall ist einmal ein sittlicher, einmal ein intellectueller. Denn der gebildete Mensch unterscheidet sich dadurch vorzugsweise von den Thieren und ganz wilden Völkerschaften, dass er eine Geschichte hat. Die Liebe zur Geschichte ist das Barometer der Bildung; denn einestheils ist es das Zeichen der Pietät, des guten Herzens, die Leistungen unserer Vorfahren dankbar anzuerkennen, anderntheils ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die Gegenwart zu begreifen und die Zukunft zu ahnen, wenn man die verbindenden

Brücken der Vergangenheit gänzlich abgebrochen und nicht eine Kenntniss der genetischen Entwickelung der Zeit sich verschafft hat. Die Geschichte verachten, heisst keine Ehrfurcht haben vor den Arbeiten und Leistungen seiner Vorfahren und ohne wahres Verständniss seiner Zeit wie das Thier in den Tag hineinleben oder aus Arroganz sich für ein solches Universalgenie halten, dass man auch ohne Kenntniss der Vergangenheit ein völliges Verständniss der Gegenwart sich aneignen könne. Nicht so die Classiker. Der erste in den Reihen derselben, Werlhof, eröffnete die wissenschaftliche Geschichtsforschung, der letzte, Marx, brachte sie zur höchsten Vollendung. Man darf dreist behaupten, die deutsche medicinische Geschichtsforschung, und die deutschen Classiker der Medicin lassen sich nicht von einander trennen. Dieselben erwarben sich auf diesem Gebiete Triumphe, wie keines der Culturvölker. Weder die Italiener, noch die Franzosen, noch die Engländer, Nationen, die alle grosser Aerzte und Wundärzte sich rühmen können und auch politischer Historiker ersten Ranges sich erfreuen, haben einen einzigen classischen medicinischen aufzuweisen. Alle ihre medicinischen Historiker gehören zu den diis minorum gentium. Dagegen glänzen die Deutschen durch ihr Triumvirat Hensler, Sprengel, Marx. Und wie viele Geschichtsforscher haben sie ausserdem, die, wenn sie auch nicht zu den Classikern zählen, doch als blosse Historiker bedeutend sind. Vergleicht man sie mit denen der übrigen Culturvölker, so ist man versucht, die Geschichte der Medicin als ein Monopol der Deutschen hinzustellen. Ist nicht auch dies ein Zeichen der Superiorität der germanischen Race über die celto-germanische, sowohl in sittlicher als in intellectueller Beziehung? Wenn wir mit Kummer gestehen müssen, dass trotz der historischen Heroen, welche die deutsche Medicin hervorbrachte, augenblicklich in Deutschland bloss eine geschichtliche Dämmerung herrschst, so müssen wir doch bekennen, dass in den übrigen Ländern eine vollständige historische Finsterniss nachtet, trotzdem dass die französische Regierung versucht hat, durch Errichtung einer Nominalprofessur für Geschichte der Medicin, die Fackel derselben anzuzünden. Die deutschen Classiker haben das Verdienst, in Deutschland verhindert zu haben, dass der historische Sinn unter den Aerzten ganz erstarb, ja wir erleben in diesem Augenblick das beherzigenswerthe Beispiel, dass der erste Historiker unter ihnen den schwierigsten Theil der Geschichte der deutschen Medicin, die Geschichte des 17. Jahrhunderts, monographisch bearbeitet.

Wenn wir sagten, alle Classiker haben sich durch ihren historischen Sinn hervorgethan, so ist damit nicht gemeint, dass alle als Historiker sich ausgezeichnet hätten. Der historische Sinn bezieht sich nicht bloss auf selbstständige Productionen, sondern auch auf die Liebe zur Kenntniss der genetischen Entwickelung der Medicin als Wissenschaft und Kunst und auf die genaue und gewissenhafte Geschichte jeder einzelnen Krankheit. Alle Schriften der Classiker liefern den Beweis ihres historischen Sinnes; Zimmermann's Buch: „von der Erfahrung" z. B. legt Zeugniss ab von dessen gründlichen historischen Kenntnissen, und Wichmann wurde durch die Geschichte auf seine: „Aetiologie der Krätze" geleitet. Die historische Pathologie ist das im Grossen, was die Geschichte jedes einzelnen Krankheitsfalls im Kleinen ist. Vermöge seines historischen Sinnes liebt der Classiker das Alterthum und alles durch dasselbe und die Erfahrung Sanctionirte; er verachtet nicht das Neue, er wirft sich demselben nur nicht blindlings in die Arme, wenn die Wahrheit desselben noch nicht erwiesen ist. Anderntheils wird der Classiker schon an der Art und Weise erkannt, wie er eine Krankheit behandelt. Er hält sich nicht an den blos-

sen status praesens. Die anamnestischen Momente sind ihm von derselben Wichtigkeit wie die gegenwärtigen; denn er weiss, dass, dasselbe was die alte Geschichte für die Medicin der Jetztzeit ist, jene für die einzelne Krankheitsform sind, ohne die der status praesens weder vollständig erkannt noch gewürdigt werden kann. Der Classiker verschmäht es daher, sich auf eine nur physikalische Untersuchungsmethode zu verlassen. Diese konnte nur dadurch, dass die Aerzte die Geschichte ignorirten, zu der bevorzugten Stellung einer päpstlichen Infallibilität, welche die moderne Medicin ihr vindicirt, gelangen. Sein historischer Sinn bewährt sich aber nicht bloss bei der Diagnose der Krankheit, sondern eben so sehr in semiotischer, prognostischer und therapeutischer Beziehung. Historischen Sinn haben, heisst: alle Stadien der Krankheit mit gleicher Gründlichkeit und Genauigkeit würdigen. Das junge medicinische Deutschland kennt diese Auffassung nicht. Es interessirt sich vornehmlich für das letzte Stadium der Krankheit, für den Tod und die nachfolgende Section. Nur für diese Phase kann es in seiner durchschnittlichen Blasirtheit noch einen Anflug von Begeisterung empfinden. Sollte man nicht fast glauben, dasselbe freue sich über den Triumph der Wissenschaft und über die Niederlage der Kunst?! Am wunderbarsten ist, dass die naturwissenschaftliche Medicin die genetische Methode für ihre physiologischen und histologischen Untersuchungen in Anspruch nimmt, für die ganze Medicin dieselbe aber ignorirt und sogar für überflüssig erklärt! Kann es einen grösseren Widerspruch geben, als dass das, was für Detailuntersuchungen gilt, für's Allgemeine überflüssig sein soll?!

Obschon keine chronologische, continuirliche Verbindung unter den Classikern existirt, so stehen sie doch alle miteinander in einem innigen, geistigen Connexe. Zimmermann war nicht bloss der Nachfolger Werlhof's, sondern hatte einen hohen Respect, man kann wohl sagen, Ehrfurcht vor ihm. Schon in Brugg empfand er es als den sehnlichsten Wunsch seines Herzens, der Nachfolger dieses grossen Mannes zu werden. Wichmann hatte die Werlhof'schen Grundsätze am Krankenbette zu den seinigen gemacht. Hensler war der intime Freund Wichmann's. Stieglitz wurde gleich im Anfange seiner Carriere von letzterem ausgezeichnet, ihm und Lodemann wandte er sein besonderes Wohlwollen zu. Marx und Stieglitz waren durch die innigste Freundschaft verbunden. Krukenberg wählte Heim zu seinem Vorbilde und schloss sich ihm in Berlin eng an.

Alle Classiker sind conservativ. Ihr Conservatismus wurzelt in ihrem historischen Sinn. Stets mit der Wissenschaft vordringend und die wahren Fortschritte sich aneignend, wandten sie sich mit Eifer und ganzer Hingebung dem Neuen zu, wenn es durch die Erfahrung bestätigt wurde und am Krankenbettte sich bewährte. Sie prüften Alles und behielten das Beste. Dagegen verwarfen sie Alles, was von den medicinischen Systematikern und Dogmatikern als einseitige Wahrheit proklamirt wurde oder von einer zu allen Zeiten sich vorfindenden besonderen Classe von Aerzten ausging, die an einer mit Impotenz verbundenen Lienterie des Geistes leidend, doch den Pruritus in sich fühlten, par force majeure berühmt werden zu wollen. Die Geschichte der Medicin hat einen beständigen Kreislauf in dieser Beziehung aufzuweisen. Solche Aerzte charakterisiren sich im Allgemeinen dadurch, dass sie ihren Ruhm darin setzen, durch Theorie und Erfahrung geheiligte, Axiome umzustürzen. Sie suchen sich zu modernen Herostraten aufzublähen. Zwei Themata, die von Vielen als ein leicht berühmt machendes Aushängeschild gewählt werden, sind die Blutentziehungen und die Theorie der Ansteckung. Wer über beides mit grosser

Arroganz abspricht, ist flugs ein berühmter Mann des Tages. So war es zu Hensler's und Marx' Zeiten der Fall. Die Classiker bemühten sich stets solche Auswüchse der Medicin und die Moden derselben zu bekämpfen. In dieser Weise suchten sie auch auf die wissenschaftlich gebildeten Laien einzuwirken und dieselben vor dem Gifte der medicinischen Moden zu bewahren. Letztere hat es, wie die Geschichte nachweist, zu allen Zeiten gegeben, vorzüglich aber nachdem, durch den westphälischen Frieden, die vorher bestehenden deutschen Nationaltrachten verdrängt wurden, und auf diesem Gebiete die französische Mode sich einbürgerte. Dies Contagium verbreitete sich seit dieser Zeit epidemisch auf Kunst, Wissenschaft und Sitte. Natürlich stand die Medicin fortwährend unter diesem Einflusse. In keiner Periode der deutschen Medicin war die Depravation aber so weit gediehen als in der gegenwärtigen Zeit, wo die heutige Medicin sich nicht schämt, sich selbst nach der Mode zu taufen und in dem Namen moderne Medicin einen Ehrennamen findet; ein Beweis, dass noch niemals die Mode einen so absoluten Einfluss auf die Medicin ausgeübt hat; es thut dar, dass die heutige Arzeneikunde das offene Bekenntniss ablegt, unter dem Einflusse der Mode zu stehen, dass sie also eine reine Modemedicin geworden ist, und damit ihr Endziel aus den Augen verloren hat. Daher die jetzige Verzweiflung und Rathlosigkeit, oder die apodiktische Sicherheit des jungen Mediciners, daher die handwerksmässige, schablonenartige Heilmethode am Krankenbette, statt des künstlerischen Individualisirens der Classiker. Dass es soweit gekommen, daran sind nicht Diese Schuld, sondern die Systematiker und die Sectirer, die in der Medicin dieselbe Rolle spielen wie in der Religion die Ultramontanen, die Orthodoxen, die krassen Pietisten und die, das Dogma über die Moral setzenden, Gläubigen aller Confessionen. Vielmehr gaben sich die Classiker von Anfang an bis jetzt alle nur mögliche Mühe, die Moden zu bekämpfen. Wichmann schrieb in dem hannoverschen Magazin, einem damals vielgelesenen schönwissenschaftlichen Blatte, einen trefflichen Aufsatz gegen die Moden, ebenso Zimmermann gegen das damalige podagraische Modemittel „Guajakholzharz und Taffia," sowie gegen die Manie der damaligen hannoverschen Aerzte, in jeder Krankheit ein Nervenfieber zu wittern. Marx eifert gegen die Schneemann'schen Speckeinreibungen beim Scharlach, die in neuerer Zeit die Köpfe der Aerzte verwirrte und alle Denkfaulen zu Proselyten machte. Da die Mode eine specifische Tochter Frankreichs ist, so bewährten sich die Classiker hier auch als Patrioten, indem sie nicht bloss die Mode, sondern überhaupt den französischen Einfluss zurückwiesen. Hauptsächlich durch erstere hat Frankreich einst die Welt erobert. Das Wort lässt sich zum Glück nicht einmal in die deutsche Sprache übersetzen. In der Medicin hat die Mode aber dasselbe Unheil gestiftet als in früheren Jahrhunderten die Tradition und die Auctorität. Am meisten Unsegen verbreitet die Mode in der Therapie selbst. Auf Aerzte, die ihr huldigen, passt das bekannte Wort Boerhave's über die Aerzte, das diese ihm so übel genommen haben. Marx sagt von ihr: „die Modesucht ist incurabel, weil sie selbst in der Therapie eine Rolle spielt."

Dagegen waren es vorzugsweise die Classiker, die mit der grössten Bestimmtheit und dem brennendsten Eifer wirkliche Fortschritte der Medicin bei den Aerzten und bei dem Publicum zur Anerkennung zu bringen sich bemühten. Erst Werlhof gelang es, nach heftigem Kampfe den Gebrauch der Chinarinde in Deutschland durchzusetzen. Hensler und Wichmann machten sich am meisten verdient um die allgemeine Inoculation der Blattern in Deutschland, während die damalige allmächtige Wiener Schule unter von Haën mit Macht sich dagegen stemmte. Letzterer führte den Reigen aller Gegner der Inoculation; mit einer Leidenschaft, die

einer besseren Sache werth gewesen wäre, bekämpfte er die segensreiche Methode der Lady Montague, ja, er scheute sich nicht, an die Verläumdungen eines Condamine selbst zu glauben und öffentlich Zeugniss für sie abzulegen. Heim strebte später mit grossem Eifer für die Einführung der Vaccination und war in Berlin der erste, welcher mit Erfolg impfte. Marx und Krukenberg verdanken wir die Einführung der Auscultation in Deutschland.

Bei allen ihren Kämpfen lag den Classikern aber nichts ferner als Streitsucht. Das Streiten an sich hassen sie vielmehr, als mit dem Wesen ihrer hohen Kunst im Widerspruch stehend. Wie würdevoll benimmt sich Werlhof in seinem Kampfe gegen Hahn und Goelike! Wie ruhig bleibt Wichmann in dem durch seine „Aetiologie der Krätze“ und „Dentitionstheorie“ entbrannten Streite! Als er in dem hannoverschen Magazin wegen seines Aufsatzes über die Moden angegriffen wird, anwortet er gar nicht. Stieglitz lässt es sich ruhig gefallen, als die Gegner des thierischen Magnetismus, den er geistig todt gemacht, an der Spitze Ziermann's über ihn herfallen. Marx hüllt sich in Stillschweigen, als seine Schriften geplündert, und die gröbsten Plagiate an ihm verübt werden.

Durch ihre isolirte Stellung, im Gegensatz zu den Sectenstiftern, zeichnen sich die Classiker ferner aus. Man kann sich einen Solchen nicht anders als isolirt denken. Sich mit jedem Arzte und Collegen auf Du und Du zu stellen, wäre bei aller Humanität, die die Classiker auszeichnet, eine Verläugnung ihres Ichs, ein Wegwerfen ihres Selbst! Von ihrem eigenen Werth durchdrungen, haschen sie nicht nach dem Lobe der Zeit und dem Beifall einer kopflosen Menge, sie suchen weder sich Cliquen zu bilden, noch Cliquen anzuschliessen, wie dies ein charakterisches Zeichen aller dii minorum gentium ist. Auch in dieser Hinsicht gleichen sie den Classikern unter den Dichtern. Dichterlinge bildeten von jeher die Dichterschulen, wie die deutsche Literatur sie in Menge aufweist; ich will nur an den Hainbund, die schlesische Schule und an die jüngste, die romantische, erinnern. Die Fürsten der Dichter standen aber stets ausserhalb und überhalb der Schulen. Weder Lessing noch Schiller, noch Goethe bildeten eine solche. Sehr schön sagt in dieser Beziehung Lessing von sich: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz ausser dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemandem und helfe Niemandem und lasse mir von Niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreissig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich keinen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können zwischen sie schwärmen, aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muss sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt.“

Wenn die isolirte Stellung der Classiker bei Einzelnen in Carricatur und Arroganz ausartete, wie z. B. bei Zimmermann, und nicht in der Majestät der tausendjährigen Eichen des Urwaldes, wie bei Marx, erscheint, so kann dies von uns noch nicht so getadelt werden als das umgekehrte Gebahren der heutigen Themissone, durch einen Tross von unmündigen Schülern, denen oft nicht einmal die Elemente ihrer Wissenschaft geläufig sind, bei dem reichen und vornehmen Pöbel durch alle nur möglichen Mittelchen sich ein ephemeres Ansehen verleihen zu wollen. Die Classiker sind aber durch-

aus nicht charakterlos, weil sie keiner Secte angehören. Gerade das Parteiergreifen macht charakterlos, weil es sich stets auf ein Extrem bezieht. Der wahrhaft grosse Arzt steht über den Parteien und dadurch bewahrt er seinen Charakter. Das geflügelte Wort: Parteilos heisst charakterlos sein, ist eine blosse Phrase.

Wie die Classiker in ihrer Isolirtheit, die die gewöhnlichen Aerzte unglücklich macht, als wahre Künstler sich wohl befanden, eben so legten sie alle den grössten Werth auf die Unabhängigkeit und Freiheit ihrer Lebensstellung. Daher finden wir beinahe gerade so viele unter den praktischen Aerzten als unter den Universitätslehrern. Denn die Stellung eines Lehrers legt manche Beschränkung auf, in die nicht jeder Classiker sich hätte finden können. Werlhof selbst schlägt daher einen Ruf nach Helmstädt und Göttingen aus, lässt es sich aber sehr am Herzen liegen, die medicinische Facultät Göttingen mit den ersten Gelehrten zu besetzen. Zimmermann weisst einen Ruf nach Göttingen ab, um später Werlhof's Stelle anzunehmen. Heim zauderte lange, ehe er seinen freien unabhängigen Aufenthalt in Spandau mit der Residenz Berlin vertauschte; mit dem Hofleben brouillirte er sich bald. Zimmermann wollte nicht als Knecht behandelt sein, trotzdem dass Fürsten um seine Person sich rissen. Eben weil er die Einsamkeit und Isolirtheit liebte, konnte er sein treffliches Buch über die Einsamkeit schreiben. Nachdem Marx, als Mitstifter der deutschen Burschenschaft, auf Befehl der preussischen Regierung in Wien in den Kerker geworfen war, drei Vierteljahre darin schmachten musste, würde er es nicht ausgehalten haben, wenn er nicht vorher an ein Stillleben sich gewöhnt und Zimmermann's herrliches Buch „über die Einsamkeit," das erste Buch, dessen Lectüre ihm bewilligt wurde, die Kerkerluft ihm erträglich gemacht hätte. Hensler konnte sich erst im späten Alter entschliessen, eine Professur in Kiel anzunehmen. Auch in dieser Isolirtheit zeigt sich ihre Genialität, ihre eigentliche Künstlernatur. Loben wollen wir diesen Zug nicht unbedingt. Denn wie mancher Classiker hätte an einer Universität einen grösseren Wirkungskreis finden können, wenn er auch in diesem Punkt sich selbst zum Opfer gebracht hätte!

Alle Classiker, obwohl oder weil sie isolirt da stehen, charakterisiren sich durch ihren Kampf gegen die medicinischen Systematiker. Schon durch ihre Stellung unterscheiden sich diese von ihnen und stehen in einem schneidenden Contraste. Denn deren ganzes Streben war darauf gerichtet, einen möglichst grossen Kreis von Schülern und Anhängern sich zu sichern. Man könnte beinahe sagen, alle Eigenschaften, durch welche die Classiker sich auszeichnen, vermisse oder suche man vergeblich bei den Systematikern. Charakteristisch für alle diese ist, dass sie vom Anfang der wissenschaftlichen Medicin an bis auf den heutigen Tag, den Versuch gemacht haben, die Medicin in das Prokrustesbett ihres Systems einzuzwängen, vor allen Dingen aber die Therapie nach ihrer einseitigen Theorie kanonisch auszuüben sich bestrebten. Dabei müssen wir bemerken, dass wissenschaftliche und systematische Medicin gewöhnlich mit einander verwechselt werden. Jeder Systematiker glaubt im Besitz der Wissenschaft zu sein und beansprucht für sein System den Namen der Wissenschaftlichkeit, wenn es auch auf dem lockeren Sande von blossen Hypothesen aufgebaut ist. Er bemüht sich, die Empiriker in den Verruf der Unwissenschaftlichkeit zu bringen. Ohne Unterschied waren auch die begabtesten Sectenstifter einseitig; entweder sie litten an einem zu scharfen Verstande oder an einer zu schöpferischen Phantasie oder ihre Geisteskräfte waren nicht harmonisch entwickelt. Alle stellten irgend ein beliebiges Dogma, dem oft nur das Prädicat der Wahrscheinlichkeit zukam, als unumstössliches Axiom auf, das sie entweder mit Scheingründen zu beweisen suchten oder dessen Beweis

sie von vorneherein für überflüssig erklärten. Die Systematiker und Sectenstifter bedeuten in der Medicin nichts Anderes als die Stifter der dogmatischen Religionen auf dem Gebiete des Glaubens. Jeder von ihnen behauptet in dem Besitz der allein seligmachenden Medicin, resp. Religion zu sein, jeder zeichnet sich meistens durch blinden Fanatismus und Zelotismus aus, jeder sucht mit allen nur denkbaren Mitteln für sich Propaganda zu machen, jeder bekennt sich offen oder versteckt zu dem jesuitischen Grundsatz, der Zweck heiligt die Mittel, jeder erliegt aber endlich dem Zahne der Zeit, verschwindet von der Bühne, um einem Andern wieder Platz zu machen. Die wahre Medicin und die wahre Religion jedoch wird von ihnen mit einem dichten Schleier verhüllt. Trotzdem sind sie stets die Tonangeber in der Medicin und wenn oft auch geistige Schwachköpfe, so verstehen sie es doch, durch niedrige und gemeine Mittel sich gross zu machen. Sie buhlen nur um die Gunst des Augenblicks, sie leben allein für die Gegenwart und sind mit deren Lobe zufrieden. Im Gegensatz davon überlassen die Classiker in Resignation das Urtheil über sich der Geschichte. Jene gleichen epidemischen Krankheiten, sie nehmen, so lange sie regieren alle Aufmerksamkeit in Anspruch, sie beherrschen Alles, Jeder fürchtet sich vor ihnen. So sind die Stimmführer im Munde Aller, ihr Miasma steckt an. Wenn aber die epidemische Constitution sich verändert, verschwinden sie eben so plötzlich, als sie gekommen sind, und nur die Erinnerung an sie bleibt zurück, und man wundert sich, wie man sich von ihnen hat beherrschen lassen können. Ihr Wirken lässt keinen oder wenig Segen zurück, meistens Tod und Kummer. Das Brown'sche System z. B. hat gewiss eben so viele Menschen geopfert als die schlimmste Pockenepidemie. Der Classiker Verdienst ist, allezeit gegen die Finsterniss und den Irrthum der Systeme angekämpft zu haben. Konnten sie dieselben mit Einem Schlage nicht vernichten, so waren sie doch beständig leuchtende Polarsterne und in dem wirren Labyrinthe der Schulen rettende Theseuse denjenigen Aerzten, denen es wirklich um Licht zu thun war. So kämpfte Werlhof indirect durch seine historische Abhandlung über die Methodiker gegen die Stahlianer und Hoffmannianer. Als der König von Preussen Friedrich II. Zimmermann fragte: „d'après quel système traitez-vous vos malades?“ Antwortete er: „Votre majesté, d'après aucun“. Stieglitz gab dem Brownianismus, der Homöopathie und dem thierischen Magnetismus den Todesstoss. Zimmermann spielte sogar eine culturhistorische Rolle, nicht bloss die einseitigen Systeme wurden in ächt philosophischem Geist von ihm bekämpft, sondern er begab sich auch auf den Markt der Tagespolitik und stritt gegen die falschen Richtungen auf dem Gebiete des socialen Lebens. Die französische Revolution sah er mit divinatorischem Blicke voraus. Marx besiegte in glänzender Polemik die allmächtige, naturwissenschaftliche Schule der Gegenwart.

Fragen und forschen wir jetzt nach den Ursachen, die die Classiker stark genug machte, von dem reissenden Strudel der Systeme und Secten nicht bloss nicht ergriffen und mit fortgerissen zu werden, sondern sogar dieselben zu zerstören und zu vernichten, so ergibt sich die Antwort von selbst. Einmal verdanken sie ihren Sieg, den richtigen Principien und Maximen, die sie von dem Wesen ihrer Wissenschaft und Kunst hatten. Wir müssen dies den inneren Grund nennen. Diese ihre Auffassungsweise bewahrte sie vor Beschränkung ihres geistigen Horizontes, bewirkte [illegible]ehr, dass sie stets einen universellen Standtpunkt sich bewahrten, was [illegible]sicherste Mittel gegen Einseitigkeit und Beschränktheit ist. Weil sie [illegible]dem ganzen Menschen widmeten und denselben als die Krone der [illegible]fung, als das Ziel ihres Wissens und Könnens betrachteten, mussten

sie von selbst Alles von sich fern halten, was diese Richtung beeinträchtigen konnte. Diese ideale Auffassung führte natürlich auch auf dem Gebiete der Therapie zu anderen Resultaten als die moderne Auffassung sie liefert, nach der man den Menschen als reines Naturobject behandelt, ihn mit der Natur identificirt. Denn während die moderne Medicin nur eine physiologische Anthropologie kennt und lediglich zu ergründen sucht, was die Natur aus dem Menschen macht, strebten die Classiker dahin, in allen Beziehungen zu erforschen, was der Mensch, allerdings ein Theil der Natur, aber durch seinen Geist und freien Willen über der Natur stehend, aus sich selber macht und machen kann. Diese höchste Auffassung der Medicin, die letztere gleichsam in das Centrum aller Wissenschaften und Künste stellt, befähigte die Classiker, mit allen diesen Fühlung zu behalten, den gegenseitigen Einfluss derselben auf die Medicin und letzterer auf jene zu erkennen und zu würdigen. Als das Prisma, das alle diese Strahlen harmonisch zu einer Farbe wieder vereinigt und die Krönung des Gebäudes der classischen Medicin genannt zu werden verdient, erscheint uns die von Marx gegründete „ethische Medicin."

Diese Vielseitigkeit der Classiker, die sie antrieb, so verschiedenartige Disciplinen mit Erfolg zu bearbeiten, contrastirt auffallend mit der vielgeschäftigen und doch wenig schaffenden Thätigkeit der Specialisten, dieser Missgeburt des 19. Jahrhunderts. Denn die Specialisten lieferten, weil sie von vorneherein sich beschränkten und beschränken mussten und also das Gegentheil thaten von dem, was Kant anräth: „man suche seinen Horizont immer mehr zu erweitern als zu verengen" (Logik von Immanuel Kant S. 58) nur Fragmente zum wirklichen Aufbau ihrer Specialität. Die Geschichte wird hierüber zu Gericht sitzen (siehe meine Abhandlung über den Specialismus in der Medicin, deutsche Klinik 1862). Trotz oder wegen ihrer Vielseitigkeit waren es die Classiker, die am meisten zum Auf- und Anbau der einzelnen Disciplinen der Medicin beitrugen. Ueber die Universalität der Classiker uns hier eingehend zu verbreiten, halten wir für überflüssig, da die einzelne Schilderung derselben die Wahrheit unseres Ausspruches hinlänglich beweisen wird. Wir wollen hier nur daran erinnern, dass Werlhof auch mehr als ein mittelmässiger Dichter war und durch eine Universalität auf allen Gebieten des Geistes sich auszeichnete, die Staunen erregt, dass Zimmermann unter den Classikern der schönwissenschaftlichen Literatur einen ebenso ehrenvollen Platz einnimmt als unter den Aerzten und mit Pope und Thomson nicht minder vertraut war als mit Homer, Virgil und den besten französischen Dichtern, dass auch Hensler sich in der Dichtkunst versuchte, und ein Mäcenas letzterer war. In Stieglitz sehen wir einen der tiefsten Kenner Lessing's; Heim hatte bei seiner sehr grossen Praxis doch noch Zeit genug, sich zu einem der gründlichsten Mooskenner auszubilden, Marx ist, so zu sagen, in allen Branchen sattelfest, hat sich aber hauptsächlich als feiner und gründlicher Kupferstichkenner einen Namen erworben und besitzt eines der werthvollsten und kostbarsten Cabinette in Deutschland.

Principien allein genügen nicht, sie müssen von richtigen Methoden, zu denken, zu forschen und zu untersuchen begleitet sein. Seit dem Alterthum lassen alle auf zwei sich zurückführen, jede der beiden hat die grössten Denker, Philosophen, Aerzte und Naturforscher zu ihren Anhängern; die Medicin erlitt seit Hippokrates das Schicksal, wie ein Fangball von den Händen der einen Methode in die der anderen zu fallen, jede sucht die Wahrheit zu fördern und fördert sie auch thatsächlich, aber ein stetiger, wirklicher, nicht mit Einseitigkeiten verknüpfter Fortschritt wird, nur dann errungen, wenn man sich nicht blindlings auf eine derselben verlässt, son-

dern auch der anderen Rechte einräumt. Fortwährend trifft man unter den Aerzten eine grosse Unklarheit über diese Methoden an, man überzeugt sich täglich davon, dass selbst solche Männer, deren Stellung es mit sich bringen sollte, in dieser Beziehung ein klares Wissen zu haben, die Begriffe und die Namen dieser Methoden beständig mit einander verwechseln. Wir wollen hier nur zwei Beispiele anführen. So sagt Kieser (System der Medicin B. I S. V.) „Es gibt im Allgemeinen zwei Weisen, zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen, die, von zwei verschiedenen Standpunkten ausgehend, nach einem Ziele führen, nämlich die der Speculation und die der Erfahrung; jene, welche auch die analytische heisst, die vom höchsten Princip ausgehend, durch Deduction die einzelnen Wahrheiten aus dem höchsten Princip der Wahrheit ableitet; diese, welche synthetisch verfahrend, durch Induction die besonderen Wahrheiten zu vereinigen sucht.“ Noch verworrener äussert sich der, in religiösem Mysticismus befangene, Rudolf Wagner. Er sagt (Encyklopädie und Methodologie S. 6): „bei der Untersuchung verfahren wir synthetisch, wir erheben uns von der vereinzelten Erscheinung zu allgemeinen Resultaten, von der Manigfaltigkeit zur Einheit. In der Darstellung gehen wir von allgemeinen Resultaten aus und zeigen dann das Besondere; wir tragen die Ideen in die Anschauungen und gehen den analytischen Weg“. Wenn solche Männer, die gewissermassen als Matadore der Wissenschaft angesehen werden, solche Unklarheiten sich zu Schulden kommen lassen, was soll man dann von den gewöhnlichen Aerzten sagen? Desshalb ist es nothwendig, hier festzustellen, durch welche Hauptmerkmale die Methoden sich von einander unterscheiden. Deduction ist das Argumentiren aus Principien, Induction das Argumentiren auf Principien. Durch die Deduction schreitet man vom Grossen zum Kleinen, vom Allgemeinen zum Besonderen, von den Ideen zum Sinnlichen, vom Abstracten zum Concreten. Dagegen geht die Induction vom Kleinen zum Grossen, vom Besondern zum Allgemeinen, vom Realen zum Idealen, vom Concreten zum Abstracten. Reine Induction nennt man es, wenn von vielen Dingen auf alle Dinge einer Art geschlossen wird. Dagegen nennt man es Analogie, wenn man von vielen Bestimmungen und Eigenschaften auf die übrigen, sofern sie zu demselben Princip gehören, schliesst. Kant gibt folgende Definition: „die analytische Methode fängt von dem Bedingten und Begründeten an und geht zu den Principien fort (a principiatis ad principia): die synthetische hingegen geht von den Principien zu den Folgen oder vom Einfachen zum Zusammengesetzten. (Logik. S. 230). Die erstere könnte man auch die regressive, letztere die progressive nennen.“ In Bezug auf die Namen bemerken wir, dass „apriorisch,“ „deductiv,“ „synthetisch,“ „idealisch,“ identisch, wenn auch nicht vollständig, congruent sind, ebenso „analytisch,“ „inductiv,“ „aposteriorisch“ und „realistisch.“ Die erste Methode hat man auch ganz bezeichnend von oben und innen ausgehend genannt, die letztere von unten und aussen ausgehend. Erstere sucht durch den Geist Alles zu erforschen, letztere durch die Sinne und das Experiment. Da nun der Mensch aus Körper und Geist besteht, so wäre diese Thatsache schon hinreichend gewesen, zu constatiren, dass eine Methode niemals allein ausreiche, sondern dass stets beide Methoden angewendet werden müssen. Wenn nun auch die Geschichte beweist, dass jede Methode allein die Wahrheit zu Tage gefördert, so beweist dieselbe an eben so vielen anderen Beispielen, dass jedes Verfahren isolirt angewandt, zu Irrthümern geführt hat.

In Bezug auf die Medicin bemerken wir, dass von Galen's Zeiten an die deductive Methode beinahe die ausschliessliche Oberherrschaft hatte. Da

erschien Bacon von Verulam, vernichtete die Hegemonie derselben und setzte dafür die Induction auf den Thron. Es ist hier nicht der Ort, die Schicksale dieser beiden, sich oft bekämpfenden und feindlich gegenüberstehenden Methoden, für die deutsche Medicin zu entwickeln, es genügt, die Thatsache anzuführen, dass im Anfange dieses Jahrhunderts durch den Einfluss der naturphilosophischen Schule die synthetische Methode die meisten Gelehrten für sich hatte, dass augenblicklich dieselbe aber ganz in den Hintergrund gedrängt ist, und die Induction in allen Wissenschaften einen Absolutismus und eine Despotie ausübt, wie wir es niemals in der Geschichte beobachtet haben. Daher denn jetzt die reine Herrschaft der Sinne und des Sinnlichen. In Bezug auf die Stellung der Sectirer und Systematiker in der Medicin möge die Bemerkung genügen, dass sie sich vorzugsweise des Compasses der Deduction bedienten.

Der Classiker nicht geringstes Verdienst, das ihnen Niemand streitig machen kann, ist, auch hier die goldene Mittelstrasse gewandelt zu sein. Man ist berechtigt zu sagen, dass, bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, kein Classiker einer Methode sich ausschliesslich bediente, dass sie vielmehr Alle das Streben hatten, beide miteinander zu verbinden, wenn es auch nicht Allen in gleicher Weise gelang. Einige von ihnen, je nach ihrer Individualität und ihrem Charakter, neigten sich mehr der Induction, Andere mehr der Deduction zu. Ernst Wichmann könnte man als denjenigen bezeichnen, der bis zum äussersten Punkte der Analyse vordrang.

Eine andere Neigung charakterisirt die Classiker, und besteht auch hierin eine Aehnlichkeit mit denen unserer schönwissenschaftlichen Literatur. Alle haben nämlich eine hervorstechende Liebe für die Sprache und Werke der Engländer bewiesen und sich ihre grossen neueren Aerzte zum Beispiel und Muster genommen. Ein politisches Ereigniss, die Besitzergreifung des grossbritannischen Thrones durch das Churhaus Hannover, muss als veranlassende Ursache aufgefasst werden; die hannoverschen Aerzte wurden dadurch schon von selbst darauf hingewiesen, der englischen Sprache mächtig zu werden, mit der englischen Literatur sich vertraut zu machen. Die politische Bedeutung, dass das Haus Hannover auf den englischen Thron gelangte, ist bei weitem nicht so hoch anzuschlagen als die culturhistorische. Denn hierdurch begann die erste Reaction gegen den, seit dem westphälischen Frieden allmächtigen, Einfluss Frankreichs, und England wirkte ebenso günstig auf die Bildung der classisch-schönwissenschaftlichen als -medicinischen Periode ein. Letztere entwickelte sich auch nicht als Blüthe des medicinischen Lebens der Aerzte, sie war kein Endabschluss im Höhepunkte aller einzelnen Disciplinen, sondern sie trat auf, trotz der herrschenden Schulen, Secten und ihr im Wege stehenden Hindernisse, trotz des gänzlichen Verfalls des socialen Lebens der damaligen Deutschen. War aber zu irgend einer Zeit das deutsche Volk mehr vom staatlichen Leben entfernt als in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts? Denn besteht nicht die politische Blüthe in der Selbstregierung? Gab es eine Zeit, wo der Absolutismus, der Feudalismus, der Papismus, der Jesuitismus mächtiger war, als damals? Auch darin sind die medicinischen Classiker den schönwissenschaftlichen ähnlich, dass sie also nicht als der Ausdruck ihrer Zeit aufzufassen sind. In der Geschichte muss man unterscheiden zwischen Männern, die gleichsam eine Verkörperung der Ideen der Zeit darstellen. Sie sind der Ausdruck und der Concentrationspunkt bestimmter Ideen und geistiger Bewegungen der Gesammtheit. So repräsentiren Hoffmann, Stahl und Boerhave den medicinischen Geist ihres Jahrhunderts. Umgekehrt wirken sie

wieder auf ihre Zeit zurück; sie sind sowohl Organe, durch welche sich der medicinische Zeitgeist ausspricht als auch Werkzeuge, die derselbe bildet, formulirt und in ein System bringt. Sie haben daher bald eine schlimme, bald eine gute Wirkung. Solche Männer sind nur nach und aus den Ideen ihrer Zeit zu beurtheilen. Anders die medicinischen Classiker, sie sind keine Producte ihrer Zeit, sondern stehen immer über derselben. Ihre Hauptwirksamkeit erstreckte sich stetsauf die Zukunft; nicht aus dem engen Rahmen ihrer Zeit, sondern nur aus der ganzen Geschichte können sie begriffen werden.

Durch ihre besondere Vorliebe für die classische englische Literatur unterscheiden sich die Classiker von der grösseren Mehrzahl der deutschen Aerzte, deren Augen seit dem westphälischen Frieden beharrlich auf Paris und Frankreich gerichtet waren. Bei unseren Systematikern par excellence lässt sich der französische Einfluss oft im Detail nachweisen. Wenn wir aber die englische und französische Literatur einer genauen Prüfung unterwerfen, so wird jeder Unparteiische zu der Ueberzeugung gelangen, dass, soweit die englische Nation im Ganzen die französische überragt, soweit auch die englische medicinische Literatur über der französischen steht. Die Franzosen hatten ohne Frage grosse Aerzte, Alles in Allem genommen, können sie aber mit den Engländern nicht rivalisiren, namentlich nicht, was Genauigkeit der Beobachtung und Wahrheitsliebe anbetrifft. Das 18. Jahrhundert ist das Blüthealter der classischen englischen Literatur. Augenblicklich macht sich ein Verfall auch dort geltend. Nur innere Sympathie konnte es sein, was die deutschen Classiker nach England hinzog. Ist es doch eine stammverwandte Nation, und ist das Grundelement des Engländers das anglosächsische und friesische! Vergleichen wir die beiden Mischvölker, die Franzosen und Engländer mit einander, so finden wir, dass bei den Franzosen als aus Galliern, Römern und Franken hervorgegangen, das celtoromanische Element, dass dagegen bei den Engländern als aus den alten Britten, Römern, Angelsachsen, Friesen und Dänen hervorgegangen, das deutsche Element das Uebergewicht hat. Man kann dreist behaupten, dass die guten Eigenschaften durch welche die Germanen sich auszeichneten, alle bei den Engländern angetroffen werden, ja in erhöhter Potenz sich ausgebildet haben, während bei den Franzosen die guten Eigenschaften der Franken meist verloren gegangen, und die Nationalfehler der alten Gallier durchaus nicht abgelegt sind (siehe hierüber deutsche Klinik 1871, Nro. I: die Stellung der auswärtigen Presse zum heiligen Kriege von Dr. Heinrich Rohlfs.) Auf die französische Raçe scheint die deutsche Vermischung keinen nachhaltigen geistigen Einfluss hervorgebracht zu haben. Wenigstens sind die heutigen Franzosen noch ebenso grossprahlerisch, neuerungssüchtig und lügenhaft (siehe Gruner: Nosologia historica) als die alten Gallier. Anders ist es mit den Engländern. Vergleicht man die Ureinwohner Englands, die Waleser, die sich in Nord- und Südwales (siehe medicinische Reisebriefe von Heinrich Rohlfs) rein und unvermischt bis auf diesen Tag erhalten haben, mit einem Engländer, so kann es keinen grösseren Contrast geben. Die Waleser, ein kleiner, zusammengeschrumpfter, untersetzter Menschenschlag mit meist braunen Augen und schwarzen, struppigen Haaren, die Engländer schlank, hoch gewachsen, mit den schönsten blonden Haaren und blauen Augen, wie Tacitus die alten Germanen schildert. Die blonden Haare, die blauen Augen und der zarte Teint der Haut bilden wenigstens bei der Mehrzahl der Engländer den hervorstechendsten Typus. Dies ist aber offenbar ihr Erbtheil von Deutschland. Man darf daher dreist behaupten — freilich werden die enragirten Engländer es nicht gern hören — dass das Germanenthum sich dort

körperlich und geistig reiner erhalten hat, als bei uns in Deutschland; denn nirgends findet man den friesich-angelsächsischen Typus schöner als in England. Wunderbar ist es freilich nicht, wenn man bedenkt, dass die Blüthe der Friesen und Anglosachsen unter Hengist und Horsa Albion eroberte und fortwährend die Jugend nach sich zog, während die Alten, die Schwachen und Gebrechlichen in ihrer Heimath zurückgelassen wurden. Wenn England demnach, körperlich am reinsten, die germanische Raçe repräsentirt, so ist auch eine geistige Tugend bei ihnen ausgebildet, die wir ohne Frage als eine deutsche bezeichnen müssen, das ist die schon oben genannte Wahrheitsliebe. In dieser Beziehung stehen die Engländer im diametralen Gegensatze zu den Franzosen, die, wenn sie auch nicht alle geradezu lügen, es doch keineswegs immer mit der Wahrheit sehr genau nehmen. Bei den Engländern ist der Ausdruck Lügner ein grosses Schimpfwort, und wie der Hass gegen die Lüge durch die ganze Nation geht, so zeichnen sich ihre bedeutenden Aerzte durch eine Wahrhaftigkeit aus, dass Alle, die ihre Schriften lesen, schon hierdurch auf das Mächtigste angezogen werden. Dieselbe tritt uns ebenmässig bei den deutschen Classikern entgegen, und unterscheiden sie sich auch hierdurch von den gewöhnlichen Aerzten und Schriftstellern, die oft nur eine Behauptung aufstellen, eine Beobachtung ersinnen, ein Mittel empfehlen, um sich einen Namen zu machen. Vor allen aber zeichnen sich die Classiker durch ihre Wahrheitsliebe vor den meisten Systematikern aus. Obgleich erstere durchaus nicht in chronologisch continuirlicher Verbindung miteinander stehen, so ist ihre Vorliebe für englische Literatur doch ein Merkmal, das alle charakterisirt. Werlhof correspondirt mit seinem Freunde Haller in englischer Sprache, während damals die lateinische noch die gewöhnliche war, mit Pringle war er in inniger Freundschaft verbunden. Wichmann ging von Paris nach London, weil die französische Medicin ihn nicht befriedigte und führte nachher viele der besten englischen Schriftsteller in Deutschland durch Uebersetzungen ein; eben solche Vorliebe für die englische Literatur hegten Zimmermann und Stieglitz, Heim correspondirte mit seinem Freunde Muzell nur in englischer Sprache, Krukenberg übersetzte Thomson und machte auf Wardrop aufmerksam. Marx schrieb nicht bloss ein vortreffliches Buch über England und die englische Medicin, sondern wirkte wie auch Zimmermann wieder auf England zurück, indem mehrere ihrer Schriften ins Englische übersetzt wurden. Ebenfalls wies Marx die Engländer auf hervorragende deutsche Aerzte hin, und Laycock, der Fragmente von Unzer und Proschaska 1850 ins Englische übersetzte, um seinen Landsleuten zu zeigen, dass die bekannte Marshall-Hall'sche Entdeckung im Grunde schon vor Unzer und Proschaska gemacht sei, sagt desshalb in der Einleitung zu diesen Werken: „I have most cordially to acknowledge my great obligations to my friend Professor Marx of Göttingen, for his kindness in supplying this list together with much information bearing on the life and writings of both Unzer and Proschaska and also for his great readiness to render me all the assistance in his power in perfecting the translation of the „Erste Gründe".

Die Classiker liessen sich nie durch den Geist ihrer Zeit beherrschen. Strenges Masshalten in Allem ist ein bei ihnen hervorstechender Zug. Wie sie den ganzen Schwerpunkt ihres Denkens und Handelns stets auf die Therapie legten, so beobachteten sie, den einzelnen Disciplinen der Medicin gegenüber, immer die Stellung, dass sie dieselben nur als Mittel, niemals als Zweck ansahen. Fern lag es ihnen, dass sie sich schon für grosse Aerzte gehalten, wenn sie ihre Kräfte vorzugsweise einer besonderen Disciplin gewidmet und nicht zugleich und hauptsächlich das Heilen der Krankheiten für ihren Lebensberuf angesehen hätten. Vielmehr erkannten sie

sehr weise, dass weder die Kenntniss der blossen Anatomie, der reinen Physiologie, der allgemeinen Pathologie, der blossen Diagnostik an und für sich den Arzt zum Heilkünstler mache. Der Gründer der medicinischen Diagnostik beanspruchte nichts weniger, als wegen dieses Verdienstes allein für einen grossen Heilkünstler angesehen zu werden. Letzteres verlangte er nur, weil er eben so sicher heilte, wo geheilt werden konnte, als er scharf diagnosticirte. Wenn die Classiker so zu den einzelnen Disciplinen sich stets in das richtige Verhältniss setzten, gilt dies namentlich in Bezug ihrer Stellung zur pathologischen Anatomie. Die wahre Bedeutung derselben für den Therapeuten erkannten sie Alle. Die pathologische Anatomie ist kein Product der unmittelbaren Neuzeit, wie das junge medicinische Deutschland gern glaubt. Wir wollen hier nur an Bonetus und Morgagni erinnern. Da die Classiker ferner alle durch logische Bildung sich auszeichneten, so vermassen sie sich nicht, durch die pathologische Anatomie allein die Ursachen der Krankheiten ergründen zu wollen. Denn das Wesen der Causalität liegt in dem, der Zeit nach Vorhergehenden. Was später erfolgt, kann nie die Ursache, sondern muss allemal die Wirkung sein. Ueberdies unterschieden die Classiker scharf zwischen Ursachen der Krankheit und des Todes, auch ein Unterschied, den die neuere Medicin vergessen hat; denn man braucht nur die medicinisch-statistischen Tabellen der meisten grösseren Städte durchzusehen, um sich davon zu überzeugen, dass in denselben, Krankheits- und Todesursachen fortwährend verwechselt werden. So vielen Nutzen Morgagni durch den Inhalt seines grossen Werkes gestiftet hat, eben so vielen Schaden hat dasselbe durch seinen Titel: „über den Sitz und die Ursachen der Krankheiten" angerichtet. Denn die meisten Aerzte beteten ihm ohne Kritik nach und nahmen seit jener Zeit den Sitz und die Ursachen der Krankheiten für identisch. Und so wurden allmälig die Producte der Krankheiten in die Ursachen derselben verwandelt. Nur in den seltenen Fällen können sie dies sein, wo die Section mathematisch bewiesen hat, dass das Organleiden schon existirte, als die Krankheit begann, dass es früher vorhanden war, als die ersten Symptome der Krankheit sich zeigten.

Dagegen erkannten die Classiker sehr gut, dass der Leichenbefund Auskunft gibt über die Textur der Gewebe im letzten Stadium der Krankheit, des Sterbens und des Todes, unternahmen aber nicht die Sisyphusarbeit, rückwärts von den Krankheitsproducten aus, den Krankheitsprocess sich zurecht legen zu wollen. Dadurch, dass man die Gewebe nach dem Tode kennen lernt, ist es jedoch nicht möglich, mit Sicherheit anzugeben, welche Beschaffenheit dieselben während des Lebens hatten. So kann in der Leiche ein Gewebe anämisch erscheinen, was während der Krankheit durch Blutfülle sich auszeichnete. Wie viele Sectionen geben gar keine Resultate, wir wollen nur an die Epileptiker erinnern und an die spärlichen, unsicheren und widersprechenden Erfahrungen, die man an der Leiche von Geisteskranken machte. Auch als semiotische Bedeutung für alle Stadien der Krankheit gibt die pathologische Anatomie eine geringe Ausbeute, da der Tod doch meistens in einem gewissen Stadium, nicht in allen und am seltensten, im Anfangsstadium der Krankheit erfolgt. Sehr richtig folgerten die Classiker aus allem diesem, dass die Therapie durch die pathologische Anatomie nicht reformirt werden könne. Bei keinem Classiker findet man die Auffassung der modernen Medicin, den Leichenbefund, wie es jetzt in den meisten Fällen geschieht, als Ursache, statt als Wirkung, der Krankheit anzusehen. Diese Anschauungsweise hat zu vieler Verwirrung geführt. So werden die Tuberkel als die Ursache

er Schwindsucht betrachtet, während erstere entweder in heredi-
irer Anlage oder in einer gänzlich perversen Ernährung besteht,
eren Wirkung die Tuberkel sind. Wie schwer ist es oft im einzelnen
alle zu sagen, was als Wirkung der Krankheit, der vorhergegebenen
rzneimittel, der Witterung und der Atmosphäre, der Lage
er Leiche, der beim Tode eintretenden Zersetzung zu betrachten ist.
Vir wollen hier nur an die Magenerweichung erinnern. Eben weil die
lassiker durch allgemein medicinische Principien sich leiten liessen, und
iese ihnen als Compass am Krankenbett dienten, unterschieden sie streng
wischen entfernten und nächsten Ursachen der Krankheiten. Da sie sich
ner philosophisch universellen Bildung erfreuten, erkannten sie die Schwie-
gkeit, aus einem zerstörten Gewebe mathematische Schlüsse zu
ehen, auf einen der Zeit nach vorausgegangenen Zustand; weil
e von einem krassen Materialismus sich fern hielten, sahen sie ein, dass
an die Producte der Section nicht ohne Weiteres mit der Beschaf-
enheit des Gewebes während des Lebens identificiren dürfe.
Venn die Classiker nun in positiver Hinsicht auf die deutsche Medicin einen
ünstigen Einfluss übten, indem sie auf Englands grosse Muster hinwiesen,
nützten sie in negativer Beziehung ebenso sehr dadurch, dass sie Frank-
ichs verderblichen Einfluss zu paralysiren versuchten. Politisch, social
nd wissenschaftlich hat Frankreich stets nachtheilig auf Deutschland
ngewirkt. Denn die französische Medicin ist von der Deutschen ebenso
erschieden, wie der Franzose von dem Deutschen. Ein geistreicher Arzt
at die französische Medicin „in ihrer Beschränktheit vollendet, aber gleich
rer Sprache abgeschlossen und erstorben“ genannt. Dies Urtheil sagt
ieles, doch noch nicht Alles. Charakteristisch im Allgemeinen für die fran-
ösische Medicin ist, dass sie unaufhörlich nach Sensation und Effect
ascht, dass sie mit der Schale und dem Blendwerke zufrieden ist,
nstatt nach dem Kerne und der Wahrheit zu forschen; ihr ganzes Stre-
en geht dahin, etwas in die Augen Fallendes, Aussergewöhnliches zu leisten,
eue Entdeckungen in Cours zu setzen, ephemere Erfolge zu erzielen; da-
ei leidet sie an einem unglücklichen Centralisationssystem, an einem wis-
enschaftlichen Despotismus, da nur Das Anspruch auf Anerkennung
achen kann, was in Paris das Licht der Welt erblickt hat. Dahin gehört
rner das schon oben erwähnte Specialitätenthum, das uns Deutschen, wie
ich den Engländern, von Frankreich importirt wurde. Als dasselbe dort
hon in voller Blüthe stand, und jedes Organ bereits seinen eigenen Prie-
er hatte, wurde es bei uns mit Verachtung behandelt, und die sich auf-
ielenden Specialisten mit den Charlatanen und Homöopathen in eine Kate-
orie gesetzt. Die Classiker führten, wie sie alle Moden bekämpften, auch
iergegen einen Kampf. Trotzdem pflanzte sich dies Contagium allmälig
uf Deutschland fort und fasste eben so festen Boden als in seinem Mutter-
nde. Die Classiker zeigten durch ihr Beispiel, dass ein allseitig durchge-
ildeter Arzt mit Erfolg bald diese, bald jene Disciplin seiner Wissenschaft
ultivirt und, weil von Principien geleitet, in realer Weise dieselbe erweitert
nd fördert, während der Specialist vom reinsten Wasser, da ihm der Ho-
zont verengt ist, wenn er im günstigsten Falle wirklich zur Species der
pecialitätsgenies gehören sollte, höchstens in technischer, manueller
der formeller Hinsicht seine Disciplin erweitert. Ebensowenig liessen sich
ie Classiker durch die, ihnen von Frankreich zugeführte und für ächt ver-
aufte, numerische Methode ködern. Auch hier verhielten sie sich exspecta-
v. Die aus Achenwalls, Süssmilchs, Graunts statistischer Methode hervor-
egangene numerische leidet daran, dass man bei ihr stets von der Voraus-
etzung ausgeht, dass die Beobachtungen, auf die sie sich stützt, glaubwür-

dig und richtig sind, was aber in sehr vielen Fällen nicht zutrifft, und dass die Wahrscheinlichkeitsrechnung sich in speciellen Fällen anwenden lässt. Letzteres ist aber selten möglich, denn Organismen und Krankheiten sind keine so unwandelbaren Factoren wie die Zahlen. Desshalb hat die numerische Methode für die Diagnostik und Prognostik einen gewissen Nutzen, aber einen sehr zweifelhaften Werth für Entscheidung pathologischer und therapeutischer Probleme, da hier complicirtere Processe in Frage kommen, als die numerische Methode zu beantworten vermag. Als diese sich immer übermüthiger breit machte, wies Marx ihr die richtigen Grenzen an.

Auch in diagnostischer und semiotischer Beziehung beharrten die Classiker auf dem Standpunkt, den Vernunft und Erfahrung, als den allein correcten, uns bezeichnen. Eine richtige Diagnose lässt sich nur stellen durch gleichmässige Ermittlung, Prüfung und Verwerthung sämmtlicher objectiven und subjectiven Symptome. Obgleich nun den Classikern das Verdienst gebührt, die physikalische Untersuchungsmethode, die vorzugsweise die objective genannt zu werden beansprucht, in Deutschland zuerst theoretisch und praktisch eingeführt zu haben, so machte sich doch der Einfluss Frankreichs auch in dieser Beziehung so geltend, dass man allmälig in Deutschland dahin kam, nur die objectiven Symptome zu berücksichtigen und zuletzt hauptsächlich nur die, welche, da sie durch den trügerischsten Sinn, das Ohr, aufgenommen werden, die Bezeichnung „objectiv" kaum noch verdienen, die subjectiven dagegen ganz zu vernachlässigen, die anamnestischen Momente und die Aussage der Kranken als ziemlich werthlos zu betrachten. Dies ging so weit, dass die Secundärärzte der Prager Klinik zu einer Zeit sich mit der Virtuosität brüsteten, ohne ein Wort mit den Patienten gewechselt zu haben, allein durch physikalische Untersuchung die Diagnose stellen zu können. Motivirt wurde diese Methode durch die alberne Phrase: „die objectiven Zeichen, die wir selbst auffassen, passiren nur Ein Gehirn, das, was der Kranke uns erzählt, wird erst noch in dem seinigen verarbeitet. Ein solcher doppelter Weg muss sich doppelten Täuschungen aussetzen."

Wenn die Classiker nun der pathologischen Anatomie geben, was ihr gebührt, so waren sie doch weit entfernt, ihr dieselben Rechte einzuräumen, wie die französische gethan, und die heutige Schulmedicin als blinde Nachäfferin derselben adoptirt hat. Die pathologisch-anatomische Schule Frankreichs fehlte darin, bloss die sinnlichen Veränderungen in der Leiche zur Basis der Pathologie zu erheben. Während in Deutschland, die von Schönlein gegründete, naturhistorische Schule mit den äusseren Phänomenen der Krankheit Ontologie getrieben hat, warf die französisch-deutsche Schule diese allerdings über Bord, um desto mehr Ontologie mit den Krankheitsproducten zu treiben. Aetiologie und Therapie geriethen nun vollends in Bedrängniss, und die Folge davon war die Hegemonie des Nihilismus, der, als das Bedürfniss, activ zu sein, nur gar zu bald, sich geltend machte, von einer heroischen Polypharmacie mit kecken Dosen abgelöst wurde. Wenn man hätte glauben wollen, dass eine aus der Todtenkammer hervorgegangene Pathologie selbst bald zum Cadaver verwest, zur Mumie eingetrocknet sein müsste, oder höchstens als Spirituspräparat ein künstliches Dasein hätte führen können, so wäre man im Irrthum gewesen. Trotz des Kampfes der Classiker gegen diese Richtung wurde sie, wie in den Vierziger Jahren die naturhistorische Schule, die augenblicklich allein herrschende und allein seligmachende. Ebenso wenig wie es den liberalen Deutschen gelungen war, die socialistischen und communistischen Ideen Frankreichs zurückzuweisen, ebenso wenig

war es den Classikern gelungen, diese anarchischen, medicinischen Bestrebungen ganz zu besiegen. Vielmehr metamorphosirte sich die französisch-pathologisch-anatomische Schule in die deutsche Cellularpathologie. Diese entpuppte sich aus einer Hülfsdisciplin zur leitenden Herrscherin in der Medicin. Sie wurde nicht benutzt, um die Diagnose des Arztes zu bestätigen oder zu controliren, sondern sie wurde als die Basis der ganzen Medicin proclamirt. So verwandelte sich diese von Paris ausgehende Richtung in der Prag-Wiener Schule und in der Cellularpathologie in eine Carricatur! Die Classiker haben hier hartnäckig gekämpft; wirkungslos aber waren die Worte eines Mannes, der unendlich viel zur Aufklärung pathologischer Fragen beigetragen hatte, John Hunters. Er sagt (Observations on certain parts of the animal oeconomy London 1781): „die Krankheiten, welche den lebenden Körper treffen, sind immer mit dem Lebensprincipe verknüpft, und entsprechen nicht im Geringsten Demjenigen, was man Abweichung im todten Körper nennen könnte. Ohne diese Rücksicht muss unser Urtheil über den Leichenbefund oft sehr unvollkommen oder falsch sein; wir werden natürliche Erscheinungen für abnorme, kranke Theile für gesunde halten; Veränderungen als vor dem Tode gebildet betrachten, die eigentlich nur Folgen desselben sind und umgekehrt andere als natürliche Wirkungen des Todes ansehen, die wirklich Krankheiten des lebenden Körpers waren."

Jetzt nur noch einige Worte über die Stellung der Classiker zu den Empirikern und den Eklektikern. Ersteren pflegt stets eine levis nota anzukleben. Mit Unrecht. Wir haben gesehen, dass die Systematiker oder die Dogmatiker fortwährend die mächtigste Partei in der Medicin waren. Wie diese nun hauptsächlich dadurch sich charakterisiren, dass sie, vermittelst der Theorie, eine wissenschaftliche Medicin sich construiren wollen, so ist das Hauptmerkmal der Empiriker, dass sie um die Theorie sich wenig und gar nicht kümmern und Alles von der Erfahrung allein erwarten. Die Dogmatiker huldigen vorzugsweise der Synthese, die Empiriker der Analyse. In religiöser Beziehung entsprechen sie den blossen Moralisten, das Dogma ganz verwerfend und entweder dem Atheismus oder dem Pantheismus huldigend. Wenn daher die Systematiker die wissenschaftliche Seite der Medicin über Mass auszubilden suchten, so fehlten die Empiriker darin, dass sie zu ausschliesslich das artistische Element derselben cultivirten. Beide müssen desshalb als die zwei entgegengesetzten Pole der Classiker bezeichnet werden. In therapeutischer Beziehung haben die Empiriker nie so viel Unheil gestiftet als die Dogmatiker.

Was nun die Eklektiker betrifft, so unterscheiden sich diese von den Classikern dadurch, dass die universellen Bestrebungen, durch die die deutschen Classiker sich auszeichnen, ihnen mangeln, dass die harmonische Vereinigung, die Vermählung des scientifischen und artistischen Elements, was den Classikern die Signatur gibt, ihnen fehlt. Jeder Classiker ist Eklektiker, aber nicht jeder Eklektiker Classiker. Der Eklektiker sucht eben nur das sich zu assimiliren, was seiner Individualität zusagt: Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann. Desshalb geht die höhere Anschauung der Wissenschaft und Kunst ihm ab. Das bekannte Urtheil, das Bacon von Verulam über die Empiriker abgibt, sie mit den Bienen in eine Kategorie setzend, passt, im Grunde nur auf die Eklektiker.

Werlhof der Grosse.

Literatur.

Diss. inaug. de medicina sectae methodicae veteris ejusque usu et abusu. Helmstadii 1723. 4.

Observationes de febribus, praecipue intermittentibus et ex earum genere continuis, deque earum periculis ac reversionibus praenoscendis et praecavendis, per medelam tempestivam, efficacem adaequatam candide et perspicue propositam, ad viros clarissimos et experientissimos auctores Commercii literarii Noribergensis, qui problema proposuerant de febribus intermittentibus soporosis et apoplecticis. Hannoverae 1732. 4. ibid. 1745. 4. Venetiis 1757. 4. ibidem 1764. 8. Deutsch unter dem Titel: Auserlesene Aufsätze und Schriften über die Fieber und andere wichtige Gegenstände der praktischen Arzneikunde. Zum Gebrauche praktischer Aerzte. Aus dem Lateinischen. Kopenhagen 1785. 8.

Cautiones medicae de limitandis laudibus et vituperiis morborum et remediorum 1734. 4.

Cautionum medicarum tractatus secundus, sive animadversiones de limitanda febris laude et censura corticis Peruviani, quibus observationes de febribus illustrantur defenduntur que adversus censuram disputatoris (F. A. Goelike) de laude febris valde suspecta Hannov. 1734. 4.

Medicinisches Bedenken von dem sogenannten Hinbrüten; in einem Schreiben an den Herrn Pastor Teuber 1734. 4.

Disquisitio medica et philologica de variolis et anthracibus, ubi de utriusque affectus antiquitatibus, signis, differentiis, medelis disserit Werlhof. Accedit Rud. Aug. Behrens, dissertatio de affectionibus a comestis myrtalis. Hannov. 1735. 4.

Actorum medicorum Edimburgensium specimina duo de medicina alterante ex Mercurio et de aurigine ex Anglico sermone Latine reddidit Werlhof. Accedit Epistola ad virum illustrem Joannem Nob. Dom. de Berger de iisdem argumentis et de remedio auriginis Cameriano, ubi simul disputationi de laude febris postremum corollarium additur. ibid. eod. 4.

Bedenken über den Gestank aus dem Munde. Frankf. u. Leipz. 1743. 4.

Gedichte von P. G. W., herausgegeben von der deutschen Gesellschaft in Göttingen; mit einer Vorrede Herrn D. Haller's. Hannover 1749. 8.

Animadversio in novum phosphori genus, in historia Academiae Parisinae descriptum, nec non de usu decocti seminis milii ad alvi fluxum; in Commercio litterario Norico Vol. III p. 133 sqq. — Observatio de cura lactis in podagra non spernenda; ibid. p. 329 sqq. — De ischuria completa, operatione in regione pubis sanata, ibid. 369 sqq. — Observata in sectione pueri ischuria extincti; ibid. p. 395 sqq. Status epidemicus Hannoveranus 1733; ibid. pag. 113, ib. 172, 220, 297, 361. — Observatio de urinae suppressione, cantharidum pulvere sublata deque hujus pulveris in aliis morbis usu; ibid. p. 357 sqq. — De uteri inflammatione feliciter

profligata; ibid p. 298 sqq. Observationes circa tempestatem et morbos epidemicos mense Novembri 1733 Hannover.; ibid. Vol. IV p. 11. sqq. — Observationes meteorologicae hinc illincve; ibid. Obser. de tenellorum convulsione maxillae inferioris; ibid. pag. 42 sq. — de spina ventosa ex laesione per spinam infixam; ibid. pag. 180 sq. De febre maligna contagiosa ex pisciculis putridis; ibid. p. 197 sqq. — de abortu frequenti et lochiis post puerperium nullis; ibid. pag. 202 sqq. — Meditationes super experimentis Bilfingeri, quibus ventilatur quaestio, an aër sanguini pulmonis transeunti misceatur; ibid. p. 211 sqq. — Observ. de usu camphorae interno, cumprimis in febribus acutis; ibid. p. 253. 268. Observata in anatome ursi; ibid. p. 297 sq. — De Leucophlegmatia post purpuram et febrem scarlatinam per lac sulphuris curata; ibid. pag. 315. — De usu pulveris antipleuritici Mynsichti, in pleuritide et arthritide vaga; ibid. pag. 315. — De usu Mercurii vitae coelestis Klaunigii, sive antimonio vitriolato in quartanis; ibid. pag. 370 sq. — De Lumbrico lato; ibid. p. 371. — de venae jugularis sectione; ibid. pag. 372. — De usu spiritus scorbutici Drawizii; ibid. pag. 373. — De operationis necessitate in hernia incarcerata; ibid. Vol. V. p. 3. — De insigni corticis Peruviani ad sphacelum et gangraenam efficacia; ibid p. 3 sq. — Status epidemicus Hannoveranus mensibus Novembris et Decembris 1734; ibid. p. 18. — De anthrace sicco et humido lethali observatio: ibid. p. 18 sq. — de morbo maculoso haemorrhagico singulari; ibid. p 50 sqq. — Status meteoro epidemicus Hannoveranus a. 1738; ibid. p. 18. — Obs. de usu rhei et corticis in hydropicis; ibid. p. 58 sqq. — De vi corticum aurantiorum antifebrili; ibid. pag. 98. — De effectu electuarii mundificantis et Mercurii dulcis in morbis veneriis; ibid. p. 98 sq. — Methodus, qua utitur ad salivationem provocandam; ibid. p. 99. — Methodus, qua utitur ad scabiem sanandam; ibid. pag. 100. — Cogitationes de limitanda convenientia feb. castrensis epidemicae ab Alpino et Kramero descriptae; ibid. p. 122 sqq. — De camphorae usu in purpura et inflammationibus internis; ibid. p. 153 sqq. — Meditationes ulteriores de sanguinis missione derivationis causa instituta; ibid. p. 173. 181. 195. — De verme peculiari cum urina excreto; ibid. p. 282. — De ovarii hydrope; ibid. 282. 289.

Nach seinem Tode erschienen:

Pauli Gottlieb Werlhofii — Opera medica collegit et auxit J. E. Wichmann etc. Part I u. II Hannoverae 1775. — pars III ibid. 1776. 4. Sylloge Epistolarum Paul Gottlieb Werlhofii selectiora quaedam consilia continentium; in Caroli Christiani Engel Speciminibus medicis. (Berolini 1781. 8)

Sein Bildniss in Schwarzkunst von J. J. Haid: in Bruckers Bildersaal 7. Jahrzehent. — Göttens jetztlebendes gelehrtes Europa Th. 2. S. 343—348. — Brucker am angeführten Orte — Börners Nachrichten von jetztlebenden berühmten Aerzten. B. I. S. 284—298. 918. — Baldingers Zusätze zu diesen Nachrichten. S. 168 u. f. — Commentarii de re medica Lips. P. IV. pag. 703 sqq. Nova acta Acad. Nat. Curios. Vol. IV. — Gruners Almanach für Aerzte und Nichtärzte 1785. S. 40. — Wichmanni vita Werlhofii T. I. operum ejusdem praefixa. — Göttinger Gelehrt. Anzeigen 1775. S. 698—700. — Saxii Onomast. litt. P. VI. p. 367. — Denkwürdig. aus dem Leben ausgez. Deutschen des 18. Jahrh. S. 510—518. — Ernesti. — Klopstock und Meta von Ludwig Brunnier, Hamburg. Perthes, Besser und Mauke 1860 S. 51. Spangenberg, neues vaterländisches Archiv 1832. Band. I S. 356. — Göttinger Gelehrte Anzeigen 1832, Stück 114, 115. — Blätter für literarische Unterhaltung Nro. 243, S. 1042. — Schmidt, allgemeine Zeitschrift für Geschichte. Vierter Jahrgang 1847, Band 1, Heft 5. S. 405. — Parizot, Biographie universelle. Tom. 59. Paris 1827. pag. 369. — Literarischer Nachlass im Besitze des Präsidenten von Werlhof in Lüneburg.

Werlhof der Grosse bildet als der zuerst auftretende Classiker, nicht bloss seiner Geburt nach, da er an der Schwelle des scheidenden Jahrhunderts geboren wurde, sondern auch in geistiger Beziehung den Uebergang vom siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert. Von ihm könnte man sagen, dass der Geist beider Zeitperioden sich in seinen Bestrebungen und Leistungen vermählt habe, dass die Blüthen des scheidenden alten und des beginnenden neuen Jahrhunderts bei ihm sich vereinigt finden. Was aber, fragen wir, war das Charakteristische des siebzehnten Jahrhunderts? Das war der rege und lebhafte Kampf auf allen geistigen Gebieten; ein ungeahnter Aufschwung vollzog sich im ganzen Reiche des Geistes; die geistige Freiheit erfocht in Deutschland den Sieg über den Ultramontanismus und die bisherige Herrschaft Roms; als Palladium der Wissenschaft wurden viele neue Universitäten gegründet. Der unselige dreissigjährige Krieg hatte das vorher wohlhabende und blühende Deutschland in eine Wüste verwandelt, hatte vernichtet die Kunst eines Albrecht Dürer, Holbein und anderer Koryphäen, zerstört die reiche Industrie der Reichs- und Hansestädte. Ganz Deutschland glich einer grossen Ruine. Aber die Gewissensfreiheit war gerettet. Deutschlands Gauen konnten verwüstet, Deutschlands Söhne konnten decimirt werden, doch es war Rom und dem Papste nicht gelungen, den deutschen Geist zu tödten. Durch den westphälischen Frieden wurde vielmehr der Grund zu seiner Auferstehung gelegt. Als ein neuer Phönix erhob sich die deutsche Wissenschaft aus der Asche der im Kampfe mit Rom gefallenen Schlachtopfer, auf den Trümmern und Ruinen, welche durch die rohe Kriegsfackel und den Vandalismus der, an der Spitze der Civilisation marschirenden, in Deutschland hereingebrochenen Franzosen entstanden waren. Worin aber finden wir die Ursache, dass die junge Wissenschaft dem Zahne der sie umgebenden feindlichen Elemente widerstehen konnte, dass sie den Nachtfrösten des jungen Lenzes nicht erlag? Es war die Copulation des zarten Reises der Wissenschaft mit dem kräftigen Stamme des Hellenismus und Humanismus. Diese Allianz war vermögend, allen bösen feindlichen Mächten zu trotzen. Und so lässt sich der Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts mit wenigen Worten charakterisiren: die Einheit und Freiheit der Wissenschaft war gerettet, aber die politische Einheit des Reichs war preisgegeben, die Selbstständigkeit Deutschlands zu Grunde gegangen, es war eigentlich weiter nichts als der Helote, der Vasallenstaat Frankreichs und Schwedens. Ein einziger Mann, wenn er die Ideen seiner Zeit in sich aufgenommen hat und von der nöthigen Thatkraft beseelt ist, kann aus einem Volke viel machen. Dies bewies Gustav Adolf, der den bisher eine ganz untergeordnete Rolle spielenden Schweden zu einer Weltstellung verholfen hatte. Dies zeigte in unserer Zeit Bismarck; denn er allein vermochte zu realisiren, was seit fünfzig Jahren alle Patrioten bloss als einen Traum geträumt, alle Parteien seit dem Frankfurter Parlament vergeblich angestrebt hatten. Ein solcher Mann jedoch fehlte Deutschland nach dem westphälischen Frieden. Das damalige Deutschland durfte sich zwar solch ausgezeichneter Polyhistoren rühmen, wie nie ein Land sie grösser hervorgebracht hat. Wir wollen nur an Leibnitz und Conring erinnern. Aber es fehlte Deutschland ein pragmatischer Polyhistor in der Politik und Diplomatie, und so musste es seine geistige Freiheit mit seinem politischen Untergange erkaufen. Sicher war von diesen beiden Uebeln, zwischen denen keine Wahl blieb, dies das

kleinste. Denn hiemit war die Möglichkeit gegeben, dass Deutschland, wenn auch nur langsam und nach schwerer Geburt, politisch wieder sich empor arbeiten konnte, wäre es aber wissenschaftlich und geistig damals zu Grunde gegangen und dafür politisch erstarkt, so hätte es die Hegemonie des Geistes für die Zukunft nicht zurückerobern können. Betrachten wir uns nun das achtzehnte Jahrhundert, so charakterisirt es sich in wissenschaftlicher Beziehung durch den Uebergang der Polyhistorie zum Universalismus. Diese Metamorphose war eine gesetzmässige. Bei dem Erwachen und dem Aufblühen des wissenschaftlichen Lebens war es nur zu natürlich, dass die damaligen Gelehrten aus Hunger und Durst nach Wissen die ganze Wissenschaft zu umfassen sich bemühten, zumal nach dem Schema der Salernitanischen Schule eine möglichst grosse Vielseitigkeit hoch angerechnet wurde. Ein genaues Studium musste aber bald die Besseren überzeugen, dass die Kräfte des Einzelnen, selbst bis zum Aeussersten und auf Kosten der Gesundheit angestrengt, hierzu im Allgemeinen nicht ausreichen, dass vielmehr nur wenigen auserwählten Geistern eine solche encyklopädische Wissenschaft zu erwerben vergönnt sei. Naturgemäss trat daher am Ausgang des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. das Bestreben ein, dass jeder Gelehrte nur in seinem Fache und in seinem Gebiete, mit möglichster Anlehnung an die schönen Wissenschaften, gründliche und umfassende Kenntnisse sich erwerben solle. Dies ist die Zeit des Universalismus, und das achtzehnte Jahrhundert trägt die Signatur davon ebenso sehr an der Stirn, wie das siebzehnte das der Polyhistorie. Dieser Universalismus brachte sowohl in den Künsten als in den Wissenschaften die schönsten Resultate hervor, und seine Periode währte bis zum Anfang des 19 Jahrhunderts, wo er folgerichtig durch den Specialismus abgelöst wurde. Politisch wird die wissenschaftliche Periode des Universalismus durch das Erwachen des deutschen Nationalgeistes bezeichnet. Dieser kennzeichnet sich aber nicht dadurch, dass er aus dem allgemeinen Nationalbewusstsein sich herauskrystallisirte, sondern als für die Zukunft erst Früchte treibender Samen, gleichsam als geistiges Praecipitat weniger, aber intellectuell hervorragender Männer, scharfdenkender Philosophen wie Kant und Fichte, glühender Patrioten wie Justus Möser, ahnungsvoller Dichter wie Schiller und ihrer Zeit vorauseilender Aerzte wie Werlhof sich niederschlug. Bevor das Nationalbewusstsein ein allgemeines werden sollte, musste Deutschland erst eine zweite und noch schimpflichere Niederlage erleiden, als der dreissigjährige Krieg dem Lande beigebracht hatte; es musste zuvor unter dem caudinischen Joche des ersten Napoleon schmachvolle und ehrenrührige Jahre verleben. Erst die beiden Befreiungskriege von 1813 und 1815 brachten den im 18. Jahrhundert ausgestreuten Samen des politischen Lebens zur Reife. Das allgemeine Nationalbewusstsein war erwacht, es war Jüngling, es war Mann geworden. Die Ketten des gallischen Joches wurden mit der Kraft eines Simson vom deutschen Volke abgeschüttelt; aber immer noch nicht, dass es der Morgenröthe der Freiheit sich erfreuen, sondern für ein ferneres ganzes Menschenalter unter dem Absolutismus und der Bureaukratie undankbarer, durch ihre Heere befreiter Fürsten seufzen sollte. Doch hier halten wir unsere Schritte an. Der Hintergrund, auf dem das Leben unseres Werlhof sich abspiegeln sollte, ist genugsam von uns gezeichnet, und aus dem skizzirten Vordergrunde werden das nöthige Licht und der nöthige Schatten sich von selbst ergeben.

In der Medicin sind es Werlhof und Haller, die dem ganzen achtzehnten Jahrhundert seine Richtung vorschreiben. Von den Polyhistoren des 17. bilden sie beide als die Pionniere der Universalisten den Uebergang zu den Förderern der strengen Fachgelehrsamkeit. Mit

ihrem Wissen die sämmtlichen Disciplinen ihrer Facultät umfassend, dabei den humanen Studien mit der grössten Liebe und dem regsten Eifer sich hingebend, unterscheiden sie sich von den bisherigen Gelehrten dadurch, dass sie nicht bloss die todten Sprachen, das Griechische und Lateinische cultivirten, sondern mit demselben Erfolge den neueren Sprachen, dem Englischen und Französischen sich zuwandten. Was Haller auf dem theoretischen Gebiete der Medicin war, dasselbe leistete Werlhof auf dem praktischen. Hier der reine Theoretiker, dort der vollendete médicinische Künstler! Aber Beide wie verschieden, wenn man sie, den einen mit einem Fachphysiologen unserer Zeit und den anderen mit einem modernen Kliniker vergleicht! Kann man sich einen grösseren Contrast denken? Der heutige Physiolog, bloss abhängig von seinen irrenden Augen und den optischen Täuschungen des Mikroskops, allein auf die Inductionsmethode sich stützend, verglichen mit dem alle Untersuchungsmethoden anwendenden Entdecker der Irritabilität, dem Verfasser der anatomischen, botanischen, chirurgischen und medicinischen Bibliothek, Werke, die heut zu Tage kaum eine ganze medicinische Facultät zu verfassen im Stande sein würde; und der heutige Modekliniker, der, anstatt nach dem weit sichereren Pulse sich zu richten, bloss auf sein Therometer sich verlässt, nach der Schablone Alles mit Chinin und kaltem Wasser behandelt, ohne Mass und Ziel der Injectionen sich bedient, vermittelst Auscultation und Percussion differentielle Diagnose treibt, um schliesslich durch die Section häufig sich zu überzeugen oder, was dasselbe sagen will, sich nicht zu überzeugen, dass er sich geirrt habe, verglichen mit Werlhof, diesem vielseitigen Arzte, der bei der Erkenntniss und Heilung der Krankheiten mit seinem ganzen Menschen, mit seiner ganzen Künstlernatur eintrat!

Die Methode des Studiums war natürlich bei den Universalisten eine ganz andere als bei den Polyhistoren. Während letztere die ganze Theorie aller Wissenschaften in sich aufzunehmen suchten und ohne Rücksicht auf ihren Beruf, wie Faust, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medicin studirten, concentrirten sich die Universalisten bloss auf ihr Berufsstudium, suchten dasselbe aber ganz zu umfassen und strebten zugleich dahin, mit den schönen Wissenschaften Fühlung zu behalten. Werlhof bildet auch hier den Uebergang. Er schrieb alle seine Werke noch in lateinischer Sprache, auch seine Correspondenz mit den meisten Aerzten führt er ebenso, aber mit seinem Herzen fühlt er deutsch. Desshalb hat er nur einige Gedichte in lateinischer Sprache verfasst; seine meisten sind deutsch. Als Bewunderer und Verehrer Altenglands und der englischen Medicin hat er alle Briefe an seinen Herzensfreund Haller in dieser Sprache geschrieben. Da Thomasius von den Universitätslehrern der erste war, der die deutsche Sprache als Unterrichtssprache einführte, so konnte auch auf dem Gebiete der Medicin hier der Uebergang kein plötzlicher, sondern nur ein allmäliger sein. Bei einem so bedeutenden Manne, wie Werlhof, lohnt es sich, einen Blick rückwärts zu werfen, um die Wurzeln seines Daseins kennen zu lernen. Wie man viele Pflanzen nur dann im Stande ist, richtig zu bestimmen, wenn man nicht bloss ihre Blüthen und Blätter einer Untersuchung unterwirft, sondern ebenso genau ihre Wurzeln prüft, so geht es auch mit der geistigen Ergründung gewisser Menschen. Hervorragende Männer vieler Familien charakterisiren sich häufig dadurch, dass sie alle Tugenden und Anlagen ihrer Ahnen in sich concentriren. Es ist, als wenn die Natur sich bisweilen bestrebte, alles Grosse und Schöne in einem Manne vereinigt zur Darstellung zu bringen. Ebenso ist es mit den Völkern. Denn gewisse grosse Männer sind der Genius und der Typus ihrer ganzen Nation. In Shakespeare spielt sich der Dichtergeist des ganzen Altenglands ab.

Leibnitz ist ein Spiegelbild der deutschen Nation im 17. Jahrhundert. Thiers ist der lebende Repräsentant des heutigen Frankreichs in allen seinen Licht- und Schattenseiten. Auch unser Werlhof nahm alle Eigenschaften in sich auf, durch die seine Ahnen einzeln sich ausgezeichnet hatten.

So weit die Nachrichten reichen, stammt das Geschlecht der Werlhof's aus Westphalen. Der Ort, wo sie wohnten, hiess Werl; daher wahrscheinlich der Familienname. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts siedelte die Familie zur Betreibung der Kaufmannschaft nach Lübeck über. Diese Stadt übte damals durch die Grossartigkeit und den Umfang ihres Handels auf ganz Deutschland die mächtigste Anziehungskraft aus und war zu jener Zeit, was jetzt Hamburg ist, die erste Handelsstadt Deutschlands. Der Grossvater unseres Werlhof war Tuchhändler in Lübeck und starb 1640. Er war verheirathet mit der Schwester des berühmten Polyhistors und Professors Meibom in Helmstädt. Aus dieser Ehe entsprang Johann Werlhof, Hofrath, Professor der Staatswissenschaften und Rechte daselbst. Er folgte seinem grossen Lehrer Hermann Conring auf den Lehrstuhl der Politik in Helmstädt. Dieser Johann Werlhof, der auf Veranlassung seines Onkels Meibom, dorthin gekommen war, ist der Vater unseres Werlhof. Auch jener war in den Fragen des Rechtes und der Handelspolitik seinen Zeitgenossen weit voraus. Noch heute hat die von ihm verfasste Inauguraldissertation über den Seehandel für uns das höchste Interesse. Schon im Jahre 1680 brachte er diejenigen Fragen in dieser Abhandlung in Anregung, die uns augenblicklich beschäftigen und theilweise noch ihre Lösung erwarten. Schon damals wies er die jetzt allgemein anerkannte Verwerflichkeit der Handelsmonopole und die Vortheile der Handels- und Zollfreiheit für die Hebung des Verkehrs nach. Letztere geniessen bis jetzt nur die freien Hansestädte Bremen und Hamburg, während das ganze übrige Deutschland sie noch entbehrt. Ebenso plaidirt er für die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung, der Auswanderungsfreiheit und der religiösen Duldsamkeit für das allgemeine Volkswohl. Auch erklärte er den Besitz von ausserdeutschen Colonien und die Erbauung einer Kriegsflotte als dringend nothwendig. Seinen, damals seltenen, Patriotismus bekundete er dadurch, dass, als er in Strassburg studirte, und dies durch Verrath 1681 in die Hände der Franzosen fiel, er sofort die Stadt verliess. Wenn Goethe es als ein grosses Glück für den Menschen betrachtet, gut situirter Eltern Kind zu sein, so konnte man von unserm Werlhof sagen, dass die Parzen ihm von seiner Wiege an gewogen waren. Denn sein Vater lebte nicht nur in äusserlich glücklichen Lebensumständen, sondern er war auch ein Mann von seltenen Geistesanlagen, ein würdiger Nachfolger Conring's. Meibom und der bekannte Dichter Paul Flemming waren die beiden Grossoheime Werlhof's. War es zu verwundern, dass er als Abkömmling der rothen Erde, deren Söhne seit Armin's Zeiten durch unbeugsamen Freiheitssinn und Vaterlandsliebe sich auszeichneten, als Verwandter von zwei Männern, von denen der eine als Arzt und Historiker, der andere als Dichter glänzte, alle die Tugenden und Talente seiner Ahnen sublimirt in sich vereinigte? Verfolgen wir jetzt im Einzelnen seinen Lebensgang.

Paul Gottlieb Werlhof wurde im Jahre 1699 in Helmstädt geboren. Von Jugend auf zeigte er die grössten Talente, vereinigt mit einem ungewöhnlichen Fleisse. So konnte er schon mit seinem siebzehnten Jahre die Universität beziehen. Spiess, Böttcher, Meibom und Heister waren hier seine Lehrer. Letztere Beiden wandten ihm ihre besondere Freundschaft zu. Die damalige Unterrichtsmethode auf den Universitäten war eine andere als heute, sie erstreckte sich bloss auf die Theorie der Medicin. Kliniken, in welchen

der junge Arzt ans Krankenbett geführt wird und die Krankheit in der Natur beobachten und verfolgen kann, existirten damals noch nicht. So war die Freundschaft obiger beiden Aerzte, von denen der eine als Chirurg, der andere als innerer Arzt einen bedeutenden Ruf genoss, für Werlhof insofern von grossem Nutzen und Werthe, als sie beide ihn zu ihren Kranken mitnahmen. Nach fünfjährigen eifrigen Studien verliess er die Universität, nicht aber um, nach der Sitte der Meisten, jetzt den Musen Valet zu sagen und sich als fertig zu betrachten. Je tiefer er in die Schachten der Wissenschaft eindrang, um so brennender wurde sein Wissensdurst, um so grösser sein Verlangen, seine Kenntnisse täglich zu vermehren und zu verbessern. So hatte er schon im Alter von wenig mehr als 20 Jahren das erreicht, was bei Anderen einen weit längeren Zeitraum in Anspruch nimmt. Sein eifrigstes Studium hatte in ihm keine Spur von Selbstgenügsamkeit hervorgebracht, sondern nur die Erkenntniss, dass er noch lange nicht genug wisse. Er liess sich jetzt in Peine, einer Helmstädt benachbarten Stadt nieder, sowohl um die Praxis auszuüben, als auch, um zu sehen, ob die Dogmen seiner Lehrer durch das grosse Buch der Natur bestätigt würden. Skepticismus war ein hervorragender Zug im Charakter Werlhof's. Bei aller Pietät gegen seine Lehrer, bei allem Conservatismus, der ihn sonst auszeichnete, schwur er nicht blindlings in verba magistri, wie die Mehrzahl der Aerzte in seinem Alter zu thun pflegt. Er glaubte vielmehr, dass der Skepticismus dem Gelehrten durchaus nicht zur Unehre gereiche, sondern vielmehr als der Anfang der Weisheit betrachtet werden müsse. Nachdem er zwei Jahre in Peine prakticirt und sich überzeugt hatte, dass die Theorie der Medicin mit der Praxis des Krankenbettes übereinstimme, ging er nach Helmstädt zurück, um durch seine Inauguralabhandlung über die Methodiker die höchsten Ehren in der Medicin zu erlangen. Es war ursprünglich sein Plan, eine Schrift über Stahl zu veröffentlichen, dessen System damals im höchsten Ansehen stand. Da die meisten Aerzte sich zu der Zeit entweder zu Stahl oder Hoffmann hielten, unterdrückte er auf den Wunsch und das Anrathen älterer Freunde diese Schrift. Wohl mochte er selbst einsehen, dass er ein Wespennest angegriffen haben würde. Er zog es daher vor, durch eine historische Schrift seine, für sein Alter ganz ungewöhnliche Gelehrsamkeit und sein ärztliches Genie zu zeigen. Gern wäre Werlhof jetzt ins Ausland gegangen, um durch Reisen seinen Blick zu erweitern. Ihm wäre dies leichter gewesen als den meisten damaligen anderen Aerzten, weil er das Französische und Englische ebenso fertig als seine Muttersprache redete. Auch die orientalischen Sprachen trieb er mit Eifer, so dass er einen wichtigen Brief des Apostels Paulus mit Anmerkungen commentiren konnte. Sein Ruf drang bald über die Grenzen seines Wohnsitzes. Damals existirte noch nicht — ein Glück für Werlhof — das in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von den deutschen Regierungen eingeführte gegenseitige, chinesische Absperrungssystem. Ein auf einer deutschen Hochschule promovirter Arzt hatte das Recht, im ganzen heiligen römischen Reich zu prakticiren. Wir müssen daran erinnern, dass Peine damals zum selbstständigen Fürstbischofsthume Hildesheim gehörte, und dass Werlhof von Geburt ein Braunschweiger war. Erst in der neuesten Zeit ist man zu dem alten natürlichen Systeme zurückgekehrt, und die medicinische Freizügigkeit für das ganze Deutsche Reich wieder eingeführt worden. Auch in diesem Punkte war also die alte als zopfmässig verschrieene Zeit weiter als die sich vollendet dünkende Neuzeit. So entschloss sich denn Werlhof im Jahre 1725 auf das Anrathen des Ministers Bernstein und des Leibarztes Hugo, zum Bedauern seiner zahlreichen Patienten von Peine nach Hannover überzusiedeln. Für einen jungen Arzt

kann es in einer grossen Stadt kein ihn mehr förderndes Glück geben, als beim Eintreten in die Praxis sich des Wohlwollens der älteren Collegen zu erfreuen. In früheren Zeiten war es auch stets Sitte, dass die jüngeren Aerzte eifrig danach strebten, sich dasselbe zu erwerben. Denn von dem Besitze desselben hing gewöhnlich ihr ferneres ganzes Lebensglück ab. Die besseren Stände wandten nur dann einem jüngeren Arzte ihr Vertrauen zu, wenn er ihnen von einem älteren, durch seine Wissenschaft und Kunst in Ansehen stehenden Collegen empfohlen war. Natürlich trug diese schöne Sitte viel dazu bei, die collegialischen Verhältnisse inniger und fester zu machen und das Ansehen des ganzen ärztlichen Standes zu erhöhen. Jetzt ist dies freilich anders geworden; der junge Arzt sieht mit souveräner Verachtung auf den Graukopf hinab, und das Publicum, das früher einem jungen Arzte zehn Schritte aus dem Wege ging, wählt sich zu seinen Aerzten jetzt nicht den wissenschaftlichen und künstlerischen Mediciner, sondern den guten Freund, der mit ihm am besten isst, trinkt und schwatzt. Wie viel aufgeklärter auch in dieser Beziehung das Publicum dazumal war als jetzt, geht am besten aus Stieglitz'Schrift: „über das Zusammensein der Aerzte am Krankenbett" hervor, wo er sagt: „Am nachtheiligsten ist den jungen Aerzten der Geist des Zeitalters, welcher hier zum Theil mit den Fortschritten der Aufklärung zusammenhängt, da er auf die Ausübung so viel Gewicht legt, auf Umfang und Dauer des Prakticirens so sehr sieht und aller Theorie, allem, was von anderen gelehrt wird, so sehr misstraut." Dass die Medicin eine Erfahrungswissenschaft ist, und auch der genialste junge Arzt, um ein gereiftes Urtheil, wie es für den medicinischen Künstler nothwendig ist, zu bekommen, der eignen Erfahrung bedarf und fremde, theoretisch aufgenommene Erfahrung am Krankenbett nicht ausreicht, davon scheint im Allgemeinen das heutige Publicum keine Ahnung zu besitzen. Unser Werlhof genoss nun von seinem ersten Auftreten in Hannover an die besondere Freundschaft des Leibarztes Hugo. Dieser war damals der angesehenste und beschäftigtste Arzt Hannovers, und, wie W. an vielen Stellen seiner Schriften anerkennt, wissenschaftlich und künstlerisch gleich hoch zu respectiren. Seine Liebhaberei war Botanik, der er sich mit ganzem Eifer hingab und worin er später durch Haller vielfach unterstützt wurde. Ebenso sehr nahm sich der viel beschäftigte Arzt Plohr Werlhof's an. Ersterem trat er bald näher; er gewann Neigung zu dessen Tochter und führte sie als seine Gattin heim. Von grossem Nutzen war ihm die, nach dem Tode seines Schwiegervaters geerbte, ausgezeichnete Bibliothek, weil sie ihm die Möglichkeit verschaffte, seinen wissenschaftlichen Studien nachzugehen. So wurde W. in kurzer Zeit der gesuchteste und anerkannteste Arzt Hannovers und fühlte sich wohl und glücklich in seinem neuen grösseren Wirkungskreise. Als sein engeres Vaterland ihn nach dem Tode seines Lehrers Spiess zurückverlangte und ihm die erledigte Professur in Helmstädt angeboten wurde, schlug er dieselbe aus. Der grossbritannische Hof belohnte ihn durch Ernennung zum Hofmedicus. Mit dem Steigen seines ärztlichen Rufs hielt sein literarischer Ruhm gleichen Schritt. Denn auch als Schriftsteller entwickelte er eine ungewöhnliche Thätigkeit. Das damals in Nürnberg erscheinende Blatt Commercium literarium war nicht zu vergleichen mit dem, am Ausgange des 18. Jahrhunderts gegründeten Hufeland'schen Journal oder der Altenburger Zeitung. Wenn es auch, wie letztere beiden Blätter, ein Sammeljournal für die Gelehrten und Praktiker Deutschlands war, so hatte es doch, als in lateinischer Sprache erscheinend und desshalb überall gelesen, eine kosmopolitische Bedeutung. Diesem Umstande muss man es mit zuschreiben, dass W. nicht bloss in Deutschland, sondern, wie Boerhave, in ganz Europa eine all-

[illegible] wurde. Ausser letzteren kann gewiss kein [illegible] und unangefochtenen Ruf sich zu erfreuen [illegible]. Nach allen Gegenden wurde er daher brieflich, sowohl von [illegible] und musste er zu diesem Zwecke einen [illegible] unterhalten. Er correspondirte in englischer, [illegible] und vorzugsweise in lateinischer [illegible] Herzog August Wilhelm von Braunschweig bot W. die [illegible] Leibarzt an, in Folge einer Consultation. Aber Werlhof eingedenk [illegible] commoda sedes, illa sede sede nec [illegible] aus und kehrte nach Hannover [illegible] 1742 machte er als begleitender Arzt des Königs Georg II. und [illegible] den Rheinischen Feldzug mit, der durch die Schlacht von [illegible] entschieden wurde. Am Schlusse desselben wurde er in Anerkennung seiner geleisteten Dienste zum Leibarzt ernannt. Sein ausgebreiteter Ruf veranlasste den König Christian VI. von Dänemark, den Churfürsten [illegible] August und den Fürsten von Anhalt-Zerbst sich vom König von England Urlaub für ihn zu Reisen nach Kopenhagen, Bonn und Zerbst zu erbitten. In Dänemark wollte man ihn mit einem hohen Gehalt und dem Titel Staatsrath zurückhalten, er lehnte dies ab, weil er nicht wisse, dass der Staat krank sei. Sein Familienglück wurde dadurch getrübt, dass der Tod ihm seine Frau entriss. Einige Jahre später schritt er zur Wahl einer neuen Gattin. Mathilde Marcard hat nach Berichten von Augenzeugen und Briefen uns eine ebenso interessante als culturhistorisch bedeutende Beschreibung seiner Hochzeit hinterlassen, von der wir nicht umhin können, einiges mitzutheilen. Sehr richtig bemerkt sie, dass die Zeit, wenn man anders aus ihren Kennzeichen urtheilen darf, nicht wie unsere, statt des jüngst verstorbenen Weltschmerzes, eingetretene Selbstvergnügtheit meint, unbedingt im Fortschreiten zum Besseren und zur endlichen Vollkommenheit begriffen ist, dass sie vielmehr, wie dies auch der irdisch menschlichen Bestimmung durchaus angemessen, in einem ziemlich gleichmässigen Verhältniss von Gut und Böse, immer strebend und schwankend, fluthet zugleich und ebbt. Sie schildert nun Werlhof's Persönlichkeit, seine hellbraunen Augen, mild und durchdringend, seine gewaltige und kühne Stirn; um die fein geschnittenen Lippen spielt der Scherz, der treffende Witz. Seine Braut, Frau Sarah, war eine Wittwe aus altem Adelsgeschlechte, eine geborene Scriver, Tochter des Etatsraths Scriver zu Kiel und vermählt gewesen mit dem Hof- und Kanzleirath Hartmann in Hannover. Geschildert wird der Anzug des Bräutigams: ein veilchenfarbener Sammtrock. Neben W. schritt Albrecht von [illegible] aus Göttingen. Unsere Berichterstatterin gibt dann eine detaillirte Beschreibung seines Hauses: das Prunkzimmer mit seinen wollengewirkten Tapeten, die hohen Lehnstühle von Nussbaumholz mit rothem Utrechter Sammt beschlagen, der venetianische Spiegel, der Kronleuchter von Bergkrystall. Dann der an dies Zimmer stossende Gipssaal, die Tische mit blendendem Damast und leuchtendem Silber bedeckt. Im Erdgeschoss sind zwei Tafeln aufgestellt, 25 Gedecke für das Hausgesinde und dessen Freunde, 25 für die Hausarmen. Jeder Arme erhielt von dem Bräutigam 2 Gulden, und Frau Sarah gab jedem von dem Gesinde einen gehenkelten Lammsdukaten. Dabei allerlei humoristische Scenen. Des Kutschers Vater, ein alter Cürassier, musste weggebracht werden, da er sich betrunken. Haller's Bedienter, ein Welscher, machte den vergeblichen Versuch, Sarahs Gürtelmagd einen Kuss zu geben. Es folgt nun eine genaue Beschreibung der Speisen und Weine. Den Rheinwein hatte der Churfürst von Cöln selbst gesandt. Zuletzt wurde süsses Constantiagewächs in kleinen geschliffenen Gläsern von Venedig verabreicht. Der Kanzler, der junge Arzt, der

r werden uns beschrieben. Haller trug ein Hochzeitsgedicht vor von raut Jungfrau Gelehrsamkeit, wie sie zuerst eifersüchtig sich geberden nd den einstigen Liebling verlassen, am Ende aber mit ihrer Nebenrin, Frau Sarah, sich friedlich verständigt. Die Chorschüler singen der Thür ein geistliches Lied. Während der Tafel wurden politische räche geführt. Es wurde auf die Gesundheit des Amtmanns in Elrode getrunken, der den französischen Marschall Bellaisle auf seiner reise gefangen genommen, ferner auf Friedrich den Einzigen. hof, der in seiner grossen Lebhaftigkeit, auch über gekrönte Häupter frei zu sprechen pflegte, äusserte, dass kein deutscher Kaiser in Zues machen werde, wie Karl VI., der, nach des Grafen Seckendorf lichem Siege am Selkebach, das schöne Lothringen gegen eine italieni- Entschädigung an Frankreich abtrat. Solches passe nicht zu dem n Titel „allzeit Mehrer des Reichs"; gewiss werde Friedrich t ein Dorf vom deutschen Boden losreissen lassen. Werlhof nannte Liscow witzigsten Kopf aller Zeiten. Als der Pfarrer ihn aber einen Freit nannte, entgegnete W., Liscow wolle nicht sowohl die Religion als mehr nur die gegenwärtigen Theologen angreifen, von denen ein guter il des wahren christlichen Wesens innerlich fast ganz entbehre und mit er auswendigen Orthodoxie immer mehr in das Hölzerne oder in das ppische hineingerathe. Er entschuldigt Friedrich den Einzigen wegen ner Freigeisterei, weil die Art, wie ihm das Christenthum beigebracht, ran ebenso viel Schuld trage als die französischen Schriftsteller. Haller tzt es ihm auf, als dem glücklichen Widerleger Dippel'scher Ketzereien, ss er Friedrich vertheidige. W. erwiederte, er sähe in Friedrich II. den lden seines Jahrhunderts und des deutschen Namens eine unvergängliche er. Nur Frau Sarah nahm Theil an dieser Unterhaltung. Die übrigen amen tauschten indessen ein vertrauliches Wort Plattdeutsch mit einander aus.

Werlhof war von Natur ein gesunder kräftiger Mann; aber den Strazen seiner Praxis war er nicht gewachsen. Was ihn am meisten angriff, waren die vielen Reisen nach entfernten Gegenden. Man muss bedenken, dass es damals noch keine Chausséen gab, und dass eine zwölfmeilige Reise mit mehr Gefahren verknüpft war, als jetzt eine von 100 Meilen auf der Eisenbahn. So konnte er, was die erste Bedingung zur Gesundheit ist, niemals zu irgend einer Regelmässigkeit in seiner Lebensweise kommen. Seine Zeit war so in Anspruch genommen, dass er im Verhältniss zu seinen Strapazen gar zu wenig Schlaf bekam. Dazu seine angreifenden Studien. Denn selbst als er seine schriftstellerische Thätigkeit ganz eingestellt hatte, konnte er von den Musen sich nicht trennen und hielt sich mit der fortschreitenden Wissenschaft auf dem Laufenden. Seine Correspondenz allein hätte hingereicht, ihn vollständig zu beschäftigen. Ueberdies war er in der Besorgung aller seiner Geschäfte ungemein prompt und gewissenhaft. Briefe pflegte er gleich nach Empfang oder den anderen Tag zu beantworten. Desshalb war es kein Wunder, dass W. von Krankheiten nicht verschont blieb. Ein so grosser Arzt er war, wie gut er auch die Gesetze kannte, nach denen die Gesundheit erhalten wird, seine Aufopferungsliebe war zu gross, als dass er stets so an sich denken und um sich selbst besorgt sein konnte, wie er es um seine Kranken war. Daher musste er denn schon im Jahre 1734 den ersten Podagraanfall überstehen. Seit dieser Zeit enthielt er sich gänzlich des Weines und genoss nach der strengen Vorschrift von Griselius nur Eiermilch. Er hoffte, die gichtische Diathese durch eine strenge Diät zu bekämpfen. Von sieben Uhr Morgens bis Mittags zu Fuss in den Strassen Hannovers die Praxis besorgend, fand er bei seiner Rückkunft sein Haus von Hülfe suchenden Patienten angefüllt und

hatte kaum Zeit, sein Mittagsessen einzunehmen. Durch die Unbilden der Witterung zog er sich eine Brustfellentzündung zu. Den Rest gab ihm der Tod eines, durch die Schwindsucht hinweggerafften, hoffnungsvollen Sohnes. Die gichtische Materie, die bis dahin meist nach den Füssen gezogen war, warf sich plötzlich auf die medulla oblongata. In Folge davon wurde er von Hemiplegie befallen, die von einem lästigen Speichelfluss begleitet war. Alle angewandten Mittel blieben fruchtlos, und er sowohl wie seine Freunde Haller, van Swieten und Leyser waren von der Unheilbarkeit seines Leidens überzeugt. Dennoch liess er sich nicht abhalten, seine Praxis auszuüben, selbst krank, und kränker als viele seiner Patienten durch die Strassen zu hinken und mit lallender Sprache und zitternder Hand den Leidenden Trost und Hülfe zu spenden. Merkwürdiger Weise blieb sein Geist ganz intact, ebenso die Heiterkeit seines Gemüths. Es war, wie Wichmann sehr schön sagt, als wenn die Krankheit selbst sich fürchtete, diesen heiligen Sitz einer so grossen Gelehrsamkeit und seltenen Tüchtigkeit anzugreifen. Sogar als seine Hände ihm schon den Dienst versagten, konnte er es nicht über's Herz bringen, seinen Patienten seinen Rath und seine Hülfe vorzuenthalten, und so dictirte er in den letzten Monaten seines Lebens die Recepte. Aber die unvermeidliche Katastrophe brach endlich herein. Auch das bis dahin nicht afficirte Gehirn wurde in Mitleidenschaft gezogen. Durch einen sanften und ruhigen Tod, den er lange selbst mit Resignation vorausgesehen, wurde er von seinen Leiden am 26. Juli 1767 erlöst. Welcher Liebe er in allen Kreisen sich erfreute, geht daraus am besten hervor, dass die Juden, was etwas ganz Unerhörtes war, so lange seine Krankheit dauerte, öffentliche Gebete in ihrer Synagoge für seine Wiederherstellung veranstalteten. Sein Biograph Wichmann macht es seinen Mitbürgern zum Vorwurfe, dass sie ihm, der so viele Tausende vom Tode errettet, nicht einmal ein Denkmal errichtet hätten, während einem siegesgekrönten Feldherrn, der durch den Tod von Tausenden einen Sieg erfochten, sofort eines gesetzt würde. Indessen tröstet er sich damit, dass dieses bis jetzt noch in Deutschland nicht Sitte sei, und sein grosser Landsmann Leibnitz auch nicht dieser Ehre theilhaftig geworden wäre. Dieser Klage wurde aber bald abgeholfen. Sowohl Leibnitz als auch Werlhof erhielten ihres Namens würdige Monumente, und zwar letzterer schon im Jahre 1783, 15 Jahre nach seinem Tode. In Scherfs medicinischem Archiv B. I. S. 354 ist dasselbe beschrieben, und der unbekannte Uebersetzer seiner auserlesenen Schriften berichtet darüber folgendermassen: „Vor 2 Jahren hat nun auch die Dankbarkeit und Gerechtigkeitsliebe seiner Verehrer und Freunde auf dem St. Nikolaikirchhof vor Hannover ein von dem Hofkupferstecher Gans und dem Hofbildhauer Ziesenis gefertigtes Monument errichtet. Es ist ein dreieckiger Obelisk auf einem runden Säulenstuhl, der auf drei viereckigen, zehn Fuss hohen Füssen steht und eine Höhe von 16 Fuss hat. Auf der Hauptseite des Obelisks zeigt sich das Profil des grossen Mannes in einem Medaillon von weissem, italienischem Marmor mit Blumen und Blättern umhängt, über diesem schwingt sich ein Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit, in die Höhe. Auf der zweiten Seite hängt Aeskulaps Schlangenkeule, mit einer aufgerollten Handschrift gruppirt und mit einem Eichenkranz umgeben. Eine treffende Allegorie der Heilkunst und der Schriften des Verewigten, die beide Thaten des Patriotismus und der Menschenliebe waren und die edle Bürgerkrone verdienen. Die dritte Seite erinnert an die Gedichte des edlen Menschenfreundes, an ihr hängt die Leier mit einer Schriftrolle und mit Lorbeeren umkränzt. Der Würfel des Säulenstuhls enthält drei Felder, welche die Inschriften tragen, über welche Eichenlaubschnüre herabhängen, die sich

unter der Kranzleiste des Sockels verschlingen. Die Inschrift unter der Seite des Medaillons ist: Paul Gottl. Werlhof, unter der Seite mit der Keule des Aeskulap: nat. d. 24 mart. 1699. mort. d. 26. Juli 1767 und auf dem dritten amici p. 1783. Das Denkmal ist, um es vor Frevel zu schützen, mit einem fünf Fuss hohen Gitter versehen."

Bezeichnend ist, dass von den Jetztlebenden, nach Aussage des Todtengräbers, wie mir der Urenkel des Verstorbenen, Präsident des Obergerichtes in Lüneburg, schreibt, nur Engländer es sind, die das Denkmal in Augenschein nehmen.

Wenn der höchste Grad von Menschenliebe und uneigennütziger Humanität die erste Bedingung eines grossen Arztes sind, so hat dieselbe wohl Keiner mehr besessen als W. Das Glück, das ihn von der Wiege bis zum Grabe begleitete, konnte nur dazu dienen, diese ihm angeborenen Eigenschaften weiter auszubilden und zu erhöhen. Denn wie Unglück manchmal auch die gutmüthigsten und edelsten Menschen verbittert und hart macht, so stimmt das Glück umgekehrt reine und grosse Seelen zur Milde, Sanftmuth und Heiterkeit. Wenn wir W. als Mensch betrachten, ist das Charakteristische an ihm, wie sein kindliches Gemüth mit einer so tiefen und gründlichen Gelehrsamkeit, einem so umfangreichen Wissen, einem so scharfen, aber von Pyrrhonismus gänzlich entfernten, Skepticismus so harmonisch sich vereinigen konnte. Dieses ist es aber gerade, was seine Persönlichkeit so anziehend macht und ihm den Stempel eines grossen Arztes aufdrückt. Eben diese Eigenthümlichkeit, bezeichnen wir es mit einem Worte: sein grosses weites Herz, verhinderte ihn an der Klippe zu scheitern, an der so viele, sonst talentvolle und kenntnissreiche Aerzte Schiffbruch leiden, bloss ein Arzt für gewisse Stände zu werden, ausschliesslich ein Arzt des Adels oder der Geldaristokratie sein zu wollen, wie wir es heut zu Tage so oft bei den sogenannten wissenschaftlichen wie auch empirischen Tonangebern in der Medicin, die in Wirklichkeit aber nur Scheinärzte sind, finden und die, um sich die armen Leute vom Halse zu halten, die Phrase colportiren lassen, sie nähmen keine Patienten mehr an, während sie doch jedes Goldgänschen sehr gern behandeln. Nichts lag Werlhof ferner als das to make money. Medicin ausüben und Gutes thun war für ihn dasselbe. Weil dieses so mit seinem ganzen inneren Menschen verknüpft war, konnte er selbst durch Krankheit nicht veranlasst werden, seinen Beruf aufzugeben. Die Medicin war mit seinem Herzen verwachsen. Desshalb hörte er mit dem letzten Herzschlag erst auf, Arzt zu sein. Manche charakteristische Züge seiner grossen Menschenliebe hat uns die Geschichte aufbewahrt. Als er einst einen, drei Treppen hoch wohnenden armen Tagelöhner besucht hatte und unten im Hause erschöpft sich ausruhen musste, trifft ihn dort einer seiner vornehmen Bekannten und frägt, woher er komme? Als jener es vernommen, äussert er seine Verwunderung, dass der berühmte Arzt auch so geringe Leute besuche. „Ei, Herr," erwiderte W. „das sind ja meine besten Kranken, denn die bezahlen dort oben." Nicht selten trieb die Sorge und Theilnahme W. schon so früh aus dem Hause zu den Kranken, dass er deren Hausthür noch verschlossen fand. In solchen Fällen nahm er geduldig auf der Kellerluke Platz und wartete, bis die Hausthür geöffnet wurde. Er behandelte nicht bloss die Armen mit der grössten Theilnahme und Sorgfalt, sondern hatte auch stets ein mitleidiges Herz für sie. Einst reichte er einem Bettler aus Versehen eine Goldmünze. Als dieser bald darauf wieder kam und ihm das Stück zurückgeben wollte, rührte diese seltene Ehrlichkeit W. so, dass er es ihm liess. Während damals ein eigentliches deutsches Nationalbewusstsein bei keinem Deutschen zu finden war, unterschied sich auch hierin W. von seinen Zeitgenossen. Ob-

schon ein Unterthan des Königs von England, zeichnete er sich durch eine ächt deutsche Gesinnung aus und erkannte, dass die Zukunft Deutschlands in Preussen läge. Desshalb war er ein Bewunderer und Verehrer König Friedrichs II. Seine vielseitigen Interessen, sein treffliches Herz, seine Wahrheitsliebe, seine ächte Religiosität, seine tiefe Gelehrsamkeit spiegeln sich am besten und treusten in seinem Briefwechsel mit Haller ab. Die von letzteren geschriebenen Briefe sind leider verloren gegangen, die Werlhof's aber werden in 6 Foliobänden auf der Berner Bibliothek aufbewahrt. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von siebzehn Jahren und sind eine wahre Fundgrube für die damalige Culturgeschichte. Unter Mäcenas muss der Grossbritannische Minister von Münchhausen, der geistige Vater der Universität Göttingen, ein Staatsmann von seltenen Eigenschaften und hoher Begabung verstanden werden. Der Vollständigkeit wegen können wir nicht umhin, einen Umriss dieser so wichtigen Correspondenz zu geben.

1741. W. erzählt, wie er per Estafette zu seinem kranken Freunde Dr. Berger in Celle geholt wurde. — Sehr strapaziöse Reise. W. kam den anderen Abend schon wieder zurück und besuchte noch bis zehn Uhr seine Patienten. Er berichtet, dass der König von England im Parlament erschienen sei und eine kräftige Proclamation gegen die Feinde der pragmatischen Sanction erlassen habe. W.s Tochter ist von den Pocken befallen.

1742. Ein in diesem Jahre geschriebener Brief bekundet seine tiefen religiösen Gefühle und seine Glaubensstärke. Er bittet Haller um die Erlaubniss, seine schöne Ode auf die Ewigkeit zu kritisiren. W. ertheilt ihm mehrere Rathschläge, bittet ihn, einige Gedichte, wie Haller beabsichtigt, nicht wegzulassen und ersucht ihn, in der Vorrede es auszusprechen, dass er die Absicht gehabt, Einiges zurückzuziehen, aber durch einen Freund ihm abgerathen sei, der dasselbe unter seinen Schutz genommen habe. W. erzählt ihm dann politische Neuigkeiten über die Stellung der Oesterreicher und Franzosen in Böhmen. Er spricht über Haller's Frau, lobt ihre ausgezeichneten Eigenschaften und seine verständigen Kinder. Alle, selbst die er nicht für seine Freunde hält, müssen ihn schätzen. Die ganze Welt thut dies. Die Hauptsache ist, das er Friede mit Gott hat. Schliesslich theilt er ihm einen Sieg mit, den die Oesterreicher über die Spanier erfochten.

1743. Spricht über sein Betragen gegen seine Feinde, ein beredtes Zeugniss seines guten Herzens.

1746. Bittet ihn, seinen Kummer zu theilen, seine einzige Schwester starb plötzlich in Meinertsen; sie stand gesund auf und starb in vier Minuten an einem Erstickungszufall. Sie litt an Herzklopfen und war sehr fett. W. liebte sie innig sie hinterliess einen Sohn und eine Tochter. Ferner dankt er ihm für einen ihm von Linné übersandten Brief.

1747. Dankt ihm für zwei Aushängebogen seiner Physiologie, voll von „excellent, plain and useful truths.“ Wo Haller auch bleiben möge, seine Glückseligkeit gehe ihm über Alles und seine Wünsche, zwei Mal die Woche von ihm Neuigkeiten zu erhalten, müsse er hintenanstellen. Doch hält er Haller's Gründe nicht für ausreichend, jetzt schon Göttingen zu verlassen, auch die Wahl Englands nicht für passend. Keiner von den Professoren ist mehr von Mäcenas geschätzt als Haller. W. dankt ihm für Linnés Leben und bittet, auch letzterem einige Aushängebogen zu senden, die werden sweet meat für ihn sein. Solano über den Puls hat er gelesen. Er selbst beobachtete öfters den pulsus dicrotus, ohne dass eine Hämorrhagie erfolgte, den pulsus inciduus kannte er vordem nicht und will ihn beobachten. Er erwartet Nachricht von den Armeen in Brabant.

1748. Er ist unglücklich über das Missgeschick in der Haller'schen Familie, das er nicht errathen kann. Ob die Kinder nicht nach Wunsch

einschlagen? Von Böhmer habe er nur gute Nachrichten, dass seine Kinder gut genährt seien, seine Tochter schön sich entwickle, dass sein Sohn mit ihm botanisire und seinem Vater ähnlich zu werden hoffen lasse. Mäcenas ist sehr traurig, dass Haller ihm geschrieben, es sei Aussicht vorhanden, das er nach England gehe. Hofft, dass er bald durch Haller darüber getröstet werde. Er hat Mäcenas seine Bitte um Sträuche und Stauden vorgetragen. Doch fürchtet letzterer die Ausgaben. Das vorige Jahr schliesst mit einem Deficit von 2000 Thalern. Wenn Haller Göttingen verlasse, sei es ein unersetzlicher Verlust. Die Klosterkasse ist erschöpft, durch die Pensionen der Officierswittwen seit dem Kriege. Mäcenas hofft aber Hallers Wünsche zu erfüllen, so bald es thunlich ist, er bittet nur, ihm Zeit zu lassen, er darf nicht mit dem König und den Collegen Alles anfangen, was ihm beliebt. Sie denken oft sehr verschieden von einander. Sein Sohn soll Michaelis nach Göttingen gehen, er hofft dass Haller dann noch dort ist: „to worship you as a present deity."

1749. Von Haller wegen seiner Frau consultirt, antwortet er, dass ihre Krankheit bloss hysterischer Art sei, und dass er keinen Grund habe, an Schwindsucht zu denken. Er räth von Eisen ab und verordnet statt dessen eine Mixtur von flaved. cort. Aurant., centaur. minor. und galang. Ferner räth er ihm, bei dem eignen Gebrauche des Pyrmonter Wassers nicht mit dem Kopfe zu arbeiten. Those waters bear not working with the head. Er sendet ihm die Aushängebogen seiner Oden.

1750. Ist bekümmert um Hallers Gesundheit, der über schlechte Nächte klagt. Da er nicht mit ihm zusammenlebt, so ist es einerlei für ihn, wo Haller wohnt. Bloss Berlin würde uns trennen. That free writing what one thinks is banished from thence. Er bittet ihn desshalb, wenn er Göttingen verlassen sollte, seine Briefe zu verbrennen. Ein Krieg würde freilich nicht daraus entstehen, wenn er Göttingen mit Berlin vertauschte. Mäcenas erzählt, dass er der beliebteste aller Professoren sei, weil er reizend mit den Studenten umgehe. Mäcenas berichte ihm, dass Haller mit 2500 Thalern nach Berlin berufen sei, obgleich kein Platz in der Akademie dort frei ist. Wegen seiner vielen Kinder und seines Missvergnügens mit dem Göttinger Aufenthalt müsse dieser Ruf aber in Erwägung gezogen werden. Er hatte mit Mäcenas desshalb eine Unterredung. Er bittet ihn inständig, genau dort sich zu informiren. Es ist daselbst nicht billig. Die Häuser würden durch die Einrichtung sehr theuer zu stehen kommen. Denn Göttinger Möbel, Spiegel, Stühle u. s. w. würden nicht angebracht sein. Mäcenas hat dort eine Schwester und lebte selbst in dieser Stadt.

1751. „Ich war faul, habe mich an einer Jagd mit dem König betheiligt und war bei der Tödtung eines Hirsches zugegen. Meine Frau war mit mir im Wagen. But what a sad pleasure to drive to anguish, despair and death a harmless animal only for the pleasure of doing so! Is that part of the boasted empire of man over creation!" Sein Exil von seinen hannoverschen Patienten geht zu Ende. Er schreibt ihm über eine Unterredung, die er mit dem König gehabt wegen eines jungen Engländers. (Wie nahe er dem Könige gestanden, geht aus dieser Unterredung am besten hervor.) Schreibt ihm über eine Disputation über Apoplexie von Heister. Derselbe wäre der Ansicht, dieselbe sei mehr chirurgisch als medicinisch zu heilen.

1753. „So ist es entschieden, ich soll Ihr Angesicht nicht mehr sehen," doch freut es ihn, dass Haller sich die Möglichkeit vorbehalten, nach Göttingen zurückzukehren. W. selbst liegt krank an der Gicht zu Bette, hat viele Schmerzen und fiebert. Er will Mäcenas benachrichtigen, dass Haller fortfahren wolle, für die Societät zu wirken. (Derselbe blieb auch nach seinem

Fortgang von Göttingen ihr Präsident). Spricht mit ihm über weitere Veränderungen an der Universität, über Beförderungen von Zinn, Roederer und Vogel aus Erfurt. Was immer Haller glücklich machen kann, ist Werlhof ein Trost.

1754. Schreibt über alle möglichen Gegenstände; besorgt Haller's Brief an den guten alten Heister, freut sich auf Haller's Schrift über Insensibilität und auf die opuscula pathologica, äussert sich beifällig über Bolingbroke's philosophische Werke. Segner geht mit einem Gehalt von 1200 Thalern nach Halle, sein Adel wird erneuert, und er bekommt 500 Thaler für die Reise. An seine Stelle tritt Kästner.

1755. Er freut sich, dass Haller ihm so gute Nachrichten über seine Gesundheit gegeben. Unhappy Göttingen, which might be happy by you and make the learned world so by the opportunities you might meet with there. Berichtet ihm über alle Göttinger Verhältnisse. Brendel hat eine Dissertation herausgegeben über den Nutzen des Haarseils in der Schwindsucht, ist aber in den Verdacht gekommen, selbst an dieser Krankheit zu leiden. Roederer's Buch ist gut und wird durch Petit's Uebersetzung noch besser werden.

1756. Freut sich über die guten Nachrichten, die er über Haller's Gesundheit erhält.

1757. Der Leibarzt Hugo lässt sich für die ihm von Haller geschickten Pflanzen bedanken. — Dann eine politische Abschweifung. Er erörtert die Politik der englischen Regierung über die preussischen Rüstungen — your Physiology intended for Eternity may go on somewhat slowly.

1758. Detaillirte Nachrichten über den ausgebrochenen siebenjährigen Krieg. Die Franzosen ziehen sich über Hameln zurück, Prinz Ferdinand von der einen Seite anrückend, Prinz Heinrich von der anderen. Genaue Auseinandersetzung der Situation.

Diese Proben mögen genügen, um von der gediegenen Vielseitigkeit Werlhof's ein Zeugniss zu geben.

Uebereinstimmend war auch das Urtheil aller Zeitgenossen über die Trefflichkeit von W.'s Charakter. Feddersen (Nachrichten von dem Leben und Ende gut gesinnter Menschen, I. Sammlung S. 233) hat desshalb kein Bedenken getragen, ihn unter seine Gallerie vortrefflicher Menschen aufzunehmen; er sagt von ihm: „W. war ungeheuchelt fromm, ein warmer Verehrer der Religion und ein strenger Freund der Wahrheit. Sein Herz, das durch Religion und Aufrichtigkeit ein durchaus liebenswürdiges Herz geworden war, besass insbesondere die Tugenden der Demuth und Bescheidenheit in einem hohen Grade. Seine weitberühmten Verdienste und wirklichen grossen Vorzüge konnten ihn nie stolz machen, er hatte davon immer viel geringere Gedanken als die Welt davon hatte. Darum achtete er auch seine Collegen sehr. Neid über die Geschicklichkeit und den Beifall derselben kam niemals in seine Seele. Auch die unerfahrensten und jüngsten unter ihnen verachtete er nicht. Liebreich wie ein Vater und Lehrer gab ihnen der erfahrene Greis guten Rath und war überhaupt gar nicht zurückhaltend mit dem grossen Schatz seiner Kenntnisse, sondern theilte sie einem Jedem gern mit, denn es war eine seiner grössten Freuden, dass seine grossen Kenntnisse und Erfahrungen zum Besten der menschlichen Gesellschaft gemeinnütziger würden. Seiner Familie war er ein treuer Vater und seinen Verwandten und Freunden bezeugte er einen ausserordentlichen Eifer, ihnen zu dienen. Religion und Menschenfreundlichkeit erfüllten ihn gegen seine Kranken mit solcher Zärtlichkeit und Liebe, dass er darin allen Aerzten ein seltenes Beispiel geworden ist. Seinen Patienten opferte er sich ganz auf und machte sich ihretwegen freiwillig zu einem in seiner Lebensart und ganzen Zeit festgebundenen Mann. Noch in seinem

herannahenden Alter stand er früh um 4 Uhr auf. Morgens um 6 Uhr und Nachmittags um 3 Uhr ging er aus, seine Kranken zu besuchen, seinen Weg richtete er am meisten nach Beschaffenheit der Gefahr, worin sich die Kranken befanden, sonst aber nach der Lage der Häuser. Er besuchte so bereitwillig den Aermsten und Geringsten in seiner schmutzigen, schlechten Krankenstube als die Reichsten und Vornehmsten in ihren eleganten Wohnungen. Für jene, wie für diese trug er gleich zärtliche und gewissenhafte Sorge. Armen Kranken gab er oft, gab er oft viel. Früh vor 6 Uhr und Nachmittags von 2—3 Uhr nahm er im Hause von Jedem Besuch an. Wer nach diesen Stunden kam, musste wieder weggehen, wenn er ihm auch noch in seinem Hause begegnete. In dieser Gewohnheit beachtete er zum Besten seiner Kranken eine ganz genaue Pünktlichkeit und machte um der Person willen keine Ausnahme. Dies musste selbst einer unserer ersten Dichter erfahren. (Wahrscheinlich Klopstock.) Dieser wollte Werlhof auf der Durchreise durch Hannover besuchen, kam aber nach 6 Uhr hin und begegnete ihm auf der Treppe. Werlhof ging an ihm vorüber mit der Bemerkung: „es habe schon 6 geschlagen.“ Als er zuletzt bettlägerig war, klagte er nicht über die eignen Leiden, sondern bedauerte, dass er Kranken nun nicht mehr helfen könne.“ Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, dass Werlhof's Religion sich frei zeigte von allem Dogmenthum, dass für ihn Religion haben und gut handeln identisch war, und dass er sich hierin von seinem Freunde Haller unterschied, der bei all seiner Geistesgrösse es nicht vermocht hatte, die pseudoreligiösen Ketten abzuschütteln, sondern dem Buchstaben und der Orthodoxie so zugethan blieb, dass er sich am Abend seines Lebens Gewissensskrupel über die vielen von ihm vorgenommenen Vivisectionen machte. Es ist nur zu natürlich, dass Werlhof, der gegen Jedermann seine Humanität bethätigte, auch seine Collegen auf die liebenswürdigste und collegialischste Weise behandelte. Auch in dieser Beziehung können wir ihn als ein Muster für alle Zeiten hinstellen; sein Benehmen contrastirt auffallend mit dem Betragen vieler gegenwärtigen Tagesgrössen, die jeden Collegen, der nicht denselben Titel und dieselben Orden wie sie besitzt, wie einen Schuljungen behandeln, die es sich zum Princip machen, alles vom Hausarzte Verordnete umzustossen und stets einen neuen Heilplan, wenn auch gewöhnlich zum Nachtheile des Kranken vorschlagen, bloss um als vermeintliche Koryphäen sich aufzuspielen. Wichmann, der in jeder Beziehung Werlhof sich zum Muster genommen hatte und viele Jahre mit ihm gemeinsam Kranke behandelte, stellt ihm auch hierüber das glänzendste Zeugniss aus. Er sagt: „dass, wenn W. zugleich mit einem Andern ans Krankenbett gerufen wurde, er niemals Veranlassung zu den sonst gewöhnlichen Reibungen gab, indem er es für das Zeichen eines gottlosen, neidischen und arroganten Menschen hielt, von einer vorgefassten Meinung nicht zurückzutreten oder eines Anderen Gutachten nicht anerkennen zu wollen, wo es sich um das Leben eines Menschen handelt. Wenn die dringende Gefahr des Kranken es nothwendig machte, die angewandte Methode zu verwerfen, für die bis dahin gebrauchten Mittel andere zu wählen, so setzte er ohne mäkelnde Arroganz den Collegen es so auseinander, dass sie ihn weniger, als sich selbst ihre Meinung ändernd ansahen, da seine freundschaftlichen Rathschläge nicht aus einer flüchtigen Theorie oder leerem Wortprunk hervorgingen, sondern aus einer grossen klinischen Praxis entnommen waren und desshalb das höchste Vertrauen verdienten. Allmälig wurde er auf diese Weise der Lehrer von allen Aerzten, mit denen er in der Stadt prakticirte, Aller Herzen sich gewinnend, keinen Neid erregend, von Allen geliebt und mit den höchsten Ehren ausgezeichnet. Er hatte selbst in seiner

Stimme etwas, wodurch er Alle im ersten Augenblick für sich einnahm und durch den Adel seiner Gesichtszüge erwarb er sich sofort das Vertrauen der Kranken und Gesunden.“ Nächst den Schauspielern und Diplomaten giebt es wohl keinen Stand, der in der Kunst der Verstellung so geübt ist als die Aerzte. Beobachtet man dieselben genau, untersucht man ihr Thun und Lassen in der Gesellschaft, ihr ganzes Treiben mit dem geistigen Mikroskope, so findet man, dass vorzugsweise die A.B.C. Schützen der Wissenschaft, die nicht über das Einmaleins ihrer Examina hinausgekommen, die in das Innere des Tempels des Apollo niemals eingedrungen sind, sich aber selbst, während sie sich nur wie die Wechsler in den Propyläen des Tempels umhertreiben, dennoch für Hohepriester der Kunst halten, kurz die geistig beschränkten, die charakterlosen, neidischen und hämischen Aerzte es in dieser Kunst am Weitesten gebracht haben und in Folge davon in den Augen des Publicums, das ja nur nach dem Scheine zu urtheilen im Stande ist, erst in den Ruf von humanen, dann selbst von grossen Aerzten kommen. Der wirklich bedeutende Arzt hat nichts weiter gelernt, als bloss im Nothfalle am Krankenbette sich verstellen zu können, im Uebrigen bemüht er sich stets, wahr zu sein. So auch Werlhof. An ihm war wie bei allen grossen Aerzten keine Spur von dieser allgemeinen und gemeinen Verstellungskunst. Seine Humanität offenbarte sich, wie Wichmann berichtet, so ohne Affectation und Ostentation, dass es deutlich zu Tage lag, dass seine Menschenliebe einer klaren Quelle entsprang.

Wir bescheiden uns hier, ein massgebendes Urtheil über Werlhof's Leistungen als Dichter abzugeben. Dass er nicht unbedeutend war, geht schon daraus hervor, dass seine Gedichte zweimal aufgelegt wurden. Eine Lectüre derselben hat uns die Ueberzeugung beigebracht, dass er zum Genre der Fabel ein entschiedenes Talent besessen und den besten Fabeldichtern Deutschlands gleichgestellt zu werden verdient. Wenn sein College Haller auf diesem Gebiete grössere Lorbeeren ärntete, so lag dies wohl darin, dass er sich einen Gegenstand zum Vorwurf seiner Poesie wählte, der damals in Deutschland ganz neu war, von dem aber Lessing später in seinem Laokoon die Nichtberechtigung für das Reich der Dichtkunst nachwies. Dichterisches Talent möchten wir daher Werlhof trotzdem, dass er ganz in Vergessenheit gerieth, nicht weniger zusprechen als Haller. Wie sehr letzterer ihn als Dichter schätzte und verehrte, geht am besten aus seinem Tagebuche hervor. (Werlhof, ein Arzt und Dichter, Haller's Tagebuch von Heinzmann, zweiter Theil S. 90). Daselbst sagt Haller: „Herr Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht sein. Aber für seine Zeiten und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte verbreitet. Werlhof's Poesien zeugen von seinen grossen Gaben und malen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als Arzt wendet er dies Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlsein seiner Mitbürger an. Die Reinigkeit der Sprache, die Flüssigkeit des Silbenmasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommener sein, wenn dem Herrn Werlhof schon kein anderes Amt von der Vorsehung aufgetragen wäre als die Dichtkunst. Ebenso sorgfältig und richtig ist auch Werlhof in allen anderen Schönheiten des Reims gewesen. Den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Reime und die Wahl der Wörter betreffen. Alle diese Vorzüge würden in den Augen nicht mehr als mittelmässig sein, wenn sie die einzi-

Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis.
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze:
Drummuss er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muss seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbau'n. So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus,
Denn wer der Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Mit ihrem Tode sind auch jene der Vergessenheit anheimgegeben. Ueberhaupt ist der Ruhm eines Arztes, der sich auf den gemeinen und schlüpfrigen Boden der Praxis gründet, ein sehr zweideutiger. Denn hier handelt es sich, in erster Linie darum, festzustellen, durch welche Mittel wurde die Praxis erlangt und durch welche behauptet? In dieser Beziehung ist der Ausspruch Peter Frank's bezeichnend und wahr, dass, wenn man in einer fremden Stadt wissen wolle, wer der dümmste Arzt sei, man sich nur nach dem zu erkundigen brauche, der von Seiten des Publikums den grössten Zulauf habe. So viel steht dagegen umgekehrt fest, dass derjenige wirklich ein grosser Arzt ist, der, ohne Cameraderien zu poussiren, ohne in den, an den meisten Orten florirenden „Cerevisiis medicis" eine hervorragende Rolle zu spielen, ohne sich einer Clique oder Schule mit Leib und Seele zu verschreiben, trotzdem von den besten und als wissenschaftlich anerkannten Aerzten seiner Zeit spontan als ein hervorragender Heikünstler angesehen wird, dies in Wirklichkeit nicht bloss für seine Periode, sondern für alle Zeiten ist. In dieser Hinsicht verdient Werlhof mit vollem Rechte den Beinamen des Grossen, den seine Zeitgenossen ihm ohne Neid und mit vollem Bewusstsein vindicirten. Und so konnte Wichmann mit ganzer Berechtigung von Werlhof sagen: „wenn der allgemeine Beifall der Kranken und der Gelehrten das unbezweifelte Zeichen von grosser Tüchtigkeit, wenn es ferner das Zeichen eines wahren und grossen Arztes ist, nicht bloss von den Kranken, sondern auch, durch von allen Seiten herbeiströmmende Aerzte consultirt zu werden und in Schriften hervorzuragen, die nach allgemeinem Urtheil von wahrer Gelehrsamkeit glänzen, dann weiss ich nicht, ob irgend einer der Sterblichen, je mit grösserem Rechte ein grosser Arzt genannt werden konnte und so viele und so grosse Verdienste in sich vereinigte."

Sein Hauptverdienst besteht, unserer Meinung nach, aber darin, dass er die Therapie, die an Polypharmacie zu Grunde zu gehen drohte, zur Einfachheit des Hippokrates wieder zurückführte und wissenschaftlich und klinisch die Hegemonie der von keinem Systeme beengten Naturheilkraft begründete, casuistisch zeigte, wo und wann dieselbe ausreiche, oder die Kunst interveniren müsse. Hierdurch und durch das streng von ihm ausgeführte Princip, dass eine nur mit der Erfahrung Hand in Hand gehende und auf diese sich stützende Theorie zu respectiren, alle eitlen Hypothesen aber aus der Medicin verbannt werden müssten, legte er den Grund zur classischen deutschen Medicin. Die von ihm proklamirten Maximen wurden von allen nachfolgenden Classikern adoptirt und zu den ihrigen gemacht.

Sehen wir uns jetzt nach dem Urtheil der Zeitgenossen über Werlhof um, so finden wir eine merkwürdige Uebereinstimmung. Wir wollen nur Einige citiren. Tissot schreibt an Zimmermann (Essai sur la vie de Tissot par Eynard, Lausanne 1839 S. 155): „Une autre perte bien grave pour les sciences et la médicine en particulier, fut celle de Paul Godefroi Werlhof, l'un des plus grands médecins du siècle dernier, érudit profond, savant du premier ordre et poëte plein de feu. La publication de ses ouvrages a

justifié la célébrité dont il jouit parmi ses contemporains. Cette homme modeste et respectable était d'autant plus difficile à remplacer, qu'il pratiquait une médicine extrêmement simple au lieu de recourir à la polypharmacie des médecins allemands". Als Tissot die erledigte Leibarztstelle angeboten wurde, und Haller ihm sehr zusetzte, schwankte er; schlug aber schliesslich zu Gunsten Zimmermann's aus. Der Hauptgrund mochte der sein, dass er selbst fürchtete, den Vergleich mit Werlhof nicht aushalten zu können. Im citirten Buche schreibt er S. 157 an Zimmermann: „quel rôle jouerai je au milieu d'une cour nombreuse, qui regrettera en lui le plus beau genie, le plus grand practicien, l'homme aimable, l'ami intime et dans une ville qui pleurera un père et un Esculape. Il faut s'attendre inévitablement à des moments d'humilation."

Wie Zimmermann als Nachfolger Werlhof's zu ihm hinaufsah, geht am besten aus einem seiner Briefe (im Besitz des Urenkels, des Präsidenten des Obergerichts in Lüneburg) an den Sohn Werlhof's hervor. In diesem Briefe sagt er: „Depuis que je suis l'indigne successeur de ce grand homme il ne s'est pas passé un jour, que je n'aye eu occassion d'admirer son mérite suprême et de me voir ecrasé par le sentiment de ses vertus. Si je meprise l'essaim de ses copies indignes, je crois rendre hommage par là à cet homme unique et inimitable." In Wilhelm Gottfried von Werlhof's, Vicepräsidenten des königlichen Oberappellationsgerichts zu Celle „Leben vom Geheimen Rathe von Strombeck" (Celle 1832, bei Schweigger und Pick) wird Werlhof der Vater „ein als Arzt und Mensch gleich ausgezeichneter Gelehrter" genannt. Dagegen dürfte des Verfassers Ausspruch: „seine von Wichmann gesammelten, früher einzeln herausgegebenen Schriften sind auch den Aerzten unserer Zeit nicht unbekannt geworden," heute nicht mehr gelten. In den nov. act. phys. med. Academiae Caesar. Leopold. Carol. Tom. IV S. 290 heisst es: „Foret hic locus, de uberrima Werlhofii doctrina artisque medicae scientia et libris dicendi, nisi diu jam inter principes Europae medicos locus ei consentiens fama adsignasset, conflata illi tum innumerorum aegrorum gratis laudibus, tum quod multo majus est, ipsorum medicorum incorrupto et post mortem quoque ejus constanti judicio. Omnino enim neminem audivimus, ne arti quidem dedictum, qui, cum de Werlhofio judicaret, reprehendum quidquam aut excipiendum, multo minus erratum putaret. Si non in alia atque alia loca vocatus est aut adeo transit, in quo magna pars hominum splendorem quaerere solet nihilominus consilia ejus ab omnibus expedita sunt et tota Germania Werlhofianae doctrinae ac humanitatis particeps fuit. Sed in pectoribus nostris aeternum vivet."

Folgendes Urtheil wird in den Comment. de rebus in scientia naturali et medicina gestis vol. XIV, pars I 1767 Lip. p. 371 über ihn gefällt: „Si unquam nobis acerbum fuit, de morte virorum nominis fama et meritorum magnitudine inclytorum referre, sane nunc nobis acerbissimum est, lectores de morte P. G. Werlhofii viri, ut de omni literarum genere, sic potissimum de scientia medica meritissimi, certiores facere. Ut vero eximia et immensa qua pollebat in arte salutari scientia ei nomen magni medici, sic morum integritas, comitas et suavitas earum *φιλανθρώπου* nomen conciliavit." Gruner nennt ihn in seinen „antiquitates morborum" kaum anders als „magnus Werlhof". Zimmermann in seiner „Erfahrung" beruft sich in vielen Stellen auf Werlhof's Auctorität. Blumenbach (Literärgeschichte p. 420) sagt von ihm: „vir acutissimi ingenii, strenuus corticis vindex, cujus nomen mansit unguento ad scabiem." Kortum, der Verfasser der Jobsiade, nennt ihn in seiner Literaturgeschichte „einen grossen praktischen Arzt und schätzbaren Schriftsteller". Der sonst vortreffliche Metzger macht in seiner pragmatischen Literaturgeschichte S. 379) Werlhof fälschlich zu einem Anhänger Friedrich

Hoffmann's, nennt ihn aber „einen der ehrwürdigsten Aerzte dieses Jahrhunderts, einen praktischen Arzt von grossen Verdiensten und einen eleganten Schriftsteller, zwei Eigenschaften, die man selten vereinigt findet.“ Es würde uns leicht sein, diese Zeugnisse zu vermehren, wenn sie nicht genügten, zu beweisen, wie übereinstimmend die Zeitgenossen Werlhof's und die Epigonen dieser Periode in seiner Beurtheilung waren. Je weiter wir uns unserer Zeit nähern, desto mehr tritt das Andenken Werlhof's in den Hintergrund, bis man schliesslich dahin gelangt, entweder ihn total zu ignoriren oder ihn gänzlich falsch aufzufassen.

Schon Sprengel hat Werlhof nicht mehr gewürdigt, er citirt ihn nicht einmal in dem Capitel über die Chinarinde, sein Nachfolger Eble eben nur oberflächlich bei der Geschichte der Keuchhustenepidemie. In Hecker's des Sohnes, „Geschichte der neueren Medicin“ sucht man vergeblich nach dem Namen Werlhof; Hirschel, Wunderlich, de Meza, Isensee erwähnen seiner in einer höchst oberflächlichen Weise. Friedländer und Häser übergehen ihn mit Stillschweigen, ebenso Daremberg. Guardia in seinem Buche: „La médecine à travers les siècles“ degradirt ihn sogar zu einem esprit borné, und Bouchut, der neueste französische Historiker, stempelt ihn einfach zu einem Empiriker.

Sehr erfreulich für uns war, in einem, an den Präsidenten von Werlhof in Lüneburg geschriebenen, Brief Baum's, des gelehrten Professors der Chirurgie an der Georgia Augusta, (den Marx in seiner Schrift „zur Verständigung des stärkenden Verfahrens“ „einen ebenso erfahrenen und geschickten, aufopferungsfähigen Arzt und Wundarzt wie pflichttreuen Lehrer mit dem umfassendsten Wissen und der gründlichsten Gelehrsamkeit, dessen Werke nicht im Messkataloge, aber im Buche des Lebens und in den dankerfüllten Herzen von Tausenden verzeichnet sind,“ nennt,) folgendes Urtheil über Werlhof, den er aus seinen Schriften und literarischem Nachlass studirt hatte, zu vernehmen: „Unter den Briefen an Marcard in Walsrode“ (den späteren Oldenburgischen Leibarzt) „zeigt sich ausser der vortrefflichen Fürsorge für alle Kranken über die er schreibt, der treusten Liebe, die für Alle so väterliche, freundliche Worte hat, besonders tiefe, der Zeit vorangehende Kenntniss der Krankheiten der Harnwege und der dagegen anzuwendenden Mittel, der Pereira brava namentlich, die in unserer Zeit von Brodie wieder erhoben ist.“

Mit derselben Anerkennung äussert sich Marx über ihn (in einem Briefe an mich vom 1. August 1871): „Werlhof war ein ausserordentlicher Mann und Arzt, er zeichnet sich ebenso sehr als Praktiker wie als Forscher aus.“

Schliesslich noch einige Worte über die Nachkommen Werlhof's. Sein Sohn, der Vicepräsident wurde vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhoben; die Familie gehört jetzt zum ritterschaftlichen Adel des Fürstenthums Lüneburg. Werlhof der Sohn starb 1832 in Celle und hinterliess 3 Söhne; nur der älteste von diesen, Justizcanzleidirector in Göttingen 1842 † hatte 2 Söhne, von denen der Präsident des Obergerichts, geb. 1809 zu Celle noch in Lüneburg am Leben und im Besitz des literarischen Nachlasses seines grossen Ahnen ist. Er war 2 Mal verheirathet und hat 6 Kinder. Von dem zweiten Sohne des Göttinger, der als Lieutenant in Herzberg starb, leben noch 2 Söhne. Der eine von ihnen, also der Ururenkel Werlhof's wurde, nachdem er der medicinischen Facultät seine Inauguraldissertation: „über die Wirkung der Kälte auf den Organismus mit besonderer Rücksicht auf das Nervensystem“ vorgelegt hatte, unter dem Dekanate von Marx 1872 zum Doctor promovirt, der Ururenkel des ersten medicinischen deutschen Classikers von dem letzten derselben!

Ausser Wichmann gibt Börner eine Biographie von Werlhof in sei-

nem bekannten Buche. Ersterer sammelte alle zerstreuten Schriften desselben und gab sie mit einer Widmung an ihren gemeinschaftlichen Freund Pringle 1775 in drei Quartbänden in der Helwingschen Buchhandlung heraus. Der erste Band enthält zugleich die Lithographie des Auctors.

Sein schöner Kopf ist nach der damaligen Unsitte durch eine lange Allongenperücke entstellt. Seine hochgewölbte Stirn verräth den tiefen Denker; die mit der schwungvollen Adlersnase harmonisch gewölbten Augenbrauen verleihen dem edlen ovalen Gesichte eine kühne Genialität. Aus den Augen strahlt Milde, gepaart mit Bestimmtheit und Entschlossenheit; um den kleinen Mund spielen die Grazien und Musen. Der mit dem Ganzen so schön harmonirende Kinntheil drückt den Gesichtszügen eine solche Milde und ein so von Herzen kommendes Wohlwollen auf, dass man es sich erklären kann, wie bezaubernd die Persönlichkeit Werlhof's gewesen sein muss.

Geschichte.

Durch die Schrift: „De medicina sectae methodicae veteris ejusque usu et abusu" trat Werlhof am 7. Mai 1723 zum ersten Male als Schriftsteller auf. Die Geschichte der Medicin befand sich damals im ersten Stadium der Entwicklung, und es ist charakteristisch, dass Werlhof ein historisches Thema zu seinem Debüt wählte. Alle Classiker haben ihre Grösse vorzugsweise dadurch erreicht, dass sie sich nicht begnügten, bloss die Gegenwart der Medicin kennen zu lernen, sondern dieselbe in ihrer genetischen Entwicklung zu verfolgen suchten. Dass Werlhof zu Anfang seiner wissenschaftlichen und praktischen Laufbahn der Geschichte seine ganze Liebe und Kraft zuwandte bekundet sein aus vollem Selbstbewusstsein hervorgehendes hohes Streben. Wenn die Deutschen das Verdienst haben, in historisch-medicinischer Hinsicht das Meiste und Höchste geleistet zu haben, so gebührt Werlhof der Ruhm, der erste gewesen zu sein, der den Weg angab, wie die Geschichte der Medicin mit Erfolg wissenschaftlich und künstlerisch zugleich bearbeitet werden müsse. Denn Werlhof war der erste in Deutschland, der dieselbe abgerundet monographisch und streng wissenschaftlich bearbeitete, nicht bloss trockne Facta aufzählte, sondern sein eignes Urtheil abgab, Seitenblicke auf die gegenwärtige Medicin warf, Vergleiche anstellte und Parallelen zog. Le Clerc war der einzige, der mit Erfolg einer universellen Bearbeitung der Medicin sich unterzogen hatte, und doch war sein Werk ein blosser Torso geblieben. Dagegen hatten Döring, Neander und Goelike mit ihren Werken kaum die Grenzen der Mittelmässigkeit überschritten. Mit Werlhof war für immer die monographische Bearbeitung der Geschichte der Medicin in Deutschland inaugurirt, und die vielen glücklichen Nachfolger und Nacheiferer machten es später Sprengel möglich, mit seinem classischen Werke der Geschichte der Medicin ans Licht zu treten.

Der Gedankengang dieser ausgezeichneten Abhandlung, die nach den Quellen mit grosser Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit bearbeitet, später oft benutzt, aber selten genannt wurde, so dass wir unsere Verwunderung darüber aussprechen müssen, dass selbst in den meisten neuesten Lehr- und Handbüchern der Geschichte der Medicin, dies wichtige Werk gar nicht einmal citirt, vielmehr stets auf Prosper Alpin hingewiesen wird, der nicht so sehr als Historiker, denn als letzter Ausläufer der Methodiker aufgefasst werden muss, ist folgender:

„Schon die alten Empiriker erkannten, dass, abgesehen von den nicht erforschten oder vernachlässigten Ursachen der Dinge, bloss in Bezug auf die Auffindung und Anwendung der Arzneimittel eine solche Verschiedenheit vorherrsche, dass eines

Einzigen oder Mehrerer, während aller Lebensjahre gesammelten, Erfahrungen, um Krankheiten zu heilen, nicht ausreichen würden. Ebenso lehrten die Dogmatiker, welche die Theorie und Ursachen auf verschiedene Weise mit der Erfahrung verbanden, dass die medicinische Wissenschaft nie so erschöpft werden könne, dass nichts mehr zu lernen übrig bleibe. Viele Jahrhunderte später nach dem Ursprung der Medicin traten dagegen Aerzte auf, die da wähnten, es sei ihnen als Arbeit zurück geblieben, die Kunst von der Unvollkommenheit und Schwierigkeit, und die Lernenden von der Last der Arbeit zu befreien. Diese, unter dem Namen der „Methodiker," hergeleitet von der kürzeren Methode oder dem schnelleren Weg zur Kunst, dessen sie sich rühmten, unterschieden sich während einiger Jahrhunderte von den übrigen Aerzten nicht ohne Lob und hatten viele Anhänger. Obgleich später der glänzende Ruf und die Vortrefflichkeit einiger Dogmatiker den Ruhm und Namen dieser Schule verdunkelten und zuletzt ganz auslöschten, so sieht doch jeder Denker, der Vergleiche anstellt, leicht ein, dass einige ihrer Lehren von mehreren Aerzten der Neuzeit, wenn auch oft unter einem andern Namen und unter anderer Deutung wieder in Anwendung gezogen worden sind. Desshalb ist es passend, die Medicin der alten methodischen Schule und der theilweise erneuerten, einer Untersuchung zu unterwerfen. Zu Zeiten des Cäsar und Pompejus lebte zu Rom Asklepiades, der meistens Neues über die Krankheiten und ihre Ursachen lehrte, so dass seine Ansichten von den Meinungen der anderen Dogmatiker abweichen. Dennoch liess er sich der Reihe dieser Secte zuzählen. Er befolgte die Philosophie, die von der durch Demokritos, Leucippus und Epicurus gelehrten, wenig abweicht. Ueberall nahm er in der Medicin Räume und Molecule an, aus denen, nach einem gewissen Verhältnisse, alle Körper entstanden seien, die er daher nach dem Namen der Zusammensetzungen belegte. Diese Grundsätze wandte er mit vieler Schärfe auf die Medicin an und begründete die Gesundheit des menschlichen Körpers auf die Symmetrie und Uebereinstimmung, die Krankheiten dagegen auf Unsymmetrie oder den Mangel der Uebereinstimmung der Poren mit den Theilen, welche sie enthalten. Er glaubte nämlich, dass Krankheit entstehe, wenn aus irgend einer Ursache, aus einem Fehler der Poren oder Molecule, entweder diese selbst mehr als gut in den Poren zurückgehalten oder durch sie in grösserer Menge als nothwendig ausgeführt würden.

Obgleich Asklepiades die einzelnen Differenzen auf das Genaueste entwickelt und auf die Praxis angewendet hatte, so schienen seinem Schüler Themison von Laodicea die einzelnen Beobachtungen und die feinen Unterschiede gänzlich überflüssig. Er nahm nur Communitäten von Krankheiten an, vorzugsweise Schlaffheit und Zusammenziehung, Fluss oder Verzögerung, so dass das Schlaffe durch zusammenziehende, das Zusammengezogene durch erschlaffende Mittel geheilt werden müsse. Er übte die Medicin unter Cäsar und Augustus in Rom aus und erfand erst, nachdem er mehrere Schriften herausgegeben, und Asklepiades schon gestorben war, jene Methode. Er war ein Arzt von ausgezeichnetem Ruf, was selbst aus der Juvenal'schen Satire hervorgeht, nach der die, in einem Herbste von Themison umgebrachten, Kranken unzählige sein sollen. Dennoch war sein Ansehen unter den Methodikern nicht so, dass sie auf seine Worte schwuren, sondern sie beschuldigten ihn vieler Irrthümer und seine Methode der Unvollkommmenheit.

Zur Zeit des Celsus blühten die Methodiker so, dass sie eine besondere Schule bildeten. Eine neue Stärke erhielt sie, als unter der Herrschaft des Nero Thessalus Trallianus die von Themison gegründete Methode vermehrt und verändert zu haben sich rühmte und mit grosser Prahlerei und Verachtung aller anderen Aerzte und eines Macchiavellischen Arztes würdigen Künsten den Kopf erhob. Derselbe vermass sich, den Schülern die Medicin in sechs Monaten zu lehren. Durch jenen Macchiavellismus hat er sich einen so berühmten Namen erworben, dass er nicht bloss Verkehr mit dem Kaiser hatte, sondern auf einem öffentlichen Monumente stolz als Besieger der Aerzte bezeichnet wurde.

Auf dieselbe Weise erwarb er sich Ruhm, aber auch zugleich Verachtung seiner Kunst und seiner Methode. Denn jene Leichtigkeit, die Kunst zu lehren, deren er sich rühmte, war den meisten so bequem, dass er sehr viele und zum Theil höchst Ungelehrte zu Schülern bekam, vermittelst derer der Name und die Methode des Thessalus, theils mit Lob, theils mit Tadel über den Erdkreis verbreitet wurde. Doch machten die Methodiker der späteren Zeit sich keine Skrupel daraus, von Thessalus' Methode abzuweichen. Jeder veränderte vielmehr nach seinem Gutdünken die Lehren und affectirte gleichsam eine neue Secte, von der des Thessalus verschieden, oder sie verbessernd zu gründen, um nicht mit den ungelehrten Schülern desselben

zusammengeworfen zu werden. So sollen Olympicus, der Milesier, Menomachus, der Aphrodisier, Soranus, der Epheser sehr von einander abgewichen sein. Unter diesen hat Soranus, der zu Trajanus' und Hadrian's Zeit in Alexandrien und dann in Rom die Medicin lehrte, den grössten Ruhm erlangt. Sein Bewunderer war Caelius, Aurelianus, von dem das Buch „de morbis acutis et chronicis" übrig geblieben ist. Sein wunderbarer Styl, seine unpassende Auseinandersetzung und unwissenschaftliche Anwendung einiger griechischer Wörter scheint nicht hinreichend zu beweisen, was Reinesius annimmt, dass er erst um das 5. Jahrhundert nach Christus gelebt habe. Vielmehr scheint er als Zuhörer des Soranus oder eines desselben Schüler ein Zeitgenosse des Galen oder wenig von ihm im Alter verschieden gewesen zu sein. Aurelianus bekennt, dass er das Griechische des Soranus ins Lateinische übersetzt habe. Doch da er von dem seinigen immer etwas hinzusetzt, so erscheint es wunderbar, dass wenn er so viel später als Galen gelebt hätte, er allein diesen, den schärfsten Feind der Methodiker, ungeschoren lässt, während er alle Lehrsätze der alten Dogmatiker durchhechelt.

Von mehreren Aerzten, welche bis zu Galen unter den Methodikern blühten, war einer der ersten Julianus, der zur Zeit Galen's, in Alexandrien durch Lehre und Schrift die Medicin förderte und gegen den, als werkthätigen Bekämpfer der hippokratischen Aphorismen, Galen eine besondere Vertheidigung schrieb. Hierdurch kommt es, dass wir von ihm ebenso als von Olympios und andern von Galen Bekämpften, einige Fragmente besitzen. Dieser Zeit gehört auch Moschion an, von dem das Buch aufbehalten ist „περι γυναικων παθων"; er ist jünger als Soranus.

Bis dahin, das heisst bis zu den Zeiten des Antonius Pius und Severus, unter denen Galenus lebte, ungefähr 300 Jahre hindurch blühte, unter dem Hasse und den Verwünschungen der übrigen Aerzte, zu Rom theilweise auch in den Provinzen die methodische Medicin. Als aber allmälig das Ansehen des Galen und anderer Dogmatiker zunahm, fing sie an abzunehmen, und dennoch scheint sie nicht gänzlich verschwunden zu sein. Denn es existiren noch zwei Schriftsteller des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt, die, wenn wir ihre gerade nicht ausgezeichneten Schriften betrachten, dieser Schule angehört haben. Der eine ist Vindicianus, Erster der Leibärzte aus dem Gefolge des Kaisers Valentinianus. Der andere ist Theodor Priscianus, ebenfalls Leibarzt. Von ihm sind vier Bücher erhalten, das erste ευποριστων, das zweite über die acuten und chronischen Krankheiten, das dritte über die Krankheiten der Weiber, das vierte über Physik, das aber mehr mit empirischen und abergläubischen als natürlichen Mitteln angefüllt ist. Die Methodiker müssen also in dieser Zeit eine ziemlich hohe Stufe erklommen haben, da der Präsident der Leibärzte, das heisst der dazu angestellte Richter, die unter den ersten Leibärzten entstehenden Streitigkeiten zu schlichten, zu ihren Schülern gehörte. Theodor Priscianus führt im zweiten und dritten Buche überall die Hauptgrundsätze der Methodiker im Munde, obgleich er in den Einzelnheiten oft von den Alten abweicht und nicht so pedantisch wie Caelius den Gesetzen der Methoden nachkommt. Auch sein Sohn Eusebius und sein Bruder Timotheus haben wahrscheinlich zu dieser Schule gehört. Nach diesen schweigt die Geschichte von den Methodikern, ausser dass Aetius in einem, aus dem Griechischen compilirten Werke, ihrer ehrenvolle Erwähnung thut.

Im 11. Jahrhundert verdient ein gewisser Gariopontus, der Salernitanischen Schule angehörig, durch sein Buch, das den Titel führt „passionarius Galeni" unter den Methodikern hervorgehoben zu werden.

Obgleich nun in den medicinischen Kreisen das Andenken an die Methodiker beinahe erstorben war, nahm Prosper Alpinus, Professor zu Padua, ein gelehrter Mann und durch viele Schriften berühmt, durch sein Buch über die methodische Schule, herausgegeben im Jahre 1611, jene in seinen Schutz und versuchte sie in ihre frühere Stellung zu rehabilitiren. In diesem Buche nimmt er die Communitäten als Grund an, verbindet die Beobachtungen und Theorien der Dogmatiker mit ihnen, bequemt dieselben den Sätzen der Methodiker an und eruirt die Ursachen und Heilungen aller Krankheiten aus den Gesetzen der Methode selbst und den Schriften der Methodiker. Obgleich Alpinus mit allem Eifer dahin strebte, diese Schule wieder zu restauriren, so gelang es ihm doch nicht, auch nur einen Schüler zu finden. Mit ihrem Restaurator scheint diese Schule daher zugleich wieder untergegangen zu sein. Dass dennoch nicht die Ansichten der Methodiker aus dem Geiste der Aerzte geschwunden sind, davon legen die meisten Schriften der Neueren Zeugniss ab. Unter ihnen sind viele und sehr berühmte, die durch die Ausdehnung

und Schlaffheit der festen Theile und durch die Gerinnung und Auflösung der Flüssigkeiten den Ursprung der Krankheiten überall auseinandersetzen und sich gewöhnt haben, zum Strictum und Laxum der Methodiker sich zu bekennen. Sie gehören gewissermassen dieser Schule an.

Ueber die Principien der Methodiker.

Die Methodiker weichen nicht allein in ihren Ansichten von den übrigen Aerzten ab, sondern waren auch unter sich uneins. So wich Thessalus nicht bloss von allen anderen Aerzten, sondern auch von Themison; Caelius Aurelianus von beiden ab. Jener Eifer zum Widerspruch macht gerade die Lehren dieser Secte zweifelhaft, zumal man sie wegen des Untergangs der meisten Schriften einzeln nicht genau untersuchen kann. Da indessen die Hauptgrundsätze jener Schule, indem sie hie und da bei den dogmatischen Schriftstellern sich zerstreut finden, mit denen von Aurelianus und anderen Methodikern, die uns übrig geblieben sind, übereinstimmen, so werden wir im Allgemeinen die Principien dieser Schule über die Theorie und Praxis der Medicin untersuchen.

Ihre Anhänger wollten, dass die Medicin wirksam und leicht sei Mit Hintansetzung aller Schwierigkeiten und Dunkelheiten, brachten sie aus der Beobachtung von nur klaren Dingen, die allen Krankheiten gemeinsam waren, und die sie κοινοτητας oder Communitäten nannten, alle Leiden auf wenige Arten zurück und bestimmten aus den in die Sinne fallenden Zeichen jede Art von Krankheit. Hieraus leiteten sie die Indication ab und gewöhnten sich, durch die, für die besondere Art von Krankheiten gemeinschaftlich bestimmten, Arzneimittel, auch den einzelnen Leiden, theils durch die Diät, theils durch Medicamente, theils durch äussere Hülfe entgegen zu treten. Sie unterschieden in ihrer Methode drei Theile: Pathologie, Semiotik und Therapie, die sie durch die Diät, Pharmacie und Chirurgie besorgten. Doch vernachlässigten sie auch nicht die Anatomie und Physiologie. Das Feinere und Dunklere aber, glaubten sie, sei den Gesetzen der Methode entgegen, es sei denn, dass bloss der Wissenschaft wegen oder um zu disputiren einige sich darauf legten; in dieser Hinsicht waren auch die Philosophie und anderer Secten Lehrsätze ihnen bekannt. In der allgemeinen Physiologie aber hielten sie an der oben erwähnten Anschauungsweise des Asklepiades über die „συγχρισεις" oder Zusammensetzungen fest. Julianus nämlich bestimmte, dass ein gemässigter und in rechtem Masse sich gleich bleibender Zustand von Zusammensetzung und Auseinandertreibung, von Strictum und Laxum, Gesundheit sei, was aber von diesem Mittelwege abweiche, gehöre in die Kategorie der Krankheit.

In der Pathologie betrachteten sie theils die Natur und das Wesen der Krankheiten, theils das Subject, theils die Zeiten und die Grösse, theils auch die Ursachen und Symptome. Die Natur fast aller inneren Krankheiten, wenigstens derer, die sie durch die blosse Diät und mildere Arzneimittel für heilbar hielten, bezogen sie einzig und allein auf das Strictum und Laxum. Dieselbe Sache drückten sie durch verschiedene Namen aus, wie durch Raritas und Densitas, Flexio und Retardatio. Dies war das Fundament ihrer Methode. Doch fassten sie dieselbe so auf, dass einige Krankheiten für nur theilweise fest, theilweise schlaff, daher für gemischt gehalten werden müssten, aber zu verschiedener Zeit und zu verschiedenen Orten. Hierdurch entstanden die ersten und vorzüglichsten Communitäten der Krankheiten, so dass die schlaffen, die festen und die gemischten Krankheiten die einzelnen Classen bildeten.

Einiger Leiden Wesenheit suchten sie darin, dass etwas offenbar Fremdartiges im Körper sei, das nicht durch irgend eine andere Methode, sondern nur durch die Wegnahme dieses fremden Körpers geheilt werden könne. Es sei aber im Menschen etwas ausserhalb, was wir als fremden Körper bezeichnen würden oder innerhalb, wenn es mit der Substanz des Leibes verbunden sei. So bezeichneten sie Dornen oder Geschosse als fremde Körper „ausserhalb"; hieher scheinen sie auch die Würmer, Steine, Zähne, abgestorbene Foetus, Eiter, aus inwendig zerrissenen Eingeweiden hervorbrechend, auch die Unreinigkeiten der ersten Wege gerechnet zu haben. Als inwendig fremde Körper fassten sie erstlich in Bezug auf den Ort: die Brüche, Fracturen und frische Wunden auf. Dann unterschieden sie andere, fremd durch ihre Grösse, wie die Warzen, Krebse und Abscesse, andere durch Mangel, als Fisteln, Geschwüre u. s. w. Hieraus entstanden die chirurgischen Communitäten, die vier Classen ausmachten, wo entweder ausserhalb oder in Bezug

auf den Ort, auf Grösse und Mangel innerhalb des Körpers etwas fremdartig war.

Ausser der Natur der Krankheit betrachteten sie auch noch die Zeit und Grösse, die Kürze oder Länge der Krankheit, das Entstehen, das Nachlassen und die Intermission, den Anfang, die Zunahme und das Ende, die leichte oder hartnäckige Heilung. Hieraus entstanden die Communitäten der Zeiten oder Grösse, die aber keine besondere Classe bildeten.

Auch betrachteten sie den Kranken auf sogenannte subjective Weise nämlich den Patienten selbst und den erkrankten Theil. Sie befolgten aber nicht die alte Lehre von den Temperamenten, sondern nahmen nur auf die Kräfte und die Geneigtheit zu gewissen Krankheiten Rücksicht. Ebenso trennten sie die Leiden des Geistes und Körpers von einander. Die Ursachen der Krankheiten und Symptome theilten sie in vorhergehende und fortdauernde. Unter ersteren verstanden sie nur solche, welche man deutlich erkennen konnte. Daher solche, die durch einen Diätfehler entstehen, durch Hitze, Kälte, Rausch, Magenverderbniss, Missbrauch von Arzneien und alles Unmässige. Sie glaubten aber, dass dies Alles nicht im Körper bleibe. Die fortdauernden Ursachen, bei denen, so lange sie vorhanden sind, eine Krankheit besteht, so lange sie wachsen, auch die Krankheit wächst, sobald sie weichen auch die Krankheit weicht, hielten sie für dunkel, zweifelhaft und unnütz zu wissen.

Die Lehre der Zeichen cultivirten sie auf's Sorgfältigste. Aus den deutlich in die Augen fallenden Zeichen führten sie jede Krankheit zu ihren Communitäten. Wo wider die Natur und Gewohnheit irgend ein Theil fest gespannt, trocken geschwollen oder schmerzend erschien, da wurde eine Krankheit der Strictur angenommen, wo im Gegentheil irgend ein Theil weich, schlüpfrig war oder mehr als gesunde Flüssigkeiten ausgeführt wurden, da nahmen sie Laxität an, doch unterschieden sie einen natürlichen und kritischen Ausfluss von einem krankhaften. Gemischt nannten sie aber die Krankheit, wo sich Zeichen von beiden vorfanden. Wenn nach der gewohnten Methode die Krankheit nicht geheilt werden konnte, so versuchte man es durch die Metasyncrisis.

Sowohl in der Diät als in der Therapie richteten sie sich nach der Erfahrung, was erschlaffte, was adstringirte. Doch muss man nicht glauben, dass sie andere deutliche Wirkungen von Medicamenten oder Diät, wie Kälte, Antreibungen zu Bewegungen, Abführungen, Diarrhöe, Schweiss u. s. w. nicht beobachtet hätten. Wenn daher der Körper zusammengezogen war, so glaubten sie, müsse er aufgelöst, wenn er an einem Ausflusse litte, zusammengehalten, wenn er ein vermischtes Uebel hätte, so müsste durch ein heftigeres Uebel zur Hülfe gekommen werden.

In Bezug auf die Communitäten der Zeiten glaubten sie, dass in der Zeit der Exacerbation der Zutritt der Krankheit durch Enthaltsamkeit von Speise und Trank, in der Remission durch Stärkung, in der Intermission durch eine ausgesuchte Diät, in chronischen Krankheiten durch schärfere Mittel und die Anwendung der metasyncritischen Mittel geheilt werden müsse. Es war Princip bis zum 3. Tage nichts zum Essen zu erlauben, damit das Zusammengezogene digerirt würde, und nicht die in den ersten Wegen befindlichen Crudités oder die durch eingenommene Speisen hinzukommenden, der Gesundheit sich entgegen setzten. Dann aber vom dritten Tage an erlaubten sie während 3 Tagen stärkende Mittel. Nachher wandten sie mildere an, um, wenn die Krankheit noch anhielt, durch blande Mittel die Symptome zu besänftigen, wenn sie hingegen wich, die Ueberbleibsel der Krankheit kühn anzugreifen und endlich, nachdem die Kräfte wiederhergestellt, zu der alten Lebensmethode zurückzukehren.

Dies bezieht sich Alles auf die acuten wie chronischen Leiden. Die Grösse der Krankheit und die Kräfte des Kranken modificirten dies Alles so, dass sie bald stärkere diätetische, chirurgische und pharmaceutische Mittel gebrauchten, immer sehr vorsichtig verfuhren und, nicht ohne die Kräfte wiederhergestellt zu haben, Arzneimittel anwandten. Alle Gifte waren nach ihrer Ansicht sofort aus dem Körper zu eliminiren.

Die chirurgischen Communitäten indicirten das, was als fremd hinweggeschafft werden müsste. Was ausserhalb als fremd hiess, musste durch medicinische oder chirurgische Hülfe entfernt werden, was dem Orte nach fremd war, forderte die Hinschaffung nach seinem Orte, wenn es getheilt, die Vereinigung, was fremdartig durch seine Grösse: die Theilung, was fremdartig durch Mangel: den Ersatz des Fehlenden.

Auf diese Indicationen gestützt, gebrauchten sie dieselbe Methode in acuten und chronischen Krankheiten. Sie wandten aber nur Diät und äussere Mittel an und vermieden jeden Excess bei beiden. Bei den auf dem status laxus beruhenden Krankheiten wählten sie, vor allen Dingen, einen kälteren, dunkleren und nicht zu weiten Platz, um den Kranken unterzubringen; oder sie richteten dies künstlich her, besprengten mit kaltem Wasser und schafften eine kalte Luft dadurch, dass im Zimmer Weintraubenblätter, Eichenblätter und ähnliche, durch starken Geruch adstringirende, gestreut waren. Auch hüteten sie sich vor weichen und weiten Betten, die, wie sie glaubten, den Körper erschlafften. Sie verordneten den Kranken Ruhe und Schlaf, mehr als Bewegung und Wachen. Wenn etwas Fremdes im Magen war, so entfernten sie, so lange die Kräfte im Anfange der Krankheit noch da waren, dies durch Erbrechen, das sie durch Trinken von heissem Wasser und in den Mund gesteckten Finger bewirkten. Wenn es nicht die höchste Schwäche erforderte, erlaubten sie, vor dem dritten Tage, nichts zu essen. Sie umwanden dann die Glieder und rieben den Körper ein, bald mit kaltem Oel, mit kaltem Wasser; mit Säften von adstringirenden Pflanzen salbten sie den Kopf, den Hals und die durch den Fluss am meisten leidenden Theile. Sie gaben wenig kaltes Wasser zum Getränk oder, wenn Einer es nicht vertragen konnte, viel heisses. Wenn die Kräfte schwanden, gab man ganz leichte Speisen. Auch Schröpfköpfe wurden an verschiedenen Stellen applicirt, aber blinde; am meisten auf dem Bauche, wenn die Speisen wieder herausgebrochen wurden. Auch brachten sie nahrhafte Klystiere bei oder sie legten aus Nahrungsmitteln bereitete Pflaster über den Körper. Wenn die Schwäche des Körpers und die Schweisse drohend wurden, so streuten sie feine adstringirende Pulver auf die Haut oder wandten dieselben in Umschlägen oder in Salben an und gebrauchten, je nach der Grösse der Krankheit, Galläpfel, Akazien, Alaun und ähnliche Adstringentien. In der Abnahme der Krankheit erlaubten sie adstringirende Speisen als Quitten, Oliven und Aehnliches und süssen Wein und erst, nachdem die Krankheit ganz geheilt war, verordneten sie die gewohnten Bäder.

Bei den auf dem status strictus beruhenden Krankheiten dagegen legten sie den Kranken in einen warmen hellen Ort und in ein weiches Bett, gaben ihm bis zu dem dritten Tag nichts zu essen und wandten erst an diesem Tag einen reichlichen Aderlass an. Wegen offenbarer Cruditäten erregten sie öfters Erbrechen. Nachher erlaubten sie ein um den andern Tag zur Zeit der Remission Speisen. Nach dem Aderlasse salbten sie das Gesicht mit einem warmen Oel und ebenso den ganzen Körper und brachten an verschiedenen Stellen erweichende Salben und Decocte an. Gegen verhärtete Stuhlgänge gebrauchten sie eröffnende Klystiere; nachher applicirten sie blutige Köpfe, Blutegel, einfache Skarificationen, um zu erschlaffen, da sie im Fortgang der Krankheit den Aderlass fürchteten. Wenn dieselbe zum Stillstand gekommen war, so bedienten sie sich besserer Bähungen, versagten dem Kranken aber noch Speise und Trank. Wenn die Krankheit zu Ende ging, wurde der Patient auf ein Hängebett gelegt und bekam dann noch einige trockene Schröpfköpfe. Allmälig wurden stärkere Bewegungen erlaubt, und kräftigere Speisen gegeben. Es muss noch erwähnt werden, dass sie zu Anfang der adstringirenden Krankheiten, wo sie eine Geschwulst sahen oder aus dem Schmerze schlossen, dass die Symptome noch nicht heftig waren, selbst adstringirende Medicamente anwandten, wenn sie glaubten, dass der zu dieser Zeit schlaffe Theil, der durch das Zuströmen der Säfte zu einem Tumor angeschwellt würde, durch Adstringentia gestärkt werden müsse. Die Heilung der gemischten Krankheiten ergibt sich von selbst.

In inveterirten und häufig exacerbirenden Leiden wandten sie die „Metasyncrisis" an, welche sie auch „Recorporatio" nannten. Sie verfuhren hiebei nach einer bestimmten Ordnung, welche sie „Cyclus" oder „Cyclus metasyncriticus" nannten, nachdem eine Wiederherstellung der Kräfte vorausgeschickt war, was sie durch den Cyclus analepticus oder resumtivus bewerkstelligten. Diesen „Cyclus resumtivus" begann man durch die schwächste Nahrung, die man allmälig kräftiger machte, zugleich wurden hiemit Schritt haltend die Bewegungen verstärkt als Tragen, Gehen, Springen, mit lauter Stimme Lesen u. s. w. Sie wandten eigene Lehrmeister und Lehrer der Gymnastik hierzu an. Dann erst gingen sie zu dem metasyncritischen Cyclus über. Den Anfang machten sie mit der Nahrung von eingesalzenen Fischen. Dann liessen sie durch die Wurzeln des Raphanus mit warmem Wasser brechen. Darauf wandten sie erst gelindere, dann stärkere äussere Mittel an, schoren den Kopf bis zur Glätte und gebrauchten entweder auf dem ganzen Körper oder an einzelnen Theilen stärkere Medicamente

durch Aufstreuen, Niesen, Injectionen, Sinapismen und Aehnliches. Durch das Feuer der Kohle, die Sonnenhitze oder den heissen Sand trockneten sie den Körper aus. was sie ἡλιώσεις nannten. Bald verordneten sie heisses, bald kaltes Wasser, bald die Douche, bald Köpfe mit vielen Flammen, die sie plötzlich wieder abrissen. Wenn das Leiden dennoch fortbestand, so liessen sie durch die Wurzeln des weissen Niesswurzes brechen Wenn die Krankheit dann noch nicht wich, so verordneten sie Mineralbäder, trockene Räucherungen, Schwimmen und Schiffen. Wenn hierauf entweder Laxität oder Rigidität sich einstellte, so hörten sie mit dieser Methode auf und gingen zu den gewohnten Mitteln über. Stets aber hielten sie bei Allem Mass und eine genaue Diät.

Die chirurgischen Communitäten konnten sie nicht so leicht ausführen. Wir finden sie daher weitläufig beim Caelius, Theodorus und Moschion abgehandelt. Um noch einige Cautelen der Methodiker anzuführen so fürchteten sie hauptsächlich alle Purgirmittel, Sudorifera, Narcotica, starke Klystiere, Cauterien, wiederholte Aderlässe, sowohl unter der Zunge als solche bis zur Ohnmacht. Wein gaben sie auf das Vorsichtigste, wegen grosser Schwäche, vor dem Niederwerfen der Krankheit. Alle scharfen Mittel wandten sie nur im äussersten Nothfalle an und dann stets in einer bestimmten Ordnung und mit Rücksicht auf Kräftigung. Alle Ausschreitungen in der Diät und Medicin suchten sie zu vermeiden und sie glaubten nicht eher bei einer Krankheit die gewohnte Lebensweise wieder erlauben zu dürfen, als bis sie sich überzeugt hielten, dass das Uebel ohne Gefahr einer Recidive gänzlich geheilt sei.

Ueber den Nutzen und Schaden der Principien der Methodiker.

Zuerst zeigt sich das Bemühen, der Medicin Hypothesen unterzulegen und durch eine kurze Methode sie einzuschränken. Dass auch die Neueren hieran gelitten haben, wer weiss das nicht? Die Methodiker eilten viel zu früh zur Aufbauung von Theorien, nachdem die Medicin noch nicht hinlänglich durch Beobachtungen und Experimente aufgebaut war. Auch heute noch ist das Streben und die Arbeit unreif, Hypothesen aufzustellen, alle Krankheiten erklären und ihre Heilungen bestimmen zu wollen. Wie gross ist das, was wir nicht wissen! Denn die Natur und die Functionen der feinsten Theile des menschlichen Körpers und der Krankheit sind noch in Zweifel gehüllt und werden weder durch die Sinne, noch durch die Vernunft erforscht. Eine grosse Verschiedenheit herrscht nicht bloss unter den mannigfaltigen Species der Krankheit, sondern unter den, dem Aeussern und dem Namen nach, gleichen Krankheiten. Wir bemerken diese Verschiedenheit nach der Natur der erkrankenden Menschen, den Ursachen, welche die verschiedensten sein können, den Symptomen, der Beschaffenheit der Luft u. s. w. Auch neue Krankheiten treten auf. Die Idiosynkrasien sind zu berücksichtigen.

Ebenso in den heutigen Schulen hört man oft von Laxität und Constriction, unter dem Titel: „vermehrter und verminderter Tonus der Faser" oder „der geronnenen und aufgelösten Flüssigkeiten". Einige Theile des Körpers werden fest genannt, andere flüssig, von denen die einzelnen eine bestimmte Krase, eine Beschaffenheit des Tonus und der Mischung oder eine Syncrise nach dem Ausdrucke der Methodiker haben. Wir sagen, Krankheit sei da, wo eine Veränderung hiervon Statt findet. Wenn daher die flüssigen Theile durch einen verhinderten Fluss, die festen aber durch Contraction gegen ihre Natur, in ihrer Function gestört werden, dann sagen wir, ist ein Leiden vorhanden. Mit Recht daher schenken die meisten Neueren beiden Arten von Krankheiten ihre Aufmerksamkeit, und wenn Einige bloss die eine Art berücksichtigen, so sind diese vom rechten Wege abgewichen. Die Zusammenziehung der Theile beachteten sie zu wenig. Hierdurch kommt es, dass, indem durch die Zusammenziehung eines Theils Flüssigkeiten hinweggeführt, der andere oft erschlafft wird, wie wenn durch Kälte die Haut zusammengezogen, Diarrhöe entsteht, wenn aber der Stuhlgang durch Kälte erschwert, Schweiss ausbricht. Auch darin sind sie nicht umsichtig, dass sie bei der Heilung von überstarken Flüssen bloss auf die Laxität, bei der Adstriction oder Obstruction nur auf die Strictur Rücksicht nehmen, da es doch ausgemacht ist, dass Diarrhöen, Blutungen und andere Ausflüsse seltener aus den durch Schlaffheit, als vielmehr durch Zusammenziehung der Fasern ergossenen Säften entstehen, so dass, wenn die irritirende Ursache weggenommen, mehr durch Relaxiren und Lösung des Krampfes als dadurch, dass man ausweichenden Flüssigkeiten den Weg versperrt, das Uebel

gehoben wird. Im Gegentheil entstehen Stricturen, wohin die Krämpfe meist gehören, am häufigsten von Atonie oder lassen Schwäche zurück; daher ist nicht zweifelhaft, dass gelinde Adstringentia und Roborantia hier vor Relaxantia den Vorzug verdienen. Von den Lähmungen und anderen Obstructionen will ich ganz schweigen, da sie weit mehr der Stärkungsmittel als der Laxantia bedürfen.

Was nun die Methode betrifft, einen Tumor im Anfang durch stärkende Arzneien zu heilen zu suchen, so scheint dies nicht ganz verworfen werden zu dürfen, wenn man nicht zu fürchten hat, dass man den Stoff, den man von der einen Stelle abgehalten hat, anderswo hintreibe.

Doch übersahen die Methodiker nicht, dass Obstruction und Fluxion zuweilen heilsam sei oder ein grosses Uebel ihnen folge, wenn man mit Gewalt nach einer andern Stelle sie hintreibe. Desshalb bemühten sie sich, in acuten Krankheiten, den Bauch gelinde zu eröffnen, schafften insgleichen offenbare Cruditäten der ersten Wege, selbst bei Fluxionen, durch gelindes Erbrechen hinweg; darum beförderten sie auch kritische Entleerungen, und behandelten alle acuten Krankheiten auf die gelindeste Weise, damit sie dem Körper keinen Schaden zufügten.

Loben muss man ihre vorzügliche Sorgfalt und die bis in das Kleinste beobachtete Rücksicht auf die Diät. Dieselbe verdient Nachahmung. Wie vielen Schaden unzeitiger Wechsel von Kälte und Wärme bringt, ist bekannt. Man weiss, wie bei Brust-, Leib- und Gliederschmerzen kalte Luft das Uebel vermehrt. Dagegen ist bei Fieberbewegung der Missbrauch der äusseren Wärme zu fürchten, damit nicht durch Beschleunigung der Blutcirculation den inneren Theilen des Körpers die kranke Materie hinein getrieben wird, die bei mässiger Wärme sicherer und ruhiger durch passende Wege hätte entfernt werden können. Ausgesuchte Speisen, worauf die Alten bei acuten Krankheiten die grösste Wichtigkeit legten, werden bei uns gar zu sehr vernachlässigt. Sie gaben nur die leichtesten Speisen, nie oder sehr wenig zur Zeit des Paroxysmus, wo die Verdauung unter den kranken Bewegungen nicht gut von Statten gehen kann und im Anfange, wo die ersten Wege an rohen Säften Ueberfluss haben. Die meiste Rücksicht nahmen sie auf die Kräfte. Wenn zu starke Uebelkeit vorhanden, oder die Kranken verhindert waren zu essen, so wandten sie nahrhafte Klystiere an. Denn obgleich mehrere Aerzte, nachdem schon die Milchgefässe entdeckt waren, die Klystiere verwerfen zu müssen glaubten, so befreiten doch auch die in den dicken Eingeweiden gefundenen Milchgefässe die Klystiere von dem Verdachte des Absurden. Die Aerzte, die sie verspotteten, bewiesen eben nur, wie sie zu Irrthümern geneigt sind, wenn sie sofort zu Hypothesen ihre Zuflucht nehmen. Wenn wirklich keine Milchgefässe dort existiren sollten, so muss doch ein anderer Uebergang daselbst Statt finden, wie die ausgetrockneten Fäcalmassen beweisen, dass ihre Flüssigkeit anderswo hingeführt sein muss. Auch sind die Methodiker zu loben, dass sie, nach der Wiederherstellung, dem Appetite des Kranken nicht Alles erlauben, ferner dass sie den Wein so selten verordneten. Nur bei ganz erschöpften Kräften und bei perniciösen Fiebern bedienten sie sich desselben. Selbst der circulus resumtionis ist nicht zu verwerfen. Auch ihre Diät bei den Geistesaffectionen muss empfohlen werden. In der Anwendung der Medicamente aber waren sie zu furchtsam. Die einzelnen Arzneimittel werden angezeigt von der verschiedenen Natur der Krankheiten, der Ursache, dem Orte, der Zeit, von der Constitution des Kranken, den Kräften, dem Alter, dem Geschlechte; bald werden sie contraindicirt, bald modificirt, so dass es ebenso Mangel an Erfahrung ist, überall Alles zu verdammen, als überall Alles ohne Unterschied zu loben. Einiges wirkt stärker, Anderes schwächer. In der Regel genügt das Gelindere, da von dem Stärkeren oft Schaden zu fürchten ist. Dies gilt, um ein Beispiel anzuführen, von den Purgantien in den acuten Fiebern und im Anfang der hektischen, in der Diarrhöe und in der Dyssenterie, in der Hysterie und im Skorbute, selbst bei den Unterleibsverstopfungen. Hier ist die Anwendung von gefährlichen Arzneimitteln schädlich, weil durch ein gelindes Mittel die unnützen Säfte glücklich weggeführt werden. In Nierenkrankheiten werden hauptsächlich solche diuretische Arzneien gefordert, die durch Mässigung der Reize und durch Lösung der durch Krampf verstopften Wege den Urin befördern, während die acriora oft grosse Gefahr bringen. Von den stärker Schweiss treibenden Mitteln wird in acuten Krankheiten oft derselbe Schaden angestiftet als durch zu heisse Luft, während sanftere Schweissmittel allen Nutzen bringen. Diejenigen Medicamente, die sanft die Heftigkeit der Krämpfe und Schmerzen lindern, genügen meistens und entreissen den heftiger wirkenden die Palme, indem diese entweder schädlichere Säfte im Körper zurückhalten oder den Fasern gefährliche Atonie bereiten. Doch dürfen die stärkeren Mittel nicht gänzlich aus

der Medicin entfernt werden. Denn es gibt Krankheiten, deren Natur und Grösse oder die Schnelligkeit der Gefahr zu solcher Zeit die stärkeren erfordert, um nicht von dem Temperamente des Einzelnen zu sprechen, bei denen die geringeren oft nicht helfen. Man darf die purgantia acria dreist da geben, wo die gelinden ohne Nutzen oder selbst oft zum Schaden angewandt wurden, wo sie die Materie schlecht bewegen oder gar nicht oder wenigstens die Gelegenheit zur Hülfe verstreichen lassen, wovon sich Beispiele finden in der Manie, Melancholie oder Apoplexie und vorzüglich im Hydrops, wo in der Regel die stärkeren Diuretica den Vorzug verdienen. Zuweilen scheinen auch in bösartigen epidemischen Fiebern die stärkeren Schweissmittel Nutzen geschafft zu haben; oft scheint in ganz verzweifelten Fällen ein Schweiss oder diuretisches Mittel den Kranken dem Schlunde des Todes entrissen zu haben. Dies beobachtete auch Soreta bei einem bösartigen Lagerfieber. Die stärker stopfenden und Schlafmittel darf man gleichfalls nicht ganz verbannen, da oft die Gewalt der Flüsse und Schmerzen so über alles Mass stark ist, dass sie die höchste Gefahr oder den Tod herbeiführen, wenn nicht eine stärkere Arznei angewandt wird. Dasselbe Urtheil gilt von jenen äusseren Mitteln, die die Methodiker verdammen, von denen einzelne, vorsichtig in der Praxis gebraucht, ihren Nutzen haben, obgleich einige Neuere sie aus der Praxis verbannen wollen. Auch von den metasyncritischen Cirkeln hat sich unser Jahrhundert nicht gänzlich abgewandt. Ich schweige von den äusseren Acriis und den Reisen. Auch die Neueren haben ihre Cirkel. Um von anderen Heilkursen zu schweigen, will ich die Heilungen nur anführen, die durch Eisenmittel, Merkurialien, durch heisse und saure Thermen bewerkstelligt werden, denen allen, bei hartnäckiger Krankheit, die Ehre des höchsten Tribunals übertragen wird. Gross ist der Unterschied der Eisen- unter den Eisenmitteln und der Merkurialien unter den Quecksilberpräparaten. Weder diese alle, noch eines davon verdient den Namen einer Panacee Wir müssen uns hüten, dass wir nicht nach der Weise der Methodiker gleich zu ihnen wie zu einem heiligen Hoffnungsanker greifen, bloss allein auf die Indication gestützt, dass wir es mit einer chronischen und hartnäckigen Krankheit zu thun haben, die erst durch Eisen, dann durch Säuren oder sanfte Thermen, nachher durch heftigere und endlich durch den Speichelfluss angegriffen werden müsse. Non tam facilis est vera medendi methodus. Singuli morbi, singuli aegroti peculiarem necessario atque sollicitam postulant considerationem, quae ad sedulas de singularum medelarum natura et efficacia observationes, prudenti *ἀναλογισμῳ*, distincte conferri debet".

Die zweite geschichtliche Arbeit, durch die Werlhof seinen Ruf als Historiker und medicinischer Philologe begründete, und die Zeugniss ablegt von seinem historischen Talente und seinen ausgezeichneten philologischen Kenntnissen ist die Abhandlung: „Disquisitio medica et philologica de Variolis et Anthracibus, ubi de utriusque affectus antiquitatibus signis differentiis medelis disserit Werlhof".

Eine Schrift des schlesischen Arztes Gottfried Hahn in Brieg war die Veranlassung dieser Abhandlung. Derselbe trat mit einer viel Aufsehen erregenden Schrift vor die Oeffentlichkeit, in der er die Behauptung aufstellte, dass die Blattern bereits bei den Griechen existirt hätten. Man könnte diese Werlhof'sche Schrift eine polemische nennen, wenn eine Spur von Polemik im gewöhnlichen Sinne darin zu entdecken wäre. Werlhof bezeugt vielmehr der Person seines Gegners eine so grosse Hochachtung, wie man bei literarischen Kriegen nicht gewohnt ist, zu finden und sagt von ihm aus, dass obgleich Hahn an Gelehrsamkeit und Erfahrung sehr über ihm stehe, dennoch ein bei Weitem weniger Gelehrter, nachdem er eine genauere Untersuchung eines Gegenstandes vorgenommen habe, in den Arbeiten eines grösseren Gelehrten zuweilen etwas finde, wo die Sache nicht auf den Kopf getroffen sei. Anerkennender gegen Hahn und bescheidener in Bezug auf sich selbst konnte Werlhof nicht sein! Diese Abhandlung erschien 1735. Werlhof setzt zunächst auseinander, dass Nichts nothwendiger und schwieriger sei als das Unähnliche unter dem Aehnlichen und

das Aehnliche unter dem Unähnlichen richtig zu erkennen und auseinander zu halten. Hierauf beruht ja die Semiotik, das dritte Auge des Arztes. Vieles nun, was man für neu hält, findet sich schon bei den Alten. Er will nur an den Skorbut erinnern und an die Petechien. Dagegen sucht man in den Schriften der Alten vergeblich nach den Blattern. Obschon kürzlich ein sehr gelehrter Mann in dem Anthrax und Carbunculus der Alten die Blattern zu finden glaubte und auf eine sehr ingeniöse Weise diese Behauptung zu beweisen suchte, so kann Verf. sich nicht zu dieser Ansicht bekennen, sondern hält dafür, dass die Blattern zu den Krankheiten gehören, von denen Celsus sagt: „rarius sed aliquando morbus quoque ipse novus quem non incidere manifeste falsum est". Die Argumentation von Werlhof ist folgende:

„Wären die Blattern bekannt gewesen, so würden Hippokrates, Celsus, Aretäus, Galenus, Aetius u. s. w, die sich als so ausgezeichnete Krankheitsmaler hervorthun, eine Beschreibung uns hinterlassen haben. Unter dem Charakter der Krankheit versteht man das, was dieselbe von allen übrigen Krankheiten unterscheidet und auszeichnet: 1) Das einmalige Befallenwerden durch die Seuche. 2) Die so häufige Wiederkehr der Epidemie. (Werlhof beobachtete alle 5 Jahre eine Pockenepidemie). 3) Die charakteristischen Pusteln, die unter einem Fieber ausbrechen, das stets acut und am 10. Tage von einem neuen Fieber begleitet ist, das mit Entzündung und Eiterung derselben verläuft. 4) Der Unterschied zwischen den Pockenarten. 5) Die grossen Verheerungen, die sie unter den Kindern anrichten. 6) Die eigenthümlichen Narben. Auch hiervon ist in den Schriften der Alten nirgends etwas zu finden, auch nicht auf ihren Statuen und Skulpturen. Werlhof räumt ein, dass es Krankheiten gibt, die den Blattern ähnlich scheinen, indem sie auch ihre Ausscheidungen durch die Haut machen, aber trotzdem keine Blattern sind. Auch gibt es falsche Blattern, als die Wind- oder Wasserpocken, Stein- und wilde Pocken. Wahrscheinlich aber ist, dass die Pocken, bei irgend einer Nation, die vom Verkehr und anderen Völkern weit entfernt war, ihren Schlupfwinckel gehabt haben und von da über den ganzen Erdboden sich verbreiteten. Freind hält die Saracenen für die ersten Verbreiter; Stahl die Bewohner des inneren Afrika, Junker die Bewohner am Niger und die Kaffern, bei denen die Pocken und Masern grassiren und endemisch sind. Auch Goelike behauptet dieses. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Saracenen, die in der ganzen Welt umherstreiften und auch mit diesen Völkern in Berührung kamen, sie von dort herschleppten. Die Krankheit wird nicht bloss durch die Kranken, sondern auch durch Papier und Briefe weiter fortgepflanzt. Hahn behauptet nun, die Blattern seien den Alten bekannt gewesen und unter den Namen der Exantheme, Knoten, Pusteln, welche dem Celsus variolae benignae, und unter ähnlichen Namen beschrieben sind, auch von Herodot unter der Bezeichnung von Pusteln bei Fiebern und Anthrax und Carbunkeln geschildert worden. Dralincurtius hat schon 1675 diese Ansicht aufgestellt. Hahn stützt sich zuerst auf eine Stelle des Herodotus, der im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus lebte. Diese Stelle findet sich im Aetius. Wenn man sie bei Hahn liest, dann sollte man glauben, dass weder Sydenham, noch die Araber je so gut die Pocken beschrieben haben. Am Schlusse sagt Hahn: „adeo non delineata aut adumbrata sed expressa plane earum hic facies, vix ante Sydenhamium a quoquam magis graphice depicta." Liest man aber diese Stelle im Zusammenhang, so geht deutlich aus ihr hervor, dass Aetius hier nicht eine besondere Krankheit abhandelt, sondern nur Ausschläge, die als Symptome bei verschiedenen Fiebern, sowohl continuirlichen als intermittirenden, vorkommen können. Alle Schriftsteller, die diese Stelle gelesen, haben sie auch nicht anders aufgefasst. Selbst Hasenrefferus, „curiosus Cutis affectuum distinguendorum auctor" ist dieser Ansicht, ebenso Friend und Conring. Es ist vergeblich, die Ausdrücke, die man bei den Alten findet, auf die Pocken beziehen zu wollen. Drelincurtius hat alle hiehergehörige Namen zusammengestellt. Als zweiten Grund führt Hahn an, dass die Anthraces, Carbones und carbunculi der Alten ganz mit unsern Blattern übereinstimmen und beruft sich auf die Araber, die Anthraces durch Blattern übersetzt hätten und deren Beschreibung, Zeichen, Cur auf die Carbunkeln der Alten anwendeten. Werlhof will nicht untersuchen, ob nicht zuweilen Carbunkel die Pocken begleiten können, sondern ob die

Pusteln, die wir Blattern nennen, von den griechischen und lateinischen Schriftstellern Anthrax oder Carbunkeln genannt werden. Dass Variola, Carbunkel und Anthrax identisch sein sollen, wird schon dadurch zweifelhaft, dass vorzugsweise den schlimmen Formen der Name Anthrax zukommen soll, die gutartigen aber für Pusteln erklärt werden. Ueberdies stimmt die Beschreibung der Neueren von Anthrax mit der der Alten überein. Der ganze Verlauf ist ein anderer als bei den Pocken. Der Carbunkel sitzt nicht bloss in der Haut, sondern geht bis auf die Muskeln, auf das Fettpolster, auf die Sehnen. Seinem Erscheinen gehen Blasen vorher, die aber mit den Pocken gar keine Aehnlichkeit haben, sondern so aussehen, wie die, welche nach Verbrennungen entstehen, mit einer Flüssigkeit gefüllt sind, die, wenn sie zerplatzen, die Umgegend entzünden und grosse Hitze und Schmerz verursachen. Oft entstehen auch gar keine Blasen, sondern es wird ein brandiger, grauer Schorf abgestossen, dann erscheint auch kein Eiter, sondern schwammiges, ins Schwärzliche schimmerndes, Fleisch. Er hinterlässt eine Narbe, die aber von den Grübchen der Pockennarben himmelweit verschieden ist. Von allen oben angeführten charakteristischen Zeichen besitzt der Carbunkel keins; auch das charakteristische Doppelfieber bei den Pocken fehlt. Die vorzüglichste Stütze Hahn's ist die, dass die Araber die Wörter Anthrax und Variola als synonym gebrauchten. Daraus folgt aber noch nicht, dass die Araber ein Recht dazu hatten, die Griechen falsch zu interpretiren. Sodann konnte man es den ungelehrten Arabern, die all ihre Gelehrsamkeit von den Griechen schöpften, nicht übel nehmen, dass sie anfänglich wegen der Aehnlichkeit gewisser Symptome, und weil die Carbunkeln sich oft den Pocken zugesellen, diese Benennung einführten. Und wenn sie wirklich die Verschiedenheit einsahen, so konnten sie absichtlich die Namen verwechseln. So wird ja auch jetzt der Name „purpura," obgleich es eine besondere Krankheit ist, bald den Petechien, bald den Masern, bald anderen Affectionen beigelegt. Wer weiss nicht, dass der Syphilis bei ihrem ersten Auftreten der Name Pocken beigelegt wurde? Auch wäre es wunderbar gewesen, wenn Rolfink und Welschius, die beide über dieses Leiden geschrieben, hiervon Nichts gemerkt haben sollten. Die Untersuchung der arabischen Sprache spricht aber durchaus zu Gunsten der Werlhof'schen Ansicht. Wahr ist, man findet bei den Arabern Wörter, die sie für Anthrax und Pocken gemeinschaftlich gebrauchten, auch lässt sich nicht läugnen, dass sie einige Symptome von Anthrax auf die Pocken übertragen haben, doch kannten sie genau die Verschiedenheit der beiden Affectionen. 1) Ihr allgemeiner Ausdruck für alle Exantheme und Tumoren ist Bathr. 2) Rhazes überschreibt seine Abhandlung über Pocken und Masern mit dem allgemeinen Worte λοιμος pestis. 3) Die Pocken, aber auch ähnliche Pusteln nennen die Araber „hhomak" 4) Das eigentliche Wort für die Pocken in der arabischen Sprache ist „giodari." 5) Das für Carbunkel aber „giamrah." — Avicenna's Beschreibung der Pocken ist durchaus verschieden von der des Anthrax. Ebenso ist die Heilung der Blattern bei den Arabern eine durchaus abweichende von der des Anthrax bei den Griechen. Die Araber bedienten sich gegen die Blattern mehrerer Arzneimittel, die sich bei den Griechen in verschiedenen Krankheiten bewährt hatten. Unter allen diesen Mitteln kann aber von keinem einzigen bewiesen werden, dass es auch zur Heilung des Anthrax verwandt wurde. Werlhof geht dann zu den Anthraces und Carbunkeln der Griechen und Römer über. Er gibt die Beschreibung des Galenos, die ganz verschieden von Variola ist. Die Pusteln und die Geschwürsform bei beiden ist ganz verschieden. Der Brandschorf ist beim Carbunkel von Anfang an vorhanden, bei den Pocken aber erst zuletzt. Ob bei Anthrax eine, mehrere oder keine Pusteln vorhanden sind, dies hat nichts mit der Bösartigkeit zu thun, und lässt sich dasselbe gar nicht in Uebereinstimmung bringen mit den einzelnen, zusammenfliessenden und bösartigen Blattern. Galen stimmt in seiner Beschreibung des Anthrax ganz mit den Neueren und Alten überein. Ebenso Celsus. Auch die Schilderung, die Plinius gibt, hat nicht im Entferntesten eine Aehnlichkeit mit Variola. Die Beschreibung, die Aretäus von Carbunculus faucium gibt, passt ebensowenig wie Herodot's Zeichnung des Carbunculus der Augen. Werlhof setzt dann Hippokrates' Ansicht über den Anthrax auseinander und schliesst seine Untersuchung damit, dass er nur habe beweisen wollen, dass der Anthrax der Alten derselbe als der der Neueren und nicht mit unsern Blattern zusammengeworfen werden müsse, dass von diesen weder eine Beschreibung bei den Griechen, noch bei den Römern existire, die beweisen könnte, dass diese jetzt so gewöhnliche und ausgedehnte Krankheit in den Gegenden, wo Medicin ausgeübt wurde, beobachtet worden ist".

Kritik und Polemik.

Eigentlich kritische medicinische Organe der Journalistik existirten damals nicht. Ersterer Entstehung fällt in die spätere Zeit, wo, durch Lessing's Einfluss, die Kritik zu einer besonderen Disciplin erhoben wurde. Wollte die Kritik sich äussern, so trat sie in den Bund mit der Polemik und in besonderen Streitschriften an die Oeffentlichkeit. Es war hauptsächlich die Gründung zweier Journale, der „allgemeinen deutschen Bibliothek" und der „Göttinger Gelehrten Anzeigen", die auch in der Medicin den kritischen Geist ins Leben riefen und ihn zu einem Gemeingut erhoben. Was Werlhof auch in dieser Disciplin geleistet haben würde, wenn er in seinem späteren Lebensalter ebenso productiv gewesen wäre, als in seinen jüngeren Jahren, davon liefert der zweite Theil der „Cautionum medicarum": „De limitanda febris laude et censura corticis peruviani" ein glänzendes Zeugniss. Werlhof nimmt sowohl als Polemiker wie als Kritiker eine hohe Stellung ein. Vornehmlich zeichnet er sich aus durch eine, an weibliche Sanftmuth grenzende Milde. In formeller Beziehung ist die, von ihm befolgte Taktik, ihm ganz allein eigen. Er geht nämlich anfänglich immer auf die Behauptung seines Gegners ein, nimmt sie als wahr an und zieht hieraus Folgerungen. W. zeigt nun, dass diese ganz absurd sind und schliesst dann daraus zurück, dass die Behauptungen ebenso falsch sein müssen. Werlhof verfährt also ganz nach Art der Mathematiker. Dann wendet er sich dem Thema selbst zu und greift nun das Object direct an. Dabei bedient er sich aller Waffen, die ihm nützen können; er glänzt ebenso sehr als Philologe wie als Arzt, er nimmt die Semiotik sowohl zu Hülfe als die Theologie. Jede von ihm aufgestellte Behauptung belegt er mit Gründen. Niemals zeigt er eine Spur von Gereiztheit, stets beweist er seinem Gegner die höchste Achtung. Wir beobachten ein rein wissenschaftliches Duell, das uns plastisch vorgeführt wird. Werlhof hat es allemal nur mit der Sache, nie mit der Person zu thun. Wir wollen durchaus nicht behaupten, dass es keine Fälle gibt, in denen nicht die Person mit in den Kampf gezogen werden dürfte. Jedenfalls ist die Werlhof'sche Kampfmethode die noblere, und so wird die gegen Gölike gerichtete Streitschrift stets das schönste Monument und Modell bleiben, wie wissenschaftliche Streitigkeiten, auf eine der Wissenschaft und den Streitenden würdige Weise, ausgekämpft werden sollen. Was in formeller Beziehung die Schrift so anziehend macht, ist die, wie ein rother Faden, durch dieselbe sich hinziehende Ironie. Daneben blickt Werlhof's Bescheidenheit an allen Stellen hervor, obgleich jede Zeile kund thut, wie er seinem Gegner an Scharfsinn, Urtheil, Witz, Philosophie und ärztlicher Erfahrung überlegen ist. So sagt er selbst von seiner Fiebermethode, die damals von dem ganzen „orbis medicus" angenommen war, dass die seinige, dem Wesen nach, von der anderer ausgezeichneter Aerzte nicht abweiche. Was neu in seiner Methode sei, bestehe in der von ihm gegebenen Vorschrift, Recidiven zu verhüten. Er verwahrt sich dagegen, dass seine Beobachtungen, nach seiner oder Anderer, blossen Theorie beurtheilt werden möchten, er stellt sie vielmehr vor den Richterstuhl der aufrichtigen Erfahrung, die auf Vernunft, Analogie, Klugheit und Mässigung gestützt ist und durch keine Meinung beherrscht wird. Seine Principien der Polemik hat er an mehreren Stellen offen dargelegt. Werlhof streitet nur aus Liebe zur Wahrheit, nicht aus dem unglücklichen Hange, bloss zu streiten. Sein Ziel sucht er zu erreichen durch die Kraft und das Gewicht seiner Gründe; die blosse Zahl derselben sowie Verdrehungen von Consequenzen verachtet er, weil hierdurch nie die Wahrheit ans Licht gezogen, sondern noch tiefer begraben wird. Wenn man dagegen die Erfahrung zur Führerin nimmt, den Streitpunkt gehörig

behandelt, die Zweifel der Gelehrten gehörig abwägt, dann entstehen oft grosse Fortschritte. Rein äussere Gründe können nicht entscheiden. Was nicht deutlich explicirt und bewiesen ist, darf nicht als gewiss angesehen werden. Wird so verfahren, dann können Hypothesen verbessert, Künste ausgebildet, Wissenschaften vervollkommnet, ja die Wahrheit selbst ans Licht gezogen und erweitert werden. Werlhof's Grundsätze in der Polemik lassen sich in folgenden Aussprüchen von ihm zusammenfassen: 1) „In eo nunc vivimus saeculo, quo non acriter pro certae alicujus sectae aut ducis honore magis quam pro sancta veritate pugnare conviciando et calumniando solent philosophorum optimi; sed pro una veritate maxime solliciti, plerique alteri alterorum inventa et cogitata placide modesteque expendunt"; 2) ferner „Laudum vituperiorumque moderamen in rebus medicis amo, sine quo nihil frugis praestatur"; 3) „Asperitate exardescunt lites, dum dissidia animorum comitate sopiuntur. Nam etiamsi aliquis trahi velit Nymphis tamquam Hylas, nolit tamen rapi a Furiis tamquam Orestes". Endlich macht er den Ausspruch Cato's beim Plutarch zu dem seinigen: „Impar mihi tecum certandi conditio est, nam, ut et male dicere et male audire tibi est familiare, ita male dicere insuave est mihi."

Andreas Ottomar Goelike, Professor in Frankfurt an der Oder, hatte eine Dissertation „de laude febris falso suspecta" herausgegeben, in der er versuchte, Werlhof's Methode, die Fieber zu behandeln, in Misskredit zu bringen. Ausserdem waren unter Goelike's Praesidium zwei Dissertationen verfasst worden, die eine „de impostura corticis," die zweite „de ejus usu noxio." In der ersten wird darauf gedrungen, dass die China ganz aus der Medicin verbannt werden müsse, in der zweiten auseinandergesetzt, dass auch die rechte Anwendung derselben schädlich sei, weil das Fieber das Instrument der denkenden Seele, als heilsam, als immer weise geleitet, als äusserstes Bollwerk der weisen Natur, aufgefasst werden müsse. Obschon der berühmte Hallenser Hoffmann durch seine Schrift", de corticis usu recto" für Werlhof in den Kampf getreten war, und Cohausen ein Buch herausgegeben hatte, in dem er darauf dringt, dass der Archeus febrium durch die peruanische Rinde in Schranken gehalten werden müsse, so glaubte Werlhof es doch für angemessen, obige Dissertationen einzeln durchzugehen. Er weisst Goelike nun nach, dass zwar durch andere Mittel und die blosse exspectative Methode eine Menge Fieber geheilt werden könne, und dass er selbst in seiner eigenen Praxis dies erfahren habe. Dagegen gäbe es auch viele Fieber, die nur gewiss und sicher durch die China beseitigt werden dürfen. Er weist dann die Beschuldigung zurück, dass er der China neue und hyperbolische Lobsprüche ertheilt habe. Werlhof hat Nichts gelobt, was nicht durch der erfahrensten Aerzte Zeugniss unterstützt wird. Er erörtert dann, mit welcher Begrenzung das Fieber als ein nützliches Instrument der Natur angesehen werden darf, dass aber jene Fieberbewegung, die ursprünglich heilsam war, unter der Mannichfaltigkeit der Säfte, der Gefässe, der kranken Materie, der zu starken Bewegungen, unvollkommenen Krisen, viele Gefahren und schwere Belästigungen herbeiführen könne. Und so ist die Ansicht des Verfassers, dass die Rinde die Fieber heile, und letztere ein Werkzeug der Natur seien, durchaus kein Widerspruch. Daher sagt Meibom sehr richtig: „selbst die medicinische Heilung der Krankheit scheint mir nichts Anderes zu sein, als eine Operation der Natur, durch die Klugheit des Arztes unterstützt und dirigirt; der Arzt muss darauf achten, wie die Bewegungen der Natur beschaffen sind, bald muss er sie zügeln, bald anstacheln, die zu heftigen besänftigen, die langsamen antreiben, die ungenügenden ergänzen, die vom Wege abführenden zurückleiten, die unvollkommenen vollkommen machen. So operirt der Arzt mit Kräften, die

mit der Natur vereinigt sind.“ Durch Werlhof's Methode, die Fieber zu heilen, wird die Fiebermaterie nicht in dem Körper zurückgehalten. Die Rinde verbessert vielmehr und leert jenen Stoff aus. W. schämt sich nicht, offen zu bekennen, dass er nicht weiss, wie die Rinde eigentlich hilft. Die China wirkt aber nicht, wie Viele annehmen, bloss adstringirend. Daher sagt Werlhof's Lehrer Spiess sehr richtig: „adstringendi virtus, quae communiter in cortice accusatur, non tanti est, ut inde aliquid noxae metui debeat. Secretiones naturales nequaquam impedit sed potius promovet sicut hoc rectissime notavit Pitcarnius“. W. verbreitet sich dann darüber, wie die specifische Wirkung der China aufgefasst werden müsse, wie die Jalappe auf die Eingeweide wirkt, die Ipecacuanha Brechen erregt, die Canthariden den Urin, das Quecksilber den Speichel befördern, so wirkt die Rinde auf alle Fieber, die einen intermittirenden Typus haben. Wenn Goelike sich darüber beklagt, dass sein Gegner nicht die a priori entwickelten Gründe für das Lob des Fiebers und die Verdammung der peruanischen Rinde habe zulassen wollen, so bemerkt Werlhof hierauf, dass seine Behauptung kein Axiom sei oder ein Theorem, das aus einem Axiom oder allgemeiner Erfahrung hervorgehe, und dass die daraus gezogenen Consequenzen auf keinem analytischen Beweise beruhten. Goelike's Ansicht ist weiter nichts als eine Theorie. Solche Theorien haben aber Nichts mit einem Axiom und der allgemeinen Erfahrung zu thun. Es bleiben blosse Conjecturen. Das Lob des Fiebers muss daher eingeschränkt werden. Selbst Stahl thut dies. Denn, entgegen seinem Systeme, nennt er es in seiner „Historia febris in genere“: „Morbum eum esse corpori infensum“. W. schliesst dann mit folgenden Worten: „wenn jetzt nicht der gute Mann sein unmässiges Lob des Fiebers mässigen will, so möge er die Erfahrung der besten, aufrichtigsten und klügsten Zeugen widerlegen, er beweise, gegen die selbst evident sprechende Erfahrung, dass es keine oder nicht viele, selbst zur Classe der intermittirenden gehörende Fieber gebe, die von selbst, durch die Kraft oder Verkehrtheit ihrer Bewegungen, durch die Schlechtigkeit ihrer Materie, ohne Schuld der Diät und des Mittels, schädlich und verderblich wurden, er beweise, dass es keine oder nicht viele gebe, die durch andere Mittel als durch die China vergeblich oder falsch behandelt würden, oder dass eine andere Medicin gereicht werden könne, um ebenso schnell und sicher die Gesundheit bei den Fiebernden wiederherzustellen, er beweise, dass meine Methode, die allgemein angenommen ist, das nicht leiste, was wir so oft von ihr erfahren haben“.

Allgemeine Pathologie und Therapie.

Existirten dieselben damals freilich noch nicht als besondere Disciplinen, und war es einer späteren Zeit aufbewahrt, dieselben zur Würde selbstständiger Wissenschaften zu erheben, so unterliegt es keinem Zweifel, dass Werlhof das Verdienst zukommt, bei seiner tiefen philosophischen Bildung, die Hauptbausteine zum Aufbau derselben beigetragen zu haben. Charakteristisch für ihn ist, dass er aus speciellen Beobachtungen und Erfahrungen stets allgemeine Principien und Axiome zu gewinnen sich bemüht. Seine sämmtlichen Werke bilden daher noch heute eine Fundgrube für die allgemeine Pathologie und Therapie. Als ein Werk allgemein pathologischen und therapeutischen Inhaltes muss seine Abhandlung „Cautionum medicarum tractatus primus“ aufgefasst werden. Mit ebenso philosophisch-kritischem Geiste als praktischem Blicke und Erfahrung verbreitet er sich über die Einschränkung der Meinungen, welche man von der Schädlichkeit gewisser Krankheiten und der Vortrefflichkeit gewisser Heilmethoden hat.

Sein Gedankengang ist folgender:

Die übertriebenen Lobeserhebungen sind dem Wachsthum der medicinischen Wissenschaften entgegen gewesen. Einige Aerzte wollen keine Krankheit der Natur überlassen, sondern wenden sofort ein Heilmittel an und schreiben die Heilung diesem Mittel zu. Einige Mittel werden so ohne Unterschied gelobt, dass, wenn man nicht gehörig unterscheidet, sie bei unvorsichtigem Gebrauche, leicht schädlich werden können. W. räumt ein, dass es heilsame Krankheiten und schädliche Arzneimittel gibt, dass die Naturkräfte Vieles ausrichten, aber auch Irrungen begehen können. Bei Blutungen, wenn man sie der Natur überlässt, wird die nachfolgende Entzündung oder Eiterung vermindert, jedoch vermehrt, wenn zu stürmisch und voreilig, von Anfang an, zusammenziehende Mittel angewandt werden. Hier citirt er die in der Ruhr gewöhnlich ordinirten Mittel als die Cascarille, die Tormentilla u. s. w., die übermässig gelobt werden, während das Opium ohne Grund verdächtigt wird. Zu den heilsamen Ausflüssen und Ausleerungen rechnet er dann die arthritischen Congestionen bei dem Podagra. Die Kranken verwünschen es freilich: „Mir scheint die podagrische Materie nichts Anderes zu sein, als ein Theil wahren Blutes, welches mit Nahrungssäften, galligten Theilchen und verdorbenen Samentheilchen gleichsam angeschwängert ist.“ Bei den heftigsten Paroxysmen des Podagras kennt er keine besseren Mittel als Enthaltsamkeit und Ruhe, Flanell und Geduld, welch' letztere aber bei Manchen so selten ist, dass sie lieber dem Glüheisen und Feuer den Vorzug geben, ja wohl gar zu dem Schröpfen der kranken Füsse und zu der Moxe ihre Zuflucht nehmen. Auch mit der Milchdiät muss man vorsichtig sein. Zu den heilsamen Krankheiten gehört auch das Fieber. Diese Bewegung entsteht von einer Materie, welche zu einer gewissen Zeit aufwallt und wesentlich zum Fieber erforderlich ist. Diese Fiebermaterie besteht aus den widernatürlichen Elementen des Blutes selbst, welche aber widernatürlich verdorben und nicht im gehörigen Verhältnisse gemischt sind, nach einem Typus aufwallen, auch wohl gar in Gährung gebracht werden. Es lehrt nun die Erfahrung, dass in den Fiebern die Naturkräfte des menschlichen Körpers, obgleich sie leicht und öfters einen Irrthum begehen, jedoch häufig von guter Wirkung sind und durch die fieberhaften Bewegungen, wenn sie gleich auch Krankheiten hervorbringen, freiwillig die Materie verbessern, mildern und aus dem Körper herausschaffen. Alles dies geschieht durch die Bewegungen der Naturkräfte selbst. Durch diese Bewegungen, welche die festen und flüssigen Theile des Körpers aus freien Stücken bewirken, geschieht es, dass sie nach und nach dasjenige gänzlich verändern oder kochen und aus dem Menschen heraustreiben, was fehlerhaft ist und dem Körper schaden könnte. Die zu grossen Lobeserhebungen des Fiebers müssen aber ebenso eingeschränkt werden als die Vorwürfe. Hippokrates, Galen, Celsus, Helmont u. s. w. machen den Fiebern bittere Vorwürfe. Dem eintägigen, dreitägigen und viertägigen werden viele Cachexien zugeschrieben und andere gefährliche Krankheiten. Doch finden Ausnahmen Statt. W. und Sydenham betrachten das Fieber als ein Instrument der Natur, durch welches sie die unreinen Theilchen von den reinen abscheidet, obgleich es öfters ein Instrument zu einer grösseren Zerstörung, einem grossen Schaden und Unglück sein kann. Dagegen erzählt Galen, dass durch die viertägigen Fieber viele Fälle von Epilepsie, Blutaderknoten u. s. w. geheilt wurden. Auch die Chinarinde ist öfters falsch gelobt und getadelt worden. Es wäre sehr zu wünschen, dass diejenigen, welche von diesem Arzneimittel dies oder jenes Uebel entstehen sehen, immer die Fehler in der Methode und im Gebrauche, die Constitution der Kranken und den Verlauf der Krankheit von Anfang bis zu Ende, sowie die Diät verzeichneten. Die

Lobeserhebungen müssen eingeschränkt werden. Nicht selten ist die China ganz unnütz, wo ganz und gar keine Anzeige vorhanden ist,, ja alsdann kann sie sogar dem Körper schädlich sein, wenn man sie zu unmässig gebraucht Am meisten Schaden wird durch die Art der Anwendung angerichtet. Werlhof ertheilt hier nun genaue Rathschläge, noch exacter und praeciser als in seiner Schrift über die Fieber. Er motivirt dann seine Ansicht, dass noch viele andere Mittel in ihrem Gebrauche eingeschränkt werden müssen, so die Purgirmittel, die Opiate, der Arsenik, die salzigen, bittern, und zusammenziehenden Mittel.

Staatsarzneikunde.

Wenn medicinische Unterrichtsanstalten zum Hauptobjecte der öffentlichen Medicin gehören, wenn zugegeben wird, dass die Medicin als Wissenschaft und Kunst nur da blühen kann, wo ihr ein geeignetes Asyl eingeräumt wird, und der angehende Arzt den Grund zu seiner Wissenschaft legen kann, dann wird Keiner zaudern, einzugestehen, dass Werlhof nicht bloss um die öffentliche Medicin seines speciellen Vaterlandes Hannover's, sondern ganz Deutschlands, ja der ganzen civilisirten Welt, sich die grössten Verdienste erwarb. Denn an die Namen des Dreigestirns von v. Münchhausen, Werlhof und Haller knüpft sich die Gründung der Universität Göttingen. Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung Göttingen's, welches sich dadurch von allen Universitäten unterschied, dass seine Lehrer unbedingte Censurfreiheit erhielten, nicht bloss für die Medicin, sondern für das gesammte geistige Leben Deutschland's zu entwickeln; ich will nur daran erinnern, dass die Trias Göttingen, Weimar, Jena die wissenschaftlichen, künstlerischen, socialen und politischen Bestrebungen des deutschen Volkes am Ausgange des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhundertes bestimmte! Welch' einen Antheil Werlhof an der Gründung der Universität Göttingen nahm, geht am besten aus Rössler's Geschichte der Universität Göttingen (die Gründung der Universität Göttingen, Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Dr. Emil J. Rössler. Göttingen. Verlag von Vandenhoek und Ruprecht. 1855) und den auf der Berner Stadtbibliothek aufbewahrten Briefen von Werlhof an Haller hervor. Aus dem von dem Hofrath Gruber gegebenen Gutachten über die Errichtung einer Universität in Göttingen ersieht man, dass es in der Absicht v. Münchhausen's lag, Werlhof dafür zu gewinnen. Dieser lehnte freilich ab, trat aber mit seinem ganzen Menschen für das Interesse der Universität in die Schranken und bemühte sich die besten Lehrkräfte und tüchtigsten Gelehrten zu engagiren. So hatte er seine Augen auf Heister in Helmstädt geworfen, der damals als Chirurg in Deutschland des grössten Rufes sich erfreute. Heister stellte aber solche Bedingungen, auf die hannoverscherseits nicht eingegangen werden konnte. Er antwortet Werlhof, „dass in Göttingen Alles theuerer sei als in Helmstädt, dort koste ein Klafter Holz 4 Thaler, in Helmstädt aber nur 1 Thaler 12 ggr.; er verbrauche jährlich 50 Klafter, so dass das blosse Holz ihm schon 100 Thaler theuerer kommen würde, ferner dass das meiste Fleisch allda 18 Pfg. bis 2 ggr. koste, welches in Helmstädt nur 12 Pfg. gilt und ihm auch also 50 Thaler höher zu stehen kommen würde, dass ferner das Bier theuerer als hier, endlich, dass das Korn ebenfalls dort theuerer sei, und er daher hier [illegible]inem Gehalt ebensoweit reichen würde als dort mit 1000 Thalern. [illegible]et nun Werlhof, diese Gründe seiner Excellenz dem Herrn von Münch-

hausen zur Erwägung zu empfehlen; ob man dieser Umstände wegen seinen Gehalt nicht um einige hundert Thaler erhöhen wolle?“ „Man wird,“ schliesst er seinen culturhistorisch noch heute höchst interessanten Brief, „wohl an meiner Stelle einen anderen Professor bekommen können, aber ich will doch pariren, dass es mir nicht leicht einer, nebst den Haupttheilen der Medicin, in der Anatomie, Chirurgie und Botanik gleich, viel weniger vorthun wird.“

Mit welchem Eifer aber Werlhof sich der Gründung der Universität Göttingen annahm, das geht am besten aus dem von ihm abgegebenen Gutachten hervor:

„Was eine medicinische Facultät in Flor bringen kann, besteht vornehmlich aus 5 Stücken 1) der Anatomie, 2) der Botanik, 3) der Chemie, 4) der Theoria medica, 5) der Praxis. Wo nicht für alle diese Stücke eine solche Anstalt gemacht wird, die in die Augen fällt, so ist kein sonderlich ungemeiner Zufluss von Studiosis medicinae zu hoffen. Die Anstalten zur Anatomie bestehen in nichts Anderem als Zweierlei, 1) dass ein guter, mit Büchern, Instrumenten und Präparaten bereits wohl versehener Professor bestellt werde, damit nicht nöthig sei, solche erst auf Unkosten des Universitätsfonds anzuschaffen; dazu ist Niemand besser als Heister; 2) muss dafür gesorgt werden, dass genug Cadaver vorhanden sind, nicht nur, um öffentliche Zergliederungen im anatomischen Theater von Zeit zu Zeit zu halten, sondern auch, um so viel als möglich Uebungen in der sogenannten Anatomia practica oder Oeffnung der Körper, die an Krankheiten verblichen, veranstalten zu können. Dadurch ist der Zufluss von Studenten der Medicin in Leyden, Amsterdam, Strassburg und Paris, wo gute Hospitäler und viele Anatomien sind, so gross wie auf keiner deutschen Universität. Zur praktischen Anatomie ist hiesiger Orten gar zu schlechte Gelegenheit. Zu Helmstädt hatten unserer 6 Studenten eine Casse für uns, daraus wir in der Stadt und auf den Dörfern armen Leuten etwas zum Begräbniss gaben, um die Körper öffnen zu dürfen. Wenn dergleichen, nur etwa ein Paar Thaler aus irgend einer Armen- oder Begräbniss-Casse gegeben würden, so sollten sich Leute genug finden, die ihre Todten öffnen liessen, und könnte der Praetext sein, dass ein Professor, mit Zuziehung einiger Studenten nicht den Körper ordentlich anatomiren, sondern nur die Theile, wo die Ursache der Krankheit gesteckt, untersuchen sollte, zur Aufnahme der Kunst und Wissenschaft, da der Körper selbigen Tags sofort begraben würde.

In der Theoria medica muss der Flor der Universität vornehmlich darin gesucht werden, dass ohne alle Sectirerei, mit hinreichender physikalischer und mathematischer Wissenschaft ein plausibler Nexus ratiocinionum de rebus medicis von dem Professor in die Welt geschickt werde Dadurch hat Boerhaave in Leyden und in geringerem Grade Herr Hoffmann und sein Gegner Stahl in Halle einen Zulauf gehabt. Ist antiqua eruditio medica dabei wie bei Boerhaave, so ist es desto besser. Dieselbe ist aber rar. Die Stahl'sche Theorie ist nun bereits zu einer Secte geworden und beginnt durch die grosse Leichtigkeit und daher entstehende Menge ungelehrter Sectirer hin und wieder zum Spott zu werden, wie denn auch die prima fundamenta so beschaffen sind, dass sie zum Beweise des Sprichwortes gereichen können: nihil tam absurdum fingi posse, quod non defensum sit ab aliquo philosophorum. Von Doctoribus theoriae Stahlianae wollte ich also wohl Niemanden vorschlagen“.

Werlhof bringt dann Hamberger in Jena, Burchardi in Rostock Stentzel in Wittenberg auf den Wahlaufsatz, ausserdem Schreiber, russischer Feldmedicus und Professor in Riga, ein tiefer Wolf'scher Philosoph, der vor einem Jahre mit einem Parte elementorum medicinae grosses Aufsehen gemacht. Als Kliniker empfiehlt er Platner in Leipzig.

Wie vorurtheilsfrei Werlhof die junge Schöpfung auffasste, wie gänzlich fremd ihm Kirchthurmspolitik war, wie sehr die Affenliebe zur Kleinstaaterei ihm abging, wie er vielmehr durch einen kosmopolitischen Geist sich auszeichnete, das zeigen die vielen Anfeindungen und die Opposition, die hannoversche Collegen seinen Vorschlägen bei v. Münchhausen entgegensetzten. So schreibt man auf Werlhofs Vorschläge (vielleicht Böhmer aus Celle) an v. Münchhausen im November 1734: „Dr. Werlhof ist in seinen Vorschlägen jederzeit weitläufig, bald recommandirt er Leute aus Holland, bald aus der Schweiz, bald aus England und bedenkt nicht, dass wir Leute, die unsere Landesart wissen und die leicht zu haben, das sind Teutsche haben müssen. Bei den Teutschen sieht er auf Leute, die mehr philosophi als medici sind, die jung und unerfahren, nur eine starke Ambition haben." Dieser Einfluss Werlhofs wurde von den Göttinger Professoren vielfach auszunutzen gesucht. Sehr deutlich geht dies aus einer Stelle in „Unger's Göttingen" hervor, wo es S. 215 heisst: „Nach dem Tode seiner zweiten Frau hatte Haller zu seiner Zerstreuung seinen Freund und Schüler Huber aus Basel kommen lassen und als Prosector in sein Haus genommen. Da gab es nun gleich Verdruss, dass fast gleichzeitig Brendel hierher berufen wurde und ebenfalls Sectionen zu machen anfing. Haller und Brendel bestürmten den einflussreichen Leibmedicus Werlhof in Hannover, jener, um sein vermeintliches ausschliessliches Recht zu wahren, dieser zu seiner Vertheidigung, dergestalt mit Beschwerden und Klagen, dass sie oft eigne Boten nach Hannover absandten, weil ihnen die Post zu langsam war, und dass Werlhof's Frau zuletzt selbst an Haller schrieb, er möge doch ihren ohnehin von Praxis und Geschäften überhäuften, Mann nicht gar tödten."

Wenn es Werlhof nun auch nicht gelang, alle die von ihm in Vorschlag gebrachten Männer nach Göttingen zu ziehen, so setzte er doch durch, dass die medicinische Facultät nach dem von ihm entworfenen Plan eingerichtet wurde, und dass der 26 jährige Albrecht von Haller, der am meisten zu dem Aufblühen der bald eines europäischen Rufes sich erfreuenden Universität beitrug, und dem er bis zu seinem Tode in innigster Freundschaft verbunden blieb, dem an ihn ergangenen Rufe bereitwillig Folge leistete.

Specielle Pathologie und Therapie.

Die Verdienste Werlhof's um diese beiden Sparten sind sehr mannichfaltig und umfassend. Beim Beginn seiner Laufbahn zeichneten sich die, den Ton angebenden, Mediciner, beinahe sämmtlich durch eine verschwenderisch angewandte Polypharmacie aus. In therapeutischer Beziehung hatte die damalige Zeit auffallende Aehnlichkeit mit der unserigen. Eine Menge von Schulen und Systemen bestanden nebeneinander, theilweise feindlich sich gegenüber stehend. Durch Paracelsus, die aufblühende Chemie, die Entdeckung Amerika's waren dem arabischen Ballast der Apotheken eine Menge von neuen Arzneimitteln aus allen Reichen, und namentlich die, bisher ausgeschlossenen, chemischen Mittel zugeführt, durch den Aufschwung, den die Naturgeschichte durch Linné genommen, waren eine Masse von Pflanzen als neue Heilmittel angepriesen, so dass die materia medica an einem embarras de richesses litt. Dazu standen die bisher angewandten Mittel auch noch in vollem Ansehen, wenigstens kann man nicht behaupten, dass sie in die Rumpelkammer geworfen waren. Der Bezoar, der Mist und die Edelsteine gehörten damals noch zu den von beinahe allen Praktikern gebrauchten Mitteln. Im Allgemeinen aber herrschte die Richtung vor, bestimmte Mittel gegen bestimmte Krankheiten anzuwenden, wie überhaupt das Streben nach Ontologie, sowohl

in pharmaceutischer als pathologischer Hinsicht, durch die ganze Geschichte der Medicin sich nachweisen lässt. Es war die Zeit des Vielthuns, der therapeutischen Vielgeschäftigkeit. Dazu wurden immer noch Arkana angepriesen und von dem Publicum und den Aerzten an solche geglaubt; selbst die besseren konnten sich von diesem Irrthum nicht frei machen, noch weniger sich dazu entschliessen, denselben zu bekämpfen. Wir wollen nur an Friedrich Hoffmann erinnern. Ein einfaches naturgemässes Verfahren war gänzlich unbekannt. Ellenlange Recepte zu verschreiben, war die Sitte der meisten Praktiker. Die Kunst wurde über die Natur gestellt, und keine Ahnung war vorhanden, dass die Kunst die Natur bloss nachahmen solle. Wie die heutige Medicin, die auf den Nihilismus folgte, sich dadurch auszeichnet, dass, möglichst activ und möglichst local, mit gefährlichen Mitteln, die einzelnen Symptome der Krankheit bekämpft werden, wie denn auch die Fieberbehandlung, durch die ausschliessliche Anwendung der Kälte, diese Richtung illustrirt, so ging man damals der ganzen Krankheit, mit einem möglichst grossen Contingente von Arzneimitteln, zu Leibe. Wunderbarer Weise aber verhielt sich die damalige Zeit gegen ein Arzneimittel, das von allen neuen entschieden das wichtigste war, abwehrend, man kann sagen feindselig, und contrastrirt dieser Conservatismus auffallend mit der Neuerungssucht und Hast unserer Zeit, alle neu proklamirten Mittel sofort am Krankenbette anzuwenden. Es war dies die China, die allgemein als ein gefährliches Gift angesehen wurde. Trotzdem dass Sydenham in England und Torti in Italien den Nutzen derselben wissenschaftlich festgestellt hatten, stiess ihre Anwendung in Deutschland und Frankreich auf den grössten Widerstand. Der preussische Leibarzt Eller und der französische Arzt Senac sollen hier nur als die Spitzen der Chinafeinde angeführt werden, über die eine ganze Literatur existirt. Ebenso wunderbar war es, dass während man in allen Krankheiten die Suprematie der Kunst proklamirte, man in Bezug der intermittirenden Fieber sich durchaus passiv verhalten wollte, ehe man sich entschloss, sie durch unsicher wirkende Mittel zu vertreiben. Da erschien Werlhof und zeigte durch sein Beispiel und seine Schriften, dass die von Hippokrates angewandte Einfachheit in der Therapie heute noch ebenso schöne und glänzende Resultate gebe als damals, sowohl in acuten wie in chronischen Krankheiten. Durch ein rechtzeitiges Temporisiren und Handeln brachte er die ächt Hippokratischen Grundsätze wieder zu Ehren. Die China aber setzte er in den ihr gebührenden Platz ein, lehrte nicht nur ihre Anwendung bei den intermittirenden, continuirlichen und remittirenden Fiebern, sondern übertraf seine Vorgänger auch dadurch, dass er ihren Nutzen und ihre Sicherheit in der Bekämpfung der soporösen intermittirenden Fieber lehrte. Mit Recht konnte daher Wichmann sagen, „dass die wichtigsten anatomischen Entdeckungen und physiologischen Hypothesen mit dieser Bereicherung der Materia medica durch ein specifisches Mittel, wie Werlhof es gethan, wegen des unmittelbaren Nutzens zur Erhaltung des Menschengeschlechtes, nicht verglichen werden können.“ Da aber Uneigennützigkeit der Grundton seines Charakters war, konnte er nicht anders handeln, als seine therapeutischen Erfahrungen der ganzen wissenschaftlichen Welt mitzutheilen. Daher sind seine meisten Beobachtungen in dem Commercium nor. veröffentlicht, das damals ein wissenschaftliches Weltblatt darstellte. Wie Hippokrates die damalige esoterische Medicin in eine exoterische verwandelte, so war Werlhof der Erste, welcher der Geheimnisskrämerei der Aerzte, dem Hauptfundament der Charlatanerie, einen Todesstoss versetzte. So hatte er denn noch die Freude, zu seinen Lebzeiten den Sieg seiner pathologischen Anschauung gesichert zu sehen. Ja, seine ganze Art und Weise, die fieberhaften Krankheiten zu behandeln und die Methode

seiner Therapie war so überzeugend, dass sie, ohne dass Werlhof je die Absicht gehabt hätte, eine Secte zu gründen oder der Stifter einer medicinischen Schule zu werden, bald allgemein in Deutschland als die Werlhof'sche Methode bezeichnet wurde und vom Jahre 1730 an, wie Wichmann berichtet, in ganz Deutschland bei den besseren Aerzten die herrschende war, so dass sie gleichsam eine neue medicinische Aera bildete.

Welch' einen Werth er der pathologischen Anatomie beilegte, wie er schon als Student keine Mittel scheute, um sich in dieser so wichtigen Disciplin auszubilden, ist oben bereits auseinandergesetzt. Wer auch sonst nichts von Werlhof weiss, hat doch schon auf der Universität gelernt, dass er der Entdecker einer Krankheit ist, die von ihm zuerst als besondere Krankheitsspecies aufgefasst wurde, und deren richtige Behandlung er zugleich gelehrt hat. Sehr zu Statten kam ihm, dass er gerade an dieser Krankheit am Evidentesten den Nutzen der China erweisen konnte. Musterhaft und wirklich plastisch ist die, vom Verfasser gegebene, Beschreibung dieser, im Ganzen so selten vorkommenden, Krankheit. Ebenso verdient machte er sich um die Behandlung der Krätze durch die Salbe, die bis auf diesen Tag seinen Namen trägt. Auch in der Ansicht über die Natur dieser Krankheit war er seiner Zeit voraus. Obgleich die Ursache der Krätze damals noch nicht entdeckt war, so ist W. doch im Allgemeinen schon gegen die Anwendung von innerlichen Mitteln; bei frisch entstandener Krätze verwirft er sie und geht sogleich zu äusseren Arzneien über. Er gebraucht 1 Unze Fett auf 3 β weisses Quecksilberpräcipitat. Innerlich gibt er eine Dosis Schwefel. Auf diese Weise reinigte er das städtische Waisenhaus von einer seit vielen Jahren dort bestandenen Krätze. Alle die dort wohnten, waren davon angesteckt. Selbstredend war Werlhof ein ausgezeichneter Semiotiker; alle seine Krankengeschichten legen Zeugniss davon ab. Ebenso würde man nach der heutigen Auffassung des Wortes ihn einen scharfen Diagnostiker nennen. Ein Krankheitsfall und die von ihm unternommene Section bestätigen von Allem am meisten die Richtigkeit unserer Behauptung. Ein von ihm behandelter Patient musste in Folge einer Unterleibsentzündung sich einer Paracentese unterwerfen, da am Nabel ein Abscess sich bildete. Werlhof diagnosticirte ein Eitergeschwür in den Drüsen des Gekröses. Mehr als 30 Pfd. Eiter wurden entleert. Der Kranke genas vollständig. Ein Jahr darauf wiederholte sich die Krankheit; Patient starb. Die Section bestätigte die Wahrheit der Diagnose; zwei Gekrösdrüsen hatten die Grösse einer Faust. Dass Werlhof sich daher eines europäischen Rufes erfreute und eben so sehr von den Reichen und Fürsten des Auslandes als von den Spitzen der damaligen ersten Aerzte consultirt wurde, in einer Weise, wie es ausser Boerhaave wohl keinem Arzte widerfahren ist, darf uns nicht Wunder nehmen. Viele von den Consultationsbriefen sind uns erhalten. Die an den Münster'schen Arzt Saalmann gerichteten Briefe sind in die Wichmann'sche Gesammtausgabe aufgenommen. Ebenso lehrreich und interessant ist der Briefwechsel mit dem Leibarzt Beck r in Schwerin. Er befindet sich in den Speciminibus medicis auctore Carolo Engel, Berolini 1781. Alle diese Briefe bekunden sowohl die tiefe Gelehrsamkeit, den scharfen Blick und die reiche praktische Erfahrung Werlhofs, indem er bei allen um Rath gefragten Fällen auf parallele, in seiner eignen Praxis vorgekommene, sich stützt, als auch die grosse Humanität, die ächte Collegialität, das gänzliche Fernsein von Pedanterie und Selbstüberhebung. Stets sind seine Rathschläge so ertheilt, dass der College beinahe glauben muss, er selbst habe die Idee gehabt und nur um Werlhof's Zustimmung gebeten. Am meisten aber glänzt er darin durch die grosse Kunst, natürliche und richtige Indicationen aufzufinden und für diese die rechten und einfachsten Mittel anzugeben.

In Bezug auf den Aderlass glaubt Werlhof an die ächte Derivation oder Revulsion der Alten; gegen Bauch- und Hautwassersucht wandte er vorzugsweise das Gummigutt an, das er von 2 Gran an gab, mit Rücksicht auf das Alter und das Geschlecht; nur bei einem schwachen Magen liess er es im Eidotter auflösen und Zimmtwasser zusetzen; gegen Hautwassersucht gab er täglich 2 Unzen aq. benedic. Rulandi. Die Schwindsucht, die in Folge von Blutspeien entstanden ist, welche Entdeckung bekanntlich die Neuzeit sich vindicirt, behandelt er, wie aus dem Saalmann'schen Briefwechsel hervorgeht, durch streng vegetabilische Diät und Milch und gibt innerlich: Bals. peruv. ʒII., Vitell. ov. n. I., Extr. cort. peruv. aquos. ʒvi, Mel. rosat ℥iijβ. Alle drei Stunden einen Theelöffel voll zu nehmen. Dabei verbietet er alle Fleischspeisen, Eier und gegohrene Getränke. Die meisten seiner praktischen Beobachtungen hat er in den Jahren 1734—45 gemacht und in dem Nürnberger Blatt veröffentlicht. Zugleich gibt er von jedem Jahre die epidemische Constitution an; gegen Durchfall empfiehlt er eine Abkochung des Hirsesamens und das Emserwasser: „beide Mittel umwickeln sehr gut die Schärfe, treiben gelind den Harn ab und stärken zu gleicher Zeit." Seine Theorie über den Keuchhusten ist folgende: „Es scheint diese Krankheit zum grössten Theil catarrhalisch zu sein, zum Theil von einer schlechten Verdauung herzustammen, doch setzt sie auch scharfe Unreinigkeiten voraus, welche mit dem letzten Nahrungssafte, der das Wachsthum des Körpers durch die feinsten Fasern bewerkstelligt, vermischt werden, statt einer Gallerte oder feinen Lymphe einen Schleim erzeugen und die Fasern der zarten Nerven reizen." Er empfahl eine gute Diät, leicht verdauliche Speisen, ein Getränk von Wurzeln, Kräutern und Samen, welche vorzüglich auf die Brust wirken und eine gut gesättigte Abkochung von der Chinawurzel mit 3 — 4 Theilen Milch: „die süssen, öligten, auflösenden, schmerzstillenden Brustmittel scheinen kaum hinreichend zu helfen. Gelinde Purgirmittel zu Anfang und zu Ende thun besser, ebenso Blasenpflaster, und wenn es angeht, ein Aderlass." Bei Gebärmutterentzündungen, welche die augenblickliche Modemedicin mit Eis behandelt, gibt er mit grossem Erfolge innerlich eine Emulsion seminum Cardui Mariae et Aquilegii cum decocto Cornu cervi usti, äusserlich das Fuchs'sche Mittel, ein Breiumschlag aus den Samen des Rittersporns, der Althaea und der Wurzel des Salomonssiegels zu gleichen Theilen. In wenigen Tagen stellte sich der Abfluss der eiternden Kindbettreinigung wieder her. — Gegen unterdrückten Ausfluss des Harns, der allen Mitteln widerstand, gebrauchte er mit Erfolg das Pulver der Spanischen Fliegen, in Emulsion alle 4 Stunden einen Gran, ebenso beim hartnäckigen Tripper in Substanz mit 1 Drachme os. sepiae, auch in der Wassersucht und Wasserscheu. Gegen Podagra bewährte sich als das beste Mittel die Milchcur, verbunden mit einer leichten Diät, Brod aus dem feinsten Weizenmehl, Flussfische, als Getränk nur Wasser, gänzliche Enthaltsamkeit von allen Weinen, Bieren, Säuren, Gemüsen und schwer verdaulichen und blähenden Speisen. W. behandelte eine in hohen Aemtern stehende Persönlichkeit an diesem Leiden, der Betreffende war an allen Gliedern gelähmt, mit Gichtknoten behaftet und von immerwährenden Schmerzen gefoltert. Dieser fing im 70. Jahre die Milchcur an, wurde in kurzer Zeit durch dies einfache Mittel hergestellt und wieder so gesund, dass er heiter und frisch 93 Jahre alt wurde, bis an seinen Tod obiger Lebensweise getreu bleibend.

Auch bei sich selbst wandte Werlhof die Milchcur an, sowie auch bei Brunner, der über 80 Jahre alt wurde. Gegen Blutharnen verschrieb er Extr. Chin. in vier Theilen Spir. salis dulc., vier Mal täglich 60 Tropfen. Bei dem durch Wunden entstandenen Kinnbackenkrampf lässt er die Theile

scarificiren, schröpfen und warmes Terpentinöl auflegen. Treten bei hitzigen Fiebern grosse Schwäche, starke Zufälle von Angst, Phantasiren ein, so gibt er Salpeter und Campher in einer Emulsion, letzteren in einer Dosis von 3—4 Gran alle zwei Stunden. Gegen die nach Scharlach und Friesel durch Vernachlässigung des warmen Verhaltens entstandene Leukophlegmasie bewährte sich ihm als das beste Mittel die Schwefelmilch zu einem Skrupel alle 3 Stunden. Zu Anfang verordnete er, wenn die Mandeln sehr entzündet waren, einen Aderlass oder Schröpfköpfe, innerlich vegetabilische Säuren, zum Gurgeln eine Abkochung von Fliederthee mit Fliedermuss. Gegen die verstopften Halsdrüsen gab er Aceti scillic. ℥jjj, Ol. Tartari per deliq. ℥jj. 20—40 Tropfen 4 Mal des Tages. In Bezug auf das Seitenstechen stimmt er nicht dem Bagliv bei, der die Purgirmittel gänzlich verwirft. Doch dürfe man bei allen entzündlichen Krankheiten die Bettwärme nicht zu sehr vermehren und den Körper aus der liegenden Stellung aufrichten. Die Drosselvene lässt er bei Apoplexie auf der entgegengesetzten Seite eröffnen; er sah ausgezeichnete Resultate davon bei einer 60 jährigen Frau, die ohne Erfolg zur Ader gelassen und gelähmt war. Sie konnte denselben Tag noch den Fuss bewegen und wieder sprechen. Der Baldrian erprobte sich ihm bei skorbutischer Arthritis und schmerzhaftem Rheumatismus, die Fieberrinde beim Brande Campher wandte er nicht bloss bei inneren Entzündungen, sondern auch bei Melancholie und Manie an. Bei manchen Wassersuchten bewährte sich ihm der Rhabarber, zwei Drachmen in Pfeffermünzwasser 3 Mal drei Tage nacheinander, selbst, wenn Durchfall besteht. Gegen die Lustseuche wandte er folgende Latwerge an: 3 Unzen Sarsaparillenpulver, 1 Unze heiliges Holz, $1^1/_2$ Unzen Sennesblätter, 2 Drachmen Rhabarber, 1 Drachme Sassafras und Anis, vom abgeschäumten Honig so viel, um eine Latwerge daraus zu bilden, davon täglich 2 Mal eine halbe Unze. Bei hartnäckigen Fällen setzt er täglich noch des Abends ein Pulver von 1—2 Gran Calomel hinzu. Diese Methode hat den Vorzug keine Salivation zu erregen, den Kranken nicht ans Haus zu fesseln und an keine strenge Diät zu binden. Wenn es nöthig war, Salivation zu erzeugen, so verordnete er Calomel und zwar 3 Mal täglich 3 Gran.

Im Jahre 1732 gab Werlhof seine berühmte Abhandlung über die Fieber heraus, die allein hinreichen würde, seinen Namen unsterblich zu machen.

Beobachtungen über die Fieber und vorzüglich die Wechselfieber.

In dem ersten Abschnitte wird von den Kennzeichen, den Gefahren und den Ursachen gehandelt. Die hinzutretende Schlafsucht bezeichnet er als einen gefährlichen Zufall. Sie muss vom Schlaganfall unterschieden werden. Er citirt alle alten und neuen Schriftsteller, die hierüber Untersuchungen angestellt haben. Er selbst beobachtete sie in einer Epidemie im Jahre 1726 und 27, sowohl bei anhaltenden als bei Wechselfiebern. Dass diese Fieber den Arzt betrügen, diese Erfahrung haben schon viele praktische Aerzte gemacht und sich desshalb den Anpreisungen, die man den Fiebern machte, entgegengesetzt; daher sind die Lobeserhebungen, welche die Alten den Wechselfiebern spendeten, auf jeden Fall zu mässigen. Auch der so oft citirte Hippokrates muss, nicht aus dem Zusammenhang gerissen, aufgefasst werden. Denn die Fieber, sagt er, welche keine Wechselfieber sind, und allemal um den dritten Tag heftiger werden, sind gefährlicher, dahingegen, sobald sie auf irgend eine Art zu intermittiren anfangen, die Gefahr verschwindet, d h. wenn die anhaltenden dreitägigen Fieber in Wechselfieber übergehen, so ist dies ein gutes Zeichen der überwundenen Gefahr. Die eintägigen Fieber hielt man, von den Zeiten des Galenus und Celsus an, für nicht frei von Nachtheil. Die viertägigen Fieber erhob man vielleicht, weil man ihre Behandlung nicht verstand, so hoch, dass man sie nicht nur nicht für gefährlich, sondern sogar für fähig hielt, die bösartigsten Krankheiten zu heilen. Hippokrates hat ganz Recht, wenn er sagt, dass viertägige Wechselfieber in hitzige Krankheiten über-

gehen. Auch W. hat dieselbe Erfahrung gemacht, dass sogar hin und wieder in den exanthematischen, hitzigen und entzündlichen Fiebern der völlige Typus des viertägigen Fiebers anhielt. Die Kranken waren daher viel glücklicher, welche durch ein schickliches Mittel von ihrem viertägigen Fieber befreit wurden. Die beobachteten Schlaffieber waren alle dreitägige. Der Zufall stellte sich gewöhnlich zur Zeit des 3. Paroxysmus ein. Der Puls war bald frequent, bald langsam, bald aussetzend, bald hart. Dabei offner Mund, krankhaftes Röcheln und Schluchzen. Die kräftigsten Reizmittel, die jetzt Keiner anwenden würde, Aderlass, Schröpfköpfe waren nicht im Stande, die Kranken zum Bewusstsein zurückzuführen. Schlugen sie auch die Augen auf, so konnten sie doch nichts sehen. Bei Einigen waren diese üblen Symptome nur beim Paroxysmus vorhanden und hörten nach demselben wieder auf. Die Paroxysmen wurden immer heftiger. Erkannt wurde diese Art von Fiebern daran, dass schon der erste Anfall mit einem hartnäckigen Schlaf auftrat. Der Urin war dick, hochroth, ging tropfenweise ab. Das aus der Ader gelassene Blut war hochroth, das Blutwasser grünlich.

Werlhof's Therapie bestand darin, das Fieber, so wie er sich über die Diagnose klar war, so bald als möglich zu vertreiben. Er fand kein Mittel sicherer als die von so Vielen verachtete und verdächtig gehaltene China. Er ist überzeugt, dass die Partikel dieses Arzneimittels dem gesunden menschlichen Körper nichts schaden, auf keinen Fall aber giftig sind. Es wirkt tonisch auf die Gebärmutter; auf den Stuhl kann es nicht anhaltender wirken als der Rothwein. Morton hat die Erfahrung gemacht, dass der Appetit durch die China gehoben, und die Verdauung gebessert wird. Ebenso urtheilt Friedrich Hoffmann. Alle übrigen Fiebermittel werden nun kritisirt, (wie einfach ist dagegen das heutige Verfahren!) der blosse Aderlass, die Brech- und Abführmittel, die Mittelsalze, das Kerger'sche Fiebermittel (rothe Korallen und ebenso viel Weinsteincrystall), der Salpeter, Salmiak, Campher, Dippel's Oel, Spiessglanz, die Eisen- und Quecksilberpräparate, das Tausendgüldenkraut, die Gentiana, die Eschenrinde, die Cascarille, der Wermuth, die Benediktendistel, die Cypressenfrüchte, die Galläpfel, die Molken und die Milch. Doch darf die China nicht für eine Panacee bei allen Fiebern gehalten werden; bei anhaltenden nämlich scheint sie zu schaden. Auch darf man die Fieberrinde nicht geben, wenn zu einem wirklichen Wechselfieber ein nachlassendes tritt, eine Hemitritäa, bevor nicht das andere Fieber im Nachlass sich befindet. Dagegen ist sie angezeigt, um die Ueberbleibsel von hitzigen Krankheiten wegzuschaffen und die unmerkliche Ausdünstung wieder herzustellen. Wenn chronische Krankheiten aus der Fiebermaterie entspringen oder mit dieser vermischt sind, wie die nach den Fiebern entstehenden Schwindsuchten, das Gliederreissen, die Cachexien, die Wassersuchten, so gibt es kein Mittel, das mit der China verglichen werden könnte. Vom Pöbel und selbst von Aerzten werden diese Krankheiten freilich auf Rechnung der China gebracht. Die ächten Wechselfieber, die wirklich aussetzenden und alle anhaltenden Fieber, welche merkbare und hinlänglich lange Remissionen haben, heilt die Fieberrinde, wenn frühzeitig genug und in gehörigem Masse gegeben, sicher und beständig. Die unächten doppelt dreitägigen Fieber vertragen ebenfalls dieses Medicament. Bei den bösartigen, entzündlichen und anhaltenden Fiebern, hält W. es für sicherer, sich dieses Arzneimittels zu enthalten. Die überflüssigen Säfte muss man, mögen sie nun gekocht oder ganz roh sein, ehe man dies Mittel anwendet, hinwegschaffen. Es ist die gemeine Sage nicht ohne Grund, dass die meisten Fieber heilsam seien. Man muss daher die leichtern, heilsamen Fieber von den schwerer zu heilenden, ausgearteten unterscheiden. Man wende daher die Fieberrinde nur da an, wo sie, wenn man sie nach Vorschrift der Kunst gibt, der Analogie und der Erfahrung zur Folge nicht schaden, vornehmlich da, wo man sich auf andere, minder gewisse Heilmethoden nicht verlassen kann, oder es die drohende Gefahr und die unleidlichen Schmerzen des Kranken verbieten.

Im folgenden Abschnitt bespricht W. die Wirksamkeit der Fieberrinde. Er wagte es zuerst, dem Fieber, welches wegen seines fürchterlichen, schlafsüchtigen Zustandes so gefährlich war, einen Zügel anzulegen. Ramazzini war zweifelhaft, das Mittel bei dieser Krankheit anzuwenden. Sein Freund Lancisi hatte dagegen die Blasenpflaster und die Chinarinde, zur rechten Zeit gebraucht, nützlich gefunden. Dieselbe Erfahrung machte Apin in einer Epidemie 1693 und 94 zu Hersbruck. Während des mit Schlafsucht verbundenen Paroxysmus thut W. weiter nichts als mit erquickenden und temperirenden Mitteln die Zeit hinzubringen, die Hitze und die Fäulniss zu mässigen. Er hielt es für gut, Blasenpflaster an die Schenkel zu

legen, damit sie zu Ende des Paroxysmus ihre Wirkung äussern möchten. Bei Vielen musste man wegen Vollblütigkeit und Orgasmus oder der übermässigen Kräfte wegen, den Ueberfluss durch einen Aderlass mindern, um den Stockungen, Entzündungen und Wallungen nach dem Kopfe vorzubeugen. Dieses Mittel ist bald angezeigt, bald modificirt nach den Perioden der Krankheit, der Verschiedenheit der Nationen, Gegenden, Diät, der eigenthümlichen Beschaffenheit eines jeden Körpers, nach den Anzeigen, was in jeder Epidemie schadet und nützt. Bald Purgantia, bald Emetica, auch Klystiere von Fieberrinde, wo sie innerlich nicht vertragen wurde. Niemals Nutzen, wenn keine bedeutende Remission wahrzunehmen, wenn beständige Schlafsucht vorhanden, wenn die Patienten stark phantasirten oder zur Hälfte vom Schlage gerührt waren. Alles hängt von der Wahl der Fieberrinde ab. Geschmack und Geruch müssen die vorzüglichsten Kennzeichen angeben. W. verordnet nun gleich nach dem Anfalle alle 2—3 Stunden 1 Drachme des Pulvers, im Ganzen oft eine Unze. Diese Dosis hat den Vorzug vor der kleinen. Denn von der Rinde hat man Nichts zu fürchten, Alles aber von der Krankheitsmaterie und einem neuen Anfall. Denn hört das Fieber nicht auf, so wird der zweite Anfall noch stärker. Auch nach dem ausgebliebenen Paroxysmus muss der Gebrauch der Rinde fortgesetzt werden. Der Kranke soll eine gute Diät halten und sich einer mässigen Bewegung in der freien Luft aussetzen. Wenn die Krankheit vorbei ist, gebe man täglich 3 - 4 Mal einen Skrupel. Ein grosser Irrthum ist es, zu glauben, man müsse allezeit, nachdem man die Rinde gegeben, auch ein Purgirmittel verschreiben, um die schädlichen Partikeln des Arzneimittels aus dem Körper zu schaffen. Dergleichen Aerzte fragt Cohausen[1] sehr richtig, ob sie ein Chinavertreibendes Mittel, ein Chinagogum, wie Wasservertreibende, Hydragoga hätten. Vor Allem muss man auf die Symptome achten, welche von dem Ueberreste des Fieberanfalls zurückbleiben. Oft entstehen die blinden Hämorrhoiden. Dann gebe man innerlich Salpeter und Calomel mit China, äusserlich Blutegel und Stuhlzäpfchen mit Camphorspiritus oder Bleimittel bestrichen. Gegen den Gliederrheumatismus wandte W. äusserlich das empl. de hyoscyamo an, innerlich die Fieberrinde, Husten wurde mit Emserbrunnen, mit China und Opium bekämpft. Zur Stärkung Eisenmittel. Bei skrobutischen Zuständen Molken mit Löffelkraut, Brunnenkresse, oder dem kleinen Schöllkraute. W.'s Methode entgegengesetzt hat man auch mit geringern Dosen die Fieber geheilt. Nur bei leichten verfährt W. so. Die oft zurückbleibenden Zufälle muss man nicht auf Rechnung der China setzen. So kannte er einen von Lues angesteckten Mann, der alle seine Beschwerden der China zuschrieb. Im 4. Abschnitt handelt W. über die Erkenntniss und die Vorbeugung der Recidiven und deren Heilung. Jene sind sehr häufig, zuweilen gelinder, zuweilen heftiger. Sie entstehen gewöhnlich, wenn die Chinarinde nicht nach der rechten Methode gebraucht war. Das Fieber, für sich betrachtet, ist nichts Anderes als eine Bewegung der Natur, welche durch Ab- und Aussonderungen der schädlichen Materie wirkt und welche geneigt ist, den Körper zu erhalten, ja wenn man von dem gewöhnlichen Ausdruck abgehen wollte, so sollte man es vielmehr gar keine Krankheit nennen. Die Kunst erfordert es aber, die nützlichen und heilsamen Bewegungen der Maschine von den unnützen und schädlichen sorgfältig zu unterscheiden. Sehr wahr ist der Aphorismus des Hipsokrates, welcher anmerkt, dass das, was von der Krisis in der Krankheit zurückbleibe, den Rückfall wieder hervorrufe. Jedoch wer wird dafür gut sagen, dass die Kräfte der Natur oder vielmehr die freiwillige Neigung derselben so unumschränkt sei, dass sie nicht, wenn sie zu ohnmächtig ist, ungewöhnliche und öfters nach den Umständen anomalische Bewegungen hervorzubringen sich bestrebe und auch hervorbringe, oder dass sie das, was nicht bewegt werden solle, bewege oder das, was bewegt werden soll, nicht bewegen könne? Hieraus folgt, wie leicht ein Theil der unreinen Säfte, welche von einer besonderen Krise irgend eines Paroxysmus, nach einer unreifen Bewegung zurückbleibt, so tief in die Eingeweide und Säfte dringen könne, dass es mehrerer neuer Paroxysmen und eines Rückfalls bedürfe, wenn durch die Naturkräfte der Körper alsdann soll gereinigt werden. Ja selbst die guten und reinen Säfte des Körpers oder die verschiedenen Unreinigkeiten, welche, ohne Beschwerde zu erregen, durch die Kräfte der Natur hätten verzehrt werden können, scheinen, durch einen Fieberparoxysmus, aus ihrem Kreislauf herausbewegt, leicht in Verderbniss überzugehen und die von der vielleicht unvollkommenen Krisis mitgetheilten Ueberreste tief in sich verborgen zu halten. Auch werden durch die Bewegungen in dem Paroxysmus die Theile des Körpers geschwächt, und die Functionen matter. Daher ist es kein Wunder, wenn das

Fieber, welches nicht völlig unterdrückt worden ist, durch dunkle und weniger wirksame Bewegungen öftere Rückfälle und ihrer Natur nach langwierige Krankheiten hervorbringt. Unwissende legen dies der Rinde zur Last. Stahl erklärt die Rückfälle aus der Natur der Fieber selbst und muthmasst sehr scharfsinnig, dass die Natur, wenn die unreine Materie schon erschöpft wäre, gleichsam aus Gewohnheit, Paroxysmen und Rückfälle erzeuge. Er empfiehlt alsdann die Rinde ganz besonders, um diese unnöthigen Bewegungen vollends zu unterdrücken. Friedrich Hoffmann sagt mit Recht, die fieberhafte Bewegung selbst wird immer durch neue Krankheitsmaterie erzeugt, welche, wenn sie zumal durch die Ausdünstung nicht ausgeworfen und durch ungesunde Nahrung wieder vermehrt wird, allezeit einen neuen Paroxysmus hervorbringt. W. gibt daher gleich nach dem ersten Paroxysmus die Rinde. Er selbst hat sich das Fieber nach dem ersten Anfalle vertrieben. Ueber die Zeit der Rückfälle machte W. folgende Beobachtung. Wenn, nach völlig wieder hergestellter Gesundheit, der Kranke allen Arzneien entsagt hatte, und keine wichtige Ursache, wie selten geschieht, die Krankheit rückgängig machte, alsdann lehrte ihm eine vielfältige Erfahrung, dass die meisten Rückfälle der dreitägigen Fieber sich an einem Tage der anderen Woche oder nach dem vierten Theile eines Mondmonates von der Zeit an, zu welcher die Arzneien ausgesetzt waren, einstellten und dass, wenn sie durch Hülfe der Naturkräfte oder Kunst wieder vergangen waren, sie ein oder etliche Male nach Beschaffenheit der Krankheit und der Epidemie allezeit eine Woche um die andere zurückkehrten oder doch ein hinlänglich deutliches Bestreben dazu äusserten.

Ueber die Methode, die Rückfälle zu verhüten, äussert W. sich folgendermassen: „Wenn die Rinde bei fortgesetztem Gebrauche hinlänglich gewirkt hatte, so dass, um das gegenwärtige Fieber zu vertilgen, nichts mehr übrig zu sein schien, so hörte ich mit ihrem Gebrauche auf und zwar am liebsten um die Zeit eines Mondwechsels. Dann liess ich die Kranken acht Tage lang ausruhen. Am achten Tage aber und auch die übrigen lasse ich die Rinde von Neuem fortsetzen. Mit noch grösserer Sicherheit verlängert man die Cur bis zum ersten und zweiten Tage der folgenden Woche. Wenn das Fieber ein einfaches dreitägiges oder gewöhnliches doppeltes ist, mehr chronisch und einen beständigen Typus hält, so kann eine Gabe zu einem Skrupel oder einem halben Quentchen, alle Tage, oder einen Tag um den andern, gegeben, hinreichend sein. Diese muss man nur zwei Stunden vor der Zeit oder zu der Zeit, zu welcher der Paroxysmus erwartet worden wäre, gesetzt das Fieber hätte fortgedauert, geben". Er bediente sich aber nicht kleiner Gaben. W. räth dann wieder eine Woche auszuruhen und nach acht Tagen die Rinde abermals zu verordnen. Darauf kann man nach der Vorschrift des Talbor einen Weinaufguss ordiniren. Aehnlich die Heilmethode bei den ein- und viertägigen Fiebern. Er fasst dann seine Methode in folgender Regel zusammen: „Man verhüte die Rückfälle zur rechten Zeit, in der gehörigen Ordnung, auf eine hinreichende und wirksame Weise durch eine nach den Perioden des Fiebers frühzeitig wiederholte Heilmethode, bis gar keine kränkliche Bewegung in dem Körper mehr übrig ist, und das specifische Mittel einen völligen Sieg über das Fieber davon getragen hat". Im 5. Abschnitt handelt er von der Beständigkeit der Wirkungen und der Sicherheit der Methode. Aus seiner reichhaltigen Erfahrung hat er sich überzeugt, dass von diesem Verfahren und von dem fortgesetzten und wiederholten Gebrauche der Chinarinde gar kein Schaden entspringen könne. Die gelehrtesten und berühmtesten Aerzte führt er dann als Zeugen an. Einige Wenige sind anderer Meinung. Es gibt sogar Aerzte, welche wirklich dies Mittel mit Nutzen geben, den Namen desselben aber verschweigen. So kann man auch in Deutschland mehrere Feinde dieses Mittels und Beschützer der einmal vorgefassten Meinungen finden, ja es gibt noch Andere, welche den Nutzen des Mittels gar nicht verschweigen können und wollen, allein doch dem Aberglauben des gemeinen Haufens beistimmen. W. ist der Ansicht, dass man die Vorbereitung zu allgemein lobt. Einige rathen an, man solle mit Vorsicht zaudern, den Körper allezeit gehörig prüfen, verschiedene Heilmethoden vorausschicken, den Körper vorbereiten und das Mittel gehörig verbessern und mischen. Indessen ist es ausgemacht, dass man diese Vorschriften nicht überall und vornehmlich nicht bei dringender Gefahr anwenden könne. Auch ist es bekannt, dass weder die besten Vorbereitungen, noch die aus freien Stücken sich einstellenden und unbeständigen Reinigungen der Natur, noch viel weniger aber die Verbesserungen des Mittels, deren es gar nicht bedarf, immer den Nutzen haben, dass alsdann mit geringerer Mühe und mit einer kleinen Dosis das Fieber bezwungen wer-

den könne, da hingegen, wenn man zu lange wartet und ohne Anzeigen abführende Mittel gibt oder die Arznei zu viel bereitet, mischt und die Dose vermindert, seine Wirkung verstummt. Andere zweifeln allerdings mit mehr Gründlichkeit, wie Ramazzini, der erzählt, er habe die Fieberrinde bald schädlich, bald heilsam befunden. Auch W. hat früher gezweifelt. Er glaubt jetzt, dass gar bald der Schleier von den Augen aller geschickten Gelehrten oder wenigstens der ausübenden Aerzte fallen möge, damit sie erkennen, dass der gehörige Gebrauch dieses Mittels unschädlich und nothwendig sei.

Ueber die Wirkung der Chinarinde verbreitet er sich folgendermassen: „Offenbar stärkt sie die Faser, verbessert die Krankheitsmaterie und schafft sie auf den geschicktesten Wegen aus dem Körper durch Ausleerungen heraus, welche die Natur, durch dies Mittel gestärkt, in dem Geschäfte der Verbesserung unterstützt und von den widernatürlichen Fieberbewegungen zur vollkommenen und gewissen Wirkung der Functionen wieder hergestellt, durch eigne Wirksamkeit besser befördern kann, als sie der Arzt, welcher die Beschaffenheit der Wege und der Säfte nicht völlig kennt, nur immer durch Aderlässe und ausleerende Mittel zu bewerkstelligen vermag. Denn sobald die Naturkräfte gestärkt worden sind, so stösst das bittre und tonische Arzneimittel, theils von selbst die überhäuften Säfte heraus, theils bereitet es durch eine eigne Coction die schädliche Materie, weil nach einigen Tagen allezeit deutliche Zeichen einer Coction erscheinen, wodurch diese Materie nach und nach von selbst durch die besten Wege herausgeführt wird. Denn ich will gar nicht der Ausleerungen durch den Mund und die Nasenlöcher gedenken, die Jedermann kennt, und welche öfters allein hinlänglich sind, die dreitägigen Fieber kritisch zu endigen, wenn sich sehr oft nach dem Gebrauche der Rinde ein Schorf einstellt; auch will ich den Speichelfluss übergehen, welcher sich seltner einfindet und das Erbrechen, so wie auch die heilsamen Blutflüsse, welche sich nach ersten Gaben zu Anfang und zu Ende des Paroxysmus sehr oft mit Erleichterung der Zufälle einfinden. Denn die offenbarste und beste Erfahrung lehrt täglich, was ein sehr geschickter Arzt und ausgesuchter Beobachter sagt: Die Rinde führt, wenn man es am allerwenigsten glaubt, gelinde ab, vermehrt den Harnfluss, erregt Schweiss, ja zuweilen ereignet sich Nichts von allem Diesem, allein Lebhaftigkeit, Farbe, Appetit und eine vollkommenere Gesundheit kehren wieder. Ausserdem wird die unmerkliche Perspiration wieder hergestellt, welche das Fieber vermindert hatte, und diese Aussonderung übertrifft die anderen alle, obgleich man es gewöhnlich nicht weiss. Diese Zeichen sind zu gewiss, als dass man erst der Wage des Sanctorius bedürfte und deuten an, dass das Gleichgewicht des Körpers, welches durch das Fieber vorher gestört war, wieder in den gesunden Zustand gebracht worden sei, und dass die natürlichen Bewegungen hergestellt sind."

Im 6. Abschnitt theilt W. ätiologische Beobachtungen und Muthmassungen über die Wirkung des Mittels und die Perioden der Fieber mit. „Wir glauben, dass diese Mittel, so wie die übrigen bitteren, leicht aromatischen und ein wenig säuerlichen wirken. Ferner nehmen wir an, dass die mässig bitteren Theilchen, die seifenartigen und aromatischen zur Verdauung viel beitragen, den Körper reinigen und gleichsam wie die Galle wirken können, und dass sie dieselbe, wenn sie zu unwirksam oder zu scharf geworden sein sollte und ähnlich verdorbene Säfte, vorzüglich den Milchsaft verbessern, dass sie durch ihre nervenbesänftigende Kraft, dergleichen die bitteren, aromatischen und balsamischen Mittel zu haben pflegen, beruhigen können."

Ueber die Ursachen der Fieberperioden drückt Werlhof sich so aus: „Ich muss glauben, dass man die Lehre von den Ursachen der Fieber noch jetzt zu den Geheimnissen und Wunderwerken der Natur rechnen müsse. Woher kommt es, dass die Fieber, besonders die epidemischen so viele Menschen von verschiedener körperlicher Beschaffenheit auf eine so gleiche und ähnliche Weise befallen? Sollte es vielleicht in der Mischung des Blutes selbst, welche dem ganzen menschlichen Geschlecht gemein ist, oder auch in den Bewegungsfasern etwas Angeborenes und ein mit der äusseren Luft in einer beständigen Gemeinschaft stehendes Element geben, welches dieser fast ähnlich, ebenfalls wie Luft beschaffen, elastisch und der Mischung der festen und flüssigen Theile des Körpers beigemischt, in ihrer Zusammensetzung eingeschlossen wäre, so dass es durch seine Oscillation und Elasticität heilsame und natürliche Bewegungen und Aufwallungen leicht erzeugt? Sollte dies nicht vielleicht geschickt sein, wenn es zu weit ausgedehnt würde und mehr, als gut wäre, über das Gleichgewicht der Beschaffenheit der Säfte zunähme, vornehmlich, wenn es von fremden Theilchen verunreinigt oder auf eine üble Weise

in Bewegung gesetzt werden sollte, den Orgasmus hervorzubringen, welcher diese typische Aufwallung, diesen Streit der Natur mit dem Fremdartigen, was wir Fieber zu nennen pflegen, erzeugte? Folgt nun wohl, dass diese elastische Materie selbst, obgleich sie wegen der genauen Beimischung ein Theil des menschlichen Körpers ist, ein Theil der reineren und subtileren Luftatmosphäre sein und sich auch wohl den natürlichen und zufälligen Bewegungen und Veränderungen derselben und zwar nach einer mechanischen Ordnung der ähnlichen und damit verbundenen Theile richten könne? Wenn diese Umstände von einem innern weisen Wesen, wie Einige glauben, abhangen sollen, welches sehr klug nach Schätzung der Materie und der Kräfte sich bewegte und wiederum ruhte; woher kommt es, dass die Anfälle über alle Kräfte dennoch wechselweise so genau zurückkehren?Ich erkenne hierin eine mechanische und keine willkührliche Ursache. Es ist eine materielle, eine körperliche, keine geistige, welche jedes Fieber, nach einer natürlichen Folge, hervorbringt, und diese Materie muss eine eigne Beschaffenheit und elastische Kraft haben, die von einer besonderen Art ist, so lange sie einen besonderen Typus erregen soll. Vielleicht wird diese von irgend einer fremdartigen, wässerigen oder luftartigen Unreinigkeit, aus dem Wasser, welches in einer verschiedentlich veränderlichen, laugenartigen, schwefligen, dampfartigen und vielleicht auch wurmartigen Fäulniss durch Stockung und Ausdehnung der Federkraft und eine innerliche Bewegung der Theile aufgelöst wird, erzeugt, welche unglücklicher Weise aufgefangen, entweder mit den Speisen genossen wird oder aus ebenfalls sonst verdorbenen Säften des Körpers oder aus den festen Theilen entspringt. Eine solche Materie kann nach ihrer eignen mannichfaltigen Beschaffenheit und der umher sich befindenden Luft, den zu verschiedenen Fiebern gehörigen Orgasmus hervorzubringen, geschickt gemacht werden, wenn sie sich zu gewissen Eingeweiden und Fasern als auch zu den Theilen des Blutes und der übrigen Säfte tiefer einmischen, die festen Theile in ihren Functionen stören, die Säfte aber auf eine verschiedene Art verderben und die innere Luft aus ihrem Gleichgewichte bringen sollte. Diese Störung der Bewegung, der Mischung und des Gleichgewichtes nun, und so auch die Verbindung und das eigentliche Verhältniss der widernatürlichen Feuchtigkeit mit einer natürlichen, welche ihrer Natur zu Folge schon mehr an die eintägigen, dreitägigen und viertägigen Bewegungen gewöhnt ist und die Bewegung, welche widernatürlich daraus erfolgen muss, scheint, wie es wahrscheinlich ist, als die anhaltende Ursache jedes Fiebers den Paroxysmus und die Periode hervorzubringen.

Auch scheint die Meinung der Alten nicht ohne Grund zu sein, welche annahmen, dass die Fieber zwar die ganze Blutmasse in Bewegung setzten, dass aber bei dreitägigen Fiebern die Leber, bei viertägigen die Milz und bei eintägigen die lymphatischen Gefässe ganz besonders angegriffen würden. Alle diese Phänomene aber scheinen nach mechanischen und hydrostatischen Gesetzen vor sich zu gehen, welchen überhaupt jede Bewegung und Ruhe der auf der Erde vorkommenden festen und flüssigen Körper und Theilchen sowie ihre Mischungen unterworfen sind.

Von der allgemeinen mechanischen Ursache der Perioden.

„Die Ursachen der Zwischenzeiten aber, inwiefern sie mit den täglichen, wöchentlichen, monatlichen, jährlichen Perioden der Gestirne übereinkommen, möchte ich lieber in dem Verhältnisse der Fiebermaterie und der elastischen Luft, welche einen Theil derselben so wie aller Säfte im Körper ausmacht, zu der atmosphärischen Luft suchen. Diese wird nicht bloss durch die Dünste der Erde und Witterung verändert, sondern richtet sich, sowie das Weltmeer, nach dem constanten Umlauf der Gestirne; dass die regelmässige Ebbe und Fluth von der Lage der Sonne und des Mondes herkomme, hat, nach Keppler, Newton bewiesen. Andere haben nachher von der Luft das Nämliche ausgesagt, so dass nicht allein die feinere Luft nach Typen bewegt werden muss, sondern auch die Winde und die Witterung und andere Lufterscheinungen allezeit auf eine gewisse Art eine besondere Beziehung zu der allgemeinen Bewegung erhalten. Dieselbe scheint in einem gehörigen Verhältnisse auch in dem menschlichen Körper nach seinen mannichfaltigen Theilen erhalten zu werden. Ich sehe nicht ein, warum man den Umlauf jener Himmelskörper für regelmässiger und steter als die Bewegung bei den verschiedenen Fiebern halten müsse, weil sowohl die natürliche als auch die widernatürliche Verunstaltung der Materie und der bewegenden und aufhaltenden festen Theile

die wiederum einzeln ihre angeborene Bewegung haben, verschieden ist. So erleidet die Bewegung des Weltmeeres, welche nach allen mathematischen Grundsätzen von der periodischen Bewegung der Gestirne geleitet wird, von dem Orte der Witterung und anderen Umständen, mannigfache und verschiedene Veränderungen. Ich erkenne nicht die Gestirne für die Ursache der Paroxysmen, sondern die Krankheitsmaterie, die Maschine des Körpers selbst. Es ist genug, dass eine andere Beziehung zu den typischen Bewegungen der äusseren Luft wegen der im Körper vorhandenen, erhalten werde, vornehmlich zu der alltäglichen einfachen Bewegung, von welcher der allgemeine Wind entspringt als auch zu jener anderen, welche im Meere, und zwar zwei Mal binnen fast eines ganzen Tages erscheint und Ebbe und Fluth genannt wird. Und dem ungeachtet ist es offenbar, dass die Stunden der Anfälle nach und nach, besonders bei den Monats-, Jahres- und Witterungswechsel verändert zu werden pflegen. Auch steht die Beobachtung uns nicht im Wege, dass, wenn wir die einzelnen Paroxysmen verschiedener Kranken nach dem Stande der Sonne und des Mondes zusammenhalten, wir die Zeit des Anfalls sehr verschieden finden würden. So oft die Gestirne durch alle einzelne Punkte ihre täglichen, wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Perioden vollenden, so oft greifen sie durch ihre periodische Veränderung auch die Federkraft der zu ihnen gehörenden Luft und desswegen aber auch den menschlichen Körper an, seine verschiedenen Theile und die verschiedenen Säfte, in welchen ein Theil dieser Luft unter einer verschiedenen Mischung enthalten ist. Nochmals wiederhole ich, dass der Umlauf der Sonne und des Mondes die ihnen unterworfene Luft durch regelmässige Perioden verändert; nach den Veränderungen der Luft werden auch die Lufttheilchen im Körper beeinflusst; die Fiebermaterie ist ganz besonders luftartig und elastisch und stört das natürliche Gleichgewicht der inneren und äusseren Luft. Es findet sich aber bei den Fieberbewegungen etwas sehr und allgemein Aehnliches, etwas sehr regelmässiges, das sich genau an Stunden, ganze Tage, Wochen, Monate, Jahreszeiten durch ein eigenwilliges Bestreben zu binden pflegt, wie etwas, das der regelmässigen Bewegung der Luft und des Weltmeeres zu ähnlich ist, als dass wir läugnen könnten, dass die Muthmassung einer und eben derselben allgemeinen zusammentreffenden Ursache, des Sonnen und Mondlaufs, welche die periodischen Bewegungen auf der Erde hervorbringt, der Wahrheit selbst gleichkommt."

Von den Perioden in dem gesunden Zustand des Körpers und den Krankheiten ohne Fieber.

„Auch in dem natürlichen Zustande scheinen die Sonne und der Mond durch ihre periodischen Aeusserungen eine deutliche und offenbare Wirkung auf die vorzüglich elastischen, zum Orgasmus geneigten, Theilchen des menschlichen Blutes auszuüben. Auch bei der Menstruation lässt W. die Gestirne eine Rolle spielen und nimmt nicht wie Freind und Hoffmann eine besondere Ursache der Vollblütigkeit für die Periode an. „Nur zu oft, sagt er, richtet sich diese besondere Veränderung in dem Körper der Weiber nach der Abmessung der Mondperioden. Wem ist nicht bekannt, dass, wenn die Zeit der monatlichen Reinigung einmal bestimmt, und der Abfluss wegen Schwangerschaft oder dem Säugen oder anderen kränklichen Ursachen unterdrückt ist und nicht wieder erscheint, solche Personen alsdann gewisse Bewegungen und Regungen zu fühlen pflegen, welche, wenn die der Reinigung bestimmte Woche vorüber ist, aufhören und öfters nicht eher wieder zurückkehren als bis die für die Reinigungsperiode bestimmte Zeit wieder da ist? Ist vielleicht während dieser Zeit die Vollblütigkeit weggeblieben, welche vielmehr täglich sollte vermehrt werden und in der That auch meistens vermehrt wird? Auch will ich nicht der bestimmten Perioden um die Zeit der Geburt gedenken. So verschweige ich ebenso die nächtlichen, periodischen und nach der Mondzeit sich richtenden Bewegungen der salzigen Säfte, der Askariden und Spulwürmer, welche wiederum in sich ihre Luft haben, die catarrhalischen, arthritischen, venerischen, skorbutischen Verschlimmerungen, die Krankheiten, welche sich nach dem Mond, den Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen richten. Da nun alle diese Wahrnehmungen nicht können geläugnet werden, so scheinen sie hinlänglich darzuthun, dass diese Gestirne eine besondere und zwar mechanische Einwirkung auf den menschlichen Körper haben, und dass der Arzt öfters nicht bloss der menschlichen Natur, sondern auch der Naturkräfte des ganzen Universums Diener sei. Denn ge-

meiniglich übertrifft die menschliche Natur die Macht der Kräfte des Universums auf keine Art. Die praktischen Erfahrungen stimmen mit dieser Theorie überein. Diese Lehren und Betrachtungen sind weder der mechanischen Theorie, noch auch derjenigen zuwider, welche auf den Organismus gegründet ist. Diejenigen, welche zu der Secte gehören, welche der Organisation Alles zuschreiben, verstehen unter der Natur eines jeden Menschen die Seele selbst, welche sehr weise die natürlichen Bewegungen sowohl als auch die Krankheitsbewegungen erregen und mässigen soll. Ich nehme einen Geist in einem jeden Menschen an oder eine Seele, ein ganz einfaches Wesen und eine Vorstellungskraft, einen Willen und einen, diesem nach bestimmten Gesetzen unterworfenen, menschlichen Körper, welcher aus einer unvergleichlich regelmässigen, mechanischen und hydrostatischen Maschine zusammengefügt, erbaut ist und in Bewegung gesetzt wird. Ich muthmasse nicht, sondern ich erkenne den mächtigen Schöpfer und weisen Urheber dieser Maschine. Einen Archeus oder eine neue und doppelte Seele oder zwei Kräfte, von denen eine weiser als die andere ist und die Dinge auf eine andere Weise betrachtet, erkenne ich nicht, sondern muthmasse ich nur, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die Aerzte scheinen vielmehr aus Klugheit den Knoten eher zu durchschneiden als zu lösen, wenn sie die Erklärung vieler solcher Schwierigkeiten für überflüssig halten und eine Lebenskraft, welche sie in der That nicht annehmen, als einen deus ex machina dazwischen stellen, sowie der, so besonders scharfsinnige, Newton durch eine angenommene Attraction, von welcher er selbst nicht glaubt, dass sie die Ursachen dieser Erscheinungen erkläre, mehrere streitige Fragen in der Physik auseinandersetzt. Nun glaube ich, dass die Natur des menschlichen Leibes, sowie eines jeden anderen, von Gott einmal in Bewegung gesetzten, Körpers in einer mechanischen und hydrostatischen künstlichen Zusammenfügung der verschiedenen festen und flüssigen Theile und der, den einzelnen Theilchen innewohnenden, Neigung, Bewegung und Richtung bestehe. Ich betrachte den natürlichen menschlichen Körper nicht nur als etwas Zusammengesetztes, sondern auch als einen Körper, welcher mit einem angeborenen Bestreben und einer Bewegung, welche durch seine verschiedenen Theile verschiedentlich gemässigt und regieret wird, versehen ist und gleichsam ein Verhältniss zu den Theilen selbst, als auch zu der, mit ihm verbundenen Seele und zu ihren Gemüthsbewegungen hat. Wer aber beweisen wollte, dass wir ausserdem einer geheimen Vorstellungskraft bedürften, der müsste zuvor etwas leisten, das die Kräfte der menschlichen Hände und Seele zu übertreffen schiene. Allein ich sage mit Cicero: „nec me pudet nescire, quod nesciam“.

Der Ritter v. Zimmermann.

Literatur.

Diss. physiologica de irritabilitate. Göttingae 1751. 4. Ins Italienische übersetzt.

Leben des Herrn von Haller. Zürich 1753.

Von der Erfahrung in der Arzneikunst. 1ster Theil. Zürich 1763. — 2ter Theil ebend. 1764. 2te Auflage in Einem Bande ebendaselbst 1787. Ins Französische und Italienische übersetzt.

Von der Ruhr unter dem Volke im Jahre 1765 und denen mit derselben eingedrungenen Vorurtheilungen, nebst einigen allgemeinen Ansichten in der Heilung dieser Vorurtheile. Zürich 1767. Ins Französische und Englische übertragen.

Beschreibung zweier Pockenkrankheiten. An Herrn Joh. Gottlieb Hempel, königl. Dän. Regimentschirurgus zu Fuss. Hannover 1778.

Anmerkungen zu von Haller's Abhandlung über das Faulfieber. Ein Geschenk für heilende Landärzte. Solothurn 1786.

Aufsätze in dem Erinnerer (Zürich) und in der Zürich'schen neuen Sammlung vermischter Schriften. Historia vitae deglutionis quinque annorum sanati; in den Actis Helvet. physico-mathem. anatom. botan. med. T. II. pag 94 sqq. — Von der Windepidemie in der Stadt Hannover und der sogenannten Nervenkrankheit. Hannöv. Magazin 1772. N. 5 und 6. — Gegen eine deutsch-französische und insbesondere niedersächsische Mode; ebend. St. 87. II. — Von den Nervenkrankheiten und einer Hülfe gegen dieselben in einem sauren Elixir, ebendaselbst St. 96. — Haller's Beschreibung einer im Canton Bern 1762 beobachteten Epidemie von galligten und faulenden Fiebern, aus dem Französischen übersetzt, ebendaselbst 1774. — Etwas von den Wirkungen des in Taffia aufgelösten Guajacgummi, gegen Gicht und Podagra, ebendaselbst 1778. St. 58. — Warnung an Eltern, Erzieher und Kinderfreunde wegen der Selbstbefleckung, zumal bei jungen Mädchen; in dem deutschen Museum 1778. May. S. 452 — 460 — Ueber eine vom Kämpf erfundene Maschine zum Dampfklystir in Baldinger's neuem Magazin für Aerzte Th. I.

Sein Bildniss von Holzhalb vor dem 9. Band der allgemeinen deutschen Bibliothek (1768). — Von Heinrich Pfenninger in dem Werke „Helvetiens berühmte Männer". — Vor seinem Werke über die Einsamkeit (1784) von Geyser. — Vor der Uebersetzung der Tissot'schen Biographie. Vergl. Brendel's prog. I. de logarithmis parabolicis. Göttingen 1751. 4. — Auch in Baldinger's neuem Magazin für Aerzte B. 18. N. 2. — Leu's Helvet. Lexikon Th. 20. S. 114—116. Küttner's Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 302—404. — Von Leonhard Meister in Pfenninger's Helvetiens berühmten Männern (nach der 2ten, von Fäsi besorgten

Ausgabe). — In Denina's Prusse littéraire T. III. pag. 521—524. — Leben des Ritters von Zimmermann v. S. A. D. Tissot, mit Anmerkungen des Uebersetzers, Hannover 1797.

J. G. Zimmermann, wie er gesund und krank war, erzählt von E. G. Baldinger, in dessen neuem Magazin für Aerzte B. 18, N. 2. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Männer des 18. Jahrhunderts. S. 527—530. — Sam. Baur's Interessante Lebensgemälde der denkwürdigen Personen des 18. Jahrhunderts. Th. 6. S. 476—503. — Dessen Gallerie historischer Gemälde aus dem 18. Jahrhundert. Th. 4. S. 502—507. — Jördens im Lex. teutscher Dichter und Prosaisten B. 5. S. 632 — 658. — J. G. Zimmermann's Krankheitsgeschichte, ein biographisches Fragment für Aerzte bestimmt von J. E. Wichmann. Hannover 1786. — Beitrag zur Biographie von Zimmermann, vom Leibmedicus Marcard in Oldenburg, veranlasst durch die von Wichmann herausgegebene Krankheitsgeschichte. Hamburg 1796.

Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. und mit dem Herrn Weikard, nebst einer Anzahl Originalbriefe der Kaiserin von Marcard. Bremen 1805 gr.

Der Baron v. Knigge als Illuminat, Demokrat u. Volksverführer. Bremen 1792.

Ernesti. — Johann Georg Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, herausgegeben von Albrecht Rengger, Aarau 1830, Heinrich Remigius Sauerländer. — Essay sur la vie de Tissot par Eynard. Lausanne 1859. — Deutsches Museum, zweiter Band. Briefe an den Herausgeber des Museums von Herrn Hofrath Zimmermann S. 88—90. Deutsches Museum; erster Band: Ueber den Herrn von Haller und seinen Tod von Leibarzt Zimmermann S. 191—192. — Ueber den Herrn von Haller aus Linguets Annalen S. 430—433. Anmerkungen über eine Schrift zur Rettung unschuldiger Kinder von Herrn Leibarzt Zimmermann, Baldinger's neues Magazin für Aerzte I. Band S. 61. —

Die Zerstörung von Lissabon, poetisch entworfen. Zürich 1756, in 4. — Versuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarken über allerlei Gegenstände; zweite mit einem Fragment und dem Sendschreiben des Herrn Hofr. Kästner an den Verfasser vermehrte Auflage. Göttingen 1779 in 8. — Encyklopädische Fragen, die Pedanterie, Pedanten und Pedantinnen betreffend; hannov. Mag. 1772 Stück 16. — Ueber das Händeküssen, hannov. Mag. 1774. — Ueber die Schwatzhaftigkeit, ibid. — Ueber die Wuth, Briefe ohne Namensunterschrift zu schreiben; ibid. — Ueber den Nationalstolz 1758. — Ueber die Einsamkeit, 4 Bände 1785 und 1786. — Ueber Friedrich den Grossen und meine Unterredungen mit ihm, kurz vor seinem Tode 1790, in zwei französischen Uebersetzungen. — Vertheidigung Friedrichs des Grossen gegen den Grafen Mirabeau, nebst einigen Anmerkungen über andere Gegenstände. — Fragmente über Friedrich den Grossen, zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters, 3 Bände 1790. — Nicht von Zimmermann herrührend ist die Schrift: Schreiben des Herrn Leibmedicus Zimmermann an einen seiner Freunde, die Unterredung mit seiner Majestät in Preussen während seines Aufenthalts in Berlin betreffend. Amsterdam 1773. — Das Verzeichniss aller wider Zimmermann erschienenen Schriften, sowie über seine Krankheit findet sich in Baldinger's neuem Magazin B. 18. S. 130. Nicht bewiesen ist, dass Zimmermann der Verf. der Recensionen in den ersten 7 Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek ist. Recension über seine Schriften: Allgem. deutsche Bibliothek B. II Stück 1 S. 137. „Ein neuer Beweis, dass deutliche und aufgeklärte Begriffe medicinischen Untersuchungen keinen Schaden thun; dass ein Arzt auch zugleich ein Philosoph sein kann."

Wenn der Ritter von Zimmermann unter den deutschen Aerzten nicht so in Vergessenheit gerathen ist als sein grosser Vorgänger, so rührt dies vornehmlich davon her, dass Zimmermann seinen Namen in der schönwissenschaftlichen Literatur bekannter und berühmter machte als in der medicinischen. Wie Werlhof der Prototyp einer bestimmten Richtung des 18. Jahrhundertes ist, so concentriren und spiegeln sich verschiedene Strömungen und Bestrebungen dieser Zeit in Zimmermann ab. Wenn Ersterer gleichsam bloss ein medicinischer Spiegel ist, wenn er sich speciell dadurch auszeichnete, dass er der medicinischen Welt gewissermassen den Stempel seines geistigen Wesens aufdrückte und, ohne als Lehrer an einer Universität zu wirken, doch auf seine Mitärzte in ganz Deutschland einen grösseren Einfluss ausübte als die gefeiertesten damaligen Universitätslehrer, so erscheint uns Zimmermann, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, als ein culturhistorischer Spiegel. Seine Periode hat mit der unsrigen die grösste Aehnlichkeit, insofern es eine Zeit der Gährung und zugespitzten Gegensätze war. Die Parteien standen sich damals mit derselben Schärfe und Heftigkeit gegenüber als heute. Die Rolle, die jetzt der vierte Stand, die Arbeiter, die Socialisten, Communisten und rothen Republikaner gegen die Plutokratie, das Gründerthum und die Bourgeoisie durchführen, spielte damals der tiers état gegen den Adel, die Geistlichkeit und den Absolutismus der Fürsten. Der Jesuitenorden war durch die Initiative eines aufgeklärten Papstes aufgehoben, wie er jetzt staatsseitig in den Bann gethan wurde. Damit war die Macht der Jesuiten aber ebensowenig gebrochen, wie jetzt. Im Stillen setzten sie ihre Wühlereien mit demselben Eifer fort, bedienten sich derselben Waffen und hatten ihr Ziel, dem Obscurantismus in der Theologie, Politik, im socialen Leben und in der Wissenschaft die Hegemonie zu verschaffen, unverrückt im Auge. Frankreich war der grosse Focus, von dem wie Strahlen diese Bestrebungen sich über ganz Europa verbreiteten, allein das meerumschlungene England verschonend. Die Encyklopädisten hatten in Frankreich den Kampf gegen Feudalismus und Jesuitismus aufgenommen, in ihre Fussstapfen traten nicht blos in der Theorie, sondern auch in der Praxis, die Girondisten und Jakobiner. Den Encyklopädisten entsprachen in Deutschland die Mitarbeiter der allgemeinen deutschen Bibliothek, Nicolai an der Spitze. An sie lehnte sich der Orden der Illuminaten. In entgegengesetzter Richtung bemerken wir eine, unter den höheren Ständen, dem Adel und den Frauen, epidemisch um sich greifende, Sentimentalität und Gefühlsschwärmerei. Auf religiösem Gebiete offenbart sie sich, als Mode gewordener, Pietismus, auf schönwissenschaftlichem Felde wird sie durch den Werther signalisirt. So wird Goethe von dieser Richtung ergriffen, aber, nachdem er sie künstlerisch in sich verarbeitet, auch von ihr wieder befreit. Die Fürsten sind rathlos. In Frankreich kommt diese geistige Fermentation durch die Revolution zum Abschluss, Robespierre und Marat gelangen ans Ruder, das Königthum von Gottes Gnaden sühnt seine Schuld auf dem Schaffot, die Religion wird officiell abgeschafft. Wenn auch auf Deutschland und zwar vorzüglich auf Frankfurt und Mainz die Vibrationen dieser Bewegung sich hinverbreiteten, so blieb dieselbe doch grösstentheils auf geistige Gebiete beschränkt und äusserte sich literarisch in der Sturm- und Drangperiode. In diese Zeit fällt das Leben Zimmermann's. Auf ihn musste dieselbe aber mehr als auf jeden Anderen einwirken, weil er bei seinen culturhistorischen Aspirationen unmittelbar davon berührt wurde. So verzerrt und unharmonisch uns daher das Bild der damaligen Zeit sich zeigt, einen eben solchen unharmonischen Eindruck bringt die ganze Erscheinung Zimmermann's hervor.

Auch in ihm äussern sich die entgegengesetzten Strömungen. In einem freien Lande geboren und unter liberalen Einflüssen aufgewachsen, kann er sich geistig nie der Herrschaft dieser Richtung entziehen; körperlich aber unter der Einwirkung einer schwarzen Hypochondrie stehend, verfällt er einem düsteren Pessimismus, führt einen erbitterten Kampf gegen die Illuminaten, die er für ebenso gefährlich als die Jakobiner hält und leidet fortwährend an seinem Schweizer Heimweh. Wie er so auf der einen Seite für Aufklärung und Freiheit kämpft, finden wir ihn auf der anderen Seite mit einer rigorösen Orthodoxie und Frömmelei liebäugelnd. Bald leitet ihn der schärfste Verstand, bald gängelt ihn eine mystische, schwärmerische Phantasie; bald folgt er dem Triebe seines Herzens, bald lässt er sich hinreissen von eigensinnigen Launen; bald plaidirt er für das Wohl der unterdrückten Völker, bald buhlt er um die Gunst hochstehender Fürsten.

Betrachten wir jetzt seinen Lebenslauf an der Hand seines Biographen Tissot. Johann Georg Zimmermann wurde am 8. Dec. 1728 zu Brugg, einer Stadt im deutschen Antheil vom Canton Bern geboren. Sein Vater war dort Rathsherr; seine Vorfahren hatten seit mehreren Jahrhunderten durch ihre Rechtlichkeit und Verdienste zu den Patrizierfamilien ihres Vaterlandes gehört, ohne den in monarchischen Staaten üblichen Adel zu besitzen. Seine Mutter war eine geborne Pache aus Morges, im französischen Antheil desselben Cantons und die Tochter eines beim Pariser Parlamente ehemals berühmten Advokaten. So wurde es ihm schon durch seine Geburt leicht, eine gleiche Geläufigkeit im Sprechen und Schreiben beider Sprachen sich zu erwerben. Bis zu seinem 14. Jahre wurde er durch gute Lehrer im elterlichen Hause unterrichtet, und dann nach Bern geschickt, wo der Professor der Beredsamkeit und Geschichte, Kirchberger, und der Professor der griechischen Sprache, Altmann, in den schönen Wissenschaften ihn unterrichteten. Nach drei Jahren kam er in den Hörsaal der Weltweisheit und wohnte den Vorlesungen über Metaphysik von einem Schüler Wolf's bei. Jener trug dieselbe aber mit einer solchen Weitschweifigkeit vor, dass Zimmermann einen Ekel gegen diese Wissenschaft bekam. Mehr Nutzen und Vergnügen hatte er von dem Unterrichte des Pfarrers Stapfer in der Geometrie und des Pfarrers Tribolet in der Experimentalphysik. Im Jahre 1747 bezog er die Akademie Göttingen. Kurz vorher hatte er das Unglück, seine Mutter zu verlieren; sein Vater war schon im ersten Jahre seines berner Aufenthaltes gestorben. Der frühe Verlust der Eltern hat auf seine geistige Entwicklung sicher den grössten Einfluss gehabt. Denn selbst ein Haller, der ihn in seinem eignen Hause auf das Freundlichste aufnahm, ihm Vater, Mentor, Lehrer und Freund wurde, konnte ihm doch die Mutter nicht ersetzen. Ausser denen von Haller, besuchte er die Vorlesungen von Segner, Brendel und dem älteren Richter, einem Zöglinge von Boerhaave, dessen Grundsätze Richter ganz sich zu eigen gemacht hatte und Zimmermann desshalb fern hielt von Systemsucht. Bei Segner hörte er Mathematik und Physik, beschäftigte sich auch eifrig mit der englischen Sprache und Literatur, bei Achenwall Staatswissenschaft und Statistik. Nach vierjährigem Studium wurde er zum Doctor promovirt und trat bei dieser Gelegenheit mit seiner Dissertation „de irritabilitate" an die Oeffentlichkeit. Wenn es auch Haller's Verdienst ist, Zimmermann die leitende Idee zu dieser Schrift gegeben zu haben, so gebührt die Anerkennung für die ausgezeichnete Ausführung doch letzterem selbst. Während die meisten Inauguralschriften, damals sowohl wie jetzt, kaum über den Kreis der Studenten hinausdringen, wurde Zimmermann durch diese Arbeit in ganz Europa ein berühmter Mann. Da dieselbe gegen die bisher herrschenden Ansichten in stricte Oppo-

sition trat, so rief sie eine Menge von Gegenschriften ins Dasein; Zimmermann war aber so vernünftig, sie zu ignoriren; er überliess es der Zeit, die Wahrheit seiner Beobachtungen und Experimente entweder zu verneinen oder zu bestätigen. Unter seinen Studiengenossen in Göttingen nennen wir von den später selbst berühmt gewordenen: Meckel, Trendelenburg und Zinn. Nach einem vier einhalbjährigen Aufenthalte in Göttingen, von dem er selbst in einem Briefe schrieb: „ich führe in diesem Land das Leben eines Menschen, der den Wunsch hat, nach seinem Tode noch zu leben", ging er nach Holland, wie es die damalige Sitte mit sich brachte; dort lernte er Gaub lieb gewinnen. Von Holland reiste er nach Paris, wo er viel mit Senac in Berührung kam. 1752 kehrte er nach Bern zurück. Trotz seiner Jugend wurde ihm als Arzt viel Vertrauen entgegen getragen. Er veröffentlichte im Journal von Neufchatel an den Dr. Herrenschwand, einen schweizerischen Arzt in Paris, einen Brief über die Wirksamkeit Haller's. Letzterer gab bald darauf seine Stellung in Göttingen auf und kehrte zur Herstellung seiner Gesundheit nach Bern zurück. Zimmermann lernte jetzt eine Wittwe Stek, eine geborene Meley, Verwandte Haller's, kennen. Sie war eine Frau von viel Vernunft, Einsicht und Geschmack und besass einen sehr gebildeten Geist; aber, was noch weit mehr werth war, sie hatte eine solche Sanftheit des Charakters, eine solche, sich immer gleiche Stimmung, einen so beruhigenden Zauber in der Stimme, dass, während ihrer Ehe, alle seine Lebensfreude nur von ihr ausging. Bald nach seiner Verheirathung wurde das, in seiner Vaterstadt erledigte und ihm angetragene, Physikat von ihm angenommen.

In dasselbe Jahr fällt die Bekanntschaft mit Tissot. Die Initiative ging von letzterem aus. Er glaubte einem Arzt, von dem er so viel gelernt hatte, ein Exemplar seiner Schrift zur Vertheidigung der Einimpfung der Blattern (l'inoculation justifiée) zuschicken zu müssen. Dies war die Veranlassung zu einem Briefwechsel und einer Freundschaft, die sich bis zu Zimmermann's Tode erhielt. In Brugg erfreute Z. sich einer grossen Praxis; jedoch diese Thätigkeit konnte sein feuriges Genie nicht ganz beschäftigen. Er studirte nicht bloss die Schriften der Medicin, sondern auch die der Sittenlehre, Philosophie, Geschichte und Reisebeschreibungen und verfasste viele Aufsätze für ein Züricher Journal, „den Erinnerer". Von der Gesellschaft aber hielt er sich fern, er schrieb an Tissot: „ich liebe die Einsamkeit und habe nur Vergnügen in meinem Hause; ich schreibe zu meiner Unterhaltung." Sein häusliches Glück wurde dadurch vermehrt, dass er gegen Ende des Jahres Vater wurde. Auf die Dauer konnte ihm indessen der Aufenthalt in Brugg nicht gefallen. Der Contrast gegen Göttingen und Bern, wo ein anregender Umgang, und alle literarischen Hülfsmittel ihm zu Gebote gestanden hatten, war zu gross. In Brugg gab es keine Gelehrte, keine öffentliche Bibliothek, keine Liebhaber neuer Schriften und Journale, keine Collegen, mit denen er sich besprechen und Ideen austauschen konnte. Tissot bemerkt desshalb sehr richtig: „bei seinen Briefen fiel mir zuweilen das Benehmen verzogener Kinder ein, welche, wenn sie nicht alle die Spielsachen haben können, die sie verlangen, sich auch nicht mehr mit denen beschäftigen, die man ihnen lässt." Eben Zimmermann war es nicht gegeben, mit allen Menschen verkehren zu können. Von den Classikern hat wohl Keiner so wenig die Kunst zu leben verstanden als er. In dieser Beziehung hatte er von Haller nichts gelernt und angenommen. Denn die [illegible]te mit der grössten Freundlichkeit einer Frau zuhören, die [illegible]telstunden nur von Recepten für Kuchen unterhielt, und ihr Tag einen sehr schönen Danksagungsbrief für neun solche, [illegible]kte Kuchen schreiben. Wie Horaz, Petrarch, Cowley sehnte

auch Zimmermann sich fortwährend nach Einsamkeit. Dieser Hang hinderte ihn aber durchaus nicht, seinen Pflichten als Arzt auf das Pünktlichste nachzukommen. Seine Hypochondrie nahm er nicht mit ans Krankenbett; die Kranken merkten nichts von ihr, er tröstete sie, munterte sie auf und endigte den Besuch des Arztes in ein liebliches Gespräch, das jedes kranke Gefühl niederschlägt. Wenn seine hypochondrischen Anfälle ihn ganz verliessen, kam seine Heiterkeit auch wohl wieder zurück, und er ging dann einige Tage mit Wohlgefallen in die bessere Gesellschaft. So lebte Zimmermann 14 Jahre, jede Woche mit Tissot im Briefwechsel stehend und ihm ein Gemälde seiner Beschäftigungen, seiner Studien, seiner Leiden und Freuden gebend. Bei den wichtigsten Krankheitsfällen, namentlich, wenn sie seine Familie betrafen, consultirte er seinen Freund. Ausserdem machte T. ihn auf seine Lectüre aufmerksam. Nur die Geduld, Sanftmuth und Zärtlichkeit von Z's. Frau war im Stande, seine Schwermuth zu verscheuchen. Im Jahre 1755 verfasste er zwei Aufsätze, die viel Aufsehen erregten; der eine war ein Traum, den er über den Zustand der Seele nach dem Tode gehabt hatte, der andere der Entwurf eines Catechismus für kleine Städte, eine Satire, in welcher auf einige Lächerlichkeiten angespielt wurde. Im Jahre 1755 wurde ohne sein Wissen ein Gedicht veröffentlicht, das er auf das Erdbeben in Lissabon gedichtet. Im Jahre 1756 erschien sein erster Versuch über die Einsamkeit. Schon in diesem Jahre fasste er die Idee seines Werkes von der Erfahrung. Den Charlatan erklärt er für den Klugen, der die Thorheit der Menschen zu benutzen versteht. Niemand hat weniger von dieser Klugheit besessen als Zimmermann. Im Jahre 1758 erschien seine Schrift über den „Nationalstolz", von der rasch vier Auflagen vergriffen wurden.

Dieses Buch documentirt auf das Evidenteste, wie die Wurzeln des geistigen Seins von Zimmermann in dem Boden seiner Zeit ihre Nahrung hatten. Mit prophetischem Blicke sagte er die französische Revolution, 30 Jahre voraus und ist somit der Erste, der sie angekündigt hat. Sehr richtig urtheilt er folgendermassen: „das allenthalben verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philosophische Geist, die daher rührende Kenntniss des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart, und kurzweg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeigt eine Dreistigkeit im Denken, die oft in eine strafbare Frechheit ausartet, Manchem sein kleines Mass von Freiheit, Manchem sein ganzes zeitliches Glück und hie und da einen Kopf kosten wird, auch leider schon jetzt die Sophistik des Missverstandes und der Missdeutung zur gegenseitigen Logik der Zeit macht, aber mit der politischen Klugheit und der pflichtmässigen Unterwürfigkeit gegen die Landesgesetze verbunden, unserm Weltalter grosse Verbesserungen und der Barbarei den Todesstreich verspricht". Dies Werk erlebte in deutscher Sprache 5 Auflagen und wurde ins Englische und Französische übersetzt. Mit gerechtem Stolze konnte Zimmermann in der Vorrede 1765 sagen: „man hat diese Kleinigkeit von Paris bis Stockholm gelesen." 1760 wurde Z. Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Alle gelehrten Gesellschaften eilten, ihn mit sich zu verbinden. Er wurde Mitglied der Akademieen von Zürich, Bern, Basel, München, Palermo, Göttingen, sowie von den medicinischen Gesellschaften von Paris, London, Edinburg, Kopenhagen und der Petersburger Akademie. Trotzdem blieb er mit seiner Lage fortwährend unzufrieden. Tissot verwandte sich für ihn bei mehreren einflussreichen Persönlichkeiten, um ihm einen weiteren Wirkungskreis zu verschaffen. Z. schlug es aus, nach irgend einer grösseren Stadt des Churfürstenthums Hannover versetzt zu werden; seine Sehnsucht stand nur nach Hannover selbst, um mit Werlhof in Berührung zu gelangen, für den er grosse Ehrfurcht

und Anhänglichkeit fühlte. Haller wollte ihm eine Professur in Göttingen verschaffen, die Trendelenburg abgelehnt hatte; da Zimmermann das akademische Leben auch nicht liebte und darauf verzichtete, so gab man sie an Schröder. Durch Intriguen wurde eine Vocation nach Bern verhindert. Einen pekuniär glänzenden Ruf, als Leibarzt zum Grafen Stadion, dem Premierminister des Churfürsten von Mainz, auf dem Gute Warthausen in Schwaben, schlug er aus, um nicht nach noch einem kleineren Orte zu gelangen, als der war, den er bewohnte. In demselben Jahre hatte er einen Ruf als Oberarzt nach der Stadt Orbe. Im Jahre 1764 erhielt er den Antrag, Bibliothekar des Königs von Polen zu werden. Um sich nicht von seiner Kunst zu entfernen, lehnte er ab. 1761 war er Mitglied der Schintzbacher patriotischen Gesellschaft geworden. Dieselbe wurde von dem Züricher Arzt und Rathsherrn Hirzel und dem Baseler Stadtschreiber Iselin gestiftet, hatte den Zweck, die ausgezeichnetsten Menschen aus jedem Canton mit einander zu verbinden und einen allgemeinen patriotischen Geist zu bilden; kurz, Freundschaft und Liebe, Einheit und Uebereinstimmung zu unterhalten. Zimmermann umfasste diesen Plan und diese Ideen mit Eifer und fehlte nie auf den Versammlungen, so lange er in der Schweiz lebte. Im Jahre 1764 war die erste Zusammenkunft. Sein Brief über dieselbe nach seiner Rückkehr nach Brugg an Tissot athmet Witz und Humor. 1765 wurde er von einer der interessantesten Frauen der Stadt nach Solothurn consultirt. Man wünschte ihn dort zu behalten. Die Religion wurde aber ins Spiel gezogen, und die Frage aufgeworfen, ob ein protestantischer Arzt die Kranken zeitig genug von der Gefahr unterrichten würde, dass sie ihr geistiges Wohl noch bedenken könnten und nicht riskirten, ohne Beichte, ohne heiliges Sakrament und ohne letzte Oelung zu sterben. Dieser Wink wirkte. Statt Zimmermann's wurde ein Apotheker, der aber das Verdienst hatte, ein Jesuit zu sein, berufen.

Wie sehr Tissot Zimmermann schätzte, mag daraus hervorgehen, dass er im Jahre 1760 einen offenen Brief an ihn richtete: de morbo nigro. Laus. 1760. Man findet in ihm eine Parallele zwischen Thieren und Pflanzen, in der Tissot festsetzte, dass die Reizbarkeit die grosse Triebfeder, das Princip des Lebens in der Pflanze wie im Thiere sei. 1765 eignete er ihm einen zweiten Brief über eine grosse Epidemie von Faulfiebern zu und 1766 einen dritten über eine noch allgemeinere und tödtlichere Krankheit. 1763, 64 und 65 wüthete zu Brugg eine Epidemie sehr gefährlicher Fieber. 1765 ging diese in eine Ruhr über. Zimmermann widmete dieser Epidemie alle seine Kräfte; die Frucht seiner Studien, war sein berühmtes Werk über die Ruhr. Trotz alles Ruhmes fühlte er sich in Brugg unglücklich. Die ersten Anfälle des Uebels, das ihn später zwang, in Berlin Hülfe zu suchen, stellten sich ein, seine Nerven wurden immer reizbarer, sein Gemüth immer unentschlossener. Tissot erhielt im Jahre 1766 einen Ruf als Leibarzt zum König von Polen und wollte Tralles und Zimmermann als diejenigen Aerzte anführen, die des Vertrauens des Königs am würdigsten wären. Zimmermann verweigerte hierzu seine Zustimmung, um es später zu bereuen. Im folgenden Jahre erging an Tissot die Aufforderung, die durch den Tod von Werlhof erledigte königliche Leibarztstelle anzunehmen. Da Tissot eine Zeit lang selbst schwankte, so fragte er bei Zimmermann an, was er thun würde, wenn an ihn dieser Ruf käme. Seine Antwort lautete zustimmend. Da Herr von Haller, der die Vermittlung besorgte und mit Zimmermann nicht mehr auf gutem Fusse stand, sich weigerte, letzteren in Vorschlag zu bringen, schrieb Tissot direct an Herrn von Münchhausen und an den einflussreichen Reichsgrafen von Wallmoden Gimborn. 1768 erhielt Zimmermann die Stelle und reiste

in dem nämlichen Jahre nach Hannover ab. Unter denselben unglücklichen Auspicien wie Haller in Göttingen, langte er in Hannover an. Am Thor der Stadt warf der Wagen um, in dem er mit seiner Familie sass, und seine Schwiegermutter brach ein Bein. Sein Uebel, das sich schon in Brugg entwickelt hatte, nahm zu und hinderte ihn sehr an der Ausübung seiner Praxis. Dieselbe wurde ihm überdies durch seine Patienten und Collegen verleidet. „Die Damen", äusserte er, „welche mit Georg II. Caffee getrunken haben, sind des Glaubens, ich müsste so zu ihrem Befehl sein, als ich es zu dem seinigen hätte sein müssen." Sie wollten aus ihm ihren Sklaven machen, eine Rolle, die nicht für ihn war; für ihn bestimmte die Krankheit, und nicht der Kranke die Zahl und Zeit der Krankenbesuche. Dazu wurde die Gesundheit seiner Frau und Kinder immer schwächer. Ein Glück für ihn war seine ununterbrochene Thätigkeit, die vielen Patienten, das Consultiren aus dem ganzen Norden. Nur sehr allmälig konnte er sich an seinen neuen Aufenthalt gewöhnen.

In der Schrift über Friedrich den Grossen schreibt er selbst, dass es in Hannover damals noch Sitte war, Aerzte für Knechte zu halten. So fehlte es ihm dort auch nicht an Feinden und Freunden. Unter letzteren nennen wir den Geheimen Justizrath Strube und seine Schwester, die Frau von Döring. Nebenbei unterhielt Zimmermann eine ausgebreitete Correspondenz mit seinen Freunden. Ausser mit Haller, Hirzel und Hotze stand er im Briefwechsel mit van Swieten, de Haen, Baldinger, Kämpf und Marcard, dessen Genie und Kenntnisse er sehr schätzte. Mit Baldinger correspondirte er 26 Jahre hindurch. Ersterer rieth ihm ab, über Friedrich II. etwas zu veröffentlichen und schreibt hierüber in dem oben angegebenen Aufsatze: „ich sagte ihm offenherzig und freundschaftlichst, — er kenne den König nicht und urtheile über Friedrich schief und in die Quere, und ich bäte ihn um Gotteswillen, nichts über den König drucken zu lassen, denn alles das, was er mir da vom Könige sage, sei grundfalsch — wolle er ja was drucken lassen, so bäte ich ihn, just das Gegentheil von allem dem drucken zu lassen, so würde es der Wahrheit näher kommen. Aber der arme Baldinger vermochte das nicht bei seinem Freunde Zimmermann, dass das dicke Königsbuch nicht gedruckt wurde. Es war keine Prophetengabe nöthig, um vorauszusehen, wie es dem armen Zimmermann mit seinem Königsbuche gehen würde. Die Brandenburger, die ganz natürlich von Preussens Statistik mehr wissen konnten, korrigirten das Königsbuch mächtig. Ich suchte den Friedensstifter zu machen, schrieb eine Menge Briefe desshalb an die kriegführenden Mächte in Berlin, die auch meine Freunde sind, konnte aber keinen Pardon für Zimmermann auswirken, so traurig auch das für mich war, dass so viele gute Köpfe dem schadenfrohen Publico ein solches Schauspiel gaben."

Wie Werlhof bemühte sich auch Zimmermann ausgezeichnete Männer für die Universität Göttingen zu gewinnen. So war Herder, mit dem Zimmermann auch in Briefwechsel stand, auf die Vorstellung des letzteren im Begriff, die vierte Professur der Theologie in Göttingen anzunehmen, so schwer ihm der Gang dahin wurde, da er sich zuvor einem theologischen Colloquium unterwerfen sollte, als Goethe ihn nach Weimar berief (Siehe Herder's sämmtliche Werke. 1830. Band 19. S. 250).

Fritze in Halberstadt wurde in Folge von Z's. Verwendung bei Friedrich dem Grossen nach Berlin berufen. Ausserdem correspondirte er mit mehreren Andern aus verschiedenen Ständen. Unter den berühmtesten Aerzten Europa's achtete er Lentin am meisten. Ebenso viel hielt er von S. Vogel, der für Tissot nach Pavia berufen wurde, aber ablehnte. Im Jahre 1770 hatte Zimmermann das Unglück, seine Frau zu verlieren. Er selbst

wurde immer elender, sein körperliches Uebel vermehrte sich täglich. Auf Tissot's Rath reiste er nach Berlin und consultirte Meckel. Dieser nahm ihn auf das Wärmste auf und nöthigte ihn, in seinem Hause zu wohnen. Vom Generalchirurgus Schmucker wurde er operirt. Wegen Eifersucht Schmucker's und Theden's gelang die Operation aber nicht vollkommen. Ersterer hatte versäumt, mit Herrn Theden die Art seines Operationsverfahrens zu berathen und opferte so seinem Eigensinne das Wohl Zimmermann's, einen Theil seines Nachruhms und die Ruhe seines Gewissens auf.

Theden hat 1797 im 3. Bande des Hufeland'schen Journals (Erläuternde Aufschlüsse über die letzte tödtliche Krankheit des Ritters Zimmermann aus seiner Operationsgeschichte) seine Rechtfertigung versucht. Anknüpfend an die von Meckel herausgegebene Operationsgeschichte berichtet er, dass er Zimmermann's Leiden nach der Untersuchung für einen Netzbruch erklärt. In der dann statthabenden Consultation schlossen sich Meckel, Pröbisch und Schmucker seiner Ansicht an. Auf die schriftliche Anfrage Theden's an Schmucker, wie er die Operation zu verrichten gedenke, erfolgte eine unfreundliche Antwort, welche ersterem den Mund stopfte, mehr zu fragen. Theden begnügte sich daher mit der blossen Assistirung. Da eine grosse Schwiele das Zurückbringen des Netzes durch den Bauchring hinderte, so schlug Theden vor, dasselbe wegzunehmen, was aber nicht acceptirt ward; als er dasselbe nun zurückbrachte, fühlte er das Colon gleich am Bauchring hervorgetreten. Theden schlug nun nochmals die Wegnahme des Netzes vor. Wiederum wurde es verweigert. Hierauf unterband Schmucker den Bruchsack, und die Heilung erfolgte erst in der 13. Woche unter all den Leiden, die Meckel beschrieben hat. Theden tadelt dann die Anlegung des trocknen Verbandes und die Erneuerung desselben am 3. Tage, anstatt bis zum 5. Tage oder so lange zu warten, bis die Charpie durch Eiterung sich losgestossen oder seine Arquebusade angewandt war. Vier Wochen nach seiner Rückkunft nach Hannover klagte Zimmermann Theden seine noch sortdauernden Leiden, seinen Schmerz und seine Beängstigung im Unterleibe. Letzterer konnte ihm, um seine Angst nicht zu vermehren, seine Muthmassung nicht entdecken.

Indessen wurde Zimmermann doch so weit hergestellt, den Berufsgeschäften sich wieder unterziehen zu können. Er verlebte nach 5 monatlicher Cur in Berlin glückliche Tage und lernte die Spitzen der Gesellschaft bis zum höchsten Rang kennen. In Hannover kamen seine Nerven durch die Strapazen der Praxis und die angehäuften Consultationen wieder sehr herunter. Da ihm die Erziehung seiner Tochter Sorgen machte, schickte er sie Tissot zu. Dieselbe blieb zwei Jahre in dessen Hause. 1775 kam er selbst, sie abzuholen, und beide Freunde, die einundzwanzig Jahre mit einander in Briefwechsel gestanden, hatten jetzt erst Gelegenheit sich persönlich kennen zu lernen. Tissot lobt Zimmermann's lehrreiches Gespräch, seinen Geist und seinen Geschmack, seine vernünftigen Grundsätze und schönen Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, seine Fertigkeit in der Entdeckung von Ursachen, seinen treffenden Blick in Bildung der Anzeigen und seine vorzügliche Urtheilskraft in der Wahl der Mittel. Von jetzt an machte der Zustand seines Sohnes Zimmermann viele Sorgen. Jener war seit seiner frühsten Jugend einem Ausschlag unterworfen, der besonders am Gesicht und Kopfe zum Vorschein kam. War er da, so war das Kind gesund, sobald er aber verschwand, verfiel es in eine Art melancholischer Apathie. Nach einem Aufenthalt in Göttingen und Strassburg verlor der Knabe 1777 ganz seinen Verstand, den er nicht wieder erhielt. 1781 starb

Zimmermann's Tochter. Seine Freundin Frau von Döring wurde von ihm getrennt, da ihr Mann versetzt wurde. Sie veranlasste Zimmermann zu einer zweiten Verbindung zu schreiten und zwar mit einem Fräulein von Berger, deren Vater königlicher Hofmedicus und der Sohn des Freundes Werlhof's zu Celle war. 1782 fand diese zweite Heirath Statt. Die Freuden dieser Ehe wurden durch Nichts getrübt, und die treffliche Frau war Zimmermann in den letzten Jahren seines Lebens der Schutzengel, der ihn aufrecht erhielt, tröstete und leitete. Trotzdem dass er 30 Jahre älter war, lebte er sehr glücklich mit ihr — „geistige Vorzüge", sagt Tissot: „sind nicht alt und nicht jung, und Personen, die diesen Gesichtspunkt haben, sind von gleichem Alter". Im Jahre 1786 erschien Zimmermann's Werk über die „Einsamkeit" vollständig. Es wurde auch ins Französische übersetzt. Nach diesem Buche sollte man glauben, Zimmermann sei ein harter, beissender, ungestümer Mann im Umgang gewesen. Dies war aber nicht der Fall. Es lag ein auffallender Unterschied zwischen seiner Art zu sein und dem Ton seiner Schriften; immer sanft, fein, gefällig im Gespräch, unfähig ein beleidigendes Wort auszusprechen, war er, sobald er die Feder in der Hand hatte, satirisch und hatte weniger die höhere Artigkeit. Im Umgang hielten ihn die gesellschaftlichen Rücksichten und die Sanftmuth seines Charakters zurück; in seiner Studierstube liess er sich von seiner Kraft, von seiner Tugendliebe und von seinem Abscheu vor Lächerlichkeiten hinreissen; er beobachtete nun nicht genug Schonung. Sein Buch über die Einsamkeit machte viel Aufsehen und brachte ihn in einen Briefwechsel mit Catharina II. Sie schickte ihm in einem Kästchen einen Ring mit einem Brillanten von ungewöhnlicher Grösse und Schönheit, auch eine goldne Medaille mit dem schönen kaiserlichen Bildniss auf der einen Seite, nebst einem eigenhändigen Billet der Kaiserin. Sechs Jahre stand er mit derselben in ununterbrochener Correspondenz. Dieselbe bot ihm die Stelle als Leibarzt an mit einem Gehalte von 10,000 Rubel. Als Zimmermann dies ausschlug, gab sie ihm den Auftrag, junge Aerzte und Wundärzte für die Armee und Städte zu schicken. Als Erkenntlichkeit für die, dem Reiche dadurch geleisteten, Dienste übersandte sie ihm den Wladimirorden. Im Jahre 1786 wurde er durch zwei höfliche Schreiben zum König Friedrich II. berufen, den er schon bei seinem ersten Aufenthalte in Berlin hatte kennen lernen. Beim ersten Blicke sah er, dass hier keine Hülfe möglich sei. Bei seiner Rückkunft nach Hannover gab er eine Reisebeschreibung heraus, die zweimal ins Französische übersetzt wurde. Als im Jahre 1788 der König von England krank war, schickte ihn das hannoverische Ministerium nach dem Haag, um näher bei London zu sein. So war Zimmermann auf den Zenith seines Ruhmes angelangt. Von jetzt an fingen aber eine Reihe von Verdriesslichkeiten an, welche seine letzten Jahre verbitterten. Noch heftiger als der, ohne sein Wissen veröffentlichte, apokryphe Brief über Friedrich II. wurde die Erzählung seiner Reise von 1786 beurtheilt. Was er über die Irrelegion der Berliner sagte, gab den Vorwand her. Im Jahre 1788 gab er: „Vertheidigung Friedrich's des Grossen gegen den Grafen Mirabeau" und 1790: „Fragmente über Friedrich den Grossen" heraus. Beide Werke riefen eine Menge Gegenschriften hervor. Ebensoviel Verdriesslichkeit bereitete ihm seine Liebe für die Religion, für die Menschheit und gute Ordnung.

Ob die Illuminaten aus dem Jesuitenorden alle Einrichtungen in den ihrigen übertrugen, aber zu den entgegengesetzten Zwecken, ob sie in seinen Mysterien die ganze Lehre verbargen, welche die Pariser Jakobiner später zur Ausführung gebracht haben, ob ihr Zweck die Zerstörung der christlichen Religion und die Umstürzung aller Throne war, ist eine Frage, die wohl noch nicht gänzlich aufgeklärt ist. Genug, Zimmermann sah die Sache

so an und setzte sich dadurch in die heftigste Opposition gegen diesen mächtigen und weitverbreiteten Orden. An der Spitze der Illuminaten stand der Freiherr von Knigge; mit den besten Journalisten befanden sie sich in Verbindung; die allgemeine Bibliothek war ihr officielles Organ. Der Graf Mirabeau trat öffentlich für die Illuminaten in die Schranken, und die meisten Helden der späteren Revolution standen unter dem Einflusse derselben. Als Zimmermann nun aufgefordert wurde, sich mit den Illuminaten zu verbinden, entdeckte er dem Publicum die Verschlagenheit derselben, mit der man Proselyten zu machen suchte. Dies lud den ganzen Hass der Partei auf ihn, zumal er alle die Begebenheiten, die später eintrafen, auf ihre Rechnung setzte. Zimmermann kam jetzt in einen zahlreichen Briefwechsel mit allen Denen, die gleicher Gesinnung wie er waren. Alle Reactionäre schlossen sich ihm an. In Wien machte der Professor der Beredsamkeit Hoffmann ihm den Vorschlag, ein Journal gegen diese Secte zu gründen. Kaiser Leopold unterstützte diesen Plan. Zimmermann liess dem Kaiser einen Aufsatz über diese Materie überreichen, und Leopold schenkte ihm eine mit Diamanten besetzte Dose. Der Kaiser hatte wirklich die Idee, die Angelegenheit auf dem Reichstage in Regensburg zur Sprache zu bringen. Zimmermann schwelgte in Seligkeit, da er den Untergang der Welt von den Illuminaten erwartete. Da starb Leopold plötzlich. Hoffmann, seines Beschützers beraubt, musste Wien verlassen. Dies war ein harter Schlag für Zimmermann. Als er nun seine Schrift „der Baron von Knigge als Illuminat, Demokrat und Volksverführer", erscheinen liess, verwickelte ihn dieselbe in einen Injurienprocess; Zimmermann wurde dazu verurtheilt, Herrn von Knigge eine Ehrenerklärung zu machen. So viel ist gewiss, dass die Ursache der Revolution nicht, wie Zimmermann glaubte, allein ein Werk der Illuminaten war, sondern in vielen anderen Dingen, namentlich in den social-verfahrenen Zuständen Frankreichs gesucht werden muss. Zimmermann wurde aber körperlich und geistig durch diese Streitigkeiten aufgerieben; er quälte sich mit den schwärzesten Gedanken, er verlor seinen Schlaf, seinen Appetit und seine Kräfte. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner. Er hatte zuletzt nur eine Idee, er sah immer den Feind sein Haus verwüsten. Wichmann, der ihn behandelte, schlug eine Ortsveränderung vor. Auf der Durchreise nach Eutin consultirte Zimmermann in Lüneburg Lentin, zu dem er das grösste Vertrauen hatte. Hensler kam eigens von Kiel, ihm seinen Rath zu ertheilen. Tissot rieth ihm, nach Carlsbad zu gehen. Dafür reichten aber die Kräfte nicht mehr aus. Zuletzt bildete er sich ein, keinen Pfennig mehr zu besitzen. Am 7. Oct. 1795 wurde er von seinem traurigen Leiden erlöst. Seine Stelle wurde unter Wichmann und Lentin getheilt. Z's. Tod erregte ein lebhaftes Bedauern bei seinen Freunden und Gesinnungsgenossen. Von seiner äusseren Erscheinung sagt Tissot: „er war gross, sehr gut gebaut, hatte einen festen und leichten Gang, stellte sich wohl dar, hatte einen schönen Kopf und eine angenehme Stimme, sein Geist sprühte in seinen Augen, und wenn die Blattern ihn ein wenig gezeichnet hatten, so war es nur in einem Grad, bei dem der geistige Gesichtsausdruck gewinnt, was der Glanz der Haut verliert."

Wir unterlassen, Wichmann's ausgezeichnete medicinische Charakteristik Zimmermann's hier aufzuführen, da wir bei der Schilderung Wichmann's selbst darauf zurückkommen werden. Dagegen können wir nicht umhin, um uns nicht des Vorwurfs der Einseitigkeit schuldig zu machen, einige Briefe aus dem „essay sur la vie de Tissot par Eynard. Lausanne 1839" herauszuheben, da sie die deutlichste und unparteiischste Charakteristik Zimmermann's liefern. Als letzterer von Tissot Abschied nahm,

schrieb er folgendermassen an ihn (S. 16): „Je pars, mon ami, avec des sentiments de reconnaissance, d'estime, de respect et de tendresse pour vous, qui m'étoufferaient plutôt que je ne pouvrais vous les exprimer comme je le dois. Depuis le premier moment de notre connaissance, vous ne m'avez fait que du bien, du bien à l'infini et rien que du bien. Vous avez été mon ami, mon précepteur, mon père, mon frère, mon ange tutélaire. Vous avez eu toute ma confiance; vous étiez mon espoir, ah! souvent mon unique espoir et à bien juste titre. Je quitte ma patrie pour une belle destination, vous avez voulu que je fasse une fortune brillante, tout ce que je serai je le serai pour vous. Vous avez voulu porter le bonheur dans mon coeur, dans le coeur de ma femme, dans les coeurs de mes enfants et vous y réussirez; mon dernier soupir renfermera des actions de grâces pour vous. Je dirai sans cesse à mes enfants ce que vous êtes et ce que vous avez été pour moi, je voudrais pouvoir le dire à toute la terre. Votre nom sera béni par ma famille jusqu'à ma mort. Les moments les plus doux que je passerai avec ma femme sont ceux où nous nous dirons mutuellement ce que vous êtes et ce que vous avez été pour nous. Veuille le ciel augmenter votre gloire parmi les hommes aussi loin qu'elle peut aller, afin que tout le bien que vous êtes en état de leur faire, se fasse! Dieu vous conserve la digne compagne de votre vie, vos chers parents, vos chers amis! Veuille le ciel répandre sur Madame Tissot et sur tous ceux qui vous sont chers toutes ses bénédictions! Je ne vous ai jamais vu, ami de mon coeur, et je serais mort peut-être de tendresse entre vos bras si j'avais dû vous voir avec l'idée de ne jamais vous revoir. Je suis bien aise de ne vous avoir point vu. Adieu, mille fois, adieu, homme, médecin, ami incomparable".

Zimmermann war am Ziele seiner Wünsche. In seiner Vaterstadt Brugg hatte es ihm nie gefallen. Er schrieb darüber: „L'isolement, le défaut de relations étendues, le manque de lumières, l'absence de tout sentiment de liberté, l'habitude de n'exercer son esprit que sur les evênements insignifiants d'un monde borné, la pauverté, l'ambition, l'ennui, la gourmandise, l'influence toute pouissante d'un seul homme qui n'a d'autre mérite que son bavardage ou son appétit vorace, toutes ces circonstances réunies font autant de mal dans une petite ville, que les passions les plus cruelles dans un couvent. On trouve autant de désunion, d'arrogance, d'orgueil, de sottise, de haine, d'envie, d'agitations, de calomnie, de ruse, d'intrigues, d'esprit de vengeance, de bavardage, et de tyrannie parmi les habitants d'une petite ville que parmi les moines de toutes couleurs".

Aber seine sanguinischen Hoffnungen waren auf Sand gebaut. In seinem ersten Briefe aus Hannover erzählt er, dass auf seiner Reise schon in Mannheim das Unglück anfing. Seine Tochter wurde von einer biliösen Kolik befallen. Die Reise durch die schrecklichen Wege Hessens war mit tausend Gefahren verknüpft. Sein Wagen wurde beschädigt, und unterwegs fand sich kein Handwerker, den Schaden zu repariren. Vor Cassel wurde der Wagen umgeworfen. Mit leichten Contusionen kamen er und seine Frau davon. Hinter Cassel wurde es noch schlimmer. Vor Göttingen ein neues Wagenunglück; sie mussten im Regen und Sturm zu Fuss gehen. Den letzten Tag vor Hannover wären sie beinahe ertrunken. Dort wurden sie von dem Hofmedicus Meier sehr freundlich empfangen. „Um aber in Hannover leben zu können, braucht man wenigstens 2000 Thaler". Das ist der Schluss seiner Jeremiade.

Eine heftigere Melancholie befiel Zimmermann. Man kann die in dieser Zeit an Tissot gerichteten Briefe nicht ohne Wehmuth und Mitleid lesen. Sein Kopf schien ihm ein Marmorstein; alle seine Glieder waren wie gerädert; die schrecklichste Verzweiflung erfüllte seine Seele. Alles kommt von der Auffassung seiner gegenwärtigen Stellung. Der Gedanke,

seinen Kindern eine anständige Erziehung zu geben, hat ihn hierher geführt; „die Praxis", sagt er, „habe ich für ausgezeichnet ergiebig gehalten. Jetzt sehe ich ein, dass ich viel verdienen werde, wenn ich genug verdiene, um leben zu können, dass ich nicht mehr als in Brugg haben werde; damit bin ich zugleich der am meisten genirte Weltmann, ich muss auf meine Studien verzichten und weder meine Seele, noch mein Körper kommen zur Ruhe. Gott bewahre mich vor der Praxis und dem Vermögen Werlhof's; seine Praxis würde ich nur eine Woche ertragen können. Alles was mich erleichtern kann, ist, am Busen meiner Frau einen Strom von Thränen zu vergiessen und Gott zu bitten, mich bis zu der Zeit aufrecht zu erhalten, wo ich die Ausgaben wieder gewonnen habe, die meine Reise hieher gekostet hat, um nach meinem väterlichen Hause zurückzukehren. Die Praxis des ganzen Adels, mit einem Worte die ganze Praxis von Werlhof ist in den Händen eines Herrn Müller, welcher jünger ist als ich und mit mir in Göttingen studirt hat".

3. August. „Ich habe hier schreckliche Angst ausgestanden, im Augenblick bin ich etwas ruhiger. Den schrecklichsten Fehler, den ich beging, als ich Brugg verliess, war der der alten Helvetier, welche ihre Wohnungen verbrannten, ehe sie in Gallien einfielen und durch Cäsar geschlagen waren und genöthigt wurden, in ihre Heimath zurückzukehren. Wenn ich nicht verheirathet wäre, so würde ich vorziehen, zu sterben, denn der Tod wäre entzückend, wenn ich ihn mit dem Zustande vergleiche, seit dem Tage, wo ich mich in Verzweiflung niederlege, um in noch grösserer Verzweiflung aufzustehen. Unaufhörlich strecke ich meine Hände zum Himmel, um die Gnade des Allmächtigen anzuflehen; in meiner tiefen Schwäche, mache ich keinen Schritt, ohne Gott zu bitten, dass er mir die für mein grosses Unglück nothwendige Resignation gewähre; aber meine Sünden sind zu gross, als dass ich erhört sein könnte".

Tissot's Briefe und Ermahnungen fruchteten Nichts. Er empfahl ihm als Lectüre Horaz, Petron und Montaigne. Zimmermann antwortet ihm darauf, wenn er überhaupt im Stande wäre, zu lesen, so würde er nicht die von ihm vorgeschlagenen Schriften lesen, sondern die heilige Schrift. „Ich lese nicht einmal mehr die Göttinger gelehrten Anzeigen, die ich in Brugg verschlang. Ich lese von Allem Nichts, was mich um allen Ruf bei den hier lebenden Gelehrten bringt. Alles, was in mir in Brugg lebte, ist zerstört und ich bin nur noch gut, um zu einer anatomischen Demonstration zu nützen. Ich bin der unglücklichste aller Menschen".

In diesem Tone sind alle Briefe aus dieser Periode an Tissot geschrieben. Kann es eine prägnantere Schilderung seines Schweizer Heimwehs geben? Ist es aber nicht ein Beweis der grossen Hochachtung und innigen Freundschaft, die Tissot für ihn hatte, dass er den Freund trotz dieser in der That eines Mannes nicht würdigen und geradezu hysterischen Briefe nicht fallen liess, sondern fortwährend sich bemühte, ihn aufzurichten, ein Tissot von dem Goethe (Annalen) sagt, dass ohne ihn weder Haller noch Unzer, noch Zimmermann den Eifer entwickelt haben würden, der sie einen so grossen Einfluss auf ihr Jahrhundert gewinnen liess?

Der grosse Weltweise Goethe urtheilt folgendermassen über Zimmermann: (G. W. B. 26, S. 337. 1829).

Zimmermann war gleichfalls unser Gast. Dieser, gross und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeusseres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so dass er im Umgang als ein gewandter, weltmännischer Arzt erschien und seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrauten Umgang einen ungehemmten Lauf liess. Seine Unterhaltung war mannigfaltig und höchst un-

terrichtend, und konnte man ihm nachsehen, dass er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu empfinden. Da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu sein erlaubte, das heisst dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein, wir liessen uns wechselweise gelten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm. Beurtheile ich aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, dass er eitel gewesen. Wir Deutschen missbrauchen das Wort eitel nur allzuoft. Denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billiger Weise nur Einen, der die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit seiner hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann aber war gerade das Gegentheil, er hatte grosse Verdienste und kein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn nimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, dass Andere das Geleistete anerkennen und es gehörig würdigen sollen, der findet sich in einer üblen Lage, weil es nur allzubekannt ist, dass die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, dass sie das Lob verkümmern, ja, wenn es nur einigermassen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer, ohne hierauf vorbereitet zu sein, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruss erwarten: denn, wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt sein; sodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dies auf Zimmermann an und man wird auch hier gestehen müssen, was Einer nicht schon mitbringt, kann er nicht erhalten. Will man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, so werden wir diesen merkwürdigen Mann wegen eines anderen Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück Anderer dadurch gestört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen seine Kinder. Jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes, moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, dass dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, dass ein Leibesschaden unheilbar den geschickten Arzt quälte, ihn, der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja, dieser brave Mann führte bei äusserem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben, und wer davon sich aus vorhandenen Druckschriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondere bedauern. Erwartet man nun aber, dass ich von der Wirkung dieses bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenschaft gebe, so muss ich im Allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, dass die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne. Erfahrung war also abermals das Losungswort, und Jedermann that die Augen auf, so gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meisten Ursache hatten, darauf zu dringen und Gelegenheit, sich danach umzuthun. Hier leuchtet ihnen aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen Hippo-

krates zugekommen waren, geben das Muster, wie der Mensch die W
anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hinein zu mischen, überliefe
sollte. Allein Niemand bedachte, dass wir nicht sehen können wie die Gri
chen, und dass wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden. Zug
geben aber auch, dass man von ihnen lernen könne, so war unterdess
unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatt
sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte m
auch wissen, unterscheiden und sichten, abermals eine ungeheure Forderun
Dann sollte man auch persönlich umherblickend und handelnd, die gesun
Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum ersten Male beach
und behandelt würde; hiebei sollte denn nur das Aechte und Rechte g
schehen. Allein, weil sich die Gelehrtheit überhaupt nicht wohl ohne Pol
historie und Pedanterie, die Praxis aber wohl schwerlich ohne Empirie u
Charlatanerie denken lässt, so entstand ein gewaltiger Conflict, indem m
den Missbrauch vom Gebrauche sondern, und der Kern die Oberhand üb
die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schri
so sah man, am kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn m
das Genie zur Hülfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlic
ten und die Forderungen leisten würde. Der Verstand mischte sich inde
sen auch in die Sache, Alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in log
scher Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt, und all
Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige ausserordentlich
Menschen, die Boerhaave und Haller, das Unglaubliche geleistet, so schie
man sich berechtigt, von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch meh
zu fordern. Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in alle
irdischen Dingen von Bahn selten die Rede sein kann; denn wie das Was
ser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich wieder hinter ihm zusam
menstürzt, so schliesst sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ih
bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr g
schwind wieder naturgemäss zusammen. Aber hiervon wollte sich der brav
Zimmermann ein für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht ein
gestehen, dass das Absurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wut
ungeduldig, schlug er auf Alles los, was er für unrecht erkannte und hiel
Ob er sich mit dem Krankenwärter oder Paracelsus, mit einem Har
propheten oder Chymisten balgte, war ihm gleich, er hieb ein wie das a
dere Mal zu und wenn er sich ausser Athem gearbeitet hatte, war er höchli
erstaunt, dass die sämmtlichen Köpfe dieser Hydra, die er mit Füssen
treten geglaubt, ihm schon wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen d
Zähne wiesen. Wer seine Schriften, besonders sein tüchtiges Werk üb
die „Erfahrung“ liest, wird bestimmter einsehen, was zwischen diesem tre
lichen Manne und mir verhandelt worden, welches auf mich um so kräftig
wirken musste, da er zwanzig Jahre älter war, als ich. Als berühmter A
war er vorzüglich in den höheren Ständen beschäftigt, und hier kam e
Verderbniss der Zeit, durch Verweichlichung und Ueberdruss, jeden Augen
blick zur Sprache, und so drängten auch seine ärztlichen Reden, wie die d
Philosophen und meine dichterischen Freunde mich wieder auf die Nat
zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich nicht mit il
theilen.“

Nach diesem Urtheile eines vorurtheilsfreien Richters und eines Mann
der seinen ganzen Stolz darin setzte, Mensch zu sein und als Mensch
fühlen und zu handeln, bescheiden wir uns, über das Verhältniss Zimm
mann's zu seinen Kindern ein aburtheilendes Votum abzugeben. Zi
mermann's Sohn starb an der Epilepsie, die er sich durch Onanie zug
zogen hatte.

Wir wissen sehr gut, dass Zimmermann niemals unter den Aerzten eine beliebte Persönlichkeit gewesen. Aber ist man denn viel, wenn man wirklich allgemein beliebt ist? Lessing sagt irgendwo: „man ist verflucht wenig, wenn man weiter nichts als ein ehrlicher Mensch ist". Könnte man nicht mit demselben Rechte sagen, man ist ein verflucht kleiner Arzt, wenn man bloss ein beliebter Arzt ist? Würde dieser Ausspruch allgemein anerkannt, auf eine wie winzige Zahl würde dann die Menge der berühmten Aerzte in den grossen Städten zusammenschrumpfen, wo die äussere Stellung und ephemere Grösse bloss durch die Beliebtheit bedingt und abhängig sind von der Laune der Wärterinnen, Ammen, Hebammen und Modedamen! Seien wir desshalb gerecht. Jeder Arzt, der einmal krank gewesen ist, weiss an sich selbst, wie das körperliche Befinden auf das geistige einwirkt, wie eine leichte Erkältung, eine leichte gastrische Indisposition schon den Geist trübt und seine Freiheit beeinflusst. Zimmermann war kein harmonischer Charakter, seine verschiedenen geistigen Thätigkeiten contrastirten untereinander, aber seine Bizarrerien und paradoxen Launen waren theils durch seinen körperlichen Zustand bedingt, theils waren sie ein Reflex seiner Zeit. Das deutlichste Bild von seinem Charakter erhält man, wenn man die von Rengger herausgegebenen Briefe liest. Leider müssen wir gestehen, dass aus den meisten eine grenzenlose Eitelkeit hervorblickt; von dieser kleinlichen Leidenschaft sind die wenigsten, nach Ehre und Ruhm, geizenden Menschen frei. Bei Zimmermann musste dies geistige Unkraut, das, wenn es den Charakter eines grossen Mannes durchwuchert, selbst einen solchen in eine Carricatur verwandelt, aber um so mehr sich ausbreiten, als Geisteskrankheiten in seiner Familie hereditär waren. Wie seine Mutter gemüthskrank wurde, und sein Sohn dem Wahnsinn verfallen musste, so stand auch er unter dem Einfluss dieser erblichen Anlage, die der Bekämpfung aller krankhaften Leidenschaften und der Selbstbeherrschung am meisten im Wege steht. Wundern muss man sich daher nicht, wenn man lies't, welch' einen hohen Werth Zimmermann auf die Auszeichnungen legt, welche die Grossen der Erde ihm zu Theil werden liessen, wenn man sieht, wie er sich darin gefällt, diese äusseren Ehren seinen ehemaligen Mitbürgern in der Schweiz aufzuzählen. Welch' ein Unterschied in dieser Beziehung zwischen Seume und Zimmermann! Nur seiner grenzenlosen Eitelkeit ist es zuzuschreiben, dass er sich in ein so enges Verhältniss mit der nordischen Semiramis: Catharina einliess, die, wie sie Voltaire und Diderot für sich gewonnen, auch Zimmermann an sich zu ketten suchte, um durch seine einflussreiche und tonangebende Stimme die öffentliche Meinung Europa's für sich zu gewinnen. Muss man nicht lächeln, wenn man im oben citirten Briefwechsel S. 70 lies't: „Was sagen Sie, mein lieber Freund, zu dieser Correspondenz mit einer Frau, die anjetzt 250,000 Mann gegen die Türken marschiren lässt und bald zwei grosse Flotten in See haben wird"? und ferner S. 73, „dass ich mich in beiliegender Schrift als Ritter und Edelmann unterschrieben hatte, muss Sie nicht befremden, weil ich beides seit dem Sommer 1786 durch die Kaiserin von Russland bin. Der Wladimirorden erhebet denjenigen, der ihn erhält in den Adelstand; die Ritter von der vierten und fünften Classe, die alle unter mir stehen, sind insgesammt Edelleute. Ich, als Ritter von der dritten Classe, stehe mit Fürsten, Admiralen, Generalen und Gouverneuren von Provinzen in einer Reihe und hatte vor einem Jahre schon 31 Ritter in der dritten Classe unter mir?" Muss man nicht abermals lächeln, wenn Z. (S. 144) schreibt, als er zur Audienz bei Friedrich II. vorgelassen wurde: „das Herz klopfte mir fast aus dem Leibe heraus," und als er darauf nach einer viertelstündigen Unterredung entlassen wurde „ich war beinahe ausser mir vor Freuden, brach in einem ganzen Strom von Freudenthränen

aus, so dass ich nicht mehr sprechen konnte und dankte Gott aus vollem Herzen für seinen Beistand?“ Als er auf diesen Brief keine sofortige Antwort erhält, schreibt er S. 154: „Zu meiner äussersten Erstaunung erhalte ich keine Antwort von Ihnen auf den vom 2. Nov an Sie aus Berlin geschriebenen, sehr langen und, wie ich geglaubt habe, sehr interessanten Brief, betreffend meinen Aufenthalt in Potsdam, die ausserordentlich graziöse Audienz bei seiner Majestät dem König von Preussen und die Unterredung von fünf Viertelstunden zwischen diesem Monarchen und mir.“ Dagegen geht aus eben dieser Unterredung hervor, dass die bekannte und oft citirte Antwort Zimmermann's auf Friedrich's des Grossen Frage: „wie viele Menschen er umgebracht? „halbsoviel als Sie in Ihren Schlachten!“ nicht in dieser Weise von Zimmermann gegeben ist. Auf diese Frage des Königs: „combien de cimetières avez vous rempli?“ antwortet er: „Sire, dans ma jeunesse j'en ai rempli plusieurs, mais à présent cela va mieux, puisque je suis devenu plus timide“ und an einer anderen Stelle S. 159 bemerkt Z., er habe folgende Antwort auf der Zunge gehabt: „pas autant que vous, Sire, et avec moins de gloire,“ aber heraus durfte ich sie doch nicht wagen.

Wir schliessen hier mit der prägnanten Charakterstik Zimmermann's von Rengger (S. XXIII): „Zimmermann war ein vortrefflicher Arzt. Er vereinigt in gleichem Masse die Eigenschaften, die diesen ausmachen, Beobachtungsgeist, Schärfe der Urtheilskraft und Kenntnisse. Sein richtiger Sinn hat ihn früh gelehrt, dass die Heilkunde, da die Grundkraft des Lebens uns ewig wird verborgen bleiben, sich nie zur Wissenschaft erheben könne, sondern auch in ihrer vollkommensten Gestalt, ein rationeller Empirismus, d. h. blosses Resultat der Erfahrung über die Wirkungen der Heilmittel bleiben müsse. Dieser Grundsatz, zu welchem sich die grössten Aerzte aller Zeiten bekannt haben, leitete ihn in der Ausübung seines Berufs und dies mit solchem Erfolge, dass nach Boerhaave keinem Arzte seiner Zeit ein so ausgebreiteter Wirkungskreis zu Theil ward. Ganz verschieden von den Aerzten, von denen Bacon sagt: „ita superbe imperant medicinae, ut medicina non amplius imperet morbo“, kannte er die Schranken seiner Kunst und zeichnete sich, wo sie wirksam sein konnte, wie jeder geschickte Künstler, durch die Einfachheit der Werkzeuge aus, die er gebrauchte. Er wusste dass die Rüstkammer von Arzneien, wie er sie vollgepfropft antrat, grösstentheils, um mich seines Ausdruckes zu bedienen, hölzerne Säbel enthielten, die in der Gefahr jeden Dienst versagen.“ Dass dagegen seine Frömmelei in späteren Jahren durch seine Kränklichkeit bedingt war, geht aus folgendem Passus seiner „Erfahrung“ hervor: „ich glaube, dass, obschon das oberste Wesen unsere Tage gezählt hat und sie in seiner Hand sind, so hängt ihre Dauer doch von uns ab“.

Von allen Classikern hat Keiner solche universelle Studien gemacht als Zimmermann: er war ein Philosoph, Nationalökonom und Politiker. Es gab kein Zeitereigniss, keine Strömung, die ihn nicht ergriff, ihn packte, mit sich fortriss und zum Handeln selbst antrieb. Hervorheben müssen wir seinen schlagfertigen Witz, während der Humor ihm gänzlich abging. Als einen Beleg hierzu führen wir folgende Stelle aus seiner „Erfahrung“ an: „ich habe“, sagt er, „in Niedersachsen zwei Brüder, beide ausnehmende Philosophen und grosse Theologen gekannt, von welchen der eine zu seinem grossen Verdrusse einen harten und kugelhaften Stuhlgang und der andere zu seinem noch grösseren Verdruss einen weichen und einen flüssigen Stuhlgang hatte. Der Bruder mit dem harten beneidete den Bruder mit dem weichen aus dieser einzigen Ursache so sehr, dass die Eintracht dieser Theologen oft durch den blossen Unterschied ihres Stuhlgangs zu Grunde ging.“ Was ist bezeichnender für die ganze Theologie als

diese Anekdote? Wenn die blosse Qualität der Faeces schon hinreichend war, zwei theologische Brüder zu entzweien, darf man sich dann wundern, dass in ihrer Qualität ebenso wesenlose und werthlose Dogmen zu Jahre lang dauernden Kriegen führten? Durch eins charakterisirt sich seine Zeit hauptsächlich. Die grossen Geister bemühten sich nicht, wie die heutige Richtung es mit sich bringt, die einzelnen Wissenschaften populär zu machen, sondern ihnen ein solches Gewand zu geben, dass sie ein Gemeingut aller wissenschaftlich Gebildeten wurden. Ein solches Streben finden wir auf dem Gebiete der Theologie, der Philosophie, der Mathematik, der Physik. Die einzelne Wissenschaft sollte ihre bisherige isolirte Stellung, in der sie nur das Monopol des Fachgelehrten war, aufgeben. Der Philosoph sollte zugeich eine politische Bildung sich erwerben, der Arzt auch für nationalökonomische Grundsätze ein Verständniss gewinnen. Kurz, die geistige Aristokratie, nicht, wie heute, der grosse Haufe, sollte für die Wissenschaft gewonnen werden und richtige Begriffe, Vorstellungen von jeder einzelnen Disciplin erhalten. Leonhard Euler signalisirte diese Richtung durch seine „Briefe an eine deutsche Fürstin". So fielen Zimmermann's Bestrebungen zusammen mit denen seines Coätanen Unzer. Während Zimmermann die Aristokratie des Geistes und des Adels an sich zog, wirkte letzterer vornehmlich auf die Intelligenz des Bürgerstandes und des Landmanns. Wie die heutigen Mediciner oft unter verächtlichen Künsten und Machinationen die Wissenschaft zum Volke hinabsteigen lassen, so bemühte man sich damals die edlen Elemente des Volkes zur Wissenschaft empor zu ziehen. Aehnlich verfuhr Zimmermann. Eine wirkliche Aufklärung musste das Resultat dieser Bestrebungen sein, und sie würde sich auch eingestellt haben, wenn nicht der Einfluss Friedrich's II. wie ein giftiger Mehlthau gewirkt hätte. Der ganzen damaligen Medicin klebte aber noch schrecklich viel Mysticismus und Charlatanerie an, weil selbst die Gebildeten unklare Vorstellungen von ihr hatten, und die meisten Aerzte aus Bequemlichkeit den Nimbus ihres Scharlachrockes zu erhalten suchten. Die Stellung, die Goethe der Dichtkunst in Deutschland eroberte, dieselbe Stellung, man kann dies dreist behaupten, gewann Zimmermann für die Medicin. Er reinigte sie von allen Schlacken und den Vorurtheilen, mit denen die grosse Menge sie noch bisher betrachtet hatte. Wenn Gaub's Bestrebungen nur bei einzelnen Aerzten Anklang gefunden hatten, so gelang es Zimmermann durch seine „Erfahrung" nicht bloss Anhänger unter den Aerzten für wirkliche medicinische Principien und Maximen zu gewinnen, sondern auch bei den Gebildeten Deutschlands ein Verständniss dafür zu erwecken. Und so wurde, seit Zimmermann, von den Gebildeten die Medicin, die bis dahin noch immer etwas Mystisches, Astrologisches, Zauberhaftes, Geheimnissvolles an sich getragen hatte, von jetzt an als reine Wissenschaft und Kunst betrachtet.

Allgemeine Medicin.

Um medicinischen Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen, verschmähte es Zimmermann nicht, in allgemein wissenschaftlichen Blättern sich direct ans Publikum zu wenden. Zu den vortrefflichsten Zeitschriften dieser Art gehörte das damalige hannover'sche Magazin. Es war von dem Hofgerichtsassessor von Wüllen in der Mitte des achtzehnten Jahrhundertes gegründet und hatte eine ähnliche Bedeutung für das ganze Norddeutschland damals, wie die Gartenlaube jetzt für ganz Deutschland. In dieser Wochenschrift erschien denn auch Z.' Abhandlung über die Windepidemie in der Stadt Hannover und die sogenannte neue Krankheit.

Dieselbe hat Werth für alle Zeiten und verdiente, da die Menschen im Wesentlichen immer dieselben bleiben, beim Ausbruch jeder grösseren Epidemie besonders wieder abgedruckt zu werden. Z. argumentirt folgendermassen:

„Krankheiten, Aerzte und Arzneikunst waren seit einiger Zeit in unserer Stadt beinahe der einzige Gegenstand aller Gespräche bei der Toilette, in den Zusammenkünften und in den Grandcafés. Wir hatten eine allgemeine Comödie. Nun folgt auf einmal eine allgemeine Furcht. Vormals erschollen alle Gesellschaften von nichts als Wundercuren; jetzt hört man nichts als Pest und Mordgeschichten. Wenn diese Enthusiasterei unter unserer sonst so soliden Nation noch einige Zeit fortdauern wird, so erwarte ich ein schlimmes Fieber für unsern gesunden Menschenverstand. Traurig wäre es, wenn man aller historischen Wahrheit und aller sorgfältigen Beobachtung zuwider, sich Gefahren vorspiegeln liesse, die nicht vorhanden sind, wenn man an eine Epidemie von faulen, bösartigen, ansteckenden und pestilenzialischen Fiebern glaubte, von der nach allen sorgfältigst eingezogenen Nachrichten Niemand weiss. Diese gegründete Versicherung wird schon überhaupt für die erschrockenen Einwohner unserer Stadt ein weit nützlicheres Verwahrungsmittel sein als China, Rheinwein und Essigdampf". Zimmermann theilt nun alle Epidemien in zwei Classen. „Die erste ist für alle wahren Aerzte eine Krankheit, die aus allgemeinen in der Luft oder in den Speisen und Getränken liegenden Ursachen an einem Orte ganz auf einmal eine sehr grosse Menge Menschen überfällt, welche die gleiche Luft athmen oder sich derselben Speisen und Getränke bedienen. Die zweite ist für Aerzte, die ihren Geschäften gern ein Ansehn geben, eine Krankheit, von der in kurzer Zeit Einige befallen werden und an der vielleicht auch einige Menschen sterben. Jene Epidemie haben wir jetzt in Hannover nicht. Die Windepidemie aber herrscht in der ganzen Welt. Wahr ist, dass sich in Hannover Fieber aus der galligten Classe gezeigt haben und einige wenige mit Flecken. Der gemeine Mann nennt sie jetzt die neue Krankheit. Diese Fieber sind aber uralt. Sie befallen hier nur wenige Menschen. Desshalb hätte man nicht nöthig gehabt, das ganze Publicum in eine fürchterliche Unruhe zu setzen und ein so kleines Uebel ins Unendliche zu vergrössern. Für den Naturforscher hat das Vergrösserungsglas die wichtigsten Vortheile; aber in den Händen eines ganzen Volkes verwandelt es galligte Fieber in faule Fieber und Fleckfieber in die Pest. Unbegreiflich ist, wie das Gerücht hat entstehen können. Vergrösserungsgläser sieht man in den Händen keines hannoverschen Arztes. In der Calenberger Neustadt waren 3 Todesfälle von galligten Fiebern. Alle Prediger versichern, wenige Kranke zu besuchen. Hofmedicus Völkers, der beschäftigtste Arzt, hat in seiner Armenpraxis statt sonst 70 nur 7 Kranke monatlich. Auch die Garnison ist gesund. Die meisten Fieber sind leichte Gallenfieber, die anfangs unter der Form von Flussfiebern auftreten. Gleich im Anfang gereichte Brech- und Abführmittel stellen die Kranken in einigen Tagen her. Die Krankheit wird nur heftig, wenn im Anfang die Brech- und Purgirmittel versäumt sind; dann erscheinen auch Flecken, Irrreden, und die Kranken sterben am 15. Tage. Von allen Patienten Z.' ist Keiner gestorben. Einigen schlimmen Kranken gab Zimmermann China. Es fruchtete nichts. Da liess er 2 Tage hintereinander abführen, unter einem unausstehlichen Schmerze im Unterleibe ging eine Menge galligter Materie ab, und die Kranken besserten sich von Tage zu Tage. Diese galligten Fieber nennt man faule Fieber, wenn die Galle einen hohen Grad von Schärfe und Fäulung hat, und wenn sich diese faulende Verderbniss durch das Blut in den ganzen Körper verbreitet, Fleckfieber, wenn es sich durch Flecken auf der Haut äussert, und die galligte faule Materie nicht geschwind genug weggeschafft

worden ist. Unwissende Aerzte machen von dem Worte Bösartigkeit oft einen unglaublichen Missbrauch, weil sie nicht wissen, was sie sagen, auch wohl in der Absicht, ihren Curen ein Ansehen zu geben oder ihre Fehler zu entschuldigen. Nach dem Urtheil des Sydenham war der Welt durch das Wort Bösartigkeit mehr geschadet als durch die Erfindung des Schiesspulvers. Bösartigkeit findet nur dann Statt, wenn gleich im Anfang die Kräfte sehr sinken, ein grasgrüner Abgang nach oben und unten abgeht, der Puls nach jeder Ausleerung sinkt, eine unaussprechliche Angst in der Herzgrube die Kranken peinigt, öfters Schluchzen und convulsivische Bewegungen, ein erschrecklicher Kopfschmerz und Stupor sich einstellen. In Hannover werden manche Krankheiten für ansteckend gehalten, die es nie waren. Ohne Lachen kann man die mannigfaltigen Fürsorgen nicht ansehen, die man hier auf grossen Zusammenkünften nimmt, damit eine Krankheit nicht von einem verdächtigen Spieltische zu einem anderen übergehe. Ganz gewiss wird aus eben dieser Ursache in keiner Stadt der Welt weniger geküsst als in Hannover. Jenes Vorurtheil hat sehr gefährliche Folgen. Denn nichts kann eine wirkliche Ansteckung mehr befördern als die Furcht. Die meisten Gallenfieber sind nicht ansteckend, aber sie werden ansteckend durch den faulen Abgang, wenn für die Reinlichkeit nicht genug gesorgt wird, wenn in einem Raume zu viele Menschen zusammen sind. Desshalb bei den Armen öfters Ansteckungen. Nichts ist dagegen gesunder als die häufigen Bewegungen, die Entfernung von den Abtritten, von dem unreinen Stroh und anderen Unreinlichkeiten. Am schädlichsten aber wirkt die Furcht. Die Schlaflosigkeit, die Ermattung, der Kummer bringen dieselbe Wirkung hervor, sie zerrütten die Absonderungen, sie unterdrücken den natürlichen Lauf der Galle und schwächen die Verrichtungen der Nerven. Man darf nicht epidemische und ansteckende Krankheiten verwechseln". Zimmermann berichtet dann über die einzelnen Fälle, welche die Ursache des Gerüchtes gewesen sind. „Die vorgebliche Epidemie ist daher weiter nichts als eine von gewissen, in leere Gehirne hineingezauberten, Würmern entstandene Windepidemie, die Zimmermann allerdings für sehr ansteckend hält".

Physiologie.

Man sucht in einem Lehrbuche der Physiologie vergeblich nach dem Namen Zimmermann, wenn von Irritabilität die Rede ist. Will man gerecht sein und der Geschichte Rechnung tragen, so kommen bei dieser Lehre drei Männer in Betracht. Der erste ist Glisson. Er führte zuerst den Namen Irritabilität in die Physiologie ein. Er erklärte dieselbe jedoch nicht für eine Eigenschaft der Muskelfaser, sondern erkannte sie allen Theilen des Körpers, selbst den Flüssigkeiten zu. Die Bewegung des Herzens leitete er von der Irritabilität ab. Er deducirte seine Theorie aber nicht aus dem Experimente, sondern hatte dieselbe auf aprioristischem Wege gefunden. Haller nahm diese Theorie wieder auf und veranlasste seinen Schüler Zimmermann zu experimentellen Studien. Im Jahre 1750 schreibt Haller an seinen Freund Asch: „wir machen auch die Menge Experimente an Hunden de irritabilitate, worüber Herr Zimmermann disputiren wird." 1751 schreibt er wieder: „Herr Zimmermann wird in 14 Tagen de irritabilitate disputiren und damit ein Aufsehen machen". Im August verkündigt er demselben zum 3ten Male dasselbe (Rössler's Geschichte der Universität Göttingen). Man sieht hieraus, wie sehr diese Angelegenheit Haller selbst beschäftigte. Dass Zimmermann's Untersuchungen, wenn sie auch in Gegenwart seines Lehrers angestellt worden, meistens ganz selbstständig

sind, geht am besten aus der von Haller im Jahre 1751 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen veröffentlichten Recension der Zimmermann'schen Arbeit hervor. Darin sagt er wörtlich, dass sein gelehrter und fleissiger Zuhörer seine eigenen Gedanken und Wahrnehmungen hier mittheile, dass er selbst aber, nachdem er mehr Licht sich verschafft, darüber zu schreiben gedenke. Ein Jahr später veröffentlichte er seine eigne Abhandlung in den Commentationen der Göttinger Societät. Soviel ist ausgemacht, dass Zimmermann durch seine Untersuchungen sich einen europäischen Namen verschaffte. Da schon ein Jahr später Haller sich desselben Stoffs bemächtigte, so war es nur zu natürlich, dass Zimmermann in den Hintergrund trat, zumal er an dem über diese Lehre bald darauf ausbrechenden Streite gar keinen activen Antheil nahm. Wenn nun auch Haller die Veranlassung war, Zimmermann zu dieser Arbeit bewogen, so kann das Verdienst, eine durchaus selbstständige Untersuchung und Arbeit geliefert zu haben, letzterem durchaus nicht geschmälert werden. Zimmermann gelangte durch seine Experimente zu folgenden Resultaten:

Irritabilität scheint ihm diejenige Eigenthümlichkeit der Körper zu sein, welche die Ursache der Bewegung in sich trägt. Ohne Irritabilität kann kein Leben bestehen. Mit der Empfindlichkeit ist sie oft, doch nicht immer verbunden und dauert, nachdem jene erloschen, nach dem Tode noch fort. Dass die Membranen der Irritabilität entbehren, beweisen folgende Experimente. Z. betupfte die Pleura eines noch lebenden Hundes mit Vitriolöl, ohne dass Contraction oder Schmerz entstand, ebenso das Pericardium und Peritonäum. Bei Reizung der dura mater bemerkte er niemals, dass die Thiere schreien oder Convulsionen entstehen. Bagliv's Beobachtungen wurden daher nicht bestätigt. Die gänzliche Gefühllosigkeit der Sehnen bewies er auch durch Experimente. Bei einem Hunde wurde d. tendo Achillis durchschnitten und gereizt, ohne dass er schrie. Ebenso verhalten sich die Aponeurosen. Die Lungen, Leber, Milz und Nieren entbehren der Irritabilität. Die Reizbarkeit der Muskeln setzte er zweifellos fest. Ueber die der Arterien stimmen nicht Alle überein. Seine Experimente bewiesen die Reizbarkeit derselben wie die der Venen. Die Lymphgefässe und der ductus thoracicus besitzen Irritabilität. Die Reizungen des Gehirns gaben bei verschiedenen Thieren verschiedene Resultate. Reizungen der medulla oblongata brachten meistens Convulsionen hervor. Muskelfasern und Nerven erfreuen sich die Ureteren, die Urinblase, die Urethra und der Magen. Leibnitz hatte schon von den letzten Elementen der Körper die Ansicht, dass sie eine ihnen angeborene Kraft haben, woher die Erscheinung der gegenseitigen Bewegung entstände. Die animalische Faser im Allgemeinen, die Faser der Eingeweide und des Herzens insbesondere, schliesst nicht bloss die höchste Fähigkeit in sich, gereizt sich zusammen zu ziehen, sondern sie involvirt eine gewisse Bewegung und wird durch sich selbst in Thätigkeit gesetzt. Hierher gehören jene nach dem Tode übrig bleibenden Bewegungen, die bei dem herausgeschnittenen Herzen Statt finden, ebenso bei den herausgenommenen Eingeweiden. Denn jene enthalten den Grad der Bewegung in sich, die nicht von aussen gesucht werden darf. Was Zimmermann Irritabilität nannte, bezeichnete Leibnitz als vis activa.

An einem anderen Orte werden wir die Geschichte des jetzt ausbrechenden Streites, ob die Muskelreizbarkeit unabhängig vom Nervensystem bestehe, der bis in die jüngste Gegenwart gedauert hat, zu entwickeln und zu beschreiben versuchen. Hier genüge die Anführung der Thatsache, dass die Controverse jetzt mit fast mathematischer Sicherheit zu Gunsten der Zimmermann'schen Ansicht, d. h. der directen Muskelerregbarkeit entschieden ist. Dafür sprechen 1) die Beobachtung von Longet, dass ein Muskel, dessen Nervenäste durchschnitten sind, nach 4 Tagen nicht mehr durch Reizung der durchschnittenen Nervenäste, wohl aber noch nach 12 Wochen durch unmittelbare Reizung des Muskels selbst zu Zuckungen zu veranlassen ist. 2) Die Experimente von Harless. Er brachte Thiere unter die Ein-

wirkung des Schwefeläthers, so dass Schmerzempfindung und Bewegungsvermögen aufgehoben wurde; setzte man die freigelegten Centraltheile des Nervensystems der Wirkung des galvanischen Stroms aus, so erfolgte keine Muskelcontraction, wurde dagegen der galvanische Strom unmittelbar auf die Rumpfmuskeln angewandt, so trat sofort Contraction ein. 3) Rosenthal bewies, dass zur Erregung des Muskels selbst ein ziemlich viel stärkerer, elektrischer Reiz nothwendig ist als wenn der Reiz von den Nerven aus wirksam ist. 4) Kölliker zeigte, dass Kurare die intramuskulären Nervenendigungen tödtet, ohne darum die Muskelirritabilität aufzuheben. 5) Endlich fand Kühne, bei ganz nervenlosen Muskelstücken, wie bei dem Ende des Frosch-Sartorius, an dem das beste Mikroskop keine Nerven entdecken kann, dass sie auf Reize sich contrahiren. 6) Destillirtes Wasser versetzt nach Wittich, den Muskel in Zuckung, nicht aber den Nerven in den zuckungserzeugenden Zustand.

Geschichte.

Man kann nicht behaupten, dass Zimmermann für die Geschichte der Medicin ein grosses Talent verrathen hätte. Als Biograph Haller's zeigt er sich höchst weitschweifig und schwerfällig, und es mochte ihn später wohl gereuen, dies Buch, dem Haller selbst nie Geschmack abgewinnen konnte, geschrieben zu haben. Wir können uns seinem eignen Urtheile nur anschliessen, wenn er von diesem Opus sagt: „das Leben des Herrn von Haller ist ein literarisches Ungeheuer, geschmacklos, voll schleppender Erzählung, unverdauter Gedanken, leerer Declamation, prosaischer Dichterei und jugendlicher Petulanz. Alles darin ist unreif, rauh und studentisch". Daher hatte er sich in späterem Alter vorgenommen, eine zweite Bearbeitung zu versuchen; aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung. Trotz ihrer unschönen Form behält diese Biographie, da sie auf einem genauen Quellenstudium beruht und eine Fülle von Notizen und Thatsachen umfasst, einen bleibenden Werth.

Das Leben des Herrn von Haller von Johann Georg Zimmermann, Zürich bei Heidegger und Compagnie 1755.

„Haller war geboren in Bern 1708 am 16. Oct. und starb 12. Dec. 1777. In einem ganzen Jahrhundert sieht man selten einen Mann, der mit diesen Adlersaugen den unermesslichen Raum des menschlichen Wissens durchforscht, der diesen immer heissen Durst nach Wahrheit, diese unablässige Thätigkeit des Geistes, bei einer gänzlichen Gleichgültigkeit für jede sogenannte Lebens-Freude hat. Den Tod des Herrn von Haller werden zunächst um sein Grab vielleicht wenige Herzen fühlen. Der zu grosse Ruhm eines Mitbürgers ist Schweizern immer lästig.

Aber Deutschlands Männer gestehen, dass man seit Leibnitzens Tod keinen empfindlicheren Verlust erlitten. Kein anatomischer oder botanischer oder auf gelehrte Micrologie erpichter Biograph soll sich dadurch abhalten lassen, Haller's Leben nach seiner Art zu erzählen. Die rührenden Schicksale des Oel-Fu im dritten Buch des Usong sind Haller's wahre Lebensgeschichte. Die Geschichtschreiber lassen sich in zwei Classen theilen, die einen schleppen karrenweise zusammen, was gut, was elend, was mittelmässig das Angedenken einer einzigen Person oder eines gewissen Zeitlaufs in sich hält; sie fügen alle Umstände an und lassen auch die geringfügigste Begebenheit nicht unvergessen die in der tiefsten Ferne mit ihrem Vorwurfe in Verbindung steht. Andere suchen bloss zu belustigen, sie suchen durch die Wahl ihrer Materien zu rühren. Eine Geschichte ist bald ein Lustspiel, bald eine Tragödie, bald eine blosse Declamation. Die Farben der Begebenheiten müssen sich nach den Empfindungen des Scribenten mischen; sie werden seinem Gemälde einen Glanz, aber keine Aehnlichkeit geben. Im ersten Fall bleibt der Verstand zurück, im anderen geht er zu weit. Ich habe mich bemüht, die Mittel-

strasse zu treffen." Vier und ein halbes Jahr war Haller der Lehrer Zimmermann's. Vier Jahre hatte Zimmermann das Glück, selbst bei Haller im Hause zu wohnen. Vor dem Vorwurf der Vergötterung hat er nicht nöthig, sich zu retten. Rathlef, Börner und Brucker haben vor ihm das Leben des Herrn von Haller beschrieben. Die Lebensgeschichte eines Mannes muss nothwendig einen beträchtlichen Vorzug haben, wenn der Verfasser den Stoff dazu meistentheils aus dem Umgange mit dem Betreffenden genommen hat, ohne sich genöthigt zu sehen, an ungewisse und zweifelhafte Nachrichten zu kommen; die mit der Entfernung ihre Wahrscheinlichkeit und den Charakter der Wahrheit selbst verlieren".

„Wer wollte nach 100 Jahren", heisst es bei Zimmermann „von dem Herrn von Haller mit der gleichen Zuverlässigkeit sagen, was ich hier gesagt, wer sollte ihn dann wohl so kennen, als ich ihn kennen muss. Ich habe übrigens nichts gesagt, als was mit der Wahrheit aufs Genaueste übereinkommt; hundert und hundert Stellen sind blosse Erzählungen, wo ich kaum einen Gedanken anbringe. Ich habe meistentheils alle Beiwörter, eine Menge Betrachtungen, die ich hie und da zur Ehre des Herrn von Haller hätte machen können, übergangen. Ich habe in Nachsicht auf den Neid eines Theils seiner Mitbürger eine Menge Umstände ausgelassen, die nach ihrem Sinn ihn zu sehr erhoben hätten. Ich bin zur Poesie nicht sehr geschickt und ich werde der Welt niemals als ein Dichter bekannt werden, aber meine eigne Seele würde ich hassen, wenn sie nicht eine rechte Dichterseele wäre."

Zimmermann schildert dann die erste Jugend des Herrn von Haller, die Arbeiten und Neigungen desselben, seine Empfindungen für die Dichtkunst, die Finsterniss in dem Gemüthe des Jünglings bei dem frühen Verluste seines Vaters, Haller's Charakter, die Achtung seiner jugendlichen Freunde, seinen Aufenthalt in Biel. Haller widmet sich darauf der Arzneikunst, geht nach Tübingen und legt dort öffentliche Proben seiner Gelehrsamkeit ab. Seine Achtung für Boerhaave zieht ihn nach Leyden. Albinus wird dort sein Lehrer in der Anatomie. Auf einer Reise nach Holland besucht er in Amsterdam den berühmten Zergliederer Ruysch, der schon im 89. Jahre stand. Er promovirt dann in Leyden, reist von hier nach London, wo er das Thomashospital in Southwark besucht und lernt den berühmten Zergliederer Douglas kennen, geht von da nach Paris und nimmt ein Colleg bei Winslow. Seine Liebe zur Mathematik führt ihn nach Basel zu Bernouilli. Er macht dann eine Reise durch die Schweiz, kehrt nach Basel zurück und ergibt sich von Neuem der Dichtkunst. Er geht darauf nach Bern und fängt an, zu prakticiren. Seine Praxis ist sehr glücklich. Er hatte sich den Sydenham als Muster genommen. Bei den zurückgetretenen Pocken bedient er sich des Camphers, weil er vermittelst seiner Flüchtigkeit eine treibende Kraft hat; in der rothen Ruhr gab H. den arabischen Gummi, um den abgegangenen Schleim durch eine ähnliche Masse zu ersetzen. Ebenso heilte er die Wassersucht, welche die Folge des auf die Pocken folgenden Friesels war, durch das Wermuthsalz. Er fand ferner, dass die von Hippokrates angenommene Meinung der kritischen Tage eine Chimäre, da die dies pares ebenso heilsam sind. Während Boerhaave den Grad des Fiebers nach dem Thermometer unter den Achselgruben mass oder mit einem Vergrösserungsglase in die Augen sah, führte Herr von Haller die Secundenuhr ein. Hierdurch setzte er die Lehre von den Vorhersagungen in ein neues Licht. Seine Recepte waren immer kurz und einfach. Er gab auch starke Dosen wie die Empiriker, während die ordentlichen Aerzte meistentheils aus Furchtsamkeit, die Gelegenheit der Krankheit zu begegnen, vorbeistreichen lassen. Herr von Haller pflegte von diesen zu sagen, sie wollen die Hände waschen, ohne sie nass zu machen. Das Urtheil über ihn in Bern war: von Haller ist ein grosser Theoreticus, aber kein Practicus. Er war seinen Patienten nicht gesprächig genug. Er beschäftigt sich viel mit Botanik und Anatomie, auch mit Numismatik, wird Bibliothekar in Bern und gibt seine Gedichte ohne seinen Namen heraus. Dieselben werden ins Französische übersetzt. Er erhält einen Ruf nach Göttingen. Dort legt er ein anatomisches Theater und einen botanischen Garten an. H. wird Mitarbeiter und Director der Göttinger Gelehrten Anzeigen. Wegen der Lehre des Athemholens wird er mit Hamberger in einen gelehrten Streit verwickelt. Er geräth in Zwist mit Nortwyk und de la Mettrie, gibt dann seine Anfangsgründe der Physiologie heraus, seine übrigen anatomischen Fascikeln und seinen methodus studii medici und wird von dem König von England in den Adelstand erhoben. Durch Maupertuis lud Friedrich der Grosse ihn ein, nach Berlin zu kommen, stellte ihm frei, Titel und Rang nach seinem Gefallen zu be-

gehren, versprach ihm eine grosse Besoldung, ohne die geringste Arbeit dafür zu fordern. Haller macht Vorschläge zu einer Experimental-Medicin, stiftet die Göttinger Akademie und wird zum Präsidenten vom Könige ernannt. In einer Rede setzt er die Vorzüge der Gelehrten Gesellschaften vor den Universitäten auseinander. Das Amt eines Professors führt denselben nicht darauf, die Wissenschaft mit neuen Wahrheiten zu bereichern. So kann Plater 51 Jahre lang 300 Leichname zergliedern, der Lehrer von ganz Europa sein und dennoch der Nachwelt keine einzige neue Wahrheit hinterlassen. Als Haller von Göttingen fortzieht, behält er die Präsidentenstelle, lässt sich wieder in Bern nieder, um zu prakticiren und zwar mit grossem Glücke. Er geniesst sein Leben in der Stille, und ist ein Lehrer des menschlichen Geschlechtes. Haller war in seiner Jugend rhachitisch; bis in sein 30. Jahr litt er, wie Pope und Paskal, an einem beständigen Kopfschmerz. Er war oft Fiebern unterworfen, enthielt sich desshalb des Weins und des Fleisches. Auch litt er an Hypochondrie. Er gehörte zu dem genus irritabile vatum. Die Stärke seiner Einbildungskraft hat er hinlänglich in seinen Gedichten bewiesen. Sein Gedächtniss war ausserordentlich. Haller zählte nicht zu den Feinden der christlichen Religion. Seine Ansichten gründeten sich 1) auf die Lectüre des Ditton, 2) auf die Vortrefflichkeit der heiligen Schrift selbst, 3) auf die dem Menschen eingepflanzte Unwürdigkeit, 4) auf die empfundene Macht der bösen Geister, 5) auf die Geschichte des Christenthums. 6) auf die Prophezeihungen, 7) auf die Beweise, welche die Juden selbst von der Offenbarung hergaben, 8) auf die Nichtigkeit der Einwürfe, 9) auf die Nothwendigkeit eines Schöpfers, 10) auf die Absichten des Baues der Theile in den Thieren. Gegen seine Freunde war er offenherzig und freimüthig. Seine ganze Seele war denselben zugethan. Eine edelmüthige Freundschaft kennt keine gleichgültige Mittelstrasse. Die gleiche Liebe brennt in ihr, sie ist mit gleichem Eifer angefeuert, nur Einen Vortheil, nur Eine Neigung müssen beide fühlen. Mein Freund soll meinen Beleidiger hassen Die angebliche Republik der Gelehrten ist ein überaus verwirrter Körper. Ein Dichter verachtet den Dichter, ein Literator den Philosophen, ein Staatsmann den Künstler, ein Mathematiker Alles und ein Metaphysiker den Mathematiker. Der Herr von Haller hat sich gegen andere Gelehrten stets billig betragen. Die grössten Geister verachten niemals was unter ihnen ist, hingegen schätzt man gewöhnlich Alles gering, wenn man selbst nichts Gutes hervorbringen kann. Gegen seine Lehrer hat Haller sich äusserst dankbar bewiesen. Niemals hat er einen Brief ohne Antwort gelassen. Streit hat er nie gesucht; in seinen Controversen findet man nichts als Mässigung und Höflichkeit. In seinem Umgange zeigt sich weder die geschäftige Höflichkeit der Deutschen, noch die streichelnde Schmeichelei der Franzosen. Haller's scharfsichtiger Geist hat uns in das Innere der Natur geführt, wo er, der Priester der Natur, in ihrem Heiligthume eine Fackel für alle Zeiten aufgesteckt hat. Die an eine edle Sinnesart gewöhnten Deutschen gestehen, dass man seit Leibnitzens Tod keinen empfindlicheren Verlust erlitten". (Deutsches Museum 1778. S. 191)

Allgemeine Pathologie.

Keiner hat die allgemeine Krankheitslehre von einem so universellen Standpunkt aus bearbeitet, Keiner sie mit ihr fern liegenden Wissenschaften in so enge Verbindung zu bringen gesucht, als Zimmermann. Man vergleiche nur einmal die in unsern Tagen unter den Aerzten in Ansehen stehenden Pathologien von Uhle-Wagner und Anderen mit Zimmermann's „Erfahrung". Dort finden wir die allgemeine Pathologie in mikroskopische und pathologische Anatomie ausgeartet, suchen vergebens nach leitenden Principien und Maximen für's Krankenbett, finden bloss ein ödes Conglomerat von Thatsachen, die sich klinisch nicht verwerthen lassen. Zimmermann's „Erfahrung" dagegen enthält einen Schatz von Goldkörnern, die einen bleibenden Werth haben für alle Jahrhunderte. Man könnte dies Buch ebenso gut eine allgemeine Psychologie oder eine pragmatische Anthropologie als allgemeine Pathologie nennen. Ueberall empfängt man den Eindruck, dass man hier belehrt wird von einem Arzte, der zugleich Philosoph ist, der einer dichterischen Phantasie sich erfreut, dem keine Wissenschaft ganz fremd ist, sondern der von jeder so viel in sich

aufgenommen hat, um die menschlichste aller Wissenschaften, die Medicin, in sich zur höchst möglichen Vollkommenheit auszubilden und sie, als den ganzen Menschen umfassend, seinen Collegen in vollendeter Form vorzuführen. Dass in jener Zeit auch Damen dies Buch mit dem grössten Interesse gelesen haben, kann man vollständig begreifen, wenn man bedenkt, auf welch' einer hohen Stufe der Cultur die damaligen Gebildeten, verglichen mit den jetzigen, standen. Wie hoch Zimmermann seine Wissenschaft und Kunst auffasst, davon gibt jede Zeile Zeugniss. Wir sind fest überzeugt, dass der Specialismus nicht so hätte um sich greifen und bei allen Culturvölkern so tiefe Wurzeln schlagen können, wenn Zimmermann's Buch über die Erfahrung bei den Aerzten nicht gänzlich in Vergessenheit gerathen wäre. Wie richtig, wie scharf, wie übersichtlich, wie trennend und wie doch wieder vereinigend Zimmermann Alles auffasste, das beweist das ganze, leider nicht vollendete Buch. Wenn Einzelnheiten von der fortschreitenden Wissenschaft als falsch hingestellt und widerlegt worden sind, so thut dies dem Werth des Ganzen keinen Abbruch. Das Werk stellt Zimmermann nicht bloss als einen grossen Arzt hin, sondern auch als den feinsten Menschenkenner. Er verstand sich auf die Kunst, den Menschen im Allgemeinen und die Aerzte insbesondere bis in ihre feinsten geistigen Fibern zu analysiren. Er zuerst stellte den grossen Arzt in dieselbe Kategorie mit dem Diplomaten und dem Feldherrn. Seine hierüber gegebene Parallele ist ein bewunderungswerthes Document eines scharfen Nachdenkens. Die Verschiedenheit unserer von der damaligen Zeit wird graphisch durch dieses Werk constatirt. Heut zu Tage wäre die Erscheinung eines solchen Buches ein Anachronismus. Erschiene es dennoch, so würde es einfach todtgeschwiegen. Damals, und hierbei muss man noch bedenken, dass die derzeitigen deutschen Bücher selten dies Schicksal hatten, während es jetzt gleichsam Mode ist, und selbst den schlechten deutschen Büchern dies Loos zu Theil wird, erschienen in kurzer Zeit vier Auflagen in deutscher Sprache; es wurde sofort ins Französische, Holländische, Englische und Spanische übersetzt und erlebte in diesen sämmtlichen Sprachen auch vier Auflagen. Der Stil ist edel, die Sprache blühend und anziehend, doch von einigen Härten nicht frei, so sagt Zimmermann stets statt: verstehen unter, verstehen durch. Manche Wörter werden in einem Sinne gebraucht, den die Grammatik nicht zulässt. So schreibt er stets für „Ernährung" „Nahrung". Nicht Alles darf man als ausgemacht ansehen, was er dafür ausgibt, aber Zimmermann macht nicht mit Absicht falsche Observationen, wie so viele Neuere, bloss um sich einen Namen zu erwerben. Aus Allem geht indessen hervor, dass er in dem grossen Buch der Natur gelesen; seine Betrachtungen sind nicht ein blosses Theoretisiren; seine eignen Beobachtungen machen gerade das Buch so interessant. Viele derselben sah er freilich durch das Auge seiner Zeit, weil sie in ihrer Gesammtheit dieselben so auffasste, und er von ihrem bewältigenden Einflusse sich nicht emancipiren konnte; in vielen und in den meisten Dingen und Urtheilen übertraf er aber nicht allein die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, sondern auch die grössten und besten derselben. So sagt er z. B.: „Wenn Jemand bei dem Husten einige weisse Körner auswirft, die zusammengedrückt, ungemein stinken, so schliesst Bagliv, man habe gewiss ein verschlossenes Geschwür in den Lungen. Ich sehe sehr oft Leute, die von der geringsten Spur einer Krankheit fern sind, diese weissen Körner des Morgens ausspeien, die ich oft zwischen den Fingern verrieben und in welchen ich allerdings einen unerträglichen Gestank fand". Erst die neuere Zeit rühmt sich, festgestellt zu haben, dass diese sputa keine Tuberkeln seien, was damals allgemein geglaubt wurde. Dagegen stimmt folgender Ausspruch mit unserer Erfahrung nicht überein: „in dem

Seitenstich und in der Peripneumonie habe ich allemal das Brechen höchst gefährlich gefunden und immer gewiss tödtlich, wenn es sich schon den ersten Tag geäussert, nach zwei oder drei Aderöffnungen wieder kam.“ Das häufige Erbrechen in der Lungenentzündung ist ein Naturheilbestreben, das abgesonderte Exsudat und die vermehrten Epithelien aus der Lunge und den feinen Bronchien zu entfernen. Wir sind mehr als ein Mal in der Lage gewesen, das bei schlimmen Lungenentzündungen von gedankenlosen Praktikern zu rasch gestillte Erbrechen vermittelst eines Emeticums wieder hervorgerufen und auf die Weise die Genesung herbeigeführt zu haben.

Die „Erfahrung“ zeichnet sich aus durch ein tiefes und philosophisches Raisonnement, das Zimmermann stets durch Beispiele aus der Geschichte und seiner eignen Praxis bestätigt und belegt. Das Buch hält daher den Leser fortwährend in Spannung wie der interessanteste Roman, selbstredend mutatis mutandis.

Von der Erfahrung in der Arzneikunst. Zürich. 1763.

Die äussere Veranlassung dieses Buches war der in Brugg an Zimmermann ergangene Ruf als Professor nach Göttingen. Die Unmöglichkeit, dieser Berufung zu folgen, erweckte in ihm den Wunsch, auch an einem einsamen, reizlosen und die Flammen des Geistes auslöschenden Orte dieselbe zu verdienen. Hervorheben müssen wir, dass Zimmermann stets von der Erfahrung in der Arzneikunst, nicht von der in der Arzneiwissenschaft oder Arzneikunde spricht.

I. Buch von der Erfahrung überhaupt.

1) „Von der Verschiedenheit unserer Erkenntniss. Man gelangt zur Erkenntniss durch die Sinne und den Verstand. Erstere fassen so viel als sie können und übergeben das Angedenken davon dem Gedächtniss. Der Verstand vergleicht, ordnet und bindet diese sinnlichen Ideen, sieht ihre Beziehungen und macht aus denselben zusammengesetzte Ideen, aus diesen Grundsätze und Schlüsse. Die Wissenschaften sind, nach Verschiedenheit dieser Grundsätze, noch mehr als nach ihren Gegenständen verschieden.

Die Kenntniss, die aus deutlichen, einfachen und gewissen Grundsätzen fliesst, enthält einen Theil der Mathematik; denn nur die reine Mathematik ist gewiss. Die Kenntniss, die man aus vielen verwickelten, theils gewissen, theils ungewissen Grundsätzen zieht, begreift hauptsächlich die Moral, die Staatskunst, die Kriegskunst und die Arzneikunst. Jede Wissenschaft setzt die Kenntniss der einfachen Ideen zum Grunde. Der bewährte Fleiss sucht aus der moralischen und physischen Welt den rohen Stoff zusammen und übergibt ihn dem Philosophen. Dieser durchwandert mit scharfsichtigen Augen den aufgehäuften Vorrath, er untersucht, er verwirft, er behält. Die Philosophie allein macht die Empfindungen der Sinne nützlich und den Geist zu seiner weitern Ausdehnung geschickt, weil sie die Kunst ist, die Vernunft in allen ihren Untersuchungen zu leiten.

2) Von der falschen Erfahrung. Die Erfahrung ist, dem allgemeinen Vorurtheile zufolge, eine blosse Geburt der Sinne. Der Verstand thut dabei so wenig, dass sein ganzes Denken so materiell erscheint als die sinnliche Empfindung. Ich nenne sie die falsche Erfahrung, weil sie aus unzulänglichen, flüchtigen und falschen Beobachtungen fliesst oder aus wahren Gründen falsch gezogen wird.

Nichts scheint vollkommener als ein Arzt, der eine Menge Kranke gesehen hat; nichts ist bei dem Pöbel ehrwürdiger. Ohne nach den Merkmalen einer wahren Erfahrung sich zu erkundigen, gibt man dem alten Arzte und dem alten Weibe den Preis, den man einer alten Erfahrung geben sollte. Man frägt nicht, sind sie gelehrt, sind sie scharfsichtig, haben sie Genie; man frägt, sind sie grau? Man verehrt darum unüberlegt das unwürdigste Alter; darum verlieren die erhabensten Eigenschaften und die schönsten Thaten ihren Werth, wenn man von

ihrem Urheber spricht: er ist jung. Der Jüngling ist in Ansehung dieses Vorurtheils so viel unglücklicher, weil er in den Augen der Alten immer jung bleibt. Die Amme eines Generals, der zwanzig Schlachten gewonnen, würde noch mit Vergnügen sagen: er hat in meinen Armen geheult. Das Alter gibt Gelegenheit, den Geist zu erweitern; aber nicht Jeder will ihn erweitern, und nicht jeder Geist ist dieser Erweiterung fähig. Ein unwürdiger Greis ist in meinen Augen nichts mehr als ein erwachsenes Kind. Alte Dummköpfe betrachten nicht, dass sie schon im Mutterleibe grau gewesen. Die falsche Erfahrung ist nichts Anderes als die regellose alte oder blinde Routine. Diese regellose Uebung ist der oft wiederholte Umgang mit einer Wissenschaft oder Kunst, deren Grundsätze man nicht einsieht. Der Pöbel hält diese Grundsätze für unnütz. Es ist eine grosse Wahrheit und eine Wahrheit, die in unsern Zeiten alle wahren Philosophen predigen, dass unter allen menschlichen Wissenschaften die nützlichste und noch zur Zeit die unvollkommenste die Kenntniss des Menschen ist. Rousseau nennt einen Handwerker, der seine Werkzeuge nicht kennt, eine Maschine, die eine andere Maschine leitet. Sokrates hat es schon gesagt, und Lord Bolingbroke es wiederholt, man dürfe keine Wissenschaft oder Kunst ausüben, ohne davon die geringste Kenntniss zu besitzen, ausgenommen die Staatskunst.

Die Arzneikunst ist in den Augen der meisten Menschen nichts mehr als das ungefähre Glück, für jede Klage ein Recept zu haben, und also eine blosse Empirie. Die Erfahrung der Empiriker ist immer falsch, weil sie ihre Kunst ausüben, ohne sie zu verstehen. Die Handwerke werden durch Uebung erlernt. Aber man kann dem Handwerker Begriffe geben, die er durch die Uebung nicht erwirbt. Der Pöbel verwechselt die Ausübung der Arzneikunst mit der gewohnten Ausübung der Handwerke, eine Wissenschaft des Geistes mit einer Fertigkeit des Fingers. Man liebt die alte Uebung, wenn man alles Neue hasst. Es ist leichter, dem Irrthume zu folgen, als die Wahrheit zu suchen. Es ist leichter, wie unsere medicinischen Weiber, bald an einem einzigen Buche, bald an einem einzigen Mittel zu kleben und alle menschliche Kenntniss, die in diesem Buche nicht gefunden wird, zu verwerfen. Die Aerzte der Chiriguanen blasen um das Bett der Kranken herum, damit sie die Krankheit entfernen. Dies ganze Volk ist überzeugt, das Mittel gegen die Krankheit bestehe in diesem Winde. Sie wissen genug, wenn sie blasen können. Ein Arzt, der schlechten Köpfen gefallen will, muss ein schlechter, ein gemeiner und pöbelhafter Geist sein. Die Eigenliebe der Menschen ehrt und hasst uns. Jeder aufgeklärte Geist macht sich seine Richter zu Feinden, wenn er nicht bemüht ist, ihre Eigenliebe zu gewinnen, auch ist jeder aufgeklärte Geist von schlechten Köpfen verabscheut, weil er ihnen nicht gefallen will, weil er ihre anererbten Vorurtheile und wohlhergebrachten Irrthümer verwirft. Ein vernünftiger Arzt dringt nur bei Vernünftigen durch; er kann nicht weise unter Thoren sein. So wenig man bei einem kriechenden, zu allen Umschweifen geschickten und Jedermann schmeichelnden Künstler das wahre Genie findet, so wenig trifft man dasselbe bei einem Arzte, der einen niederträchtigen, alle Arten von Unbill verdauenden Geist hat, der mit jedem Narren toll ist, von jedem Dummkopfe Gesetze annimmt, jeder Aerztin schmeichelt und jedem Götzen opfern kann. Galenus schon beklagt mit einer Art von Bitterkeit, dass sehr Viele unter seinen Augen durch Complimente des Morgens, durch das gesellige Schmausen des Abends und durch jede andere Schmeichelei Aerzte nach der Mode werden. Daher beschäftigen sich in England oft die grössten Aerzte mit den schönen Wissenschaften, sie haben angefangen, durch andere Wissenschaften und Künste Ehre zu suchen, weil die Mittelmässigkeit in der Arzneikunst ebenso weit führt als der äusserste Grad der Vollkommenheit. Freind hatte auch dieses Schicksal. Er sagt in einem Briefe an Mead: „die vorzügliche Achtung für die schlechtesten Kerle unter den Aerzten ist die Ursache, warum viele Aerzte, die in der Arzneikunst ihre Wissenschaft und ihr Genie schon erwiesen hatten, durch jede andere Kunst sich mehr zu unterscheiden suchten als durch ihre". Die Vorurtheile für die blinde Uebung begünstigen die Unwissenheit und die Charlatanerie. Ein Arzt wird ein Charlatan, wenn er, statt Gelehrsamkeit und Genie zu besitzen, nur frech ist. Ein Charlatan ist ein Betrüger, der von der Thorheit der Betrogenen lebt. Die Menge der Narren zeugt die Menge der Betrüger. Ihre ganze Kunst ist nichts als die Fertigkeit, unter hirnlosen Köpfen, ungestraft zu verläumden, zu lügen und zu betrügen. Thessalus ist das Urbild aller Charlatane.

Von der wahren Erfahrung. Das Wort Erfahrung hat in einem vernünftigen Sinne verschiedene Bedeutungen. Die Mathematiker, die Naturlehrer,

die Aerzte, die Moralisten nennen Erfahrung oder Experiment den Ausschlag ihrer Versuche über die Wirkungen oder Ursachen in der physischen und moralischen Welt. Ein Arzt, der den natürlichen Lauf einer Krankheit betrachtet, macht also Beobachtungen; ein Arzt, der in einer Krankheit ein Mittel gibt, macht ein Experiment. Die Erfahrung in der Arzneikunst ist die durch wohl gemachte und wohl überlegte Beobachtungen und Experimente erlangte Fertigkeit in der Kunst, den Menschen vor Krankheit zu bewahren, eine solche zu lindern und zu heilen. Die Gelehrsamkeit gibt uns die historische Kenntniss; der Beobachtungsgeist lehrt uns sehen, das Genie schliessen. Die Erfahrung hängt hauptsächlich von dem Kopfe des Menschen ab, der erfahren will. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern lebten die wahren Aerzte mit den falschen im Streite.

Demungeachtet muss man nicht die falsche Erfahrung durchaus bei der Secte der Empiriker, noch die wahre Erfahrung durchaus bei den Dogmatikern suchen. Herophilus fand, dass man sich von der Erfahrung um so mehr entferne, je mehr man Wissenschaft zu haben glaube. Sein Schüler Philinos von Kos fand, dass seine von dem Herophilus erworbene Kenntniss der Zergliederungskunst ihn zu der Kunst, die Krankheiten zu heilen, nicht geschickter mache, dass es darum unnöthig sei, die Ursachen der Krankheiten zu untersuchen, da selbst die Zergliederungskunst hierzu nicht tauge. Serapion und die Empiriker hatten die edle Absicht, die Liebe der Hypothesen und die eitlen Zänkereien aus der Arzneikunst zu verbannen. So wenig die Stifter der empirischen Secte verachtungswürdig sind, so wenig kann man ihre Feinde, die Dogmatiker ohne Einschränkung verehren. Man hiess Dogmatiker die Aerzte, welche die Arzneikunst nach Grundsätzen ausüben. Der Urheber derselben ist nicht Hippokrates, sondern Galen, der uns nach falschen Grundsätzen vortrefflich raisonniren gelehrt; er war zugleich Eklektiker. Die eigentlichen Galenisten waren die Gegner der Empiriker. Letztere sanken allmälig zu dem Pöbel hinab. Hingegen schwangen sich die Dogmatiker auf die alten Wege des Hippokrates und der Natur. Die heutigen Empiriker halten sich allein an die Kenntniss der Arzneien. Die Zeichen, welche die heutigen Empiriker von den wahren Aerzten unterscheiden, sind die Unterscheidungszeichen der Unvernunft und der Vernunft.

Von der Gelehrsamkeit. Die Gelehrsamkeit des Arztes ist der Inbegriff von dem, was andere Aerzte, den Menschen vor Krankheiten zu bewahren, diese zu kennen, zu lindern und zu heilen gesehen und erzählt haben. Die wahre Gelehrsamkeit verdient den Namen von Wissenschaft. Die wahre Gelehrsamkeit ist der Reichthum des Weltweisen. Ohne die Beihülfe der Gelehrsamkeit ist selbst das Genie schädlich, weil man den Kräften desselben allein überlassen, in der Unermesslichkeit der Dinge umherfliegt, ohne zu sehen, wohin man fliegt. Wir müssen das Bekannte wissen, ehe wir das Unbekannte suchen.

Von den Vorurtheilen wider die Gelehrsamkeit Die Praktici, des unüberwindlichsten Eigendünkels und der niederträchtigsten Absichten voll, verwerfen nicht ohne Ursache, was ihre Blösse entdeckt. In Büchern finden sie nichts ihrer Achtung würdig. Sie verschmähen den mündlichen und schriftlichen Umgang mit gelehrten Aerzten. Die Praktici wollen nicht nur nichts lesen, sondern sie glauben von jedem Arzte, er wisse nichts, wenn er viel liest. Alles, was die Praktici von den Nachtheilen der Kenntniss plaudern, die man unter dem Klima seiner Universität erwirbt, sagt nichts mehr, als dass diese armseligen Köpfe von den Aerzten und der Arzneikunst die handwerkmässigsten Begriffe haben. Die Gelehrsamkeit wird verachtet, weil Alles, was arm am Geiste ist, sie verachtet, und weil jeder am Geiste arme Arzt sich selbst scharfsinniger glaubt als die Aerzte aller Zeiten und aller Völker.

Von den Vortheilen der Gelehrsamkeit. Ein Mensch, der gar nichts liest, sieht in der Welt nichts als sich selbst. Der Mangel der Begriffe von Allem was ausser ihm ist, macht die in seinem Kopfe verschraubten Begriffe unendlich gross und wichtig, gleichwie der Mangel der äusseren Luft in einer Luftpumpe eine Katze bis zum Zerplatzen gross macht. Durch die Gelehrsamkeit werden wir diesem kleinen Zirkel entrissen. Wir werden durch das Lesen mit der Weisheit aller Völker bekannt. Die Gelehrsamkeit ist das Gegengift des pöbelhaften Hanges für blinde Uebung. Die grössten Aerzte waren auch stets die besten Schriftsteller unter den Aerzten. Hippokrates war nicht bloss in der Arzneikunst, sondern auch in der Beredsamkeit gross. Wenn er nicht Stifter der Philosophie war, so wurde er doch ihr Vater, indem er die

Philosophie der Arzneikunst und die Arzneikunst der Philosophie nützlich gemacht und durch seine Thaten seinen Ausspruch erwiesen hat, dass ein philosophischer Arzt den Göttern ähnlich sei. Unser Leben ist zu kurz, der Umfang der Arzneikunst zu gross, Alles zu sehen und zu erfahren ist unmöglich. Die Geschichte muss die Beobachtungen einer langen Zeit sammeln, damit durch ihren Vorschub die Wissenschaft vieler Menschen aus vielen Jahrhunderten in einen Kopf zusammenfliesse. Das Lesen ist der mittelbare Umgang mit derselben. Ehe der Arzt die Naturgeschichte der Krankheiten in seinem Kopfe hat, wird er sie nicht leicht in Anderer Körper finden.

Von dem eigentlichen Charakter der Gelehrsamkeit des Arztes. Nur wenige Gelehrte sind wahrhaftig gelehrt. Die Kenntniss der meisten verhält sich wie das Gold in dem Schranke eines Geizigen. Man muss die Gedächtnissgelehrsamkeit (erudition) von der wahren Gelehrsamkeit unterscheiden. Ein Gedächtnissgelehrter kann unendlich gelehrt und unendlich dumm sein. Ein wahrer Gelehrter (un savant) verbindet mit der ausgesuchtesten Kenntniss den aufgeklärtesten Verstand. Die Schriften des Hippokrates gründen sich allein auf die Erfahrung, die des Galenus auf Vernunftschlüsse. Die Archive der Arzneiwissenschaft sind die Schriften, welche die Natur umfangen, durchdringen und ihr gleich sind, die jeder Sache ihr eigenstes Licht, dem zweifelhaften seinen Schatten, jedem Zuge die unverwerfliche Miene der Wahrheit geben. Das mittelmässigste Buch kann zuweilen den Geist erweitern. Ein Arzt, der mehr seinen Verstand aufgeheitert, als sein Gedächtniss gefüllt hat, entdeckt von jedem Verfasser den wahren Werth: er verehrt die Stimme der Natur in den Orakeln ihrer Priester, wie in dem Stammeln ihrer Kinder.

Von dem Einflusse dieser Gelehrsamkeit auf die Erfahrung. Mit der Wissenschaft seiner Vorgänger hat man auch ihre Erfahrung. Die Erfahrung aller Jahrhunderte ist unsere beste Lehrmeisterin, weil sie aus dem Munde aller Zeiten und aller Völker in jedem Falle uns das Beste lehrt. Ohne diese Kenntniss ist kein Arzt des geringsten Beifalls werth. Die Erfahrung aller Jahrhunderte macht unsere eigne Erfahrung vollkommener. Wir müssen beide vereinigen, die Bücher und die Menschen studiren, die Todten und die Lebenden um Rath fragen, alle unter sich vergleichen, desto richtiger und lichtvoller werden unsere Schlüsse.

Von dem Beobachtungsgeiste und dem Einflusse desselben auf die Erfahrung. Ich nenne Beobachtungsgeist die Fähigkeit, jeden Vorwurf so zu sehen, wie er ist. Die Beobachtungskunst ist die Fertigkeit im Beobachten. Das Beobachten ist die Erkundigung um eine Sache, die sich von selbst darbietet. Die Erscheinungen und Zeichen sind dasjenige, worauf der Beobachtungsgeist sieht. Man versteht unter Erscheinungen die sichtbaren Wirkungen jeder gegebenen Ursache. Der einzige Weg, alles zu entdecken, was in einem Gegenstande liegt, ist, ihn stückweise zu untersuchen und seine Theile so zu zergliedern, bis der ganze Gegenstand so einfach wird, dass man ihn nicht weiter zergliedern kann. Ein allzufeines Gefühl führt zu Beobachtungen, die wie die Spinneweben fein und unnütz sind. Diese ausserordentliche Empfindlichkeit stürzt uns aus dem Reiche der Sachen in das Reich der Wörter. Wer Dinge sehen will, die sind, muss sie mit Dingen vergleichen, die auch sind. Die unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Vervollkommnung, die Liebe zur Wahrheit und zum einzigen Guten ist die beseelende Leidenschaft, durch die allein der Mensch zu dieser Vervollkommnung gelangt. Die Liebe zur Wahrheit ist die einzige unparteiische Leidenschaft.

Der Beobachtungsgeist ist weder das Eigenthum eines allzulebhaften, noch eines allzukalten Kopfes. Leute mit mehr Einbildungskraft als Verstand sehen auf einmal sehr viel, aber sie sehen zu geschwind und darum nicht deutlich. Leute mit vielem Verstande ohne Einbildungskraft sind überhaupt zum Geschwindesehen zu langsam, sie beurtheilen eine Beobachtung sehr wohl, aber sie bemühen sich nicht, sie zu machen. Eine übertriebene Kälte des Temperamentes und das aus demselben fliessende niedergedrückte und niederdrückende Wesen macht die Menschen ebenso verkehrt sehen, als eine übertriebene Hitze des Temperamentes. Obschon man mit dem Auge der Seele allmählich muss sehen lernen, wie mit den Augen des Körpers, so äussert sich doch zuweilen der Beobachtungsgeist als ein wahrer Instinct. Wenige Menschen sehen. Die Augen des gemeinen Mannes sind offen, aber sein Geist ist blind. In moralischen Dingen sieht der Dummkopf nichts, der Narr verkehrt, der Witzling die Oberfläche, ein aufgeklärter Kopf Alles. Man macht sich einen deutlichen Begriff von

den Graden des Beobachtungsgeistes, wenn man nur Acht hat, wie verschiedene Menschen einen Kupferstich, ein Gemälde oder die Menschen betrachten. Geistlose Köpfe sehen die innerliche Bildung nie, sie kleben an der Mechanik der Gemälde. Darum flattern sie so nüchtern über die Meisterstücke der Kunst hin und sehen in den Werken eines dichtenden Künstlers mehr auf den Mangel der sorgfältigen Ausführung und des scheinbaren Fleisses als auf ihre Wirkung. Darum sagt Hogarth: von Gemälden seien alle Menschen gehörige Richter, ausgenommen die Kenner. Der vollkommenste Beobachtungsgeist in den Künsten grenzt an das Wunderbare. Ohne Beobachtungsgeist und selbst ohne Genie kennt Niemand die Merkmale des Genies. Andere sehen Alles falsch. Jeder urtheilt anders als der Andere, weil Jeder anders sieht als der Andere. Wieder Andere sehen alles halb. Der höchste Grad des Beobachtungsgeistes in moralischen Dingen scheint ebenso bewunderungswürdig als der höchste Grad des Beobachtungsgeistes in den Künsten. Ein gemeiner Geist sieht nur, was unmittelbar in die Augen fällt, ein aufgeklärter Geist bringt über die dunkelsten Vorwürfe Licht. Die Geschichte ist in ihrem vornehmsten Gesichtspunkte eines der wichtigsten Hülfsmittel zur Vermehrung unserer Kenntniss der Moral Auf die Kunst, wohl und geschwind zu sehen, baut der General sein ganzes Glück. Friedrich II. hat gesagt und durch unerhörte Thatsachen gezeigt, wie oft ein Feldherr mit einem Meisterblick überwindet. Die Gelehrsamkeit ist der Schlüssel, mit dem der Arzt das Innerste der Natur öffnet, der Practicus will diese Pforte ohne Schlüssel öffnen. Ohne die Gelehrsamkeit wissen wir nicht, worauf wir in der Natur zu sehen haben Ein gelehrter Arzt kennt zum voraus das Land, das er durchreisen soll. Die feinste Empfindungskraft holt man nicht auf den Universitäten, auch nicht bei dem Bette des Kranken, sie hängt von den Nerven und der ursprünglichen Beschaffenheit des Hirns ab. Der Pöbel ist freilich zufrieden, wenn man nur durch seine Augen sieht, auch sehen die Praktici nur durch die Augen des Pöbels. Ein Arzt heisst bei uns aufmerksam, wenn er niemals den Kranken verlässt, ohne seinen Harn gefordert, betrachtet, geschüttelt, gerochen, gekostet und der ganzen Anwartschaft erklärt zu haben. Die moralischen wie die medicinischen Beobachtungen erfordern den gleichen Beobachtungsgeist.

Wer fähig ist, den sittlichen Menschen wohl zu beobachten, ist fähig, seine Krankheiten wohl zu betrachten. Die gleiche Fähigkeit zeigt uns den Geist, das Herz und die Krankheit, die gleiche Scharfsicht entdeckt ihre Physiognomie. Also ist es der Natur und der Kunst gemäss, dass ein Arzt gerade desswegen ein besserer Arzt, wenn er ein guter Moralist ist, dagegen ein Arzt, wenn er für moralische Beobachtungen zu dumm ist, es ganz gewiss auch für medicinische ist. Ein wahrer Arzt muss beobachten, was Praktici nur scheuen. Sehr viele Aerzte haben den Beobachtungsgeist nicht. Sie gaffen die Natur an, ohne sie zu betrachten. Die Angaffung ist das Geschäft lebloser Augen, die Betrachtung das Werk des sehenden Geistes. Ein Arzt, der den Beobachtungsgeist nicht hat, wirft immer seine Augen hin, wo er nicht soll und niemals, wo er soll. Sein ganzer Geist ist mit Nebenumständen beschäftigt, deren Wegnehmung das Uebel nicht wegnimmt. — Man kann immer Kranke besuchen und immer nichts sehen. Die Kenntniss der Krankheiten ist darum so selten, weil der Beobachtungsgeist so selten ist, die wahren Aerzte sind darum so selten, weil diese Kenntniss so selten ist. Andere haben den Beobachtungsgeist nur halb. Sie sehen etwas und sehen nicht genug. Sie würden Alles sehen, wenn sie die nöthige Aufmerksamkeit hätten.

Das ungleiche Mass des Beobachtungsgeistes ist eine Quelle der Zwistigkeiten der Aerzte, und diese Zwistigkeit der Vorwand der Ungewissheit ihrer Kunst. Ein Arzt, der alle Umstände einer Krankheit sieht, ein Arzt, der nichts als seine Vorurtheile sieht, müssen nothwendig ungleicher Meinung sein. Nur dem geziemt es, auf seine Erfahrung sich zu berufen, der den Beobachtungsgeist in seiner ganzen Stärke besitzt, der ihn mit der äussersten Genauigkeit gebraucht und von Vorurtheilen und Leidenschaften frei die Natur in der Natur sucht. Die aus dem ungleichen Masse des Beobachtungsgeistes fliessenden Zwistigkeiten der Aerzte sind ein Vorwand der Ungewissheit unserer Kunst. Das Ungewisse in der Arzneikunst vermindert die Gewissheit des Wahrhaftesten nicht. Die wenigsten Aerzte sehen. Dem Kranken ist in einer Consultation am besten geholfen, wenn er dasjenige für wahr hält, was ihm unter vielen Aerzten die wenigsten sagen Kaiser Hadrian liess auf seinen Leichenstein setzen: „Die Menge der Aerzte hat den Kaiser getödtet".

Von den Hindernissen des Beobachtungsgeistes. Wer wohl beobachten will, muss mit uneingenommenem und gelassenem Gemüthe beobachten. Unser Geist soll von allen Vorurtheilen und unnöthigen Leidenschaften gereinigt sein, wenn er die Stellung annehmen will, aus welcher man die Wahrheit sieht. Er muss uneigennützig, ungehindert und ungestört der Wahrheit entgegen gehen, muss nichts suchen und nichts lieben als sie. — Man soll die Natur nicht anders erklären als durch die Natur, wer aus Hypothesen sie erklären will, betrachtet sie durch seine Hypothesen, wie ein Gelbsüchtiger durch seine Galle die Welt. Es kann mir nicht unbekannt sein, dass es Fälle bei der Ausübung der Arzneikunst gibt, in welchen mit Verstand gemachte und gebrauchte Hypothesen nöthig sind. Der Beobachtungsgeist wird durch den Aberglauben unterdrückt. Dieser Aberglaube ist der Wahn, natürliche Wirkungen können aus übernatürlichen und wunderlichen Ursachen, und ganz unmögliche Wirkungen aus närrischen Ursachen fliessen. Die Pforten aller Herzen sind Allem, was der Vernunft zuwider, was abgeschmackt und thöricht ist, offen, sobald man das Uebernatürliche und Wunderbarliche möglich glaubte. Je weniger die Menschen wissen, desto geneigter sind sie zu glauben. Der Aberglaube tödtet mit dem Vermögen auch den Willen, das Wahre zu sehen. Hippokrates fordert desshalb mit dem grössten Rechte Stille des Geistes, Entfernung vom Aberglauben und eine göttliche Erhabenheit der Seele von dem Arzte. Der glückliche oder unglückliche Ausgang einer Krankheit hängt oft von der Art ab, wie der Kranke oder die Umstehenden dem Arzte begegnen. Die Billigkeit erhöht seinen Geist, vermehrt seine Aufmerksamkeit, sie gibt ihm Heiterkeit. Die Hindernisse des Beobachtungsgeistes sind unsere und Anderer Vorurtheile, unsere und Anderer Leidenschaften, die Liebe der Hypothesen und der angenommenen Lehrgebäude, der Aberglaube, die Menge lahmer Urtheile über eine Krankheit, die widerspruchsvollen Räthe hirnloser Köpfe, der von allen Seiten herbeirauschende Hagel von Recepten und am allermeisten eine langöhrige Versammlung um den Kranken.

Von der Nothwendigkeit, den Eigenschaften und dem Nutzen guter Beobachtungen. Bagliv nannte die erste Medicin die Kunst, die Krankheiten zu beobachten, die zweite dagegen, sie mit einer grösseren Genauigkeit zu untersuchen und zu heilen. Gute Beobachtungen müssen mit der grössten Genauigkeit gemacht werden. Hippokrates ist das eigentliche Muster der Genauigkeit im Beobachten, er sah, was den Augen aller anderen Menschen entging. Gute Beobachtungen müssen mit Geduld und Klugheit gemacht und wiederholt werden. Eine bestätigte Beobachtung ist oft so viel werth als eine neue Beobachtung. Die Alten übertreffen uns auch hierin. Unser gepriesener Fleiss ist mit ihrem verglichen ein blendendes Zappeln; sie gingen von ihren Studirzimmern zu den Kranken, von den Kranken in ihre Studirzimmer. — Gute Beobachtungen müssen mit Aufrichtigkeit gemacht werden. Sie dürfen nicht immer selten sein. Auch dürfen sie nicht mit Vernunftschlüssen untermengt werden. Man soll die Erscheinungen in der Natur beschreiben, wie man sie sieht und nicht, wie man sie beurtheilt. Desshalb ist Thucydides das Muster der Geschichtschreiber, weil er die Begebenheit erzählt, ohne sie zu beurtheilen. Gute Beobachtungen müssen wohl geschrieben sein. Man soll die Gebrechen des Kranken erzählen, man soll die Natur malen, wie sie ist. Die Beobachtungen sind entweder allgemeine oder einzelne. Sydenham wollte nur allgemeine Krankengeschichten haben und verwarf die besonderen, Freind dagegen wollte nur besondere Krankengeschichten haben und verwarf die allgemeinen. Die Naturgeschichte der Krankheiten ist das Wichtigste.

Man vermuthet insgemein bei dem Arzte die meiste Erfahrung, der die meisten Kranken sieht. Diese Vermuthung ist falsch. Der sehr beschäftigte Arzt beobachtet aus Mangel an Zeit die Krankheiten obenhin, er sieht zu viel und denkt zu wenig. Hippokrates selbst hat nur in kleinen Städten und Flecken praktizirt. Nicht die Menge der Kranken, sondern die Fähigkeit, aus jedem einzelnen Falle allen möglichen Nutzen zu ziehen, macht die Grösse des Arztes aus. Die Beobachtungen der wahren Aerzte aller Zeiten bleiben wie die Orakel der Propheten und der Apostel. Von der Gottheit begeistert, überbrachten diese ihre ewigen Wahrheiten der Nachwelt.

Von der Beobachtung der Erscheinungen in den Krankheiten und ihre Zeichen. Man unterscheidet wesentliche und unwesentliche Zufälle. Erstere sind die, welche den meisten Antheil an der Krankheit haben, unmittelbar aus derselben fliessen; unwesentliche, welche zugegen und nicht zugegen sein können. Boerhaave unterscheidet Zufälle der Krankheit, Zufälle der

Ursache und Zufälle des Zufalls. Auch die wesentlichen Zufälle haben ihre Staffeln. Man steigt von dem Begriffe des Zufalls zu dem Begriffe der Krankheit.

Nichts ist wichtiger als eine Geschichte wahrer und unverfälschter, aller jemals beobachteten Krankheiten. Die historische Kenntniss der Krankheiten unterscheidet sich von der Kenntniss ihrer Ursachen oder ihrer philosophischen Kenntniss. Es ist nicht zu läugnen, dass die Untersuchung der Ursache höchst wichtig ist, und dass man den Sitz der Krankheiten zu kennen sich bestreben muss. Aber die entfernten Ursachen sehen wir nicht immer und die nächsten selten. Desshalb sind wir gezwungen, die Krankheiten nach ihren Erscheinungen kennen zu lernen, ehe wir nach ihren Ursachen forschen.

Die unmittelbar von den vermeinten nächsten Ursachen der Krankheiten hergenommenen Namen geben uns nichts als falsche Begriffe. Seitenstich ist desshalb ein besserer Name als Entzündung des Rippenfells. Auch die Definitionen der Krankheiten sind in dieser Beziehung besser, wenn man sie nach ihren Erscheinungen und nicht nach dem inneren Wesen der Krankheit macht. Die Worterklärungen haben hier vor den Sacherklärungen den Vorzug. Eine Krankheit wird erst dann bekannt, wenn man bei ihrer Beobachtung alle Hypothesen ausschliesst. Einzelne Krankheiten, die einander durch beständige Merkmale ähnlich sind, werden Krankheiten einer Gattung genannt. Dann unterscheidet man: Arten, Classen. — Die Aerzte der Cnidischen Schule machten aus jedem besonderen Zufalle eine besondere Krankheit. Daher entstanden unzählige Gattungen und Namen von Krankheiten. Herr von Gorter hat gesagt, die Gattungen der Krankheiten seien ebenso beständig als die Gattungen der Pflanzen. Es ist nicht zu läugnen, dass es viele Krankheiten gibt, die ebenso bestimmte Kennzeichen haben als die einfachste Pflanze. Aber alle Krankheiten haben diese Kennzeichen nicht. Jedes Zeichen der Krankheit ist eine Wirkung der Krankheit, aber nicht jede Wirkung führt uns auf die Ursache der Krankheit. Nichts ist nöthiger, als die Zeichen zu kennen. Boerhaave sagt, es sei besser, von der Arzneikunst gar nichts zu wissen, als von den Zeichen nichts zu wissen. Vermittelst der genauen Beobachtung des Verlaufs einer Krankheit, der Abnahme, der Zunahme, des Ausbleibens, des Hinzukommens der Zufälle machten sich die Alten mit der Lehre von den Abfällen bekannt. Auch die Abfälle oder Krisen haben ihre bestimmten Zeichen. Die schlimmen und guten sind oft schwer zu unterscheiden. Die Natur ist aber nicht in Rücksicht der Abfälle so methodisch, als die Alten versichern. Es gibt höchst wichtige Fälle, deren wesentliche Beschaffenheit sich durch gar keine Zeichen äussert. Desshalb ist die Geschicklichkeit eines Arztes, der die gänzliche Unmöglichkeit eine Krankheit zu kennen zeigt, ebenso preiswürdig als die Geschicklichkeit eines Arztes, der eine kennbare Krankheit kennt und heilt.

Von der Beobachtung der Zeichen der Krankheiten, ihrer Abänderungen und ihres Ausgangs in dem Pulse. Es ist schwer, die Dinge, die wir sehen, zu fassen, aber noch schwerer, sie zu unterscheiden. Das erste und allgemeinste Zeichen liegt in dem Pulse.

Hippokrates bekümmerte sich weder um seine Zahl, noch um seine Verschiedenheiten. Herophilus erkannte zuerst die Wichtigkeit. Galen verfiel in Spitzfindigkeiten. Wir suchen in dem Pulse das Mass der Kräfte des Herzens. In langsamen Krankheiten, die nicht von Fieber begleitet sind, ist die Anzahl der Pulse in der gegebenen Zeit oft geringer. Es wäre zu wünschen, man hätte die Verminderung auch so genau berechnet wie die Vermehrung. Der Puls ist voll, stark, hart oder weich und schwach. In anhaltenden Fiebern, die von keiner Entzündung begleitet sind, ist der Puls stark und geschwind. Die Härte des Pulses mit Geschwindigkeit und einem Localschmerz ist das Zeichen einer Entzündung. Es gibt 3 Gattungen von Ungleichheit des Pulses. Die erste ist das Ausbleiben eines Schlages in der gewohnten Ordnung, die zweite die Verdoppelung einzelner Schläge, die dritte die aufsteigende Verstärkung einiger nacheinander folgender Schläge.

Von der Beobachtung der Krankheiten, ihrer Abänderungen und ihres Ausgangs in dem Athem. Die Zahl der Athemzüge verhält sich durchaus nicht wie die Zahl der Pulse. Allein Herr von Haller hat bewiesen, dass sehr langsame Athemzüge zugleich mit einer sehr langsamen und mit einer geschwinden Bewegung des Blutes bestehen können, insofern der Puls klein ist, und auf einmal wenig Blut in die Lungen kommt. Hingegen müssen die Athemzüge geschwind aufeinander folgen, wenn auf einmal viel Blut aus dem Herzen fliesst. Die Abweichungen sind mannigfaltig. Der Athem ist gross, wenn wir

auf einmal viel Luft ein- und ausathmen, klein, wenn auf einmal wenig Luft geholt und ausgeathmet wird, geschwind, wenn die Lungen geschwind sich bewegen, langsam, wenn das Gegentheil stattfindet, sehr geschwind, wenn die Zwischenzeit der Einathmung und Ausathmung so klein als möglich, sehr langsam, wenn der Zwischenraum der Athemzüge sehr gross ist, schwer, wenn die Brust in der Einathmung oder Ausathmung auf irgend eine Weise gehindert, ungleich, wenn es bald nach dieser, bald nach jener Ordnung fortgeht, gross und geschwind, wenn Alles in dem Körper in grosser Bewegung ist, in hitzigen Krankheiten ein gutes Zeichen, klein und geschwind, wenn die Beschwerden beim Athemholen so gross sind, dass man gezwungen wird, den Athem so viel als möglich zurückzuhalten. Der Athem ist sehr geschwind und gross, wenn die Lungen nur auf einer Seite entzündet sind, langsam und gross, wenn eine Verwirrung oder Convulsionen vorhanden, langsam und klein, wenn die Kräfte so erschöpft sind, dass die Natur unter dieser Erschöpfung erliegt, sehr hoch, wenn der Bauch, die Rippen, das Brustbein in der äussersten Bewegung sind. Dieser Athem wird ohne Ausnahme für tödtlich gehalten, röchelnd ist er, wenn man bei jedem Athemzuge ein Geräusch hört.

Von der Beobachtung der Zeichen der Krankheiten, ihrer Abänderungen und ihres Ausgangs in dem Harn. Der Pöbel hält den Harn für den untrüglichsten Spiegel von Allem, was im Körper vorgeht. Der Harn ist ein Theil des Wassers, das der Nahrungssaft mit sich ins Blut bringt und das aus demselben in den Nieren von dem Blute abgesondert wird. Dieses Wasser führt etwas Oeligtes, Salze und irdische Theile. In Fiebern vermehren sich erstere und werden schärfer; auch mit dem Alter. In Fiebern ist der Harn von stärkerem Geruche und Geschmack. Die Farbe ist weiss, blass, gelb, safrangelb, roth, braun, grün und schwarz, ja sogar blau. Ein ganz weisser Harn in hitzigen Fiebern ist höchst gefährlich; auch ein Zeichen der Mutterkrankheit. Ein blutrother Harn ist das Merkmal eines hitzigen Fiebers. Ein Harn, der anfangs dünn ist, und dünn bleibt, zeigt in hitzigen Krankheiten, dass es noch um keinen Abfall zu thun ist. Der Bodensatz und das mitten in dem Harne schwebende Wölklein hangen entweder zusammen oder hangen nicht zusammen; derselbe ist schleimig oder eiterig, und kann weiss, blass, gelb, rothgelb, roth, grün, bleifarbig und schwarz sein. Der weisse wird für den besten gehalten, wenn er aneinander hängt und etwas pyramidalisch ist. Das mitten im Gefäss schwebende Wölkchen gab den Urhebern der Arzneikunst noch weniger Hoffnung zu einem Abfall. Die Alten hielten das Oeligte für ein Zeichen der Auszehrung. Das sowohl in hitzigen wie in langsamen Krankheiten auf den Harn gebaute Urtheil ist verführerisch. Wir müssen desshalb bei unserm Urtheil aus dem Harn zugleich auf alle übrigen Zeichen einer Krankheit sehen.

Von der Beobachtung der Zeichen der Krankheiten, ihren Abänderungen und ihres Ausgangs in dem ganzen Umfange des Körpers und in der Seele. Der Beobachtungsgeist sucht die Physiognomie der Krankheiten. Diese ist über den ganzen Körper verbreitet. Ein blöder Anblick, hangende und blasse Lippen werden in hitzigen Fiebern für schlimm gehalten. Die Augen müssen sehr beachtet werden. Die Zunge ist sehr wichtig; auch der Geschmack auf derselben. Der Auswurf des Mundes ist ein Zeichen von dem, was auf der Brust hauptsächlich vorgehe. Die verminderte Esslust ist nicht so bedeutend, dagegen ist die wiederkehrende Esslust ein Zeichen von grösserer Wichtigkeit. Das Brechen ist in vielen Krankheiten ein gutes Zeichen, in vielen ein schlimmes. Verstopfung und Durchfall sind in gesunden Tagen und in Krankheiten, an sich selbst und nach Verschiedenheit der Umstände von sehr verschiedener Bedeutung. In der Cholera, in Darmentzündungen ist eine Verstopfung von schlimmer Bedeutung. Ein Durchfall ist höchst gefährlich in der Brustentzündung und im Friesel. Die Natur und die Farbe des Abgangs ist auch eine Quelle von vielen Zeichen. Ein ganz schwarzer Abgang ist in den Entzündungen der Därme ein gewisses Zeichen des nahen Todes, wenn sich die Schmerzen verloren haben. Die Schweisse, sagt Hippokrates, die an kritischen Tagen kommen und das Fieber wegnehmen, sind die besten. Sie sind gut, wenn sie über den ganzen Körper verbreitet, die Krankheit erträglicher machen, sie sind beschwerlich, sobald sie dies nicht thun. Diejenigen sind die schlimmsten, die kalt sind und nur irgend an dem Haupte sich äussern. Ein allzu heftiger kritischer Schweiss ist gefährlich, weil er die zum Abfall nöthigen Kräfte erschöpft. Die Blutflüsse in hitzigen Krankheiten sind als Zu- und Abfälle wichtig. Eine zähe, weissgelbe Haut auf dem Blute wird

als ein Merkmal der Entzündung betrachtet. Die Entzündung des Halses, der Brust und der Gedärme nimmt ab, wenn bei dem 2., 3., 4. Aderlasse das Verhältniss dieser Haut abnimmt. Sydenham sagt, wenn in einem Seitenstich das Blut nicht horizontal, sondern perpendicular über die Haut herunter laufe, so werde es der gleichen Geschwindigkeit in seinem Laufe ungeachtet, die lederhafte Haut nicht haben. Triller und van Swieten sahen sie auch in letzterem Falle. Mir wenigstens zeigt sich die lederhafte Haut in Krankheiten mit Entzündung nur, wenn die Oeffnung gross ist und folglich, wenn das Blut horizontal hervorquillt, de Haen hat eine grosse Unbeständigkeit in den Regeln gefunden. Ich habe viele Leute auch in gesunden Tagen mit inflammatorischem Blute gesehen. Die Bewegungen der Kranken, ihre Lage im Bette gehören ebenfalls unter die besonderen Zeichen der Krankheiten. Bei einem verschlossenen Lungengeschwür kann der Kranke nur auf der Seite liegen, wo das Geschwür liegt. Die Kräfte der Kranken sind Zeichen, deren Gebrauch nicht unwichtig ist. Wir sehen aus dem Mangel oder Ueberfluss von Krankheiten sehr wahrscheinlich künftige Krankheiten vorher. Auch die Temperamente verdienen ihre Stelle. In schmerzhaften Zufällen kann man nur dann die Grösse des Uebels bestimmen, wenn man von dem Temperamente des Kranken unterrichtet ist. Der Zustand des Gemüths ist eins der wichtigsten Zeichen in den Krankheiten. Wie mehr die Seele des Kranken die Bemühungen des Arztes begünstigt, desto grösser ist die Hoffnung des Arztes. Wie mehr Einfluss die Reden des Arztes auf die Seele des Kranken gewinnen, desto richtiger kann man schliessen, dass es Krankheiten gibt, die sich durch Worte lindern lassen. Die Standhaftigkeit ist ein gutes Zeichen.

Von dem Einflusse der Beobachtungskunst auf die Erfahrung. Die Geschichte der Krankheit ist das Wichtigste. Alle Umstände müssen so beschrieben sein, wie sie in der Natur reihenweise aufeinander folgen. Die Alten bedienten sich weniger Mittel, nicht gar häufiger Aderöffnungen, sie suchten in der Kunst, die dunkelsten Krankheiten zu erkennen und ihren Ausgang vorherzusagen, ihre Ehre. Die Geschichte der Krankheit ist die wahre und unveränderliche Grundlage der Kunst. Hippokrates hielt die Beobachtungskunst für den wesentlichsten Theil der Arzneikunst. Die Beobachtungskunst, damit sie zur Erfahrung gelange, erfordert die Beihülfe des Genies.

II. Theil. Von dem Genie überhaupt.

Ich verstehe unter Genie einen hohen Grad der Vollkommenheit aller Erkenntnissvermögen oder einen hohen Grad von Verstand mit einem hohen Grad von Witz. Es gibt Dichter, die geneigt sind, die Grundlage des Genies in der Einbildungskraft zu suchen. Die Einbildungskraft leidet in ihrer äussersten Grösse keinen Verstand, und die Einbildungskraft ohne Verstand keine Gesetze. Es ist nicht undeutlich, dass der Verstand in diesem Gesichtspunkte an dem Genie so viel Antheil hat als die Einbildungskraft. Man muss nacheinander ganze Reihen von Begriffen Stück für Stück übersehen; man muss sich diese Begriffe in der genauesten Ordnung und in der grössten Deutlichkeit vorstellen, man muss das Zusammengesetzte in das Einfache auflösen, das Aufgelöste wieder zusammensetzen; man muss ganze Reihen Bilder übersehen, Allem neue Gestalten und ein neues Leben schaffen können. Die Einbildungskraft macht diesen Weg geschwind und unsicher, der Verstand macht ihn langsam und sicher, das Genie sicher und geschwind. Also ist die Einbildungskraft in ihrer grössten Stärke und der Verstand in seiner ganzen Grösse das Genie. Diesen Begriff von dem Genie geben mir die Werke der grössten aller Künstler der Griechen, so sehr sonst in dem Genie der Künstler die Einbildungskraft siegt. Wer sehr viel Verstand und doch nicht Genie hat, macht die Begriffsverbindungen mühsam, ein Mann von Genie leicht und geschwind. Das Genie bedarf nicht, wie Bacon sagt, Flügel, sondern Blei. Nach diesen Grundsätzen begreift man, warum der Unterschied zwischen kleinen und aufgeklärten Geistern grösser ist als der Unterschied zwischen gewissen Menschen und Thieren. Ein kleiner Geist begreift nur einzelne Wahrheiten und verachtet die allgemeinen, weil sie von seinem Gesichtskreis zu sehr entfernt, seinen Augen unerreichbar sind. Daher hält man Alles, was kleine Geister sagen und thun, für gut und Alles, was aufgeklärte Geister sagen und thun, für Chimären. Daher scheint ein kleiner Geist der grossen Menge sehr oft ein Genie, und der grosse Geist ein Dummkopf. Zwischen dem kleinen und dem grossen

Geiste, zwischen Dummheit und Genie steht Verstand und Witz in der Mitte. Ein Mann von richtigem Verstande sieht die Abhängigkeit der Begriffe, wenn sie ihm gezeigt sind, ein Mann von Genie findet sie. Der Witz grenzt schon näher an das Genie. Das Genie springt, wie das Feuer aus dem Kiesel, allein durch den Stoss auf einen hiezu bequemen Gegenstand. Ein Mann von Genie ist noch kein grosses Genie, oder, wie man kürzer zu sagen pflegt, noch kein Genie. Es gibt verschiedene Arten von Genie, folglich verschiedene Arten Männer von Genie und auch grosse Genies von verschiedenen Arten und von verschiedenem Werthe. Der Unterschied unter den Genies scheint ebenso richtig und gewiss, als der Unterschied unter den Stimmen und Angesichtern. Die verschiedenen Arten von Genie sind dreifach. Die Art von Genie, die mehr Einbildungskraft als Verstand fordert, scheint mir das Genie der Dichter und Maler; die Art von Genie, die mehr Verstand als Einbildungskraft fordert, das Genie der Naturlehrer und der Mathematiker, und die Art von Genie, die gleichviel Einbildungskraft und Verstand fordert, das Genie des Staatsmanns, Generals und des Arztes.

Man weiss, dass die eine dieser Arten mit der andern verbunden sein kann. Der Verstand schliesst entweder nach einfachen und gewissen oder nach vielen, verwickelten und ungewissen Grundsätzen. Jenes geschieht in der Mathematik und zuweilen in der Physik, dieses in der Staatskunst, in der Kriegskunst und in der Arzneikunst. Die Begriffe fliessen in dem ersten Falle von selbst, sie werden in dem zweiten geschaffen. Der Preis der Arbeitsamkeit kommt mit den beglückten Gaben der Natur in keine Vergleichung. Durch Geduld und Arbeitsamkeit lernt man bald das Kleine in der Mathematik und auch endlich das Grosse. Hingegen thut bei einer Kunst, die sehr auf blossen Wahrscheinlichkeiten ruht, und in welcher der gute Ausschlag von der Geschicklichkeit abhangt, den höchsten Grad dieser Wahrscheinlichkeit schnell zu fassen, Geduld und Arbeitsamkeit das Wenigste, das Genie das Meiste. Eine Kunst ruht sehr oft auf der blossen Wahrscheinlichkeit, wenn sie nicht für alle Fälle unumstössliche Regeln hat, wenn es nicht angeht, einer gewissen Vorschrift in allen Fällen zu folgen, wenn der Geist, ohne genugsam unterrichtet zu sein, handeln muss, als wenn er es wäre, wenn er nach sehr veränderlichen Umständen allein sich richten kann und vielmehr der Wahrheit sich nähert, als sie erreicht. Die Staatskunst, die Kriegskunst und die Arzneikunst sind von dieser Art. Man darf also gar nicht alt sein, um in einer Kunst gross zu sein, die mehr Genie als Zeit fordert. Wer in seinem dreissigsten Jahre kein guter Minister, kein guter General, kein guter Arzt ist, wird es nie. Die Jugend und das mittlere Alter haben in Absicht auf das Genie unläugbare Vorzüge. Young sagte', grosse Geister kommen aus der Hand der Natur wie die Pallas aus Jupiters Kopfe in ihrer vollen Grösse und Reife. Bei der Erfahrung thut das Genie das meiste; ein Mensch, der mehr Erfahrung hat als der andere, hat nicht alle Male mehr gesehen, aber mehr, weiter und stärker gedacht. Ein Jüngling kann desshalb mehr Erfahrung haben als ein Greis, ein junger Officier mehr als ein grauer General. Ein grosser Arzt ist in dem eigentlichsten Verstande ein ebenso erhabener Geist als ein grosser General und darum ist ein hoher Grad der Vollkommenheit in der Kunst zu heilen ebenso selten als ein hoher Grad der Vollkommenheit in der Kunst zu tödten. Das Genie des Arztes ist das Product unendlicher Verbindungen. Je grösser dieses Genie ist, desto grösser ist das Vermögen, die Aehnlichkeiten der Fälle scharfsinnig zu fassen, mit Klugheit zu vergleichen, zu verbinden und zu ergründen. Dies Vermögen wird zu einer Fertigkeit, und dieselbe zuletzt zu einer Art von Instinct, den man um so weniger deutlich spürt, je grösser er ist. Nicht alle Theile der Arzneikunst fordern gleichviel Genie; die Anatomie, die Botanik und die Kenntniss der Arzneien fordern mehr Zeit als Genie; die Physiologie, die Pathologie, die Semiotik mehr Genie als Zeit; die Praxis am wenigsten Zeit und am meisten Genie. Unter den angrenzenden Wissenschaften verhält sich die Chirurgie zu der Arzneikunst wie die Geometrie zu der höheren Physik. Die eigentliche Arzneikunst, die Kunst, die Krankheiten zu lindern und zu heilen, ruht fast allein auf dem Genie, und dies geht oft für Gelehrsamkeit und Erfahrung. Man fordert von einem Arzte die Geschicklichkeit, das rechte Mittel zu der rechten Zeit zu geben, Galenus nennt ihn desshalb den Erfinder der Gelegenheit; ein Mann von Genie kann oft mit einiger Wissenschaft und ganz ohne Erfahrung diese Gelegenheit finden. Durch kein Lesen, keine Arbeit, keine Uebung gelangt der Arzt zu diesem Genie, wenn die Anlage dazu in

seiner Organisation nicht liegt. Ein Genie, das nur Taubenflügel hat, erhebt sich nicht mit dem Fluge des Adlers. Celsus meint daher, es sei etwas im Arzte, das man nicht sagen und nicht begreifen könne. Gemeine Seelen kriechen langsam zum Ruhme, aber grosse Seelen tragen auf einmal vollkommene Früchte. Weil nun bei der Kunst, die Krankheiten zu lindern und zu heilen, das Meiste auf das Genie ankommt, so sieht man, wie lächerlich es ist, einen alten geistlosen Arzt erfahren zu nennen. Man sieht ferner, dass ein Arzt sehr jung Erfahrung haben kann, weil ein geistvoller Jüngling lang in wenigen Jahren lebt, und dass bei dem Prakticus mit dem Alter nichts wächst als seine Dummheit

Von der Art, wie der Arzt durch die Analogie und die Induction schliesst. Das Licht jeder entdeckten Wahrheit ist für uns nur die Dämmerung der Wahrheit, die ihr zunächst liegt. Einen nicht durchaus bekannten Fall zu beurtheilen, vergleicht man ihn mit einem ähnlichen schon bekannten und schliesst durch das, was man schon weiss auf das, was man nicht weiss. Die Aehnlichkeit ist eine Uebereinstimmung vieler Merkmale. Durch die Verhältnisse der Aehnlichkeiten äussern sich die Stufen der Wahrscheinlichkeit. Moses Mendelssohn hält die Wahrscheinlichkeit unter den Erkenntnissen für die nothwendigste. Hippokrates verband zuerst die Analogie mit einer strengen Vernunftlehre. Die ganze Arzneikunst ruhte im Anfang so sehr auf der Analogie, dass Melampus, der die Schafe von der schwarzen Niesswurz fressen und darauf purgiren gesehen, diese Arznei sogleich zu den Menschen übertrug. Die Vortheile der Analogie erstrecken sich über alle Gegenstände. Ritter Linnäus belehrt uns, dass alle Pflanzen, die in der Art übereinkommen, auch in den Kräften übereinkommen. Ein Genie der ersten Ordnung macht einen Unterschied zwischen der eigentlichen Gewissheit und der Erfahrungsgewissheit. Die Arzneikunst hat in dem eigentlichsten Sinne gewisse Grundsätze, wenn man das Zweifelhafte mit dem Gewissen und das Falsche mit dem Wahren nicht vermischt. Die Begebenheiten und die Induction oder die Kunst, aus den Begebenheiten richtig zu schliessen, sind die Quellen der menschlichen Erkenntniss. Richtige Beobachtungen führen zu richtigen Schlüssen, diese zu den Grundsätzen oder zu Sätzen, die man nicht erweisen darf. Wir lernen durch die Induction weit mehr als durch die Beobachtung. Die Beobachtung zeigt uns mehr nichts als in die Sinne fällt, durch die Induction erreicht man Alles, was der Verstand zu fassen fähig ist. Sie verbindet die praktische Untersuchung der Natur mit der Speculation, die Erfahrung mit der Vernunft. Die Induction ist die königliche Strasse, auf welcher ein scharfsinniger Geist in das Innerste der Natur dringt; sie führt viel gewisser als die Analogie, viel weiter als die Sinne, am richtigsten von dem Bekannten zu dem Unbekannten.

Von der Erforschung der Ursachen. Die Lehre von den Ursachen der Krankheiten ist die philosophische Kenntniss der Krankheiten, und der Arzt, der diese Kenntniss hat, ein Philosoph. Hippokrates hat darum vortrefflich gesagt, man müsse die Weltweisheit auf die Arzneikunst anwenden und beide miteinander verbinden. Die Wissenschaft der Ursachen ist die schwerste aller Wissenschaften. Ohne Genie ist die Erforschung der Ursachen unmöglich. Der Pöbel ist ganz unfähig, die Ursachen der Dinge einzusehen. Die Schwierigkeit, einen zusammengesetzten Begriff zu entwickeln, ist die Ursache, dass jede leichte Krankheit, die nicht unmittelbar in die Augen fällt, den Pöbel verwirrt. Die lächerlichsten Urtheile von glücklichen und unglücklichen Aerzten fliessen theils aus der Unfähigkeit, zusammengesetzte Begriffe zu entfalten und theils aus dem verdorbenen Willen. Der unwissendste unter allen Menschen sieht den aufgeklärten Arzt für den dummsten unter allen Menschen an, sobald ihm ein Kranker stirbt, tausend glückliche Curen werden inzwischen vergessen. Der Pöbel versteht unter Ursache dasjenige, was der Wirkung unmittelbar vorhergeht. Bei allen einsichtslosen Kranken sind die ewigen Zufälle ihrer Krankheiten die unmittelbaren Wirkungen der vorhergebrauchten Arzneien, und folglich der Arzt der Urheber dieser Zufälle. Die alten und neuen Aerzte, welche von den Wechselfiebern geschrieben, sagen einmüthig, dass auf dreitägige und viertägige Fieber, Geschwulst, Gelbsucht, Verhärtungen u. s. w. folgen. Seitdem man die peruanische Rinde dagegen gebraucht, versichern ihre Feinde einmüthig, die Rinde sei die Ursache dieser Uebel. Man weiss, dass die Eigenliebe der Menschen uns liebt oder hasst, uns ehrt oder verachtet, unsern Werth entscheidet und uns beurtheilt. Nun gewinnt man die Eigenliebe der Menschen, wenn

man ihnen ähnlich ist, man beleidigt sie, wenn man nicht ist wie sie. Wenn also die grosse Anzahl der Leute dumm, unwissend und niederträchtig, so wird auch die grössere Anzahl dieser Leute den Arzt nicht lieben können, der nicht dumm, nicht unwissend und nicht niederträchtig ist. Darum wird er durch die Mehrheit der Stimmen verworfen. Will man einen solchen schlechten Arzt erheben, so nennt man Wirkungen, welche die Natur zum Besten der Kranken verrichtet, Helden- und Wundercuren dieses Windbeutels. Will man einen wahren Arzt erniedrigen, so nennt man Wirkungen, welche die Natur zum Nachtheile des Kranken verrichtet, Beweise der Unwissenheit und der Ungeschicklichkeit des wahren Arztes. So oft die Natur eines Kranken unter den Händen eines schlechten Arztes heilt, sagt der Pöbel, die Mittel haben ihn geheilt. So oft die Natur einen Kranken unter den Händen eines wahren Arztes tödtet, sagt der Pöbel, die Mittel haben ihn getödtet. Hieraus erhellt, wie willkürlich man durch den Ausgang auf die Ursachen schliesst, wie blind Bosheit ist, und wie wenig die Leidenschaft denkt, wie leicht man daher jeden dummen Arzt vergöttert und jeden wahren Arzt verdammt. Die Stimme des Pöbels ist nicht die Stimme Gottes, sondern des Teufels. Man verfällt auf falsche Ursachen, wenn man die wahren schlechterdings nicht kennt. Anstatt die Ursachen, mit gänzlicher Ablegung aller Vorurtheile und Meinungen, zu erforschen, setzen die Menschen ihre Hirngespinnste an die Stelle der Ursachen. Die Philosophie allein heilt den Aberglauben. Nur die Unwissenheit der Dinge, die uns umgeben und alles Dessen, was um uns her widerfährt, zeugt den Aberglauben.

Zwei Dinge können immer miteinander zugegen sein und in der genauesten Verknüpfung scheinen, ohne dass darum das eine aus dem andern fliesst. Obschon der Mond keinen fühlbaren Einfluss auf die Erde hat, so glaubt man doch seinen Einfluss auf die Menschen erweisen zu können. Zwischen dem Monde und der Menstruation und Epilepsie besteht nicht, wie Mead glaubt, eine Verbindung.

Diejenigen, welche durch den Ausgang beweisen wollen, dass ein Arzt geschickt oder ungeschickt sei, glauben sich ebenfalls durch die Erfahrung unterstützt. Es ist aber nicht möglich, dass der Pöbel die wahren und unwidersprechlichen Zeichen der Gelehrsamkeit, des Beobachtungsgeistes, des Genies kenne und sehe. Der wahre Gelehrte allein erkennt den wahren Gelehrten, der Mann von Genie allein sieht das Genie.

Wir suchen die Ursachen einer Krankheit in ihren Wirkungen, weil beide auf das Allergenaueste zusammenhängen, und weil jene meistens durch diese sich äussert. Die Aerzte verstehen unter dem Worte Ursache in einem weitläufigen Sinn, was auf irgend eine Weise bei der Hervorbringung einer Krankheit mitwirkt, es sei nun wahre Ursache oder ein Theil der Ursache. Was auf irgend eine Weise zu der Krankheit beigetragen hat, also der Grund, durch den die Krankheit möglich geworden, nennt man die entfernten Ursachen, was die Krankheit unmittelbar hervorbringt, die nächsten. Die Ursachen werden gefunden, wenn man untersucht, ob der gegebene Zufall aus dem Wesen der Krankheit fliesse, oder aus einer Ursache, die mit dem Wesen der Krankheit nicht verbunden ist. Die Wirkungen einer ganz einfachen Ursache sind zuweilen sehr verschieden, so wie die Wirkungen verschiedener Ursachen zuweilen gleich sein können. Oft sind die Ursachen zusammengesetzt. Wir müssen uns bemühen, alle Ursachen einer Wirkung zu wissen. Unsere Urtheile sind allemal sehr fehlerhaft, wenn wir, anstatt alle Ursachen zu zergliedern, an einer hangen.

Man muss Alles wissen, was aus einer Ursache fliessen und wie weit es reichen kann, damit man einer Ursache nicht mehr und nicht weniger zuschreibe als die Wirkung enthält. Nachdem wir durch die analytische Methode von den Wirkungen zu den Ursachen gestiegen sind, kehrt man durch die synthetische Methode von den gefundenen Ursachen zu den benachbarten Wirkungen zurück, oder man vermischt beide Methoden.

Auch die Grösse der Ursachen muss mit der äussersten Sorgfalt erforscht werden. Endlich lässt sich aus der Erfahrung erweisen, dass Wirkungen und Ursachen nicht selten ihre Wirkungen vertauschen, und dass also eine Begebenheit bald die Ursache, bald die Wirkung einer und derselben Veränderung ist. Ein übertriebener Beischlaf ist eine Ursache der fallenden Sucht, aber die übertriebene Neigung zum Beischlaf ist auch immer ihre Wirkung. Tausendmal ist eine gegebene Veränderung in dem Körper die Ursache einer gegebenen Veränderung in der Seele, aber eben diese Veränderung in der Seele ist oft die Ursache der nämlichen Veränderung in dem Körper. Man wird durch diesen Wechsel von Ursachen und

Wirkungen so leicht nicht betrogen, weil das allemal Wirkung ist, was in Ansehung per Zeit auf wohl erkannte, zureichende und unwidersprechliche Ursachen folgt.

Von den entfernten Ursachen der Krankheit. Die entfernten Ursachen helfen zur Hervorbringung einer Krankheit, aber sie sind zu ihrer Hervorbringung nicht hinreichend. Die entfernten Ursachen, welche im Körper selbst ihren Sitz haben, werden vorhergehende, und diejenigen, welche sich mit diesen verbinden, gelegentliche Ursachen genannt. Man versteht unter vorhergehenden Ursachen jede dem Körper einverleibte Beschaffenheit, vermittelst welcher er geneigt wird, bei einer entstandenen Gelegenheit krank zu werden. Die vorhergehenden Ursachen sind innerlich, die gelegentlichen äusserlich. Man sucht sie in dem Licht, den Speisen, den Getränken, in der Bewegung und Ruhe, in dem Schlafen und Wachen, in dem natürlichen Abgang des Körpers und seiner Verhaltung und in den Leidenschaften. Man nennt diese 6 Quellen der äusserlichen Ursache, die sechs unnatürlichen Dinge. Obschon nun die entfernten Ursachen der Krankheiten eigentliche und wahre Ursachen nicht sind, so verdienen sie doch die genauste Untersuchung, weil man hoffen kann, durch sie auf die nächsten zu kommen, indem die entfernten Ursachen zusammen die nächsten ausmachen.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in der Luft. Die Luft drückt auf einen Menschen von mittelmässiger Grösse mit einer Gewalt von 32,000 Pfund. Dazu ist die Luft mit vielen leichten Körpern geschwängert. Die Wärme dehnt die härtesten Körper aus, in dem Menschen macht sie die festen Theile schlaff, am meisten greift sie die Nerven an — Wirkung des Sonnenstichs. Da ein übertriebener Schweiss den Menschen entkräftet, so vermehrt in heissen Ländern die allgemeine Ausdünstung die Kraftlosigkeit. Daher hat man dort selten eine frische und gesunde Farbe. Die Kälte zieht die härtesten Körper zusammen. Der Winter ist, wenn man gute Kleider und Feuerung hat, eine gesunde Zeit. Das Blut ist aber am meisten zu Entzündungen geneigt. Im Winter stocken die flüssigen Theile, und oft erstarren bei ihnen die festen. Sehr viele krampfige und sehr schmerzhafte Zufälle entstehen in schwachen Personen aus einer Erkältung der äusseren Theile.

Die Feuchtigkeit der Luft entkräftet den Menschen plötzlich und verursacht in seinen flüssigen Theilen eine Langsamkeit, die zu Stockungen führt. Feuchte Oerter und Gegenden sind überall ungesund. Verbindet sich mit der Feuchtigkeit der Luft die Kälte, so wird die Ausdünstung um so viel nachdrücklicher gehemmt. Am meisten und gefährlichsten leidet der Mensch von der Feuchtigkeit der Luft, wenn sich die Wärme mit derselben verbindet.

Durch die Trockenheit der Luft entwickelt sich ihre unter der Feuchtigkeit verloren gegangene Schnellkraft. Eine trockene Luft ist überhaupt sehr gesund, weil sie sehr elastisch ist. Die trockne und nicht allzukalte Luft erweckt die Munterkeit des Leibes und der Seele auf eine erstaunende Weise. Eine trockne und sehr kalte Luft führt zu Entzündungen. Die vermehrte Schwere der Luft ist in ihren Wirkungen von der vermehrten Schnellkraft nicht verschieden. Man glaubt oft, die uns umgebende Luft sei schwer, weil sie von Dunst und Nebel angefüllt ist. Dann ist sie aber am leichtesten, weil das Quecksilber im Barometer fällt. Die schwere Luft bei schönem Wetter rührt von dem Wasser derselben her. Die Luft ist leicht, wenn man auf hohen Bergen eine geringe Luftsäule auf sich hat, oder wenn man auf der Ebene in einer Luft lebt, die von Dünsten voll ist. Die leichte Luft der höchsten Gebirge wird desshalb Schwindsüchtigen sehr gefährlich. Diese haben eine sehr schwere zur Ausdehnung ihrer Lunge nöthig. Die Leichtigkeit der Luft ist weit empfindlicher, wenn durch die Menge wässeriger Dünste ihr Druck vermindert wird. Gewiss ist, dass die ganze Oberfläche des Körpers weniger gedrückt wird, und dass wir in einer leichtern Luft Muth, Hoffnung und Kräfte verlieren.

Die grossen und plötzlichen Abänderungen der Luft sind Ursachen von sehr schädlichen Wirkungen in dem Körper. Diese Entfernung von dem Ebenmasse ist für unsern Körper oft der Unterschied eines Druckes von 1500 Pfund. Eine ganz eingeschlossene und lange nicht erneuerte Luft wird für den Menschen ein plötzliches und oft tödtliches Gift. Namentlich sind die Wirkungen fürchterlich, wenn viele Menschen diese Luft athmen müssen. Das Kerkerfieber entsteht aus derselben Ursache. Das Hospitalfieber ist davon nicht verschieden. Ebenso das Schiffsfieber. Krankheiten, die an sich nicht ansteckend sind, sieht man an einem jeden eingeschlossenen Orte ansteckend werden. Der Körper des Menschen saugt nicht

bloss die Feuchtigkeit, sondern auch die übrigen in der Luft umherfliegenden Dünste ein. Keill hat erwiesen, dass ein gesunder und durch Mangel an Speise und starke Bewegung entkräfteter Jüngling in einer Nacht 18 Unzen durch seine Schweissdrüsen eingesogen. Hieraus kann man schliessen, was für die Umstehenden und die Kranken selbst von den Wirkungen einer Luft zu erwarten sei, die von faulen Dünsten voll ist Vielerlei Dünste verderben die Luft. So die Ausdünstungen der verfaulten thierischen Theile. Ebenso die Ausdünstungen der stehenden Wasser und der Sümpfe, der Schanzgräben, der unter Wasser gesetzten Wiesen. Daher die Wechselfieber. Darum entsteht in Cairo so oft die Pest, weil in den durchfliessenden Kanal die Einwohner allen möglichen Unrath und sogar todte Körper werfen. Cloaken, die man nicht oft säubert, geben einen sehr ungesunden Gestank von sich, ebenso Schlachthäuser und Kirchhöfe in der Stadt. Der Anbau und die Ausdünstungen der Pflanzen können unter Umständen sehr gefährlich werden. Die Anpflanzung des Reises ist es ungemein, weil man denselben vier Wochen nach der Aussaat unter Wasser setzen muss. Man hat Beispiele, dass aus dem Dunste des eingeweichten Flachssamens eine bösartige Krankheit entstanden ist Viele alkalinische Pflanzen, Kohl, Rüben, Rettig, Zwiebeln und Knoblauch kommen durch die Fäulniss der thierischen Verderbniss nahe. Verfaulter Kohl verursachte in Oxford eine bösartige Epidemie. Mineralische Dünste sind meistentheils sehr gefährlich.

Es gibt Land- und Seewinde. Jene hält man für kalt und trocken, diese für warm und feucht. Man will bemerkt haben, dass die Nordwinde in Europa gemeiner sind als vormals; man glaubt, dass seitdem das Gliederreissen aus dieser Ursache in Europa weit gemeiner sei als früher. Ein mässiger Wind ist eher nützlich als schädlich. Viele dem Menschen sehr nachtheilige Eigenschaften der Luft weichen den Winden.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in den Speisen. Die Speisen missbraucht der Mensch nicht sowohl, weil er ihren Gebrauch nicht kennt, als weil er ihren Missbrauch nicht fürchtet. Auch pflegten die Alten zu sagen, die hitzigen Krankheiten kommen von dem Himmel, die langsamen von uns. Durch die Natur selbst wird das Brod zuweilen ein wahres Gift. Diese Verderbniss entsteht durch die Trespe, durch den Kornbrand, durch die Kornzapfen, die von dem Getreide nicht abgesondert, zu Mehl und Brod gemacht und gegessen werden. Die Trespe ist ein giftiges Gras. Das Mehl wird davon schwärzlich, der Geschmack ist süss. Es soll betäuben, Bangigkeiten, Schwindel, Brechen erregen. Die Speisen aus dem Gewächsreiche sind dem Menschen sehr angemessen, und weit gesunder als das Fleisch. Desshalb gab Pythagoras ihnen einen so grossen Vorzug. Indessen sind die Gewächse doch nicht alle unschädlich. Obst ist aber nicht die Ursache der Ruhr. Dieselbe liegt in der Luft, die erst heiss, dann kalt wurde. Die ölichten Speisen aus dem Pflanzenreiche sind sehr schädlich. Die Milch hält zwischen den Speisen aus dem Pflanzen- und dem Thierreiche die Mitte. Wenn auch die Milch unter allen Speisen am leichtesten sich verdaut, so wirkt sie doch unverdünnt sehr nachtheilig. Säuglinge würden die Milch nicht wegbrechen, wenn ihr Magen sie verdauen könnte. Boerhaave findet desshalb, dass die Milch durch Kochen verdorben wird, weil sie ihre flüssigeren und gesunderen Theile durch das Kochen verliert. Desshalb ist sie ungekocht mit geriebenem Brode am leichtesten. Unverdaute Milch lässt in den Gedärmen eine hartkäsigte Materie zurück. Daher entstehen Convulsionen, Bauchgrimmen u. s. w. Ebenso schlimm sind bei Kindern die Wirkungen des unverdauten Breies. Hieraus entsteht die englische Krankheit und Darrsucht. Der harte Käse ist gesunder als der weiche; Fleisch gibt unseren Säften eine Neigung zur Fäulniss, und in einem schwachen Magen fault es schnell; am ungesundesten sind Schweinefleisch und Rebhühner; auch die wilden Rebhühner haben diese Eigenschaft in so hohem Grade, dass kein Mensch, ohne krank zu werden, nur bloss Rebhühner zu speisen vermag. Fische erzeugen die Fäulniss nicht so leicht als das Fleisch. Die Egyptier bekommen von dem Genusse fauler Fische Elephantiasis. Der grösste Vortheil der Gewürze ist, dass sie die Esslust erregen und ihr geringster Nachtheil, dass sie sachte die Gedärme verbrennen. Vom Zucker glaubt man allgemein, er mache Schleim und verdicke das Blut, da doch Boerhaave gezeigt hat, dass er eine sehr grosse, auflösende, seifenhafte Kraft in dem menschlichen Körper äussert, den Schleim schmelzt, eröffnet, verdünnt und zertheilt. Auch Gefässe, deren man sich bei Zurichtung der Speisen bedient, können dem Magen schädlich werden — so die unverzinnten Kupfergeschirre. Eine allzugrosse Menge von Speisen ist dem

Leibe und dem Geiste nachtheilig. Der hat zuviel gegessen oder getrunken, der eine Stunde nach dem Essen träge, schlätrig und zu aller Arbeit ungeschickt ist. Die Ursachen der heftigen kalten und hitzigen Fieber liegen oft in dem Magen und den Därmen. Die ungeschickte Mischung der Speisen ist bei unserer heutigen ungeschickten und unnatürlichen Lebensordnung der Gesundheit sehr nachtheilig. Unter allen Gattungen von Höflichkeit ist mir keine so unbegreiflich als die einzige, die man in grossen Städten kennen will. Man führt den Magen seiner Freunde in Versuchung, um sie zu beehren. Man raubt ihnen durch das wunderbare Gemische von widersprechenden Speisen alle Munterkeit des Leibes und des Geistes. Man tödtet durch folternde Gastmahle ihre Gesundheit und ihren Witz, damit man sagen könne, wir haben ihnen Höflichkeit erwiesen.

Von den entfernten Ursachen in den Getränken. Das Wasser ist dem Menschen am angemessensten. Es muss süss, klar, weich und geschmacklos sein, wenn es gut sein soll. Doch gibt es Wasser, die dem Menschen sehr schädlich sind. Von dem Weine haben die besten Beobachter sehr wohl gesagt, er sei übermässig für junge Leute, was der Dünger für die Bäume, er treibe die Frucht und schade den Bäumen. Weisse Weine sind gesunder als rothe, weil diese wegen ihrer zusammenziehenden Kraft die festen Theile ausdörren und die flüssigen verdicken. Der beste und gesundeste ist der ungarische, der alle europäische übertrifft. Ob durch die sauren Weine der Stein sich erzeugt, ist zweifelhaft. Am meisten macht die Gewinnsucht die Weine gefährlich. Das Bier nährt durch seine mehligten Theile, ermuntert durch seinen Geist und soll wegen seines Hopfens vor dem Blasenstein bewahren. Der meiste Schaden widerfährt dem menschlichen Geschlechte aus dem Gebrauche der destillirten Getränke. Der mässige Gebrauch derselben würde vielleicht eher heilsam als schädlich sein. Aber nur sehr wenige Menschen rasen mit Vernunft, und sehr vielen Diätärzten geht es wie den Bauchpfaffen, die immer wider die Unmässigkeit predigen und auf der Kanzel immer rülpsen. — Der mässige Genuss des Thees ist gesund, er befördert den Schweiss und hemmt den Schlaf. Alle Arten von hypochondrischen und hysterischen Wirkungen sind die unvermeidliche Wirkung des unmässigen Gebrauchs des Thees. Derselbe ist allen Menschen schädlich, die einen Hang zur Erschlaffung haben. Der mässige Gebrauch des Caffees ist nicht so schädlich, als der mässige Gebrauch des Thees, im Gegentheil aber der Missbrauch des Caffees weit gefährlicher als der Missbrauch des Thees. Auch der Missbrauch der Chocolade ist sehr schädlich. Ueber alle diese gewagten Einwürfe wider die gewöhnlichsten, beliebtesten und gepriesensten Getränke würden sich Leute von dem sogenannten feinen Geschmack so sehr ärgern als der Landvogt, welcher der Sünde dergestalt überdrüssig war, dass er in keine Predigt mehr gehen wollte. Aber zu meinem Glücke lesen Leute von feinem Geschmack kein deutsches Buch.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in der Bewegung und Ruhe. Vielerlei Uebel entstehen aus einer allzustarken Leibesübung, aus dem gänzlichen Mangel derselben und aus gewissen eignen Stellungen und Bewegungen. Eine allzustarke Uebung neigt zu Entzündungen, sie schärft die Salze und schmelzt das Fett. Der gänzliche Mangel entkräftet den Menschen noch weit mehr.

Von den entfernten Ursachen in dem Schlafen und Wachen. Der Schlaf ist kein Gut, wenn man ihn zu sehr missbraucht. Das Blut verliert im Schlafe seine Bewegung und Wärme. Allzu vieles Wachen setzt die Nerven und das Blut in eine heftige Bewegung. Es reibt die Kräfte von jenen auf, verzehrt das Fett, neigt den Menschen zum Schwindel, zu Fiebern. Es führt zu grotesken Qualen und endlich zu einem völligen Wahnsinne.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in dem Abgang des Körpers und seiner Verhaltung. In diese Classe gehört der Abgang des Speichels, der Galle, des Kothes, des Harns, der Ausdünstung des Samens, der monatlichen Reinigung, der Reinigung nach der Geburt und der Milch. Weil der Speichel wegen seiner seifenhaften Kraft zu der Dauung nöthig ist, so wird der allzustarke Abgang desselben oder das allzuviele Speien der Dauung hinderlich. Die Galle hat einen sehr grossen Einfluss auf die Gesundheit, weil sie der Säure widersteht, durch ihre seifenhafte Kraft die zähen, fetten und öligten Theile der Speisen auflöst und ihre genaue Mischung befördert. Der Mangel an Galle erzeugt in Kindern grosse Unruhe, Säure und Zuckungen. Tritt sie in's Blut, so entsteht Gelbsucht und Gallenfieber. Der Koth soll in einem gesunden Menschen dick sein, welches ein Beweis ist, dass die nahrhaften Theile der Speisen in das Blut übergegangen. Ein allzu

*

kugelhafter Abgang hat indessen seine Nachtheile, weil er heftige Kopfschmerzen, Entzündungen in den Augen und Brüche erzeugen kann. Die blosse Verhaltung der Winde ist schon gefährlich. Kaiser Claudius befahl durch ein Edict, jedem Römer soll es allerorten erlaubt sein, seine Winde streichen zu lassen.

Ein Durchfall ist wohl zuweilen dienlich, aber überhaupt zeigt er etwas Fehlerhaftes in dem Körper an. Ein allzustarker Abgang des Harns macht eine eigene Krankheit aus. Die Verhaltung ist nicht minder gefährlich. Entweder wird von dieser Verhaltung die Blase ausgespannt, dass sie erlahmt oder sie bricht, und es entstehen Fisteln. Die Ausdünstung ist nach den Himmelsstrichen, der Jahreszeit, nach dem Wetter, nach dem Alter und nach den Speisen verschieden. Von 8 Pfd. Speisen, die der Mensch geniesst, gehen vier durch den Stuhlgang und das Wasser weg, der Ueberfluss durch die Ausdünstung. Eine allzustarke Ausdünstung ist Schweiss und schwächt den Körper. Eine zurückgetriebene Ausdünstung und der zurückgetriebene Schweiss sind schlimm. Die plötzlich zurückgetriebene Ausdünstung erweckt Halsweh, Schnupfen, Husten und Lähmungen. Die fürchterliche Krankheit des berühmten Dichters Scarron entstand aus zurückgetriebenem Schweisse. Der Same wird ohne Nachtheil ausgegossen, wenn es die Natur fordert, das ist, wenn die Behältnisse voll sind. Ein mässiger Beischlaf ist unschädlich. Aber ein Beischlaf, den die verdorbene Einbildungskraft des Mannes oder die rastlose Lüsternheit des Weibes erzwungen hat, entnervt den Körper und die Seele. Der Erguss einer Unze männlichen Samens schwächt mehr als der Verlust von 40 Unzen Blut. Ein allzuhäufiger Beischlaf nimmt den Nerven ihre Kraft. Er schwächt den Magen, die Därme, die Dauung, die Kochung der Säfte, die Augen, das Herz, das Hirn, löscht die Liebe zum Schönen und Grossen aus und übergiebt uns in der Blüthe der Jahre den Schrecknissen eines hohen Alters. Ein allzuhäufiger Beischlaf ist die häufigste Ursache der Hypochondrie und Schwermuth, des Staars, des Blutspeiens, der Rückendarre. Für die Weiber ist ein unmässiger Beischlaf ein blosser Spass. Unzeitige Geburten werden oft durch unmässigen Beischlaf erzeugt. Noch gefährlicher ist die Selbstbefleckung, sie erzeugt sehr oft fallende Sucht. Die gänzliche Zurückhaltung des Samens ist schädlich für Leute, die von Natur geil und samenreich sind. Sie erzeugt Pollutionen, Entzündungen der Samengefässe, Priapismus. Auch die Weiber leiden sehr von einer unvermeidlichen Geilheit.

Der natürliche Abgang des Blutes ist bei den Weibspersonen unter verschiedenen Umständen sehr verschieden. Der allzuhäufige Abgang ist sehr nachtheilig, auch der über das bestimmte Alter noch währende Fluss der monatlichen Reinigung. Fehlerhaft ist er, wenn er über das 50. Jahr währt. Nach dem 55. Jahre stürzt die noch währende Reinigung entweder in eine unheilbare Wassersucht oder sie ist ein Zeichen, dass ein grösseres Uebel in der Mutter verborgen liegt. Die Verhaltung der monatlichen Reinigung ist der Gesundheit sehr nachtheilig. Das Verhalten des Bluts nach der Entbindung ist oft sehr gefährlich. Auf die Stockung der Geburtsreinigung erfolgt nicht selten die Gehirnwuth oder ein periodischer Wahnsinn. Ein allzustarker Abgang der Milch ist nicht selten sehr schlimm. Weit nachtheiliger ist die Zurückhaltung der Milch.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in den Leidenschaften. Die aus dem Temperamente fliessenden heftigen Neigungen und Ausbrüche der Seele sind dasjenige, was man Affect, Gemüthsbewegung oder Leidenschaft nennt. Affecte und Leidenschaften sind nur im Grade verschieden. Die Leidenschaften wirken in dem Körper entweder plötzlich, oder geschwind, oder langsam. Leute mit einer starken Einbildungskraft leiden am meisten von heftigen Gemüthsbewegungen, Leute mit mehr Verstand von den langsamen. Die aus dem Besitze eines plötzlichen und unerwarteten Gutes entstehende Freude ist weit gefährlicher als eine plötzliche und unerwartete Traurigkeit. Furcht, Schrecken, Zorn wirken sehr nachtheilig. Die Furcht macht überhaupt alle Krankheiten schlimmer. Die Schamhaftigkeit, eine mildere Gattung der Furcht, hält das Blut in den äussersten Gefässen des Angesichtes und der Brust und über den ganzen Körper zurück. Die Traurigkeit wirkt entweder geschwind oder langsam. Die Indignation scheint mir eine Wirkung von Traurigkeit und Zorn. Eine langsame und immer wiederkehrende Traurigkeit schwächt die Nerven, nimmt die Esslust und den Schlaf. Leib und Seele werden abgenutzt. Ebenso wirkt das Heimweh. Die unglückliche Liebe wirkt geschwind und heftig, weil sie von allen Leidenschaften die ungeduldigste und heftigste ist. Der Neid äussert seine Wirkungen schon bei Kindern, sie werden elend und mager und verfallen in eine Darrsucht. Am gefährlichsten ist

die Eifersucht. Ich habe in dem grossen Narrenhospital in Paris nur drei Classen von Narren gefunden, die Männer aus Hochmuth, die Mädchen aus Liebe, die Frauen aus Eifersucht.

Von den entfernten Ursachen der Krankheit in der allzugrossen Anstrengung des Geistes. Die Begierde, seinen Geist aufzuklären, gehört in die Classe der Leidenschaften, weil sie oft so stark ist, dass sie die meisten übrigen Leidenschaften verschlingt. Aber dieser Trieb nach Erkenntniss und thätiger Wissenschaft, dieses nicht alternde und unausgesetzte Bestreben nach neuen Ideen wird auch eine Quelle vieler Uebel. Die immer währende Wirksamkeit des Geistes und die damit verbundene Ruhe des Körpers, macht den Körper unmerklich schwach: die immer währende Wirksamkeit des Leibes und der damit verbundene Stillstand des Geistes macht den Geist unendlich schwach. Darum ermüdet die geringste Meditation den Pöbel, darum ermüdet die geringste Ueberarbeitung seines Leibes den Gelehrten.

Das Hirn ist bekanntlich das Werkzeug, durch das die Seele denken muss. Man darf also nicht fragen, ob die zarten Fasern des Hirns von einer allzustarken Anstrengung nicht so sehr ermatten sollen als die groben Muskeln des Bürgers oder des Bauers durch die Arbeit, beim Ambos oder auf dem Felde. Jeder Theil des Körpers wird bekanntlich auf einmal matt, sobald er ohne eine abwechselnde Ruhe immer wirkt, dieses ist von jedem einzelnen Muskel und von jedem einzelnen Gliede wahr, dessen man sich zu sehr bedient. Man schloss hieraus, eben das müsse in der Werkstatt der Seele widerfahren, wenn man sich eines besonderen Theils derselben vor allen andern ohne Nachlassen bedient. Man kann freilich nicht sagen, von was für einer Art diese Bewegung ist, aber man weiss doch nach dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit, dass sich etwas in dem Hirn bewegen muss, wenn man denkt. In einem scharfsinnigen Kopfe ist augenscheinlich Alles in Bewegung. Auch sagt Boerhaave, die äusserste Beweglichkeit des Gehirns und der Nerven werde zu dem Genie erfordert, aber diese Beweglichkeit bestehe nicht ohne die Schwachheit, dahingegen die Festigkeit, welche die Stärke ausmacht, Nerven fordert, die zum Denken allzusteif sind. Eine ganze Reihe von Uebeln entstehen aus dieser übertriebenen Pflege des Geistes. Zuerst leiden der Magen und die Dauungskräfte, die Absonderung der Säfte wird zerstört, und die Ernährung gehemmt. Die Geisteskräfte immer lesender und denkender Menschen werden endlich stumpf, andere verlieren durch unmässiges Studiren gänzlich den Schlaf. Keine Arbeit des Geistes ist so ermattend wie die, der man mit Missvergnügen sich unterzieht.

Eine allzustarke Anstrengung der Einbildungskraft führt auf verschiedene Abwege. Eine übertriebene Frömmigkeit zehrt die Menschen auf. Man sieht aus allen diesen Betrachtungen, wie gefährlich die allzustarke Anstrengung des Geistes dem Menschen, besonders in einem einsamen und stillen Leben ist, wie thöricht wir sind, uns todt zu arbeiten, um leben zu können oder uns das Leben zu nehmen, um unsterblich zu werden; wie viel besser es für die Gesundheit wäre, ein Holzhauer zu sein als ein Gelehrter.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in dem Einflusse verschiedener, noch nicht berührter, äusserlicher Dinge auf den Körper. Die Betrachtung der 6 natürlichen, sehr unvernünftig sogenannten 6 unnatürlichen, Dinge erschöpft die Menge der äusserlichen Ursachen der Krankheiten nicht. Die Entblössung der Brust giebt Veranlassung zu Brustkrankheiten Die Gesetze sollten entweder allen Weibern die Entfaltung des Busens verbieten oder sie allen erlauben. Viel schädlicher ist die Pressung des Unterleibs durch Schnürbrüste. Davon entstehen Mutterbeschwerden, schwere Geburten, Schlagflüsse. In einer Stadt der Schweiz zwingt man die Weiber, in der Kirche eine eiserne Schnürbrust zu tragen. Der Dispens davon kostet 900 Gulden. Das allzuwarme Baden ist höchst schädlich. Unter die Einflüsse der äusserlichen Dinge auf den Körper gehören auch die Gerüche.

Von den entfernten Ursachen der Krankheiten in der vorhergegangenen Beschaffenheit des Körpers. Man ist nach Verschiedenheit des Alters zu gewissen Krankheiten vorzüglich geneigt Kleine Kinder sind am meisten Kopfkrankheiten unterworfen. Nach dem 2. Jahre bleibt den Kindern eine vorzügliche Schwachheit in dem Magen und den Därmen. Das Jünglingsalter, Mannesalter und hohe Alter haben ihre besonderen Prädispositionen. Das Geschlecht hat Einfluss. Ebenso das Temperament. Durch die Nase eines Menschen schliesse ch sehr oft auf sein Temperament. In der Nase liegen die Nerven bloss; wie

mehr also die Nase eines Menschen empfindlich ist, desto mehr sein Temperament. Der spitzfindige Cardanus hielt einen feinen Geruch mit Recht für die Anzeige eines scharfsinnigen Geistes. Rousseau nennt mit Recht den Geruch das sinnliche Werkzeug der Einbildungskraft, weil er den Nerven einen höheren Schwung giebt, das Hirn in Bewegung bringt. Die Wirkungen der meisten entfernten Ursachen hängen vorzüglich von dem Temperamente ab. Wichtig ist die Idiosynkrasie. Bei dieser haben die unschuldigsten Mittel oft giftartige Wirkungen. Hierher gehören die Antipathien.

Zu der ersten Classe der Krankheiten, deren Grund in einer fehlerhaften Beschaffenheit des Körpers liegt, gehört die ererbte Neigung. Jede Gemüthsbewegung wirkt vorzüglich auf diesen schwachen Theil. Die Krankheiten ändern oft das Temperament, in einigen wird die Empfindlichkeit des Temperamentes gemindert, in anderen vermehrt. Vorher gegangene Krankheiten lassen immer eine gewisse Neigung zu der gleichen Krankheit zurück. Die nur zum Theil geheilten können den Stoff zu einer anderen zurücklassen.

Von den Kräften in dem Menschen, die diesen zahlreichen Ursachen widerstreben. Diese Kräfte liegen in der Wiederherstellung des Verlorenen, in der Verbindung und Befestigung des Zerrissenen und Zerbrochenen, in der Abscheidung des Fehlerhaften und besonders in der Eiterung, in dem Auswurf des Schädlichen durch die gewohnten und ungewohnten Gänge, zuweilen in dem Fieber, in der Beihülfe der mitleidenden Theile, in der Lebensart, in der Gewohnheit, in der Stärke des Temperamentes, in gewissen Seltsamkeiten der Natur und in der Gewalt der Seele über den Körper. Unmässig ist nur der, welcher mehr Speisen und Getränke zu sich nimmt, als er vertragen kann. Immer mässig sein ist ungesund, weil man unter der geringsten unausweichlichen Abänderung einer allzuharmonischen Lebensart sofort erliegt. Zuweilen rasen, aber angenehm und mit Vernunft rasen, ist gesund. Plato rieth, die Gesundheit zu unterhalten, dass man die Seele nicht ohne den Körper und den Körper nicht ohne die Seele übe, damit durch die hieraus fliessende Uebereinstimmung der Kräfte von beiden auch beide gesund bleiben. Boerhaave rieth, neben der Arzneikunst auch auf andere Wissenschaften sich zu legen. Ein Mathematiker soll plötzlich seine erhabenen Betrachtungen fahren lassen und die Musik oder einen Dichter zur Hand nehmen, sobald er die geringste Ermattung empfindet. Die Gewohnheit macht viele sonst gefährliche Wirkungen unschädlich. Durch die Gewohnheit wird die Kälte erträglich, man gewöhnt sich an schädliche Speisen, an spirituose Getränke. Man kann sich sogar an das Kränkeln gewöhnen, ebenso an die Gifte. Auch die Macht der Seele über den Körper hebt viele Krankheiten."

Der dritte Band befindet sich, wie der ganze literarische Nachlass Zimmermann's, als Manuscript auf der hannover'schen Stadtbibliothek; er zerfällt in das 5. und 6. Buch. Ersteres handelt von der Erfahrung, die man sich bei den Versuchen zur Heilung der Krankheiten erwirbt. Das erste Capitel enthält die Einleitung zu diesem Buche, das zweite handelt von den nächsten Ursachen der Krankheiten, das dritte von der Erfindung der Wege zur Heilung, das vierte von dem Verhalten bei hitzigen Krankheiten, das fünfte von dem Verhalten bei verwickelten und langwierigen Uebeln des Leibes und der Seele, das sechste von der Erfindung der Heilmittel und Prüfung ihrer Heilkräfte. In dem VI. Buch wird die Theorie, Praxis und Sinnesart eines erfahrenen Arztes abgehandelt. 1. Cap. Von der Theorie und Praxis überhaupt und ihren Verhältnissen zu der Erfahrung. 2. Cap. Etwas mehr von sogenannten theoretischen Aerzten und praktischen Männern. 3. Cap. Von dem Schatten und der Wahrheit der falschen und wahren Theorie. 4. Cap. Von der Bescheidenheit in der erfahrenden Arzneikunst oder der vernünftigen Empirie. 5. Cap. Von der Gemüthsart eines erfahrenen Arztes. 6. Cap. Von dem Verhalten der Aerzte bei abwechselnden Schicksalen ihres Lebens. Wir können uns nicht versagen, einige charakteristische Stellen aus diesem Manuscripte zu citiren: „Mein Vortrag wird nichts weniger als gelehrt sein. Ich bin selbst nicht gelehrt und habe längst allem gelehrten Tross und Plunder entsagt, um besser denken zu können. Mit der grössten Achtung für wahre Gelehrsamkeit und mit der vollkommensten Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, möchte ich den gelehrtesten Arzt von Europa doch nicht zu meinem Arzte haben. Einer der grössten Philosophen unserer Zeit machte mir vor zwei Jahren das Compliment, ich sei der erste Arzt, von dem er in seinem Leben gehört habe: das weiss ich nicht. — Die Theorie eines Arztes ist das Räsonnement, von dem er ausgeht, wenn er einem Kranken

helfen will. Seine Praxis ist die Ausübung oder Anwendung dessen, was man von den Menschen überhaupt, von den Krankheiten und ihren Hülfsmitteln weiss und glaubt. — Unter allen Ständen, selbst an den Höfen der Könige und Fürsten giebt es Menschen genug, die sich einbilden, alle Menschen verstehen die Arzneikunst, ausgenommen diejenigen, die sie studiren. — Es ist wahr, dass oft durch die Köpfe grosser Gelehrten eine Ader voll Dummheit läuft, und dass manche verständige Frau oft am Krankenbett so gut räsonnirt als der beste Professor. Aber es ist nicht wahr, dass die Staatskunst, die Kriegskunst und die Arzneikunst aus zwei einander entgegengesetzten, sich ganz widersprechenden, von einander getrennten Haupttheilen bestehen, aus der Theorie und aus der Praxis. Es ist nicht wahr, dass ein Geschäftsmann, der über Politik, ein Officier, der über Kriegskunst, ein Arzt, der über Arzneikunst nachdenkt und schreibt, desswegen ein Theoreticus ist, d. h ein ganz unbrauchbarer Mann sei, und erst alsdann ein Prakticus, das ist ein grosser Minister, ein vollkommener General, ein Arzt vom ersten Rang wird, wenn er kein Buch geschrieben hat und keins schreiben kann. In den kleinen Städten der Schweiz hält man Jeden für einen blossen Theoreticus, den man mit vielen Büchern umgeben findet, und von Petersburg bis nach der Schweiz herrscht dieser Wahn. Man hält denjenigen für einen Prakticus, auf dessen Stube man anstatt der Bücher eine grosse Menge Uringläser stehen sieht, in die der Herr Doctor gewöhnlich selbst pisst. — Schriftstellerei ist gemeiniglich den praktischen Männern und ihren Freunden zuwider, weil sie eine Appellation an das Publicum ist, dessen Stimme die ihrigen überwiegt. Darum behaupten die praktischen Männer so gern, alle Schriftstellerei mache zur Praxis unfähig. Sehr gelehrte Aerzte sind oft schwankend in ihren Urtheilen und Vorschlägen, und derjenige, der immer zeigen will, dass er Alles weiss, vergisst gar leicht, was bei der Sache zu thun ist, wofür man ihn befragt. Unter allen Wegen zum Glück ist der beste, dumm zu scheinen, ohne es zu sein. — Die Chymisten verschlangen die Schullehrer. Nachdem mein berühmter Landsmann, der Esel Paracelsus mit dem allgemeinsten Beifall über den Ruinen der Vernunft seinen Wahnwitz erhoben, nachdem der Esel van Helmont aus der Arzneikunst verbannt, was nicht chymisch war, nachdem man durchaus als erwiesen angenommen, der Mensch sei eine Retorte, beredete der Esel Sylvius de le Boë die bewundernde Welt, das Acidum und das Alkali seien die Grundquellen aller Krankheiten. Nach diesen Grundsätzen zersprangen dem Sylvius die Retorten unzähliger Menschen, die Retorten seiner eigenen Kinder und seine eigene Retorte. Die cartesianischen Aerzte verschlangen die Chymisten. Ein Arzt, der auf diesem Wege die Wahrheit gesucht, hat sie nie gefunden. Ein Arzt, der ohne Rücksicht auf die Erfahrung allein den Kräften seines Verstandes sich überlässt, kann die Kunst zu heilen durch die schönste Mechanik herleiten, seine Wissenschaft wird ein leeres Geklingel von Worten sein. — Eine Theorie ist endlich auch falsch, wenn sie auf unzulänglichen Grundsätzen ruht. Die missbrauchte Würdigkeit einzelner Theile der Arzneiwissenschaft gebiert diese falsche Theorie. Die Zergliederungskunst wird höchst unbillig verachtet. Der Ritter Linnäus will, dass man die Todten ruhen lasse; ein Waffenträger dieses Ritters verwirft die Anatomie, weil der Arzt nicht den menschlichen Leib zerstören, sondern zu ergänzen zur Absicht hat. Diese unbesonnenen Machtsprüche bedürfen keiner Widerlegung. Aber ein Arzt sein wollen, weil man ein Anatomicus ist, scheint ebenso lächerlich, als dasjenige wissen wollen, was in einem Hause vorgehen kann, weil man alle Thüren, Treppen und Zimmer dieses Hauses kennt. Mit der Physiologie wäre es ebenso, wenn man ihren Einfluss zu weit triebe. Ein Arzt, der allein ein Naturlehrer, ein Mathematiker, ein Zergliederer, ein Scheidekünstler, ein Kräutersammler sein will, ist ein vortrefflich grosser Mann, aber er ist nicht nur kein wahrer Theoreticus, sondern, bestimmt zu reden, kein Arzt. Die wahre Theorie ruht hiemit allein auf der Praxis. — Ich habe Aerzte gekannt, die nicht grosse Gelehrte, nicht berühmte Schriftsteller waren und von denen mir immer mein Herz sagte: dich möchte ich an meiner Seite haben, wenn ich Hoffnung hätte zu genesen und in deinen Armen möchte ich gern sterben."

Specielle Pathologie und Therapie.

Hätte Z. durch keine in diese Disciplin einschlagende Arbeit sich be-

merkbar gemacht, so wäre sein Einfluss durch sein Buch über „die Erfahrung" dennoch ein bedeutenderer und nachhaltigerer gewesen als der mancher anderer Aerzte, die allein mit jener Disciplin sich beschäftigten, weil durch die, von ihm gegebenen allgemeinen Grundsätze, auf die Klinik ein indirecter Einfluss bei allen Praktikern sich geltend machte. Z. betheiligte sich aber ebenso sehr direct an dem Aufbau der eigentlichen Heilkunst. Seine wirklichen Verdienste um diese bestehen in Folgendem: 1) Er führte das nach Haller genannte und von ihm empfohlene Acidum Halleri in die ärztliche Praxis ein. Es war dies mit den grössten Schwierigkeiten verbunden, da die meisten Aerzte der damaligen Zeit unter dem Vorwande, dass die Schwefelsäure Löcher in den Magen brenne, sich der therapeutischen Anwendung widersetzten. Nur der Beharrlichkeit Zimmermann's ist es zu verdanken, dass dieses Mittel, welches Tausenden von Menschen das Leben gerettet hat, in die Praxis eingeführt wurde. Zimmermann bestimmt genau die Indication dieses Heilmittels. Einzig die Vernachlässigung der Geschichte der Medicin ist Schuld, dass das Acid. Halleri jetzt nur noch in wenigen beschränkten Fällen angewandt wird. Hervorheben wollen wir namentlich, dass es ein Hauptmittel gegen zu starke Menstruation ist. Nach der Modetherapie wird dieselbe jetzt gewöhnlich mit Eisen und zwar ohne Erfolg behandelt. Im Gegentheil der Blutverlust wird immer stärker. Man geht von der Ansicht aus, die Grundkrankheit sei Bleichsucht und Blutarmuth und betrachtet die zu starken Regeln als blosses Symptom, während es in Wirklichkeit in vielen Fällen eine Mitursache von vielen coexistirenden Ursachen ist. In diesen Fällen wandte Zimmermann mit grossem Erfolg das Acidum Halleri an. Aus eigener Praxis können wir nur den ausgezeichneten Erfolg bestätigen. Schon nach einigen Wochen ist die oft 8 Tage dauernde und sehr profuse Menstruation zu ihrer Normalität zurückgebracht, und die vorher bleich und erdfahl aussehenden jungen Mädchen gewinnen, ohne Eisen gebraucht zu haben, in kurzer Zeit ihre blühende Gesichtsfarbe und ihre verlorenen Kräfte wieder. 2) Durch seine Empfehlung fanden die Kämpf'schen Visceralklystiere und die frischen Kräutertränke Eingang in die Praxis (siehe hierüber Wichmann). 3) Er führte bei Fiebern die kühlende und, wenn es Noth that, die ausleerende Methode ein, doch niemals nach der Schablone verfahrend, stets individualisirend. 4) Durch seine Monographie über die Ruhr begründete er zuerst eine rationelle Therapie dieser mörderischen Krankheit. Bis vor Zimmermann war es allgemein Gebrauch gewesen, mit adstringirenden Mitteln gegen dieses Uebel zu Felde zu ziehen, wenigstens griff man sofort zum Opium. Zimmermann zeigte durch seine reichen Erfahrungen, die er in einer verderblichen Epidemie in seiner Heimath gesammelt hatte, dass unter Umständen erst Brechmittel, abführende und einhüllende Mittel gegeben werden müssten. Ueberdiess präcisirte er die einzelnen Formen der Ruhr, verwarf die bisherigen, auf eine blosse äusserliche Semiotik gegründeten Arten und führte eine, auf wesentliche Differenzen basirte, Eintheilung und dieser entsprechende Therapie herbei. Es muss daher seine Schrift unter allen hierüber erschienenen Monographien noch für die beste erklärt werden. Ausserdem ist sie höchst interessant in culturhistorischer Beziehung, da in ihr drastische Bilder vorgeführt werden von den Zuständen, worin die Heilkunde in der Schweiz sich damals auf dem Lande befand. Z. zeigte zuerst, dass der französische Ergot und die deutsche Krampfsucht ein und dieselbe Krankheit sei, und ver-

breitet sich eingehend historisch über die Wirkung des Mutterkorns in seiner „Erfahrung". So sehr er die Wichtigkeit des Pulses bei den einzelnen Krankheiten erkannte, ebenso sehr warnt er, denselben als pathognomonisches Symptom zu benutzen, wie Solano und Bordeu damals mit grossem Eifer zu beweisen suchten. Die Simaruba setzte er in den ihr gebührenden Rang ein. Ohne die Auscultation als eine besondere Lehre auszubilden, bediente schon er sich, als semiotischer Erkennungszeichen, der in der Brust entstehenden Geräusche. Das beim hohen Athmen entstehende Geräusch vergleicht er mit dem Tone eines mühsam getriebenen Pumpwerkes. (Erfahrung I. Th. S. 371.)

Etwas von den Wirkungen des in Taffia aufgelösten Guajacgummi gegen Gicht und Podagra. Zimmermann lässt mehrere Briefe, die er von dem berühmten dänischen Leibarzt Berger empfangen hat, abdrucken, der ihm über die Wirkung dieses damaligen Modemittels berichtet. Zimmermann zieht folgende Schlüsse aus diesen Berichten. „Wie gefährlich und tödtlich schon manches sogenannte Specificum gegen das Podagra gewirkt hat, ist bekannt. Noch hat man kein wahres gegen dasselbe gefunden. Allein es wäre eine grosse Wohlthat, wenn durch dieses so berühmt gewordene Mittel die schrecklichen Leiden vermindert und gekürzt würden. Diess scheint dasselbe zuweilen gethan zu haben; öfters hat es aber das nicht bewirkt. Es hat auch geschadet. Mir däucht es deswegen nicht ganz unnütz, dass man gute, gleichgültige und böse Erfolge dieses Mittels, von Zeit zu Zeit, mit der grössten Unparteilichkeit bekannt mache".

Des Herrn von Haller Beschreibung einer im Canton Bern im Jahre 1762 beobachteten Epidemie von galligten und faulenden Fiebern, von ihm in französischer Sprache der Akademie der Wissenschaften in Paris mitgetheilt. Die Krankheit zeigte sich unter der Gestalt eines Seitenstiches und Mangels an Athem; manchmal warf man eine gelbe Materie, auch wohl Blut aus. Die Kräfte nahmen plötzlich ab, der Aderschlag war häufig, schwach und weich, hierauf folgte Brechen mit gallhaften Bauchflüssen, und bisweilen Kopfschmerz und Schlummer. In 24 — 72 Stunden war es um den sinnlosen Kranken gethan. Auch zog sich die Entzündung in den Unterleib; es wurden die Augen und der ganze Leib gelb. „Ich bemerkte, dass der Bauchfluss und das Brechen heilsam seien. Desshalb im Anfang Ipecacuanha, dann zum Abführen Cremor tartari; so lange die Krankheit dauert Vitriolöl, mit gleichen Theilen Alkohol versüsst". Zimmermann macht hiebei die Bemerkung, dass er dasselbe auch gegen die Epilepsie und den Veitstanz, gegen Blutspeien oft mit Erfolg gebraucht habe, ebenso gegen zu häufige und starke Menstruation; er moquirt sich über die Aerzte, die da behaupten, es frässe Löcher in den Magen wie in die Manschetten. In Deutschland tödtete vielleicht der ganze letzte Krieg durch Feuer und Schwert nicht so viele Menschen als die Gallenfieber mit Beihülfe der versäumten Ausleerungen, des allzufrühen Gebrauchs schweisstreibender Mittel und der ihre Göttlichkeit am Anfang und in der Mitte nicht erweisenden China.

Von den Nervenkrankheiten und einer Hülfe gegen dieselben in einem sauren Elixir. Z. gab in Wasser 15 — 20 Tropfen Vitriolöl mit Alkohol. Elix. acid. Halleri. Es wurde auf seine Veranlassung auf allen hannoverschen Apotheken eingeführt.

Warnung an Eltern. Z. weist darauf hin, dass Onanie so häufig bei jungen Mädchen vorkomme und erzählt drei Fälle aus seiner Praxis, wo vor ihm die Ursache des krankhaften Zustandes nicht erkannt war, und wo allein Onanie zu Grunde lag. Die Onanie wird oft schon in früheren Jahren getrieben. Würmer werden gewöhnlich als Ursache des Kränkelns beschuldigt. Gewiss ist es doch, sagt er, dass es genug Eltern giebt, denen es nicht gleichgültig sein kann, zu wissen, ob nicht ihre Töchter schon in den Kinderjahren Gewohnheiten annehmen, die sie theils in alle möglichen Nervenkrankheiten, in schleichende Fieber, in Schwindsucht und hundert andere Uebel stürzen können und theils den Hang zur Wollust so tief in ihre Seelen einpflanzen, dass man befürchten kann, ihre Töchter werden Huren werden, ehe sie mannbar sind, — Theologen, die Feuer und Thätigkeit haben, gehen vielleicht lieber auf die Ketzerjagd, und nicht jedem Sittenlehrer fällt eben ein, dass manche Lücke in seinen Kenntnissen und Vermahnungen, Niemand so gut ausfüllen kann als der Arzt.

Wegen dieses Aufsatzes, den er auch in Baldinger's neuem Magazin veröffentlicht hat, wurde er von einem Ungenannten in einem Aufsatz, betitelt: „Rettung unschuldiger Kinder weiblichen Geschlechts von fälschlich beschuldigter Selbstbefleckung", angegriffen. Zimmermann antwortet mit einer kurzen, aber derben Abfertigung: „Einem Arzt, der so ganz ohne alle Rücksicht auf Tugend und Menschheit schreibt, der so hämisch und unverschämt meine Worte verfälscht, der so offenbar die klarsten Begriffe verwirrt, der so erbärmlich lange schwatzt, dem überlasse ich gern den Lohn seiner vielvermögenden Eloquenz im Kreise seiner verehrungswerthen Patronen".

Nachricht von einer von dem Herrn Hofrath und Leibarzt Kämpf in Hanau erfundenen Maschine zu Dampfklystieren. „Dem Doctor Closius in Utrecht gehört der erste Gedanke von dieser Maschine. Er war seit verschiedenen Jahren mein freundschaftlicher Gehülfe bei der Nachprüfung und Ausbreitung der nicht genug geachteten, von den meisten Aerzten verworfenen und nie versuchten Kämpf'schen Methode zur Heilung solcher Nervenkrankheiten, die von Verstopfungen der Gefässe und Eingeweide des Unterleibs herrühren, und die man insgemein bloss als eine unmittelbare Wirkung der verminderten Kraft der Nerven betrachtet. Alle bisherigen Maschinen aber waren mangelhaft, weil sie den Hintern verbrannten. Kämpf hatte den Einfall, ob nicht der Dampf aus einer nicht allzuheissen Brühe durch stark bewegte Luft losgerissen, abgekühlt und geschwind zum Orte seiner Bestimmung gebracht werden könnte. So entstand diese Maschine mit Beihilfe seines Bruders des Leibarztes K. in Neuwied".

Historia vitii deglutionis. De Haen hat eine ausgezeichnete Abhandlung hierüber geschrieben. Verfasser hat zwei Fälle beobachtet. Im Jahre 1752 im October wurde er in Bern zu einem jungen Mädchen gerufen, das früher lange an Bleichsucht gelitten hatte, darauf von Hysterie befallen wurde, die sich oft in Krämpfen äusserte und seit fünf Jahren an einem Fehler beim Hinunterschlucken litt. Alle Speisen blieben in der Mitte des Schlundes stecken und wurden wieder ausgebrochen, daher Schmerzen im ganzen Oesophagus bis zum Magen. Nur durch zarte Suppen hatte sie die fünf Jahre ernährt werden können. Aeusserliche Fehler waren nicht zu entdecken. Z. liess über den ganzen Hals und die Brust warme Cataplasmen legen, und die Kranke fühlte, wie sie sagte, eine eigenthümliche Bewegung im Pharynx, Schlunde und im Magen. Am folgenden Tage konnte sie schon ohne Hinderniss Brod hinunter schlucken, was sie in fünf Jahren nicht gekonnt hatte. Am dritten Tage verspürte sie etwas Hinderniss am Zapfen; am vierten Tage bekam sie einen Krampf in der unteren Kinnlade. Am sechsten wurde sie in Folge von Aerger von allgemeinen Krämpfen befallen, und dadurch die Kraft des Schluckens beeinträchtigt. Ende Dezember war sie ganz geheilt. Innerlich gab Z. nur Eisenpräparate.

Der zweite Fall betraf eine Jungfrau von 35 Jahren. Sie hatte einen „tumor hystericus" auf der Brust unter dem rechten Schlüsselbeine; derselbe war in Folge eines Aergers vor einem Jahre entstanden. Auf die badischen Thermen verschwand er, kehrte aber wieder. Ein anderer Tumor bildete sich am hinteren Theile des Halses aus; einige Tage vor Zimmermann's Ankunft ging derselbe vorn nach dem Halse über, so dass das Schlucken beschwerlich wurde. Als Z. die Kranke zuerst sah, wurde ihm berichtet, dass der Tumor die Nacht zuvor in der Breite von 3 Fingern weiter nach vorn sich erstreckt habe, so dass er gerade auf der Cartilago cricoidea sass; in dem Verhältniss als der Halstumor grösser wurde, war der der Brust kleiner geworden. Der Tumor war hart, leistete den Fingern Widerstand. Die Respiration wurde immer beschwerlicher, und Erstickungsanfälle traten ein. Z. liess nun, nach einem, wie er selbst sagt, unnützen Aderlasse, warme Umschläge anwenden. Sofort trat Erleichterung ein, so dass sie schon wieder Suppe hinunterschlucken konnte. Am folgenden Tag war der Tumor vertheilt, und sie konnte wieder schlucken.

Von der Ruhr unter dem Volke im Jahre 1765. Z. gesteht, dass er in diesem Buche Vieles gesagt, das ein Anderer vielleicht nicht würde gesagt haben. Er weiss recht gut, dass sehr oft ein Mensch, der seine besonderen Vortheile der allgemeinen Wohlfahrt nachsetzt, für einen gefährlichen Menschen gehalten wird. Aber die innigste Liebe der Befehle Gottes und seiner Obrigkeit, die Redlichkeit, die Einfalt und die Unschuld seines Herzens machen ihn kräftig genug, die Wahrheit wie einen Felsen

zu umfassen, wenn von dem Sturme der Leidenschaft getrieben, die Wogen des Irrthums und der Vorurtheile an diesem Felsen emporschäumen.

„Von den Gegenden, in die sich diese Krankheit ausgebreitet hat: Im Canton Bern, in der Landgrafschaft Thurgau und in Schwaben. Die Krankheit fing schon im Brachmonat an. In der Stadt Aarau starben von 1800 Einwohnern innerhalb 6 Wochen 64 Personen. Im August hatte die Epidemie ihren Höhepunkt erreicht, Mitte October hörte sie allenthalben auf.

Beschreibung der Krankheit. Zuerst Frost, Zerschlagenheit in den Gliedern, Bauchgrimmen, Ausleerung nicht sogleich; Viele waren im Anfang verstopft. Fast Alle klagten über Bitterkeit im Munde und anhaltende Neigung zum Brechen. Mehrere erbrachen eine galligte Materie. Auf den Frost folgte Hitze und starker Kopfschmerz. Das Fieber wurde im Verlaufe stärker. Die Stühle immer dünner, bei Vielen schon den ersten Tag blutig. Bei den Meisten war der Stuhlgang weiss, gelb, roth, braun, grün, auch zuweilen schwarz; mehrere theils von einem fauligen Geruch und zuweilen vollkommen aashaft. Täglich 25 Stuhlgänge, oft 40 — 50". Z. sah und heilte Patienten, die in 12 Stunden 150 — 200 Stuhlgänge hatten. Die Leibschmerzen waren vor dem Stuhlgange immer heftiger, nach der Ausleerung liessen sie nach. Dazu Rückenschmerz, Harnbrennen, Brust beängstigt, Esslust und Schlaf verloren. Die meisten Kranken wurden in 5—6 Tagen gesund; die schwersten Anfälle dauerten 14 Tage. Höchst gefährliche Kranke bekamen einen ordentlichen Friesel, namentlich wenn im Anfang nicht gehörig abgeführt war. Bei dem schlimmen Ausgange verminderten sich die Schmerzen nach dem Stuhlgange nicht, sie wurden jeden Tag grimmiger.

Erklärung der Krankheit. Sydenham's bekannte Anmerkung von dem Zusammenhang der Epidemien eines Jahres fand sich in diesem Jahre vollkommen bestätigt. Auf eine erstaunende Menge Faulfieber folgte die, von einem Faulfieber begleitete, Ruhr. Ersteres herrschte von 1764—1765. Die Aehnlichkeit beider Krankheiten war auffallend. Das Faulfieber hatte aber meistens seinen Sitz auf der Brust und hatte die Art eines Seitenstechens, brachte auch zuweilen die Leber zur Verschwärung. In dem Faulfieber war der mit Blut gefärbte Auswurf der Lungen aber nicht das Anzeichen einer Entzündung, denn auf ein Brechmittel verschwand dies Blut, auch der Friesel fehlte nicht. In den Faulfiebern, wie in der Ruhr, durfte man die Heilung nie bloss der Kunst überlassen; auch hier kam Alles auf die geschwinde Ausführung der galligten Materie an; das Fieber blieb weg, sowie die galligte Materie aus dem Körper geschafft war. Z. gab bei der grössten Schwachheit noch am 11. Tage Brechmittel, auch sogar nach dem zwanzigsten Tage. In dem Faulfieber, wie in der Dysenterie, zählte er unter die grössten Mittel die Ipecacuanha, die Tamarinden, das saure Weinsteinsalz, alle Säuren aus dem Pflanzenreiche. Im Faulfieber, wie in der Ruhr, fand er den Wein äusserst schädlich und gefährlich; beide Krankheiten, nicht immer ansteckend, wurden es durch Unreinlichkeit und Zusammendrängung in einen engen Raum. Die ansteckende Kraft liegt in den Faeces. Die Witterung war meist nass und schwül, und die Nächte erstaunlich kalte. Durch diese Abwechslungen von Hitze und Kälte wurde die Ausdünstung wechselweise befördert und sodann stärker gehemmt; der säurige Abschaum blieb also meistens zurück. Die Baum- und Staudenfrüchte als Ursache anzugeben, ist eine blosse Hypothese. Die Epidemie brach schon im Juni aus. — Volksglaube aber ist, dass Alles schädlich sei, was abführt. Unstreitig entstand die Ruhr von einer Fäulniss der Säfte. Ueberall erscheint die Ruhr, wo nach grosser Hitze die Ausdünstung nicht nur durch nassen Erdboden, sondern auch durch nasse Kleider verstopft wird. In den Leichnamen war die Galle entweder gar nicht vorhanden oder scharf und ätzend. Von diesem Reiz entsteht das Brechen und Purgiren, davon auch die schrecklichen Schmerzen. Geschwüre in dem Darme finden sich nicht immer, sehr oft aber häutige, fleischige Lappen, die aus Schleim oder geronnenem Blute bestehen. Der Brand der Gedärme ist absolut tödtlich. Es kann sich eine Entzündung der Gedärme hinzugesellen.

Anzeigen zur Heilung. Der weisse und rothe Friesel, die grossen Frieselblasen und die Petechien sind in Faulfiebern eine Wirkung der in das Blut übergegangenen faulen Materie; solche Uebel entstehen aus gleichen Uebeln in der Ruhr. Desshalb Abtreibung der fauligten Materie indicirt. Sofort Brechmittel, nur nicht, wenn das geringste Anzeichen einer Entzündung vorhanden ist; nach dem Brechmittel abführende Arzneien. Das Blut im Abgange hindert Zimmermann nicht,

abführende Mittel zu geben, so lange als ihm eine scharfe, fauligte Materie in den Gedärmen ohne Entzündung sich zeigte. Später gab er saure Salze. Zur Stärkung des Magens verordnete er stärkende und noch ein wenig zum Abführen fähige Mittel. In Bezug auf die Diät verbot er alles Fleisch, alle Fleischbrühen und Eier, da alle Gattungen Fleisch in den Faul- und Entzündungsfiebern schädlich sind, weil sie die faulige Verderbniss der Säfte vermehren und das schon verdickte Blut noch mehr verdicken. Alle Patienten bekamen Gerstensuppe und Reisbrühe. Häufiges Trinken sehr gut; laues Wasser zu trinken ist sehr nützlich, dagegen kaltes Trinken schädlich. Alles was stopfen und erhitzen konnte, verbot Z. Reinlichkeit höchst wichtig. Genesenden erlaubt er gekochtes Obst. In Bezug auf die Vorbeugungsmittel Folgendes: Die Erfahrung hat gelehrt, dass der Geruch der Kranken mit der wenigsten Gefahr ansteckt, dass der Athem schlimmer, und der Abgang am schlimmsten ist, dass ein Schauer oft die erste Folge der Ansteckung war, und dass in diesem Zustande ein Brechmittel dient. In der Kammer muss bei Tage stets ein Fenster offen sein; der Abgang ist so bald als möglich aus dem Hause zu schaffen. Den Gesunden empfahl er, wenig Fleisch zu essen, dagegen Obst und Trauben nach Belieben.

Allgemeine und besondere Heilmethoden und ihre Erfolge. Die Hauptsache bei allen Kranken war die geschwinde Abführung der galligten Materie. Am besten gleich Brechmittel. Nachdem Z. des Morgens ein solches gegeben, liess er des Nachmittags mit folgendem Trank den Anfang machen: 2 Unzen Gerste mussten mit einer Unze von dem sauren Weinsteinsalze und $^1/_4$ Mass Wasser abgekocht werden, bis die Gerste sich geöffnet hatte, dann liess er es durch Leinwand durchseigen. Dies wurde dann den Nachmittag und die Nacht durch getrunken; am zweiten Morgen verordnete er Erwachsenen 3 Unzen Tamarinden, mit Wasser abgekocht. Hierdurch kamen stärkere Stuhlgänge. Statt der Tamarinden gab Z. zuweilen das Seidlitzersalz zu $1-1^1|_2$ Unzen, am 3. Tage nochmals Tamarinden. Letztere wirkten besser als der Rhabarber allein; auch machten sie keine Schmerzen. Den Mohnsaft zu geben, ehe der Zunder des Uebels zernichtet ist, hielt er immer für gefährlich. Er gab Sydenham's Laudanum alle Stunden zu 6 Tropfen bei den hartnäckigsten und schmerzhaftesten Fällen, in der Zwischenzeit aber Tamarinden oder Rhabarber. Die Fieber wurden durch das Laudanum stets stärker. Den Chamillenthee fand er nach dem Mohnsaft als das beste Mittel, die Schmerzen zu stillen, er widersteht zugleich der Fäulniss. Auch der Stuhlgang legte sich nicht eher, als bis alle faule Materie gänzlich aus dem Wege geräumt war.

Erfolge anderweitiger Mittel. In den ersten 15 Jahren hat Z. die Ruhr nach ganz anderen Methoden behandelt. Es starb ihm kein Kranker, und doch hält er die Methode für falsch. Er gab nämlich kein Brechmittel, sondern bloss Rhabarbertinctur. Sie wirkte aber zu langsam; auch der Rhabarber in Pulver führt nicht genug ab, vermehrt aber die Schmerzen. Gut bewährten sich die Trauben.

Wirkungen der zusammenziehenden und stopfenden Arzeneien, der Gewürze, des Branntweins und des Weins.

Die älteren Aerzte kamen darin überein, den Ausfluss zu hemmen und gaben desshalb stopfende und zusammenziehende Arzeneien. Alle unvernünftigen Meinungen sind unsterblich. Zimmermann's Haar sträubte sich in die Höhe, als er die Verordnung des Collegiums der Aerzte in Bern im Jahre 1727 an das Landvolk las; sie verschrieben nichts als stopfende und zusammenziehende Mittel, obgleich die damalige Gattung der Ruhr von einem Entzündungsfieber begleitet war. Dieselbe Verordnung wurde im Jahre 1750 auch wieder veröffentlicht. Degener hat in der Nymwegischen Ruhr dieselben Erfahrungen gemacht wie Z.; der gleichen Ansicht ist Tissot. Z. zählt eine Menge von Krankengeschichten auf, wo der Ausfluss gestopft wurde, und entweder der Tod oder eine andere Krankheit sich einstellte. Die Gewürze und der Wein vermehrten die Schmerzen und das Fieber. Viele Krankengeschichten zum Beleg.

Vorurtheile, die sich den Anstalten der Landesobrigkeit, den Bemühungen der Aerzte und der lautern Stimme der Vernunft widersetzen. Z. wurde vom Gesundheitsrathe in Bern zum Arzte des Amtes Wildenstein vorgeschlagen. Von 55 Todten hatten 50 keinen Rath und keine Hülfe von ihm begehrt. Die andern 5 Todten hätte er ohne ihre grausame Ungelenkigkeit retten können. Das Gesundheitsedict wurde von allen Kanzeln verlesen, ausdrücklich wurde darin hervorgehoben, des rothen Weins und der stopfenden Mittel

sich zu enthalten. Unstreitig verstanden die Bauern gerade das Gegentheil. Man ist insgemein etwas dumm, wenn man vom Schlafe aufwacht. Der Bauer gehört in die grosse Klasse der eingeschränkten Köpfe; sie haben wenig Leidenschaften, aber diese sind so stark, dass sie die Stimme der Natur unterdrücken. Viele sind arm; die Nothwendigkeit, Geld zu haben, erzeugt Habsucht. Diese macht hartherzig. Es liegt ihnen mehr an der Erhaltung der Ochsen als ihrer Weiber und Kinder. Die meisten Bauern nehmen gar keine Mittel oder nur aus den Händen der Henker. Für die Afterärzte ist ihre ganze Seele offen. Der Afterarzt spricht immer Ja, und das gefällt ihnen. Die Vorurtheile der Bauern hängen zuweilen von den Vorurtheilen ihrer Pfarrer ab. Z. hat christliche Pfarrer gesehen, bei denen alle seine Sclavenarbeit zur Ausrottung ihrer äusserst schädlichen Vorurtheile in Absicht auf die Gesundheit ebenso unnütz war als die Arbeit des Sisyphus.

Gedanken über die Kunst, diese Vorurtheile unter unserm Landvolke zu schwächen. Die Kunst, die angeführten Vorurtheile zu schwächen, beruht auf der Wahrnehmung der Hindernisse des Fortgangs der Wahrheit. Die Dorfärzte, die meistens aus Henkern, Barbieren und Viehärzten bestehen, müssen in ihrem Ansehen bestraft werden: keine Geldstrafen, sondern entehrende Strafen, die den Verbrecher infam machen. Das Berner Edict verordnete Karrenstrafe. Diese Würgengel bedienten sich hauptsächlich des Aderlasses. Dem Geiste der Bauern kann man nur auf zwei Wegen beikommen, durch die Kalender und die Pfarrer. Die äusserst aufgeklärte, ihre Armuth durch ihren Fleiss und ihr Klima durch ihre Künste besiegende schwedische Nation ist hiervon ein leuchtendes Beispiel. Am besten wäre ein Auszug aus Tissot's „Anleitung für das Landvolk". Der mündliche Unterricht ist aber unter allen der beste. Alle Pfarrer sollten Tissot's Werke studiren.

Anmerkungen, Beobachtungen und nähere Aufschlüsse, die Kenntnisse der meisten Gattungen der Ruhr betreffend. Man macht einen wesentlichen Unterschied zwischen der Ruhr ohne Fieber und der mit Fieber, zwischen einer gutartigen und bösartigen, zwischen einer, die ansteckend und einer, die es nicht ist. Dieser Unterschied scheint Zimmermann sehr gefährlich. Denn er zeigt bloss die Grenzen eines Durchfalls und der Ruhr. Allenthalben gibt es Ruhren, an denen der Charakter der Bösartigkeit erkennbar ist. Mit der ansteckenden Natur hat es die gleiche Bewandtniss. Ebenso wie die Arten fliessen auch die Gattungen in einander über. Zu der von Faulfieber begleiteten Ruhr kann sich eine schleichende Entzündung gesellen. Degener hat am besten über die Ruhr geschrieben, ist ein guter Beobachter, aber doch kein Arzt von Genie, weil er nicht die Fähigkeit besessen hat, die Erscheinungen gehörig zu entwickeln, zusammengesetzte Begriffe zu trennen und das Bestimmende in seiner natürlichen Stellung zu ordnen; so hat er die fauligte oder galligte Ruhr von der bösartigen nicht unterschieden; dagegen hält er die rothe, die schleimigte, die weisse für ganz besondere Gattungen. Auch von einer grauen und trocknen Ruhr wird gesprochen. Eine Ruhr kann von einer Entzündung der Gedärme begleitet sein. Die wichtigsten Zufälle einer bösartigen Ruhr sind ausser dem gewöhnlichen, im Laufe der Krankheit wiederkommenden und doch nicht immer vorhandenen Fieberfrost, ein plötzlicher Verlust der Kräfte und eine ausnehmende Beklemmung der Gegend um das Herzgrüblein. Langwierig nennen wir die Ruhr, wenn 4 Wochen seit dem ersten Anfall vorübergegangen sind, ohne dass man Hoffnung hat, die Krankheit geheilt zu sehen. Eine Ruhr mit Entzündung zeigt sich gleich Anfangs durch ein heftiges Fieber, einen sehr starken Puls, der sonst klein ist, und durch ein beständiges Reissen in dem Bauch, das durch Betasten sich vermehrt. Eine Ruhr mit einem faulenden Fieber kennzeichnet sich durch Bitterkeit des Mundes, Erbrechen einer galligten Materie; bösartig wird die Ruhr, wenn verschiedene Kranke in einem engen Raum zusammengedrängt sind. In der mit Entzündung verlaufenden Ruhr ist ein Aderlass zu Anfang die Hauptsache, man giebt Klystiere mit Eibischwasser, innerlich arabischen Gummi, macht über den Unterleib warme Umschläge von Chamillen in Milch gekocht. Brechmittel sind in dieser Gattung ein tödtliches Gift. Laxirmittel vermehren die Entzündung In der fauligten Ruhr findet Zimmermann's schon angeführte Methode Anwendung Auch die Ipecacuanha in kleiner Dose thut gute Dienste. Es ist gut, derselben kleine Dosen Brechweinstein hinzuzusetzen, wodurch die Kräfte der Wurzel erhalten, und die Arzenei purgirender gemacht wird. Wenn auch Sydenham den Mohnsaft sehr empfohlen hat, so tadelt doch schon Alexander von Tralles dies Verfahren und

glaubt, man solle ihn nur im äussersten Nothfalle gebrauchen. Auch Degener und Pringle waren dagegen. Letzterer glaubte, ihn nie im Anfange geben zu dürfen, sondern war zumeist erst immer für Ausleeren. Eller hat dieselbe Ansicht. Monro gab ihn des Nachts, wenn er bei Tage abgeführt hatte. Am besten ist es, den Unterleib zu bähen und Chamillenthee zu trinken. In der galligen Ruhr sind alle zu heftig wirkende Brech- und Purgirmittel verwerflich, desshalb kein Scammonium und Aloë; auch Salpeter ist sehr gefährlich, weil er die Fäulniss vermehrt. Die Cur einer bösartigen Ruhr erfordert vor allen Dingen eine Reinigung der Luft. Brech- und Abführmittel müssen wegbleiben, wenn der Abgang ganz wässerig und so häufig ist, dass die Kranken schon innerhalb zwölf Stunden starben. Man muss dann Schweiss zu erregen suchen. Der Wein schafft ebenfalls Gutes; alle Engländer stimmen darin überein; auch die sauren Getränke finden hier Anwendung. In ganz bösartigen Fällen nützen oft noch Blasenpflaster und die peruanische Rinde, sobald Petechien erscheinen, oder wenn kalter Brand einen äusseren Theil des Körpers ergreift. Aehnlich wirkt der Campher. Monro giebt Moschus mit Zimmt. Ein anhaltender und heftiger Durchfall ist in der Ruhr zu stopfen. In der langwierigen Ruhr müssen die faulenden Säfte weggeschafft, und die Därme gestärkt werden. Die Simaruba nützt hier am meisten. Oft ist die Rhabarbertinctur besser, weil sie reinigt. Die Simaruba passt nicht in den Ruhren, die von Geschwüren im Darmkanal begleitet sind. Auch Cascarille und Catechu sind anwendbar. In der langwierigen eitrigen Ruhr bekam der arabische Gummi am besten, auch Traganth. Der Specifica sind unendliche. Nach Grundsätzen kann man dieselben nicht anrathen. Sie sind entweder ganz unwirksam oder platterdings schädlich oder blosse Alfanzereien. Bei unseren Bauern ist es ein angenommener Grundsatz, dass man nicht nur dem Kranken Alles geben dürfe, wonach ihn gelüstet, sondern dass man seinen Willen in Allem erfülle. Nun will ein kranker Bauer Alles, was seinen Untergang befördert; räth ihm einer von den Umstehenden, dass man sich der Mittel des Arztes lieber, als eines tödtenden Giftes bediene, so wird dieser von dem ganzen langöhrigen Chore der umstehenden Dorfschaft als ein Aufrührer wider den Willen des Kranken, und als ein gewissenloser Bösewicht betrachtet. Der Wille des Kranken ist unsern Bauern immer heilig, wenn sie glauben, die Krankheit gehe zum Tode, und wenn sie glauben, der Kranke werde gesund. Diese Narrheit kostet jährlich in dem Canton Bern einer erstaunlichen Menge Menschen das Leben. Jedes dumme Weib glaubt, es müsse sein Licht leuchten lassen vor den Leuten. Daher ist das grösste Uebel, in Absicht, auf die Gesundheit das Zusammenlaufen solcher Weiber bei dem Bette des Kranken; diese predigen ihm jedesmal den angeführten Grundsatz und erfüllen seinen Kopf mit Allem, was ihm schädlich und dem Arzte hinderlich sein kann. Alles was die Archive der Dummheit in Absicht auf alle Krankheiten Schädliches enthalten, wird in diesen Rathversammlungen ausgeklafft. Denn auf dem Lande sowohl als in unsern Städten findet sich kein recht hirnloses Weib, das sich nicht fähig und berufen glaubt, alle Aerzte, die ihm nicht einleuchten, bei dem Bette des Kranken ebenso despotisch zu behandeln, als ein Bereiter seinen Gaul".

Literarischer Nachlass.

Zimmermann's letzter Wille, dass von seinen nachgelassenen Schriften nichts gedruckt werden solle, weil er selbige für Mäuse und Bücherkäfer bestimmt habe, ist bis jetzt wörtlich in Erfüllung gegangen. Mit Ausnahme der beiden Bücher über die Erfahrung haben diese zahlreichen Manuscripte Zimmermann's auch nicht die Bedeutung, welche seine gedruckten Werke haben. Da Eitelkeit ein Grundzug im Charakter Zimmermann's war, so hat er den geringeren Werth derselben sicherlich selbst erkannt und desshalb auch obige Bestimmung getroffen. Da sie indessen des Interessanten doch Mancherlei enthalten, so geben wir hier eine kurze Uebersicht.

Unter den Briefen sind die bemerkenswerthesten von Tissot an ihn, aus Lausanne geschrieben. Er redet ihn stets „mon plus cher ami" an. Die letzten Briefe sind an seine zweite Frau, geborene Fräulein v. Berger, gerichtet; sodann Briefe

von Haller an ihn, 1753 anfangend; dieser macht ihm Mittheilungen über die Reise des bekannten Mylius, des Freundes von Lessing; der höchste Beitrag zur Aufbringung der Kosten wird auf 100, der niedrigste auf 10 Thaler normirt. In dem Briefe eines Unbekannten, wahrscheinlich von Brandes, wird Haller getadelt, dass er zu sehr seine überschwängliche Belesenheit ausgekramt habe, und als Lehrer sich nicht genug zu den Bedürfnissen eines Anfängers herab liess. Briefe von Hollmann und von Leveling. Rollin, der Prosector bei Haller war, wurde ohne Grund entlassen. Er schreibt über letzteren, dass er, lesend, mit der linken Hand ass; er rauchte nicht, trank kein Bier und keinen Wein. Auch ein Bericht von Blumenbach findet sich darunter, eine Kritik von Dr. Hotze über Physiognomik, viele medicinische Gutachten, meistens Briefe an Aerzte und auswärtige Patienten, die Z. consultirten. Aus allen spricht eine grosse Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Die meisten Briefe sind in Brugg geschrieben. Auch darunter viele Briefe von Patienten.

Aus den Collectaneen heben wir Folgendes hervor: „Die Absicht der grössten Künstler unter den Alten war immer, das idealisch Schöne mit Zuziehung der Natur zur Wirklichkeit zu bringen. — Ein Arzt, der durch seine Einsichten über die Vorurtheile der Menschen erhaben ist, mit denen er leben muss, ist in den Augen dieser Menschen ein Gräuel".

Von den Ursachen der Krankheiten, ihrer Behandlung u. s. w. „Die nächsten Ursachen der Krankheiten liegen noch immer in diesseits unabsehbaren Tiefen. Auch nicht durch die Sinne allein erfahren wir die wahre und eigentliche Beschaffenheit der nächsten Ursachen, sondern durch richtige und auf das Zeugniss der Sinne gegründete Vernunftschlüsse. Nach dem Tode sehen wir zwar die nächsten Ursachen der Krankheiten durch die Sinne, aber in dem Leben selten anders als durch Schlüsse der Vernunft. Die praktische Anatomie gibt uns die Begriffe von den Veränderungen in dem Körper, die man in einem gegenwärtigen Falle für die nächste Ursache hält. Die Lehre von den entfernten Ursachen der gegenwärtigen Krankheit gibt uns die Begriffe von ihrem Vermögen zu der Hervorbringung dieser nächsten Ursache. Aus der Vergleichung dieser Begriffe muss sich zeigen, ob die bekannten entfernten Ursachen die vermuthete nächste hervorbringen können oder nicht. Locke, den man wenig als Arzt kennt, war ein Feind der Anatomie. In Florenz befindet sich eine Abhandlung wider den Nutzen der allzu subtilen Anatomie. Dieselbe entdeckt aber auch nicht die nächsten Ursachen aller Krankheiten. Es gibt Schlagflüsse, wo weder Blut noch Wasser die nächste Ursache ist. Dahin gehören vornehmlich die Schlagflüsse, welche von Eiter, der aus anderen Theilen des Körpers in das Gehirn hinaufgetragen, abhangen".

Lehre von den Temperamenten. 1) Von denselben überhaupt. 2) Geschichte der Lehre von den Temperamenten. 3) Von derjenigen Beschaffenheit des Leibes, die das eigentliche Temperament ausmache. 4) Von den Neigungen der Seele, die ihren Grund in einer gewissen Beschaffenheit des Leibes haben. 5) Von den Wirkungen des Himmelsstrichs. 6) Von dem Einfluss der Luft. 7) Von der leichten Luft und ihrer Wirkung. 8) Von der Kälte und ihrer Wirkung. 9) Von der Wärme und ihrer Wirkung. 10) Von den Wirkungen des Erdreichs, der Gewässer und der Winde auf die Gemüther der Menschen.

Abhandlung „sur l'empirique".

Haller's Leben. Enthält eine Menge Briefe, auch manche von Haller's Sohne. Von Sulzer's Verhandlungen, Haller mit 3000 Thaler Gehalt nach Berlin zu berufen.

Observationes med. an. 1753, alle in lateinischer Sprache geschrieben, ein Tagebuch über seine einzelnen Kranken. In dem 2. Fascikel befindet sich eine histoire de la santé:

„Le Heimweh le plus cruel déchirait sans cesse mon coeur ulceré. Les amis, que peu à peu j'avais trouvé ici, ne m'étaient d'aucune consolation, puisque mon esprit était fermé à toute consolation. Le seul ami en Suisse auquel je me confiais, mon ami le plus intime dans ce monde, Mr. Tissot, m'écrivit sans cesse: il faut rester à Hannover et tout ira bien."

Briefe von Professor Sulzer in Berlin. Auch das II. Convolut enthält nur Briefe und Krankengeschichten, dann folgen observationes medicae aus dem Jahre 1754.

Versuch einer Heilungsart der Nervenleiden von Kämpf mit einer Vorrede von Zimmermann.

Die „Hebammenkunst“ ist vollständig ausgearbeitet.

Von der „Diät der Seele“. Ganz fertig. Zimmermann erörtert hierin die Vortheile des Tanzens, Singens, Reitens, Fahrens, des Beischlafs u. s. w.

Beschreibung eines bösartigen Halswehs mit einem Faulfieber, Friesel, Schlafsucht und anderen wichtigen Zufällen, nebst der Art wie diese Krankheit geheilt wurde.

„Sehr Vieles wäre für die Menschen nicht neu, wenn sie auch das Alte kennten. Z. nennt diese Krankheit mit Tissot „Halsweh mit Fäulniss der Säfte“; es bildete sich auf dem ganzen Körper ein Ausschlag. — Durchfall — Es wurde ein Aderlass und Schröpfköpfe angewandt. Aeusserlich um den Hals Chamillenblumen mit Milch. Der ganze Körper roth mit weissem Friesel. Abschuppung später auf der ganzen Haut“.

Beschreibung einer verwickelten Krankheit. Z hatte eine Leberkrankheit diagnosticirt, er gesteht, dass er sich gänzlich geirrt habe.

Beschreibung einer Wassersucht und eines dadurch erfolgten Schlagflusses mit epileptischen Convulsionen und Blindheit, geheilt. Ein halbes Dutzend Fälle von speciellen Effecten der Belladonna in melancholischen Krankheiten.

Ueber „Impotenz und Sterilität“ sind blosse Collectaneen vorhanden. Neue, medicinische und chirurgische Versuche über die Hemiplegia serosa oder pituitosa. Z. heilte sie mit Belladonna, welches nach Hoffmann in seinem Systeme der Medicin T. IV. Cap. I. §. 26 in der sanguin. schaden, aber in der serosa nützen soll.

Wichmann der Diagnostiker.

Literatur.

Gedanken über die Vorurtheile der Kranken. Hannov. Magaz. 1762, N. 11. — Die
oden der Aerzte, ebendaselbst N. 91. 1765. — Geschichte der Keyserischen Dra-
en. Ebendaselbst 1765. N. 98. — Donald Monro, Beschreibung der Krank-
iten, welche in den britischen Feldlazarethen am häufigsten gewesen, übersetzt
66. 8. — Alexander Monro, von der Einimpfung der Pocken, übersetzt 1766.
— Geschichte der Einimpfung der Pocken, Hannoversches Magazin 1766. N. 52.
Von dem Einflusse des Mondes auf den menschl. Körper. Ebendaselbst 1766. N. 61.
Pringle über einige neue Mittel, die Gesundheit der Seeleute zu erhalten,
ersetzt Göttingen 1777, 12. — Ein medicinisches Räthsel, Baldinger's Magazin.
nd I, N. 4, 6. II, 6. — Vom Gürtel des Regenwurms, in den Beschäftigungen
r Berliner Naturforschenden Freunde B. III. 1777. — Beitrag zur Geschichte der
iebelkrankheit 1770, 8. — De pollutione diurna, Göttingen 1782, übersetzt von
aiz 1792. — Ueber ein Brustgeschwür. Abhandlung der Societät der Wissen-
haften zu Göttingen Th. I. Siehe Göttinger G. Anzeigen 1773, N. 17. — The
se of Mr. Winder, who was cured of a paralysis by a flash of lightning by Dr.
ilkinson, an die Societät der Wissenschaften in Göttingen. Siehe Göttinger
elehrte Anzeigen 1764. N. 144. — Aetiologie der Krätze. Hannover 1786. 8. neue
ufl. 1791. — Von der Wirkung des Schreckens, an die Societät der Wissensch. in
öttingen S. Götting. Gelehrte Anzeigen 1786 N. 26. — Rettung des Buchstaben C.
annov. Magaz. 1768. — Ueber die Wahl des Alters bei der Einpfropfung der Blattern.
annov. Magaz. 1773. — Gutachten über die Leichenöffnung eines vermeintlich
ahnsinnigen in Waitz medic.-chirurgischen Aufsätzen. Samml. I. — Ueber Gifte
Scherf's Beiträgen zum Archiv der medic. Polizei. Sammlg. 3 Stück 2 1792. —
arl White, Bemerkungen über den kalten Brand, aus dem Englischen übersetzt
92. — Die Schwindsucht, eine Polizeiangelegenheit. Hannov. Magazin 1780.
51. — Ideen zur Diagnostik. Th. I. 1794, Th. II. 1797, Th. III. 1802. — Ueber
iller's Asthma und die häutige Bräune, in Hufeland's Journal für die prak-
che Heilkunde 1795, N. I. — Ueber den Pemphigus. An die Mainzer Akademie
r Wissenschaften zu Erfurt 1792. — Ueber den Genuss des frischen Roggens.
annov. Magaz. den 17. Juli 1795. — Johann G. Zimmermann's Krankheits-
schichte; ein biographisches Fragment, für Aerzte bestimmt. Hannover 1796. 8.
Ueber die Wirkung mineralischer Wasser, besonders des Wildunger. Hannover
97. 8. — Ueber die Spinnen. Eine Anfrage. Hannov. Magazin 1797. — Kleine
edicinische Schriften. Hannover 1799. 8. — Pachter Jobst vom Branntewein.
02. 8. — Erholung des praktischen Arztes (Hufeland's Journal Bd. 5, N. 3.
3). — Schlichtegroll's Nekrologe der Deutschen. — Wichmann, biogra-
isches Fragment. Göttingen 1802 — (wahrscheinlich von Ballhorn).

Von allen Schülern Werlhof's ist ohne Frage keiner so bedeutend und hervorragend als Johann Ernst Wichmann. Dass er der Begründer, der Entdecker einer neuen Disciplin in der Medicin wurde, der Diagnostik, sichert ihm allein schon die Unsterblichkeit. Wunderbar ist, dass dieser wichtige Theil der Medicin bis dahin nur in Rudimenten existirte. Selbst beim Altmeister der Kunst finden sich nur Andeutungen über diese Wissenschaft. Da die Semiotik mit grossem Fleisse und namentlich in Deutschland cultivirt war, lag es so nahe, von ihr einen Schritt weiter zur Diagnostik zu thun. Hier handelte es sich um eine schärfere Auffassung der Krankheiten und ihrer Symptome, es kam darauf an, Krankheiten zu trennen und abzusondern, die man bisher für eine Art gehalten und, wenn sie auch gänzlich verschieden waren, doch auf dieselbe Weise behandelt hatte. Während die Semiotik sich bemühte, die einzelnen Symptome der Krankheit richtig zu deuten, strebte die Diagnostik dahin, aus der Verschiedenheit der Symptome die Differenz der einzelnen Krankheiten nachzuweisen, an deren Identität man bisher geglaubt hatte. Eine solche Wissenschaft konnte nur auf einer möglichst grossen Schärfe aller Sinne basiren. Und da muss man es um so mehr bewundern, dass der Schöpfer dieser Disciplin, die augenblicklich bis in das Minutiöseste cultivirt wird, eines Sinns, des Gehörsinns sich sehr mangelhaft erfreute, zuletzt ganz taub wurde, ja am Abende seines Lebens auch noch das Unglück hatte, beinahe gänzlich zu erblinden. Hieraus geht am besten hervor, und ist dies eine historische Lehre, die nicht genug beherzigt werden kann, dass die blossen Sinne nicht ausreichen, wenn sie nicht von einem ebenso scharfen und logischen Denken, Combinationsgabe und einer schöpferischen Phantasie begleitet sind. Wie aber zur Zeit der Reife die Früchte von verschiedenen Bäumen zur Erde fallen, so wurde ungefähr zur selbigen Zeit, ebenfalls in Deutschland, eine ganz neue Untersuchungsmethode begründet, die vermittelst eines bisher nicht angewandten Sinns ausgeführt wurde, wir meinen die von Auenbrugger entdeckte Percussion. Dieselbe war ein mächtiger Hebel, später in Frankreich die von Wichmann eingeführte Diagnostik, namentlich bei Krankheiten der Brust, zu einem neuen Aufschwung zu bringen. Wenn man nun bedenkt, dass die Percussion wesentlich auf den Resultaten des Gehörsinns beruht, dann ist es um so unbegreiflicher, ihr die später von Laennec eingeführte Auscultation als eine ganz neue Untersuchungsmethode gegenüber zu stellen, da Laennec im Grunde kein anderes Verdienst hat, als die von Auenbrugger eingeführte Methode, dessen Princip, die Ohren ebenso gut als die Augen als semiotisches Hülfs- und Erkennungsmittel zu verwenden, auf spontan entstehende Töne und Geräusche ausgedehnt und durch die Taufe mit einem neuen Namen ihr den Nimbus der Neuheit gegeben zu haben. Wie wir es aber so oft in der Geschichte der Medicin sehen, dass man durch eine neue Nomenclatur eine neue Materie, etwas ganz Neues geschaffen zu haben glaubt, so erging es auch hier, und die grosse Mehrzahl der Aerzte liess sich düpiren. Denn es unterliegt gar keinem Zweifel, dass das Wesen der Percussion darin besteht, die Verschiedenheit von Geräuschen und Tönen vermittelst des Gehörsinns zu unterscheiden, also auch zu auscultiren. Der ganze Unterschied von der Auscultation besteht im Wesentlichen darin, dass bei der Percussion die Töne, die man hört, künstlich durch Schlagen, durch Percutiren mit dem Finger oder Hammer hervorgebracht werden, während die Auscultation darauf ausgeht, die spontan-physiologisch oder pathologisch entstehenden Töne und Geräusche zu entdecken, von einander zu unterscheiden und semiotisch und diagnostisch zu verwerthen. Das Wesen der Percussion besteht also nicht in dem Schlagen, sondern in dem Hören der durch das Schlagen

entstandenen Töne. Logisch ist daher die Percussion nichts Anderes als eine künstliche, manuelle oder, wenn man will, digitale Auscultation, die Laennec'sche Auscultation aber eine spontane oder natürliche. Auenbrugger fehlte offenbar in der Wahl des Namens, indem er nach dem Mittel seine Methode taufte, anstatt nach dem Sinne, durch den sie wirkte. Es ist daher unhistorisch — denn von einem Prioritätsstreite kann hier nicht die Rede sein — Auenbrugger den Entdecker der Percussion und Laennec den der Auscultation zu nennen, man müsste vielmehr sagen: Auenbrugger erfand die künstliche Auscultation, Laennec entdeckte die natürliche. Bei ersterem ist man berechtigt, den Terminus Erfinder anzuwenden, weil die auscultirten Töne künstlich von ihm durch Percutiren zuerst gemacht wurden, bei Laennec dagegen kann man nur von einer Entdeckung sprechen, weil die von ihm auscultirten Töne und Geräusche auch vor ihm immer vorhanden waren, von ihm aber zuerst semiotisch verwerthet wurden. Um die Stellung Wichmann's im Allgemeinen anschaulich zu machen, mussten wir dieses historische Aperçu vorausschicken. Es wird jetzt Jedem einleuchten, dass Wichmann und Auenbrugger die Begründer der heutigen medicinischen Diagnostik genannt zu werden verdienen. — Historisch würde es sehr interessant sein, zu wissen, ob der eine auf den anderen eingewirkt habe. Wahrscheinlich ist es nicht. Die Diagnostik, als die Kunst, ähnliche Krankheiten von einander zu trennen, entstand allein in dem Kopfe des klar schauenden Wichmann, und die Percussion, diese neue Methode, der Diagnostik ganz frische Felder und Gebiete aufzuschliessen, war das alleinige Verdienst des grossen Auenbrugger. Man kann sagen, dass Wichmann methodisch den Sinn des Auges zu benutzen verstand. Durch sein scharfes Sehen fand er Unterschiede, die bisher den genauesten Beobachtern entgangen waren. Aber es war nicht allein das äussere Sehen. Er brachte sein geistiges Sehen ebenso zur Geltung. Dass er die Percussion angewandt hätte, wenn er mit einem besseren Gehörsinn ausgerüstet gewesen wäre und dann in der Diagnostik noch grössere Lorbeeren geärntet haben würde, ist möglich. Es frägt sich aber, ob sein Auge dann dieselbe Schärfe gehabt hätte, da notorisch durch den Mangel oder die Schwäche eines Sinns, die anderen, zumal, wenn selbstbewusste Uebung hinzutritt, gestärkt werden. Wie ihm auf dem Gebiete der Literatur nichts Wichtiges entging, so hatte er auch Act von der Percussion genommen und gehört er gewiss zu den wenigen Aerzten Deutschlands, die überhaupt Notiz von ihr nahmen. Ihren hohen Werth erkannte er aber nicht, und muss dies wahrscheinlich auf Rechnung seines mangelhaften Gehörsinnes geschoben werden. Hätte er in der Blüthe seiner Jahre ebenso scharf gehört, als er scharf sah, so ist anzunehmen, dass er sich dieser Methode, die ja seiner Diagnostik das eigentliche Relief gab, mit allem Eifer angenommen haben würde. Dagegen ist es wohl keine Frage, dass Linné als Begründer eines künstlichen Pflanzensystems, und die in seine Fusstapfen tretenden Aerzte Cullen, Sauvages und R. Vogel, die auf dem Gebiete der Medicin dieselben Principien anwenden wollten, die Linné bei der Botanik eingeführt hatte, die erste Idee in ihm erweckt haben; denn, die Kunst verstehend, in dem Buche der Natur zu lesen, erkannte er, dass in diesen Systemen viele Krankheiten als eine Art abgehandelt wurden, die ihrem Wesen nach ganz verschieden waren. Ihm lag es daher ob, nicht, wie seine Coätanen es gethan, Ungleiches zu vereinigen, sondern zu trennen. So entstand seine Diagnostik. Sein Verdienst ist aber um so grösser, wenn man bedenkt, dass er ganz von Systematikern umringt war. Wenn auch die Hoffmannianer, Stahlianer und Boerhaavianer an Einfluss verloren hatten, so rückten an ihre Stelle die künst-

lichen Systeme oben genannter Aerzte. Dazu trat als ganz neues, revolutionäres System: der schottische Brownianismus. Da die Schotten in ihrer Denkweise von den Engländern grundverschieden sind und sich, wie die Deutschen, mehr der Deduction zuneigen, so war es ganz natürlich, dass Brown in England kaum einen succès d'estime errang, während dagegen der grösste Theil der deutschen Aerzte zu Proselyten von ihm gemacht wurde. Dazu kam, dass in dieser Periode die deductive Methode die herrschende zu werden anfing. Dieser Richtung war daher das auf falschen Hypothesen aufgebaute System von Brown sehr gelegen. Wichmann, ein eifriger Anhänger der classischen englischen Literatur, setzte sich sofort in Opposition gegen den Brownianismus. Aber er war mehr Skeptiker als Kritiker, und so gelang es ihm nicht, wenn er auch den Sturz Brown's und seiner Herrschaft in Deutschland voraussagte, denselben persönlich herbeizuführen. Wenigstens erwarb er sich das Verdienst, auf die Schwächen dieses Systems zuerst aufmerksam gemacht und durch die Auctorität seines Namens in Vielen Zweifel erregt zu haben, die sich sonst ohne Frage unbedingt demselben in die Arme geworfen haben würden. Was wir im Allgemeinen von den Classikern ausgesagt haben, dass sie sich durch eine Vorliebe für englische Literatur auszeichnen, gilt insbesondere von Wichmann. Keiner von ihnen hat sich so viel Mühe gegeben, Deutschlands Aerzte auf England hinzulenken und durch Uebersetzungen von Meisterwerken der englischen Literatur die Liebe für sie zu erwecken, als er. Man kann von ihm behaupten, dass er in seinem Stil, in seiner Diction, in seiner Denkweise ganz den Eindruck eines deutschschreibenden Engländers auf den Leser macht. So viel im Allgemeinen über die Verdienste Wichmann's um die Medicin und sein Verhältniss zur Periode, in der sein Lebensfaden sich abspann.

Betrachten wir jetzt, nach Ballhorn und Lodemann, seinen Lebenslauf.

Johann Ernst Wichmann wurde am 6. Mai 1740 in Hannover geboren. Seine Mutter war die Tochter des Superintendenten Lodemann zu Osterode. Im elterlichen Hause empfing er die sorgfältigste Erziehung. Sein Vater, der Wundarzt war, hatte zuerst die Absicht, auch ihn diesen Beruf ergreifen zu lassen. Damals waren Medicin und Chirurgie in der Ausübung noch streng getrennt. Der junge Wichmann musste daher, auf den Wunsch seines Vaters, seine chirurgischen Studien damit eröffnen, auf dem Waisenhause den alten Fröben die Bärte abzunehmen. Der Vater änderte aber bald seinen Entschluss. Wahrscheinlich hatte er erkannt, dass die Anlagen seines Sohnes mit den Anforderungen, die man damals an die Wundärzte stellte, zu sehr im Contraste sich befänden. Wie man es so oft in den verschiedensten Berufen, (die Dichter scheinen eine Ausnahme zu bilden,) namentlich aber bei den Aerzten, findet, dass die Fähigkeiten der Eltern in potenzirtem Grade auf die Kinder forterben, und dass das, was von den ersteren nur durch grossen Fleiss und angestrengte Bemühungen erlernt werden musste, bei ihren Kindern schon als angeborene Anlage auftritt, dieses Phänomen beobachten wir auch bei dem jungen Wichmann. Derselbe offenbarte von Kindesbeinen an die entschiedensten Anlagen zu einem Arzte. Wir meinen nicht jene Pseudoeigenschaften, die von Muhmen und Gevattern für ärztliches Genie gehalten werden, wenn Knaben sich die Zeit damit vertreiben, Insecten auf alle mögliche Weise zu quälen, an Vögeln und Fröschen Vivisectionen vorzunehmen, Schnecken die Fühlhörner auszureissen, kurz alle diejenigen barbarischen Spielereien lieben, denen nichts Anderes als ein angeborner Grausamkeitstrieb zu Grunde liegt, der, sobald er sich bei einem Kinde zeigt, nicht ernsthaft genug von Eltern und Leh-

rern bekämpft und bestraft werden kann. Der junge Wichmann vielmehr zeichnete sich aus durch ein scharfes Auge, einen feinen Tastsinn, eine grosse Ruhe und Besonnenheit, eine ungeheuchelte Wahrheitsliebe, Hass jedes Scheins und jeder Uebertreibung, durch ein gefühlvolles Herz und hohen sittlichen Ernst. Seinen Studien kam es sehr zu Statten, dass der siebenjährige Krieg ihm an der Hand seines Vaters in den etablirten Militairhospitälern frühzeitig Gelegenheit bot, seine Sinne zu üben und auch solchen Gegenständen seine Aufmerksamkeit zu schenken, wofür dem jungen Arzt, der sofort die Universität bezieht, gewöhnlich keine Gelegenheit geboten wird. Wichmann diente, so zu sagen, von der Pike auf, wie es in England damals bei der Berufserziehung der Aerzte wie Wundärzte allgemein Sitte war, und die mit als die Ursache der frühen Blüthe der englischen Medicin betrachtet werden muss. Es lässt sich in der That nicht leugnen, dass es auf die ganze geistige Entwicklung eines jungen Mediciners von dem grössten Einfluss sein muss, unter der Aufsicht eines erfahrenen Arztes in die Praeliminarien und Propyläen der Praxis eingeführt zu werden. Denn hier hat er von Anfang an Gelegenheit, das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheiden zu lernen, auf gewisse Dinge seinen Geist und sein Herz hinzulenken, die auch das eifrigste Universitätsstudium ihm nicht zu ersetzen vermag, gewisse Principien und Maximen ohne sein Wissen und Wollen sich einzuprägen, die nicht gelehrt, wohl aber instinctiv gleichsam nachgeahmt werden können. So war es bei unserm Wichmann. Man kann von ihm behaupten, dass von Jugend auf sein ärztliches Talent in bestimmten Linien nach festgestellten Principien sich entwickelte. Um in den humanen Studien sich weiter auszubilden, wurde er auf das damals in hoher Blüthe stehende Gymnasium in Bremen geschickt. Diese Stadt, wie auch ihre Schwesterstadt Hamburg, nahmen zu jener Zeit in der wissenschaftlichen Welt eine ganz andere Stellung ein als jetzt, wo sie als specifische Handelsmetropolen und Vorstädte Nordamerikas betrachtet werden müssen. Früher nahmen sie activen Antheil an dem geistigen Aufschwung Deutschlands. In Bremen erschienen damals die, den literarischen Ton angebenden, Bremer Beiträge, und in Hamburg hatte Lessing durch seine Dramaturgie die französische Hegemonie des Theaters gestürzt und den Grund zum deutschen Drama gelegt. In jeder Beziehung wissenschaftlich ausgerüstet, namentlich auch durch gediegene Kenntnisse in den neueren Sprachen sich auszeichnend, bezog nun Wichmann 1759 die Universität Göttingen. Brendel, Vogel und Röderer wurden hier seine Lehrer, Wagner, Wrisberg und Richter seine Freunde. Auch schloss er mit Hensler ein, das ganze Leben dauerndes, Freundschaftsbündniss. Nachdem er 1762 die Doctorwürde sich erworben, reiste er nach Paris. Was ungemein charakteristisch für ihn war, die französische Medicin sagte ihm so wenig zu, dass er bald diese Stadt verliess und sich nach London begab. Hier gefiel es ihm um so besser. Die englische Medicin stand in ihrer höchsten Blüthe, und es war vom grössten Einfluss auf ihn, dass er mit dem berühmten Arzte Pringle, nicht bloss bekannt, sondern intim befreundet wurde. Auch der hannover'sche Minister nahm sich seiner auf alle mögliche Weise an und zog ihn sogar in seinen Familienkreis. Derselbe hatte ihn so in Freundschaft genommen, dass er ihm eines Tags die Alternative stellte, entweder sofort abzureisen, und in Hannover Leibmedicus zu werden oder mit einem Stipendium von 100 Thalern noch länger in London zu bleiben. Wie sehr nahe liegende Zwecke Wichmann fremd waren, wie ihm nur darum zu thun war, in seiner Wissenschaft sich möglichst zu vervollkommnen, geht daraus hervor, dass er ersteres ausschlug, letzteres annahm. 1764 kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, und liess sich als Arzt dort nieder. Sein Leben

verlief von jetzt an sehr gleichmässig. Im Anfang war seine Praxis nicht sehr glänzend, da Werlhof alle anderen Aerzte in Schatten stellte. Indessen war es ein grosses Glück für Wichmann, dass jener bedeutende Mann ihm von Anfang an Achtung, Liebe und Freundschaft schenkte. Die Stelle als Armenarzt und Arzt am Waisenhause verschaffte ihm bald Gelegenheit, seine Talente auf einem grösseren Schauplatze zu entfalten. Im Jahre 1770 wurde er von der Regierung deputirt, die Epidemie einer Kriebelkrankheit zu beobachten und die Behandlung der davon Befallenen zu übernehmen. Die Beschreibung der Epidemie, so wie eine Menge aus dem Englischen übersetzte Werke, seine Betheiligung als Kritiker an der deutschen Bibliothek, verschafften ihm seine ersten literarischen Lorbeeren. Als Werlhof starb, besass Wichmann bereits so das allgemeine Vertrauen der Hannoveraner, dass ein grosser Theil von dessen Patienten sich an ihn wandte, und selbst der an Werlhof's Stelle berufene Zimmermann ihn nicht verdunkeln konnte. Beide standen einander als Rivalen jetzt gegenüber; ohne je in Streitigkeiten verwickelt zu werden, konnten sie doch nie Freunde sein. Dazu war ihre Sinnesart zu verschieden. Bei Zimmermann praevalirte die Phantasie, bei Wichmann der kalte, nüchterne Verstand. Jedenfalls spielte Zimmermann eine glänzendere Rolle. Da er königlicher Leibarzt war, und als schönwissenschaftlicher Schriftsteller weit über Deutschland hinaus einen grossen Namen sich gemacht hatte, so war er natürlich Arzt bei den Spitzen des Hofs, des Adels und des sentimental und genialisch sein wollenden Publicums. Der Wirkungskreis Wichmann's aber war ein weit umfangreicherer, da er ausser bei dem Prinzen Karl von Mecklenburg bei dem grössten Theil des Adels und dem besseren Mittelstande Arzt war. Wichmann lebte bloss seinem Berufe, Erholung verschaffte er sich durch l'hombre Spiel. Er war sehr glücklich verheirathet mit der Tochter des zu Blumenau verstorbenen Oberamtmannes Meyer. Ein herber Schlag für ihn war, dass er schon 1780, also in der Blüthe seiner Jahre, anfing, harthörig zu werden. Ein zweites grosses Unglück für ihn war der Tod seines hoffnungsvollen Sohnes August im Jahre 1799. W.'s Gesundheit war nie stark gewesen. Seit 1790 kränkelte er beständig. Als nun 1799 seine noch wieder schwanger gewordene Gattin, in Folge der Schwangerschaft, ihm entrissen wurde, besass er nicht Kraft genug, den Schlägen des Schicksals länger zu widerstehen. Dazu kam noch, dass er in Folge der vielen Thränen, die er vergossen hatte, auf dem linken Auge am grauen Staare gänzlich erblindete. Dass bei seiner zunehmenden Harthörigkeit seine Praxis sich verminderte, war eine natürliche und unausbleibliche Folge, trug aber nicht wenig dazu bei, die letzten Tage seines Lebens zu verbittern. Auch die Verspätung seiner Beförderung zum Leibmedicus kränkte ihn. Er war 23 Jahre Hofmedicus gewesen, ohne ein Gehalt dafür zu beziehen. Erst als der Landgraf von Hessen-Kassel ihm das ehrenvolle Anerbieten machte, ihn zum Hofrath ernennen zu wollen, und Wichmann um die Erlaubniss der Annahme höheren Ortes nachsuchte, wurde er zum zweiten besoldeten Leibmedicus ernannt. Wie hoch aber sein eigner König ihn schätzte, geht aus dessen Urtheile über Wichmann gegen einen Dritten hervor: „er wisse wohl von ihm, dass er ein Mann sei, der Haare auf den Zähnen habe“. Dazu kam nun noch, dass, nach Zimmermann's Tode, als neuer Rival Lentin nach Hannover berufen wurde, und viele von Wichmann's Patienten sich an ihn, als die aufgehende Sonne, wandten. Diese aber beide trotzdem im besten Einvernehmen blieben, wirft auf beider Charakter das vortheilhafteste Licht. Aus Rivalen wurden sie Freunde. W[illegible]n schätzte Lentin ebenso sehr als Mensch wie als Arzt. Seine [illegible] gegen ihn ging so weit, dass er mehrere schon zum Druck aus-

gesandte Bogen zurücknahm und zerriss, als er hörte, dass Lentin anderer Meinung sei. Die gegenseitige Zuneigung erstreckte sich auf ihre Kinder. Lentin's Sohn liebte Wichmann's schöne Tochter und wurde von ihr wieder geliebt. Er nahm sich aber Röschlaub's heftige Angriffe auf ihn so zu Herzen, dass er zu kränkeln anfing und bald starb, wie die Section nachwies, an einem Aneurisma der Carotis dextra. So hatten die beiden Freunde das gemeinsam, jeder seinen hoffnungsvollen Sohn zu verlieren. Nach dreijährigem Siechthum erlag Wichmann endlich seinem Kummer, er starb im wahrsten Sinne des Wortes am gebrochenen Herzen. Seine behandelnden Aerzte waren Lodemann und Lentin. Er verschied am 11. Juni 1802. Ballhorn fällt folgendes Urtheil über ihn: „Wichmann hatte ein vorzügliches Gedächtniss und die Gabe der genauesten Beobachtung. Dies verdankte er dem günstigen Schicksale; Wichmann war der glücklichste und erfahrenste Arzt, einer der grössten seiner Zeit. Die ruhigste Beobachtung am Krankenbette, die Kunst, den rechten Zeitpunkt des Handelns schnell zu ergreifen, ihn aber auch mit Kaltblütigkeit abzuwarten, die genaueste Ordnung in den Geschäften und in der Eintheilung der Zeit, die Benutzung der täglichen Bereicherung der Wissenschaft, die grosse Achtung für die englischen Aerzte und die eifrige Verpflanzung ihrer Erfahrungen auf deutschen Boden, ein stets reger Prüfungsgeist, die Abfassung der nützlichsten, das Gepräge der Wahrheit und Selbstuntersuchung tragenden, Schriften. Alles dieses vereinigte Wichmann in sich, um den Namen eines grossen Arztes nicht bloss in Deutschland, sondern auch im Auslande zu verdienen. Man darf annehmen, dass, wenn Wichmann grössere Felder seiner Wissenschaft durch schriftstellerische Werke bearbeitet, auf einer grossen Universität gelehrt hätte, an der Spitze grosser öffentlicher Krankenanstalten gestanden wäre, er, bei seinem Prüfungsgeiste, bei seinem Festhalten an Erfahrung, einen höchst fruchtbaren Geist in ihr verbreitet, ihr eine neue Richtung, wenigstens in Deutschland, gegeben haben würde. Denn kein Arzt unserer Nation hat wohl je tiefer wie Wichmann der Erfahrung gehuldigt, sich mehr wie er von den Fesseln der Theorie und Hypothesen losgemacht, einfacher wie er am Krankenbette gehandelt! Noch sehe ich ihn vor mir, wie er mit langem Stillschweigen und scharfem, unverwandtem Blicke den Kranken beobachtete, dann mit der sorgfältigsten Genauigkeit das Einzelne untersuchte, bald einen Punkt festhielt, auf diesen Punkt seine Aufmerksamkeit vereinigte, zu den einfachsten, oft den bekanntesten Mitteln schritt und die sicherste, schnellste Heilung bewirkte! Kein Arzt konnte daher ein grösseres Vertrauen besitzen wie er! Selbst Aerzte, die mit ihm nicht gleiche Grundsätze hatten, trauten doch unbedingt der Wahrheit, Sicherheit und Genauigkeit seiner Beobachtungen. Hannover hat ein Glück, das weit grösseren Städten oft nicht zu Theil wird. Hannover besass fast ein Jahrhundert hindurch in einer Folgenreihe drei der ausgezeichnetsten Aerzte. Hatte Wichmann nicht die ausgebreitete Gelehrsamkeit eines Werlhof, sein allgemein gefälliges, leutseliges Aeussere, seinen Witz, pflückte er uns nicht, wie dieser, Blumen von den Gefilden der Dichtkunst, ging ihm der philosophische Geist, die Welt- und Menschenkenntniss ab, die Zimmermann zu einem Nationalschriftsteller erhoben, konnte er nicht wie dieser den Eindruck der Erhabenheit machen, durch seine Theilnahme bezaubern und da, wo menschliche Kunst aufhört, der herzliche, unübertreffliche Tröster der Kranken sein, so war Wichmann doch an praktischer Geschicklichkeit, an genauer Erfahrung, wo nicht Werlhof überlegen, doch ihm gleich, und die zum Vortheile seines grossen letzten Vorgängers sinkende Schale tritt wieder ins Gleichgewicht, wenn man Wichmann's Ausdauer, Unerschütterlichkeit, männliche Entschlossenheit am Krankenbett mit in die

Wagschale legt. Er vertraute seine Beobachtungen nicht dem so leicht sich täuschenden Gedächtniss an, er schrieb alles ihm Merkwürdige sogleich auf. Die Nachwelt wird mit gleichem Nutzen wie wir seine Schriften lesen können, weil darin Erfahrungen und treue Zeichnungen der Krankheiten ohne wandelbare Mode, Systeme, Hypothesen und Theorie in einer zierlichen und gedrungenen Schreibart niedergelegt sind. Göttingen erkannte seine wissenschaftlichen Verdienste, er ward zum Correspondenten und nachmals zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften erwählt. Nur die Gelehrsamkeit hatte Wichmann's Beifall, die der Menschheit einen unmittelbaren Nutzen zu versprechen schien. Sie bestand bei ihm in der ausgesuchtesten Belesenheit und vertrauten Bekanntschaft mit dem Geiste aller gehaltvollen praktischen Schriftsteller. Der Genieflug war bei ihm durch das standhafte Festhalten an Erfahrung gelähmt, und desswegen war der Eindruck, den der Vollendete auf junge Leute machte, die erst die Universität verlassen hatten und von eigner Erfahrung noch entblösst, sie oft nicht zu schätzen wissen, nicht immer der erwartete, der Eindruck, den sie auf ihn machten, nicht immer der gehoffte. Gewiss hielt es der von Erfahrung durchdrungene Mann für grosse Pflicht, die leichte Jugend auf diese Hauptquelle menschlicher Weisheit gleich bei ihrem Eintritt in die Welt zu verweisen, den Werth derselben ihr so fühlbar als möglich zu machen. Wichmann, als Mensch betrachtet, veranlasst das anziehendste Gemälde. Sein treues, redliches Antlitz war der Abdruck seiner Seele. Festigkeit, Furchtlosigkeit, Würde, Wahrheit, Freimüthigkeit, Freundschaft, Dienstfertigkeit, Uneigennützigkeit, Billigkeit, Bescheidenheit, ein ruhiger Glaube an höhere Bestimmungen, dies waren, wie mich dünkte, die Grundpfeiler seines Charakters, die Quellen seiner Handlungen. Ein solcher Arzt musste mit gleicher Sorgfalt den Kranken in der Hütte und im Palaste behandeln. Sein Benehmen gegen andere Aerzte war sowohl in Form als Gehalt höchst musterhaft, stets ehrbringend für die Wissenschaft. Sein Beispiel hat hier vortrefflich gewirkt. Hatte er über eine Krankheit eine andere Ansicht wie der Arzt, zu dessen Beistand er aufgefordert wurde, so blieb doch sein Urtheil, das er mit grosser Freimüthigkeit seinen Amtsbrüdern zu äussern pflegte, jedem Andern ein Geheimniss, und die Verhandlungen und Berathschlagungen am Krankenbette, konnten nicht, wenigstens nicht durch seine Schuld, zu Stadtgesprächen Veranlassung geben. Dass er bei dem Gefühle eigner wahrer grossen Leiden gegen den empfindelnden, einbildungsvollen, verzogenen Kranken dann und wann anstiess, dass nur unbesonnene Fragen und Anmuthungen ihn dann bisweilen aus seinem Gleichmuth brachten, dass er dann nicht verstand, den Launen verwöhnter Erdensöhne zu schmeicheln, dies konnte nur dem Menschenhaufen auffallend sein, der weder grosse Leiden aus Erfahrung fühlt, noch das Mitgefühl davon in seinem Herzen trägt. Kein Arzt hingegen konnte theilnehmender, geduldiger und sanfter als Wichmann sein, wenn wahre Leiden den Geist und Körper drückten, den Kranken selbst zu den lebhaftesten Ausdrücken des Missmuthes trieben. Der grosse Arzt huldigte dem Scepter der Natur; er erkannte den Einfluss des Körpers auf den Geist, und so war Wichmann der toleranteste Arzt bei den wirklichen Leiden seiner Mitbürger. Wichmann besass nur den Ehrgeiz des biederen Mannes, der seinen Werth zwar fühlt, aber auch den Anderer richtig zu schätzen weiss und sich selbst ebenso wenig wie Andere für unfehlbar hält. Musterhaft war Wichmann's weltbürgerliche Vorsicht und Klugheit. So bestimmt auch sonst seine Aeusserungen und Ausdrücke waren, so verstand er sich doch selten dazu, bestimmt über den Ausgang einer bedeutenden Krankheit zu entscheiden und da sich und die Umstehenden mit Hoffnungen zu täuschen, wo sein theilnehmendes Gefühl nur wün-

schen, seine ruhige Einsicht aber kaum hoffen liess. Das, was der Staatsmann und der Feldherr nur zu oft erfahren, dass der Ausgang den durchdachtesten Plänen nicht entspricht, dass Zufälligkeiten, die nicht zu berechnen waren, die höchste Wahrscheinlichkeit vernichten, eben dies erfährt im Kleinen der Arzt. Mit gleicher Klugheit und ruhiger Festigkeit vermied er auch alle gelehrte Cabale und öffentliche Streitigkeiten, wozu der Arzt und Schriftsteller so leicht Veranlassung findet. Wichmann's Vorliebe für Erfahrung und Abneigung gegen Theorie, Speculation und Hypothese schien selbst mehreren seiner Verehrer zu weit getrieben".

Ebenso günstig urtheilt Lodemann über ihn. Er sagt: „Zimmermann und Wichmann achteten einander gegenseitig hoch. Letzterer verehrte im Ganzen das Genie, vermisste aber in ihm die gänzlich praktische Application und die auf strenge Beobachtung gegründete Erfahrung, deren er sich bewusst war, und wovon Ersterer theoretisch schön geschrieben hatte. Zimmermann wollte Wichmann sich nicht gleich geachtet wissen, doch traute er seinem Beobachtungsgeiste sehr viel. Freunde waren sie nie, aber sie lebten höflich neben einander. Wichmann rief nie Zimmermann, wohl aber umgekehrt, wie denn selbst Zimmermann in seiner letzten Krankheit sich Wichmann anvertraute. Einer Ligue, die ein College bei Zimmermann's Ankunft gegen diesen stiften wollte, versagte Wichmann seinen Beitritt. Als College war er äusserst verträglich und in den äusseren Formen schonend, ohne doch seiner Meinung etwas zu vergeben. Dahin gehört auch seine Beharrlichkeit bei dem einmal entworfenen Curplan und bei den verordneten Mitteln, worin er zuweilen zu weit ging. So war ihm Einfachheit in dem Plan und den Mitteln ein grosses Gesetz, dabei verschmähte er aber zu sehr auf die Eigenheiten seiner Kranken und auf die Erleichterung der Symptome Rücksicht zu nehmen. Schätzbar ward er eben dadurch als Führer junger Aerzte am Krankenbett, die er nicht an den kleinen Krieg, sondern daran gewöhnte, dem Feinde gerade zu auf den Leib zu gehen. Weniger lehrreich war er durch pathologische Erklärungen, weil er keiner Theorie, keinem Systeme huldigte. Philosophische Erhebung auf einen gemeinschaftlichen Standpunkt war nicht so sehr seine Sache als kritische Durchmusterung der Details. Etwas allgemein Gültiges anzunehmen, hinderte ihn sein Skepticismus, daher seine Abneigung gegen die neue philosophische Behandlung der Arzneikunst. Desto fester hielt er an dem Einzelnen, was er auf dem Probirsteine der Erfahrung geprüft hatte, z. B. die Milbentheorie bei der Krätze. Er hielt immer Schritt mit der Vervollkommnung seiner Kunst. Allgemeine Theorien zogen ihn nicht an. Er war ein Feind von allen Subtilitäten, die über die Erfahrung hinausgingen. Er war ein warmer Patriot. Ehrgeiz war ihm nicht fremd. Doch hatte er nur wenig von der Eitelkeit, die, da er bloss durch eigne Kraft sich Celebrität verschafft hatte, in dem Masse höchst verzeihlich war. Eigennutz kannte er nicht. Niemals hat er eine gelehrte Fehde unterhalten, obgleich er einige Male angegriffen wurde; war sein Charakter angegriffen, wie in dem Streite über Zimmermann mit Marcard, so überliess er es dem Publicum, ihn zu richten. Nichts kränkte ihn so sehr, als wenn ihm das Vertrauen entzogen wurde und namentlich von denen, die langjährige und vielfache Beweise seiner grossen Aufmerksamkeit erhalten hatten. Fast jedes Mal hatte dies eine Krankheit bei ihm zur Folge.

Durch seine Diagnostik hatte er auf die praktische Behandlung den grössten und wohlthätigsten Einfluss, so dass jetzt ein Bader, der zufällig Wichmann's Schriften gelesen hat, im Stande ist, manche Fälle leicht und glücklich zu behandeln, an denen ehedem Boerhaave's und Werlhof's

Kunst gescheitert war. Ein grosses Verdienst ist seine Einfachheit. China gebrauchte er auch in anhaltenden Fiebern, sobald die Remissionen deutlich waren. Die meisten Krankheiten leitete er von der Witterung, von gestörter Ausdünstung und vom Genusse schädlicher Speisen und Getränke ab. Daher im Anfange viele ausleerende Mittel, denen er bald stärkende folgen liess. Ohne Humoralpathologe zu sein, nahm er doch in manchen Fällen eine Neigung des Bluts zur Fäulniss an. Bei den sogenannten Nervenfiebern verliess er sich meistens auf China und Campher. Vorzüglich streng war er, wie alle guten Aerzte in den diätetischen Vorschriften. Den Patienten war er fürchterlich in seinen Strafpredigten. Oft liess er sich nicht ausreden, es sei gebratener Aal gegessen oder zu viel Rheinwein getrunken. Er war im höchsten Grade unverdrossen; auch des Nachts. Desto nachdrücklicher wehrte er sich gegen die Anmassungen derer, die ihn nach Launen behandeln wollten. Auf die Engländer hielt er viel, nicht auf die Franzosen. Uebertriebenes Lob konnte er nicht dulden. Als ein talentvoller Mann für einen, ihm von Wichmann geleisteten, Dienst ihm überschwänglich dankte, wurde er über die ihm gestreuten Wolken von Weihrauch unwillig und antwortete ihm in einem bittern und gereizten Tone. Er war weniger im Grossen als im Kleinen genau, hielt den Heller zu Rathe, bedenkend, dass mehrere kleine Summen ein grosses Ganze geben".

Wichmann ist es wie den meisten Classikern ergangen. Die Neuzeit hat ihn vernachlässigt, man kann wohl sagen ignorirt, höchstens findet man ihn in den Handbüchern der Pathologie bei der Krätze citirt. Seine Bedeutung ganz erkannt und ihn vollständig gewürdigt, hat dagegen der treffliche Marx. Er spricht sich folgendermassen über ihn aus (Beiträge S. 142): „Diesem tiefeindringenden Arzte standen bloss das Gesicht und Gefühl zu Gebote, und doch sind seine Schilderungen der Krankheiten der Natur abgelauschte Compositionen. Das, was seine Arbeiten vor vielen anderen auszeichnet, das ist die darin hervortretende eigne Erfahrung. Nur die Fälle, welche er selbst genau am Krankenbett studirt hatte, berücksichtigte er. Sein Blick erscheint immer nur auf die Sache gerichtet, sein Bemühen bloss darauf, die Wahrheit zu erkennen und mitzutheilen. Obgleich das Krankenexamen ihm durch seine Schwerhörigkeit nicht jeden Aufschluss geben konnte, so prüfte er dennoch, auch ohne viele Worte, so allseitig, dass es ihm gelang, ein möglichst klares Bild der Krankheit zu gewinnen. Er bewies, dass es nicht auf die Menge der Fragen und Antworten ankommt — da seit Laennec auf das Hören der Krankheiten, namentlich zur Feststellung der Diagnose — der grösste Werth gelegt wird, so ist von Wichmann, der eine meisterhafte Arbeit über diese Lehre lieferte, aber schwerhörig war, nicht die Rede mehr. Dieses sein Werk war aber nicht nur Epoche machend, sondern es wird für alle Zeiten ein Muster der Beobachtung und zugleich ein Beweis bleiben, dass die Stimme der Natur auch von Schwerhörigen verstanden werden kann. — Ist eine Vergleichung gestattet zwischen der bloss physikalischen und der rein menschlichen Beobachtung, so verhält es sich damit wie mit dem Photographen und Stecher. Jener liefert durch das Instrument das objectiv erfasste, einfache natürliche Bild, dieser mit der lebendigen Hand und dem eignen Gefühle die subjectiv empfundene, tiefer durchgeführte, Darstellung".

Allgemeine Medicin.

Obgleich Wichmann von allen Classikern derjenige war, der am heftigsten die Theorie, die sich nicht auf die Erfahrung stützt, verabscheute und bekämpfte und von einer bloss philosophischen Behandlung der Medicin nichts

wissen wollte, so finden sich doch, durch alle seine Schriften zerstreut, vortreffliche, allgemeine, medicinisch-philosophische Betrachtungen. Da dieselben bei ihm nur allgemeine Abstractionen specieller pathologischer Erfahrungen waren, so haben sie für den Arzt einen um so höheren Werth, als damit gleichsam alles Subjective und Hypothetische ausgeschlossen ist, und sie einen objectiven Werth und eine universelle Bedeutung beanspruchen. Einem so feinen Beobachter konnte der Einfluss der Moden, die den gewöhnlichen Arzt zu ihrem Spielball machen, nicht entgehen. Da die Menschen stets dieselben bleiben, so wird auch die Medicin immer das Schicksal haben, unter der Herrschaft der Mode, der die Mehrzahl der Aerzte opfern, zu stehen. Wir brauchen nicht in die Ferne zu schweifen, sondern nur einen Blick auf die gegenwärtige Medicin zu werfen. Desshalb wird der Aufsatz Wichmann's über die Moden für alle zukünftige Zeiten seine Bedeutung behalten. Folgendes ist der Kern der Wichmann'schen Philippica. „Hätten die Aerzte Boerhaave's Rath befolgt, ihre eignen Versehen aufzuschreiben, so würde Boerhaave vielleicht ebenso sehr über die Dicke eines solchen Buchs erstaunt sein, als man sich jetzt über die Menge glücklich curirter Krankheiten wundert. In der That ist unser Jahrhundert so fruchtbar an Erfindungen, dass wir Ursache haben, stolz darauf zu sein. Desshalb kann man diejenigen nicht tadeln, welche den Erfindern neuer Mittel in ihren Versuchen folgen. Aber es gibt in der Arzneiwissenschaft Moden, von denen ein jeder Arzt Sklave sein muss, wenn er nicht von seinen Collegen für altmodig gehalten oder verlacht werden soll. Nur Schade, dass auch diese Moden der Aerzte, so wie andere, veränderlich sind, wenn sie gleich noch so nützlich zu sein scheinen, da sie aufkommen; nur Schade, dass die mehrsten Erfindungen unserer Zeiten nicht allemal ebenso instructiv als wunderbar sind, und die neuen Mittel der Aerzte selten einem Andern als dem Erfinder allein, gute Wirkung thun! Wie wichtig schienen die Arzneien, die in Wien Mode wurden, z. B. der Schierling. Jetzt macht de Haen öffentlich bekannt, dass er ihn bei 110 Personen vergeblich versuchte. Sollte man dasselbe nicht von den Mitteln denken, die Herr de Haen ebenso anpreist, die Sandbeere, die Pomeranzenblätter u. s. w. Dies ist nicht bloss in Deutschland der Fall, sondern in allen Ländern; das Steven'sche Mittel wider den Stein, das Ailhaudi'sche Pulver, die Räuchercur und das Keyser'sche Mittel wider die Lustseuche mögen als Beispiel dienen. Vor 18 Jahren war es in ganz Europa Sitte, die paralytischen Kranken zu elektrisiren, aber auch diese Mode dauerte nur 9 Jahre. Ueberhaupt haben die medicinischen Moden auch mit den anderen darin Aehnlichkeit, dass sie gewöhnlich mit dem 9. oder 10. Jahre wieder abkommen. Auch die Moden, die vor 30—40 Jahren geherrscht haben, kommen wieder auf, so die hohen Coiffüren der Frauenzimmer, die langen Schösse an den Kleidern der Mannspersonen. Ebenso geht es mit der Elektricität. Die Nachricht des Herrn Wilkinson von der Genesung von einer Paralysis durch den Blitz hat die Aerzte so gereizt, dass sie von neuem die Modecur der Elektricität aufbringen wollen. Die herrschendste und neueste Mode unter den Aerzten ist die Cur mit dem Magnet. — Es gibt im gemeinen Leben noch Moden, welche sich beständig erhalten und sich niemals in der Hauptsache verändern, wenn gleich viele so die Veränderung lieben, daran arbeiten, sie abzuschaffen, und dies sind solche, welche auf das Wohl und die Bequemlichkeit der Menschen einen wesentlichen Einfluss haben; auch diese haben die Aerzte unter sich; aber unglücklicher Weise nur wenige. Eine derselben hat sich über hundert Jahre erhalten, obgleich sie aus oben geschilderten Ursachen oft angefeindet ist. Es ist dies die Cur mit der Fieberrinde, von der ich zweifele, dass sie je altmodig werden wird und bei

der ich glaube, dass es eigentlicher gesprochen ist, wenn Richard Mead die Chinarinde Gottes Gabe nennt, als Galen des Hippokrates Schriften Gottes Wort".

Von einem Dr. Weber in Walsrode wurde Wichmann wegen dieses Aufsatzes angegriffen. Er beantwortete die Herausforderung mit Stillschweigen.

Erholung des praktischen Arztes. (Journal der praktischen Heilkunde und Wundarzneikunst, herausgegeben von Hufeland 5. B. 3. St. S. 3.) „Nicht leicht bedarf ein Geschäftsmann so sehr der Erholung als der Arzt. Derselbe ist weder ein Spaziergänger, noch ein Briefträger. Sein Beruf ist ein sehr dornenvoller. Wenn wir in unserer so oft unwegsamen und höckerigen Laufbahn mit der grössten Beschwerde fortwandeln, ohnehin an den Seiten zuweilen an Disteln, Nesseln oder Dorngesträuche gerathen, wenn zugleich die schwärzesten Wolken über uns nicht selten die traurigste Aussicht gewähren, wenn wir auf unserem steinigten Wege fast nichts als schwarzen, melancholischen Hyoscyamus, platten Huflattig, eine stachligte Ononis oder eine schüchterne Eidechse antreffen, dann sollten wir uns nicht zuweilen eine ländliche Aussicht, einen heiteren Himmel wünschen? Nicht eine schöne lachende Wiese zu erreichen suchen, wo unser Fuss eine weichere Fussdecke findet, oder das Auge sich entweder an einem entfernt blauen Gebirge ausruht, oder in der Nähe ein freundliches Marienblümchen, ein munteres Pfauenauge oder einen anderen Schmetterling findet? Wir sollten jene trüben, schwer über uns hängenden Wolken nicht zu verscheuchen oder ihnen auszuweichen suchen? Uns nicht zuweilen unserer Existenz freuen, um gestärkt und mit Munterkeit am folgenden Tage unsere Geschäfte zu verrichten? Wehe dem Arzte, der sich solche Erholung und überhaupt unschuldige Zerstreuung nicht erlaubt, immer die Gesellschaft der Gesunden flieht, an den Freuden des gesellschaftlichen Lebens nicht Antheil nimmt und selbst am Schreibpulte bloss auf medicinische Gegenstände seine Lectüre einschränkt. Wir sind unglücklich genug, dass uns oft ganze Tage eine solche Aufmunterung versagt wird, und unser Gewissen uns ebenso wenig die leiseste Zerstreuung erlaubt, als einem Prediger am Sonnabend. Nach solchen überstandenen, angstvollen Tagen, nach solchen den Geist niederdrückenden und ermüdenden Geschäften wird es Pflicht gegen uns selbst, uns auszuruhen und uns zu erholen. Bedarf es dazu immer einer rauschenden, lärmenden, betäubenden Zerstreuung? Immer eines ermüdenden Tanzes? Immer eines erhitzenden Spieles? Finden wir nicht in einem Schauspiele, in der Musik, in der Naturgeschichte, in der Lectüre von nicht medicinischen Dingen dergleichen schon, die uns nicht zu weit von unserm vornehmsten Gegenstande entfernen? Ich will daher versuchen durch Zerstreuung von letzterer Art, durch Beschreibung kleiner, grösstentheils lächerlicher literarischer Fehler oder Irrthümer die Leser ein wenig aufzumuntern". Eine Menge von solchen Curiositäten wird nun von dem Verfasser citirt, die alle dazu dienen, das Zwerchfell der Leser in Erschütterung zu setzen. Namentlich die Franzosen und auch die Engländer haben in dieser Beziehung viel geleistet. Doch dass die Deutschen ebenfalls nicht zurückstehen, das beweisen die am Schlusse dieser höchst interessanten Abhandlung von W. mitgetheilten Erlebnisse. „Vor 20 Jahren eröffnete ein jetzt angesehener deutscher Arzt seine schriftstellerische Laufbahn mit einem kleinen Buche, worin er ein französisches Werk: Code de médecine militaire par Colombier anführt, und sagt: „Code schreibt im 3. Bande seiner médecine militaire" u. s. w. Wie ich ihn erinnerte, dass sich in seiner Schrift ein kleiner Druckfehler eingeschlichen habe, war unser Freundschaftsband, welches er anzuknüpfen schien, sogleich zerrissen, und ich erhielt nun seit jenen 20 Jahren, zu meinem grossen Leidwesen, keinen Brief wieder von ihm. Die Synopsis universae medicinae von Allen ist bekanntlich eine Compilation aus verschiedenen Schriftstellern, die namentlich angeführt werden, Ettmüller, Sydenham u. s. w. und zuletzt wird ein gemischtes Urtheil von mehreren über eine Krankheit unter der Rubrik: Farrago, beigefügt. Bei einer gewissen Gelegenheit schlug ich einmal mit einem Arzte dieses Werk nach, dem es schon als brauchbar bekannt war, und der mir dann entdeckte, dass ihm aus der ganzen Compilation immer am besten gefalle, was Farrago darin aufgezeichnet habe, ohne mir jedoch anzugeben, ob er den Farrago für einen Dänen oder für einen Holländer halte".

Gedanken über einige Vorurtheile der Kranken. „Selbst in den Fällen, wo man den Arzt für entbehrlich hält, kann man ohne Hülfe von Arzneien

durch die blosse Diät sich Hülfe verschaffen. Die mehrsten Patienten räumen dem Arzt zu viel Gewalt ein und setzen ihn wider seinen Willen in die Verlegenheit, ihnen Arzneien zu verordnen. Der ist zufrieden, nur solche Mittel zu verschreiben, die wenigstens keinen Schaden bringen. Das Glück des Arztes, sagt ein grosser Geist unserer Zeit, hängt von nichts ab als von seinen vielen Besuchen, die er ablegt und von der Menge der Arzneimittel, die er verschrieben. Es ist nicht sowohl unter den Kranken als auch Gesunden ein ansteckendes und eingewurzeltes Vorurtheil, dass man sich vor der äusseren freien Luft als vor der Pest fürchtet. Eine Frau, welche sonst kein Verdienst hat, als ihr Alter, ist zuweilen im Stande, den grössten Aerzten das Gleichgewicht zu halten und Irrthümer fortzupflanzen, welche vernünftige Leute einmüthig verwerfen. Die Kindbetterinnen sperren sich ängstlich gegen die frische Luft ab. Daher rühren aber die Schlaflosigkeit und Unruhe des Kindes und der Mutter. Ebenso schädlich ist die übermässige Hitze in den Krankenzimmern. Ein gesundes Thier stirbt schon, wenn es gezwungen ist, lange in einer eingeschlossenen Luft zu leben. Durch faule Ausdünstungen und Luft entstehen Krankheiten. Die Reinigung der Luft ist das beste Präservativ gegen ansteckende Krankheiten. Ein anderes Vorurtheil ist, dass Laien glauben, sich von ihrer Krankheit befreien zu können, ohne dass man die Ursache derselben heben will. Ein Vollblütiger lässt sich lieber alle 9 Wochen adern, als eine vernünftige Diät zu befolgen und weniger Caffee und Wein zu trinken. Ich kenne einen Herrn mit Epiphora, er gebraucht fortwährend Augenwasser und adstringirende Salben, anstatt das Schnupfen zu lassen, welches die Oeffnung des Thränengangs in der Nase verstopft. Ein anderes Vorurtheil ist, dass man glaubt, je kostbarer die Arzneien, desto wirksamer sind sie. Die mehrsten kostbaren Arzneien verdankt man dem Zufall oder den Erfahrungen eines Negers. Warum soll man den Erfahrungen eines deutschen Bauern nicht ebenso trauen? Ich zweifle nicht an der vorzüglichen Wirkung der Fieberrinde, aber sollten nicht vor Werlhof auch viele Fieber ohne sie curirt sein? Die Medicin bestand nach dem Zeugniss des Celsus nur in der Kenntniss von wenigen Kräutern. Sind wir heutiges Tages durch den Ueberfluss der Arzneien glücklicher? Es ist in der That bloss die Nachlässigkeit unserer Vorfahren Schuld daran, dass wir nicht von vielen einheimischen Kräutern Bemerkungen haben. Die Preisselbeere, der Schierling und die Weidenrinde sind einheimische und sehr gemeine Pflanzen und doch von vortrefflicher Wirkung".

Ueber den Einfluss des Mondes auf unsere Erde. Die Abhandlung wurde veranlasst durch den Aufsatz des Herrn Manso über den Einfluss des Mondes auf unsere Erde. „Ob der Mond auf das Barometer wirkt und die Elasticität der Luft verringern kann, darüber sind die Ansichten verschieden. Nach Bohn's und Rosenstein's Erfahrungen scheinen die Würmer, namentlich die Bandwürmer, bei gewissen Veränderungen des Mondes ihren Aufenthalt zu verlassen. Bei Nervenkrankheiten scheint er auch Einfluss zu haben, namentlich bei Epileptikern. Bartholin und Pitcairn erzählen mehrere Fälle von der Einwirkung des Mondes auf solche Kranke. Mead hat selbst mehrere dahin schlagende Beobachtungen gemacht; ein alter Mann bekam 2 Jahre lang zur Zeit des Neumondes beständig eine Anwandlung von Schläfrigkeit, Mattigkeit und Blödsinnigkeit. Einer vornehmen Dame schwoll zur Zeit des Neumondes die linke Wange, ein Theil des Halses lief ganz deutlich auf, und sie war jedes Mal in Gefahr zu ersticken. Ramazzini hat in seiner Beschreibung der modenesischen Epidemien von 1692, 93, 94 ein epidemisches bösartiges Fieber bemerkt, das am Vollmonde heftiger wurde und gegen den Neumond abnahm. Bacon von Verulam hatte jedes Mal bei einer Mondfinsterniss eine Ohnmacht, er kam nicht eher wieder zu sich, als bis die Mondfinsterniss vorbei war".

Treffend äussert sich W. über den Skepticismus: „Der medicinische Skepticismus ist überhaupt eine vortreffliche Tugend, der wir erstaunend viel Wahrheiten zu verdanken haben. Durch Skepticismus wird der Beobachtungsgeist gefördert, und der Beobachter auf Dinge zur Aufmerksamkeit gereizt, die er vorher übersehen hatte, so wie auf der anderen Seite die Beharrlichkeit bei einem gewissen Systeme, das sklavische Nachbeten gewisser Lieblingstheorien allmälig zum Empirismus verleitet, das Ankleben, die Anhänglichkeit an eine Hypothese den Geist stumpf macht, die Freiheit zu denken erstickt, und das gar zu vorsichtige Vertrauen auf des Lehrers oder eines grossen Mannes Worte, die in der Heilkunde so sehr irrige und nachtheilige Vermuthung erzeugt, dass ein Mensch infallibel sei. Fast täglich hört man ja leider! jetzt noch von grossen Aerzten Wahrheiten ge-

predigt, die sich nicht bestätigen — von erfahrenen Aerzten oft Mittel als untrüglich empfohlen, wovon andere ehrliche Leute gestehen, dass sie in dem gegebenen Falle gar keine Wirkung erfahren. Wie sehr würde unsere göttliche Kunst in Verfall gerathen, wenn nicht andere, wahrheitsliebende Männer ein gewisses Misstrauen, eine bescheidene Schüchternheit als das beste Verwahrungsmittel wider den Köhlerglauben bewiesen und öffentlich ihre Zweifel, ihre Gedanken bekannt machten! Würden wir nicht eines der grössten, wohlthätigsten, wirksamsten Hülfsmittel in der Apotheke entbehren, wenn Kunkel blindlings an die Berechtigung des französischen Verbots geglaubt und das Spiessglas nicht selbst versucht hätte, dessen mannigfaltige Präparate so vielen Menschen nachher das Leben gerettet haben? Und ist man also nicht auch den Herren Baldinger, Crell, Schmucker, Jäger, Lorry und Andern, welche wider die belebte Pathologie der Krätze öffentlich ihre Zweifel geäussert haben, wirklich Dank schuldig, dass sie eben dadurch Anderen zu genaueren Untersuchungen und mir zur Berichtigung der Aetiologie Veranlassung gaben"?

Geschichte der Medicin.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Biographik eins der Fundamente der Geschichte der Medicin ist. Die Veränderungen, die unsere Wissenschaft und Kunst im Laufe der Jahrhunderte erleidet, stehen so sehr im engen Zusammenhange mit dem Leben der hervorragenden Aerzte, dass erst durch die genaue Einsicht in den Lebenslauf und den Charakter derselben ein richtiges Bild von ihren Einwirkungen auf die Kunst gewonnen werden kann. Auch in dieser Beziehung müssen wir es Wichmann Dank wissen, sich bleibende Verdienste erworben zu haben. Seine Biographie Werlhofs, die der Gesammtausgabe von dessen Werken vorgedruckt ist, und die auch wir bei der Schilderung desselben benutzt haben, zeichnet sich durch strenge Wahrheitsliebe aus. Die so nahe liegende Klippe, einen Panegyricus zu schreiben, da Werlhof ihm ein väterlicher Freund und Lehrer gewesen war, hat W. auf das Glücklichste umschifft. Schon damals war es ihm schwer geworden, in den Besitz von Werlhof'schen Brieten zu gelangen. Er bedankt sich in der Widmung ausdrücklich bei seinem und Werlhof's gemeinschaftlichen Freunde Pringle, dass letzterer ihn so bereitwillig mit Briefen und Mittheilungen unterstützt hatte. Von vornherein verwahrt er sich dagegen, die Art und Weise der Panegyriker nachzuahmen. Dadurch wird ihm der Vorwurf erspart werden, geschmeichelt zu haben. Fern von ihm ist, Alles, was Werlhof gethan hat, in den Himmel erheben zu wollen. Er hat sich dagegen bemüht, das aus seinem Leben hervorzuheben, was uns zeigt, wie Werlhof am Krankenbett war. Dieses ist ihm denn auch vollkommen gelungen und von allen über Werlhof veröffentlichten Biographien ist die Wichmann'sche bei weitem die beste. Nicht minder vortrefflich ist Zimmermann's Leben von ihm geschildert. Er selbst nennt diese Biographie freilich nur ein biographisches Fragment. Wenn diese nun auch allerdings kein erschöpfendes Bild von Zimmermann's Totalität gibt, vielmehr am ausführlichsten seine Krankheitsgeschichte darin geschildert wird, so verdiente sie doch nicht die heftigen Angriffe, die der oldenburgische Leibarzt Marcard gegen sie erhob. Am wenigsten war er berechtigt, sie als Quelle zu benutzen, um Verdächtigungen gegen den Charakter Wichmann's daraus zu schöpfen und ihn einer gewissen Animosität gegen Zimmermann zu beschuldigen. Wenn Zimmermann und Wichmann auch so grundverschiedene Charaktere waren, dass sie einen Freundschaftsbund ausschlossen, so hatten beide doch gegenseitig die grösste Hochachtung vor einander. Wie sehr Wichmann Zimmermann achtet, geht aus mehreren Stellen seiner Schriften hervor. In seiner „Aetiologie der Krätze" erklärt

er, dass Erfahrung und Analogie uns auf den rechten Weg leiten müssen, wenn die Theorie uns verlasse und setzt hinzu, dass Niemand dies jemals so schön gesagt und so einleuchtend bewiesen, als unser vortrefflicher Zimmermann in seiner „Erfahrung". In einigen Punkten können wir nicht umhin, Marcard Recht zu geben. Wir vermögen keinen Fehler darin zu erblicken, dass sich Zimmermann der kühlenden Methode bediente, ebensowenig können wir es billigen, dass Wichmann die Werlhof'sche und Zimmermann'sche Methode als Gegensätze hinstellt. Beide lassen sich sehr gut mit einander verbinden, und hat Zimmermann, der Werlhof so verehrte, dies gewiss nicht unterlassen. Marcard bemerkt daher sehr richtig: „Bei hitzigen Krankheiten bediente sich freilich Z. der kühlenden Methode, wo sie sich schickte, und wenn er Unreinigkeiten, Galle oder nicht Galle vermuthete, so gab er ausleerende Mittel. Nie habe ich aber gesehen, dass er, wie Herr W. behauptet, heftige, angreifende oder erschütternde gebraucht hätte. — So wenig, dass ich noch manche Billete von ihm habe, in welchen er hannöverische Aerzte tadelt, die seine Methoden angenommen hatten und damit zu weit gingen, oder sie am unrechten Ort anwendeten. So wenig übertrieb er es mit dem ausleerenden und angreifenden Verfahren, dass ich vielmehr niemals einen Arzt gesehen habe, der grössere Sorgfalt auf die Erhaltung der Kräfte richtete und mehr Mühe anwendete, sie zu rechter Zeit zu unterstützen." Wenn Wichmann zeitlich und räumlich Zimmermann zu nahe stand, um ihn ganz zu würdigen, so liefert doch jede Zeile den Beweis, wie sehr er sich bemühte, ihm gerecht zu werden. Folgende Analyse möge unser Urtheil bestätigen:

W. getraut sich nicht den Beruf zu, Zimmermann als Arzt und seine Verdienste um die Wissenschaft genau zu schildern. Eine Biographie muss ebenso sehr ohne Apotheose als Verkleinerung abgefasst sein. Nicht leicht hat ein Schriftsteller ein so grosses Publicum interessirt, Niemand leicht eine so grosse Celebrität genossen als er. Wenn Boerhaave einen Brief von dem Kaiser in China erhielt, der ihm ganz richtig eingehändigt wurde, obgleich nur mit der Adresse versehen: à Monsieur Boerhaave, médecin en Europe, so würde Z. einen solchen Brief mit ebenso einfacher Aufschrift ebenso gewiss erhalten haben, weil er nicht bloss als Arzt bekannt war. Der Grund seiner Celebrität lag nicht wie bei Linné und Boerhaave darin, dass er Schüler gezogen hatte, die seinen Ruhm durch die ganze Welt verbreiteten, sondern dass er bald nach seiner Biographie von Haller auf dem Theater der Schriftsteller mit Werken auftrat, die für ein ungleich grösseres Publicum geschrieben waren, und darin er nicht durch Correctheit des Stils, durch Eleganz der Diction und Stärke des Ausdrucks, sondern durch treffende Satire und Kühnheit die angenehmste Unterhaltung verschaffte, so dass man selbst seine medicinischen Schriften, zumal das Werk von der „Erfahrung" in den Händen der Damen fand, und es gesunde Gelehrte lasen, nicht um medicinische Hülfe darin zu suchen, sondern zur Erholung, indem es keine neue Wahrheiten, keine von ihm gemachte Entdeckung oder neue Methoden lieferte, sondern unübertrefflich schön und neu gesagte Dinge enthielt, so dass er selbst, wenn ich ihn an die Fortsetzung erinnerte, zu bescheiden es für einen jugendlichen Versuch erklärte. Es gibt gewiss wenige Aerzte, die darin Zimmermann's Glück erreichen, dass Gesunde ihre Schriften zum Vergnügen lesen. Wenn jedoch Mancher das Lästige einer sehr grossen Celebrität genau kännte, so würde er auch bei seiner Mittelmässigkeit sich beruhigen und nichts weniger als neidisch werden. Ob Zimmermann allein durch seine medicinischen Schriften diesen ausgebreiteten Ruf würde erhalten, und nicht vielmehr seine anderen philosophischen Werke ihm auch zugleich als Arzt einen Schwung gegeben haben, da bei vielen Menschen ein grosser Schriftsteller und ein grosser Arzt zwei unzertrennliche Ideen sind, mögen Andere bestimmen. In den letzten 10 Jahren mag er wohl nicht völlig mit unserer Wissenschaft Schritt gehalten haben, da ein anderer, ähnlicher Mann, der ganz Arzt ist, kaum mit fortkommen kann, nicht aus Plan, sondern weil er keine Zeit hatte. Denn er verwarf die ihm bekannt gewordenen Entdeckungen in der praktischen Arzneikunde so wenig, dass er vielmehr immer einer der Ersten

war, der Gebrauch davon machte, ohne jedoch viel auf anatomische oder chemische Entdeckungen zu achten. Nur zwei Stunden widmete er täglich dem Krankenbette. An zuverlässigen Erfahrungen konnte er wohl nicht so reich sein als sein grosser Vorgänger Werlhof. Mancher erfreute sich seines theilnehmenden, thätigen, menschenfreundlichen Beistandes, sowie man auch sein collegialisches Betragen gegen andere Aerzte am Krankenbett als musterhaft und nachahmungswürdig immer rühmen wird, da er nie von der Höhe, zu welcher ihn das Glück erhoben hatte, mit Verachtung auf Andere herabsah, entschied oder gar zum Nachtheile eines Amtsbruders die geringste Veranlassung gab. Man thut ihm Unrecht, wenn man aus der Art, sich zuweilen in seinen Schriften satirisch, beissend oder stark gegen Andere auszudrücken, auf sein übriges Betragen oder gar auf seinen Charakter überhaupt schliesst. Am wenigsten wird man es Z. verargen, wenn er zuletzt sich immer mehr in sich selbst hineinzog, wenn er seine Würde nicht vergass, sich nicht wegwarf oder keine grosse Lust bezeigte, wie ein Briefträger von Haus zu Haus zu gehen oder mit zwei Stümpern auf der Strasse parallel zu laufen. Seine Methode war anfangs antigastrisch, evacuirend und kühlend. Diese von seinem Freunde Tissot angenommene Methode wurde allgemein eingeführt, ebenso der Gebrauch der Mineralsäuren. Sie war gerade das Entgegengesetzte der Werlhof'schen. Dieser wusste mit grosser Klugheit, mit seltenem Beobachtungsgeiste zu temporisiren. Z. griff durch, bediente sich anfangs der kräftigsten Mittel, ohne dass ich entscheiden möchte, dass er dadurch am Krankenbette glücklicher gewesen wäre als sein grosser Vorgänger. Wer Z. gekannt hat, wird sich das Erschütternde, Angreifende seiner Methode, vielleicht auch ausser seiner vortrefflichen Absicht, sogleich abzukürzen, ein wenig aus seiner hypochondrischen Stimmung und Besorglichkeit erklären, nach welcher er gemeiniglich grössere Uebel befürchtete und grössere Gefahr voraussetzte. Den Ton von Gallenfieber haben Tissot und er angegeben. W. wagt nicht zu entscheiden, ob man diese Idee nicht zuweilen gemissbraucht. Jetzt hat wieder der Schleim die Galle verdrängt. Höchst selten verfuhr Z. antiphlogistisch, noch seltener erhitzend oder kühlend. Tissot erhielt seit 40 Jahren keinen Brief von ihm ohne Klagen. Bei seiner hypochondrischen Stimmung war er leicht gereizt und überwarf sich mit Gelehrten und Freunden, mit denen er lange in vertrauter Verbindung gestanden hatte. Manches mochte er dann wohl nachher als Uebereilung bereut haben, das von Vielen als Beleidigung ausgelegt wurde, und daran gewiss sein Herz weniger als sein Magen oder seine gestörte Verdauung Antheil hatte. Seine Pusillanimität bei Krankheiten, seine Furcht vor einem unglücklichen Ausgange derselben, seine Aengstlichkeit bei ansteckenden und seine Besorglichkeit für sich selbst bei exanthematischen Krankheiten, seine Muthlosigkeit bei wahrer Gefahr, die Traurigkeit bei unglücklichen Vorfällen, die ihn bei seinem mitleidigen Gefühle oft länger als irgend einen anderen gewissenhaften Arzt niederschlugen, werden wir ebenso aus jener psychischen Ursache erklären. Das Arbeiten am Schreibtisch war die Ursache seiner Kränklichkeit. Diese Arbeit schien ihm zuletzt Bedürfniss; da er allen Zerstreuungen entsagte oder sich kaum gesellschaftliche Freuden erlaubte, so wurde sie ihm wenigstens Erholung. Ihm fehlte das einzige Präservativ gegen chronische Krankheiten: Bewegung des Körpers und Ruhe der Seele. Dann kam seine trübe Stimmung bei dem im Westen aufsteigenden Gewitter, die Furcht, die Feinde würden ihn aufspüren und als Aristokraten misshandeln. Sein vieljähriges Leiden, die hartnäckige Verstopfung nahm immer zu. W. rieth ihm jetzt zu einer Ortsveränderung. Er ging nach Eutin unter die Aufsicht von Hensler. Seine Ideen hatten eine andere Richtung genommen, er ängstigte sich nicht mehr, vom Feinde fortgeschleppt zu werden, sondern vor Hunger zu sterben. Alles schmeckte ihm faul, und er hatte einen cadaverösen Geruch aus dem Munde. Obgleich er nie einen bestimmten Schmerz angab, so war doch, wenn man ihn fragte, der Schmerz unausstehlich, die Empfindung im Mastdarme unbeschreiblich. Als physische Ursache von diesem Widerwillen gegen diätetische und medicinische Hülfe liess sich wenigstens nichts Anderes annehmen, als etwa das allmälige Zusammenschrumpfen des Darmkanals und Verwachsungen vieler Theile im Unterleibe, die ich lange vor der Leichenöffnung befürchtete und prophezeite. Er starb ohne die geringste fieberhafte Bewegung, so allmälig und sanft, dass er mehr im Schlafe zu jenem Leben überzugehen, mehr aufzuhören schien zu leben als zu sterben, wie Seneca schön sagt: potius e vita migrare quam mori. Leibchirurgus Lampe und Dr. Lodemann machten die Section. W. gibt einen Bericht in lateinischer Sprache: „Omentum majus in duas partes dilaceratum, quarum dextra

intestina tenuia tegit, sinistra cum colo descendente firmiter cohaeret, et sub descensu suo in scrotum annulo abdominali et tunicae vaginali pariter agglutinatur; testiculus sinister cum epydidymide pro ratione corporis admodum parvus, vasa autem spermatica illaesa, licet totus funiculus eorum ligamentum quasi formet et testiculi ipsius structura destructa videatur. In colo descendente insignis coarctio et angustia sex circiter pollicum quae lumen intestini ea parte ad quatuor lineas reducit".

Diagnostik.

Das Einzige, was die meisten, sonst unterrichteten Aerzte von Wichmann wissen, ist, dass er der Schöpfer der medicinischen Diagnostik ist. Hätte er weiter nichts geleistet, und unstreitig ist die Begründung dieser Disciplin seine grösste That, so hätte er schon dadurch sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Um aber seine Verdienste ganz zu würdigen, ist es nothwendig, eine historische Rückschau zu halten und einen flüchtigen Blick auf die Gegenwart zu werfen. Schon im grauen Alterthum nehmen wir die Spuren dieser, nach den Meisten erst von W. neu gegründeten Disciplin wahr. Und zwar ist es Soranus, dem bedeutendsten Arzte der methodischen Schule, bei dem man, ohne sich auf minutiöse Interpretationen einzulassen, auf's Deutlichste nachweisen kann, dass er den Versuch macht, ähnliche Krankheiten von einander zu trennen und genau zu definiren. Als Wichmann mit seiner neuen Disciplin an's Licht trat, stand die Semiotik, die augenblicklich einen Winterschlaf hält, in der vollsten Blüthe. Hippokrates ist nicht bloss der Vater der Medicin, sondern auch der der Semiotik. Noch heute sind seine dahinzielenden Schriften ein unerreichtes Muster. Nur dadurch, dass er in der Semiotik das Bedeutendste leistete, war es ihm möglich, ein so ausgezeichneter Prognostiker zu werden. Denn Semiotik und Prognostik bedingen sich ebenso wie Sonne und Licht. Erst im 16. Jahrhundert feierte die Semiotik nach der langen Herrschaft Galen's, der übrigens in keiner Weise diese Disciplin befördert hatte, ihre Auferstehung. Thomas Fyens, Prosper Alpinus und Jodocus Lomnius lieferten vortreffliche Lehrbücher. Die im nächsten Jahrhundert dominirenden chemischen und mechanischen Systeme setzten die Semiotik abermals auf ihren alten Theil. Das 18. Jahrhundert brachte hierin wieder eine Reaction hervor. Trotz den auch in dieser Periode herrschenden Secten gelangte die Semiotik zu einem nie geahnten Aufschwung. Die klassischen Schriften von Petzold, Danz, Gruner und Weber legen Zeugniss davon ab. Da erschien Wichmann mit seinen „Ideen" und entriss der Herrschaft der Semiotik ein Gebiet, um es zur Würde einer neuen Wissenschaft zu erheben. Betrachten wir jetzt die Gegenwart, so müssen wir den Ausspruch thun, dass auf diesem Felde eine Begriffsverwirrung eingerissen ist, die an die babylonische Sprachverwirrung erinnert. Um Klarheit zu schaffen, müssen wir Folgendes hervorheben: Pathologie ist die Lehre von den Verschiedenheiten, Ursachen, Wirkungen und Symptomen der Krankheit; wenn man die Erscheinungen der Krankheit einer speciellen Untersuchung unterwirft, dieselben aus den Gesetzen der Physiologie zu erklären sucht und ihren gegenseitigen Zusammenhang nachweist, so entsteht als besondere Disciplin die Symptomatologie oder Phänomenologie. Betrachtet man nun Krankheitsäusserungen als Zeichen concreter Krankheitsfälle, so erhalten wir die Semiotik. Letztere und Symptomatologie ist also durchaus nicht, wie es das verbreiteteste Handbuch der allgemeinen Pathologie von Uhle und Wagner S. 17 lehrt, identisch. Ebenso wenig hat der Coätane Wichmann's, Curt Sprengel, Recht, wenn er die Diagnostik nur für einen Theil der Semiotik erklärt. Dies ist ebenso falsch wie die Ansicht der

Neueren, von denen wir nur wieder Uhle und Wagner citiren wollen, die als die Aufgabe der Diagnostik hinstellen, aus den vorhandenen und auffindbaren Zeichen sich ein möglichst getreues Bild der Zustände der inneren Organe zu verschaffen. Hier ist abermals Diagnose und Diagnostik mit einander verwechselt. Wie sich die Symptomatologie zur Semiotik verhält, so verhält sich die Diagnose zur Diagnostik. Erstere lehrt, eine besondere Krankheit von anderen Krankheiten überhaupt zu unterscheiden, den Charakter der Krankheit zu definiren, die Diagnostik dagegen eine ähnliche von einer verwandten abzugrenzen. Diese Lehre zuerst wissenschaftlich begründet zu haben, ist Wichmann's unanfechtbares Verdienst. Die jetzt bloss geübte physikalische Untersuchungsmethode hat die Diagnostik ebenso in den Hintergrund treten lassen wie die Semiotik selbst, weil beide nicht bloss auf objectiven, sondern auch auf subjectiven Symptomen beruhen.

Wie man nun zwei Arten von Diagnosen unterscheidet, eine äussere und innere, so ist man auch genöthigt, zwei Arten von Diagnostiken anzunehmen, eine äussere, semiotische oder phänomenologische, und eine innere oder ätiologische. Erstere begründete W. Wahrscheinlich hat das System Linné die erste Idee hiezu in ihm erweckt. Er selbst war sich jedoch über die beiden Varietäten nicht klar, denn obschon er gesteht, dass er das ätiologische Element bei seiner Diagnostik ausschliesst, zieht er es doch oft mit hinein. Erst einem späteren Classiker war es vorbehalten, die ätiologische Diagnostik wissenschaftlich zu begründen. So viel steht fest, dass die Wichmann'schen „Ideen" ein Buch sind, das für alle Zeiten als ein Muster genauer, treuer Naturbeobachtung betrachtet werden muss. Es ist in demselben nicht bloss die semiotische Diagnostik begründet, sondern es enthält eine solche Fülle von medicinischen Beobachtungen und Erfahrungen, dass sich auch für die allgemeine Pathologie, die pathologische Anatomie, ja selbst die Therapie, die er principiell gar nicht berücksichtigt, treffliche Goldkörner darin zerstreut finden. So unterscheidet W. sehr richtig stets zwischen Ursachen der Krankheiten und des Todes, eine Differenz, welche die neuere Medicin unlogischer Weise in den meisten Fällen aufgegeben hat, so erscheint hier die erste Beschreibung des Herzpolypen. Um die pathologische Anatomie erwarb W. sich ein bleibendes Andenken dadurch, dass er sie mit der Diagnostik in Verbindung setzte. Er beschreibt deutlich die Thrombose des sin. falc. unter dem Namen eines falschen Polypen. Gross ist sein Verdienst um die Kenntniss der Hautkrankheiten, indem er der verworrenen, von jedem Schriftsteller willkührlich gebrauchten Terminologie bestimmte Grenzen anwies. Hervorheben und aufmerksam machen müssen wir noch auf die von ihm befolgte Methode, durch die er zu so schönen Resultaten gelangt. Dieselbe besteht im Wesentlichen darin, dass er sich stets bemühte, zuerst die Aehnlichkeiten der Krankheiten aufzusuchen und dann ihre Verschiedenheiten zu präcisiren und eine grosse Virtuosität entwickelt, sehr glückliche Vergleiche zu wählen. Dieselben nimmt er mit vieler Gewandtheit überall her, aus der Natur, aus der Kunst u. s. w. Dass er in Einzelnheiten nicht immer das Richtige traf und zu weit ging, darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass er eine ganz neue Disciplin schuf. So ist seine Ansicht über den krankhaften Zahnprocess der reine Pyrrhonismus. Eine Menge von Schriften wurde schon zu seinen Lebzeiten in Folge hievon in's Leben gerufen; die Ansicht fand gleichviel Freunde als Feinde. Jetzt, nachdem sich der Sturm beruhigt und den von beiden Seiten aufgewirbelten, die geistigen Augen trübenden Staub zu Boden geschlagen hat, werden wohl alle Unbefangenen der Ansicht sein, dass in sehr vielen Fällen der Zahndurchbruch die Quelle von vielen krankhaften Erscheinungen ist, dass manchmal aber nur ein zufälliges Zusammentreffen

Statt finde, und es dann ein grosser Fehler sei, alle Symptome auf Rechnung des Zahnens zu schieben. Darin hat W. unbedingt Recht, dass das Zahnen als solches nicht als besondere eigene Krankheit betrachtet werden darf. Dagegen steht es wiederum ausser Frage, dass das Zahnen krankhaft werden und auf dem Wege der Sympathie und des Reflexes sowohl das Allgemeinbefinden verändern, als auch in entfernten Organen Krankheiten hervorrufen kann. Denn die Dentition ist kein bloss localer Process, sondern fällt mit einem allgemeinen Entwicklungsprocesse des kindlichen Organismus zusammen. Es gehen in dieser Periode nicht nur die den Zahnprocess bedingenden Veränderungen im Kiefer und Zahnfleische von Statten, sondern einer ebensolchen progressiven Metamorphose ist der Kopf, das Gehirn, die Sinnesorgane u. s. w. unterworfen. Am deutlichsten zeigt sich dies durch das Erscheinen der ersten Spuren der Geistesthätigkeit. Kurz, der ganze Stoffwechsel, die Assimilation und Reproduction ist in dieser Periode alterirt. Wenn die Aerzte vor W. den örtlichen Zahndurchbruch für die alleinige Ursache aller hiebei auftretenden Zufälle erklärten, so waren sie ebenso im Irrthum als W., wenn er dieses gänzlich läugnete. Dass die Wahrheit hier in der Mitte liege, darüber wird bei allen erfahrenen Praktikern jetzt wohl keine Meinungsdifferenz herrschen: trotz Pollitzer in Wien.

Mit Recht konnte daher W. sagen, dass er hier einen noch gar nicht gebahnten Weg betrat. Seine Idee ist, kein systematisches Ganze zu liefern. Wenn man zwei Gemälde nebeneinander stellt, so wird das Eigenthümliche, das Hervorstechende doch immer mehr erhöht, als wenn man eins allein betrachtet. Auf diese Weise möchte er gern versuchen, ob man nicht dadurch zur genaueren Kenntniss von Krankheiten gelangte, wenn man mehrere, die sich ähnlich sehen, neben einander stellt, sie mit einander vergleicht, alsdann mit aller Schärfe eine Grenzlinie zieht und mit der grössten Genauigkeit die diagnostischen Zeichen aufsucht, wodurch sich diese Krankheiten wesentlich von einander trennen. Dies ist die allgemeine Idee. Desshalb sind solche Krankheiten gewählt, welche die grösste Aehnlichkeit mit einander haben. W. möchte nicht compiliren oder aus einem anderen Buche abschreiben als aus dem Buche der Natur. Die Heilart, Antiquität und Aetiologie werden nicht berücksichtigt. Dies Werk hatte denn auch bei dem regen wissenschaftlichen Leben, welches die Aerzte jener Periode auszeichnete, einen so durchschlagenden Erfolg, dass in kurzer Zeit die zweite Auflage erschien. Alle Recensenten waren über den grossen Nutzen der von Wichmann geschaffenen neuen Disciplin einig. In der Einleitung spricht sich W. in folgender treffender Weise über sein Unternehmen aus: „Wenn uns die Nosologen in der grossen Bildergallerie menschlicher Gebrechen herumführen, so nehmen sie gewöhnlich einen aphoristischen Ton an oder entwerfen Kataloge der Krankheiten in tabellarischer Form. Sie wollen dasselbe leisten wie Linné, aber sie erinnern sich nicht, dass bei Krankheitsgemälden sich nicht Alles so scharf zeichnen und mit wenigen Worten trennen lässt, wie bei Pflanzen, sondern dass viele durch ganz unmerkliche Nüancen an einander stossen, und dass es gar sehr darauf ankomme, auch diese Schattirungen kennen zu lernen. Was Sauvages, Cullen, R. A. Vogel geleistet haben, ist bloss für das Gedächtniss instructiv. Sie beweisen zwar, dass es mehrere Arten von einer Krankheit, auch mehrere Ursachen derselben gebe, aber sie zeigen nicht, woran man jene erkennen und diese herausbringen soll. Es kommt in der Nosologie besonders darauf an, Krankheiten, die sich ähnlich sehen, genau zu unterscheiden. Dies geschieht durch die Diagnostik. Sie ist eine neue Wissenschaft und von der Semiotik unterschieden. Denn diese lehrt, aus bestimmten Erscheinungen, den gesunden oder kranken Zustand überhaupt zu

beurtheilen oder die Zeichen aufzusuchen, welche in einer schon bekannten Krankheit von guter oder schlimmer Bedeutung sind, sie bestimmt den Ausgang, die Gefahr und die Hoffnung bei einer Krankheit, da hingegen der Gegenstand der Diagnostik bloss diejenigen Zeichen sind, wodurch schon bekannte oder ähnliche Krankheiten sich von einander trennen lassen. Man kann daher ein guter Semiotiker sein, ohne Diagnostik zu verstehen. Hippokrates war daher stärker in der Semiotik als in der Diagnostik. Durch die Semiotik kann man treffend prognosticiren, aber desswegen noch bei weitem nicht den Charakter der Krankheit angeben. Durch die Diagnostik zeichnet sich der erfahrene Arzt vor dem Empiriker aus. Der genaueren Beobachtung, der schärferen ätiologischen Untersuchung, vorzugsweise der allmälig mehr Mode werdenden pathologischen Leichenöffnung verdanken wir die Entdeckung mancher Krankheit, die man für neu ansieht, deren Existenz aber auch in den alten Zeiten schon angenommen werden muss. So ist die Kriebelkrankheit, der Veitstanz unter der allgemeinen Rubrik von Convulsionen von den Alten beschrieben worden. Monographien waren früher eine Seltenheit. — Die Diagnostik ist ein gutes Mittel, die Streitigkeiten der Aerzte zu verhüten, z. B. ihre Widersprüche bei den Wirkungen einer Arznei. Ohne Zweifel lässt sich die Verschiedenheit der Erfahrung allein so erklären, dass, wenn nämlich Beide dasselbe Mittel ächt, der eine nicht aber dieselbe Krankheit wie der andere zu behandeln hatte, oder dass die Ursache derselben in beiden Fällen ganz verschieden, und daher ein Mittel in einem Falle sehr leicht helfen konnte, was in dem anderen schadete, oder auch dass das Mittel, wenn auch die Krankheit dieselbe war, doch nicht in einerlei Zeitpunkte angewandt worden ist. Eine reine Diagnostik würde solche Widersprüche heben. Am meisten nützt sie bei Kinderkrankheiten. Kein Feld von Krankheiten ist so schlecht bestellt. Ein Beweis davon die ungeheure Mortalität in den ersten Jahren des Lebens. Und doch hört der kleine Mensch nicht auf, Mensch zu sein. Jedes Leiden hat seine eigne Sprache. Die von den Kinderkrankheiten ist nicht die verständlichste. Das Mittel, sie zu lernen ist bei dem ABC anzufangen, und dies ist hier die Diagnostik. W. wünscht aber dadurch nicht, das ohnehin so grosse Verzeichniss der Nosologie zu vergrössern, vielmehr die Zweige derselben immer mehr zu beschneiden. Sie muss nicht in mikrologische Distinctionen von Krankheiten ausarten oder bloss neue Nomenclatur werden, sondern nur diejenigen Leiden trennen, die eine verschiedene Ursache haben und eine verschiedene Behandlung erfordern. Ohne Zweifel hat man oft Krankheiten von einander geschieden, die nur Spielarten sind. So nahm Linné zwei Arten von Krätze an, die er auch von verschiedenen Milben entstehen liess, Andere haben noch immer feuchte und trockne Krätze, Andere trennen Tetanus, Opisthotonus, Emprosthotonus. Ebenso lächerlich ist es, nach dem verschiedenen Sitze einer und derselben Krankheit, Distinctionen machen zu wollen, so Mentagra von Herpes, Podagra von Chiragra trennen, Skropheln in innere und äussere theilen zu wollen. Nicht Varietäten soll man trennen, sondern bloss die verschiedenen Arten eines Uebels, deren Charakter und Symptome wesentlich von einander abweichen und auch einen wesentlichen Unterschied in der Behandlung machen. Krankheiten, die in die Augen fallen, werden noch sehr oft mit einander verwechselt. So z. B. die Pocken, Scharlachfieber mit Nesselsucht. Bei Hautkrankheiten herrscht auch die grösste Verwirrung. W. glaubt nicht an die Ausartung eines exanthematischen Giftes. Masern können sich nicht in Pocken verwandeln".

Auf Eins können wir nicht umhin, besonders aufmerksam zu machen. Bekanntlich hat erst in neuerer Zeit der Oesterreichische Arzt Hambur-

ger die Auscultation zur Erkennung der Krankheiten des Oesophagus angewandt. Was Hamburger als Methode gebraucht, das wurde Wichmann in einem speciellen Falle ein diagnostisches Erkennungsmittel. Bei dem, von einer Erschlaffung der Häute des Pharynx entstehenden Dysphagie, gibt er als ein sich vorfindendes Symptom ein „Zischen wie aus einem Ventile“ an, das von den Anwesenden oft, von den Kranken selbst, aber immer bemerkt wird.

„A. Milchborke. Crusta lactea. C. serpiginosa. Oft mit anderen Krankheiten verwechselt. Die Engländer haben noch nicht einmal einen besondern Namen dafür. Rosenstein erwähnt sie nicht. Die eigentliche Milchborke zeigt sich ohne Fieber, an der Wange, an dem Munde, den Lippen, mit kleinen Geschwüren in der Grösse einer Linse. Diese enthalten eine gelbliche, klebrige Feuchtigkeit; es bildet sich daraus eine Borke von der Farbe einer über Feuer eingetrockneten Milch. Wenn die Borke abfällt, bildet sich eine neue. Der Ausschlag juckt nicht, beschleicht oft die Augen, macht die Hornhaut trübe, die Albuginea entzündet. Die Krankheit kommt nicht bloss bei Säuglingen vor, auch bei sechsjährigen, selbst bei Erwachsenen. Ganz verschieden davon ist die Crusta serpiginosa. Zur Unterscheidung 1) dieser Ausschlag entsteht selten nach dem Entwöhnen, fast immer so lange die Kinder noch an der Brust sind. 2) Häufiger bei durch Ammen gestillten Kindern. 3) Vater, Mutter oder Amme haben an Tripper oder Syphilis gelitten. 4) Die ächte Milchborke entsteht aus kleinen Geschwüren, dieser nimmt bald einen Zoll im Durchmesser ein. 5) Aehnelt mehr einem wahren herpes, hat nie die kleinen Geschwüre. 6) Nässt weit mehr, juckt entsetzlich. 7) Weicht nicht den Mitteln der Milchborke und breitet sich über den ganzen Körper aus. 8) Verschont stets die Augen, wenn auch das ganze Gesicht befallen ist. 9) Das Entwöhnen oder Veränderung der Milch heilt das Uebel nicht. 10) Dauert Jahre lang und wird immer schlimmer. 11) Der Saft steckt die gesunden Theile an. 12) Die Kinder bekommen zuletzt Fieber und magern ab. 13) Bei der crusta lactea helfen Säure tilgende Mittel, vorzüglich Kalkwasser, bei der c. s. Spiessglas und Quecksilber.

B. 1) Zona. 2) Erysipelas vesiculosum. 3) Exanthemata a veneno. 4) Pemphigus. 5) Feb. bullosa.

Wer diese Krankheiten sogleich erkennt und von einander unterscheidet, erit mihi magnus Apollo. Ihr Charakter, ihre Ursache, ihr Gang und ihre Behandlung ist so von einander abstechend, dass sie nicht ohne Gefahr und Schaden des Kranken mit einander vermischt werden dürfen. Auf Ursachen wie auf therapeutische Reflexionen darf W. sich nicht einlassen. Nicht bloss unerfahrene Aerzte vermischen diese Krankheiten, sondern sogar Aerzte, die wie Carrere und Poupart über Ausschlagskrankheiten Monographien geschrieben haben. Die Unterschiede werden genau auseinandergesetzt. („Der grosse Werlhof lehrte mich zuerst den Gürtel als eine seltne und merkwürdige Krankheit kennen“.)

C. Petechien, Fleckfieber und Morbus maculosus Werlhofii. Werden vom Verfasser scharf auseinander gehalten.

D. Struma, Bronchocele, Scrofula, Scrofula fugax und Parotis neben einander gestellt. Nicht bloss alte, sondern auch neue Schriftsteller verwechseln fortwährend diese Krankheiten, W. bestimmt anatomisch und pathologisch ihren Unterschied. Aetiologie des Verfassers vom Kropfe. „Einen Kropf wie eine skrophulöse Drüse exstirpiren zu wollen, hiesse auf gut Deutsch nichts weniger als seinem Kranken im eigentlichen Verstande den Hals abschneiden. De Haen verbrauchte bei einem Skrophelkranken vergebens 16 Pfund Schwamm“.

E. Chorea St. Viti und convulsio cerealis, Kriebelkrankheit. Der gelehrte und feine Beobachter Brendel hielt noch beide Krankheiten für synonym, er betrachtete die Kriebelkrankheit als eine Entwicklungskrankheit und leitete sie vom Wachsthum des Körpers her, ebenso Hofmeier, der eine Monographie derselben geschrieben hat. Man irrt sich, wenn man glaubt, dass Alle, die an Veitstanz leiden, tanzen müssten. Die Unterschiede werden jetzt genau angegeben.

F. Chronisches Erbrechen. 1) Aus Diätfehlern. 2) Von Verhärtungen des Magens und des rechten Magenmundes. 3) Von Verengerung des Darmkanals. 4) Periodisches Erbrechen von Gallensteinen. 5) Wenn der Grund desselben in einer Krankheit der Nieren liegt. 6) Von ungewöhnlicher Ausdehnung und daher entstandenen

eigentlichen Schwäche des Magens. 7) Von verhärteter oder vergrösserter Bauchspeicheldrüse. W. beschränkt sich hier auf das chronische habituelle Erbrechen, mit Ausschluss aller consensuellen. Er führt dann folgende Unterschiede an, wodurch sich das Erbrechen, das durch Verengerung des Darmkanals veranlasst ist, unterscheidet. 1) Es entsteht weit längere Zeit nach dem Genusse von Speisen. 2) Statt letzterer wird bloss ein wenig weisser, nicht säuerlicher Schleim herausgebracht. 3) Der Druck in der Herzgrube ist nicht fortdauernd, sondern entsteht erst 12 und mehrere Stunden nach dem Essen. 4) Die Verhärtung ist hier fühlbar. 5) Nach künstlichen, hier so nothwendigen Ausleerungen befindet sich der Kranke wohl. Die Periodicität darf den Arzt nicht täuschen und zur Anwendung der China verleiten. 6) Das Poltern, welches man bei Verhärtungen des Magens dort selbst bemerkt, entsteht bei der Verengerung des Grimmdarms mehr unten im Leibe. 7) Verstopfung des Leibes ist hier gewöhnlich und hartnäckiger. 8) Die Uebelkeit oder das Erbrechen entsteht meistens, wenn der Schmerz in der Herzgrube rege wird. 9) Die Kranken leiden gewöhnlich sehr von Schwermuth und Angst, und dies ist weit häufiger eine Ursache von Melancholie, Manie oder Wahnsinn als dickes Blut oder sonst etwas. Das Charakteristische bei dem Erbrechen, das durch ungewöhnliche Ausdehnung des Magens Statt findet, ist: wenn man zwischen dem Nabel und dem Schambeine fest drückt, wird dem Kranken nicht recht wohl, er bekommt darauf entweder sogleich ein Aufstossen, oder es stürzt ihm sofort, wie aus einem zusammengedrückten Schlauche von der im Magen enthaltenen Flüssigkeit etwas in den Mund. Die Verhärtung des Pancreas charakterisirt sich durch den bei ihm Statt findenden Speichelfluss. W. erklärt ihn bei der Störung der Absonderung des pancreatischen Saftes durch vicariirende Thätigkeit der Speicheldrüsen.

G. Das schwere Zahnen der Kinder. Die Dentition als Ursache vieler Krankheiten ist ein Glaubensartikel der Aerzte. W. hofft desshalb nicht, ungehört in den Verdacht der Ketzerei zu gerathen. Denn es sind schon mehrere Ursachen aus der Pathologie: als Hexen, Teufel, Tarantel verschwunden. Für die grosse Mortalität in den ersten beiden Lebensjahren nahm man die Dentition an. Man sagte aber nicht, worin sie bestehe. Man glaubte daran, weil die Kirche daran glaubte, ohne den Mund des Kindes zu untersuchen. Man schrieb nur einen pathologischen Roman. Die Röthe, Härte und Erhabenheit ist auch bei ganz gesunden Kindern ohne Schmerz sichtbar, sie lässt selbst da, wo ein Kind am Zahnen soll gestorben sein, nicht einmal Spuren oder Folgen einer Entzündung nach; es ist auch nicht einmal Schmerz da, wo ein Zahn schief wächst. Kinder bringen oft schon Zähne mit auf die Welt. Es kann auch nicht leicht Schmerz da entstehen, denn Spannung des Zahnfleisches, eines Periosts gibt es gar nicht. Hunter, Blumenbach, Albinus, Haller und Sömmering stimmen darin überein. Einige nehmen sogar eine schwere Zahnarbeit an, ohne dass an den Kiefern etwas sichtbar sein soll. Der Speichel wird als ein untrügliches Zeichen angesehen. Schwämmchen sind aber oft die Ursache desselben. Dass die Kinder häufig mit der Hand nach dem Gesichte fahren, liegt oft an einer Excoriation an den Ohren oder im Gehörgange. Die Hoden verdienen ebenso untersucht zu werden als die Zähne. Als Krankheiten auf Rechnung der Dentition werden angesehen: Erbrechen, Leibschmerzen, grüne Excremente, Zahnruhr, Husten, Augenentzündung, entzündliche Geschwulst der Ohrdrüse, der Mandeln, Schlaflosigkeit, Zuckungen, Blindheit, Schwämmchen, Tripper. Neben Schlaflosigkeit wird auch schlafsüchtiger Zustand beschuldigt. Weil Convulsionen und Zahnarbeiten so häufig zusammentreffen, darf man letztere nicht als Ursache ansehen. Es hat sehr unglückliche Folgen, wenn man die Convulsionen als blosses Symptom der Dentition auffasst. Die Zahnruhr sollte aus der Nosologie ganz gestrichen werden. Die Strangurie und Retention des Urins ist meistens durch eine locale Ursache veranlasst. W. erörtert dann die wahre Ursache des Trippers. Das sogenannte Zahnfieber ist meistens durch ganz andere Gründe bedingt. Paré empfahl zum Durchbruch der Zähne zuerst die Incision. Van Swieten räth, dass ein Arzt davon bleiben soll, wenn er nicht in Gefahr gerathen wolle, seinen Ruf zu verlieren. Platner glaubt sogar, dass die Entwicklung des Zahns darunter leide. Mursinna räth auch ab. Die sich bildende Narbe erschwert sogar oft den Durchbruch. Ueberdies weiss man nie genau, wo die Incision gemacht werden soll. Das Durchschneiden der Zähne hat daher weder die Theorie noch die Praxis für sich. Wenn überhaupt von dem Wachsthum der Knochen etwas für die Kinder zu befürchten wäre, so kämen die Suturen der Hirnschalen weit mehr in Betracht. Ebenso auch das Wachsthum

der Nägel an den Händen und Füssen und dasjenige anderer Knochen. Ferner müsste am ersten Trismus entstehen; dieser zeigt sich aber meistens in den ersten Tagen, wo man noch gar nicht an den Durchbruch der Zähne denkt. Die Zufälle von cariösen Zähnen bei Erwachsenen darf man gar nicht mit Dentition bei Kindern vergleichen. Der Beweis für die Gefahr des Zahnens, den man von vierfüssigen Thieren hernimmt, ist einer der schwächsten, weil er auf den unzuverlässigen Angaben Shaw's beruht, dass die mehrsten jungen Löwen über dem Zahnen sterben sollen. Da also die Zeichen der Dentition so trüglich, die Folgen so ungewiss, und die Mittel so unnütz sind, so verdient dieselbe keine Aufmerksamkeit. Man rede also in Zukunft nur dann von schwerer Dentition, wenn man unvermögend ist, die wahre Krankheit anzugeben.

H. Das Millar'sche Asthma und der Croup. Beides sind gewiss keine neue Krankheiten. Jedoch werden sie stets verwechselt. Das Millar'sche Uebel kommt ohne Erbrechen, ohne Frost, unter der Larve eines gemeinen Catarrhs mit wenigem Fieber angeschlichen, so dass die Kinder die ersten Tage noch ausser Bette sind. Plötzlich geht es aber nach kurzer Zeit in eine sichtbare Beklemmung der ganzen Brust über. Selten oder nie ist ein Husten dabei. Eigenthümlich ist die heisere Stimme und der eigne specifische Ton bei der Respiration, der so hohl, so tief im Bass und dabei so laut ist, dass man ihn auf drei Schritte vom Kranken hören kann. Wenig Schleim in der Lunge und Luftröhre. Nase und Zunge trocken. Allmälig hören alle ängstlichen Erscheinungen auf. Nach 12—24 Stunden Recidive, kleiner, geschwinder Puls. Das Gesicht wird roth, bei jeder Respiration zieht sich die Luftröhre herunter, und es steigen die Schultern in die Höhe. Das Kind stirbt zuletzt in Angst an Mangel an Luft. Der erste Fall 1770, auf gewöhnliche Brustkrankheit behandelt, verlief tödtlich; da wurde W. von Wagler auf die Millar'sche Abhandlung aufmerksam gemacht. Seit dieser Zeit die Krankheit nicht mit Asa, sondern mit Moschus behandelt. — Beim Croup ist der Ton nicht wie das Bellen eines Hundes, sondern krähend wie ein Huhn. Alexander sieht den Croup als eine Entzündung des Larynx und der Luftröhre an. Desshalb glücklicher Erfolg der antiphlogistischen Behandlung.

I. Angina pectoris und Polypus cordis. Die Gicht, nicht Ursache ersterer Krankheit. Doch oft damit complicirt. Hunter's Krankheitsgeschichte ein Beispiel davon. Parry hat am besten darüber geschrieben; er hält die Verknöcherung der Kranzarterien für die häufigste Ursache. Viele Zergliederer glauben nicht an einen Herzpolypen. Man hat ihn bloss für geronnenes Blut gehalten. Ebenso Baillie, von Sömmering übersetzt. Wenn Lientaud auch die Herzpolypen läugnet, so hat er doch nicht Recht. Die Zeichen sind: Herzklopfen, Puls unordentlich, intermittirend, grosse Angst, namentlich des Nachts. W. erzählt eine Krankengeschichte, die er unter dem Namen „medicinisches Räthsel" veröffentlicht hatte. Die Section ergab in der rechten Herzkammer eine feste organische Substanz, ein hartes Fleischgewächs, das durch die Trabes carneas mit der Herzkammer innig verwachsen war und mit grosser Gewalt herausgerissen werden musste. Beide Krankheiten weichen in Folgendem von einander ab. a) Bei dem Herzpolypen wird der Kranke auch kurzathmig, kommt aber nicht dem Ersticken nah. b) Der Anfall bei der Brustbräune geht ohne alle medicinische Hülfe vorüber, bei dem Herzpolypen dauert er Stunden lang und erfordert immer Aderlässe. c) Beim Herzpolypen beugt sich der Kranke vorwärts. d) Derselbe springt aus dem Bette, lässt die Beine hängen, das Fenster öffnen, während in der Brustbräune die Angst selten so heftig ist, dass man im Respiriren eine grosse Veränderung bemerkt. e) Bei der Brustbräune verbreitet sich der Schmerz in den Arm hinab. f) Ausser dem Anfall liegt der Kranke horizontal, was dem am Herzpolypen Leidenden unmöglich ist. g) Bei der Brustbräune der Puls normal, beim Polyp intermittirend. h) Beim Herzpolypen die Zunge im letzten Stadium bedeckt. i) Auch die Mittel entscheiden. Beim Herzpolypen erleichtert ein Aderlass, bei der Brustbräune verschlimmert er. k) Die Patienten mit der Brustbräune leben länger als mit dem Herzpolypen. l) Der Kranke mit dem Herzpolypen stirbt eines langsamen Todes, der mit der Brustbräune plötzlich.

K) Dysurie. Beschwerliches Uriniren a) von verdickten Häuten der Harnblase, b) von vergrösserter Prostata. Es gibt unglaublich viele Ursachen. Es ist schwer, sie zu entdecken. Es gibt nicht einmal gewisse Zeichen von der Existenz eines Steins in der Blase, obgleich man sie sondirt. W. fand die Nieren, ohne alle vorhergehende Zeichen, einmal ganz zerstört. Diese Dysurie, die auch Retention und Incontinenz des Urins unter sich begreift,

entsteht von verringerter Capacität der Blase, nicht von Schwäche, sondern von verdickten und verhärteten Häuten derselben. Die Leichenöffnungen beweisen dieses. Morgagni und Portal haben zuerst darauf aufmerksam gemacht. Wenn die Häute der Blase ihre Elasticität verloren haben, und ihre Muskelkraft immer schwächer geworden ist, so leert sich die Blase, obgleich die Kranken oft pissen müssen, nie ganz aus. Gemeiniglich bleibt die Blase über dem Schambein fühlbar und ausgedehnt. Durch die Härte und den Druck auf die Nerven entsteht zuletzt Lähmung der unteren Extremitäten oder eine sonderbare Unruhe in den Beinen, dass die Kranken sie nicht stille halten können. Niemals sind Frauenzimmer mit diesem Uebel behaftet gesehen. Nur Portal beschreibt einen Fall. Bei einer vergrösserten Prostata erscheint die Suppression und Incontinenz des Urins plötzlich. Die Untersuchung durch den Mastdarm entscheidet hier. Die Schmerzen sind oft entzündlicher Natur, mit Fieber verbunden. Sie erfordern eine ganz andere Art der Behandlung; Blutausleerungen durch Blutegel, Quecksilber. Die vergrösserte Prostata ist oft heilbar. Ersteres Leiden nie. Grosse Aehnlichkeit mit den Steinbeschwerden. Die Prostata ist stets vergrössert und oft bis zur Grösse eines Gänseeies verhärtet. Beide Krankheiten unterscheiden sich also: 1) die vergrösserte Prostata verräth sich, nach der Untersuchung durch den Mastdarm, durch plötzliches Verhalten des Urins. 2) Bei der angeschwollenen Prostata verliert sich, wenn das Catheterisiren glücklich ausfällt, die Ausdehnung wieder. 3) Die vergrösserte Prostata tödtet oft in wenigen Tagen. 4) Häufig kommen die beiden Krankheiten gemeinsam vor, öfter ist jedoch die vergrösserte Drüse eine Krankheit für sich. 5) Bei der vergrösserten Prostata wird der Catheter mit der grössten Mühe in die Blase gebracht. 6) Der Urin nimmt bald eine stinkende, eitrige Beschaffenheit an, während er bei der Krankheit der Blasenhäute Jahre lang natürlich bleibt. 7) Bei letzterer jede Bewegung angenehm, bei ersterer unmöglich. Tripper gewöhnlich die Ursache. 8) Die Retention des Urins bei vergrösserter Prostata schmerzhaft, bei organischen Fehlern der Blase niemals.

L. Hydrops cerebri. 2) Vermitio. 3) Feb. intermittens soporosa. Erstere Krankheit ist schwer zu erkennen und muss bei versteckten Kinderkrankheiten dem Arzt oft aus der Noth helfen. Fothergill gesteht, dass er sie mit einer anderen verwechselt habe. Weikard läugnet sie ganz. Der Engländer Whytt hat zuerst den Gang der Krankheit genau beschrieben. Die Hirnwassersucht zeigt sich dem Arzte nicht immer auf einerlei Art. Einige halten sie für einen entzündlichen Zustand, andere für einen chronischen, weil sie das Uebel nicht allzeit in seiner verschiedenen Gestalt oder zu verschiedenen Zeiten zu sehen Gelegenheit gehabt haben. Wo das Uebel hitzig ist, befällt es gemeiniglich die gesundesten, stärksten und muntersten Kinder und kündigt seine Annäherung durch ein Straucheln, Stolpern auf ebener Erde, durch einen besonderen Gang des Kindes, indem dasselbe die Beine hoch aufhebt, an. Dann Fieber, Erbrechen, Sopor, kurzes Geschrei, Greifen der Hände nach dem Kopfe, Erweiterung der Pupillen, Verstopfung des Leibes — später Schlafsucht und ganz langsamer Puls; im letzten Zeitraum der Krankheit nimmt er an Frequenz so zu, dass man ihn nicht mehr zählen kann. Wenn die Kinder nach einem Sturze auf den Kopf in diesen Zustand gerathen, zeigt sich ein ganz anderer Verlauf. — In beiden Fällen ist der erscheinende Friesel, Puncta miliaria, ein sehr schlechtes Zeichen. — Pathognomonische Symptome gibt es aber nicht. Bei der hitzigen scheint vermehrte Ausdünstung und verringerte Resorption Statt zu finden, bei der chronischen ein zerrissenes Lymphgefäss die Ursache des sich anhäufenden Wassers zu sein. An eine eigentliche Wurmkrankheit glaubt Verfasser nicht. Den Abgang der Würmer betrachtet er mehr für Folge als Ursache. Die Würmer verdienen mehr Toleranz. Hunter hat viele Kinder, die an Wurmfieber gestorben sein sollten, secirt, ohne Würmer gefunden zu haben. Was man früher für Wurmkrankheit hielt, ist jetzt als Gehirnwassersucht erkannt. Der Bandwurm erregt selten grosse Beschwerden. Die Spulwürmer bewirken aber zuweilen Convulsionen. Die Wurmepidemien muss man mit Reserve annehmen. W. läugnet einen Wurmschleim, da man ihn nicht vom anderen Schleime unterscheiden kann. Der Unterschied beider Krankheiten besteht darin: 1) Bei der Hirnwassersucht dauern die Erscheinungen beständig, sowohl der schlafsüchtige Zustand als das Kopfweh, nicht so bei den Würmern. 2) Bei den Würmern klagen die Kranken von Zeit zu Zeit über Leibschmerzen, nicht so bei der Hirnwassersucht. 3) Bei Würmern treten die Convulsionen plötzlich auf, während die Hirnwassersucht nie damit debütirt. 4) Bei Würmern die Pupillen erweitert.

5) Bei der Hirnwassersucht ist, wenn Erbrechen Statt findet, die Zunge rein, bei den Würmern belegt. 6) Bei Gehirnwassersucht hartnäckige Verstopfung, bei den Würmern meist Durchfall. 7) Bei den Würmern Jucken und Reiz in der Nase. Bei der Gehirnwassersucht greift das Kind nach den Augen und dem Kopfe. 8) Das Straucheln und der wunderbare Gang zeigt sich nie bei den Würmern. Leicht ist eine Verwechslung mit dem Todtenfieber. Die Intermission ist oft undeutlich, und es findet bloss eine Remission Statt. W. hat die Gehirnwassersucht nicht wie Withering, Rush und Rand zu den Entzündungen gerechnet. (Er fand nie Eiter, Brand, sondern nur Wasser, sagt aber selbst, dass er nicht entscheiden wolle, ob dies ein Product der Entzündung sei.) Den ausgezeichneten Nutzen des Quecksilbers in dieser Krankheit erkannte er erst spät.

M. Urticaria, Scabies, Morbilli. Die Terminologie liegt im Argen. Der Eine bezeichnet das als Papula, was der Andere Pustula und Phlyctäne nennt. Was Sydenham Masern heisst, beschreibt Cullen unter dem Namen von Rötheln. Nemnich's Polyglottenlexikon hat Nichts genützt, da es von einem Laien geschrieben ist. Desshalb muss der Arzt durch Autopsie gebildet werden. Febris urticata verhält sich zu Urticaria wie Febris bullosa zu Pemphigus, und wie Petechien zu Blutfleckenkrankheit. Erstere ist nicht ansteckend; das Brennen und Jucken sehr beschwerlich, charakteristisch die Angst, die sie oft begleitet. Das Nesselfieber ist von der Nesselsucht bloss durch die Dauer und das Fieber unterschieden. Der Ausschlag ist immer derselbe. Die äusserste Grenze des Fiebers ist 9 Tage. Bei der Nesselsucht kann der Ausschlag mehrere Jahre dauern. Er ist stets über der Haut erhaben, hart, fest, ohne eine Flüssigkeit zu enthalten, geht niemals in Eiterung über. Den höchsten Grad des Uebels beobachtet man nach dem Genuss von Muscheln. Auch nach Flusskrebsen. In den Niederlanden, an der Schelde, recht häufig. Sehr oft ist auch Leibweh vorhanden. Ferner ist charakteristisch, dass bei dem chronischen Uebel die grosse Susceptibilität für diesen Ausschlag zurückbleibt, die Neigung dazu so stark in der Haut liegt, dass man ihn wirklich nach Gefallen hervorbringen kann. Im Bette verschwindet er und kehrt zurück, wenn der Kranke sich der kalten Luft aussetzt. Oft die grösste Aehnlichkeit mit Krätze, weil die Kinder die Quaddeln zerkratzen; es bilden sich dann kleine Wunden, darauf kleine Knötchen mit eiterähnlicher Feuchtigkeit. a) Die erste Entstehung entscheidet den Unterschied sogleich; bei der Krätze immer harte, über der Haut erhabene, fühlbare Knötchen, von hemisphärischer Figur, die langsam in Pusteln oder Eiterbläschen übergehen. b) Der Krätzausschlag also stets pustulös, die Nesselsucht enthält harte, feste Erhöhungen, Phymata. c) Die Urtication ist sogleich in den ersten Stunden zu erkennen, Krätzpustel viel später. d) Die Krätze bildet bei längerer Dauer kleine Borken oder Krusten, Nesselsucht niemals. e) Krätze steckt rasch an, Nesselsucht nie. f) Bei ersterer niemals Fieber. g) Krätze verschont stets das Gesicht. h) Juckt am stärksten im Bette, Nesselsucht, wenn der Kranke ins Freie, in die Kälte kommt. i) Bei der Nesselsucht helfen keine äusseren Mittel. Ungleich schwerer sind Masern von dem Nesselausschlage zu unterscheiden. Wodurch sich Rötheln charakterisiren, ist nicht klar, weil W. sie zu wenig beobachtet hat. Masern und Nesselfieber kommen darin überein: 1) Dass sie beide einen erhabenen Ausschlag von unregelmässiger Figur machen. 2) Auf dieselbe Länge von Zeit eingeschränkt sind. 3) Auch die Masern enthalten keine Feuchtigkeit. 4) Der Ausschlag ist bei beiden über der Haut. 5) Man sieht sie beide in jeder Jahreszeit. Ihr Unterschied besteht aber in Folgendem: 1) Masern sind ansteckend. 2) Die Symptome sind in der Entstehung abweichend. In Masern debütirt der Kranke mit catarrhalischen Erscheinungen. 3) Bei Masern entwickelt sich das Exanthem sehr langsam. 4) Der Ausschlag selbst ist unterschieden. Bei Masern sind die Flecken roth, bei Nesselfieber blassroth; bei ersteren Abschilfern. Man muss den Ausschlag nicht bloss sehen, sondern fühlen; im Nesselfieber eine grössere Erhabenheit über der Haut; die Inseln haben im Nesselfieber ein steileres Ufer als bei den Masern, sie verhalten sich wie Phlegmone zu Erysipelas. 5) Das peinliche Jucken fehlt bei den Masern. 6) Sowie der Nesselausschlag verschwindet, ist auch das Fieber gehoben. Bei den Masern sind die Folgen oft schlimmer als die Krankheit selbst. 7) Das Gesicht schwillt bei Masern nie so sehr auf. 8) Nesselausschlag verschont keinen Theil der Haut. 9) Die Nesselfieber sporadisch, die Masern epidemisch.

N. Dysphagia. Das beschwerliche Schlingen. 1) Von verringerter Capacität. 2) Von einem Hindernisse krampfiger Art. 3) Von einem paralytischen Zustand desselben und einer Erschlaf-

fung der Häute des Pharynx. Der Gang dieser Krankheit ist so gleichförmig bei diesen drei verschiedenen Arten, dass man sie bei oberflächlicher Untersuchung immer für eine und dieselbe halten muss. Bei allen ist Rumination, kein wirkliches Erbrechen. Es ist ein wahres Wiederkäuen. Dazu haben die Kranken auch keine grosse Angst und kalten Schweiss wie beim Erbrechen des Magens. Wie bei den Krankheiten der Harnblase findet hier eine Verdickung der innern Haut Statt. Dadurch wird die Muskelhaut geschwächt, und die Capacität der Speiseröhre verringert. Häufiger ist die Verengerung durch eine Scirrhosität der ganzen Länge nach bedingt, häufiger noch von vergrösserten Drüsen von Aussen in der Nähe der Speiseröhre. Dem praktischen Arzt sind diese Subtilitäten überflüssig. Nr. I. am häufigsten, meistens durch von Aussen drückende Drüsen bedingt. Hier hat der Kranke keinen wirklichen Schmerz, sondern mehr Druck und Spannung. Er fühlt die Stelle wie einen Pfropf, gewöhnlich in der Gegend des 4. und 5. Rückenwirbels. Ein distinctives Zeichen ist bei dieser Art, wenn das Hinderniss beim Schlingen sich in der Rückenlage des Kranken verliert. Die Jugend nicht frei davon. Auch natürlich wegen der Drüsen. Seifenpillen mit Schierlingsextract heilten einen 13jährigen Knaben. Quecksilber leistet am meisten, wohl durch seine Wirkung auf die Drüsen. Passt aber nur bei der ersten Art, schadet bei den 2 andern. Wagler heilte einen Fall durch Sublimat. Die 2. Art weicht von der ersten dadurch ab: 1) Dass oft gegen Abend ein Nachlass eintritt. 2) Das Hinderniss fühlt der Kranke gewöhnlich unten in der Speiseröhre. 3) Die Schwierigkeit des Schlingens entsteht hier meistens plötzlich. 4) Warmes Getränk geht leichter durch die Speiseröhre als kaltes. 5) Flüssige Theile, langsam getrunken, gelangen in den Magen, geschwind kommen sie sogleich wieder in den Mund. 6) Krampfige Beschwerden finden sich auch in anderen Theilen des Körpers. Johnston und Zimmermann heilten durch krampfstillende Mittel einen solchen Fall. Bei Nr. 3 beobachtet man folgende Symptome: 1) Sie zeigt sich hauptsächlich bei alten Leuten. 2) Der Kranke bringt festere Speisen leichter herunter als flüssige. 3) Der Kranke weiss keine bestimmte Stelle am Oesophagus anzugeben. 4) Er hat weder Schmerz noch Spannung. 5) Die Sonde entdeckt nirgends einen Widerstand. Tode heilte einen solchen Fall durch einen Aufguss von Quassia. Es entstehen hier in der inneren Haut des Oesophagus oft Falten, ein wahrer Beutel, von Borsieri als hernia pharyngis beschrieben. Es entsteht dann beim Schlucken ein sonderbares Zischen wie aus einem Ventile. Hiebei ist unglaublich viel Speichel und Schleim angehäuft. Abführmittel dürfen nicht angewendet werden. Medicinische Assistenz nützt hier nichts".

Medicinisches Räthsel. „In keinem Fache von Wissenschaften gibt es so viele Räthsel. Für den Pathologen und praktischen Arzt ist es ebenso interessant, anzuzeigen, was fehl geschlagen als was geholfen. Es würde nicht schwer fallen, hier den grossen Nutzen zu beweisen, den die Aerzte durch Bekanntmachung ihrer Irrthümer stiften würden. Man erinnere sich zugleich, dass uns oft als Versehen angerechnet oder als Kurzsichtigkeit ausgelegt wird, was bloss Unvermögen der Kunst überhaupt ist und an das vortreffliche Exempel von Boerhaave und Werlhof zweier der grössten, Epoche machenden Aerzte, in deren Charakter die Bescheidenheit und das Geständniss des Unvermögens einen so bekannten Zug machte und bei Vernünftigen so wenig ihnen zur Schande gereichte, dass es sie eben vor Grossprahlern und Charlatans sichtbar auszeichnete. Mein Kranker war ein schmächtiger, langer, fünfzigjähriger Mann, Arzt, über 30 Jahre Praxis treibend, ein Märtyrer derselben; ausser den von den klinischen Geschäften unzertrennlichen Unannehmlichkeiten, musste er kränkende häusliche Verhältnisse erleben; er litt oft an herumirrender Gicht. Plötzlich bemerkte er in der Nacht, als er gerufen wurde, beim Aufstehen, eine nie empfundene Beklemmung in der Brust und ein heftiges Herzklopfen. Auf der Strasse ging ihm beinahe der Odem aus. Er kam zum Kranken, aber auf dem Rückwege musste er sich geleiten lassen, da ihn die Beine verliessen. Am anderen Tage erholte er sich und ging allen seinen Geschäften wieder nach. Dieses Asthma, wie er es nannte, äusserte sich bald in einigen Wochen, bald in einigen Monaten. Bloss eine Unordnung im Pulse war vorhanden, eine Systole stärker, die nächste schwächer, die Arterie dort hart, hier wieder weich, etwa I_1 I_1 I_1. Die Irregularität war oft viele Stunden weg, und dann einmal eine sonderbare Langsamkeit merklich, nur 50 Schläge in einer Minute. Der Sommer verlief günstig, und Er hatte nur einen Anfall. Der Winter verschlimmerte Alles; das linke Bein wurde ihm dick; die Anfälle kamen öfters und kündigten sich 24 Stunden vorher durch Verringerung des Urins an; auch das

rechte Bein wurde dicker und kälter. Der Kranke musste allmälig aufrecht sitzen. Kein Lokalschmerz im Unterleib, Zischen und Röcheln in der Brust, ohne Husten, das er Sibilus nannte, von ihm allein bemerkt. Zwischen der linken Brustwarze und dem schwertförmigen Knorpel hatte er einen heftigen Schmerz; oft kalter Schweiss auf dem ganzen Körper. Im Januar starb Patient. Im October schien sich die Gestalt des Uebels zu ändern, als er viel Schleim mit Blut und mehrerem Eiter aushustete, und eine wahre Lungensucht drohte. Er empfand zu dieser Zeit einen stechenden Schmerz, der bei jedem Pulsschlag den Ort wechselte. Ein andermal schwoll eine linke Inguinaldrüse bis zur Grösse eines Taubeneies an. Die Anfälle dauerten immer fort. Er selbst bestimmte genau den Tag und beinahe die Stunde seines Todes.

Elsner in Bartenstein in Ostpreussen versuchte die Interpretation und stellte die Diagnose auf Angina pectoris im zweiten Stücke des Jahrgangs 1780.

Im vierten Stücke gibt Wichmann selbst die Auflösung. Er sagt: „Herr E. hat allein das Räthsel umständlich aufgelöst und, wenn er gleich nicht glücklich gewesen ist, die Erscheinung in der Leiche zu errathen, so freut es mich doch herzlich, mit einem so einsichtsvollen Manne auf dem Wege zur Heilung des Kranken so nahe zusammengetroffen zu sein. Die Gicht war mit im Spiel. Darum versuchten wir, sie nach der Haut zu leiten. Desshalb eine beständige Fontanelle. Auch Kampher wurde gegeben, da jeder Anfall mit Schweiss sich endigte, ebenso die Ipecacuanha in kleinen Gaben. Während des Anfalls warme Fussbäder, reizende Klystiere. Aderlass erleichterte gar nicht, wurde im Anfang versucht. Gegen die Diagnose auf Brustbräune sprach die schmerzhafte Empfindung unter dem Brustbeine beim Zutreten und der Schmerz in der Schulter. Hätte ich das Auenbrugger'sche Licht zur Aufklärung dieses dunklen Falles gebrauchen sollen? ich mache mir über diese Unterlassungssünde keinen Vorwurf, das allgemeine Stillschweigen und die Gleichgültigkeit, womit man diese Entdeckung aufgenommen hat, schienen mir ein Beweis, dass sich der Nutzen bei Anderer Erfahrung nicht bestätigt und dienen mir zur Rettung. Ich dachte, es sei Wasser in der Brusthöhle ausgetreten und gab desshalb diuretische Mittel. Der Kranke hatte sich schon einmal selbst zur Paracentese der Brust entkleidet. Wir entdeckten aber nirgends eine Erhöhung zwischen den Rippen, keine Spur von Fluctuation und standen davon ab. Die Section bewies, dass keine Wassersucht der Brust oder des Herzbeutels vorliege, sondern ein Herzpolyp; die Kranzadern waren ungewöhnlich gross und voll. Vorn auf der Oberfläche des Herzens ein weisser runder Fleck, einen Zoll im Durchschnitt, wie ein Stempel auf die musculöse Substanz; es war nichts als Fett. Die rechte Herzkammer war von einem harten Fleischgewächs fast ausgefüllt, das mit dem trabes carneas innig verwachsen war, es musste mit Gewalt herausgerissen werden und breitete seine Wurzeln bis in die Auricula und Oeffnungen der beiden grossen Blutgefässe aus. Die Blutgefässe waren natürlich. Die Eingeweide gesund, ohne Verhärtungen".

Specielle Pathologie und Therapie.

Auch um diese Disciplinen erwarb sich W. bleibende Verdienste. Obgleich er mit seinen Productionen schon früh an die Oeffentlichkeit trat, und hiemit bei mittelmässigen Köpfen so oft die Gefahr nahe liegt, dass sie Reue darüber empfinden, in der Jugend Etwas aufgestellt und vertheidigt zu haben, was die spätere Erfahrung und das reifere Alter ihnen selbst als halb oder ganz unwahr erscheinen lässt, hatte W. seinerseits die Genugthuung, dass das spätere Alter nur die Richtigkeit seiner Ansichten und Principien bestätigte. Er selbst bemerkt hierüber: „wenn man seine schriftstellerische Laufbahn erst antritt, so pflegt man Vieles für sehr wichtig zu halten, darüber man seine Meinung ändert, je mehr man sich dem Ende dieser Laufbahn nähert". Ferner: „wenn das reifere Alter gewöhnlich ein wenig umstimmt, und reifere Erfahrung vorzüglich den Arzt oft besser belehrt, so dass er selbst Vieles, was er vorher behauptet hatte, wieder zurücknehmen oder widerrufen muss, so ist es dagegen kein geringes Vergnügen, seine Meinung, welche man schon vor vielen Jahren geäussert

hatte, befestigt und von Anderen bestätigt zu sehen. Und dies Vergnügen empfinde ich jetzt in einem hohen Grade bei der Idee über die Ansteckung der Schwindsucht, über die Kriebelkrankheit, über die Natur der Krätze, den Pemphigus, über die Pollutionen bei Tage, so dass ich da nun glücklicher Weise Belege oder Zusätze zu liefern, nicht Irrthümer zu verbessern nöthig gehabt habe". Ueber die Natur von letzteren beiden Krankheiten verbreitete er neues Licht. Musterhaft ist seine Therapie und für alle Zeiten nachahmungswerth. Der Schwerpunkt derselben besteht stets darin, nicht, nach Weise der Empiriker, mit einem Mittel wider die Krankheit zu Felde zu ziehen, sondern zuvor aufs Genaueste die ätiologischen Factoren zu ergründen und dann, durch Hinwegnahme der schädlichen Potenzen, gleichsam die in Fesseln dadurch geschlagene Naturheilkraft wieder in integrum zu restituiren.

Wie schwer es ist, gegen inveterirte medicinische Vorurtheile anzukämpfen und das Licht der Wahrheit durch die Nacht des medicinischen Aberglaubens und der Tradition durchdringen zu lassen, das beweist Wichmann's Entdeckung von der wahren Natur der Krätze. Hier sehen wir wieder auf das Evidenteste, dass in der Medicin gerade wie es auf anderen Gebieten des Wissens der Fall ist, die grosse Menge sich sehr leicht empfänglich zeigt für das Abgeschmackte, Falsche, Unwahre und eine angeborene Sympathie für die Finsterniss hat. Obgleich Wichmann in dem Acarus hominis die wahre Ursache der Krätze nachwies, so sind beinahe hundert Jahre verflossen, bis seine Entdeckung ein Gemeingut aller Aerzte wurde. Wichmann erreichte vorläufig nicht mehr, als dass die Existenz der Krätzmilbe nicht mehr geläugnet wurde. Trotzdem er selbst und sein Freund Hecker in Erfurt die Uebertragung der Milbe auf ihre eigne Haut vermittelst des Experiments nachgewiesen hatten, trotzdem viele seiner Zeitgenossen seine Anhänger wurden, bekämpften doch die meisten Aerzte seine Theorie, dass die Milbe die Ursache, und nicht die Folge der Krankheit sei. Daher finden wir Baldinger, Crell, Schmucker, Jäger, Selle, Justi und Kersting auf Seite seiner Gegner, und nur die beiden Frank und der aufgeklärte Ernst Horn in Berlin schlossen sich unbedingt seinen Ansichten an. Späterhin waren Hahnemann durch sein Axiom, dass die Mehrzahl aller Krankheiten durch unterdrückte Krätze entstehe, und Autenrieth in Tübingen dadurch, dass er überall Krätzmetastasen witterte, die Hauptursache, dass W.'s segensreiche Entdeckung im eigentlichen Sinne in Deutschland wieder verloren ging. Daher sehen wir bis vor wenigen Jahren alle Hauptkliniker Deutschlands und des Auslandes der Hypothese der Krätzdyskrasie huldigen. So sagt der Pseudo-Galen des anfangenden neunzehnten Jahrhunderts, Tonangeber für die damaligen praktischen Aerzte, Hufeland (Enchiridion S. 442): „die wahre Krätze hat immer ein eigenthümliches Contagium zur Ursache. Dasselbe ist ganz fixer Natur und nur durch unmittelbare Berührung des Kranken oder der von ihm inficirten Sachen ansteckend. Aber die Krätze kann auch als Product und Symptom innerer Krankheiten erscheinen. Hier ist sie zwar nur Form einer anderen Krankheit, aber auch hier kann sich zuletzt ein Contagium entwickeln und so ansteckend werden. Dahin gehört die syphilitische, die skrophulöse, die arthritische und skorbutische Krätze. — Die in Pusteln gefundenen Milben sind nicht Ursache, sondern Wirkung, Parasiten der Krätze". Das encyklopädische Wörterbuch der Berliner medicinischen Facultät und das theoretisch-praktische Handwörterbuch der Chirurgie von Rust geben uns ein Gesammtbild der medicinischen Wissenschaft Deutschlands im 3. und 4. Jahrzehent des 19. Jahrhunderts. Auch in ihnen wird die W.'sche Milbentheorie verworfen. Wilhelm Horn,

der Sohn, behauptet im ersteren (Band XXX. S. 132): „Die nächste Ursache der Krätze ist nun nach der übereinstimmenden Ueberzeugung fast aller Aerzte, ein eigenthümliches, fixes Contagium, welches zwar in seinen innern und äusseren Eigenschaften so wenig genau bekannt ist, wie das aller übrigen ansteckenden Krankheiten, als dessen Träger aber die seröse, lymphatische, selbst eiterförmige Flüssigkeit angenommen werden muss, welche sich in den Pusteln, Blasen und Geschwüren Krätziger befindet". Im Rust'schen Wörterbuche (Band 14 S. 461) wird folgendes Urtheil abgegeben: „Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass sich Scabies auch spontan bilden kann und wirklich bildet, wenn schon die Bedingungen ihrer Genesis ziemlich unbekannt sind. — Die Analogie mit ähnlichen Krankheiten weist uns darauf hin, dass unter gewissen Bedingungen sich allerdings in den Krätzpusteln thierische Wesen bilden können, wie wir sehen, dass sich Würmer in den Geschwüren, Läuse in der Läusesucht erzeugen; allein überall sind es nur Producte, nicht Ursache der schon vorhandenen Affectionen". So sagt Schönlein (Specielle Pathologie und Therapie Bd. 3 S. 46): „In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Behauptung aufgestellt, Krätze werde durch ein eignes Thier, Krätzmilbe, erzeugt. Ob Krätzmilbe in der menschlichen Krätze vorkommt, ist bis zur Stunde problematisch". Selbst Alibert (Vorlesungen über die Krankheiten der Haut Bd. II. S. 396) thut, als Raspail die mikroskopischen Untersuchungen von Galès als das Ergebniss eines strafbaren Betrugs hingestellt, und sein Schüler Biet vergeblich die Krätzmilbe gesucht hatte, den Ausspruch: „Wofür soll man sich nun mitten unter so widersprechenden Behauptungen entscheiden? Muss nicht, wer mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit sucht, sein Urtheil noch zurückhalten?" Auch Fuchs kann sich von der alten Tradition nicht frei machen, (Hautkrankheiten Bd. I. S. 601 sagt er): „Krätze kann spontan und durch Contagium entstehen. Im ersten Falle bildet sie sich immer als Aeusserung einer eigenthümlichen Dyskrasie; im letzteren hingegen afficirt sie primär nur die äussere Haut und bleibt eine unbestimmte Zeit auf sie beschränkt. Dass aber das Insect der einzige Träger der Ansteckung sei, dass eine Krätze, bei der keine Milben aufzufinden sind oder in der sie durch Behandlung mit Schwefelsalben, Räucherungen u. dgl. getödtet wurden, nicht anstecke, möchte ich bis jetzt noch nicht für ausgemacht ansehen". Ebenso erklärte der Dermatologe Devergie noch im Jahre 1863: „dass die Krätze eine spontane Krankheit sein könne und, wenn der Acarus constant mit der Krätze combinirt vorkommt, kann die Theorie seiner Existenz ebenso gut erlauben, das Insect als Krankheitsproduct anzusehen, wie als Krankheitsursache und Agens der Uebertragung". Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, die Wichmann'sche Ansicht zur allgemeinen Geltung zu bringen. Von den Dermatologen gebührt Hebra das Verdienst, bedingungslos für ihn in die Schranken getreten zu sein, und die gegenwärtig verbreitetesten Handbücher der speciellen Pathologie, das Werk von Niemeyer und Kunze adoptiren beide die Milbentheorie, ohne den Namen W. zu citiren. Kunze bringt sogar die falsche Notiz, dass erst Renuzi im Jahre 1834 das Thier in der Haut aufzusuchen gelehrt habe. (Kunze, Lehrbuch der praktischen Medicin Bd. II S. 654.)

Wollen wir gerecht sein, so müssen wir gestehen, dass trotz aller neueren Arbeiten Wichmann am besten und umfassendsten über die Krätze geschrieben hat, und sein Buch hierüber noch heute als eines der besten betrachtet werden muss. Alles was die Neueren und Neuesten geleistet, sind nur Erweiterungen und Bestätigungen der Wichmann'schen Ansichten. Die Milbengänge, die Eichstedt zuerst beschreibt, waren auch W. schon bekannt. Ersterer gibt nur mehr Details über die Form derselben,

die Lagerung der Eier in ihnen, über die Milbenlarven und ihren Häutungsprocess. Krämer entdeckte zuerst das Milbenmännchen, und Fürstenberg stellte in einer vorzüglichen Arbeit alles Neue und Alte mit treffender Kritik zusammen. Betrachten wir in einer gedrängten Analyse die Ansichten des Verfassers.

In der Vorrede zur ersten Auflage sagt er, dass die Meinung der Gelehrten seit 100 Jahren über diesen Gegenstand getheilt ist. Durch Autopsie überzeugte er sich von dem Dasein der Insecten und der Nichtexistenz einer Kakochymie. Da er sich nicht entsinnt, diese Meinung ausführlich vertheidigt, wohl aber bestritten gesehen zu haben, so versucht er es jetzt, nicht eine von ihm gemachte Entdeckung anzuzeigen, sondern um eine schon längst bekannte zu bestätigen, nicht eine Paradoxie zu wagen, sondern zur Entscheidung seine Arbeit dem Publicum vorzulegen. In der Vorrede zur zweiten Auflage drückt er seine Genugthuung darüber aus, dass seine Absicht vollständig erreicht sei. Zwar ist ihm nicht allgemeiner Beifall zu Theil geworden, die Aufmerksamkeit der Aerzte ist aber erregt. An verschiedenen Universitäten Deutschlands sind eigne Dissertationen darüber geschrieben. Die Theorie ganz widerlegt, so dass sie als eine medicinische Ketzerei angesehen werden müsste, hat Niemand. Viele leiden nur an Lienterie des Geistes oder an der moralischen Krätze, Itch of scribling, pruritus scribendi: „Was man übrigens von der Aufrichtigkeit oder Zuverlässigkeit einiger meiner Gegner halten müsse, mag ein Anderer beurtheilen, wenn er findet, dass einer derselben die Auctorität seiner Lehrer wider meine Meinung anführt, und nun gerade einer dieser seiner Lehrer öffentlich ihm seine Dreistigkeit verweist, ein Anderer wieder mir andichtet, ich hätte gesagt, die Milben müssten ausserhalb des menschlichen Körpers in 3 — 4 Tagen sterben, oder wenn es einen Andern bald nach Erscheinung seiner Schrift gereuet, wider mich geschrieben zu haben, und er nun alle Exemplare derselben zu Halle aufkauft und vernichtet. So erschienen auch auf dem Tummelplatze junger streitbarer Aerzte (Baldinger's Magazin) einige rüstige Kämpfer und versuchten ihre Krätte wider die Aetiologie der Krätze; freilich oft mit verrosteten oder abgenutzten Waffen, die sie aus dem unerschöpflichen Zeughause der Theorie genommen hatten, und sie wurden daher auch leicht durch das schwere Geschütz der gewisseren zuverlässigeren Erfahrung Anderer zu Boden geworfen.

Vor 100 Jahren erfuhr der Italiener Bonomo von einem Waschweibe, dass Insecten in der Krätze seien. Und doch giebt es Gelehrte, die diese Thiere nie gesehen haben. Ich überlasse es dem Leser, die ganze Geschichte der Krätzinsecten entweder als Orthodoxie, als zuverlässig und erwiesen anzunehmen oder sie wie den medicinischen Roman von der Tarantel, von Mitessern, Tollwurm u. s. w. auf immer zu verlachen oder auch wie den von Hexen, vom Vampyrismus mit Mitleiden zu vergessen und dieser medicinischen Ketzerei ferner nicht die geringste Toleranz widerfahren zu lassen. Die Entdeckung fällt gerade in die Zeit, wo Kircher, Buani, Langg u. s. w. zuverlässiger als jemals alle Krankheiten aus Fäulniss und den daraus erzeugten Thieren herleiteten, wo Pathologia animata und Generatio aequivoca der Modeton der Aerzte waren. Wahrscheinlich war also Jemand auf die Entdeckung ausgegangen und hatte in den Pusteln der Krätze Thiere gefunden, die nicht Ursache, sondern Folge der in den Geschwüren befindlichen Fäulniss sein sollten. Der Engländer Mouffet beschreibt die Thiere zuerst 1634; er sagt, die gemeinen Leute nehmen die Thiere mit einer Nadel heraus, sie heissen bei den Deutschen „Säuren", und die Deutschen nannten dies „Säurengraben". Der deutsche Dresdner Arzt Hauptmann giebt 1657 zuerst eine Abbildung und Beschreibung dieser Thiere Acari s. Cyrones und sagt, sie scheinen mit den Mölben übereinzukommen, die sich auf dem Käse bilden. Avenzoar beschreibt sie auch ganz deutlich. Hasenreffer aus Ulm, der über Hautkrankheiten schrieb, hatte sehr unklare Begriffe davon. Die wahre Entdeckung der Insecten in den Pusteln gebührt Bonomo. Seine Entdeckung ist in einem Briefe an Redi aufbewahrt. Mead hat diesen Brief übersetzt, aber den wichtigen Anfang weggelassen. Das Licht brannte zwar jetzt, allein man nützte es nicht recht, um die Wahrheit zu finden. Man machte keine neue Untersuchungen, sondern räsonnirte blos. Selbst Leeuwenhoek, Reaumur und Swammerdam hielten es nicht der Mühe werth, dieser Merkwürdigkeit ihre Aufmerksamkeit zu gönnen. Erst mit Linné fängt eine neue Epoche an. Die Reformation der Naturgeschichte brachte die

Sache wieder in Fluss. Viele Naturforscher haben die Arten der Milben mit einander verwechselt und die auf Käse und Mehl für identisch mit der Krätzmilbe gehalten. Daher auch die Beschreibung verschieden. De Geer löste das Räthsel. Die jungen Milben haben nur 6 Füsse, alle aber legen Eier. Selbst der Reformator Linné erklärte die Krätze- und Mehlmilbe für dieselbe. Auf dessen Auctorität hin gründete Ritter Murray seine Theorie, dass, ehe der Ausschlag bei der Krätze zum Vorschein komme, immer eine gewisse Verderbniss der Säfte vorhergehe, die, wenn sie zu einer bestimmten Höhe gestiegen, Käse- oder Mehlmilben anlocke, auf der Haut ihr Nest zu suchen, so wie die Fliegen nach faulem Fleische trachten. Pallas, der zuerst so viele Irrthümer Linné's berichtigte und das für infallibel gehaltene Natursystem Linné's, darauf man wie auf symbolische Bücher zu schwören anfing, bekämpfte, hat den Unterschied längst erkannt. Sein Freund Goeze hat seine Untersuchungen bestätigt. Die Krätzmilbe hat nämlich keinen so langen, käferigen Körper wie die Mehlmilbe, sondern ist völlig rund und sieht einer Schildkröte ähnlich. Viele glauben nicht daran, weil sie dieselbe nicht finden. Es geht damit wie mit der Entdeckung Goeze's, dass die Finnen der Schweine Bandwürmer seien. Man muss die Milben nicht in alten Pusteln suchen, sondern in frischen Bläschen oder man trifft sie in kleinen haar- oder fadenförmigen Gängen. Eben solche Resultate hatte Hecker in Erfurt. Ob die Milben allzeitig in der Krätze befindlich seien? Die wahre Krätze fängt stets mit kleinen, weissen, juckenden Knötchen an, die sich bald in Pusteln und Bläschen verwandeln, sich über die Haut erheben, gewöhnlich zuerst an den Fingern erscheinen und sich dann über den ganzen Körper — das Gesicht ausgenommen — verbreiten. Sie wird verwechselt mit 1) einem chronischen Ausschlag, der aber nicht zuerst an den Händen entsteht, sondern auf dem ganzen Körper — es sind Quaddeln. Wenn man diesen Ausschlag wie die Krätze behandelt, so entsteht Verschlimmerung. 2) Mit der sogenannten venerischen Krätze — falscher Ausdruck — dieselbe wird durch Sarsaparille geheilt. 3) Mit einem Ausschlag bei alten Leuten von 70 Jahren, derselbe besteht aus harten Knoten, spottet aller Behandlung. In einem Falle entdeckte W. Filzläuse. Man muss daher die Milbe nicht in jedem juckenden Ausschlage, sondern in der wahren Krätze suchen. Ob also die Insecten die Ursache dieser Krankheit seien? „Wenn es von einer Erscheinung mehrere Ursachen geben kann, so ist desto grössere Behutsamkeit nöthig, sich nicht zu irren und das Wahre zu finden. Dies lehren uns die Philosophen von jeder anderen Begebenheit. Niemand aber kann es besser bestätigen als die Aerzte, wie schwer es oft sei, auch Ursache von Wirkung zu unterscheiden und von einer im gesunden oder kranken menschlichen Körper sich äussernden Erscheinung überhaupt eine Ursache ausfindig zu machen; sie bestätigen es am besten, dass sie im kranken Zustande oft so versteckt, so dunkel sei, so weit von dem Orte, wo der Kranke z. B. seine schmerzhafte Empfindung angibt, oft entfernt, ja zuweilen ganz ausser dem Körper liege, dass Täuschung sehr gewöhnlich ist, und dass häufigere Erfahrung oder Analogie uns auf den rechten Weg leiten müsse, wenn Theorie allein uns verlässt. — Baldinger, Crell, Schmucker, Jäger, Lorry und Andere traten dieser Ansicht auf das Entschiedenste entgegen, sie konnten sich nicht von den alten Anschauungen emancipiren, nützten der Sache aber dadurch, dass sie Veranlassung zu wissenschaftlichen Discussionen gaben. (Baldinger in seinem bekannten Programm: Exanthemata non oriri a vermibus, Crell: Contagium vivum, Lorry: von Hautkrankheiten, Jäger: de Pathologia animata".

Ob die Milben eine Folge und von Unreinlichkeit entstehen? Ob durch Generatio aequivoca? W. will hiegegen nicht streiten, will es grösseren Physiologen überlassen. Wahrscheinlich, meinen sie aber, ist, dass die Insecten erst entstehen, wenn die Krätze schon wirklich da ist. Warum finden sich diese Milben aber nicht auch bei anderen unreinen Krankheiten? Warum immer dieselbe Art von Insecten? „Meine Verwunderung hört auf, wenn ich mich entsinne, dass 1759 noch Jemand öffentlich behauptet hat: die Mitesser haben, unter dem Mikroskope betrachtet, Fühlhörner, grosse runde Augen und einen länglichen Schwanz; und Lorry hat eben diesen Mitessern in seinen Hautkrankheiten ein eignes Capitel gewidmet. — Auch in alten Wunden entdeckt man zuweilen Larven. Man müsste dann eben in den grössten, reifen Krätzpusteln die Milben am häufigsten antreffen; gerade das Gegentheil, denn man findet die Milben bei entstehender Krätze. — Die, welche die Milben für die Folgen halten, müssen nicht bemerkt haben, dass die Milben eher da sind als die Krätze, und dass man diese Milben die ersten Bläschen erre-

gen sieht. Die älteren Pusteln jucken gar nicht. — Aehnlichkeit der von Chigoes in Westindien erregten Krankheit mit der Krätze, auch mit der Räude der Schafe. Die ersteren sind eine Art kleiner Flöhe, so gross wie eine Käsemilbe, graben sich in die Haut der Fusssohlen, legen da ihre Eier. Einige bekommen grosse Entzündungen, Andere Brand an den Füssen. Schwarz bewies, dass das Thier keine Milbe ist. Die Räude bei den Schafen ist wahrscheinlich dasselbe, was die Krätze bei dem Menschen; denn Quecksilber mit Terpentin oder ein Decoct von Tabacksblättern curirt sie. — Ob es eine kritische, metastatische Krätze gibt? Ebensowenig als eine venerische, obgleich dies der scheinbarste Grund und stärkste Einwurf wider die Milbentheorie ist. Was in diesem Falle für Krätze gehalten wird, ist nicht wahre Krätze. Die Namen verwirren oft die Sache. Bei der kritischen Krätze, die nach anderen Krankheiten entsteht, ist zu untersuchen, ob sich da auch Milben finden. Man mag daher die Krätze durch Inoculation, wie Fontanellen nnd Haarseil beibehalten. Muzell heilte dadurch einen Melancholicus und Philipp Hartmann eine schöne, wahnsinnige Jüdin. Ob Mineralwässer die Krätze heraustreiben? Einige sehen es als einen Beweis wider die Insectentheorie an, dass die Krätze bei chronischen Krankheiten nach dem Gebrauche von Mineralwässern oft entstanden ist. Dies ist zufällig. Die Mineralwässer haben hier ein altes eingewurzeltes Uebel gehoben. Ich müsste jedoch nie am Krankenbette gesessen haben, wenn ich hier die Sympathien gewisser Krankheiten mit anderen chronischen Ausschlägen, vorzüglich herpetischen oder die Erleichterung von jenen, nachdem diese zum Vorschein kommen, allgemein läugnen wollte; sie ist hier, wie bei alten Geschwüren, bei sogenannten offnen Schäden, selbst bei künstlichen Geschwüren, welche der Kranke so selten ungestraft zu geschwind geheilt oder getrocknet wissen will. Sehr gegründet ist daher die Meinung von Morgagni, dass eine lang dauerde, sehr eiternde Krätze ebenso wie ein altes Geschwür anzusehen sei, und Eiter eingesogen werden könne, obgleich die Krätze im Anfang bloss Hautkrankheit gewesen. Dieser Einwurf hat mich bewogen, die äusserlichen Mittel dahin einzuschränken, dass ich sie bloss anfänglich, bei der ersten Entstehung anwende. Ob das Zurücktreten der Krätze dieser Aetiologie nachtheilig sei? Wenn Jemand mit der Krätze behaftet in eine hitzige Krankheit fällt, so verschwindet beinahe beständig die Krätze; man glaubt nun gemeiniglich, die Krankheit sei von zurückgetretener Krätze entstanden, und meint dies noch entschiedener, weil nach geheilter, hitziger Krankheit die Krätze wirklich wieder erscheint. Diese Thatsache kann nicht geläugnet werden. Ein einleuchtendes Beispiel, wie Ursache und Wirkung verwechselt wurden. Denn krätzige Kinder bekommen ebenso gut Pocken als gesunde; an den Pocken wird aber doch wohl nicht zurückgetretene Krätze Schuld sein? Und dennoch verschwindet diese und kommt in völliger Blüthe wieder zum Vorschein, nachdem die Pocken geheilt sind. Gerade diese Erscheinung findet sich nun bei unzähligen, anderen Krankheiten, ohne dass deswegen die Krätze es veranlasst hätte. Bei äusserlichen Mitteln soll dies Zurücktreten nun noch leichter Statt finden. Warum gewisse Leute keine Krätze haben, die ihr doch ausgesetzt zu sein scheinen? Die Bäcker und Müller dienen hier den Gegnern zu einem Argumente wider die Milbentheorie: „da sie so viel mit Mehl arbeiten, müssten sie am meisten der Krätze ausgesetzt sein". Ich habe nie einen Müller und Bäcker daran behandelt. Man bedenkt nicht, dass sie mit frischem Mehle arbeiten, darin sich keine Milbe aufhält, ausserdem sind diese Milben gänzlich von den Krätzmilben verschieden. Wenn es wirklich ein Zurücktreten der Krätze gibt, warum sollte dies nicht bei den Milben Statt finden können? Wenigstens könnten die Eier resorbirt werden, warum nicht ebenso gut als die Quecksilberkörperchen? und mit dem Blute nach entfernten Theilen geführt werden? wie z. B. die Bandwürmer bei Hasen nach der Leber, bei Schweinen nach den Muskeln und bei Schafen nach dem Gehirne?" W. erklärt es so, dass durch die Gänsehaut und den Frost die Milben wie in einem kalten Bade erstarren, und einige nur wieder belebt werden. Umgekehrt werden durch Wärme ganz leblose Insecten wieder ermuntert und in Bewegung gesetzt. Kein Abtrittsreiniger wird von der Krätze befallen, ebensowenig wie ein Stallknecht, ebenso kein Branntweinbrenner. Dass das Gesicht frei bleibt, kommt vielleicht daher, dass die Haut im Gesicht härter ist. Die Wirkung der Mittel wider dies Uebel ist vorzüglich ein Beweis für die Aetiologie. Der Nutzen der specifischen Mittel des Schwefels und des Quecksilbers ist schon seit 1700 Jahren bekannt. Der Gebrauch dieses Medicaments ist ein unumstössliches Argument, dass die Krätze bloss eine Hautkrankheit ist. Erscheinungen vom Ge-

brauche innerlicher Arzneien. Nach der gemeinen Theorie entsteht die Krätze aus verdorbenen Säften, aus unreinem Blute, sie macht eine Kakochymie aus, ein specifisches Miasma. Man will diese Dyskrasie der Säfte verbessern, lässt die Kranken sogenannte blutreinigende Tisanen, auch wohl Molken trinken, gibt abführende, schweisstreibende Mittel, um auf diesem Wege das Krätzgift aus der Blutmasse herauszuspülen, wo es nie gewesen ist, und wodurch diese Behandlungsweise ganz fruchtlos bleiben muss. „Ich wandelte ehemals auf dieser alten grossen Heerstrasse, aber ich merkte, dass sie, obgleich schon gebahnt und von Vielen betreten, nicht in gerader Linie angelegt sei, und man auf einem anderen Wege geschwinder nach dem Orte seiner Bestimmung gelangen könne. Erfahrung beweist, dass ausser Schwefel und Quecksilber keine andere innere Arznei Krätze heilen könne. Selbst Schmucker gesteht, dass man früher mit blutreinigenden Mitteln zur Heilung halbe Jahre gebraucht habe, jetzt heile auch Schwefel. Warum soll man aber die Insecten tödten, wenn sie nicht die Krätze hervorbringen?" Wo und wie innerliche Arzneien etwa helfen können? Nur durch Schwefel und Quecksilber kann man innerlich Krätze heilen. Sie wirken dann aber nicht anders, als wenn sie äusserlich auf der Haut angebracht wären. In hartnäckigen Fällen ist es sogar gut, innerlich Schwefel zu geben, um den Schwefeldunst stärker nach der Haut zu bringen. Nirgends scheint man mit der wahren Natur dieses Uebels weniger bekannt zu sein als in Frankreich. Tisanen sind da noch die Lieblingsarzneien. In England dagegen wird die Krätze schon seit Mead und namentlich durch Pringle und Grant als ein blosses äusserliches Leiden betrachtet. Werlhof, den man anführen muss, wenn man einen zuverlässigen klinischen Beobachter und grossen erfahrenen Arzt nennen will, der mit dem äussersten Scharfsinn die grösste Bescheidenheit verbindet, gebrauchte auch keine innerliche Mittel, sondern bloss seine bekannte Salbe aus dem Praecipitate, womit unzählige Menschen ohne alle weitere Künsteleien hergestellt wurden. Werlhof merkte, dass die Krätze allein von äusserer Ansteckung entstehe, aber weiter wagte er, nach seiner gewöhnlichen Behutsamkeit, nicht zu entscheiden, und Werlhof's Stimme gilt doch nicht nur in Deutschland, sondern auch bei anderen Nationen als ziemlich entscheidend. Wenn es also auf Auctoritäten, auf Stimmensammeln ankäme, so würde, wo nicht die Pluralität, doch die angesehensten, für die Milbentheorie sein. Es haben sich dafür erklärt: Camper, Hofmann, Tode, Hecker, Dunkan, Herrenschwand. Vom Zurücktreten und Zurücktreiben der Krätze. W. gibt die Möglichkeit zu. Er erzählt selbst einen Fall, den er, nach beendigten Studien, worauf er in Frankreich und England gewesen und Monro's Werk über die Pocken übersetzt, für Krätze gehalten, während sich, nachdem er von der Krankenwärterin aufmerksam gemacht, herausstellte, dass es Pocken waren. Die äusserlichen Mittel wirken am schnellsten und besten im Anfang. „Die eingewurzelte Krätze ist schwerer zu heilen, weil der Schwefel nicht mehr die Ursache angreifen kann. Die aufgerissenen Schwären erfordern keinen Schwefel, sondern austrocknende Mittel. Vergebens bringt man ersteren auf solche Stellen. Hier innerliche Mittel, denn die ächte Krätze hört auf, Krätze zu sein, eine grosse Eiterung auf der Haut kann schon andere Zufälle erregen, vielleicht Eiter in die Blutmasse aufgenommen werden".

Von dem Nutzen der Bougies in der Chirurgie. „Wenn wir auf der einen Seite zu voreilig sind, Neuerungen von den Ausländern anzunehmen und Affen anderer Nationen heissen, so haben wir auf der anderen Seite wieder den Vorwurf wegen einer gewissen Trägheit bei Annehmung neuer Entdeckungen auszustehen. Dazu gehören die Bougies. Sie sind anzuwenden: 1) Bei Verhaltung des Harns durch krampfhafte Zusammenziehung. 2) Bei Gonorrhoea, nachdem der Schmerz, die Entzündung oder Spannung gehoben ist. 3) In der Fistula perinaei. 4) Bei der Dysurie, die nach einer Gonorrhoe zurückbleibt. Wider diese Beschwerden sind die Bougies das wirksamste Mittel".

Beiträge zur Geschichte der Kriebelkrankheit im Jahre 1770.

Wer die Abhandlungen von Tissot und Linné kennt, sollte glauben, diese Materie sei erschöpft. An 150 Patienten hat W. diese Krankheit beobachtet. Er will seinen Aufsatz als einen Beitrag zur Geschichte derselben vom Hofmedicus Taube zu Celle angesehen haben. Er hat seine Beobachtungen nicht dem Gedächtnisse anvertraut oder auf der Studirstube aufgezeichnet, sondern die ganze Untersuchung mit der Schreibtafel in der Hand gemacht, am Krankenbette selbst

aufgeschrieben. Mitte September, nach der Roggenernte, erkrankten im Celle'schen in 6 Dörfern 60 Personen, von denen 13 starben, in Gifhorn selbst 90 wurden befallen und 15 starben.

Erster Grad. Drücken in der Herzgrube. — 8—4 Tage Durchfall, stets Appetit zum Essen, Kriebeln in den Spitzen der Finger, als wenn etwas Lebendiges unter der Haut kröche. Dies Gefühl hielt bei Einigen Wochen lang an. Die Finger verloren einen Theil des Gefühls, waren aber doch nicht völlig ausser Stande, Etwas fest zu halten. Andere hatten diese Formication und Fühllosigkeit bis in den Vorderarm; Viele die Empfindung von kriechenden Thieren im ganzen Körper.

Zweiter Grad. Im zunehmenden Grade wurden die Finger so krampfhaft in die Hand gezogen, dass sie nur mit vieler Mühe geöffnet werden konnten. Die Kranken verspürten dann Erleichterung. Die Finger blieben nicht ausgestreckt, sondern zogen sich sogleich wieder in die Hand. Ebenso war es an den Füssen, so dass das Gehen verhindert wurde. Ein Knabe verlor schon in der 3. Woche den Verstand.

Dritter Grad. Nicht bloss die Finger, die ganze Hand war eingezogen, so dass die Knochen der Handwurzel vorgedrängt waren: auch die Beine krumm gezogen, ein Hüpfen der Fascikeln auf den Händen und im Gesichte; zuletzt Uebergang in convulsivische Bewegungen, Krämpfe und Katalepsie; auch die seltene Form des Tetanus wurde beobachtet, der Emprostothonus und bei Kindern die Epilepsie. Puls unverändert. Der Krampf trat gewöhnlich gegen Morgen ein. Viele fielen in Wahnsinn und Blödsinn. Die Beine zuletzt wie gelähmt. Pupille im Auge stets vergrössert; oft eine wässerige, schmerzhafte Geschwulst an dem Gelenke der Hände. Der trockene Brand und das Absterben der Glieder wurde nicht beobachtet. Der Tod erfolgt: 1) entweder bei dem ersten Anfalle 2) oder bei dem ersten oder zweiten Rückfalle unter Krämpfen und Apoplexie. Die Leichen gingen bald in Fäulniss über. Nur 2 Sectionen wurden gemacht. W. führt die Resultate nicht an, bemerkt aber, dass sie, wie in so vielen Fällen, hier mehr die Ursache des Todes als der Krankheit bewiesen.

Charakter des Uebels. Der Name Kriebelkrankheit zuerst von Dravitz und Horst sehr passend gebraucht, sie hat viel Aehnlichkeit mit dem Veitstanz. Diese Epidemie glich sehr der vor 200 Jahren zuerst in Deutschland beobachteten.

Entfernte Ursache. Der Streit über dieselbe ist wohl ebenso leicht zu entscheiden als über die der endemischen Colik in Devonshire. Kein Einziger wurde vor der Roggenernte befallen. Ausser Buchweizen und Honig war der Roggen die einzige Nahrung der Einwohner. Der alte war verzehrt; sie hatten auch keinen Buchweizen mehr zu essen, sie nahmen sich nicht die Zeit, zu dreschen, sondern bedienten sich des ausgefallenen oder sogenannten Krümelkorns. Das Brod unterschied sich von dem aus älteren Roggen gebackenen dadurch, dass es nicht locker, sondern lehmartig war. Die Vegetabilien verlieren schon ihre Schärfe durch das Trocknen. Wo die Darre gewöhnlich ist, weiss man nichts von der Kriebelkrankheit. Jeder achte Theil der Körner von dem Roggen war schwarz — secale cornutum. — Weil diese wegen ihrer Länge aus den Aehren hervorragen und leichter herausfallen, so hatte das Krümelkorn wahrscheinlich eine noch grössere Menge enthalten. Insecten wurden auch mittelst des Mikroskops nicht wahrgenommen. An einem Orte fand W. den Roggen von dem sogenannten Rahl (Agrostema Gitkago) ebenso schwarz als am anderen Orte von Kornzapfen und doch keine Kranken. Die, welche noch alten Roggen assen, wurden nicht befallen. Hühnern, die das neue Korn frassen, wurden die Flügel, Schweine an den hinteren Beinen gelähmt. W. will die Kornzapfen nicht allein als Ursache ansehen. Am sichersten wäre es, wie der Wundarzt Alexander, an seinem Leibe Versuche mit den Kornzapfen zu machen. Linné's Theorie hat sich nicht bestätigt. Denn der Hederich oder Raphanus Raphanistum fand sich hier sehr wenig, ebensowenig die Trespe Lolium tremulentum. In Holstein ist die Krankheit, nach Hensler, eine wahre Landplage.

Allgemeine Hülfsmittel. Gesunder alter Roggen ebenso nothwendig als Arznei. Wo der ganze Roggen verdorben, dürfte auch das Sieben und Waschen wenig helfen. Aerztliche Hülfe schwer, weil der christliche Bauer über die Materie vom Schicksale, von Krankheiten so sehr Türke ist, dass ihm auch jede leichtere Erkrankung gefährlich werden muss. Den Leuten blieb nichts anderes übrig als Krankheit oder Hunger. Ueberdies sind die Patienten nicht zu bewegen, Arzneien zu gebrauchen. Scharfrichtern, Weibern, Theriakhändlern und anderen Handlangern

des Todes kaufen sie Arzneien ab. W. glaubt, man müsse die Arzneimittel mit ein wenig medicinischem Aberglauben vermischen: „Man gebe, um das Zutrauen zu den vorgeschlagenen Mitteln zu gewinnen, dem einfältigen Kranken die Lehre, dieses oder jenes vor Sonnenuntergang auszugebrauchen; man bediene sich der unschuldigen List, die Pillen oder Pulver in der ihm heiligen Zahl 3 oder 9 zu reichen, ihn zugleich beim Einnehmen nach Norden sehen zu lassen. Um den medicinischen Unglauben zu verhindern, ist in der That kein kräftigeres Mittel, als auf der anderen Seite dem Aberglauben ein wenig nachzugeben, so sehr dies auch nach Ketzerei und Charlatanerie schmecken möchte, die eigentlich in unserm aufgeklärten Jahrhundert gänzlich verbannt sein sollte und im Grunde von mir auch bei allen vernünftigen Kranken aufs äusserste verabscheut wird. Offenbar verlangt man von der Fähigkeit des Bauern zu viel, wenn man ihn auf einmal nach besserem Muster bilden will und ihn nicht einmal seine Vorurtheile einsehen lehrt. Es ist ebenso wenig rathsam, aus einem Kalender alle Zeichen von gutem Aderlass, Schröpfen, alle Prophezeihungen von Regen und Wind auf einmal wegzulassen, als von den besten Arzneien einen prahlenden Titel; ohne diesen nimmt der Bauer keine Arznei und ohne jene keinen Kalender." Eigenthümlich ist die Gefühllosigkeit des Magens, eben so als ihre Seele gegen die Gefahr unempfindlich. In der Nachschrift von 1798 bewillkommt W. Taube's vortreffliche Monographie. Der Name „Raphania" muss also künftig aus der Nosologie gestrichen werden. Convulsio cerealis ist der beste Name für dieses Leiden. Die Würmer fand man ganz unschuldig an der Krankheit. Der Abgang derselben erleichterte die Kranken. W. glaubt, dass das Mutterkorn Aufgehen des Teiges erschwere und dadurch schon das Brod unverdaulich mache. Des Glückes, das Hermann im Hessischen hatte, 300 Kranke vollkommen wieder herzustellen, konnte man sich bei jener Epidemie nicht rühmen.

Beschreibung eines seltenen Brustgeschwürs, das durch die Paracentese geheilt worden ist. Ein Mann hatte Pleuritis, dann schleichendes Fieber; nach mehreren Monaten fingen die Füsse zu schwellen an, darauf wurde der grosse Brustmuskel dicker und grösser. Die Untersuchung ergab Fluctuation. Zwischen der 4. 5. Rippe wurde eine Incision gemacht; 8 Pfund Eiter flossen aus. Später wurde der Eiter stinkend. Man konnte eine Sonde in die Wunde bis zum Schulterblatte bringen. Um den Eiter besser ausfliessen zu lassen, wurde jetzt hinten am Rücken die Paracentese gemacht, Es floss Eiter aus. Später bekam der Kranke einen Anfall von Epilepsie. Er wurde dann auf's Land geschickt. Der in die Brusthöhle geführte Catheter wurde wie vom Feuer ganz blau und angelaufen. Dieser Fall ein Beweis, dass der Arzt seine Patienten nicht aufgeben darf, wenn die grösste medicinischen Wahrsager, Hippokrates u. s. w. den Tod prophezeien. Nach zwei Jahren wurde W. von seinem Patienten besucht.

Von den Pollutionen bei Tage und einer häufigen Ursache der Abzehrung bei Mannspersonen. Diese Schrift, vom Verfasser an seinen Freund Hensler in Altona gerichtet, ist ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben und wurde von Waitz in's Deutsche übersetzt.

Die Diagnose. a) Die Pollutionen unterscheiden sich von den nächtlichen durch die Zeit des Tages; dieselben erfolgen ohne venerischen Kitzel, ohne Steifheit, wider Willen und Wollen des Kranken, ohne Reiz, b) von den gewöhnlichen durch das beständige Auströpfeln des Samens, c) auch von denen, die nach spanischen Fliegen erfolgen, d) und denen, die bei mit Hämorrhoiden behafteten Personen Statt finden.

Der tägliche Samenverlust kommt meist bei Personen vor, die früher Onanie getrieben oder einen Tripper gehabt haben und dann sich keusch verhalten. Der Same geht stets ohne Urin fort, nachdem derselbe gelassen ist. Diese Art der Pollution ist so unbekannt, dass sie auch die scharfsichtigsten Beobachter in unserer Kunst, alte und neue, und unter jenen Boerhaave übersehen haben, und dieser mit ausdrücklichen Worten vielmehr läugnet, dass er je eine Ergiessung des Samens ohne venerischen Kitzel gesehen habe. Ebenso läugnet Haller mit Swammerdam, dass sich Samen ohne venerischen Kitzel ergiessen könne. Celsus dagegen erwähnt diese Art ausdrücklich. Die Unwissenheit der Pathologen hat mit Unrecht auch einer andern Krankheit den Namen der Gonorrhoe gegeben, bei welcher dem Kranken gar kein wahrer Samen abgeht; W. meint die Krankheit, die von einem unreinen Beischlaf entstanden ist, und die noch bis jetzt die Medicaster, die mehr auf die Etymologie des Worts als auf die eigentliche Quelle der Feuchtigkeit sehen und von dem Abgange eines wahren Samens, wer weiss, welches Unheil befürchten,

ebenfalls ganz verkehrter Weise mit zusammenziehenden oder den Ausfluss hemmenden Mitteln, zum offenbaren Verderben des Kranken, zu heilen sich bemüht haben. Die Folgen sind dieselben wie von jedem anderen Samenverluste. Die Heilung besteht darin: Alles, was die Ursache der Schwäche wegnimmt, wird von selbst ein tonisches Mittel, und der Tonus kommt spontan wieder, wenn auch das Mittel kein eigentlich stärkendes ist. Denn so wie bei hitzigen Fiebern, die von einer Fäulniss im Unterleibe entstehen und die Kranken mit grossem Verluste der Kräfte gleich im Anfange befallen, diejenigen ganz fehl gehen, die gleich Anfangs roborirende Mittel verordnen, ehe sie etwas gegen die wahre Ursache der Schwäche unternehmen, ebenso sind auch wahre ernährende Mittel in dieser chronischen Krankheit nicht zuträglich, denn, indem sie die Menge des Samens noch vermehren und die Samenbläschen ausdehnen, geben sie zu einem neuen Druck, der von den harten Excrementen entsteht, Gelegenheit. Man muss eben verhüten, dass nicht die Excremente durch einen langen Aufenthalt in dem Mastdarm oder auf eine andere Art gar zu hart werden, oder dass nicht die Menge derselben zugleich den Durchmesser des Darms vergrösserē. Am besten Application von kaltem Wasser an's Mittelfleisch, kalte Schwämme, in Essig getaucht, auf die Geschlechtstheile. Innerlich Eisen mit China; auch die martialischen Wasser.

Von der Wirkung des Schreckens auf das Gedächtniss. Man weiss, dass durch den Schrecken Krankheiten gehoben worden sind. Ebenso werden dadurch letztere erzeugt. Eine Frau bekam stets Erysipelas am Beine beim Gewitter vor Schreck. W. erzählt nun seinen Fall. Ein 14 jähriges, noch nicht menstruirtes Mädchen wurde durch eine vom Tisch gefallene Bouteille so erschreckt, dass ihr die ersten acht Tage alle Objecte blau erschienen, dass sie bei dem geringsten Geräusche wie vor einem Flintenschuss zusammenfuhr, dass sie beinahe ganz das Gedächtniss verlor, viele Worte ganz vergessen hatte und viele nicht finden konnte. Auch das Schreiben hatte sie verlernt. Sie wurde durch Zinkblumen geheilt.

Beitrag zur Kenntniss des Pemphigus, der Churmainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gewidmet. Die Aerzte irren sich oft über die gewöhnlichsten Ausschlagsformen. Pemphigus ist nicht immer eine hitzige Krankheit, zuweilen eine chronische. W. beschreibt einen von ihm behandelten Fall. Ein Mann von 60 Jahren hatte seit 9 Monaten Blasen, die in offne, nässende Geschwüre übergegangen waren; es erschienen immer neue Blasen. Statt China verordnete W. Milchdiät mit Kalkwasser. Patient bekam das kalte Fieber und starb. a) Pemphigus steckt nicht an, b) ist nicht immer mit Fieber verbunden. Der Patient litt 15 Monate an seiner Krankheit. Man muss daher Feb. bullosa und Pemphigus von einander trennen. Später haben Reil, Osiander, Vogel, Metzler und Dr. Braune in seiner vorzüglichen Monographie über Pemphigus W's Ansicht durchaus bestätigt.

Medicinische Erinnerung für den Landmann bei dem Genusse des frischen Roggens. Es bedarf des Mutterkorns nicht, um den Roggen höchst ungesund zu machen, er braucht nur zu früh und vor seiner Reife gemäht und zu Mehl gebraucht zu werden. Wenn der Müller nicht die gehörige Leichtigkeit beim Mahlen bemerkt, und der aus dem Mehle gewonnene Teig nicht mit den besten Gährungsmitteln aufgeht, sondern eine zähe, klitschige Masse, wie weicher Thon oder Lehm, bildet, wenn er dabei im Ofen nicht gar wird, einen mulstrigen Geruch enthält, leicht schimmlig wird, so ist der Roggen krank.

Geschichte der Keyser'schen Drageen, in einem Schreiben an Herrn Dr. N. Der Erfinder hat einen jährlichen Gehalt von 10,000 Livres. Keyser, ursprünglich Wundarzt, wandte sich mit seiner Erfindung an Senac, den Leibarzt des Königs. Die Versuche, die in Bicêtre angestellt wurden, fielen zu seinen Ungunsten aus. Er gerieth in einen öffentlichen Streit mit dem Wundarzte dieses Hospitals, Namens Thomas. Bei dem Herzog von Biron war er glücklicher. Derselbe erlaubte ihm die Anwendung bei seinen Soldaten. Astruc trat gegen ihn auf. Die Masse dieses Geheimmittels besteht aus Quecksilber, das mit einer Säure aus dem Pflanzenreiche verbunden ist. Wenn die Pillen auch keinen Speichelfluss erregen sollen, so haben sie doch das Missliche, dass man oft über 1000 Stück davon nehmen muss.

Gedanken über den Weinessig wider die Raserei durch den Biss toller Hunde. Wer ein specifisches Mittel wider eine Krankheit bekannt macht, der erweist dem Publicum wegen der grossen Seltenheit solcher Mittel allemal einen sehr wichtigen Dienst. Man verlacht mit Recht zuweilen empirische Mittel

und nimmt, wo Einen andere Mittel verlassen, zu dem Hausmittel eines alten Mütterchens seine Zuflucht, wenn es nur nicht vom Aberglauben erfunden und mit Gefahr verknüpft, sondern auf die Erfahrung gegründet ist. Allein, wenn man das Wort specifisch und untrüglich missbraucht, so hintergeht man das Publicum ebenso sehr, als man ihm vorher nützlich war, und verdient, wie jeder Marktschreier, die Peitsche der Satire. Hätte der durch Essig curirte Mann wirklich die Wasserscheu gehabt, so wäre er gar nicht im Stande gewesen, den Essig hinunterzuschlucken. Hat er aber die Wasserscheu noch nicht gehabt, wie kann man dann behaupten, dass es ein Mittel wider die Raserei sei? Die Gazette litéraire, die diese Nachricht brachte, verfuhr also sehr leichtsinnig. „Man wird es dem Leichtsinne eines Franzosen vergeben". Ist die Wasserscheu einmal ausgebrochen, so ist die Krankheit immer noch unheilbar. Um sie zu verhüten, ist aber das Beste die Anwendung des Quecksilbers, der spanischen Fliegen und anderer durch die Erfahrung bewährter Mittel.

Neuigkeiten, die Einpfropfung der Blattern betreffend, an einen Arzt auf dem Lande. „Durch Heusler's Briefe über das Blatterbelzen und Monro's Nachricht von der Einpfropfung in Schotland sind Sie über die Inoculation unterrichtet. In England hat man sich für die Operation entschieden. Niemand hat mehr dagegen geschrieben. Bei der Inoculation starben von 300 Einer, in der Blatternepidemie dagegen jeder Achte. In Hannover sind nur noch Frauenzimmer dagegen; auch in Frankreich finden noch Hindernisse Statt: 1) Der Nationalstolz allemal das Gegentheil von dem zu thun, was die Engländer thun, 2) weil das Frauenzimmer auch dort herrscht; um du bon ton zu sein, muss man demselben nachgeben. Ein Herr Gotti setzte in Paris einen Preis aus für den, der die Wirklichkeit einer zweiten Blatternkrankheit bei Jemandem, der sie durch die Einpfropfung bekommen, beweisen wird. Diesen Preis hat bis jetzt Niemand erhalten. Condamine, der eifrigste Apostel der Inoculation, war beschuldigt worden, wohl Apostel, aber nicht Märtyrer der Inoculation sein zu wollen, weil er sich selbst nicht inoculiren lassen wolle. Dies ist Verläumdung. Condamine wundert sich nur, dass de Haen dies geglaubt habe".

Fortsetzung der Neuigkeiten, die Einpfropfung der Blattern betreffend an einen Provinzialarzt. W. hatte die Pockenepidemie in Hannover vorausgesagt. Mehr als jeder achte Kranke starb in derselben. Der König selbst hat die königlichen Prinzen impfen lassen. Traurig sieht es in Wien aus, wo die Aerzte öffentlich sich rühmen, dass die Cur der Blattern ihnen so leicht sei, dass nur jeder vierzigste an den Blattern sterben soll. Die königlichen Prinzen sind ohne alle Vorbereitungen, wie sonst üblich, geimpft worden, sie bekamen bloss des Abends zehn Gran Rhabarber und den folgenden Morgen eine halbe Unze Mannasaft. W. macht dann die Methode von Sutton bekannt, die Pringle in einem Briefe an ihn mitgetheilt hat. Derselbe hat 15,000 inoculirt, ohne dass einer gestorben ist; 9 Tage lässt er eine knappe Diät inne halten, keine spirituöse Getränke geniessen. Dann ordinirt er 3 Tage nach einander jeden Tag ein Pulver, das aus 10 Gran Calomel und 1 Gran Zinnober besteht, ausserdem eine Unze Glaubersalz. Hierauf macht er Einschnitte mit der Lancette; 5 Tage nach der Einpfropfung lässt er aus Kerm. mineral. 10 Gran, Aloës 20 Gr., Camphor. Gr. x mit Spir. vin 4 Pillen machen. Dann kalte Luft einathmen, nicht in heissen Zimmern sitzen. Monro erzählt von 112 Personen, die mitten im Winter inoculirt wurden, baarfuss im Schnee umherliefen, ohne dass einer starb. Der Erfolg der Sutton'schen Methode muss der freien Luft zugeschrieben werden. W. bespricht ferner das Dimsdal'sche Verfahren.

Ueber ein ehemals angezeigtes Mittel wider die Wasserscheu. Was W. neulich vermuthete, hat sich bestätigt. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Graf Morton, schrieb nach Venedig wegen jener Cur, die Sache ist sehr zweideutig und vielleicht eine blosse Betrügerei. Denn der geheilte Mann ist niemals wasserscheu gewesen.

Von der Wahl des Alters bei Einpfropfung der Blattern. Maty in London machte den Vorschlag, die Kinder bald nach der Geburt zu impfen. Locher in Wien hat ihm nachgeahmt. Percival ist gegen Maty aufgetreten. Maty hat folgende Gründe: 1) Die Maschine ist bei dem Kinde in dem vollkommensten Zustande. 2) Das Blut hat durch thierische Nahrungsmittel noch nicht die Anlage zu Entzündungskrankheiten. 3) Die Zahnarbeit ist kein Hinderniss 4) Einem ganz kleinen Kinde Arzneien beizubringen, macht nicht so viele Schwierigkeiten. 5) Die vielen Krankheiten, denen Kinder ausgesetzt sind, sollten uns

veranlassen, dieselbe um eine zu verringern. 6) Wenn auch die Mortalität sehr gross in den ersten beiden Jahren, so kann sie hierdurch am besten verringert werden. 7) Bei geringen Leuten wird hiedurch gespart, indem die Mutter im Wochenbett ohnehin fremde Hülfe nöthig hat. 8) Es ist schwer, die natürliche Ansteckung bis in das Alter von einigen Jahren zu verhüten. 9) Bei Erwachsenen stecken die Blattern stärker an. Die Gründe der Gegner und Wichmann's sind folgende: a) Bei so jungen Kindern ist es schwer zu entdecken, ob sie nicht überhaupt schon eine Krankheit haben. b) Man kann nicht behaupten, dass die Maschine jetzt schon in ihrer grössten Vollkommenheit ist. c) Arzneien sind, wenn nöthig, sehr schwer anzuwenden. d) Die grosse Delicatesse der Kinder lässt von einem fremden Gifte viel mehr befürchten. e) Ueberhaupt sterben in dieser Zeit die meisten Kinder. f) Der beständige Zirkel, worin die Unruhe des Kindes auf die Mutter oder Amme und von dieser wieder auf das Kind wirkt, ist ein Grund gegen das neue Verfahren. W. will sich mit Bestimmtheit weder für die eine noch die andere Partei erklären, nur erinnern, dass er ohne Unterschied des Alters auch dann noch inoculirt: 1) wenn eine nahe drohende Epidemie ihm die Wahl nimmt, 2) wenn zufälliger Weise bei anderen Kindern in ein und demselben Hause Blattern eingeimpft sind.

Von Taffia und Guajac. Dies specifische Mittel bestätigt sich als solches so wenig, dass in Frankreich ganz daran gezweifelt wird. Bei Krankheiten, zumal schmerzhaften, ist es oft ebenso wichtig zu wissen, was nicht hilft, als das wahre Heilungsmittel zu kennen. Der Graf Tressan, der es zuerst öffentlich so gerühmt, macht nun einen Brief in den französischen Journalen bekannt, in dem er selbst gesteht, dass er im vorigen Jahre zu eilig gewesen ist, eine Beobachtung zu veröffentlichen, welche keinen Glauben verdient, bis sie nicht durch mehrere ähnliche bestätigt und bekräftigt würde. W. liess diesen Brief ins hannover'sche Magazin abdrucken.

Arzneimittellehre.

Verdankte dieselbe W. auch keine neuen Mittel, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Wirksamkeit der mineralischen Brunnen, auf die Friedrich Hoffmann zuerst wissenschaftlich die Aufmerksamkeit der Aerzte gelenkt hatte, eingehend gewürdigt und namentlich einen der wirksamsten, das Wildunger Wasser, auf's Wärmste empfohlen zu haben. Unzählige Kranke haben durch den Gebrauch dieses Mittels ihre Gesundheit wieder erhalten oder sind dadurch vor anderen Krankeiten bewahrt worden. Hören wir, wie Hufeland die Wirkung davon an sich selbst erprobt (siehe Marx, Beiträge S. 143 und Hufeland's Journal B. 75 St. 5. S. 17: zwölfwöchentliche und dennoch glücklich beseitigte Harnverhaltung mit darauf folgender Blennorrhoe der Blase.) Wenn Hufeland in seinem 70. Lebensjahre auch nicht, wie Marx unrichtig bemerkt, (es ist das einzige Mal, dass wir diesem grossen Gelehrten eine Unrichtigkeit haben nachweisen können), durch den Gebrauch des Brunnens vor einer Operation bewahrt wurde, denn die Harnverhaltung war spontan geheilt, so genas er doch von der darauf folgenden secundären Blasenblennorrhoe, gegen die er vergeblich alle Mittel angewendet hatte: „Der Gebrauch von Uva ursi, China und ähnlichen Mitteln wollte nichts helfen. Da fiel mir ein, dass ich vor 40 Jahren Wichmann's kleine Schrift über Wildunger Mineralwasser und dessen besonderen Nutzen bei Blasenkrankheiten gelesen und nachher auch mit Vortheil in solchen Fällen davon Gebrauch gemacht hatte, und ich beschloss dasselbe in Verbindung eines kalten Quassia-Aufgusses anzuwenden. Nach kurzer Zeit des Gebrauches verminderte sich zuerst der gallertartige Abgang, hörte dann ganz auf, dann auch der schleimigte; in demselben Verhältniss liessen die Beschwerden beim Abgange nach. Nach vierwöchentlichem Gebrauche waren dieselben fast ganz gehoben. Diesem wohlthätigen Wasser verdanke ich es, dass ich seit dieser Zeit nicht allein von dem Schleimabgang, sondern auch von den übrigen Blasenbeschwerden befreit

bin". In der oben angeführten Abhandlung rühmt Wichmann, hervorhebend, dass in Hannover wie in dem ganzen nordwestlichen Deutschland der Blasenstein zu den seltensten Krankheiten gehört, die ausgezeichnete Wirkung des Wildunger Brunnens bei Nierensteinen. Durch seine diuretische Wirkung setzt er die in den Nieren formirten wahren Steine in Bewegung. W. räth an, ihn auch bei Blasensteinen zu versuchen. Bei Verhärtungen der Prostata hat er ihm nie geholfen. Ausgezeichnet wirkt er aber bei der Art von Schwermuth, die keine ausleerenden Mittel verträgt. W. lässt ihn da den ganzen Tag über trinken. Drittens wirkt er bei Stockungen im Unterleibe mit Verhärtungen. Schädlich erweist er sich nur bei Solchen, die an Bluthusten gelitten haben.

Durch die Schrift „Pachter Jobst" nahm er sich des von Hufeland angegriffenen Branntweins an. Siehe Marx' Beiträge, Seite 143.

Seine oben angeführte Inauguraldissertation würden wir übergehen können, wenn nicht durch das Zeugniss des Praeses, im Gegensatz zur damaligen Sitte, es erwiesen wäre, dass Wichmann selbst der Verfasser ist. Vogel sagt, dass er es lieber gesehen, wenn Wichmann allein auf dem Catheder gestanden als unter dem Beistande seines gänzlich überflüssigen Präsidiums, da es ihm, der allein eine Dissertation „tam gravis argumenti" hätte schreiben können, nicht schwer gefallen wäre, dieselbe allein zu vertheidigen. Sie ist Werlhof gewidmet, um ihm öffentlich ein Zeichen der Pietät zu geben, da er Wichmann's Vater aus dem Rachen des Todes gerettet hat. Wichmann zeigt schon in dieser Erstlingsarbeit eine für sein Alter ungewöhnliche Gelehrsamkeit. Er erkennt den Nutzen der Gifte an, doch will er sie nur da angewendet haben, wo die gelinden Mittel nicht ausreichen. Die neueren Aerzte haben erst das Verdienst, die Gifte in den Arzneischatz eingeführt zu haben. „Absit vero, ut promiscue fortiorum horum remediorum usum commendemus, ubi adversus laevis armaturae hostem laevibus etiam armis pugnare sufficit". Nachdem er auseinandergesetzt, dass in England der Sublimat gegen die Lustseuche schon längst angewandt sei, Störk's Versuche mit der Cicuta besprochen, geht er zum Kernpunkt seiner Abhandlung über. Er hatte von einer durch eine tolle Katze hervorgebrachten Bisswunde gehört, welche von Werlhof glücklich geheilt war. Dessen Verfahren wolle er hier bekannt machen. Er ging zu ihm und bat sich von ihm die Erlaubniss dazu aus. Ueber seine Methode mit Canthariden diese Krankheit zu behandeln, hat Werlhof sich folgendermassen gegen Wichmann geäussert: er verlasse sich nicht allein auf die Canthariden, sondern setze ihnen Sublimat zu, nachdem die Wunde entweder mit Glüheisen ausgebrannt oder wenigstens scarificirt sei; die Wunde verbinde er mit Quecksilbersalbe. Er gäbe jeden Abend 6 Wochen lang Pillen von 1 Gran Cantharidenpulver, $1^1/_2$ Gran Calomel und 10 Gran Campher in Traganth Gummi; niemals sei Mictus cruentus erfolgt. Alle, die dies gebraucht, seien von der Hydrophobie frei geblieben. Die wahre Hydrophobie erfordere vielleicht stärkere Mittel. Ob die Katze, wie versichert, wirklich toll gewesen, kann er nicht mit Bestimmtheit behaupten. Gegen den Biss von wirklich tollen Hunden hat er diese Methode aber öfters glücklich angewandt. Das Mead'sche Mittel gegen Hundswuth bezeichnete Wichmann als gänzlich unsicher. Er kommt schliesslich zu dem Resultate, dass die Werlhof'sche Methode der neueren, die bloss Sublimat anwandte, vorzuziehen sei.

Staatsarzneikunde.

Dieselbe lag zu Wichmann's Zeiten noch in den Kindeswindeln.

Wenn W. auch nichts Hervorragendes in dieser Disciplin leistete, so lieferte er doch einige werthvolle Beiträge. Am schwächsten ist sein Aufsatz über Gifte.

Er bemüht sich darin, die Aerzte aufmerksam zu machen, die verschiedenen Symptome zu beachten, da entweder Arsenik oder Schierling beschuldigt wird. Damals war das bekannte Werk von Gmelin gerade erschienen. W. erzählt, dass einer seiner Freunde einen Ausschlag über den ganzen Körper bekam, wie Linsen gross. Derselbe ging in Eiterung über, sah aus wie Zoster, war aber nicht auf die halbe Seite des Körpers eingeschränkt. Er war die Wirkung von dem Anfassen des Rhus toxicodendron.

Die Schwindsucht eine Polizeiangelegenheit. Da es bis jetzt kein Mittel gegen diese Krankheit gibt, so muss man um so mehr die Entstehung zu verhüten suchen. Jeder 6. Todte in Zürich ist ein Schwindsüchtiger. Der Begriff der Ansteckung ist immer noch schwankend. Nicht bloss exanthematische Krankheiten sind ansteckend. Es gibt viele, welche langsamer inficiren durch Stuben- und Bettgesellschaft, wie Gicht, Ruhr, Keuchhusten, Wechselfieber, durch Hauch, Schweiss in den Betten. Dies kann nicht befremden. Schon die ausgehauchte Luft eines Menschen wirkt als Gift. So theilt sich auch die Schwindsucht mit. Am häufigsten sieht man es bei Eheleuten. Von Galen bis Maret 1779 wurde die Schwindsucht immer für ansteckend gehalten. Morton behauptet sogar die Ansteckung durch den Beischlaf. Freilich gehört immer eine Empfänglichkeit dazu. In Rom wird daher Alles verbrannt, was dergleichen Patienten gebraucht haben. Morgagni und Valsalva scheuten sich sogar, solche Leichen zu öffnen, aus Furcht vor Ansteckung. Ja, man vermeidet die Häuser und lässt sie oft ein Jahr lang unbewohnt. Obschon nun die Bemühung, Ehen zu befördern, die Lieblingsmaterie unseres Jahrhunderts ist, so scheint dies Streben oft ganz entgegengesetzte Wirkungen zu haben, und der negative Vortheil oft grösser zu werden, wenn man Ehen hintertreibt, verbietet oder seltner macht Peter Frank wünscht daher ein Polizeigesetz, dass solche Ehen verboten werden. Durch die Wittwenkassen wird am Ende ein solches Gesetz entbehrlich. Die Betten müssen aber gemieden werden, sobald sich die Schweisse und Vereiterung der Lungen einstellen. Namentlich sollte man die Betten nicht vertrödeln. Die grössten Aerzte sprechen sich für die Ansteckung aus. Auch Fritze in seinen Annalen erklärt sich dafür und wünscht, dass der Staat ein besonderes Ehegesetz gegen die Heirathen der Schwindsüchtigen erlasse.

Gutachten über die Entdeckung des Blödsinns in einer Leiche. Einem Herrn B. wurde eine Erbschaft streitig gemacht, weil man den Testaten bei Lebzeiten für blödsinnig gehalten hatte, und nachher ein berühmter Zergliederer L. aus der Leiche den Beweis für den Blödsinn zu führen glaubte. So sehr empfindlich es W. war, einem Manne widersprechen zu müssen, den er als einen der besten Zergliederer und als seinen Freund verehrte, so dreist und unparteiisch glaubte er dagegen seine Meinung sagen zu müssen und nach seiner Ueberzeugung hier die Freundschaft seiner Gewissenhaftigkeit ein wenig aufzuopfern. 1. Frage: Ob sich aus der Beschaffenheit des Gehirns überhaupt auf die Seelenkräfte des Verstorbenen ein richtiger und gewisser Schluss ziehen lasse?: „So wie wir leider überhaupt aus den pathologischen Leichenöffnungen selten etwas mehr als das erfahren, was die Ursache des Todes gewesen und jene Sectionen gemeiniglich mehr für den Zergliederer als für den Pathologen instructiv sind, so wird sich noch weniger jemals ein zuverlässiger Schluss auf die Seelenkräfte eines Verstorbenen aus einer Section ziehen lassen. Man entdeckt die Ursache des Todes, man findet, welche Destruction im Gehirn, in einem oder dem anderen Viscere den Tod verursacht hat, das ist, man findet die Ursache des Todes, aber nicht immer die Ursache der Krankheit oder eine genaue Beschaffenheit des dem Tode vorhergehenden Zustandes, ja was noch mehr ist, man findet nicht einmal eine innere Ursache des Todes, und es sterben unzählige Menschen an Nervenkrankheiten, wo man in der Leiche Nichts entdeckt, das dazu hätte Veranlassung geben können. Ausserdem gibt es auch Krankheiten, welche immer einerlei Ursache haben und dennoch darf man umgekehrt den Schluss nicht wagen, es hat sich in dieser Leiche

diese Erscheinung, dieselbe Ursache gefunden, folglich ist auch jene Krankheit als Wirkung oder Folge immer dieselbe gewesen. Gallensteine sind z. B. eine gewöhnliche Ursache von Gelbsucht, man würde sich aber sehr irren, wenn man in einem Cadaver Gallensteine antrifft und den unlogischen Schluss machen wollte, folglich habe der Verstorbene auch die Gelbsucht gehabt. Wenn nun nicht einmal die Gebrechen des Körpers, die Ursachen der Krankheit, die Ursachen des Todes durch Leichenöffnungen sichtbar werden, wie viel weniger wird man, ohne Gefahr zu irren, sich Hoffnung machen können, eine Krankheit der Seele zu entdecken, wovon man keine Spur findet, wenn man nicht etwa auf den elenden Wahn der vorigen Zeiten gerathen und für die Seele einen besonderen Sitz in einem oder dem anderen Theil des Gehirns suchen will. Wer würde es wagen, bei vorgefundenen Verhärtungen oder Tuberkeln der Lunge zu behaupten, der Kranke habe immer eine schwache Stimme gehabt?" Frage II. Ob aus der Figur des Schädels des obducirten Cadavers und aus angeblich wahrgenommener Zähigkeit und Festigkeit des Gehirns und der beiden inneren Häute nach physiologischen Gründen auf eine Verstandesverrückung des Verstorbenen geschlossen werden darf? Gesteht doch Lavater, dass er sich bei den grössten Anatomisten wenig Licht darüber verschafft habe. Die angegebene Schmalheit und Plattheit dürfte daher in der Pathognomik wenig beweisen. Bei den am besten organisirten Schädeln findet man oft die grössten Dummköpfe und umgekehrt. Greding, der die Sectionen von 300 Blödsinnigen vorgenommen, fand bei den meisten nicht Härte, sondern Weichheit des Gehirns. Die in viso reperto gefundene Festigkeit als Zeichen des Blödsinns anzusehen, ist daher ganz irrig."

Der Archiater Hensler.

Literatur.

Poetischer Versuch vom Gefühle. London 1758, in 4. — Tentaminum et observationum de morbo varioloso satura Göttingen, 1762, in 4. — Briefe über das Blatterbelzen. Altona, 1765, 1766, in 8. zwei Theile. — Beitrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande. Altona, 1767, in 4. — Anzeige der hauptsächlichsten Rettungsmittel derer, die auf plötzliche Unglücksfälle leblos geworden sind oder in naher Lebensgefahr schweben. Altona, 1770, in 8; neue Ausgabe durch Scherf, 1780. — Sammlung einiger über die Krankheit und den Tod des Herrn Grafen von Bernstorf an den D. Hensler abgelassenen Briefe. Altona, 1772, in 8. — Observata in cadavere viri ictero variisque morbis lente enecti. In Act. Soc. med. Hafn. 1777. t. I. — Ueber Krankenanstalten. Hamburg, 1785, in 4. — Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts in Europa ausbrach. Erster Band. Altona, 1783. Auf Kosten d. V. gedruckt bei Eckhardt. (Die nachgedruckten Ausgaben enthalten nicht die Excerpte.) Geschichte der Lustseuche. Des zweiten Bandes zweites Stück (über den westindischen Ursprung der Lustseuche) Hamburg, Herold, 1789. — Vom Abendländischen Aussatze im Mittelalter, nebst einem Beitrage zur Kenntniss und Geschichte des Aussatzes. Hamburg bei den Gebrüdern Herold 1790. — De herpete seu formica veterum labis venereae non prorsus experte, programma, quo non — nullorum medicinae candidatorum promotiones indicat decanatuque 1800 et 1801 gesto se abdicat. Kiel 1801, in 8. — Bericht und Bedenken die Kriebelkrankheit betreffend, Kopenhagen, 1772, in 8. — Allgemeine Therapie, zum Druck befördert von Kühn, Leipzig, 1814. — Guter Rath, wie man sich bei dem Gebrauche des diesjährigen, nicht recht reif und trocken gewordenen Getreides verhalten soll. Altona, 1784, in 8. — Beförderung der Bewegung im Innern durch Hochathmen (Hufeland's Journal, Bd. I N. 3.) — Ein periodischer Sonnenstich (Baldinger's neues Magazin für Aerzte, Th. I.) — Nicht erwiesen ist seine Auctorschaft des Buches: Anaxagoras vom Occident, über die Erzeugung des Menschen, Smyrna 1769. Der Professor der Beredsamkeit Heinrich veröffentlichte: Memoria Philippi Gabrielis Hensleri celeberrimi medicinae doctoris et professoris regiique archiatri nuper defuncti. Kiel 1806. — 1863 erschien zuerst in der Beilage des Altonaer Mer-

curs, nachher in einem Separatabdruck: Philipp Gabriel Hensler, von H. Ratjen, Bibliothekar der Kieler Bibliothek. — In Vogel's Bibliothek VI. Band S. 146 heisst es hinsichtlich der Briefe „über das Blatterbelzen": „Wir wissen mit ziemlicher Gewissheit, dass es Dr. Hensler sei, der zu Segeberg Physicus ist, ein Mann, dem wir eine Stelle wünschten, die ihm mehr Gelegenheit gäbe, seine vorzüglichen Talente und medicinische Geschicklichkeit anzuwenden. Es herrscht in seinen Briefen eben die Lebhaftigkeit, die Beurtheilungskraft und die Wahrheitsliebe, die man in seiner hiesigen Probeschrift entdeckte. Sein Temperament scheint hitzig zu sein, doch weiss er es dergestalt zu mässigen, dass er nicht leicht die Person selbst mit der Sache, von der die Rede ist, verwechselt." Die allgemeine deutsche Bibliothek V. Band S. 283 fällt folgendes Urtheil: „So umständlich hat sich noch Niemand mit Herrn von Haën eingelassen, aber Keiner ist auch mit so viel Witz und Satire und mit so starken Waffen der Erfahrung und aus sicheren Exempeln hergeleiteten Vernunftschlüssen wider ihn ausgegangen". — „Die Briefe sind in einem angenehmen Stile geschrieben. Ueberall herrscht in dem Buche grosse Belesenheit, eine feine und gründliche Kritik und eine starke Beurtheilungskraft. Obgleich dieselbe eine Schutzschrift für die Inoculation ist, so sind doch die Urtheile des Verfassers unparteiisch. Wir können es allen Aerzten mit gutem Grunde als das beste Buch, so jemals von dieser Materie gehandelt, anpreisen".

In „Schlegel's medicinischer Litteratur" Band 7 S. 267 wird folgendes Urtheil über die „Geschichte der Lustseuche" abgegeben: „Dank sei es dem gelehrten Herrn Verfasser, dass er Hand an ein so mühseliges Werk geleget, wobei er bestaubte, schweinslederne Bände und Mönchsschrift nicht gescheut hat. Mit eisernem Fleisse hat er hierüber nachgelesen, was er theils durch kostbaren Aufwand selbst, theils aber auch durch gütige Mittheilung gelehrter Freunde nur hat zusammenbringen können. Jeden gelehrten Arzt wird es freuen, dass er nun nach dunkler Nacht bei einem hellen Lichte sehen kann: wer zweifelt nun, dass nicht auch bald die helle Mittagssonne scheinen wird".

Die Söhne der protestantischen Prediger ergreifen spontan selten den Beruf ihres Vaters. Werden jene aber dennoch dazu genöthigt, so ist es eine alte Erfahrung, dass gerade sie auf der Universität die meisten Renegaten bilden und entweder der Göttin Themis oder dem Gotte Aesculap sich zuwenden.

Ueberhaupt ist es eine historische Thatsache, dass ursprünglich zur Theologie Designirte häufig später Medicin studiren. Wir wollen nur an Cuvier, Boerhaave und Johannes Müller erinnern. Zu diesen gehörte auch Hensler, der sich anfänglich dem theologischen Studium gewidmet hatte.

Aeussere Umstände haben auf die Entwickelung eines von der Natur mit reichen Geistesanlagen Ausgestatteten einen oft viel mächtigeren Einfluss als man glaubt. Wenn der Mensch auch unter allen Klimaten und unter allen Zonen gedeiht, so erreicht jeder doch nur die ihm bestimmte, möglichst hohe Vollendung, wenn seine Cultur unter solchen Einflüssen steht, dass er aus seiner geistigen Atmosphäre das ihm Assimilirbare in sich aufnehmen und zur Entwickelung, zum Gedeihen und zur Blüthe seines geistigen Lebens verwenden kann. In dieser Beziehung ist selbst der genialste Mensch einer Pflanze ähnlich. Die deutsche Eiche gedeiht nicht in der Wüste Libyens, und die Dattelpalme stirbt unter Deutschlands rauhem Himmel. Um Hensler zu würdigen und vollständig zu begreifen, um einzusehen, warum er ein solcher werden konnte, muss man sich klar werden, welche geistige Nahrung er zuerst in sich aufnahm, in welchem Lande

und auf welchem geistigen Boden sein intellectuelles Leben Wurzel schlug und Blüthen trieb. Denn Hensler's culturhistorische und medicinische Grösse liegt darin, dass er uns als der erste vollendete medicinische Historiker entgegen tritt, und als solcher sich stets behaupten wird.

Es ist nicht ohne Bedeutung, dass sein specielles Vaterland die Wiege der verhältnissmässig meisten deutschen Geschichtsforscher ist. Schleswig-Holstein nahm früher eine ganz andere Stellung, Dänemark und Deutschland gegenüber, ein, als seit dem Jahre 1846, wo der bekannte offne Brief des damaligen, von übeln Rathgebern geleiteten, Königs Friedrich VII. die Veranlassung zu vier blutigen Kriegen und einer geistigen Kluft zwischen zwei Bruderstämmen gab, welche erst die Alles nivellirende Zeit ausgleichen wird. Die Deutschen waren damals für Dänemark in politischer Beziehung, in Wissenschaft und Kunst das tonangebende Element; die wichtigsten Stellen in den Staatsämtern waren mit Deutschen besetzt. Von einer Dänisirung Schleswig's war keine Rede; deutsch war die Gerichts- und Kirchensprache auch in den nördlichen Districten. Von den Berichten sämmtlicher schleswig-holsteinischer Physici aus dem Jahre 1772 ist auch kein einziger in dänischer Sprache erschienen; selbst die Referate aus Alsen, Flensburg, Tondern, Lygumkloster und Hadersleben, Districte, die alle später dänisirt wurden, so dass man 1848 meistens nur dänisch redende Aerzte dort antraf, sind alle in deutscher Sprache von deutschen Aerzten abgefasst. Sowohl Friedrich V. als Friedrich VI. waren beide weise Herrscher, die das Glück hatten, die grossen Staatsmänner Bernstorf zu ihren Ministern zu haben. Friedrich V. Bestreben ging dahin, Kriege auf alle mögliche Weise zu vermeiden, dagegen Kunst, Wissenschaft und Handel zum Flore zu verhelfen. So bemühte er sich, vorzugsweise Deutsche in seinen Dienst zu ziehen; Thott und Moltke wurden angestellt. Später errichtete Friedrich eine Ritter- und Malerakademie, gründete Seminarien zur Bildung von lappländischen Missionären, that alles nur Mögliche für die Cultur des Landes. Zu seinen bekannten Thaten gehörte die Gründung einer Gesellschaft von gelehrten Männern zur Erforschung des Orients, namentlich Palästina's und Arabien's. Niebuhr allein kehrte von dieser Reise zurück, der Michaelis eine günstigere Prognose gestellt hatte, für den Fall, dass Hensler als Arzt diese Expedition begleiten würde. Während Deutschlands mächtigster Fürst, Friedrich der Grosse, französische Sitten und die französische Literatur begünstigte, während er Voltaire und andere französische Gelehrte mit Ehren überhäufte, dagegen einen Lessing darben liess, und das Verständniss des deutschen Geistes ihm gänzlich abging, spielte Dänemark den Protector deutscher Wissenschaft und Kunst. So wurde Klopstock mit einem Jahresgehalte an den dänischen Hof berufen, und Schiller später, damit er seinen Wallenstein mit Musse und ohne Nahrungssorgen vollenden könnte, durch eine edle Munificenz unterstützt. Die Seele aller dieser hohen Bestrebungen und grossen Culturfortschritte war der ältere Graf Bernstorf, von Geburt ein Hannoveraner. Während damals in ganz Dänemark noch Leibeigenschaft herrschte, hob er dieselbe für seine Unterthanen auf, ebenso die Gemeinweiden und Frohndienste und opferte einen grossen Theil seines Vermögens zur Verbreitung von Aufklärung und Bildung. Nachdem er unter Christian VII. durch Struensee gestürzt war, hatte er die Genugthuung, nach dessen Falle wieder nach Kopenhagen zurückberufen zu werden. Nach seinem Tode wirkte sein Vetter Bernstorf in seinem Geiste fort. Ja, man kann sagen, dass dieser sich noch grössere Verdienste erwarb, indem er für ganz Schleswig-Holstein die Abschaffung der Leibeigenschaft durchsetzte, die Censur auf das Mildeste hand-

haben liess und Dänemark zu dem aufgeklärtesten Lande in Europa machte.

So sehen wir denn, dass in jener Zeit die dänischen Fürsten als Beschützer der deutschen Sprache und Literatur auftreten; von einem Raçenhass war damals nichts zu finden. Der wahre Humanismus durchdrang bei weitem mehr als jetzt alle Stände. Das damalige Schleswig-Holstein und seine Bewohner gehörten mit zu den gebildetesten Theilen Deutschlands. Ein nüchterner, klarer Verstand, grosses Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl, tiefe Wahrheitsliebe waren die Hauptcharakterzüge der Schleswig-Holsteiner. Das hervorstechende Element des Stammes war das friesische. Vom Dollart bis Tondern findet sich noch bis jetzt eine Aehnlickeit in der körperlichen wie geistigen Beschaffenheit der Bewohner, die sich bis einige Meilen landeinwärts erstreckt. Von da an sieht man eine Vermischung des friesischen und sächsischen Elements. Hervorgehoben werden muss, dass von den Zeiten der Römer bis heute kein deutscher Stamm sich so rein und unvermischt erhalten hat. Schon Tacitus nannte die alten Chauken den edelsten der deutschen Stämme. Die Beschaffenheit des Bodens aber hatte den grössten Einfluss auf ihre körperliche und geistige Entwickelung. Da sie nämlich von Jugend auf im Kampfe mit den Elementen sich befanden, so musste ihr Körper erstarken, und ihr Verstand ausgebildet werden; dagegen fand ihre Phantasie keine Nahrung. Schon früh sollte, wie bei den Aegyptern, ihr Hang zur Mathematik sich entwickeln; damit in Verbindung stand ihre Liebe zur Navigationskunst. Und so befinden sich diese Küstenbewohner im diametralen Gegensatze zu den Oberdeutschen und namentlich zu den Süddeutschen. Dort ist die Heimath der Dichter, hier die der Mathematiker, der grossen Reisenden und Geschichtsforscher. Kein Land hat daher so viele bedeutende Historiker geliefert als das alte Friesland. Woltmann, Schlosser, Dahlmann, Mommsen, Droysen, Waitz, Niebuhr u. s. w. haben alle dort ihre Wiege. Ein historischer Sinn musste schon desshalb bei ihnen allgemeiner sein, weil sie mehr als andere Länder eine ruhmvolle Geschichte hatten und theils erst nach langen Kämpfen der Uebermacht der Fürsten und Despoten erlegen waren, theils ihre Hauptprivilegien, vornämlich ihre communale Selbstregierung, bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben. Im Grunde bestand das ganze alte Friesland aus lauter Bauernrepubliken. Jede einzelne hatte schon eine glorreiche Geschichte, wir wollen nur an die Stedinger und die Ditmarscher erinnern. Adel war ursprünglich dort unbekannt, weil alle Einwohner selbst Freie, d. h. Adlige waren. Welch' eine Verschiedenheit mit den tropischen Gegenden!

Buckle hat uns genau und sehr scharf auseinandergesetzt, wie unter den dortigen Völkern sich nie eine bleibende geistige Cultur entwickeln konnte. Er zeigte, dass das Klima, der Boden und die Nahrung den grössten Einfluss auf die Civilisation des Menschen haben. Die Folge von Klima und Boden ist Reichthum. Erst nach dem Reichthum kann sich die Wissenschaft entwickeln. Aller Civilisation muss daher die Ansammlung von Reichthum vorausgehen. Ein Land zeichnet sich nun entweder durch einen fruchtbaren Boden oder ein glückliches Klima oder durch beides zugleich aus. In Asien und Afrika war die Bedingung ein fruchtbarer Boden, der einen reichlichen Ertrag gab, in Europa war es ein glückliches Klima, welches eine erfolgreichere Arbeit veranlasste. In dem ersten Falle hängt die Wirkung von dem Verhältnisse zwischen dem Boden und seinem Producte ab; mit anderen Worten von der blossen Einwirkung eines Theils der äusseren Natur auf einen anderen. In dem letzten Falle hängt die Wirkung von der Beziehung des Klima's auf den Arbeiter ab. Desshalb

war die Civilisation in Asien und Afrika die früheste, aber nicht die dauerndeste und beste. Desswegen hat die Civilisation von Europa, welche auf ihrer frühesten Stufe von dem Klima bestimmt wurde, eine Entwicklungsfähigkeit gezeigt, die den Civilisationen unbekannt ist, welche ihren Ursprung dem Boden verdankten. Am glücklichsten lagen nun die Verhältnisse für die Länder, die einen ausgezeichneten Boden und ein günstiges gemässigtes Klima hatten. Zu diesen Ländern müssen alle deutschen Fluss- und Seemarschen gerechnet werden. Auch die Landschaft Eiderstedt gehört zu diesen, dem Meere abgewonnenen, Strichen und ist, ohne Frage, die Perle aller Marschen vom Dollart bis zur Königsau. So war es denn von hoher Bedeutung, dass in einem Dorfe dieser Landschaft, in Oldesworth, Hensler das Licht der Welt erblickte. Sein freier Sinn, seine Liebe für Wahrheit und freie Forschung, sein Muth für das als recht Erkannte zu kämpfen, fanden hier ihre Nahrung. War es ein Wunder, dass Hensler, dem Vaterlande der Geschichtsforscher angehörend, schon frühzeitig von dem Dasein und der Entwickelung seines historischen Sinnes Proben und Beweise ablegte? Betrachten wir seinen Bildungsgang näher.

Hensler wurde im Jahre 1733 am 11. December geboren. Sein Vater, der in Oldesworth Pastor war, wurde später nach Preetz berufen und starb dort. Er hinterliess eine Wittwe mit 6 Kindern, drei Söhnen und drei Töchtern. Unser Hensler war der älteste von ihnen. Nachdem derselbe seinen ersten Unterricht zu Hause empfangen, wurde er später nach Husum und dann nach Schleswig auf's Gymnasium geschickt. In Husum wirkte damals Kraft als Director. Hensler bewahrte ihm stets eine dankbare Erinnerung, obgleich die scholastische Methode seines Unterrichtes ihm nicht zusagte, und K. eine harte und strenge Disciplin ausübte. Um Theologie zu studiren, ging H. nach Göttingen. Hier besass Mosheim damals eine grosse Anziehungskraft für die Jugend. H. hatte das Glück, mit Walch und Michaelis sehr vertraut zu werden. Mit ersterem stand er auch später noch in Briefwechsel. Nachdem H. seine Studien absolvirt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde Hauslehrer in Holstein und später in Dänemark. Da er sich aber in seinem Berufe nicht glücklich fühlte und selbst einsah, dass die Theologie nicht für ihn, und er nicht für die Theologie passe, so gab er, nach reiflicher Ueberlegung, seinen bisherigen Beruf auf und ging nach Göttingen zurück, um Medicin zu studiren. Wenn heut zu Tage ein junger Theologe seiner Wissenschaft den Rücken kehrt, so wird sich Keiner darüber wundern, der da weiss, dass an den meisten theologischen Facultäten der deutschen Hochschulen Professoren wirken, die als zelotische Zionswächter, von einem verknöcherten Dogma befangen, ein Christenthum lehren, das mit dem wahren kaum etwas Anderes als den Namen gemein hat. Damals musste ein solcher Schritt um so mehr auffallen, als Hensler's theologische Lehrer in Göttingen meistens humane und vernünftige Docenten waren. Bei H. ist daher nicht so sehr im Widerwillen gegen die Theologie überhaupt, als in einem unwiderstehlichen Hange zum Studium der Medicin das Motiv seines Berufswechsels zu suchen.

Auch darin war die damalige Zeit der unseren überlegen und voraus, dass das Genie nicht denselben Gesetzen wie die Dummheit unterworfen war; es gab damals weder Verordnungen über Studiendauer, noch auch Belegbücher. Ihrer Nichtexistenz und seinem übermenschlichen Fleisse verdankte es Hensler, dass er in zwei Jahren seine Studien vollenden konnte. Vogel, Richter und Röderer waren seine Lehrer. Letzterer wandte ihm Liebe und Freundschaft zu und nahm ihn mit an's Krankenbett. Seine

klinischen Studien wurden dadurch sehr begünstigt, dass, während des siebenjährigen Krieges, in Göttingen ein grosses Militairhospital sich befand. Hensler's Universitätsfreunde waren Wagler, der später die berühmte Monographie über das Schleimfieber schrieb, Wendt, danach in Erlangen sich auszeichnend, A. G. Richter, Wrisberg und Wichmann. Mit letzterem blieb er auch später in Verbindung. Die humanioren Wissenschaften pflegte H. während seines neuen Studiums mit gleicher Treue; er liebte die Classiker. Triller war ihm Vorbild. Von den Neueren wandte er sich vorzugsweise den Engländern zu. Er selbst versuchte sich als Dichter; ein didaktisches Gedicht wurde von ihm veröffentlicht. Auch nahm ihn die deutsche Gesellschaft in Göttingen als Mitglied auf. Für die vom König von Dänemark veranstaltete Reise nach Arabien wurde er als Arzt vorgeschlagen. In der Selbstbiographie von Michaelis finden sich die Worte: „Einen Medicus hätte ich vielleicht verschaffen können; ich darf nur den Namen dessen nennen, auf den mein Gedächtniss im ersten Augenblick gefallen sein würde, Hensler, der damals in Göttingen studirte. Wäre der mitgereist, was hätte man von einem solchen Genie für Entdeckungen zu erwarten gehabt!“ H. promovirte dann vermittelst seiner bekannten Dissertation über die Pocken. Diese war eine Vorläuferin seiner berühmten späteren Briefe; de Haen wurde wegen seiner abwehrenden Haltung zu der damals brennenden und alle Laien und Aerzte bewegenden Frage der Inoculation aufs Schärfste von ihm angegriffen. Nachdem H. Göttingen verlassen hatte, liess er sich in Preetz als Arzt nieder. Später wurde er Physicus in Segeberg.

Kleine Geister gehen im Kampfe mit der Aussenwelt zu Grunde, oder sie lassen sich gehen und werden verbittert, während grossartig angelegte Naturen durch äussere Hemmnisse, durch Unglücksschläge nicht von ihrem Ziele abgelenkt, sondern nur angespornt werden, ihre Energie zu steigern und mit erhöhten Kräften zu arbeiten. Hensler hätte nicht in der, vom Meere täglich bedrohten und angegriffenen, Marsch das Licht der Welt erblicken müssen, wenn die äusserlich nichts weniger als glänzenden Umstände seiner Praxis seinen hochaufstrebenden Geist hätten niederdrücken können. Jahre lang kämpfte er nicht bloss mit den Strapazen und grossen Beschwerden seiner mühseligen Praxis, sondern, was weit schlimmer war, geradezu mit Nahrungssorgen. Obgleich seine Hülfe weit und breit gefordert wurde, bewährte sich an ihm nicht die Wahrheit des Sprichwortes: Galenus dat opes. In Preetz war er mit einer geborenen Kramer zur Ehe geschritten. Die häuslichen Sorgen mehrten sich, als die Zahl der Kinder, es wurden ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, zunahm. Trotzdem liess er sich niemals niederdrücken, sondern behielt stets Selbstvertrauen und Muth. Was aber an ihm am meisten zu bewundern ist, ausdrücklich hervorgehoben werden muss und vielen Landärzten als Beispiel und Muster dienen kann, ist, dass er trotzdem die rein wissenschaftliche Seite seines Berufes nie aus den Augen verlor.

Wie er immer mehr durch die Erfahrungen am Krankenbette zu einem grossen Künstler heranreifte, so bemühte er sich täglich, sein Wissen durch das Studium der besten älteren Aerzte zu bereichern. Eigne und durch Lectüre gewonnene fremde Erfahrung wurden so auf das Schönste und Harmonischste bei ihm verschmolzen. Ihm waren in Wahrheit die Wissenschaften das, was Cicero von ihnen so schön in der Rede pro Archia poeta sagt: „Adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.“ Auch ihm brachten sie Trost und Erleichterung. Als Freund der Natur wusste er,

wie alle universell angelegten Geister, es hoch genug zu schätzen, dass er, gleichsam ein Gegengewicht gegen seinen Umgang mit Büchern dadurch ausübend, seinen hübschen Garten, sein Tusculum, selbst bebaute. Wie Horaz stets das Bedürfniss fühlte, von dem aufreibenden Stadtleben und dem bösen Miasma der Hofluft auf sein Sabinum sich zurückzuziehen und so treffend sagen konnte: „Beatus ille qui procul negotiis, paterna rura bobus exercet suis", so verstand auch Hensler für sein, von den Strapazen der Praxis und den mit ihr verbundenen Verdriesslichkeiten und Aufregungen, den Anstrengungen seiner wissenschaftlichen Studien, in Bewegung gesetztes Gemüth, durch den directen Umgang mit der Mutter Natur, immer wieder die so nothwendige Harmonie herbeizuführen. Mit Menschen verkehrte er wenig. Grosse Aerzte, mögen sie eine ausgebreitete oder kleine Praxis haben, fühlen nicht das Bedürfniss, Wirthshäuser zu besuchen oder ein sogenanntes gesellschaftliches Leben zu führen, oder, wie augenblicklich der Kunstausdruck ist, sich der Gesellschaft anzuschliessen. Seit Hippokrates haben sie dies stets den Diis minorum gentium überlassen, die, in Wirklichkeit Scheinärzte, bei dem reichen und ungebildeten Pöbel gern als grosse Aerzte glänzen möchten und zum Theil, während ihres Lebens, auch dafür gelten, bis die alles verificirende Zeit ihre Scheingrösse in's Licht setzt. Daher konnte Abernethy den Aerzten mit Recht zurufen: hütet Euch vor solchen Patienten, die Eure Honorare wieder aufzehren!

Ein erquickender Umgang für H. war in Segeberg der mit dem Pastor Ahlemann und dem Rector Ehlers, welcher nachher als Professor nach Kiel berufen wurde. Eine Bekanntschaft von nachwirkender Dauer war die mit dem Grafen Bernstorf, der den König auf einer Reise begleitete und in Segeberg verweilte. Hensler und Struensee wurden dem Könige als Aerzte für seine auswärtigen Reisen vorgeschlagen. Letzterem wurde der Vorzug ertheilt. Wir können nur sagen zum Vortheil der Wissenschaft. Denn ob selbst Hensler's friesischer Geist Widerstandskraft genug besessen hätte, den seiner Wissenschaftlichkeit und seinem Kunstsinn widerstrebenden Einflüssen des Hofs mit Macht und Entschiedenheit zu gebieten, fragt sich!

Im Jahre 1769 trat eine grosse Wandlung in Hensler's äusseren Lebensumständen ein. Er verliess Segeberg, um in Altona ein gröseres Physikat anzutreten. Dasselbe erstreckte sich nicht blos auf die Stadt, sondern auch auf das Fürstenthum Pinneberg und die Grafschaft Rantzau. H. hatte jetzt einen viel bedeutenderen Wirkungskreis, er war mit einem Male in eine Weltstadt versetzt, da Altona und Hamburg, so zu sagen, eins sind. Nun nahm sein Name und sein Ruf rasch zu. Sein College, der geistreiche Unzer, hatte schon vor Hensler's Ankunft sich von der Praxis zurückgezogen. H. wurde jetzt öfters nach Hamburg consultirt, und es ist wahrscheinlich, dass er hier bald die Bekanntschaft des, ihm geistesverwandten, Lessing machte. Auch von Auswärtigen wurde häufig sein Rath gesucht. Er galt weit und breit für das Muster eines Arztes; Wenige kamen ihm gleich. Seine Milde, seine Bescheidenheit, seine ächte Humanität im Leben und am Krankenbette wurden ebenso gerühmt als sein wunderbares ärztliches Genie und seine gründliche Gelehrsamkeit, „ut, si quis fingere perfectum medici imaginem vellet, is esset satis habiturus Henslerum descripsisse", wie der Professor der Beredsamkeit, Heinrich, von ihm sagt.

Die so oft bei viel beschäftigten Aerzten beobachteten niederen Leidenschaften des Ehrgeizes, der Habsucht und der Prahlsucht waren ihm gänzlich fremd. Seinen Patienten war er nicht bloss ein aufmerksamer

und hingebender Arzt, sondern auch ein treuer Freund und Helfer in jeglicher Noth des Lebens. Zwischen ihm und seinen Collegen waltete ein offenes collegialisches Verhältniss und die grösste Eintracht. Auf eben solchem Fusse stand er mit den Hamburger Aerzten. Mit Recht galt er für den glücklichsten und beliebtesten Arzt Altona's. Mit derselben Pflichttreue übte er seine öffentliche Berufsthätigkeit aus und widmete dem Vaterlande ebenso seine Kräfte als seinen Privatkranken.

Als in Altona ein Krankenhaus erbaut wurde, stand er der Commission mit Rath und That zur Seite. Ebenso thätig war er als Mitglied der Deputation, die mit der Abfassung einer dänischen Pharmakopoe beauftragt war. So sehr in Altona seine Berufsgeschäfte sich gehäuft hatten, verlor er doch nie seine literarischen Bestrebungen aus den Augen. Alle seine Mussestunden verwandte er zum Studiren und unterhielt einen zahlreichen Briefwechsel mit Gelehrten und den Celebritäten seines Zeitalters, als mit Baldinger, Berger, Gruner, Wichmann, Zimmermann, Huxham, La-Condamine und Peter Camper. Zu seinen näheren Freunden in Altona und Hamburg gehörten Alberti, Busch, Campe, Dusch, Ebeling, Klopstock, Reimarus, Voss, Schönborn, Sturz, Basedow und Lessing, mithin die Spitzen der damaligen geistigen Aristokratie. Ebenso angesehen war er bei dem Adel; die Mutter der Gebrüder Stollberg, und diese selbst waren mit ihm sehr befreundet. Nicht weniger nahe stand er dem hochbegabten Grafen Bernstorf, sowohl dem Onkel, als dem Enkel des Bruders von diesem. Drei Mal musste er wegen schwerer Krankheiten dieser Familie nach Kopenhagen reisen. Das vierte Mal wurde er von ihm selbst consultirt. Hensler kam zu spät; er konnte leider nicht mehr helfen, sondern nur die Euthanasie zur Anwendung bringen. In ebenso intimen Verhältnissen stand er zu den Gebrüdern Reventlow, von denen der der eine, Freund des Königs und Minister des Innern, der andere der Curator der Universität Kiel war. Den Seinigen blieb Hensler daneben stets der treu liebende Bruder; unter seinen beiden Brüdern und drei Schwestern hielt er am meisten von seinem zweiten Bruder, Peter Wilhelm. Derselbe besass bedeutende dichterische Anlagen und als er gestorben war, gab H. dessen Gedichte heraus. Als ein besonderes Verdienst müssen wir hervorheben, dass er fortwährend bemüht war, begabter Jünglinge sich anzunehmen. So that er viel für Matthison, der damals in Altona historische Studien trieb. „Hensler wurde", wie Michaelis S. 57 in seiner Selbstbiographie sagt, „Matthison's väterlicher Freund, und ihm verdankte dieser es hauptsächlich, dass er den griechischen und römischen Classikern als den sichersten Wegweisern zu allem Nützlichen und Schönen in Wissenschaft und Kunst nicht nur unverbrüchliche Treue gelobte, sondern auch bewahrte." Ebenso nahm er sich des Philologen Müller an, der später den Plato herausgab. H. liebte gar zu sehr die schönen Wissenschaften, darum übertrug er seine Liebe zu diesen auch auf die Pfleger und Träger derselben. Im Jahre 1775 wurde er zum Archiater ernannt. Einen Ruf nach Göttingen an die dortige Universität schlug er aus, um seinem Vaterlande treu zu bleiben. Aber die Strapazen seiner Praxis waren zu gross, und den eignen Studien mochte er nicht entsagen. So musste denn zugleich seine Gesundheit untergraben werden. Es war daher sehr vernünftig von ihm, dass er sich entschloss, seine bisherige Praxis niederzulegen und einen Ruf nach der Universität Kiel anzunehmen.

Hier begann nun eine neue Phase seines Lebens. Hatte er bisher als Arzt und Schriftsteller erfolgvoll gewirkt, so wurde von nun an seine Thätigkeit als Lehrer ebenso segensreich. Mit Recht darf man behaupten, dass wenige Professoren auf ihre Schüler so glücklich einwirken konnten. Denn

Hensler war durch die harte Schule des Lebens zum vollendeten medicinischen Künstler herangereift. Gerade bei den deutschen Professoren findet man die wissenschaftliche Seite ihres Berufs mehr hervorstechend als die künstlerische; beim Arzte bringt dies aber einen unharmonischen Eindruck hervor. Erklären kann man es sich, weil der deutsche Professor bei seiner Carriere als Privatdocent, von Anfang an, mehr auf Vervollständigung seines theoretischen Wissens als auf seine künstlerische Ausbildung Gewicht legt. Hensler hatte, so zu sagen, von der Pike auf gedient. Seine Erfahrungen waren selbst gemachte, dazu am Privatkrankenbett erlebt, was auch denselben ein ganz anderes Gepräge aufdrückt, als wenn sie in einer Hospitalpraxis erworben sind. Der Unterschied zwischen beiden ist so gross, dass wir behaupten möchten, dass der junge Arzt, der bloss im Hospital für seinen Beruf ausgebildet wurde, auch bei sonstigen vortrefflichen Anlagen, niemals ein grosser Arzt werden kann. Erfreulich für H. war, dass zu gleicher Zeit sein Sohn als Professor der Theologie an derselben Universität Anstellung fand; an ein und demselben Tage wurden Vater und Sohn, respective in die medicinische und theologische Facultät aufgenommen. Den gleichen Eifer, den Hensler bisher auf seine Praxis verwandt hatte, übertrug er jetzt auf Ausübung seines Lehramtes. Desshalb beschränkte er sich daneben auf eine kleine Praxis. Wie rigorös er es aber mit der Erfüllung seiner Pflichten nahm, mag daraus hervorgehen, dass er, wenn er krank war, sogar vom Bette aus lehrte. Es fragt sich daher, ob er irgend mehr hätte leisten können, wenn er schon in der Blüthe seiner Jahre einem Rufe auf's Katheder gefolgt wäre.

Seine Vorlesungen erstreckten sich über Anthropologie, Physiologie, Pathologie, Diätetik, allgemeine und specielle Pathologie, Naturlehre, Staatsarzneikunde und gerichtliche Medicin, Geschichte der Medicin und Literaturgeschichte. Alle seine Vorträge zeichneten sich durch Genauigkeit und Gelehrsamkeit aus. Doch hielt Hensler Keinen für einen guten Arzt, der nicht zugleich ein guter Mensch sei, und Rechtschaffenheit und Humanität mit Wissenschaftlichkeit und Kunstsinn verbinde. In diesem Sinne bemühte er sich, seinen Einfluss auf seine Schüler geltend zu machen. Ein Feind jedes Specialismus, strebte er vor allen Dingen, das Verlangen nach universeller Bildung in ihnen zu erwecken. Desshalb vertrat er die Ansicht, dass keinem gelehrten Arzte die Kenntniss der Philosophie, Mathematik, Physik und Chemie abgehen dürfe. Ebenso sehr animirte er seine Schüler, die schönen Wissenschaften zu cultiviren. Auch darin kann er als das Muster eines akademischen Lehrers gelten, dass er sich bemühte, jeden einzelnen Schüler in Bezug auf dessen Studien zu individualisiren, während es leider in der Regel Sitte ist, dass der akademische Lehrer zwischen sich und seinen Schülern eine chinesische Mauer zieht. Wie viel vermag aber ein einziger guter Rath eines erfahrenen akademischen Lehrers! Wie viele Studenten gehen jährlich zu Grunde, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, sich der Leitung eines treu gesinnten, erfahrenen älteren Freundes anzuvertrauen! Hensler stand jedem Studenten mit seinem Rathe zur Seite. Während seiner Lehrthätigkeit war er einmal Prorector, dreimal Dekan. Das letzte Mal schrieb er dazu: „De formica veterum.“ Auch in die Bibliothekscommission wählte man ihn. Schon über 70 Jahre alt, wurde er in das, für Schleswig-Holstein 1804 errichtete, Sanitätscolleg aufgenommen. Mit jugendlichem Eifer nahm er sich der Sache an: „Erat enim, wie Heinrich sagt, „in hoc viro singularis quaedam animi elatio et prope quiddam divinum, tamquam vis ignea, laete coruscans, quotiescumque praeclarum aliquid proponebatur, ad quod perficiendum conferre aut consilia poterat aut operam accomodare.“

Fortwährend arbeitete er an seinem Hauptwerke, an der Fortsetzung des Buches über „die Geschichte der Lustseuche". Er scheute keine Zeit und Mühe, um Bücher anzuschaffen, sowohl für die Kieler und Altonaer als seine eigne Bibliothek. Noscitur e bibliotheca homo! Seine ausgezeichnete Bibliothek stand Jedem offen. Auch hierin bekundet sich wieder seine ungewöhnliche Humanität! Denn ihm wird sich ja sicherlich die Erfahrung aufgedrängt haben, dass man bei solchen Principien Dieben Thür und Thor öffnet. Also ein Beweis mehr für sein edles Herz; er wollte die grosse Menge nicht entgelten lassen, was einige Wenige sündigen.

Unglücksfälle, von denen kein Mensch frei bleibt, sollten auch ihm nicht erspart werden. Schon in Segeberg hatte er zwei Töchter verloren, dann in Kiel den zweiten Sohn, der Medicin studiren wollte. Wir müssen noch erwähnen, dass er dort einen Ruf als Leibarzt nach Kopenhagen ausschlug. Die letzten Jahre seines Lebens war er sehr von Asthma geplagt. Um sich zu erholen, machte er eine Reise nach dem Haag und dem Rheine. Auf dieser Ausflucht erneuerte er alte Bekanntschaften und knüpfte neue an, wie die mit Sprengel und Sömmering. Ausser seinem Asthma plagte die Gicht ihn sehr. Seine Collegen riethen ihm daher zu einer zweiten Reise und ein milderes Klima aufzusuchen. Kaum gelangte er nach Altona, als eine heftige Krankheit ihn niederwarf. Als Pflegerin hatte er die Frau seines Sohnes bei sich. Dazu kam, dass jetzt gerade die schwere Zeit über Deutschland hereinbrach, an der er selbst, trotz seiner eigenen Leiden, noch den innigsten Antheil nahm. Er starb den 1. Dec. 1805. Die beiden Brüder Reventlow, und die meisten Collegen folgten seinem Leichenbegängniss.

In Bezug auf sein Aeusseres kommen alle seine Zeitgenossen darin überein, dass er etwas Edles in seinem Gesichte und Gewinnendes in Blick, Sprache und Ton hatte.

Die Grundzüge von Hensler's Charakter waren eine edleFreimüthigkeit und ein heftiger Drang nach Erforschung der Wahrheit. Daraus kann man es sich erklären, dass, nachdem er schon vollständig das theologische Studium absolvirt hatte, er es mit seinem Gewissen nicht länger vereinigen konnte, diesem Berufe treu zu bleiben und nun die Medicin ergriff als diejenige Wissenschaft und Kunst, die den Menschen von selbst vor Pharisäerthum und Heuchelei bewahrt und ihn nicht nöthigt, seine Ueberzeugung in Ketten zu legen. Dass daher H. in religiöser Beziehung durchaus frei dachte und das blosse Dogma verschmähte, geht aus vielen Stellen seiner Schriften hervor. Sehr treffend sagt er in seinem Buche über den Aussatz S. 214: „Aus dem Leben des Stifters des Christenthums waren es nicht Wandel und Lehre, die man lernte und nachahmte, sondern ein Dorn aus seiner Krone, ein Splitter von seinem Kreuze und ein Fetzen von seinem Schweisstuche, zusammt seiner Mutter und allen seinen Heiligen wurden auf lange die Gegenstände der Andacht und Anbetung."

Die hohe Achtung, die er vor seinem Berufe hatte, bewies er in seinem letzten Willen noch durch die Hensler-Stiftung (Ratjen S. 17). Die Urkunde lautet: „Mein letzter Wille ist kurz dieser. Mein einziger vortrefflicher Sohn ist auch natürlich mein Erbe. Von Allem aber, was ich hinterlasse, soll meine Schwiegertochter Dora für alle ihre treue Pflege die Zinsen des dritten Theils aller meiner Habe Zeitlebens geniessen. Zwei Drittheile geniesst mein Sohn und bei dessen Ableben die Zinsen eines Drittheils meine andere Schwiegertochter Ine, als lange sie lebt. Das dritte Drittheil fällt meiner Enkelin Grethe alsdann als Eigenthum zu. Nach meiner beiden Schwiegertöchter Ableben sollen die Zinsen ihrer zwei Drittheile, wovon das Capital wo möglich in Land belegt wird, ad pios

usus verwandt werden, und zwar zu Prämien junger Mediciner, die durch ihren Fleiss und ihre Talente sich auszeichnen."

Wie alle Classiker ragte auch H. durch eine universelle Vielseitigkeit hervor. Er begünstigte nicht bloss die Dichter, sondern trat selbst als solcher an die Oeffentlichkeit durch ein Lehrgedicht, betitelt: Versuch vom Gefühl, dem Herrn Rector Kraft bei dessen Hochzeitsfeier gewidmet, London bei Linde, Strand 1758. Dasselbe legt Zeugniss ab von seinem grossen dichterischen Talente und einige Stellen sind von vollendeter Schönheit.

In Allem, was ich seh' im wunderbaren Ganzen,
Vom Sandkorn zum Metall, vom Erz bis zu den Pflanzen,
Von Pflanzen bis zum Thier und so zum Menschen hin,
Spür ich die lange Kette, von der ein Glied ich bin.

*

Es ruht in uns ein Grund von ewigen Gesetzen,
Dem Edlen nachzugehn, das Recht nicht zu verletzen.

Hensler's Vielseitigkeit documentirte sich dadurch, dass er selbst Fragen, die nicht seine Wissenschaft betrafen, aber von allgemein menschlichem Interesse waren, discutirte und zu klären suchte. So schrieb er in Niemann's Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichten über den dänischen Geldcours von 1736—87 und eine Abhandlung über Geld, Münzen und Banknoten. Er griff hierin den Plan der Regierung, in Altona eine Schleswig-Holsteinische Speciesbank zu errichten, an und warnte vor dem zu freigebigen Zettelausgeben.

Welch' hohe Achtung Lessing vor Hensler hatte, geht daraus hervor, dass er sofort seinen Plan, eine Geschichte der Syphilis zu schreiben, aufgab, als er hörte, dass Hensler sich hiemit beschäftige, den er dann noch mit den seltensten Büchern über diese Krankheit von der Wolfenbüttler Bibliothek unterstützte. Henrik Steffens sagt in seinem „Was ich erlebte" B. 3 S. 203: „Hensler war einer der schönsten Greise, die ich je gesehen, ein im edelsten Sinn vornehmer Mann, der durch die ruhige Würde seines Wesens ebenso entschieden seine Umgebung beherrschte, wie er durch seine Milde und Güte alle Menschen gewann. Ich habe nicht leicht einen Universitätslehrer gekannt, der mit einem so lebendigen Interesse ein jedes Talent zu entdecken und dann zu fördern suchte wie er. Seine Gespräche waren immer lehrreich und ermunterten jede eigenthümliche Aeusserung, drängten sie nie zurück. Wöchentlich versammelte er in seinem Hause Studirende, mit denen er sich auf eine belehrende Weise unterhielt, sein sittlich würdiges Dasein wirkte reinigend auf den jungen Mann. Es gibt kaum einen Menschen, dem ich mehr verdanke als ihm."

Dass ein so vortrefflicher Mann, wie Hensler, nicht ohne Feinde und Neider sein konnte, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Es ist nun einmal ein alter Erfahrungssatz, dass jede hervorragende Persönlichkeit bei schlechten, mittelmässigen oder ethisch nicht entwickelten Menschen Neid und Missgunst erregt, ohne dass persönliche Conflicte Statt gefunden haben. Zu den exaltirten, unharmonischen Charakteren gehörte der bekannte Jurist Feuerbach. Man darf sich desshalb nicht wundern, dass (Feuerbach's Leben und Wirken) dieser über Hensler folgendes absprechende Urtheil abgibt: „Des Curators Reventlow geheimer Rath ist das alte Kind, Hensler, ein Fuchs, der die Schwäche und Leerheit seines Kopfs hinter einer grossen herrlichen Bibliothek, die er nicht lies't, zu verstecken weiss." Entblödet derselbe Feuerbach sich doch nicht, später von seinen eigenen

Collegen in Halle auszusagen; „Die Lehrer meiner Facultät in Halle sind durch ihre Niederträchtigkeit, Bosheit und Kabalensucht in ganz Deutschland berüchtigt“ und über Landshut: „Die Verhältnisse der Professoren sind Verhältnisse von Teufeln, beinahe möchte ich sagen, im eigentlichen Verstande.“

Hat nun die Neuzeit, da sie nicht einmal sich selbst kennt, Hensler ignorirt, findet man in den Lehrbüchern der Geschichte der Medicin seinen Namen kaum angedeutet, so ist es um so erfreulicher, auch Ausnahmen hiervon registriren zu können. Der ein- und umsichtige Marx hat ihn in jeder Beziehung gewürdigt. In seinen „Beiträgen“ S. 44 gibt er Hensler das ehrenvolle Epitheton ornans „objectiv und gründlich“. Dort heisst es: „Es scheint selbstverständlich, dass Untersuchungen, zumal historische, ohne vorgefasste Meinungen, mit erschöpfender Genauigkeit ausgeführt, die Quellen sorgfältig erforscht, die Schlussfolgerungen umsichtig gezogen werden, allein dieser billigen Anforderung wird selten entsprochen. Viel zu leicht machen sich lebende oder todte Auctoritäten mit imponirenden Ansichten, sowie traditionelle, jedoch nicht begründete, Behauptungen bloss durch die Sanction der Dauer geltend. Oefters ergibt sich das vorhandene Material als unvollständig benutzt oder ungleichmässig erwogen, die Sicherheit der kritischen Sichtung schwankend, die Schilderung des Halbwahren vom Wahren nicht scharf genug. Je häufiger solche Mängel auffallen, um so erfreulicher ist es, einem Auctor zu begegnen, der, ganz in seinen Gegenstand versenkt, rein der Sache wegen, die grösste Selbstständigkeit behauptet, ohne Rücksicht auf Lob und Tadel consequent nach möglichst wahren Ergebnissen strebt und diese ebenso ruhig als freimüthig mittheilt. Eine solche Arbeit, die wenige ihres Gleichen hat, ist die Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des 15. Jahrhunderts in Europa ausbrach, von Hensler. So weit ein Zeichner oder Maler, den Gegenstand Zug für Zug auffassend, ein höchst ähnliches Bild darzustellen vermag, ist Hensler sein Werk gelungen. An Fleiss, Eifer, Strenge gegen sich selbst, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt hat er es nicht fehlen lassen. In jeder Schrift, welche man von ihm liest, hat man nicht nur den Gelehrten, sondern den Menschen. In jedem Lebensalter, wie in jeder seiner Berufsthätigkeiten bewies er die gleiche Tüchtigkeit.“

Geschichte.

Zur richtigen Würdigung der Verdienste Hensler's um die Geschichte der Medicin ist es nöthig, zuvor einige Bemerkungen über die Bearbeitung der Geschichte überhaupt und der der Medicin insbesondere voranzuschicken.

Die Geschichte hat nicht das günstige Schicksal wie die Poesie gehabt, von grossen und tiefen Denkern zum Gegenstand ihres Studiums erhoben zu werden, um festzustellen, nach welchen Principien, nach welchen Methoden, nach welchen Maximen, nach welcher Form sie mit Erfolg bearbeitet werden kann und soll.

Wenn Aristoteles schon im Alterthume und Winkelmann, Herder und Lessing in neuerer Zeit die Principien der Dichtkunst feststellten und dadurch den Dichtern Gelegenheit gaben, ihr dichterisches Talent in die richtigen Geleise zu bringen, so fehlten bisher solche Männer der Geschichte.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dies eine der Ursachen ist, dass die Zahl der grossen Geschichtschreiber so unverhältnissmässig klein gegen die Zahl der grossen Dichter ist. Wir wollen nur die Thatsache constatiren, dass unter keinem anderen Volke und zu keiner Zeit ein Geschicht-

schreiber aufgetreten ist, der einer Parallele mit dem grossen Triumvirat Griechenlands Herodot, Thucydides und Xenophon sich unterwerfen könnte.

Wenn wir die Historiker der Weltgeschichte einer Kritik unterziehen, so finden wir einestheils, dass sie Princip, Methode, Form, Maxime miteinander verwechseln, anderntheils, dass sie von beschränkten und einseitigen Principien sich leiten lassen. Die Weltgeschichte, die Geschichte überhaupt lässt sich aber in Wahrheit nicht nach verschiedenen Principien bearbeiten. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, dass verschiedene Gedanken und Grundsätze bei der Historiographie den Auctor leiten, aber damit ist nicht gesagt, dass diese richtig sind. Eben diese Mannichfaltigkeit hätte schon zu der Schlussfolgerung führen sollen, dass sie nicht die richtigen seien.

Der Mensch in der Geschichte kann nur von einem Standpunkte aus richtig erkannt werden, und das ist das Princip, welches er uns selbst an die Hand gibt, das für alle Zeiten, für alle Himmelsstriche, für alle Völker passt, was er selbst mit sich führt und nicht ausser ihm liegt; es ist dies das rein Menschliche, das ewig sittliche Gesetz, welches der ganzen Geschichte, diesem Kampfe der Nothwendigkeit und Freiheit, seinen unvergänglichen Stempel aufdrückt und allein fähig ist, uns zu einem richtigen und wahren Urtheile zu führen: es ist das Princip der Humanität im weitesten Umfange des Wortes.

Nur eine von diesem Principe durchhauchte Geschichte kann Anspruch auf den Titel „ein Besitzthum für immer“ machen. Sehr wahr sagt Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur B. I S. 97: „zur Humanität ist der Mensch gebildet. Er hat kein edleres Wort für seine Bestimmung als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt.“

Alle anderen Principien sind daher, wenn ihnen auch eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist, vorübergehend und hinfällig. Desshalb soll die Geschichte nicht vom nationalen, nicht vom religiösen, nicht vom politischen Standpunkte aus beschrieben werden. Jeder dieser Standpunkte verstösst schon gegen die Grundmaximen der Geschichte, gegen die Wahrheit.

Von allen Principien nun, nach denen die Geschichte bearbeitet wurde, hat keines grösseren Beifall gefunden als das von Polybius eingeführte pragmatische; bis auf die neueste Zeit hinab haben alle Historiker ihre Ehre und ihren Ruhm darin gesetzt, vom pragmatischen Standpunkte aus, die Geschichte zu behandeln. Doch auch hier finden wir Abweichungen. Viele Historiker glaubten dann schon pragmatisch verfahren zu sein, wenn sie sich mit einer möglichst genauen, ganz trocknen Aufzählung der Facta begnügten.

Wenn wir aber danach forschen, was Polybius selbst unter „pragmatisch“ verstanden hat, so finden wir, dass seine Darstellung darin besteht, dass sie sich genau an die Thatsache selbst hält, dass er sich zugleich bestrebt, möglichst die Ursachen und die Wirkungen zu erforschen und endlich das Ziel verfolgt, praktischen Nutzen zu schaffen. Dabei berücksichtigt er eigentlich nur die politische Geschichte, und so ist es durch sein Beispiel dahin gekommen, dass die Weltgeschichte bei den meisten Historikern nicht eine Geschichte des Volkes in seiner Totalität, in seinen sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen Bestrebungen, sondern bloss eine Darstellung der von ihm selbst oder seinen Fürsten befolgten äusseren Politik, seiner Kriege und Schlachten ist.

Am meisten accentuirt wurde aber immer das von Polybius in die Geschichte eingeschmuggelte Utilitätsprincip. „Es gibt, sagt er, „keine fruchtbarere Kenntniss als die der Geschichte: sie gewährt die beste Uebung für öffentliche Geschäfte und die kräftigste und einzige Belehrung über die Art, wie wir den Wechsel des Glückes ertragen sollen. Dies zeigt sich besonders bei der pragmatischen Geschichte, denn diese gewährt den Menschen den Vortheil, sich aus den Schicksalen Anderer, ohne eignen Schaden, zu belehren, sie will durch wahre Werke und Worte auf alle Zeiten hin ihre Zuhörer belehren und überzeugen, in ihr geht die Wahrheit voran, zum Nutzen derer, die belehrt sein wollen. Bei dem Wechsel der menschlichen Schicksale ist die Belehrung durch die Geschichte nicht nur schön, sondern sogar nothwendig, namentlich auch, weil nicht die Gegenwart mit ihrer Verstellung, sondern nur die Vergangenheit, über welche wir nur nach den wirklichen Verhältnissen der Dinge selbst urtheilen, richtige Einsicht in die Gesinnungen gewährt, so dass wir nach ihr unser häusliches und öffentliches Leben regeln können.“ Neben diesen Principien tritt bei Polybius der individuelle Mensch ganz in den Hintergrund, Alles dreht sich bei ihm um den Staat, um die Zweckmässigkeit und den Nutzen; die Nothwendigkeit ist ihm ein Schiboleth, die Freiheit eine Chimäre.

So ist es denn gekommen, indem die Meisten sich ihn zum Muster nahmen, dass, wenn überhaupt von Geschichte die Rede ist, man nur die politische darunter versteht, und die neuere Zeit keinen einzigen Historiker aufweist, der, wie Thucydides, allen Seiten des Lebens, dem socialen, dem religiösen, dem wissenschaftlichen und künstlerischen gerecht wird.

Selbstredend musste diese pragmatische Richtung eine andere ins Dasein rufen, und ist dies diejenige, die man die philosophische zu nennen gewohnt ist. Während die pragmatische Geschichtschreibung die geistige Seite der menschlichen Dinge zu sehr vernachlässigt, sündigt die philosophische darin, die politisch-materiellen Interessen nur beiläufig zu berücksichtigen, den ganzen Schwerpunkt der Untersuchungen auf die Ideen zu setzen. Die Thatsachen mussten sich den Ideen accommodiren.

Wenn diese Richtung ebenso ihr Ziel verfehlte, so war sie doch als Reaction gegen die allgemein herrschende pragmatische Richtung eine berechtigte und Nutzen bringende. Sie scheiterte aber an der Klippe, dass sie, anstatt Ideen aus der Geschichte zu abstrahiren, Ideen in die Geschichte hineintrug. Gervinus hat daher Recht, wenn er sagt (Grundzüge der Historik, Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1837): „Gleichwohl muss für die philosophische Construction für Geschichte und der Natur das Beste erst von der Geschichtschreibung und Naturwissenschaft geschehen. Die Masse der Materie ist noch lange nicht gesichtet und beleuchtet genug; dieser Beleuchtung der Materie voraus zu eilen mit allgemeinen Ansichten ist überall unräthlich: dazu ist der historische Sinn noch kaum geweckt unter uns. Was sich als Philosophie der Geschichte bei uns geltend gemacht, mag vielleicht philosophische Anlagen verrathen, historische Erfahrung und Weisheit verräth es gar nicht. Wenn noch Männer wie Kant und Herder in der Geschichte immer ein Ziel, einen idealen Höhepunkt, vollkommene Vereinigung in der Menschengattung, vollkommenen Zustand der Gesellschaft und dergleichen suchen, so kann man sagen, dass sie das Alphabet und Einmaleins aller Geschichtslehre nicht inne gehabt haben, und man kann daher wenig Hoffnung zu dem fassen, was uns die philosophischen Ansichten der Geschichte vorläufig ein-

bringen würden;“ und ferner S. 89: „Der Geschichtschreiber soll selbst ein Abbild der Menschheit sein, so wie er auch nur in einem Volke aufstehen kann, das dem allgemein menschlichen Charakter nahe steht und in Zeiten, die diesem Charakter nicht untreu wurden. Das Urbild des Menschlichen soll er rein in seinem Busen tragen und er kann nur die schlichteste Einfalt der Sitte seinen moralischen, den gesunden Menschenverstand und Mutterwitz allein seinen individuellen Standpunkt nennen. In der Dichtkunst und Philosophie kann es vielleicht interessant sein, der barocken Consequenz eines Individuums zu folgen, aber der Historiker kann nie mit excentrischen Ansichten und überspannten Grundsätzen zusammenhängen: im Widerspruch mit dem Allgemeingefühl der Menschheit und im Skepticismus geht er sogleich verloren. Und diese einfältige Betrachtung der Dinge verlangen wir auch von dem Historiker aus dieser jetzigen Zeit, die in Eigenständigkeit, Sonderbarkeit und Originalität mehr Ruhm setzt, als in Uebereinstimmung mit dem, was rein und allgemein menschlich ist. Er kann, was schon Lucian verlangt hat, von keinem Glauben, keiner Obrigkeit, keinem Vaterlande beengt sein.“

Weil in diesem Sinne Herodot, Thucydides und Xenophon Geschichte schrieben, sind sie noch von keinem Einzigen der Neueren übertroffen worden. Die Meisten ahmten statt ihnen, dem Polybius nach.

Erst der freimüthige Schlosser machte wieder den Versuch, das sittliche Gefühl zum Principe der Geschichtschreibung zu erheben.

Gehen wir jetzt zur medicinischen Historiographie über, so müssen wir das Verdict abgeben, dass sie natürlich dem Einflusse der allgemeinen Geschichte sich nicht entziehen konnte, und die pragmatische Richtung, über die wir ein Anathema ausgesprochen haben, hier auch zur Hegemonie, wenn auch nicht zur Alleinherrschaft gelangte.

Nur ist bei den Medicinern die Verwirrung und Unklarheit in Bezug auf Princip, Maxime und Methode noch ungleich grösser als bei den Historikern κατ' ἐξοχην. Musste es doch so sein, weil ihnen ein historisches Vorbild unter den alten Classikern gänzlich abging! Denn die kurze historische Excursion bei Celsus kann unmöglich auf den Namen einer Geschichte der Medicin Anspruch machen. Wir werden seiner Zeit jeden medicinischen deutschen Historiker einer Kritik unterwerfen und wollen daher bloss im Allgemeinen bemerken, dass nur sehr wenige über ihren Beruf nachgedacht haben. Will man sich einen Begriff machen von der Unklarheit, in der die medicinischen Historiker über die Principien ihrer Wissenschaft befangen sind, so genüge es S. 29 des I. Bandes der Geschichte der Medicin von Daremberg nachzulesen (Histoire des sciences médicales par Daremberg, Paris. Ballière et fils. 1870). Dort heisst es: „Les principes d'après lesquels les historiens ont établi les périodes de l'histoire de la médecine sont nombreux et n'ont pas une égale valeur.“ Er nimmt im Ganzen acht Kategorien an und rechnet, wunderbarer Weise, Sprengel, diesen Fürsten der Pragmatiker, zu den Chronisten, Sprengel, der den Ausspruch gethan: „Die Geschichte ist pragmatisch, wenn sie uns klug macht.“ Dagegen sagt der neueste medicinische Historiograph der Franzosen, Bouchut (Histoire de la Médicine et les doctrines médicales. Paris. Librairie Gernier-Baillière) sehr naiv (Tom. I S. 2): „L'histoire de la médecine peut se faire de plusieurs manières et à differents points de vues qui ont tous leur importance. Elle peut être chronologique, philologique ou doctrinale.“ Wo also der eine College die Geschichte von acht Principien zusammenconstruirt, zwingt der andere sie in das Prokrustesbett von nur dreien. Von England wollen wir gar nicht reden. Seit Freind ist es in historischer Beziehung zum Stillstand verdammt.

Entwickeln wir jetzt unsere eignen Ansichten. Zunächst unterscheiden wir zwischen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Ersterer beschäftigt sich nur damit, Thatsachen als solche festzustellen, entweder vermittelst Hülfe der Kritik, Numismatik, Epigraphik oder der Philologie. Man kann ein sehr guter Geschichtsforscher und dabei doch ein schlechter Geschichtschreiber sein. An letzteren werden höhere Ansprüche gestellt. Erstens handelt es sich um das Princip, das er seiner Geschichtschreibung zu Grunde legt, sodann um die Art und Weise, wie er sich seiner Aufgabe entledigt. Während dem Geschichtsforscher sein Beruf daher bloss Wissenschaft ist, steigert sich dieselbe beim Geschichtschreiber zur Kunst.

Die Medicin, als die menschlichste aller Wissenschaften und als ein Theil der Weltgeschichte, kann von keinem anderen Principe aus in den Metamorphosen, die sie im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, beschrieben werden als letztere selbst; nur das ethische Moment kann und darf daher das allein massgebende sein, um die Erscheinungen der medicinischen Wissenschaft und Kunst in ihrer Bedeutung zu den allgemeinen Lebenserscheinungen der Menschheit zu beurtheilen und zu würdigen und ihren gegenseitigen Einfluss, Zusammenhang und Causalnexus zu begreifen.

Was man nun sonst Principien, Gesichts- und Standpunkte zu nennen gewohnt war, sind eben keine Principien, sondern theils Methoden, theils blosse Formen. Es kann eine Wissenschaft immer nur ein Princip haben, wie jedes Gebäude nur ein Fundament und einen Grundstein hat, dagegen können die Methoden und natürlich auch die Formen — in der Architectur nennen wir es Stil — mannichfache sein.

So gehört denn auch das sogenannte pragmatische Princip, logischer Weise nur zu den Methoden; es entspricht der analytischen Untersuchung. Wie nämlich die Analysis darauf ausgeht, Facta festzustellen, Beobachtungen zu machen und aus der Summe von Einzelnheiten allgemeine Schlüsse zu ziehen, so verfolgt die pragmatische Geschichtschreibung dasselbe Ziel.

Umgekehrt gehört das philosophische Princip der Historiker zu der synthetischen Methode (siehe allgemeine Charakteristik der Classiker S. 24).

Das sogenannte pragmatisch-reflectirende Princip entspricht der analytisch-synthetischen Methode.

Alle Maximen des Geschichtschreibers concentriren sich im Grunde in der einen: rücksichtslos wahr zu sein. In dieser Beziehung kann der Ausspruch des Polybius: „Wie ein Thier, wenn es die Augen verloren hat, nicht gebraucht werden kann, so ist, wenn der Geschichte die Wahrheit genommen ist, das Uebrige ein unnützes Gerede“, nicht genug beherzigt werden. Denn wahr zu sein, wenn auch das lebhafteste Streben dazu vorhanden, ist doch sehr schwer. In dieser Beziehung konnte Peter Bayle den Ausspruch thun, „ich weiss zu viel für einen Pyrrhonisten, zu wenig für einen Dogmatiker.“ Denn nur solche Begebenheiten sind als wahr anzusehen, welche gleichzeitig von vielen rechtlichen und glaubwürdigen Männern ohne Abweichung, übereinstimmend erzählt werden. Alles, was verschieden berichtet wird, hat nur Anspruch auf den zweiten Rang historischer Gewissheit. Zweierlei kommt bei ihr in Betracht: die subjective Wahrhaftigkeit des Zeugen und die objective Wahrheit der That. Der wahrhaftigste Mann kann etwas Falsches berichten, (siehe Marx' Akesios S. 89), und der grösste Lügner die tiefste Wahrheit reden, jener in der besten, dieser in der schändlichsten Absicht. Die Hauptregel hat Cicero gegeben, wenn er sagt: die Geschichte solle nichts Falsches vortragen und nichts Wahres verschweigen. Doch wurde diese Maxime von den aufrich-

tigen Alten schon nicht inne gehalten. Alles Wahre zu sagen, schien zu gewagt. Desshalb machte man einen Unterschied zwischen öffentlicher und geheimer Geschichte; ersterer war gestattet, nichts Falsches zu sagen, dagegen nicht erlaubt, alles Wahre auszusprechen. Staat und Kirche, Stand und Amt mussten berücksichtigt werden. So entstanden die Anekdoten, gleichbedeutend mit geheimen Geschichten.

Leibnitz hatte daher ein Recht zu sagen: „alle öffentliche Geschichte hinkt auf einem Fusse.“ Wenn in der neueren Zeit auch hierin eine grosse Besserung eingetreten ist, indem mit dem erwachten öffentlichen Leben auch eine grössere historische Wahrhaftigkeit sich geltend macht, so ist doch in vielen Fällen die volle historische Wahrheit noch in den Archiven und in den Facultätsacten den Augen der Welt verschlossen. Sapienti sat!

Die Quellen der Geschichtsfälschung liegen im Charakter des Menschen. Sie entstehen ebenso oft durch Lüge als aus Irrthum. Erstere ist verdammungswerth, letzterer ist zu verzeihen, wenn auch die Folgen dieselben sind. Unwissenheit, Kränklichkeit, Leichtgläubigkeit und Vorurtheil dürfen nicht zu hart beurtheilt werden.

Bei keinem Stande kommt daher der Rechtssinn und die Wahrheitsliebe so sehr in Betracht als bei dem Geschichtschreiber, und wenn man an den Widerwillen denkt, den die meisten Aerzte der Neuzeit der Geschichte der Medicin entgegen setzen und nach den Gründen hiervon forscht, muss dann als der zunächst liegende nicht der sich aufdrängen, es ist so, weil so viele Aerzte, vermöge ihres Berufs, dem Plato das Recht, die Unwahrheit zu reden, allein vindicirte, zur Unwahrheit und zur Lüge sich hingezogen fühlen und desshalb den ungetrübten, stets reinen Spiegel der Geschichte fürchten? Ueber die Form der Geschichtschreibung wollen wir keine Worte verlieren, sie ist, wie der Stil des Menschen selbst, individuell und lässt sich unter keine allgemeine Gesetze bringen.

Jetzt nur noch einige Worte über das Verhältniss der Geschichte der Medicin zur allgemeinen Geschichte. Beide haben dasselbe Ziel, ähnliche Bestrebungen. Die medicinische Anschauung über das Wesen der Krankheit und der Krankheiten, die dagegen gerichteten Heilmethoden müssen wir in jeder einzelnen Periode zu erforschen suchen. Ebenso ist es mit den socialen Zuständen. Es sind die verschiedenen Entwickelungsstadien der Nationen, ihr ganzes Leben und Sein, ihr Thun und Lassen zu erforschen und festzustellen, inwiefern die, in jeder Epoche hervortretenden, Verhältnisse mit dem Geiste wahrer Cultur und Humanität, mit den Bedingungen eines wahren Volkswohls im Einklang standen oder denselben widerstrebten, ein zügelloser Despotismus oder eine bigotte Priesterherrschaft die Blüthen der Civilisation knickte. Aehnlich ist es mit der Medicin. Bewirkten die herrschenden Systeme der Therapie die Heilung der individuellen Krankheiten cito, tuto et jucunde? in Bezug auf die Diät, wurde ein körperlich gesundes und geistig frisches Menschengeschlecht erzogen? in Bezug auf das Medicinalwesen, waren die Medicinalgesetze solche, dass der Staat Alles leistete, um die Bürger vor Schaden zu bewahren und Gefahren zu beseitigen, die abzuwenden, nicht in der Macht des Einzelnen liegen? Wie wir in culturhistorischer Beziehung die früheren Zustände nicht verdammen dürfen, weil sie mit unseren heutigen Einrichtungen in Disharmonie stehen, so sollen wir auch über die medicinischen Systeme nicht den Stab brechen, weil sie von den heute gerade in Wirksamkeit stehenden, abweichen, zumal bei den meisten dieselbe Idee nur unter einer anderen Form auftritt.

Noch falscher ist es, wenn man in neuerer Zeit an den Historiker die Forderung gestellt hat, alle Zustände der vergangenen Zeit nach der, in

dem Zeitalter herrschenden Anschauungsweise, jedes Zeitalter bloss aus sich selbst erklären zu wollen. Dies kann höchstens zur richtigen Erkenntniss der factischen Zustände, d. h. als Mittel zum Zwecke dienen. Aber es darf kein Massstab sein zur Beurtheilung der Verhältnisse, zur Ermittelung des Werths oder der Verwerflichkeit der Handlungen und socialen Einrichtungen; denn nach der Anschauungsweise der verschiedenen Völker und Zeiten waren Sklaverei, Ketzer- und Hexenverbrennungen, Bekehrungen mit dem Schwerte, alle nur möglichen Abscheulichkeiten und Gräuel nicht nur gut und nützlich, sondern nothwendig. Hier entscheidet daher allein das ethische Princip. Von wahrer Cultur kann in jeder Geschichtsperiode nur dann die Rede sein, wenn unter der Aegide der Freiheit, die Menschheit in materieller, intellectueller und sittlicher Beziehung Fortschritte macht. „Ein Zustand, den Alle wollen, wie ein tiefer Denker sagt, kann nur dadurch erreicht werden, dass nicht Jeder Alles wollen dürfe.“

Culturgeschichte und Geschichte der Medicin lassen sich daher nicht von einander trennen. Das höchste Ziel der Medicin ist die harmonische Ausbildung des Körpers und Geistes. Die Medicin als Wissenschaft und Kunst gibt die Mittel und die Methoden an, durch die jeder Einzelne dieser harmonischen Ausbildung theilhaftig werden kann, der Staat trifft die äusseren Einrichtungen und Gesetze, dass die Entwicklung, ohne äusserlich hemmende Hindernisse, von Statten zu gehen vermag. Die Geschichte der Medicin soll entscheiden, wie und ob diese beiden Factoren in jeder einzelnen Periode ihre Schuldigkeit gethan haben. Denn die wahre Cultur eines Volkes kann erst nach gänzlichem Sturze aller Pfaffenherrschaft, des Feudalismus und der Socialdemokratie, dieses, allen Fortschritt hemmenden, Trifoliums, dann erblühen, wenn jene beiden Factoren Hand in Hand gehen. Liegt die Medicin als Kunst und Wissenschaft danieder, so helfen die besten socialen Einrichtungen nichts und umgekehrt. Eine falsche Nationalökonomie bedingt zugleich den Verfall der Wissenschaft und Kunst, eine gute vermag ihn aufzuhalten, aber nur dies. So kann ein Volk noch materiell und körperlich sich wohl befinden, während es geistig schon corrumpirt und degenerirt ist. Das sehen wir augenblicklich bei den Franzosen.

Diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, in welch einem genauen Verhältnisse die Medicin zu der Cultur eines Volkes sich befindet. Ebenso eng verbunden ist aber auch die Geschichte der Medicin mit der der Cultur, sie erleuchten sich gegenseitig. Sie trennen, sie isolirt betrachten, heisst sich der Einseitigkeit hingeben!

Es erübrigt hier noch, einige Worte über das Verhältniss der politischen Geschichte zu der Geschichte der Medicin zu sagen. Wie schon erwähnt, sollen beide von demselben Principe ausgehen. Durch eines unterscheiden sich beide aber wesentlich. Der politische Historiker kann sich damit begnügen, mit minutiöser Genauigkeit und Wahrheitsliebe die Facta aufzuzählen oder sich bemühen, dieselben festzustellen, wenn die Ermittlung derselben mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Hat er gezeigt, dass das ethische Princip gleichsam die Basis seiner Erzählung bildet, so kann er sich meistens seines subjectiven Urtheils enthalten, er kann es vermeiden, sowohl das Wort „ich“ als „wir“ anzubringen. Anders ist es mit dem medicinischen Historiker. Derselbe hat nicht bloss mit dem ethischen, sondern auch mit dem scientifischen und künstlerischen Principe zu rechnen. Wenn letztere beiden sich auch schliesslich decken sollen, so ist ersteres doch fortwährend in der Entwickelung begriffen und beeinflusst beständig letzteres. Obschon nun auch in der Medicin eine genaue Analyse der Schriften eines Auctors zugleich in sich und durch sich selbst das

mehreren Jahrhunderten wird der Versuch, sie zu vereinigen, sich rechtfertigen lassen.

Um wieder auf die historische Pathologie zurückzukommen, so wird Niemand anstehen, Hensler als den eigentlichen Vater derselben zu betrachten. Hatte früher auch schon Sydenham den Ausspruch gethan, dass das Wesen der Krankheit auf historischem Wege zu eruiren sei, indem man in allen Zeitaltern, unter allen Völkern und allen Klimaten das Auftreten und Erscheinen derselben verfolge, so war Hensler doch der Erste, der durch sein Beispiel zeigte, wie sehr die Pathologie vermittelst der Geschichte aufgeklärt und erleuchtet wird. Seine Methode ist musterhaft und für alle Zeiten nachahmungswerth; er verfährt zuerst streng analytisch und bildet sein synthetisches Urtheil dann aus den durch die Induction gefundenen Thatsachen.

Da H. in seiner Geschichte der Syphilis nun zu keinem bestimmten Urtheile kommt, so müssen wir diese freilich nur als einen Torso bezeichnen; der analytische Theil der Schrift ist aber so ausgezeichnet, dass keiner seiner Nachfolger Hensler an Genauigkeit, Gründlichkeit des Quellenstudiums, Interpretationskunst und Combinationsgeist übertroffen hat. Ueberdies zeigt er durch sein an sich selbst gegebenes Beispiel, dass man nicht eher urtheilen soll und darf, als bis durch die Feststellung alles Thatsächlichen die Spruchreife Einem von selbst entgegentritt, wie die reifen Früchte von selbst vom Baume fallen. Und dennoch ist es nicht schwer, wenn man die übrigen drei historischen Werke mit hinzunimmt, das Urtheil zu finden, das Hensler über die Syphilis sich gebildet hatte. Alle vier Werke, die Geschichte der Syphilis, über den Aussatz, über den westindischen Ursprung der Syphilis, über die Formica der Alten, können und dürfen nur im Zusammenhange gelesen und verstanden werden.

Bewiesen hat Hensler: 1) den nicht westindischen Ursprung der Syphilis und ihr Auftreten vor der Rückkunft des Columbus von seiner ersten amerikanischen Entdeckungsreise. 2) Ihre frühere Existenz bis ins graue Alterthum unter dem Namen „Formica“. 3) Ihre nahe Verwandtschaft, aber nicht ihre Identität mit dem Aussatze. Hierfür finden sich mehrere Belege. So sagt er: „Die Syphilis, eine sehr allgemeine und schnell sich verbreitende, eine recht arge Krankheit, gab dem Aussatz den ersten grossen Stoss, und nachher verschwand er vor den andern unreinen Krankheiten nach und nach völlig dahin, er, der das Abendland so lange heimgesucht hatte.“ „Unter den unreinen Krankheiten ist gerade der Aussatz die, welche am wenigsten schnell und nur in einer gewissen Höhe ansteckt. Die gemeine Lustseuche, die Pians und Yaws stecken viel leichter an“. 4) Wenn H. sich auch nicht mit mathematischer Sicherheit über den Ursprung der Syphilis ausgesprochen hat, so geht doch auf das Deutlichste aus der Lectüre seiner Werke hervor, dass er die im Alterthume und die am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts entstehende Syphilis nicht für identisch, sondern letztere für eine höher potenzirte als die gewöhnliche hielt, weil sie nicht bloss durch den Coitus acquirirt wurde, sondern auch durch ihre Hauteruptionen und ihr epidemisches Auftreten von der gewöhnlichen sich unterschied. An drei Stellen seiner Geschichte nennt er ausdrücklich die am Ende des 15. Jahrhunderts auftretende „die epidemische“. Doch scheint ihm dieser Ausdruck gleichsam nur entschlüpft zu sein, als wenn er sich selbst fürchte, sein Urtheil dadurch zu anticipiren.

Seine wahre Ansicht hat er jedoch in seiner letzten historischen Schrift, die er einige Jahre vor seinem Tode herausgab, aufs Deutlichste ausgespro-

chen. Dort sagt er klar: „Die Lues ist aber nicht eine Krankheit, sondern eine Diathesis, eine Disposition, welche nach Beschaffenheit der Zeit und des Himmels und der Beschaffenheit der einzelnen Menschen unter verschiedenen Formen auftritt. Von diesen scheint mir die Lues diejenige zu sein, die am leichtesten durch den Coitus sich mittheilt. Die Hauptformen dieser Species sind die Lepra, die Pians und die Syphilis.“ Erstere ist im Orient, die Pians in Afrika endemisch, und die Syphilis scheint immer unter dem häufigsten Namen von Herpes in Europa einheimisch gewesen zu sein. Vor allen Dingen müssen wir H. gegen die, in vielen Lehrbüchern verbreitete, Ansicht in Schutz nehmen, als hätte er die Behauptung aufgestellt, die Syphilis des 15. Jahrhunderts hätte schon seit den ältesten Zeiten existirt (die Krankheitsfamilie Syphilis von Dieterich Band I S. 8). Vielmehr besteht Hensler's grosses Verdienst im Gegensatz zu Sanches, der diese Behauptung aufgestellt hatte, darin, dass er die Syphilis, die am Ende des 15. Jahrhunderts auftrat, genau scheidet von den venerischen Krankheiten, die bisher immer geherrscht hatten.

5) Evident geht aus seinen Untersuchungen hervor, dass er die Krankheit von den Maranen herleitet, wie in Rust' Lexikon d. C. B. 15 S. 699 auch schon mit Recht behauptet wird. Wenn daher Sprengel (Beiträge zur Geschichte der Medicin S. IX u. 62) später die Ansicht verbreitet hat, dass er seine Abhandlung über den muthmasslichen Ursprung der Lustseuche aus dem südwestlichen Afrika nach Hensler's Ideen, die letzterer ihm schriftlich mitgetheilt, ausgearbeitet habe, und Hensler also derjenige sei, der ursprünglich diese Hypothese ausgesonnen, Sprengel sie nur verarbeitet habe, so nehmen wir an, da keine Ursache vorliegt, die Glaubwürdigkeit des letzteren anzugreifen, dass Hensler ursprünglich, als er die Geschichte der Syphilis schrieb, diese Ansicht gehabt hat, dass er durch fortwährendes gründliches Quellenstudium seine Ansicht bestärkt, und dass der Schlüssel zu seiner wahren und endgültigen Ansicht über Syphilis nicht in seinen ersten Werken, in denen er keine bestimmte Ansicht äussert, sondern in seinem letzten, nur wenigen Aerzten bekannten und zugänglichen, lateinisch geschriebenen Buche „De formica“ gesucht werden muss. Hierzu kommt, dass Sprengel seine Beiträge schon im Jahre 1796 veröffentlichte, während Hensler sein letztes Werk erst 1801 herausgab. Ganz deutlich sagt er aber dort: „Pianica lues certe vero sub variolae magnae nomine versus finem XV et initio XVI saeculi per Occidentem grassata est, ipsiusque fomitem dispersisse Maranos non equidem negaverim.“ Diese wichtige, Alles sagende Stelle ist wohl von den Meisten übersehen worden.

Ueberflüssig beinahe möchte es sein, Hensler gegen die Angriffe Girtanner's zu vertheidigen. Durch seine Schrift „über den westindischen Ursprung der Lustseuche“ hat H. diesen unzuverlässigen Auctor und blossen Nachbeter Astruc's glänzend in seine Schranken zurückgewiesen. Alle Anschuldigungen Girtanner's (Abhandlung über die venerische Krankheit S. 6) haben sich als falsch erwiesen, und die Geschichte selbst hat Hensler Recht gegeben, dass er weder Sanches zu viel getraut, noch gegen Astruc ungerecht gewesen ist.

Da Hensler der Gesammtheit seiner Zeit voraus war, so kann man begreifen, dass seine gelehrten historischen Untersuchungen, die eine ganze Revolution in der Lehre der Syphilis hätten hervorbringen müssen, lange nicht den Einfluss auf seine Zeitgenossen ausübten, den man von vornherein hätte erwarten können. Einen Hauptgrund erblicken wir ferner darin, dass er das von seinen Coätanen allgemein angenommene Princip, das pragmatische, dessen Tendenz vorzugsweise auf den praktischen Nutzen gerichtet war,

verwarf; ihm war es zunächst nur darum zu thun, der Wahrheit auf die Spur zu kommen; der praktische Nutzen musste sich denn von selbst ergeben. Wer alle Schriften genau durchliest, wird den Eindruck daraus empfangen, dass H. ohne vorgefasste Meinungen an seinen Gegenstand herantritt, dass es ihm nur darum zu thun war, glaubwürdige und sichere Thatsachen festzustellen. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir gestehen, dass alle neueren Forschungen über diesen Gegenstand uns nicht weiter gebracht haben. Wenn Fuchs in neuerer Zeit die Sache damit aufgeklärt zu haben glaubt, dass er die Syphilis zu der Familie der Thymiosen rechnete, die Pians aber auch darunter anbringt, so erhellt deutlich hieraus, dass es sich bei ihm nur um ein Wortspiel oder Bildung eines neuen Wortes handelt.

Die Wichtigkeit der historischen Forschungen Hensler's für die Pathologie und Therapie stellte sich erst nach 60 Jahren heraus, als man damit begann, nicht alle venerischen Uebel nach der Schablone mit Merkur zu behandeln, und in England Hunter, in Deutschland Fricke, Oppenheim und Andere den praktischen Beweis lieferten, dass eine Menge venerischer Krankheiten auch ohne Quecksilber geheilt werden könnten.

Das Werk über den „Aussatz" hat bis auf diesen Augenblick dieselbe Bedeutung für uns wie das vorige. Es ist auch gleichsam ein Fragment aus der Geschichte der unreinen Krankheiten, die H. zu schreiben sich vorgenommen hatte. In historischer, pathologischer und semiotischer Beziehung hat hier H. das Bedeutendeste geleistet. Die Aetiologie hat er nur beiläufig und daher nicht erschöpfend abgehandelt, da er sich dieselbe für sein grösseres Werk vorbehielt. Im grossen Ganzen muss das Hensler'sche Buch die Basis und das Schema bleiben, von wo alle weiteren Untersuchungen über den Aussatz ausgehen müssen. Einzelnheiten, die sich als falsch erweisen können und dürfen dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch thun. Mit Recht tadelte schon Sprengel die vom Verfasser gewählte Eintheilung des Aussatzes in vier Arten und bemerkt sehr richtig, dass der Gang der einzelnen Arten bisweilen und nicht selten völlig von der Form abweicht, die ihm der edle Verfasser gibt. Eben so bedauert er, dass Hensler der arabischen Sprache nicht mächtig gewesen ist, desshalb auf schlechte Uebersetzungen angewiesen war, die ihn zu einzelnen Incorrectheiten in den Namen verleiteten. Dies zugegeben, ist die Totalauffassung von Hensler doch eine musterhafte. Wenn er auch die anatomischen Veränderungen berücksichtigt, so bleibt ihm der klinische Standpunkt doch immer der massgebende, und macht er seine plastischen Schilderungen nach den hauptsächlichsten sinnlichen Erscheinungen am Lebenden, nicht nach dem Befunde an der Leiche.

Er rechnet alle die verschiedenen Aussatzformen und Varietäten zu einer Species, die durch den Aussatzstoff bedingt sind und die durch die verschiedenen Klimate, Ernährungsweise, Lebensmodus, Raçe, Individualität und Zeit ihre Modificationen empfangen. Stets legt er den grössten Nachdruck darauf, dass nach den verschiedenen Gegenden, der Luft und dem Boden auch die vom Menschen gebrauchten Nahrungsmittel sich richten, und da dies so allgemein ist, sagt er, dass man mit Wahrscheinlichkeit muthmassen müsse, dass vom knolligen Aussatz der Aussatzstoff der Vater, und das Klima mit seinen Folgen die Mutter und die Pflegerin sei.

Hätten die Pathologen der Neuzeit sich an H. gehalten, so wäre nicht die heillose Verwirrung eingerissen, die sich jetzt in allen Lehr- und Handbüchern der Pathologie und Therapie manifestirt. In dieser Beziehung müssen wir Wunderlich loben, der in seinem Handbuche den Aussatz ganz mit Stillschweigen übergeht. Derselbe ist aber nicht bloss dessha[l]

eine für uns so interessante Krankheit, weil er eine der ältesten ist, sondern weil er am evidentesten, und mehr als jedes andere Leiden zeigt, dass die Pathologie nicht allein durch die Sectionsbefunde ergründet werden kann, vielmehr alle Momente, vor allen die ätiologischen und historischen berücksichtigt werden müssen, dass aber der grösste Fehler begangen wird, wodurch sogar eine babylonische Verwirrung entsteht, wenn man, wie die neueren Pathologen gethan, die ätiologischen und pathologisch-anatomischen Factoren unter einer Kategorie abhandelt.

Diesem Zustande, wie er überhaupt daraus entstanden ist, dass man H. und seine Leistungen ignorirte, kann in Bezug auf den Aussatz nur dadurch abgeholfen werden, dass man wieder auf H. zurückgeht.

Wunderbarer Weise finden wir den sonst so verdienten Rosenbaum an der Spitze dieser Bilderstürmer. Hensler's (Schmidt's Encyklopädie) wird mit keiner Silbe gedacht. Rosenbaum beschreibt Lepra nach Willan. Diese Beschreibung hat mit der Lepra der Alten aber wohl kaum mehr als den Namen gemein. Es ist nach Blasius nichts Anderes als Herpes furfuraceus und squamosus. Rieke (ebendaselbst) geht schon so weit zu decretiren, dass zwischen der Elephantiasis Arabum und Graecorum schwerlich etwas Gemeinschaftliches sich auffinden lasse. Kunze trennt auch beide Formen von einander. (Lehrbuch der praktischen Medicin, zweiter Band S. 645). Er nennt Lepra ein chronisches, nicht contagiöses Allgemeinleiden; er nimmt an, dass aus den rothen Flecken sich die rundlichen Knoten entwickeln und unterscheidet die Lepra glabra, die, indem die Haut glatt bleibt, zur Lepra anaesthetica übergeht und die Lep. morphaea, die in Lep. mutilans ausläuft. Vererbung findet nach ihm nicht Statt. Doch nimmt er nach Bidenkamp eine Vererbung der Praedisposition an bis in das vierte Glied. Wie Verfasser die Vererbung läugnen und die Praedisposition, durch die erstere ja mitbedingt ist, zugeben kann, ist kaum einzusehen, und muss seine Ansicht als eine mikroskopische Auffassung betrachtet werden. Die Elephantiasis, nennt er, vom Aussatze sie gänzlich trennend, eine locale, auf chronisch entzündliche Weise zu Stande gekommene Bindegewebsvermehrung in der Haut, im Unterhautzellgewebe, in den Muskeln und im Periost, diffuse Fibrombildung. Am oberflächlichsten und absprechendsten verfährt Felix von Niemeyer. Er beschreibt nur die Elephantiasis Arabum, nennt sie eine diffuse Hypertrophie der Haut und des subcutanen Bindegewebes und sagt, dass sie mit Lepra nichts gemein habe. Etwas mehr als dieser negative Ausspruch ist aber von der Lepra in seinem Buche nicht ausgesagt. Weniger Oberflächlichkeit, dafür jedoch eine grössere Verwirrung zeigt Lebert, der diese Krankheit vom klinischen und histologischen Standpunkte zugleich betrachtet, vier verschiedene Formen annimmt und ganz im Gegensatz zu Virchow, in der Lepra Bindegewebsneubildungen auftreten lässt. Alle vier Classen fasst er unter die Gruppe Hauthypertrophie zusammen. Man kann es nicht läugnen, dass Virchow stets von dem Streben nach Wahrheit beseelt ist, aber sein einseitiger cellularpathologischer Standpunkt lässt ihn nicht immer das Richtige treffen. Obgleich Keiner der Neueren mehr als er mit Detailuntersuchungen des Aussatzes sich beschäftigt hat, so begeht er doch auch den Fehler, Lepra und Elephantiasis gänzlich von einander zu trennen und, weil er den histologischen und ätiologischen Standpunkt für identisch hält, sich in Widersprüche zu verwickeln. Auch er macht den Unterschied von erblicher Fortpflanzung der Krankheit und Prädisposition, obschon Bidenkamp, nach den von ihm aufgestellten Geschlechtsregistern von Aussatzfamilien, das Forterben bis in das vierte Glied erwiesen hat. Dieser Unter-

schied wird bloss desshalb gemacht, weil die Krankheit fast nie congenital vorkommt, sondern sich erst im Laufe der Jahre entwickelt. Auch die Contagiosität läugnet er. Virchow geht dann unter den ätiologischen Untersuchungen direct zur pathologischen Anatomie über (Virchow's Geschwülste Bd. II. S. 503). Die junge Gewebsmasse erweist sich überwiegend aus Zellen zusammengesetzt von verschiedener Gestalt nnd Grösse. Syphilis, Lupus und Aussatz rechnet Virchow zu den Granulationsgeschwülsten, wozu das Knochenmark in seinem jugendlichen Zustande das Paradigma abgibt. Sie schliessen sich freilich an die Bindegewebsgeschwülste an, unterscheiden sich aber dadurch, dass sie in ihrem entwickelten Zustande keine reife Bindesubstanz darstellen, dass sie überwiegend aus Elementen transitorischer Art bestehen, und dass der Zerfall, das Untergehen, das Erweichen und Ulceriren bei ihnen gleichsam der regelmässige und nothwendige Beschluss ihrer Existenz ist. Im Gegensatze zu Virchow lässt Carter die Kerne aus einem Exsudate hervorgehen; Ordonnez will fibröse und elastische Gebilde in den Knoten gefunden haben. Wie man sieht, ist die Verwirrung und der Widerspruch hier also sehr gross, wie überall, wo ein so trügliches Instrument als das Mikroskop das alleinige Richteramt zu üben ausersehen ist.

Mit seinen hier ausgesprochenen Ansichten geräth Virchow aber weiter unten in Widerspruch, wenn er S. 516 sagt: „allein eine besondere Neigung zur Ulceration hat der Lepraknoten nicht. In der Regel bedarf es besonders ungünstiger, äusserer Einwirkungen, um diesen Gang hervorzurufen. Leute, welche den Unbilden der Witterung, den Stürmen, dem Regen und dem Schnee viel ausgesetzt sind, bekommen allerdings in der Regel Geschwüre. Befinden sie sich dagegen unter günstigen hygienischen Bedingungen, z. B. in Spitälern, so zeigt sich oft gar keine Neigung zur Geschwürsbildung".

Was Virchow also oben als charakteristisch für Lepra ausgesagt hat, wird hier umgestossen oder eingeschränkt, was oben auf Rechnung des histologischen Baues kommt, wird hier äusseren Umständen zugeschrieben. Da das Mikroskop sein Leitstern ist, so rechnet Virchow die Elephantiasis zu den Zellgewebsgeschwülsten, Tumor fibrosus. Diese Proliferationsgewächse unterscheiden sich hauptsächlich dadurch, dass die Erzeugung neuen Gewebes bei ihnen nicht ein Ereigniss einer späteren Zeit ist, sondern dass sie von vornherein die Geschwulst bedingt, also auch das eigentliche Wesen derselben ausmacht. Es handelt sich hier um eine grosse Reihe formativer Vorgänge, welche unzweifelhaft alle einen activen, productiven, irritativen Charakter an sich tragen und welche von den einfachsten, entzündlichen Formen an bis zu den extremsten heterologen und malignen sich hinerstrecken. Von den drei Formen, der elephantistischen, knotigen und papillären, gehört nach ihm Elephantiasis zu der ersten. Doch gesteht er zu, dass sie regelmässig mit entzündlichen Vorgängen beginnt, welche den Charakter des Erysipelas an sich tragen, dass frühzeitig der Lymphgefässapparat betheiligt ist, dass aus den geschwollenen Theilen beim Einschneiden eine gelbliche Flüssigkeit sich ausscheidet. Es ist eine ähnliche Flüssigkeit, wie wir sie in der Lymphe kennen, die in Folge der irritativen Vorgänge in den Theilen selbst erzeugt wird und dadurch sich vermehrt, dass die Lymphgefässe nicht mehr leiten. Später bildet sich die fibröse Schwiele, welche die früheren Schriftsteller Specksubstanz nannten, die weiter nichts ist als ein sklerotisches Bindegewebe.

Während Virchow also an einer Stelle die Elephantiasis vom Aussatze dadurch unterscheidet, dass bei letzterem alle grösseren Anschwellungen in ulceröse Processe überzugehen pflegen, während die Elephantia-

sis ein nicht ulceröser Process ist, lässt er später Ausnahmen zu. Das wichtigste Kriterium setzt er aber darin, dass die Elephantiasis ein localer Process ist, während der Aussatz stets als Constitutionskrankheit erscheint. Wenn hieraus sich ergibt, dass wir im Wesentlichen in der Erkenntniss selbst der anatomischen Veränderungen, die das Aussatzgift im menschlichen Körper hervorbringt, seit Hensler, keine Fortschritte gemacht haben, da die Mikroskopiker in Bezug auf die Cardinalfrage: ob Zellen- oder Bindegewebswucherung? sich widersprechen, eine Einigung bis jetzt nicht hat herbeigeführt werden können, so gilt dasselbe von den Abarten des Aussatzes. Hier wollen wir nur an die von Hensler citirte Radesyge erinnern. Diese in Norwegen endemisch herrschende Aussatzform wurde zuerst von Arbo beschrieben. Hensler verfasste zu der Uebersetzung dieses Buches eine Vorrede. Aus dieser wie aus dem Vorworte Mangor's und Pfefferkorn's zu den, denselben Gegenstand behandelnden Untersuchungen, sowie aus S. 94 und 236 seines Buches über den Aussatz geht hervor, dass Hensler den Aussatz und die Radesyge für identisch hielt. Trotzdem hat in neuester Zeit Boek letztere für Syphilis erklärt, und Hebra hält einige Formen für Syphilis, andere für Lupus.

Wer sich nun wundern sollte, dass Hensler die Ditmarsche Krankheit nicht in den Kreis seiner Untersuchungen mit hineingezogen hat, den wollen wir daran erinnern, dass diese Krankheit im Jahre 1801, zum ersten Male dort sich zeigte, also 11 Jahre nach dem Erscheinen des Hensler'schen Buches, und dass der früheste Bericht über diese Krankheit vom Physikus Dr. Koch an die Regierung im Jahre 1805, also im Todesjahre Hensler's erstattet wurde. Da sowohl der erste Berichterstatter über diese Krankheit, der dänische Archiater Brandis, der Herausgeber des letzten Bandes der Haller'schen Bibliothek, als auch der spätere Monographist Struve sie für identisch mit Radesyge erklären, so unterliegt es keinem Zweifel, dass auch Hensler, wenn er länger gelebt hätte, dieser Anschauung sich angeschlossen und sie also ebenfalls für eine Aussatzform erklärt haben würde.

Haben wir jetzt gesehen, von welchen Principien und welcher Methode Hensler sich leiten liess, so brauchen wir wohl über seine Maximen keine Worte zu verlieren.

H. kannte kein anderes Streben als die Wahrheit zu ergründen. Gross steht er da für alle Zeiten durch seine historische Aufrichtigkeit, Genauigkeit und Treue. Die Geschichte ist über die, von Girtanner ihm beigebrachten, Wespenstiche, etwa wie über die Götze'schen gegen Lessing, zur Tagesordnung hinweggegangen. H.'s Aufrichtigkeit und unbestechliche Liebe zur Wahrheit ist so gross, dass er nichts verschweigt, was zum Nachtheil seiner Ansicht angeführt werden kann, ja, dass er es sogar selbst ins rechte Licht bringt.

Sein historisches Glaubensbekenntniss hat er in folgenden Worten ausgesprochen (Vorrede zur Geschichte der Syphilis): „Mir selbst legte ich das Gesetz auf, Niemandem auf sein Wort zu glauben; nur aus Urschriften zu lernen; jede Stelle mit eigenen Augen anzusehen; sie in ihrem Zusammenhange zu lesen; die einfältige Wahrnehmung aus dem Wuste der Hypothesen auszuheben; und nur das, was ich aus der Quelle selbst herleiten konnte, und was die Wahrnehmung klärlich besagte, allein für richtig zu halten; unbekümmert, wie es zu jeder beliebten Theorie passen, und wie das geweihte Ansehen irgend eines Mannes dabei stehen oder fallen möchte. Warum soll man auch grosse Männer unfehlbar achten? Warum sie nicht ehren können, und doch ihrer Meinung nicht sein dürfen? Das sehe ich nicht. Indessen habe ich selten Jemanden genannt, von dessen Meinung

ich abweiche, weil ich durchaus nicht polemisiren wollte, obgleich wohl wenige Seiten sein mögen, wo nicht Eins oder das Andere berichtigt ist". Wenn Lucian die goldenen Worte sprach: „Ich verlange von einem Geschichtschreiber, dass er ohne Menschenfurcht, unbestechlich, edel, ein Freund der Freiheit und Wahrheit und freimüthig genug sei, um, wie der Comiker Aristophanes sagt, eine Feige eine Feige und einen Kahn einen Kahn zu nennen; er sage nichts aus Freundschaft, nichts aus Hass und verschweige nichts aus Mitleid, Scham, noch Ehrerbietung: er sei gegen Alle ein gleichbilliger und gleichwohlwollender Richter und gebe Keinem mehr als ihm gebührt: er sei in seinen Schriften ohne Vaterland, ohne Fürsten, keiner Nation zugethan und lebe bloss unter seinen eignen Gesetzen. Er sage uns, was geschehen ist, ohne in Anschlag zu bringen, was Dieser oder Jener von der Sache denken werde. Ueberhaupt vergiss nie, denn ich kann dies nicht zu oft wiederholen, dass du nicht schreibst, um von den Menschen deiner Zeit gelobt und geehrt zu werden, sondern habe beständig die ganze Nachwelt vor Augen. Arbeite für die, welche nach dir kommen werden und verlange keine andere Belohnung für dein Werk, als dass man dereinst von dir sage: das war ein Mann von freier Seele, der den Muth hatte zu schreiben, wie er dachte, ein Mann, der nie schmeichelte, sondern der Wahrheit immer treu blieb. Diese Belohnung wird jeder gut denkende Mann weit über alle die Vortheile setzen, die er von seiner Mitwelt hoffen konnte und die von so kurzer Dauer sind", so wird Keiner anstehen, zu behaupten, dass unter allen Historikern Hensler diese Regeln gleichsam in succum et sanguinem vertirt habe, und alle seine historischen Schriften ein ewig nachahmungswerthes Paradigma davon vorstellen.

Dass Hensler ebenso gross dasteht als Geschichtsforscher, wie Geschichtschreiber, dafür wird man uns den näheren Beweis, der schon in unseren Auseinandersetzungen implicite enthalten ist, erlassen.

Was die Form seines Vortrages anbetrifft, so ist dieselbe ihm ganz allein eigen. Was Hensler von Erasmus, „diesem Lieblinge der Musen — doch dies ist zu wenig, dem Manne von den grössten und brauchbarsten Kenntnissen, vom reinsten, hellsten Verstande aussagte, dass er Alles in reiner und seiner Sprache ausdrückte", dieses Lob verdient er in jeder Beziehung selbst. Wenn man einen medicinischen Schriftsteller der Neuzeit gelesen hat und greift unmittelbar darauf zu einer Hensler'schen Schrift, so heimelt es Einem an, als wenn man plötzlich aus einer öden Wüste in eine blühende und lachende Oase versetzt würde.

Wie ernst und tief aber Hensler über seinen Beruf als Historiker nachgedacht, welch hohen Werth er der Geschichte der Medicin beilegte, das geht am besten aus folgendem Aperçu hervor (Geschichte der Lustseuche, S. 199):

„Bei dieser Gelegenheit kann ich es nicht lassen, ein Wort über die Geschichte der Medicin zu sagen, die man eine Weile für nichts als trockne Literatur hält und kaum das einmal, für kahle Kenntniss aller Schriften, in denen man nichts antrifft, als unfruchtbaren Hypothesenkram und thörigte Meinungen der Vorzeit; also wüste, für unser praktisches Jahrhundert, unnütze Gelehrsamkeit. Darüber ist denn auch keine Art menschlichen Wissens in seiner wahren Geschichte so sehr zurück als die Geschichte der Medicin. Seit Freind's Zeiten ist ausser dem Wenigen, was von Haller in allgemeinen Einleitungen sagt, in diesem Fache schier nichts geleistet worden. Und es wäre doch viel, wenn unter den Römern und Griechen, die in allen Arten der Kenntnisse und Kunst und Weisheit solche Vorschritte gethan, so viel Eigenthümliches in den Grundsätzen und im Gange des Denkens haben, die ihren freien sich selbst gelassenen Geist so wenig

durch übereingekommene Grundsätze und Worte binden lassen, so dass der grosse Vortheil der Lesung der Alten in der freien, festen, eignen Geistesbildung besteht, ein Punkt, den man nicht genug beachtet, wenn man uns die Alten ausgehoben, zerstückelt und verzeichnet liefert — ich sage, es wäre viel, wenn in den Händen der Griechen und Römer alle anderen Kenntnisse so sehr und so eigenthümlich wären bearbeitet worden, dass in jeder Art derselben die Leibnitze und Forscher jeder Zeit nicht reiche Nahrung oder neue Ideen hätten auflesen oder sich daraus erarbeiten können: und die Arznei allein wäre leer ausgegangen, hätte seit dem Hippokrates, den man mehr lobpreist als liest, mehr vergöttert als wahrhaft würdigt, keine Köpfe gefunden, die mit geübtem Sinn uns richtige Wahrnehmungen oder durch Scharfsinn uns feine Beobachtungen und aus beiden neue Ideen verleihen könnten. Die Araber selbst möchte ich nicht ganz ausschliessen, und wenn gleich die Nachfolger derselben nach dem durch die kirchliche Denkart ganz conventionell gewordenen Geiste der Zeit nicht viel mehr wussten und sahen, als was sie zu wissen und zu sehen belehrt und gleichsam ermächtigt wurden: so blickt doch zwischen durch oft eigner Sinn und reiner Geist hervor und entschuldigt für den Ekel, der endlich den geduldigsten Forscher ergreift. Ein Paar Anmerkungen kann ich hier nicht vorbeilassen. Eine, dass man die Geschichte der Medicin nicht nach ihren grossen Epochen abgeschieden studirt, und was eigentlich Mass von Kenntniss, herrschende Meinung und Geist der Kunst in jener Periode gewesen, nicht genugsam absetzt. Die Alten haben gesagt, geglaubt, gewähnt — wer? wann? in welchem Zusammenhange? nichts von allem dem. Die Brocken der Alten stehen da oder liegen da, in Paläologien an einander gereiht, und sind Bruchstücke von Meinungen oder Erfahrungen von Männern, die tausend und mehr Jahre von einander gelebt, Einer anders als der Andere wähnte, glaubte, dachte als sein Vorgänger oder Nachfolger, zusammengehängt und zusammengeflickt. Welcher Arzt von reinem Menschenverstande lernt da den einen oder anderen Mann kennen, dessen Sätze verstehen, wer ihn gerecht beurtheilen? Wer kann den Anblick von so einem bunten Rocke ertragen, wenn auch jeder Fetzen daran von gutem Tuche war? Die zweite: Wir studiren die Geschichte der Medicin nie genug in Verbindung mit der Geschichte der Philosophie, und die gehen Hand in Hand und klären sich wechselweise auf. Immer hat der Medicus aus der Philosophie Theorien geborgt — Hippokrates selbst nennt die Philosophen seiner Zeiten — und immer haben die Philosophen durch die Kenntnisse der Aerzte, wahre und falsche, sich genährt. Plato kann ohne sie gar nicht begriffen werden. Und dann noch dies. Wir übersetzen, wir commentiren noch wohl die Alten, aber wem sind sie deutlich dadurch worden? Stösst man nicht alle Augenblicke an, weiss nicht, ob man recht ist, was der Alte haben will, wie er immer darauf kommt. Das kommt daher. Es ist nicht Allen gegeben, sich vorher von Sich selbst zu entledigen, wenn man einen Anderen recht verstehen, ganz in ihn eindringen und ihn ganz, wie er war, darstellig machen will. Man muss erst desselben Zeit und Vorzeit und den Geist derselben inne haben und dann erst zu seinem Auctor sich nahen, der in der Zeit lebte, die man nun kennt und dann den Alten erst ganz kennen, den Geist desselben auffassen, ihn aus seiner Zeit und so aus ihm selbst erklären und nun erst, voll von ihm und durchdrungen von ihm, den Sinn seiner Sätze suchen und den eignen Ausdruck dazu aus der Seele schöpfen, in der nur er lebt und webt. Nur dann wird man sehen, wie so gar anders der Mann dachte, als man ihn denken liess, und man wird wieder den Menschenverstand spüren, den man so ganz vermisste, und der doch das Erbtheil aller Menschen und aller

Zeiten ist. Man mag es mir glauben ich sage treulich, was ich mehrmals mir selbst abgemerkt habe — ich habe heurige Bände voll Hypothesen gelesen, da bei allen Versuchen, die sie enthielten, der schlichte Verstand mir doch zusagte, hier ist doch Irrthum oder Trugschluss, und die Zeit wird's entdecken; und zum Theil hab ich's schon erlebt. Dann habe ich Bände voll Wahrnehmungen gelesen, das gepriesene Studium unserer Zeiten und habe so magere, so wenig treffende Bezeichnung gefunden, zwischen Ursache und Folgen, zwischen Uebel und Mittel so wenig genauen und richtigen Zusammenhang, so wenig treue angemessene sichere Beobachtung, dass ich am Ende dicker Bände meinen Geist um nichts belehrt, meine Kenntniss um nichts mehr vergewissert und mich über das Ganze schwankender als vorhin bemerkte. Da bin ich oft zum alten verworfenen Arabisten gekommen, habe Thorheit gefunden und zu den Irrsalen, worin der menschliche Geist sich herumkräuselt, gelächelt: aber oft kam mir der vor wie ein ehrlicher Bauersmann, der mit seinem Harnglase sich darstellt und dabei treuherzig sein Gefühl und seine Dorfmeinung und seine eigne Grille dazu erzählt, und aus dem ich doch mehr Wahres und Sicheres am Ende herauslockte als aus meinem dicken Bande, in dem man von Anfang bis zu Ende die Hypothese schon mit wahrnahm, wenn sie gleich erst am Ende an den Mann gebracht wird. So geht es Einem bei den Alten, selbst bei dem weniger achtbaren Theile oft. Man denke nicht, dass ich nur das Alte achte und das Neue verschmähe. Ich freue mich, in der Zeit zu leben, in der ich lebe und bin wahrhaftig dankbar für das viele Licht, das sie zu sehen und zu forschen gewährt. Auch ehre ich die Liebe zu Erfahrungen, die mein Jahrhundert belebt und bescheide mich, dass Hypothesen eine der Brücken sind, über die wir zur Wahrheit hinüber gelangen. Aber ich bitte nur meine Zeitgenossen, nicht bloss das Neue zu achten und das Alte nicht ganz zu verschmähen, ihre Musse nicht ganz an Journale, nicht bloss an unsere Zeitschriften zu verwenden, sondern auch den guten Alten von Zeiten zuzuhören, aber sie dann auch ganz und in dem Geist ihrer Zeit sich zureden zu lassen. Ich bitte nur zu glauben, dass Geschichte, wahre Geschichte auch in der Medicin ist, das ist, was sie allerwegen ist, Licht der Wahrheit und Lehrerin des Lebens. Der Verstand ist zu allen Zeiten derselbe gewesen, ist zu allen Zeiten auf gleiche Abwege gerathen, bis er sich durch Dornen und Disteln wieder in den rechten Weg hinein arbeitete, den er doch den folgenden Tag wieder verlässt und sich wieder verirrt und wieder in den Weg kommt und bis heute noch so fortwallt und bis an das Ende der Tage noch so fortwallen wird, obgleich er doch wirklich von Zeit zu Zeit weiter gelangt ist. Das macht so behutsam, so tragend, so warnend. Aber auch viel ist zu lernen, viel Bemerkung zu machen, der Ursprung vieler Sätze aufzufinden, viel auch in der Weise zu beforschen, da die Alten, das ist nicht zu läugnen, bei wenigern und unsicheren Kenntnissen, doch viel Sinn und viel Denkkraft besassen und beide in einem hohen Grade geschärft hatten. Wenn ich noch ein Leben zu leben hätte, wie ich es nicht lange mehr habe, es sollte meine ganze Musse beschäftigen, dass ich mir alle Vorkenntnisse erwürbe, um einen oder den anderen Zeitraum unserer Geschichte ins Licht zu setzen, und ich wünschte, dass unter meinen Zeitgenossen der jüngere Theil sich die Freude machte, unserer Kunst auch dadurch verdienstlich zu werden".

Dass ein solcher Historiker einen Einfluss ausüben musste, der sich weit über die von ihm behandelten Gegenstände hinauserstreckte, ist selbstredend. So behutsam Hensler in seinem Urtheile war, so gern er sich der Unschuld annimmt, so wenig lässt er sich durch Auctoritäten blenden, wenn er einsieht, dass sie im Irrthume sind. Für das Mittelalter stand zu

seiner Zeit Freind's Ansehen als Historiker unerschüttert da. An Haller hatte sich Niemand gewagt. Beiden wies Hensler Incorrectheiten nach.

In Bezug auf Syphilis gerirte Astruc sich wie ein zweiter Galen. H. stürzte ersteren von seinem usurpirten Thron und bewies durch eine Menge Belege, dass er sehr oft unrichtig gelesen und das Gelesene falsch interpretirt habe. Ein grosses Verdienst erwarb sich H. bei seinen Untersuchungen über die Syphilis und den Aussatz um die Nomenclatur der Hautkrankheiten. In die Myriaden von Namen bei den verschiedenen Schriftstellern brachte er Ordnung und System und fand passende deutsche Wörter.

Auch als Ehrenretter des bis dahin als barbarisch verschrieenen Mittelalters trat er auf und zeigte zuerst, dass die Abendländer in der sinnlichen Auffassung der Krankheitssymptome den Griechen und Römern nicht bloss nicht nachstanden, sondern sogar sie oft übertrafen. Dass das Mittelalter nicht so dumm wäre, zeigte er an der Behandlung des Aussatzes.

Nebenbei verbreitete er viel Licht über die Schriftsteller des 15. Jahrhunderts, die über Syphilis nicht speciell geschrieben hatten, er machte zuerst auf die grosse Bedeutung Lange's und Benedetti's aufmerksam und nahm sich des Paracelsus an, der bis auf ihn von allen Seiten als ein blosser Betrüger und Charlatan aufgefasst war.

Uebereinstimmend ist daher das Urtheil aller Coätanen über die Bedeutung Hensler's als Historiker, und nur ein so verworrener, dem Pietismus und Köhlerglauben verfallener Kopf, wie Rudolf Wagner konnte über den „Aussatz“ und die „Geschichte der Lustseuche“ das Urtheil fällen, „dass sie verwirrend seien und die schwierige Aufgabe nicht lösten“. (Grundriss der Encyklopädie und der Methodologie S. 9.) Es folgt jetzt eine Analyse der vier historischen Schriften Hensler's.

Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts in Europa ausbrach. Altona 1783.

Erster Band.

„Es sind viele Seuchen für das Menschengeschlecht um Vieles verwüstender und mörderlicher gewesen als die Lustseuche, die zu Ende des XV. Jahrhunderts ausbrach, aber keine von jeher und ohne Ausnahme, keine bösartige Seuche, keine Pest, kein schwarzer Tod hat einen so fürchterlichen Eindruck gemacht, keine hat solches Grausen in den Gemüthern der Nachwelt hinterlassen. Die Aerzte und Wundärzte waren der Zeit das nicht, was sie durch wahre Naturkunde, durch genaue Kenntniss des Körpers, durch treue Wahrnehmung und durch erwecktes Denken in den folgenden Zeiten geworden sind. Sie waren zwar die albernen, stockdummen Männer nicht, zu denen man sie so gerne macht, um sich auf ihre Kosten zu belustigen, aber sie waren doch willkührlicher falscher Theorien voll, waren auf Glaubensbücher ihrer Kunst, auf Vorschriften von kanonischem Ansehen, auf Worte des Meisters, selbst durch Civilgesetze verpflichtet. Sie litten an ihren Jahrhunderten, und diese waren Jahrhunderte blinden Glaubens und Gehorsams, die eignes Denken niederhielten. — Es erschien die Lustseuche, breitete sich über ganz Europa aus, plagte besonders die Leitmänner der Zeit selbst, die Geistlichen hohes und niederen Standes. Die kanonischen Regeln, ihr Ebn Sina, ihr Pandectarius, ihre Psalmen und Capiteln — so kirchlich war man selbst in unserer Kunst — verliessen die Aerzte. Die Verlegenheit und die Angst derselben war so gross, als das Elend und der Jammer der Kranken. Höchst traurig war es, aber es hatte glückliche Folgen. Die Noth trieb an, um sich herzusehen, zu forschen und zu sinnen. Weil man bei den Vorwesern in der Kunst nichts fand, so suchte man andere Auskunft, forschte in den Alten, deren Studium eben zu blühen anfing. Dadurch bekam die an Mitteln reichere Empirie einerseits und das geläuterte Denken andererseits jedes seinen Sachwalter und Verfechter, die heftig und lange

kämpften bis man des Strausses müde, in einer den Stoff für die Kunst und im andern die weise Anwendung des Stoffs gewahr ward und beide freundlich vereinigte. Es ist gewiss, dass auf den Weg der Wahrheit die Menschen fast allein durch Noth und Bedürfniss kräftig genug hingeleitet werden. Geldplackereien und ärgerliches Leben der Geistlichen erweckten in der Religion; und die scheusslichen Folgen der zügellosen Unzucht trieben in der Medicin zur Reformation. So sagt schon Haller, dass die Lustseuche durch den Hindrang zur Wahrnehmung die Umschmelzung unserer Kunst veranlasst habe. Und bei der Erziehung des Menschengeschlechts ist es ja im Plane der Weisheit so angelegt, dass wir viel des Guten erst aus dem Uebel, und das dazu noch mit Mühe und Ringen uns erwinden müssen. Diese Seuche nun ist es, die ich zu beschreiben unternommen habe, weil sie mir in sich und in ihren Folgen wichtig genug däuchte, genauer beforscht und in ein helleres Licht gesetzt zu werden, als in dem sie bisher erschienen ist. Es war, wie Vielen, also auch mir, nicht recht wahrscheinlich, dass Unmass in der Wollust nicht ebenso gut als jedes andere Unmass seine Folgen sollte gehabt haben, dass die westindischen Inseln erst hätten entdeckt werden sollen, damit Unzucht zu ihrer Strafe gelange. So dachte ich, als mir des Ribeiro Sanches Schriften in die Hände kamen. Da fiel mir ein, es würden in den ersten Schriften von der Lustseuche auch wohl historische Umstände sich finden. Daher las ich die grosse Sammlung des Luisinus. Dies Nachforschen bei der Vorzeit aber führte mich weit, fast zu weit. Es ist immer ein Faden, durch den jede Art von Wissen zusammenhängt, und weil ich anfänglich bloss zu meiner eignen Belehrung las: so verstattete ich mir bis dahin freien Lauf, wohin jeder Faden mich leitete, kam von einem Arabisten zum andern, zum späteren Griechen und Römer und so nach und nach immer höher. Genug, das Nachforschen dauerte lange, belohnte sich aber sehr. Die Auctoren von der Lustseuche wurden mir durch die Vorgänger nicht nur verständigt, sondern ich fand auch so manche wichtige Nachricht von unreinen Uebeln, die meine Begriffe von der damaligen und jetzigen Lustseuche aufklärte, so manche Wahrnehmungen, die mir die vielartige Aeusserung des unreinen Stoffes sichtbar und begreiflich machten, so manche Beobachtung, durch die dieser Schwall von Uebeln mit der allgemeinen Pathologie zu einer näheren Verbindung gelangte, als sie wirklich noch nicht genug haben.

Erstes Buch.

Nachrichten von gleichzeitigen Schriften über die Lustseuche.

Die meisten finden sich in den Schriften des Luisinus. Von den ersten spanischen, britischen und nordischen habe ich keine benützen können. Astruc hat viel gelesen. Das ist sicher. Aber auch genau? Es ist mir leid, zu sagen, dass er Vieles übersehen, Vieles missverstanden hat. Man merkt es sehr. Er hat beim Lesen immer einige Lieblingspunkte, die er durchzusetzen angewandt ist. Die Krankheit sei neu; seine Nation verdiente es nicht, dass man eine hässliche Seuche ihr zur Last lege, die Seuche stamme aus den Antillischen Inseln. Aber er ging doch zuerst den rechten Weg, forschte und sammelte und verdient unsere Dankbarkeit.

Schriften vor dem Leonicenus, die Astrologen und Andere vor Ende des Jahres 1493.

John Müller von Königsberg und Paul Almann, zwei berühmte Astrologen, sollen aus der Conjunction der Planeten die Seuche vorausgesagt haben. Wir werden in der Folge sehen, dass das Ende des XV. Jahrhunderts allerwegen seuchenartig gewesen ist, und auch die Lustseuche sehr wahrscheinlich früher ihren Anfang genommen habe als man bisher sich hat bereden lassen. Der älteste Schriftsteller ist Konrad Schellig. Er arabisirt, wie alle seines Zeitalters. Er rechnet die Krankheit bestimmt zur Formica, einem bei den Alten häufig vorkommenden, den neueren Aerzten aber ganz unbekannt gewordenen Hautausschlage. Er beschreibt sie genau, und den Anfang davon wie ein Hirsekorn, gesteht aber, es gesellen sich andere Arten Ausschläge dazu und bald verwandle sie sich in fressende und hartnäckige Geschwüre. Für den Hautausschlag erklärt er geradezu die Lustseuche, als ob es keinen Zweifel gestatte. Seine Hypothesen muss man freilich ihm übersehen, aber das sollte man in allen Zeiten. Ich schliesse selbst unser Jahrhundert nicht aus. Man soll einem Jeden seine Theorie gönnen und bloss die Sache, bloss die Beobachtung, von der

Theorie entkleidet, erwägen. So würde man die Alten weniger verspotten und sie besser nützen. Er wusste schon, dass die Ansteckung fein und leicht ergreifend sei. Nicht nur Luft und Hauch und Aufenthalt in derselben Wohnung, sondern auch Kleidungsstücke, die Behaftete an sich gehabt hatten, steckten an und selbst vor den Schwitz- und warmen Bädern, die vorhin in Deutschland so gänge waren, warnt er. Und da begriff man, wie das sonst so allgemeine Baden in Abnahme gekommen ist und es noch ist. Ueberhaupt nicht ein Wort, dass Schellig das Uebel für ganz neu oder ihm unbekannt genommen. Offenbar das Gegentheil. Bloss als eine einreissende Seuche sieht er das Uebel an. Wimpheling, der als Geschichtschreiber und Humanist bekannt ist, hat eine Vorrede zu Schellig's Buche geschrieben. Unter den Ursachen nennt er noch besonders den einreissenden Ehebruch. Auch er hält die Krankheit nicht für neu, sondern glaubt, sie sei um diese Zeit epidemisch geworden.

Salicetus oder Widmann erzählt, dass die Pustulae formicales, die er wie die Masern und Pocken zu den Morbi epidemiales zählt von 1457 — 1500 geherrscht haben. Astruc sagt ihm geradezu vor den Kopf, er irre gröblich, weil er die Krankheit früher gesehen haben wolle als Astruc es gern zugibt.

Marcellus Cumanus beschreibt die Krankheit 1495. Er sah häufig „Chancres der Ruthe".

Sebastian Brant, 1496, Verfasser des Narrenschiffs, hat ein Gedicht über die Syphilis veröffentlicht. Es ist 1496 herausgekommen. Er sagt, Einigen sei die Krankheit als eine Art Ausschlag und Anderen als epidemische Krankheit erschienen. Er glaubt dem allgemeinen Gerüchte, die Franzosen hätten das Uebel nach Italien gebracht, und von da hätte es sich nach Deutschland und die Donau hinab verbreitet.

Joseph Grünbeck, 1496, nicht wichtig.

Johann Widmann, 1497; war 300 Jahre unbekannt; sein Buch wichtiger als die meisten, die in Luisinus stehen. Auch er hält die Krankheit nicht für neu. Das Neue setzt er nur in die Epidemie. Unter den Aerzten ist er der erste, der das Quecksilber öffentlich gegen die Lustseuche empfohlen hat.

Konradinus Gilinus, 1497, bemerkt, dass diese Krankheit von den Lehrern der Kunst nicht übersehen, sondern unter die behörigen Rubriken eingetragen worden.

Schriften vom Leonicenus bis auf den Almenar.

Mit wahrer Achtung nenne ich den Leonicenus, 1497, den man immer für einen der Reformatoren unserer Kunst gehalten hat, der, wenn ich nicht irre, aber noch nicht genug geschätzt ist. Er lebte 96 Jahre. Des Hippokrates Ansehen stellte er zuerst wieder her und liebte ihn über Alles; nach demselben den Paulus und nächst dem den Rhazes. Er schreibt: „Die Alten haben geglaubt, es werde Italien von neuen Krankheiten heimgesucht. Etwas Aehnliches ist in unseren Zeiten geschehen. Eine Seuche ungewöhnlicher Art hat sich über Italien und viele andere Länder verbreitet. Es sind Ausschläge, die an geheimen Theilen zuerst sich zeigen und bald den ganzen Körper und das Gesicht behaften. Man nennt sie im gemeinen Leben die Franzosen. Ueber die Ungewissheit der Namen und der Sache selbst, sind Viele auf die Muthmassung gefallen, die Sache sei neu, von den Alten nie gesehen und von keinem griechischen oder arabischen Arzte berührt worden. Ich, sowie ich denen nicht beistimme, die der Seuche Namen geben, die ihrer Natur nicht angemessen sind; so bin ich, wenn ich bedenke, dass die Menschen dieselbe Natur haben, unter denselben Himmelsstriche geboren und unter denselben Gestirnläuften aufgewachsen sind, zu glauben genöthigt, dass sie auch von jeher denselben Krankheiten seien unterworfen gewesen, und es will mir nicht in den Sinn, dass diese plötzlich entstandene Seuche unser Zeitalter so behaftet habe als keins der vorigen". Also der Reformator der ärztlichen Kunst hält sie auch nicht für neu, was Astruc auch sagen mag. Er zeigt Schritt für Schritt, sie sei keine Elephantiasis, kein Aussatz, nicht die Lichenes und Mentagra des Plinius, er hält sie für eine faulige Epidemie, so dass man sich des Argwohns nicht erwehren kann, es habe sich etwas Epidemisches mit eingeschlichen.

Casp. Torella, 1497. Leibarzt des Papstes Alexander VI. gab sein Werk „Pudendagra" bald nach dem Leonicenus heraus. In Auvergne 1493 ist die Krankheit zuerst ausgebrochen, aber den Alten ist sie bekannt gewesen.

Barth. Montagnana, 1497, hält die Krankheit für eine neue Epidemie, durch eine geheime Constitution der Luft bewirkt. Unseren medicinischen Vorfahren ist sie unbekannt und unbenannt geblieben, nicht als ob sie nicht vorher gewesen, sondern weil die Constellation nicht zugetroffen.

Nat. Montetesauro, 1497, arabisirend gegen den Leonicenus, so wenig ehrerbietig, als wenn er in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausstudirt hätte.

Diesem antwortet ein Schüler des Leonicenus Ant. Scanarolus 1497.

Sebast. Aquilanus, 1498, unbedeutend.

Marinus Brocardus, 1498, ist einer von den Wenigen, welche die Krankheit für neu halten.

Martin Pollich, 1498, Johann Manardus, Simon Pistoris, Petrus Trapolinus, wechselten eine Menge von unfruchtbaren Streitschriften.

Barthold Steber, 1497, sagt nicht, wofür er die Krankheit hält, ist aber dem Quecksilber abhold.

Anton Benevini, 1498, ist der erste gute, seit verschiedenen Beobachtern, so dass er einer der Reformatoren der Kunst wurde. Auch Johann Lange nennt ihn mit Verehrung. Er bezeichnet die Krankheit als neu, glaubt sie jedoch schon beim Celsus und Plinius zu finden.

Peter Pinctor, 1500, bestätigt die grosse Gewalt der Ansteckung, war Leibarzt Alexander VI., er erzählt von der Krankheit des Peter Borgia, eines Neffen des Papstes und von ihm selbst, der die Lustseuche ein Paar Mal gehabt. Desshalb weil er so frei über die Krankheit hoher Würdenträger sich äussert, ist sein Buch so unbekannt geblieben.

Caspar Torella gab 1500 noch ein neues Buch heraus. Er schliesst mit Verwahrungsmitteln vor der Ansteckung.

Johann Almenar, 1502. Er hält die Krankheit nicht für vielfach, sie ist nur eine und dieselbe. Er verbindet Denken und Erfahrung. Astruc erkannte nicht seinen Werth. Almenar hatte nicht den Hock und Benedictus abgeschrieben, sondern sie ihn, weil sein Buch eher erschien.

Werke gleichzeitiger Schriftsteller nach Milderung der Seuche.

Wendelin Hock, 1502. Compilator.

Joh. Grünbeck, 1503. Der schon einmal Erwähnte liess eine Schrift von der „Mentulagra" drucken, war Secretär bei Kaiser Max, sein Buch ebenso wichtig als das von Hutten.

Jacob Cataneus, 1504. Der Sitz des Uebels in den geheimen Theilen ist ihm das Wichtigste. Man kann nicht deutlicher die Ansteckung beschreiben als er. Er nimmt ein Gift eigner Art an, dessen die Natur sich durch Ausschläge entledigt. Das Gift kommt dem Körper aber von Aussen her. Niemand hat vor ihm so methodisch über die Cur gehandelt. Er empfiehlt die Einreibungen mit Quecksilber und ist der Erste, der des Räucherns mit Zinnober gedenkt.

Joh. Vochs, 1507, ein scharfer Sittenrichter seiner Zeit; von der Lustseuche kann man aber wenig in seinem Buche lernen.

Lorenz Friese verwirft gänzlich das Quecksilber.

Petrus Meynardus, Astrolog 1518.

Angelus Bologninus, 1507, theoretisirt.

Johann Benedictus, etwa 1508. Er empfiehlt Quecksilber und Aepfelsyrup.

Alexander Benedetti, 1493—1511. Sein Hauptwerk ist von den Krankheiten „de omnibus a vertice ad plantam morbis", ein System der medicinischen Wissenschaft, soweit diese zu Anfang des 16. Jahrhunderts reicht. Er hat den ganzen Zeitraum, in dem die Lustseuche entstanden, gestiegen und gesunken ist, durchlebt; sie wird durch ein Gift eigner Art verursacht, das sich in den Zeugungsfeuchtigkeiten entspinnt. Er hält die Krankheit für ganz neu. Seine Meinungen wurden nachher die Meinungen der Folgezeit. Zur Reformation des 16. Jahrhunderts hat nachher Niemand mehr beigetragen als er. Er denkt in Vielem wie Sydenham.

Georg Vella, 1508, ein reiner Arabist, wahrscheinlich aber noch früher als in dem angegebenen Jahre, kein Raisonneur; keinem Schriftsteller der Zeit lässt sich so gut zuhören, und doch krankte er auf allen Seiten an den Vorurtheilen seines Jahrhunderts.

Johann de Vigo, 1513, ein Sammler in der Chirurgie; sein Werk ein System der Chirurgie, wie sie sich zu Ende des 15. Jahrhunderts gestaltet.

Nikolaus Poll, 1517, pries zuerst das Guajac in Deutschland an, ihm folgt Leonhard Schmaus 1518 – Ulrich von Hutten 1519. Letzterer rechnet mehrere Uebel auf, unter diesen aber auch den Aussatz, der mit der Lustseuche verwandt ist, einerlei Ursache mit derselben hat und in den man leicht aus dieser übergeht. Er schreibt umständlich vom Guajac, das man in Amerika dagegen gebraucht, wo die Lustseuche so einheimisch ist als bei uns die Pocken. Durch ihn wurde dies Gerücht durch ganz Europa verbreitet. Oviedo bescheinigte dies nachher. Neben ihm sehe ich den Erasmus.

Hieronymus Fracastorius, 1520. In diesem Jahre erschien sein berühmtes Gedicht. Er glaubt nicht an den westindischen Ursprung. Oft hat er durch Arbeit und vermehrte Hautausdünstung allein, besonders in reiner Landluft die Kranken genesen gesehen; er rühmt das Einreiben mit Quecksilber, am meisten preist er das Guajac.

Manardus 1525 widerlegt den Leonicenus, der die Lustseuche für epidemisch hält, während die Ansteckung durch Beischlaf urkundlich die Seuche fortpflanzt, freilich hätten die Alten einige Zufälle der Seuche gekannt, aber in der Verbindung und Folge sei sie nicht von ihnen beschrieben worden. Der nämliche Gedanke, der aus Friend's Munde so viel Eindruck gemacht hat. Und darin haben beide Recht. Auf die Art war sie nie erschienen und ist es noch nicht wieder.

Der älteste spanische Schriftsteller ist Oviedo 1525. Er bezeugt zuerst den amerikanischen Ursprung der Seuche und die heilende Kraft des Guajacs. An sich selbst erprobte den Nutzen Delgado 1529.

Das erste französische Buch ist von Bethencourt 1527, er hat die Krankheit zuerst venerisch genannt, ebenso die Krankheit der Grossen, die Seuche hält er für ganz neu.

Höchener, nach Haller der wahre Namen statt Paracelsus (wie Marx später bewiesen hat, hiess er eigentlich Hohenheim) 1528. Er nennt die Krankheit schlechthin Blattern, öfters Franzosen, er möchte sie Luxische Krankheit nennen, auch nennt er sie Luxus schlechtweg. Das Wesen der Krankheit setzt er in der Lepra und in der Cambucca, einem neuen und ihm eigen gebliebenen Worte, wodurch er ein unreines Geschwür an geheimen Theilen anzeigt. Dieses Geschwür entsteht bei Niemandem: „er fahre dann mit Frauen zu Acker". Aus diesen zwei Aussätzen, aus dem Aussatze, der vollkommen öffentlich gewesen, und aus dem Aussatze, der allein an geheimen Theilen gewesen ist, entstehen die Franzosen, wie aus Ross und Esel ein Maulesel entsteht. Es ist nichts deutlicher, als dass Paracelsus das Quecksilber innerlich und zwar allgemein gegeben habe. Er ist der Erste gewesen, der der Seuche in Ansehung der Zufälle ihren vollen und wahren Umfang gegeben hat. Hund ist unbedeutend.

Nikolaus Massa, 1532, verdient durchaus nicht die ihm gemachten Lobsprüche.

Fernel, geb. 1425 aber wurde der Lehrer seiner Zeit und der Vater unserer noch jetzigen Theorie.

Zweites Buch.

Beschreibung der Krankheit.

Astruc unterscheidet 6 Perioden von 1494–1514, 1514–1526, 1526–1540, 1540–1550, 1550–1610, 1610–0. Die reine Willkühr. Ueber die Epochen der Leistenbeulen, des Glatzkopfs, des Trippers, der Harnstrenge und des Ohrenklingens obwaltet bei ihm kein Zweifel. Er bedient sich dieser Anmerkungen durch sein ganzes Werk, als so vieler Vordersätze, die weiter keines Beweises bedürfen. Es geht so weit, dass selbst Augenzeugen der Seuche, wenn sie darüber ein Anderes besagen, als Astruc es nun einmal festgesetzt hat, nach seinen Absonderungen sich müssen zurechtweisen, auch wohl gar der Unrichtigkeit bezüchtigen lassen. Beim eignen Lesen fand ich aber manches nicht völlig richtig und da ich zu forschen fortfuhr, gewann die Krankheit eine ganz andere Gestalt, als die ich mir bisher gemacht hatte, denn ich glaubte auch lange an Astruc und Freind. Ich sah also, es sei mit nichten schon geschehene Mühe, wenn ich die Krankheit von Neuem beschriebe, und das ist der Gegenstand dieses Buches, worin die Localzufälle, die Zufälle der verbreiteten Krankheit und der Gang und Verlauf derselben die drei Abschnitte geben.

Localzufälle.

Behaftung der geheimen Theile. Gewusst und erkannt war dieselbe zu Anfang der Seuche nicht. Weder Schellig, Wimpheling, noch Brant erwähnen ihrer. Vom Beischlafe sprechen die Wenigsten nicht anders als von einer nützlichen diätetischen Fürsorge. Vom Verbrennen aber war schon früh die Rede. Guido von Chauliac erwähnt dasselbe oft, Becket schon im 14. Jahrhundert. Auch die besagen, dass Unzucht es verursache, und dass ein laufendes Geschwür dieser Theile eine Folge davon sei. Eben dergleichen Zufall findet Becket in den Gesetzen der Mädchenhäuser bemerkt, die damals öffentliche Anstalten, meistens unter der Aufsicht der hohen Geistlichkeit, waren. In der Verordnung von 1163 ist es verboten, ein williges Mädchen zu halten, that hath the perilous infirmity of Burning. Wenn der Vorsteher des Hauses eine solche angesteckte Person nicht wegschaffte, war er in eine Brüche von 100 Schilling, eine damals gewaltige Summe, verfallen. Es ging aber auch auf Menschen Leben und Gesundheit, sagt die Ueberschrift der Verordnung. Wie man hier ein Uebel verstehen können, das leicht und geringfügig sei, begreife ich nicht. Vom XII. Jahrhundert an bis in die Mitte des XV. hinein, wird ein Leiden, dessen Name jetzt freilich Spöttelei ist, als ein ernsthaftes und in seinen Folgen gefährliches Uebel behandelt. Aber kann dasselbe nicht etwa ein Zufall, ein Anfang wenigstens des Aussatzes gewesen sein, dieser grossen allgemeinen Krankheit der Vorzeit? Es ist wahr, man findet der Zeugnisse die Fülle, dass auch der Aussatz durch Beischlaf angesteckt habe: aber auf diesem Wege nicht mehr und nicht minder als durch jede andere unmittelbare Berührung. Nie erwähnt ein Schriftsteller weder im Anfange, noch Fortgange der Krankheit irgend eins der vielen Localübel, die nach dem Verbrennen sich zeigen. Es scheint die Ansteckung beim Aussatze durch die Resorption sogleich eine verbreitete Krankheit bewirkt zu haben, die sich nach Fieberbewegungen bald als eine Hautkrankheit offenbarte. Man unterschied die Ansteckung des Aussatzes und die, so die Ruthe befleckte, selbst im gemeinen Leben. Nie erinnere ich mich gefunden zu haben, dass ein aussätziges Weibsbild anders als aussätzig, nie, dass sie eine Unreine geheissen habe. Man sehe die bei Aerzten vorkommenden oder bei Gerichten in einer förmlichen Instruction vorgeschriebenen Kennzeichen des Aussatzes durch, und man wird eine Menge zweideutiger und unvollkommener Zeichen an einander gereiht: aber eines Localübels der geheimen Theile, weder eines anfänglichen, noch im Fortgang, nicht mit einer Silbe erwähnt finden. Dieses, vor der Epidemie der Lustseuche, so bekannten und misslichen Verbrennens geschieht, während der ersten Lustseuche, von den Schriftstellern gar keine Erwähnung. Existirt aber hat es während derselben gewiss. Vom Harnbrennen ist oft die Rede. Der männliche Fluss soll erst ein halbes Jahrhundert nach dem Auftreten der Lustseuche sich gezeigt haben; ich habe es geglaubt, so lange ich an Astruc und Freind habe glauben können. Als ich eine Stelle aus der Trias Romana las, wo von Gomorrhie die Rede ist, wurde ich anderer Ansicht. Dieses Wort hat einen weiteren Begriff. Der am meisten gänge Begriff der Gomorrhie ist der, sie sei ein unwillkührlicher Samenfluss. Man dachte sich die Gomorrhie aber in viel weiterem Verstande, und wie eben das, was physische Krankheit ist, auch moralische Krankheit, Laster, Pendant zur Sodomie sein, wie sie sich nicht bloss dem Arzte, sondern auch dem Priester zur Erkenntniss und zum Ablasse legitimiren konnte. Alle verbotene Wollust ausser dem Menschengeschlechte betrieben, scheint Sodomie, jede verbotene aber in seinem Geschlechte, Gomorrhie geheissen zu haben. Man kann und muss also, wenn von Gomorrhie die Rede ist, sie nicht allemal und nie ohne nähere Bestimmung auf das physische Uebel, den Fluss der Ruthe allein beschränken. Der männliche Fluss war vor und bei dem Eintritt der Lustseuche allerwegen. Die ersten Schriftsteller zählen ihn unter den venerischen Zufällen nicht auf. Benedetti dagegen beschreibt ihn ganz deutlich, noch deutlicher Cataneus; er setzt im unreinen Geschwür und im Samenfluss die dritte Art der Ansteckung. Hierbei muss man bedenken, dass die Aerzte mittlerer Zeit ein Verderbniss des Samens in sich selbst annahmen. Sie glaubten, der Ueberfluss davon bedürfe einer gemässigten Ausführung, sonst gerathe er in seinen Behältern ins Stocken und verwandle sich in ein Gift. Aber mit der Lustseuche wird er gar nicht in Verbindung gesetzt. Der Hautausschlag war das Wesentliche der Seuche; es war die Gewohnheit, die Localübel gering zu achten, weil sie nicht nothwendig und nicht immer mit der Seuche zusammenhingen, es war die alte Bekanntschaft mit den Localzufällen, bevor der neue Hautausschlag dazu gekommen,

es war endlich die lange Uebereinkunft der Kunstgenossen, den männlichen Fluss mit anderen Augen anzusehen, aus anderen Ursachen herzuleiten, nach anderen Theorien zu erklären, ihn als ein selbstständiges Uebel mit anderen hergebrachten leichten Mitteln zu heilen, dies war es, was den Beobachter ihn in seinem wahren Lichte nicht sehen liess, in dem Lichte, dass er zwar mit dem Hauptübel in Verbindung stehe, aber doch für sich angesehen werden, bestehen und geheilt werden könne.

Der weibliche Fluss. Die Vorstellung, die man von demselben vorlängst hatte, dass er ein Zusammenfluss schädlicher Feuchtigkeiten des weiblichen Körpers sei, beförderte endlich die Entdeckung, dass in ihm hauptsächlich die Ursache der Lustseuche zu suchen sei. Schon Widmann bemerkt, die Schwären an diesen Stellen verkündigen die Krankheit. Ebenso Torella. Pinctor warnt vor der Ansteckung der Weiber.

Das unreine Geschwür. Den zweifachen Weg der Ansteckung an geheimen Theilen, den man in der Vorzeit nur dunkel bemerkte, hat die neuere Beobachtung sehr richtig getrennt, und Anatomie sowohl als Praxis haben den Unterschied beider bestätigt. Es werden entweder die Schleimhöhlen, auch wohl nachher die Drüsen der Ruthe behaftet, und das gibt den unreinen Fluss; oder es nistet sich das Gift in die feinen mit einem Gewirre von Nervenfasern verflochtenen Talgdrüsen auf der Oberhaut der Eichel und der Vorhaut ein, und das gibt das unreine Geschwür, das in der Regel der Urquell ist, aus welchem dem Körper die verbreitete vollständige, die eigentlich venerische Krankheit zufliesst. Beide Arten geben freilich auch noch eine verbreitete Krankheit, jedoch eine anders modificirte, die abgeartete, die in ihrer Natur und in ihrem Verlaufe von jener wesentlich verschieden ist. Erkannte man aber zur Zeit der epidemischen Lustseuche es deutlich und sicher, dass das unreine Geschwür der Ruthe der erste Zufall und die eigentliche Quelle derselben sei? Man wusste ziemlich allgemein, dass die Krankheit an den geheimen Theilen anfange, und die Genaueren setzen vielleicht noch hinzu: wenn an diesen Stellen Geschwüre sich zeigen, so sei es eine Vorbedeutung, dass die Seuche kommen werde. Die erste anschauliche Beschreibung giebt Marcellus, die nächste Torella. Catanеus erwähnt des Brennens an der Ruthe nach dem Beischlafe, worauf ein Geschwür folge. Die sinnlichste Beschreibung von allen gibt Vigo. Die Geschwüre mit harten Rändern erwähnt Massa. Almenar sagt: „Das Hauptzeichen der Lustseuche ist eine Verletzung an der Ruthe, eine Anfressung, die den Carolis ähnlich ist". Man unterschied Bläschen, Pusteln (Carolo). Es ist gewiss, dass so ein Uebel, dem unreinen Geschwüre gleich, vor der Lustseuche existirt habe. Ich bitte meine Leser mit einiger Achtsamkeit die Zeiten vor der Lustseuche mit mir hinaufzugehen, worin das jetzt so bekannte Uebel viel deutlicher bezeichnet ist, als die Schriftsteller von der Lustseuche es bezeichnet haben. Im XV. Jahrhundert reden davon Argelata und Valescus mit einer Deutlichkeit, die keinem Zweifel, was er gemeint hat, Raum lässt. Im XIV. Jahrhunderte sind die Zeugnisse aus dem Chauliac, Gordon, Arnoldus de Villanova zu entnehmen. Im XIII. reden Lanfrancus und Saliceto ebenso klar von diesem Uebel. Es würde mir gar nicht schwer fallen, bei den Arabern und den Griechen die Spuren dieser traurigen Krankheit zu entdecken. Uns genügt zu wissen, was das für ein Uebel gewesen sei, welches vor dem Ausbruche der epidemischen Lustseuche die geheimen Theile angetastet habe, und worauf die Schriftsteller von der Lustseuche als auf einen allgemein bekannten Zufall sich beziehen. (H. gibt nun eine genaue Beschreibung derselben nach verschiedenen Schriftstellern dieser Zeit) Existirt hat also ein unreines Geschwür an der Eichel und Vorhaut. Der Grund aber, dass man diesen ersten und Hauptzufall der epidemischen Lustseuche so wenig genau, so wenig seiner Wichtigkeit gemäss, beschrieben hat, dass man bis zur Verwunderung leicht darüber hingeht, der Grund davon liegt eigentlich darin, dass man das unreine Geschwür und dessen Folgen beim Ausbruche der Lustseuche schon genau kannte, es als ein alle Tage vorkommendes, oder doch als ein ganz gänges Uebel ansah und bei einer neuen, mit scheusslichen Hautausschlägen sich äussernden Epidemie, auf letztere allein seine Aufmerksamkeit richtete und dies Uebel, wie alle Localübel, weil sie Jedem bekannt waren, nur im Vorbeigehen berührte und kurzweg anführte. Die Theorie der Zeit also setzte auf das unreine Localgeschwür freilich nicht das gehörige Gewicht; aber die tägliche Erfahrung und die unläugbare Wahrnehmung machte ihnen die Sache doch wichtig, wichtig in der Vorbeugung des Uebels, wichtig im Fortgange desselben und wichtig in der Behandlung. Vigo bemerkt

schon sehr richtig, man solle bei Geschwüren der Ruthe die austrocknenden Localmittel nicht zu frühzeitig gebrauchen, weil dadurch die ausfliessende Materie zurückgehalten und nach den Leisten hingetrieben werde, woher dann die Leistenbeule entstehe.

Die Leistenschwären. Nach Astruc soll Massa sie zuerst beobachtet haben. Unrichtig. Die mittleren und älteren Aerzte scheiden die Pestbeule bestimmt von den Leistenschwären ab. Man hatte ferner die Vorstellung, jeder zum Leben wichtige Theil habe seine Abwege, wohin er sich der kranken Materie entledige. Dies nannten sie Ablagerplätze, Emunctoria. Die edelsten Lebenstheile waren nun Hirn, Herz und Leber, und die hatten ihre Abwege, das Hirn nach den Drüsen des Halses, das Herz nach den Drüsen der Achsel und die Leber nach den Drüsen der Leisten. So unterschied man besonders Leberbubonen. Die dritte Art wurden der Cholera zugeschrieben, so alle Beingeschwüre. Die vierte wurde von zu grosser Wollust, von Ueberspannung abgeleitet. 5) Nahm man an, dass sie bei Frauen entstehen, wenn das Monatliche sich in Eiter verwandle und Geschwüre bilde.

Localzufälle des unreinen Flusses und Geschwüres. Aposteme des Hodens kommen oft vor. Auch entstehen im Mittelfleische Geschwüre und Fisteln. Die Phimosis und Paraphimosis wird erwähnt. Das unreine Geschwür blieb nicht bloss auf der Oberfläche der Eichel. Es griff sie an, machte sie schwarz und brandig und zog den Verlust derselben nach sich. An den weiblichen Theilen war die Verwüstung noch stärker. Als andere Localübel der bedeckten Theile werden die Blasen, Schwielen, warzige Auswüchse und Risse der Haut genannt. Häufiger als alle anderen Hautübel sind die Schwämme. Der platte Hautschwamm, das eigentliche Condylom ist besonders gut von Saliceto beschrieben worden. Ist der Schwamm noch mehr erhaben, rundlicher Gestalt, oben breiter, fast wie eine Birne, so ist es der Feigschwamm, Ficus, Marisca. Ebenso vielfach sind auch die Beerschwämme, welche die Gestalt einer Traube oder einer Beere haben. Auf ihrer äussersten Oberfläche liegt oft die spröde Haut, und gibt das den Beerschwämmen ein rauhes, haariges Aussehen, daher sie Thymia, Thymus heissen. Auch über die tieferen, schwarzbraunen Risse, Borsten und Furchen in der Haut selbst, Rhagadis, ist in den mittleren Zeiten sowohl wie in älteren ziemlich allgemeine Klage. Spuren der früheren Unreinheit finden sich auch in nicht medicinischen Schriften. Es existirt ein unfläthiges Gedicht des Pacificus Maximus, das er vor Einbruch der Lustseuche in Europa schrieb und worin er es ausspricht, was für einen wichtigen Verlust er von seinem unreinen Geschwüre besorge. Diejenigen, die die Syphilis nicht für älter halten als die Entdeckung Amerika's, haben das gänzliche Stillschweigen der Satirenschreiber und Dichter vor dem Einbruche der Lustseuche als einen Entschuldigungsgrund gegen ihre Widersacher angeführt. Le Clerc, Freind, Astruc halten diesen Grund für sehr triftig. Mir ist es nie sehr wichtig vorgekommen. Die Beweise für die Existenz einer Krankheit sollen nicht aus Dichtern und Satirenschreibern geführt werden. Dass in Deutschland und im Norden kein Dichter von der Lustseuche geschrieben hat, getraue ich mir für ein und mehrere halbe und ganze der letzten drei Jahrhunderte zu erweisen. In unserem Jahrhundert redet gewiss kein Dichter davon. Aber daraus den Schluss zu machen, also hat die Lustseuche bei dem Volke nicht existirt, dess würden doch Aerzte und Barbiere lachen. Am schlimmsten ist es noch, dass der ganze Erweis gar nicht wahr ist, dass in dem Jahrhunderte vor dem XVI. allewege Dichter gelebt haben, die dieser Folgen der Unzucht klar genug Erwähnung thun. Auch in anderen Geschichtsbüchern finden sich manche Spuren. Der Herzog von Lancaster zeigt seinem Mündel, dem König Richard II. die traurigen Folgen der Unzucht und die weggefaulten Zeugungstheile auf seinem Sterbebette 1399. Der jüngere Plinius, von Geschwüren an den geheimen Theilen geplagt und dieselben seiner Frau zeigend, erseufzte sich mit ihr den Tod, um den Qualen ein Ende zu machen, da ihm die Heilung unmöglich schien. Astruc lässt aber nicht zu, dass dies eine Folge der Venerie gewesen ist: 1) denn die Zeugungstheile sind immer auch anderen, nicht venerischen Uebeln bloss gestellt, 2) die Unzüchtigen dürften an allerhand Uebeln der Buhlerinnen gelitten haben. Es könnten Entzündungen, Geschwüre, Krebse entstehen und doch nicht venerisch sein. 3) Es vermöchten ein zu scharfer, heisser Samen, ferner, zum Beischlafe reizende Mittel, oder selbst der zu oft betriebene Beischlaf alles dergleichen zu bewirken. Der gute Astruc! Das ist doch zu stark. 4) Ohne venerische Ansteckung könnten die Uebel entweder von Unmass oder einer reinen Unzucht sich

bilden. Diese Distinction, gestehe ich, ist mir zu fein. Wenn die Uebel sich ebenso arten und ebenso schlimme Folgen haben, warum soll die Unreinheit der Vorzeit eine andere sein, als die Unreinheit unserer Tage! Seit Karl des Grossen Zeiten waren in allen grossen Städten Europa's eigne Buhlhäuser für Mädchen. Es gab Verordnungen, worin gewisser Krankheiten und Fehler gedacht wird. Die ältesten Nachrichten haben wir von Becket 1162. Die Vorsteher solcher Häuser dürfen keine Mädchen aufnehmen, welche die gefährliche Krankheit des Verbrennens haben. Im Jahre 1347 stiftete die Königin Johanna von Sicilien zu Avignon ein Mädchenhaus mit besonderen Gesetzen, unter denen sich die Verordnung findet, dass, wenn eine der Dirnen sich ein Uebel zugezogen, sie von den übrigen abgesondert werde. Was sagt Astruc dazu? er gibt zu, dass die Uebel ansteckend seien, aber sagt er, dieselben waren auch nicht die venerischen Uebel, die später erschienen. Also das Resultat von Allem, was man nicht unter den Aerzten, sondern nur dessen, was man im gemeinen Laufe der damaligen Welt, in unserm Europa, im XIII., XIV., XV. Jahrhundert von der Unzucht und deren Folgen wusste, das nur will ich kurz zusammen nehmen. Man kannte ein Uebel, eine Siechheit an den geheimen Theilen, die man das Verbrennen nannte, man kannte die Gomorrhie, man kannte die weibliche Unreinheit, das unreine Geschwür, den Schanker des Villon, die Leistenbeulen und die Feigschwämme. Wenn man dies Alles zusammen nimmt, was muthmasst man denn? Und wenn man auch an die Aerzte gerade nicht denkt, die in Unzucht und Unreinheit so geradezu die Quelle von alle dem setzen, was muthmasst man denn? Wenn man aber seine aus den Aerzten erhaltene Kunde aller der schweren und hässlichen Uebel, die sie von Unreinheit herleiten, dazu setzt, was frage ich, denkt man dann, was spricht man über die Sache ab? Ich will Niemandem vorgreifen, der unbefangenen Sinnes ist. Die Lustseuche, die gegen das Ende des XV. Jahrhunderts ausbrach, die war es nicht. Die war gar ein anderes, gar ein ärgeres Uebel."

Ueber den westindischen Ursprung der Lustseuche. 1798.

„Die Frage: ist die Lustseuche des XV. Jahrhunderts aus den westindischen Inseln nach Europa gekommen und eine andere, die man fast durchaus damit verbunden hat, ist die Lustseuche überhaupt erst vom XV. Jahrhundert her, die aber nicht so ganz dieselbe ist, hat man beide in Einer und miteinander in den letzten drei Jahrhunderten oft gethan, oft zwar verneint, aber noch öfters bejaht. Astruc erklärte sich entschieden gegen das Alter der Seuche, und so ward von der Zeit 1740 an der westindische Ursprung derselben ziemlich allgemein als berichtigt angenommen. Indessen gab es immer noch Einige, welche die Behauptung des Astruc nicht gegründet genug fanden. Unter diesen war besonders Ribeiro Sanches, der Astruc's Zeugnissen zwar wenig neue entgegensetzte, aber aus historischen Zeugnissen die Beweiskraft nicht wollte gelten lassen. Dies Buch beantwortete mit seiner bekannten Gelehrsamkeit van Swieten. Dem setzte Sanches seine zweite Schrift entgegen. Beide zusammen liess Gaubius 1777 zu Leyden drucken. Ich wurde immer mehr von Sanches' Behauptungen überzeugt. Aber auf dem einzigen wahren Wege fand ich ihn nicht. Eigens habe ich indessen meine Zweifel in der Geschichte der Lustseuche noch nicht dargelegt. Es ist nicht die Absicht meines Buchs, den amerikanischen Ursprung der Lustseuche zu entkräftigen. Es ist nur Nebensache. Meine erste und Hauptabsicht war, die Lustseuche genau zu beschreiben, die Ende des 15. Jahrhunderts über Europa sich verbreitete. Sie ist eine andere Krankheit, als wir jemals gesehen haben. In ihrer damaligen Gestalt dauerte sie nicht lange, so heftig sie auch war, sondern machte anderen Zufällen der Lustseuche Platz, die wieder gerade nicht die sind, die in unseren Zeiten hauptsächlich sich ergeben. An der Hand der strengen und baaren Beobachtung hoffte ich dann den Gedanken zu befestigen: Lustseuche sei niemals bloss eine eigentliche Krankheit, Eine Krankheit — nur Species sind Krankheiten — sondern von jeher eine Disposition zu vielartigen Krankheiten, die sich neuerdings auf ganz verschiedene Art, aber ebenso verschieden, endemisch oder epidemisch anders, zu allen Zeiten erwiesen habe. Hieraus aber und aus dem, was die andern vielfachen Uebel des kranken Menschen aller Zeiten uns lehren würden, bildete ich mir im Gedanken eine Pathologie des Menschengeschlechts im Grossen, eine historische Pathologie, die mit Klima und Landesart, mit Nahrungsart, Sitten und Beschäftigungen in Zusammenhang kommen und eine lehrreiche Uebersicht dem Menschenforscher von jedem Berufe gewähren könnte. Sehr gleichgültig

konnte es mir sein, ob die Lustseuche des 15. Jahrhunderts aus Europa oder Afrika gekommen sei.

Zeitpunkt der Erscheinung der Lustseuche in Italien. Der einstimmig angenommene Zeitpunkt ist der bekannte Heerszug Karl VIII. von Frankreich durch Italien nach Neapel. 1495 hält er dort seinen Einzug. Fulgosi schreibt: „zwei Jahre bevor Karl kam, wurde eine neue Krankheit entdeckt, wofür die Aerzte weder Namen, noch Mittel aus dem Alterthume wussten.“ Capreolus und Coccius Sabellicus nennen die Krankheit Morbus gallicus. Infessura schreibt sie dem vom Papste in Rom aufgenommenen Maranen zu. Die in Rom herrschende Krankheit wurde die Pest genannt. Diese war aber die venerische. 1) Die Lustseuche artete sich anfangs wie eine Pest, indem sie den zwanzigsten Theil der Menschen ergriff. 2) Sie wurde wirklich als Pest bezeichnet 3) Leonicenus, kein arabisirender Arzt, sagt: mit einem Volksnamen nennt man das Uebel, dem die Aerzte einen wahren Namen noch nicht gegeben haben. Marcellus Cumanus beschreibt sie als ein Hirsekorn, Granum Milii unter der Vorhaut, beim Reiben wird eine Formica daraus. Es stimmt also durchaus nicht mit der Chronologie, da die Lustseuche schon 1494 in Rom nach Massa und Pinctor, 1493 nach Leonicenus und 1492 nach Fulgosi in Oberitalien war. Nachher haben van Swieten und Girtanner die Behauptung aufgestellt, dass die Lustseuche schon von der ersten Reise des Columbus nach Spanien gebracht worden sei.

Ueber die Augenzeugen von der Ueberkunft der Lustseuche aus Hispaniola nach Spanien. Oviedo, der immer in der Umgebung des Königs war, sagt Folgendes darüber: „Ich lachte oftmals, wenn ich von den Italienern das Uebel die Bubas und von den Franzosen dasselbe das neapolitanische nennen hörte. Die den wahren Namen geahnt, würden es das Uebel von Indien genannt haben. Da ist die Krankheit unter den Indiern sehr gemein, die sie zu heilen wissen und dazu herrliche Kräuter haben, den Guajac und den heiligen Baum.“ Dies ist die ganze Geschichte der Lustseuche. Oviedo soll bezeugen, er sei 1493 mit Colon umgegangen; davon bezeugt er aber gar nichts. Er spricht von 1496. Nur von den Bubas in diesen Jahren redet er, und nicht, wie Girtanner ihm zuschreibt, von 1493. Ueberdies ist Oviedo als Geschichtschreiber nie hoch geachtet gewesen. Er war äusserst parteiisch für die Spanier gegen die Indier. Ausserdem muss man beachten, dass er damals ein Page von 15 Jahren war. In den Papieren und Schriften des Colon und in der von seinem Sohne herausgegebenen Biographie ist von dieser Krankheit nicht die Rede. Als er zum 3. Mal in Hispaniola landete, fand er nicht mehr als 160 Mann übrig, voll von Bubas. Dies war aber 1498 und bewiese jedoch nichts.

Ueber die Augenzeugen von der Heimath der Lustseuche in Hispaniola. Girtanner behauptet: Die Lustseuche war auf den Antillen eine gemeine und bekannte Krankheit, von welcher die Wilden beinahe alle angesteckt waren. Das angebliche Zeugniss des Colon ist eine reine Mythe. Ebenso falsch erweisen sich die übrigen Zeugen, die Girtanner anführt. Martyr und Herrera waren niemals, wie er behauptet, in Amerika. Gomara besagte freilich: „Die Bewohner von Hispaniola seien alle venerisch gewesen.“ Dies war aber 1519, und das ist ganz gut möglich bei einer Nation, die von einer Million auf 14,000 zusammengeschmolzen war. Durchaus unbewiesen ist seine Behauptung: „Die Spanier bezahlen den Indiern die Bubas in Pocken.“

Ueber die Zeugnisse, dass die Lustseuche auf dem festen Lande von Amerika endemisch gewesen. Die Vertheidiger des amerikanischen Ursprungs behaupten, sie sei nicht bloss auf den Antillen, sondern auch in Peru und Florida endemisch gewesen. Gomara berichtet von einer Krankheit, von der das kleine Heer des Pizarro in Peru heimgesucht wurde. Es überfiel sie ein neues und scheussliches Uebel, welches sie Warzen nannten. Es brach an allen Theilen des Körpers hervor. Konnten die Bubas von 1531 ihnen noch neu sein? Die Krankheit hat mit den Yaws zu viele Aehnlichkeit. Die rothen Warzen konnten wohl schwerlich die Bubas sein. Zaratta selbst sagt, sie seien von schlimmer Beschaffenheit, sie kämen vom Genusse fauler Fische Nach 50 Jahren konnte man die Venerie auch schon in Florida treffen. Die Chronologie ist eine herbe Wissenschaft, aber sie will nicht vernachlässigt sein.

Ueber die späteren Augenzeugen von der Ueberkunft der in Hispaniola endemischen Lustseuche nach Spanien. Die älteste Nachricht gibt der Salzburger Arzt Schmauss, der sein Buch 1518 datirt: „Es ist

Allen bekannt, dass die Westindier seit vielen Jahren an dieser Krankheit gelitten haben." 1519 zeugt Ulrich von Hutten dafür in seinem Buche über den Guajac. Verdient aber nach 25 Jahren ein Arzt Glauben? Allgemein war die Ansicht von dem Ursprung der Krankheit aus Westindien nicht. Fracastori gab sein Werk 1546 heraus. Er glaubt nicht daran. Fallopia erzählt die Mythe von dem westindischen Ursprung mit der grössten Bestimmtheit. Seine ganze Erzählung ist aber mythenhaft. Es ist ein unhistorisches Gewäsch. Nicht leicht ist so unchronologisch und so unhistorisch eine Historie geschrieben worden als Girtanner's Geschichte der Lustseuche. Dieselbe war 1493 schon in Deutschland und scheint bereits in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts in Spanien gewesen zu sein. Bisher wissen wir weder von ihrem mohrischen noch von ihrem westindischen Ursprunge etwas ganz Zuverlässiges, obgleich das erste noch wahrscheinlicher ist als das letzte."

De herpete formica veterum labis venereae non prorsus experte. Kiliae 1801.

„Die am Ausgange des 15. Jahrhundertes auftretende Krankheit wurde zuerst Formica von den Aerzten genannt, vom Volke die gallische Krankheit. Dies bezeugt Wimpheling. Dieselbe trat bald unter der Form von Warzen, bald von Pusteln, bald von Geschwüren auf. Wimpheling machte die Conjectur, dass der Name identisch mit Herpes und Herpes miliaris sei. Guido von Chauliac bestätigte ihn in dieser Ansicht. Er sagt, dass das, was die Araber Formica nennen, die Griechen mit Herpes bezeichnen. Die Neuzeit nennt alles in der Haut Gelegene Herpes oder Flechten. Die Griechen, die in allen sinnlichen Dingen genauer unterschieden, bezeichneten bloss das Kriechende Herpes, machten aber einen Unterschied zwischen trockenem und feuchtem. Die trockenen Flechten nannten sie Lichen, Vitiligo, Impetigo, also was für uns Flechten sind, die feuchten aber Herpes. Die Araber nannten sie Formicae. Diese Abhandlung soll zeigen, dass etwas von der Lustseuche dem Herpes beigemischt gewesen sei. Aus den Schriften des Hippokrates geht hervor: 1) Herpes wurden solche Hautgeschwüre genannt, welche sich über die benachbarten Theile verbreiteten. 2) Unter ihnen kommt die Species vor, welche als Estiomenus bezeichnet wurde, die hauptsächlich die Geschlechtstheile ergreift. 3) Eine andere Art befällt das männliche Geschlecht vorzugsweise. Celsus handelt den Herpes unter dem Namen des Ignis sacer ab. Galen unterscheidet zwischen Herpes estiomenus und miliaris. Die späteren Griechen, wie Oribasius nennen ihn Epinyctides. Diese Geschwüre schmerzen namentlich des Nachts. Die ganze Beschreibung passt auf die Lues venerea. Celsus nennt den Ignis sacer auch Therioma. Es ist Geschwür, das bis auf die Knochen frisst. Dies ist aber dasselbe, welches Hippokrates Epinyctis nennt. Auch Pollux behauptet, dass es vorzugsweise die Geschlechtstheile befalle. Galen forscht mehr nach dem Ursprunge als nach den Zeichen der Krankheiten. Ebenso waren seine Nachfolger. Wenig ist, was die Araber hierin lehrten, da sie sich ganz auf Galen stützten. Es herrscht eine grosse Verwirrung und Uneinigkeit. Im 13. Jahrhundert ragt Wilhelm von Saliceto hervor. Er spricht zuerst von den Geschwüren in der Inguinalgegend, über weisse und rothe Pusteln, über Milium, das an der Ruthe entsteht und vom Coitus mit einer kranken Frau herrührt oder von Huren erworben wird. Er unterscheidet aber genau Formica und Ignis sacer von Impetigo, dem er einen aussätzigen Charakter zuschreibt. Zur Heilung werden Quecksilberpräparate und lebendiges Quecksilber empfohlen. Ebenso lobt dasselbe Guido von Chauliac. Damals wurden die Gesetze gegen die Hurenhäuser in Avignon und London erlassen. Folgendes steht wohl fest: 1) der Verdacht, dass man durch den Coitus syphilitisch werden konnte, scheint nicht erst entstanden zu sein; es war vielmehr den Aerzten und dem Volke bekannt. 2) Jene Pusteln und Geschwüre von den Griechen Herpes, von den Arabern Formica genannt, schrieb man dem unreinen Coitus zu. 3) Der Ignis persicus dürfe nicht verwechselt werden mit der durch die Formica entstehenden Eiterung oder Corrosion. 4) Die sehr bösartigen Hautaffectionen konnten nur durch Merkurialien, so dass Salivation entstand, geheilt werden. Dass das Contagium der Formica durch einen unreinen Coitus erworben wird, dies beobachteten die Aerzte zu Anfang des 15. Jahrhundertes. Pet de Argelata spricht von den weissen und den rothen Pusteln nach dem Coitus mit einem kranken Weibe. Ebenso Valescus de Taranta, Thomas Gascoigne, Bertapaglia. Nach der Mitte des Jahrhundertes aber fing die Lues venerea an epidemisch zu grassiren, im Anfange

am häufigsten unter der Form der Formica. Widmann berichtet darüber, dass die Pustulae formicales von Gegend zu Gegend von 1457 an sich ausbreiteten. Schelling schreibt das erste Buch de Lue gallica, sagt selbst, das Volk nennt sie so, sie gehört aber zur Formica. Wimpheling erklärt ausdrücklich, es sei keine neue Krankheit gewesen. 1488 wüthete die Seuche schon in Spanien. Aus Allem geht hervor, dass die Lues am meisten unter derselben Form erschien, die man bisher Formica nannte Eine andere Gestalt nahm aber die Seuche am Ausgang des 15. Jahrhundertes an. Ihren Namen und Ursprung erhielt sie von den grossen Pocken, die in Afrika Pians heissen. Die Begierden und Lüste waren damals zu gross. Was früher sporadisch, trat jetzt epidemisch auf. Der westindische Ursprung der Seuche muss desshalb verworfen werden. Dass in Indien und China die nicht epidemische Krankheit immer geherrscht hat, spricht auch für das Alter. Die Alten bekümmerten sich wenig um die Ursachen, sondern berücksichtigten die Zeichen. Die Lues ist aber nicht eine Krankheit, sondern eine Diathesis, eine Disposition, welche nach Beschaffenheit der Zeit, des Himmels und der Constitution der einzelnen Menschen unter verschiedenen Formen auftritt. Von diesen däucht mir die Lues diejenige zu sein, welche am leichtesten durch den Coitus sich mittheilt. Es gehören hierher der Aussatz und die Pians. Die Syphilis scheint unter dem Namen von Herpes in Europa immer geherrscht zu haben. Ich zweifle aber, ob man die Yaws oder Framboesia zu den Geschlechtskrankheiten zählen darf."

Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter nebst einem Beitrag zur Kenntniss und Geschichte des Aussatzes. Hamburg 1790. „Als ich den zweiten Theil meiner Geschichte der Lustseuche ausarbeiten wollte, gerieth ich durch den steten Zusammenhang auf den Aussatz der Vorzeit, welcher der Vorweser der Syphilis des 15. Jahrhundertes gewesen ist. Die Sprache der Aerzte des Mittelalters ist, wie ihre Theorie, eine ganz eigenthümliche. Ueber den Aussatz fiel die Aernte für mich sehr reichlich aus. Er war mehrere Jahrhunderte hindurch immer ins Abendland von Neuem eingebracht und hatte in verschiedenen Ländern und Zeiten in mannigfachen Gestalten sich gezeigt. Seit ich den weiten Abstand der Syphilis von der jetzigen gemeinen Lustseuche wahrgenommen habe, hat von Jahr zu Jahr eine grössere Aussicht in das weite Feld der unreinen Krankheiten sich mir eröffnet.

I. Quellen der Nachrichten vom abendländischen Aussatze.

Endemisch ist er nur im Morgenlande von den ältesten Zeiten bis jetzt, von Moses bis Niebuhr. Ins Abendland ist er nur aus dem Morgenlande gekommen. Die Griechen erhielten ihn von den Phöniziern. Schon im 9. Jahrhunderte bedurfte man im Abendlande besonderer Hospitäler. Vorzüglich haus'te er im 12.—15. Jahrhunderte. Im Anfange des 15. Jahrhundertes waren bloss in Frankreich 2000 Aussatzspitäler Er war also in Europa bereits vor den Kreuzzügen. Durch dieselben wurde er aber allgemeiner. Nach dem Anfange des 16. Jahrhundertes findet man ihn seltner, aber doch bis auf den heutigen Tag. In Betreff des Aussatzes konnte man wenig aus dem Hippokrates und Galen lernen. Desto häufiger beziehen sich die Schriftsteller auf Serapion, Rhazes, Ebn Sina und Haly Abbas. Serapion, der älteste, hatte in Syrien den Aussatz vor Augen, schreibt aber die Griechen aus, wesshalb er der Affe des Galen genannt wird. Rhazes entspricht nicht dem Ruhme, den ihm sein Buch über die Pocken verschafft hat Er ist der Wahrnehmer nicht, den man erwarten sollte. Haly Abbas wird weniger gelobt als er verdient. Gleich neben ihm, der so wenig Hypothesen sich erlaubt, steht Ebn Sina, der durch Hypothesen und Systeme gross geworden ist. Von den Abendländern bis zur Mitte des 13. Jahrhundertes verdient zuerst erwähnt zu werden: Constantin von Carthago, er bereiste das Morgenland, lebte 40 Jahre in demselben und lehrte zu Salerno. Platearius lebte zu Ende des 12. Jahrhunderts, hat den Aussatz unter den abendländischen Aerzten zuerst ordentlich und mit Einfalt beschrieben. Rogerius ist nicht bedeutend. Wichtig dagegen der Encyklopädist Bartholomäus von Glanville. Bei den Aerzten des Abendlandes bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts findet man noch völlig den Geschmack und die Denkart, in der Rhazes und Ebn Sina geschrieben haben. Das war hinfort der Geist des Jahrhunderts, blinder, fester Glaube an jeden Vormann in seiner Art. Der catalonische Arzt Theoricus, der nicht wie Freind glaubt, ein blosser Ausschreiber war, hat uns von dem vielgestaltigen Aussatze die erste reine und sinnliche Beschreibung

geliefert Wilhelm von Saliceto ist zu allen Zeiten für einen Wahrnehmer gehalten worden, der mit eignen Augen sähe. Die Finnen und die rothe Haut hat Niemand besser beschrieben als er. Den Lanfrancus nenne ich mit Herrn von Haller einen Mann von hellem Kopf und lese mit Unwillen, dass Freind ihn für einen blossen Ausschreiber des Saliceto erklärt. Er ist wirklich Denker und mit den Vätern unserer Kunst mehr bekannt als irgend einer seiner Zeitgenossen. Bernhard Gordon, Professor zu Montpellier, wird für den classischen Auctor seiner Zeit geachtet und hat selbst den Beifall des scharfen Guido von Chauliac erhalten. Der Engländer Gilbert ist wirklicher Wahrnehmer, der Manches deutlicher und sinnlicher beobachtet hat als viele Andere. Er hat die vier Arten des Aussatzes umständlicher und bestimmter beschrieben als Jemand vor und nach ihm. Den Cardinal und Archiater Vitalis de Furno setzen von Haller und Fabricius etwa ans Ende des 13. Jahrhundertes. Arnoldus de Villanova hat in der Beschreibung des Uebels nichts Eignes. Gadesden ist ein blosser Ausschreiber. Bis in die Mitte des XIV. Jahrhundertes ist Ebn Sina den Aerzten fast der einzige Leitsmann. Er wird nicht bloss gelesen, sondern studirt. Um die Mitte des 14. Jahrhundertes ändert sich schon der Gang des Geistes. Friedrich II ist, was die Abessiden für die Araber waren. Man fing an, den Hippokrates zu lesen. Erst gegen Ende des 16. Jahrhundertes brachte Baillou die Medicin dem ächten Geiste des Hippokrates näher. Guido von Chauliac, Leibarzt des Papstes zu Avignon, war ein Gelehrter mehr als man es in seiner Zeit zu sein pflegte. Auch Valescus hat viel Gelehrsamkeit. Die folgenden sind Compilatoren. Die jüngsten Augenzeugen sind Beniveni, de Vigo, Paracelsus und Hans Gersdorf. Spuren des Aussatzes findet man auch beim Horst, Donatus und Sennert. Bis auf diesen Augenblick hat sich der Aussatz in den Alpen, in der Provence, in Norwegen und Schweden erhalten. Im Jahre 1776 hat Verf mit Kölpin einen Fall von Elephantiasis beobachtet. Er schickte ihn nach Meinberg zu Trampel, der die Krankheit auch für Elephantiasis hielt, die ihren Grund in einem venerischen Uebel habe. Verf. schrieb an Hahn in Leyden, der die Krankheit nie beobachtet hatte. Derselbe hat die Beschreibung dieses Krankheitsfalles in seiner Vorrede zu der Schilling'schen Schrift de Lepra herausgegeben. Der Kranke ist oft venerisch gewesen, hat in Westindien gelebt. Zuerst zeigten sich an seinem Beine bläuliche, hellbraune Flecken oder Mäler, die kleine Geschwüre machten; sie verbreiteten sich von hier aus weiter und fühlen sich wie Sammet an. Der linke Fuss ist unten angeschwollen, in der Geschwulst zeigen sich harte Klumpen wie Knoten. Hier ist die Oberhaut spröde, es siepert eine wässerige, zähe Flüssigkeit heraus. An der Stelle des Urmaals am Knie sind die Haare ganz weg. An dieser Stelle kann man mit einer Nadel mehr als den vierten Theil eines Zolls tief in die Haut hineinstechen, ohne die geringste Empfindung. Wo der Stirnmuskel beginnt, fängt auch die Hautgeschwulst an und geht immer dicker vom Ringmuskel der Augenlider an über die Aufhebemuskeln des Mundes. In dieser Gegend ist Alles Geschwulst, zwischen ihr grosse Klumpen oder Knollen, die Haut faltet sich in tiefe Furchen. Die Farbe ist rothbraun. Das so gefärbte Antlitz gibt den traurigen Anblick und die verdriessliche zornige Miene, Aspectus leoninus, von dem die Alten reden. Sonst ist Patient ganz gesund. Er war aber immer frostig. Die Stimme ist heiser. Seine Denkungsart widerwärtig, mürrisch, grämlich. Auch Wichmann hat ihn bei dessen Durchreise nach Hannover gesehen. Kölpin behandelte ihn bis 1784, wo er starb, so dass er gerade 10 Jahre an seinem Leiden gelitten hatte.

II. Beschreibung des abendländischen Aussatzes.

Die Sache kommt darauf hinaus: „Den Aussatz muss man nie als eine aneinander hängende Krankheit betrachten, die einen und denselben Verlauf, Anfang, Mittel und Ende hat. Aussatz ist ein Stoff zu Krankheiten, wie es die Lustseuche, der Scharbock und mehrere chronische Uebel sind; und dieser Stoff äussert sich auf eine verschiedene Art in verschiedenen Uebeln bis zur vollständigen Krankheit, freilich in einem, diesem Stoffe eignen, sich ähnlichen Gange, aber doch in mancherlei Arten und Graden, die eine grosse Verschiedenheit der Uebel ausmachen. Im Abendlande verkündigte sich also der Aussatz: 1) durch Vormäler, Veränderungen der Oberhaut, Finnen, rothe Haut, 2) durch Hautaussatz, den dunklen räudigen, den blassen schorfigen, und den rothen, 3) durch den höchsten Aussatz, den knolligen. Oft behaftet das Uebel auch nur einen besonderen Theil, und jedes aller dieser Uebel kann mit einem anderen zusammen und allein sich einstellen und einen für sich bestehenden Verlauf

haben. 1) Das weisse Maal, weisse Morphäa, liegt an einigen Stellen fleckweise auf der Oberhaut, ist milchweiss, weisser als die natürliche Farbe der Haut. Es ist eher eine Vertiefung in derselben. Kein Jucken. Wenn man es reibt und es dadurch roth wird, ist es heilbar, ebenso, wenn es mit einer Nadel angestochen, Blut gibt. Neuere Untersucher, namentlich Schilling haben die Unempfindlichkeit als ein sicheres Zeichen des Aussatzes festgestellt. 2) Das dunkle Maal. Es hat ein trübes Dunkel, die Oberhaut birst und schilfert in Blättchen oder Schüppchen ab oder wie Kleien. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem, was man heute Flechten nennt. Bei der Benennung der Hautausschläge herrscht eine grosse Verwirrung und Zweideutigkeit. Man verwechselt eins mit dem andern. Der Fleck ist eine blosse Entfärbung einer Stelle der Oberhaut ohne die geringste übrige Veränderung. Die Schabe ist das juckende Abschilfern der Oberhaut, wie Blättchen oder Schüppchen mit Anfühlen von Rauhigkeit, ohne merkliche Erhebung und ohne eigentlichen Ausschlag der Haut, die nur andersfärbig ist. Der Grind aber ist schon ein wirklicher Hautausschlag, wobei die Oberhaut freilich, wie in Staub zermalmt, auch absirbt, aber doch auf der Stelle ein wahrer, feiner Ausschlag erscheint; der Schorf ist schon höher, dicker, fester und stösst in Schuppen sich ab, noch höher und dicker ist die Räude, die wie Borken aufliegt. Es gibt laufende und stechende Flechten. Wenn ich von Maal rede, so verstehe ich eine Hauterhebung, die einen eignen Platz einnimmt und auf der Stelle sich erhält. Das Wort Krätze sollte man nur zur Bezeichnung des Stoffs gebrauchen. Haut und Gelenk sind die Theile, die der Aussatzstoff vorzüglich liebt. Der Glatzkopf zeigt sich entweder ohne Veränderung der Haut oder mit der Kopfschabe. Ebenso ist das Glatzkinn das Vorzeichen des Aussatzes. Die Aerzte der Zeit reden von weissen und dunklen Mälern, von Grinden aller Art, auch von weitverbreiteten Flecken, Schmutzmälern. Ebenso steht die Finne, Pustula in grossem Verrufe. Einige nennen sie Saphati. Gerade so zeigten sie sich nachmals bei der epidemischen Lustseuche. Die rothe Haut, Gutta rosacea, fand sich oft als ein für sich bestehendes Uebel, das zwar häufig, aber nicht immer die Elephantiasis nach sich zog. Aussätziger Natur achtete man diese Uebel allesammt, aber man nannte sie noch nicht Lepra oder Baras; es sind auch für sich selbstständige Uebel, denn sie müssen nicht nothwendig in den Aussatz übergehen, aber sie können es, und sind dann Vorzeichen des Aussatzes. Der räudige Aussatz, dunkler Baras, wird oft von den Schriftstellern dieses Zeitalters erwähnt. Die Heilung mag indessen schwer gewesen sein. Man bediente sich des Quecksilbers. Der weisse Aussatz, weisser Baras, ist der eigentliche Baras der Morgenländer. Man gebrauchte ausser dem Quecksilber das glühende Eisen und cauterisirte die Stelle. Schon darin haben unsere für Barbaren geachteten Vorfahren einen Vorzug vor den Griechen, dass sie alle die Ausschlagsarten, die auf einen künftigen Aussatz vermuthen liessen, mit Sorgfalt als Vorzeichen anzeigen, was die Römer und Griechen nicht wussten. Bevor nämlich die verschiedenen Aussatzformen eine jede als die, welche sie werden würde, den Augen des Arztes sich erkennbar darstellte, haben sie allesammt mehrere Zufälle mit einander gemein. Wie Chauliac sagt, fängt der Aussatzstoff von innen an und geht nachher zu den äusseren Theilen fort, von wannen er wieder auf die inneren zurückfällt und durch sein Gift den Tod herbeiführt. Den ersten Theil nennt man die Disposition oder den Anfang, den zweiten den Ausbruch, den dritten die Höhe und den vierten die Näherung zum Tode. Das Aussatzfieber ist nicht bei Allen zu spüren. Wenn Jemand sich mit Aussätzigen fleischlich vermischt, so bemerkt man eine schleichende Hitze im Innern des Körpers, zu Zeiten mit, zu Zeiten ohne Frost. Dabei ein allgemeines Brennen und Stechen in den äusseren Theilen zwischen Haut und Fleisch. Häufiger ist ein chronischer Anfang und ein chronischer Verlauf. Das Aussatzgift scheint auf dem Wege der Aufsaugung unmittelbar in den Körper einzudringen, gerade, wie es jetzt noch, wenn auch selten, bei der Lustseuche der Fall ist, bei der epidemischen aber öfters vorkam. Man kannte das Verbrennen, den Fluss der Ruthe und eine Menge der Localzufälle der Lustseuche so gut als seinen Aussatz: aber nie legte man Localzufällen den Aussatz zu Schulden. Nie verwechselte man leicht beide Uebel. Noch zu Anfang des XVI. Jahrhundertes klagte Sim Fisch die Priester an: „sie holen", sagte er, „die Lustseuche oder den Fluss der Ruthe oder den Aussatz von einem Weibe und bringen sie dem andern zu." Man wusste, dass diese verschiedenen Uebel, Gonorrhoe, Lustseuche und Aussatz alle durch den Beischlaf fortgepflanzt würden, aber man verwechselte sie nie, man legte Localübel nie dem Aussatze und den Aussatz nie Localübeln zur

Last. Wenigstens verleiht dies eine Wahrscheinlichkeit mehr für die unmittelbare Resorption. Nach den Wahrnehmungen der Abendländer zeigt sich der Aussatz auf dreierlei Art: 1) Der Stoff erregt das Aussatzfieber, er kann noch durch die Naturkraft ausgeworfen werden; geschieht es nicht, so erfolgt, ohne Vormäler, bloss mit Erscheinung der rothen Haut, der Ausbruch der Krankheit. 2) Oder er lagert sich in der Haut in Ausschlägen ab, die dann zu Vormälern werden. 3) Oder der Stoff bleibt in den inneren Theilen, häuft sich da an, kann viele Jahre schlafen, bis er zum Ausbruch des vollen Aussatzes gelangt. Der Ausbruch erfolgt auf nachstehende Art. Eine dunkle Röthe zeigte sich im Gesichte, vorzüglich ist die Augengegend aufgetrieben, die Augenbraunen werden dick, die Augenlider gedunsen, das Haar wird dünn und spaltet sich, die Nase wird dick und missfarbig. Am Gaumen bilden sich kleine Körner wie Hirsekörner. Die Stimme wird heiser. Der Athem stinkt. Charakteristisch ist die Unempfindlichkeit, besonders an den kleinen Fingern und Zehen bis zum Ellbogen und zur Achsel. Der Gemüthszustand ist traurig. Der Trieb zum Beischlaf heftig. Die Hautausschläge, die vor dem Ausbruche als Vormäler sich zeigten, dauern fort Durst stark; Urin hell und dünn, Puls klein und schwach. Das Blut ist dick. Es kann Monate und Jahre dauern, bevor es weiter kommt. Allmälig werden alle Zufälle ärger und sichtbarer. Das wichtigste Symptom aber ist, dass die Haut immer knotiger wird, Beulen und Knollen gewinnt. Dabei wird der Körper immer magerer. Auffallend ist die Verengerung gewisser Theile. Die Knoten und Knollen werfen sich meistens um die Gelenke und ziehen die Finger und Zehen schief und krumm. Die Nägel werden grindig Wenn es sich dem Ende nähert, so werden die Knollen geschwürig und geben eine stinkende Jauche von sich. Ganze Theile fallen ab, Finger, Zehen und Ohren. Alle Sinne hören zuletzt auf.

Morgenländischer Aussatz im Alterthume. Eine der ältesten Krankheiten der Vorwelt. Michaelis hat bewiesen, dass Hiob's Krankheit Aussatz war. Der Aussatz beim Moses ist der weisse. Auch in Syrien kam er vor. Ebenso bei den Phöniziern und den Persern, auch in Indien. In Griechenland ist er ziemlich allgemein. Hippokrates kannte aber nicht die Elephantiasis. Pompejus brachte sie zuerst mit nach Rom. Die Beschreibung des Plinius ist so, dass man den knolligen Aussatz nicht verkennen kann. Von den geringen Aussatzformen kommen in Rom eine Menge Formen vor.

Aussatz im Mittelalter. Wenn er auch nicht endemisch, so war er doch nicht ausgestorben. Mit den Kreuzzügen nahm er überhand durch die Heimkehrenden. Alle Arten tauchen auf. Daher mehren sich jetzt die schon von Karl dem Grossen angelegten Aussatzhäuser. Dieselben heissen Misellaria, sowie die Aussätzigen Miselli. Man nannte sie in Deutschland Malzige und die Krankheit selbst Maltzey. Man unterschied den höheren, mittleren und geringen Aussatz. Von den Kreuzzügen heimkehrende Aussätzige wurden wie Heilige verehrt. Lazarus war ihr Schutzpatron. Da man aber doch die Absonderung für nothwendig hielt, so wurden die Aussatzhäuser vervielfältigt. Ein vom Richter und Arzte erklärter Aussätziger wurde völlig wie ein Gestorbener behandelt. Die Aussätzigen wurden als bürgerlich todt betrachtet.

Abnahme des Aussatzes im Abendlande. Der Aussatz soll bei Erscheinung der Lustseuche zu Ende des 15. Jahrhundertes aus dem Abendlande gewichen sein. Wenn man hier kein plötzliches Erscheinen oder Verschwinden annehmen will, so ist es auch historisch richtig. Schon in der Mitte des 15. Jahrhundertes scheinen die ärgsten Aussatzarten, wenigstens die knolligen nicht recht mehr gänge, wenigstens äusserst selten gewesen zu sein. Da kann man es begreifen, wie es hat zugehen können, dass so manche Aerzte in der Syphilis den Aussatz in einer anderen Form zu erblicken glaubten. Weiter Sehende widersetzten sich dieser Vergleichung, am kräftigsten Leonicenus. Er beweist, dass die Syphilis mit feuchten Flechten, mit herpetischen Ausschlägen nahte, da der Aussatz im Anfange das Trockne in den Grinden und Flechten charakterisire. Man machte mit Recht auch auf die Geschwüre und Schmerzen in der Syphilis aufmerksam, zwei dem Aussatze fremde Zufälle. Dagegen versichert Cataneus, er habe zwei Fälle gesehen, in denen der Morbus gallicus in die Elephantiasis übergegangen sei, bei alledem aber fand sich der Aussatz in der ihm eigenthümlichen Gestalt. Denn fast alle ersten Schriftsteller von der damaligen Lustseuche reden von dem Aussatze als einem noch dauernden Uebel. Dass beide Leiden einerlei Ursprung hätten, fiel früh in die Augen. Der grosse Baillou machte zum Aphorismus: „die Lustseuche, der Aussatz und die Skrophels

sind nahe verwandt". Auch jetzt ist, wie oben schon erwähnt, der Aussatz noch nicht ausgestorben. Fischer in Ungarn bemerkte einen knolligen Aussatz nach venerischen Zufällen. In Asien ist er noch immer zu finden, auch in Afrika, ebenso auf dem festen Lande von Amerika. Die klimatischen und epidemischen Modificationen kommen sehr in Betracht, und werden kein unangenehmer Umstand für den Beobachter sein. Noch angenehmer wird ihm dies Geschäft werden, wenn er diesen ganzen Schwall, wie er sich obendrein noch mit anderen Uebeln complicirt, in Eine grosse Naturordnung zu bringen, Eine in die Andere übergehen zu sehen, die Natur der Einen aus der Natur der Anderen zu erläutern, die Curarten der Einen in die Curarten der Anderen eingreifen zu lassen und Alles mit dem physischen und moralischen Zustande des Menschengeschlechts unter einen weiten, aber auf allen Seiten zusammenhängenden Umkreis, unter einen Gesichtspunkt zu vereinigen vermag. Wir sind darauf aus, Klima und Landesart mit Sitten und Gesetzen, die rohen Bedürfnisse mit der feinen Cultur, die Natur des Menschen mit seiner Geschichte in ein Ganzes zu bringen, das die Naturgeschichte des Menschen abgeben könnte. Unsere, in mancher Absicht noch kleinliche Pathologie ist eines grossen Umfangs, die kranke Natur eines noch grösseren als die gesunde fähig und kann mal dereinst keinen geringen Beitrag dazu hergeben. Aber wir sind noch dabei, die Data von allen Enden her zu sammeln, um ihr Richtigkeit, Umfang und Allgemeinheit zu verschaffen. Der Aussatz ist eine der ältesten und weitschichtigsten Seuchen, von der wir wissen, die wir aber noch lange nicht genug kennen. Man hat von der schweren Aussatzform als der knolligen, es als eine Eigenthümlichkeit hingestellt, sie erscheine auf einmal und plötzlich oder nur durch geringe Vormäler. Es ist mir ein Zweifel über diese Allgemeinheit aufgestiegen. Die Semiotik der Vormäler lässt sich in folgenden Aphorismen zusammenfassen: „Verdächtig ist ein Fleck oder eine Flechte, wenn der Behaftete mit Aussätzigen irgend genaue Gemeinschaft gepflogen hat, verdächtiger, wenn dergleichen maalweise als unregelmässig dasteht, wenn die Vormäler nicht an mehreren Stellen der Oberfläche stehen, sondern nur Eine und besonders Eine in den Gelenken und im Gesicht um die Nase herum einnehmen; wenn die Flechte mehr trockner Art, wenn der Aussatz unreiner, schmutziger Farbe und wenn er nicht mehr frisch ist und in nichts sich ändert oder zwar verschwindet, aber an selbigen oder anderen Orten wiederkommt oder geheilt wird und doch wieder aufbricht, am meisten und fast entscheidend, wenn er nach und nach sich um sich her verbreitet. Dagegen ist mehr Hoffnung, wenn der Aussatz jung und nicht eingealtert ist, wenn er eher häufig als zu einzeln dasteht und wenn er auf einmal auftritt und nach und nach in Gestalt und Farbe sich ändert, wenn er da auch häufig und auf Ein Mal ausbricht, oder es auch später, aber häufig und auf Ein Mal geschieht, wenn er auch den ganzen Körper bedeckt und dick aufliegt, so ist es ein günstiges Zeichen und kritisch. Zweideutig ist es noch, wenn Flecken und Mäler stille stehen. Denn zu Zeiten bleiben die Flecken fürder noch stehen, wenn der arge Stoff auch schon verschwunden ist. Sehr günstig aber ist, wenn die Flecken, Flechten und Mäler sich mehr und schärfer begrenzen; noch mehr, wenn sie in ihrem Umfange abnehmen und wenn sie die Farbe verändern, entweder bläs„ser werden oder eine schärfere grelle Farbe annehmen; oder wenn sie auch um sich her verbreitet sind und im Ringwurm der Mittelpunkt, von dem es anhub, der Urfleck sich nur entfärbt und der gesunden Haut ähnlich wird. Besser sind im Ganzen die Ausschlagsarten, die jucken als die nicht jucken oder in der Folge reizbar werden und jucken; besonders die noch Empfindung beim Berühren haben; dagegen die Stellen, so ein nur taubes Gefühl oder stumpfe Empfindung verrathen, noch mehr ganz unempfindlich sind, eine arge Vermahnung verleihen. Je früher dieser Stumpfsinn oder eine völlige Unempfindlichkeit sich zeigt, desto ärger ist es. Dass empfindlose Stellen die Empfindung wieder überkommen könnten, scheint de Gradi zu hoffen. Die Argartigkeit wird vollends bestätigt, wenn der Platz des Flecks oder eines Maals eine Vertiefung bekommt, und das Haar auf dem Maalplatze dürr und welkig oder stäubig wird, besonders aber, wenn es die Farbe verändert, gilbig oder weiss wird. Auch ist das weisse Maal entschieden argartig, wenn es auf's Reiben sich nicht röthet und auf den Nadelstich kein reines, sondern wässeriges, übelriechendes Blut oder bloss wässerige Feuchtigkeit aussickert. So ganz ärmlich, sieht man, ist die Semiotik des Aussatzes doch nicht. Auch die verschiedenen Vormäler geben den verschiedenen Aussatzarten eine grössere oder mindere Vorbedeutung. Das weisse Maal deutet am häufigsten auf den weissen Aussatz, das Flechtenmaal und die Flechte auf den räudigen und durch

die Räude selbst noch auf den knolligen, besonders auf die geschwürige Art, der Fleck und besonders das Linsenmaal auf den knolligen Aussatz, vorzüglich auf die dürre Species, die Finne endlich auf den rothen Aussatz. Indessen ist hier nur von dem, was am häufigsten geschieht, die Rede. Die Erfahrung zeigt, dass vom Aussatze in Palästina an bis zu dem auf den Caraibischen Inseln auch andere Vormäler auf andere Aussatzarten vormahnen können. Es gibt der Aussatzarten manche, die noch nicht die höchsten und äussersten sind, die zu den schwersten Aussatzarten freilich führen, aber noch milde, noch nicht so gefährlich und nicht so ansteckend, aber doch an sich selbstständige Krankheiten sind, einen Verlauf und einen Ausgang für sich, selbst noch einen heilbaren haben können. Sie stehen zwischen den Vormälern und den höchsten Aussatzarten in der Mitte. Dahin gehören: 1) Die missfarbigen Maalplätze, Pannus der Abendländer, sie sind völlig den unreinen Hautschwämmen, den Condylomen, ähnlich. 2) Die Feigmäler der Griechen, wahrscheinlich dasselbe als die jetzigen Panni. 3) Verbreitete Grinde und Schorfen. 4) Glatzige Maalplätze. 5) Das Streifmaal. Der Unterschied ist bloss der, dass die behafteten Stellen hier nicht die behaarten, sondern die haarlosen sind, und dass die Gestalt oder Figur es verschieden macht; von dem Schlangenförmigen hat es den Namen „Ophiasis" und „Tyria" bekommen. 6) Das römische Mentagra. 7) Das abendländische Malmorto. So heisst das Uebel, weil es gleichsam eine Absterbung und die Farbe des Absterbens den Schenkeln und Beinen mittheilt, und es ist eigentlich eine Localruffe oder Räude eines Gliedmasses. Vollendeten Aussatz nenne ich den, bei dem das empfangene Uebel, durch Vormäler lange vorbedeutet, endlich zu einer vollkommenen Krankheit gedeiht. Der Charakter dieses Uebels ist eine sehr starke Umwandlung der Haut, die gänzliche Zerstörung ihres gesunden Zustandes. Auch ist keine Krankheit, bei der die Animalität des Menschen und derselben Werkzeug, das Nervensystem, so besonders leidet, in seiner Regsamkeit und Empfindlichkeit so sehr verändert wird. Es hebt mit Taubheit der Gefühle an und geht zum Stumpfsinn und zur stärksten Unempfindlichkeit fort. Es ist in den meisten Fällen eine innere Unbehaglichkeit mit Unkraft verbunden, die alle Classen von Trübsinn und Unthätigkeit durch bis zur völligsten Kraftlosigkeit und Verzweiflung aufsteigt. Den Charakter des vollendeten Aussatzes also bestimmen neben dem so sehr Chronischen, die Verwandlung der Haut und besonders der Fetthaut und Stumpfsinn, Unkraft und Trübsinn in allen ihren Stufen. Die Zergliederung des Knollbeins hat über die Natur des Knollens uns einiges Licht gegeben. Die rauhe, schuppige, äussere Haut war sehr verdickt, hart, scirrhös und fast knorplig. Ueber der Geschwulst im noch gesunden Beine waren die Blutgefässe sehr varikös ausgedehnt, und aus sonst kleinen grosse geworden. Die Geschwulst selbst war mit wenigeren, aber varikös ausgedehnten Blutgefässen durchwebt; auch waren nach Hendy die lymphatischen Gefässe oft sehr erweitert, ebenfalls zu Zeiten zerrissen. Die an einigen Stellen nur dünne, an anderen bis 2 Zoll dicke Fetthaut, zusammt Muskeln und Sehnen waren in eine Masse derben Speckes verwandelt, und diese feste Speckdecke lag äusserst fest an den Beinen des Fusses an. Man muss unterscheiden zwischen dem allgemein knolligen Aussatz, der eigentlichen Elephantiasis in Egypten, wo sie noch heimisch ist und dem vom V. beobachteten Falle, dem Knollbein und der Knollhand. Letztere sind oft ein Localaussatz, der auch im Fortgange und bis gegen das Ende daselbst seinen Sitz hat. Das Knollbein ist, obgleich Krankheit, doch auch zugleich kritischer Absatz des Aussatzstoffs, der sich vom Körper aufs Bein wirft. Daraus wird es begreiflich, wie ein Mann mit dem Knollbein und der Knollhand auch um so viel eher und mehr seine Frau oder seine Nachbarn nicht anstecken darf. Aber daraus zu schliessen: es ist Aussatz oder nicht; ist es Aussatz, so muss es anstecken, muss sich übererben, thut er das nicht, so ist das Uebel nicht Aussatz, das daraus zu folgern, ist grundfalsch. Obendrein ist unter den unreinen Krankheiten gerade der Aussatz der, welcher am wenigsten schnell und nur in einer gewissen Höhe ansteckt. Die gemeine Lustseuche, die Pians und Yaws stecken viel leichter an. Die vier Hauptarten des vollendeten Aussatzes sind daher: 1) Lepra nodosa, Elephantia totius corporis, der knollige Aussatz (das Knollbein, die Knollhand). 2) Lepra alba, Zaraah Mosis, Baradt Arabum, λευκη Graecorum. Verfasser hat selbst einen Fall in Hamburg beobachtet. Die daran leidende Frau war zwei Mal von Dr. Heise geheilt und hatte früher an der Lungensucht gelitten.

Durch den nachher entstandenen Aussatz war sie von dieser befreit. Das dritte Mal wurde sie durch Arsenik curirt und starb wahrscheinlich dadurch, dass sie eine zu starke Dosis genommen hatte. Paauw und Schreber halten auch die Cretins und Kakerlaken, die Linné zu einer eignen Art Menschenraçe erhob, für Aussätzige. 3) Lepra squamosa. Die Krimm'sche Krankheit, dahin gehört der räudige Aussatz und unter verschiedenen Namen beschriebene Formen. Der räudige ist eine vielgestaltete und, ich möchte sagen, excentrische Aussatzart 4) Der rothe Aussatz. Lepra rubra seu scorbutica. Hier ist die rothe Haut zugleich Symptom eines anderen Uebels. Aehnlich dem mal rouge in Gujana, der asturischen und der morgenländischen Rose, dem Pellagra".

Kritik und Polemik.

Hensler eröffnet unter den Classikern die Reihe dieser glänzenden ärztlichen Kritiker, deren negative Verdienste, die Wissenschaft vor Sectirerei und Systemsucht bewahrt zu haben, eben so gross sind, als ihre positiven, für jeden wahren Fortschritt mit allen Kräften und Mitteln in die Schranken getreten zu sein und mit That und Wort für ihn gekämpft zu haben. In der ärztlichen wie nichtärztlichen Welt beschäftigte damals die Inoculationsfrage in der aufregendesten Weise die Gemüther. Die Parteien, die eine für, die andere wider, standen sich aufs Schroffste gegenüber; die gesetzgebenden Körper bemächtigten sich sogar des Gegenstandes, und Parlamente erliessen schiedsrichterliche Aussprüche.

Es war nur zu natürlich, dass der für die Wahrheit enthusiasmirte Hensler mit allen Waffen seines Geistes für die Inoculation auf den Kampfplatz trat. Seine an das Parlament von Paris gerichteten Briefe über das Blatterbelzen sind eines der schönsten Denkmäler von Kritik, welche die medicinische Literatur aufweisen kann und darf, ohne Bedenken dem „Antigötzen" von Lessing an die Seite gesetzt werden. Wenn letzterer der Schöpfer der belletristischen Kritik ist, so darf man Hensler den Vater der wissenschaftlichen-medicinischen und der streng historischen Kritik nennen. Letzteren Terminus führte er zuerst ein. Wodurch er bei aller Schärfe seines Urtheils, bei allem Skepticismus, der sich nur vor Facta beugt, sich auszeichnet, ist sein grosser Conservatismus. Dieser wurzelte aber in seinem historischen Sinn.

Kritiker, die nicht zugleich Historiker sind, verfallen gar zu leicht in den Fehler, über ihr Ziel hinaus zu schiessen, und Pyrrhonisten zu werden. Hensler riss Nichts nieder als das, was die Wirkung der Zeit bereits zur Ruine gestempelt hatte; wo er zerstörte, baute er auch auf. Blinder Zerstörungseifer war seinem harmonischen Charakter fern. Seine Gesinnungen hat er in folgenden Worten niedergelegt: „Kaum ist eine naturhistorische oder eine chemische und anatomische oder auch eine medicinische Entdeckung gemacht, so soll sie auf Alles passen, Alles aufklären, und so wird ihr zu Gunsten Alles, was dazu nicht passt, schlechtweg geläugnet oder gar bespottet. Sind's Theorien; nun ja, die mögen eine der anderen Platz machen. Aber oft sind es Facta, denen man Facta entgegenstellt; es ist oft alte lange Erfahrung, die man vor Zeiten aus hundert Factis in Einen Aphorismus zusammendrängte, der man einen neuen Fall, eine Erscheinung, ein Experiment entgegensetzt und damit viel mehr Fälle und Erscheinungen oder erste unläugbare Folgen aus lange bewährten Factis, wo nicht untergräbt und zerstört, doch eine Weile unsicher macht. Am Ende stehen freilich die vorigen Facta nur als Ausnahme da. Die Wahrheit macht sich allendlich immer Tag, die Gegenfacta häufen sich; zuthun kann man die Augen nicht mehr, und dann muss man das Universaliren und die Erklärerei und das Spötteln obenein wieder verlernen. Man muss Facta

an Facta von Neuem anlegen und kommt zu anderen, meistens wieder zu alten Resultaten. Die medicinische Geschichte unserer Tage versieht uns mit Beispielen die Hülle und mit auffallenden. Ich dächte also, man unterliesse das, man gewöhnte schon den Jüngling, freilich neue Fortschritte der Kenntniss zu achten: aber alle Erfahrungen, wenn sie nicht Theorie sind, sondern auf Facta sich stämmen, nicht zu verschmähen; also im Urtheilen und Absprechen nicht so voreilig zu sein, alte und neue Facta in Coalition zu bringen und so das Resultat von beiden, freilich um einige Zeit später, aber dafür auch ein wahres bestandsames Resultat herauszubringen, das man nicht jedes Jahrzehnt zu reformiren nöthig hätte."

Wir verglichen vorher die Briefe über das Blatterbelzen mit den Lessing'schen Briefen gegen Götze. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich sowohl auf die Form als auf den Inhalt. Obgleich heut zu Tage kein wahrhaft Gebildeter wegen der Themata, über die Lessing mit dem Hauptpastor Götze in Streit gerieth, der Mühe werth halten würde, zu streiten, sondern ohne Weiteres zu den Lessing'schen Ansichten sich bekennen würde, so werden diese Anti-Goetziana doch stets die grösste Anziehungskraft auf Jeden äussern, der es liebt, den Kampf des Lichtes gegen die Finsterniss zu beobachten und zu verfolgen. Auch der Inoculationskampf, für den Hensler auf der Arena erschien, ist ein längst ausgekämpfter. Dennoch haben diese an das Parlament von Paris und den gelehrten Arzt Tralles in Breslau gerichteten Briefe ein bleibendes Interesse. Wenn man uns fragen sollte, welcher von allen Hensler'schen Schriften wir die Palme zuerkennen möchten, so würden wir unbedingt antworten: Diesen Briefen.

Ist auch der Gegenstand selbst wesenlos geworden, so wird dennoch unser ganzer Mensch von ihnen in Anspruch genommen. Man setze statt des Wortes „Inoculation" das Wort „Vaccination", und wir haben es mit einer Frage zu thun, die gerade in diesem Augenblicke ebenso die Gemüther beschäftigt als damals, vor mehr als 100 Jahren, die Inoculation. Beide Methoden haben in ihrem historischen Verlaufe die grösste Aehnlichkeit mit einander. Nachdem die Inoculation durch Lady Montague aus der Türkei nach Europa verpflanzt war, hatte man vierzig Jahre lang einen erbitterten wissenschaftlichen Krieg pro und contra geführt. Die geistige Aristokratie der Aerzte, die Blüthe ihrer Intelligenz hatte sich unbedingt für die Inoculation ausgesprochen, dagegen die Sectenhäupter und die medicinische Umsturzpartei, an deren Spitze de la Mettrie stand, im Bunde mit der bigotten lutherischen und katholischen Geistlichkeit mit allen Waffen des Jesuitismus gegen das Belzen kämpften. Keine Partei konnte sich den Sieg zuschreiben. Ein verhängnissvoller Augenblick trat ein, als das französische Parlament sich dieses Gegenstandes bemächtigte. Frankreich stand damals sowohl politisch als literarisch im Zenithe seines Ruhms; es war die Sonne, um welche die übrigen Staaten Europa's bloss als Planeten kreisten; namentlich aber Deutschland als Nachbarstaat befand sich in helotenförmiger Abhängigkeit. Wohl mochte es dem patriotischen Herzen Hensler's schwer ankommen, seine Briefe, statt an ein deutsches Parlament, an das französische zu richten. Aber es galt einer kosmopolitischen Sache; Frankreich vertrat damals die Welt und legte ihr Gesetze auf in Sachen der Kunst, Politik, des Geschmackes und der Wissenschaft. Schon einmal hatte das französische Parlament es sich herausgenommen, in Betreff der Wissenschaft die Rolle eines Areopags zu übernehmen, als es die Anwendung des Antimons verbot. Einem solchen etwaigen unmotivirten Machtspruche wollte H. vorbeugen; desshalb schrieb er diese Briefe. Dieselben sind mit einer ausserordentlichen Gelehrsamkeit verfasst, sie enthalten in nuce eine ganze Geschichte der Inoculation, sind gewürzt mit einer bi-

teren Ironie und beissender Satire, dabei athmen sie die edelste Freimüthigkeit, eine glühende Wahrheitsliebe und verrathen einen so scharfen Verstand, eine so glänzende Dialektik, einen solchen oratorischen Schwung und eine solche Schärfe und Klarheit des Urtheils, dass sie in formeller Hinsicht ein Modell für alle Zeiten bleiben werden. Bedenkt man ferner, dass H. vorher Theologe war, erwägt man, wie schwer es ist, die Eindrücke, unter deren Einfluss man viele Jahre gestanden hat, abzuschütteln, dann muss man sich über seine geistige Freiheit wundern, dann muss man erstaunen, dass es ihm gelungen war, die beschränkenden Dogmen der Cathederreligion gänzlich abgeschüttelt zu haben, so dass selbst in den Beziehungen, in welche die Ignoranz die Inoculation mit der Religion gebracht hatte, man ihm nichts von dem ehemaligen Theologen, sondern nur den Arzt, den Menschen anmerkt. Von jetzt an war der Sieg der Inoculation entschieden. Man kann wohl sagen, dass am Ausgange des vorigen Jahrhunderts die Sache der Inoculation in Deutschland so weit gefördert war, dass die meisten Intelligenten ihre Kinder inoculiren liessen.

Dass aber die Vaccination später in Deutschland so rasch in Aufnahme kam, dass sie als allgemein segensreiche Institution sich dort viel rascher verbreitete als in England, das verdanken wir hauptsächlich der vorausgegangenen Inoculation.

Aber noch in zweierlei Beziehungen sind diese Briefe für die Jetztzeit wichtig, es betrifft dies die von Hensler verfochtenen Principien. Einmal will er nicht, dass politische Corporationen wie Parlamente über hygienische Fragen, weder in positiver, noch in negativer Hinsicht entscheiden sollen, sodann will er nicht einmal die Aerzte selbst competent erklären, ein Urtheil in dieser Sache abzugeben. Er verlangt vom Staate einfach eine neutrale Stellung; die Zeit selbst wird über den Werth oder Unwerth der Sache entscheiden. Principiell können wir den Hensler'schen Standpunkt nur billigen. Aber es gibt Principien, die als reine Principien betrachtet, richtig sind; bewähren dieselben sich aber auch in der Praxis nicht, so ist damit keineswegs ihre Richtigkeit und Wahrheit verurtheilt; es wird nur dargethan, dass äussere Umstände so mächtig sind, so im Wege stehen, dass ein Princip als solches sich im Kampfe mit diesen nicht in seiner Thätigkeit entfalten kann. In dieser Beziehung ist der Aussdruck richtig: Principiis obsta. Und so können wir denn nur in bedingter Weise den Hensler'schen Grundsätzen in dieser hygienischen Frage uns anschliessen. Auch wir halten es für inopportun, dass politische Corporationen medicinische und hygienische Fragen discutiren; sie sollten weiter keine Competenz haben als die, durch diese etwa nothwendig gewordenen Gelder bewilligen oder verweigern zu dürfen. Im Uebrigen soll die Entscheidung darüber aber einem Parlamente von Aerzten zustehen, wie wir schon in unserer Schrift „die Medicinalreform auf der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Frankfurt 1867" hierauf gedrungen haben. Der allerdings rectificirenden Zeit können wir aber die Lösung solcher Fragen unmöglich überlassen.

Stets ist anzunehmen, dass für das wirklich Gute und Wahre eine Majorität von Aerzten sich finden wird. Die Beschlüsse einer solchen Corporation müssen vom Staate als Gesetz respectirt werden.

Die Staatsarzneikunde war zu Hensler's Zeiten erst im Entstehen begriffen. Gewiss ist sein Standpunkt, theoretisch betrachtet, der richtige. Dies Laisser aller kann und darf aber der Staat nicht dulden. Was würde im vorigen Jahre aus der Vaccinationsfrage im deutschen Parlamente geworden sein, wenn nicht diese Angelegenheit dadurch geklärt wäre, dass die besseren Aerzte längst für die Vaccination sich entschieden hätten? Und welch' ein hart-

näckiger Kampf musste trotzdem geführt werden! Waren nicht schon 74 Jahre verflossen, seitdem die erste Vaccination in Deutschland ausgeführt war? Obgleich nun gerade so wie damals alle Männer von wahrer Wissenschaft sich ebenso entschieden für die Vaccination ausgesprochen hatten, sahen wir nicht dennoch dasselbe Schicksal vor unseren Blicken sich entfalten? Dem zelotischen, damaligen pharisäischen Antioculisten de Haen entspricht der in therapeutischem Nihilismus seine Virtuosität suchende Hamernjk, den atheistischen de la Mettrie vertritt der Homöopath Nittinger. Und fanden wir nicht im Parlamente selbst, das Centrum, die Schwarzen, die Pfaffen im Bunde mit den Socialdemokraten, mit der äussersten Linken und der Fortschrittspartei? Gelang es nicht den vereinigten Bemühungen eines Löwe, Lasker und Mallinckrodt das proponirte Revaccinationsgesetz zu Falle zu bringen? Wäre ein deutscher Arzt, wie Hensler, damals für die Inoculation, mit einer so glänzend geschriebenen Schrift für die Vaccination jetzt an die Oeffentlichkeit getreten, die Regierung hätte ihren durchaus rationellen Entwurf sicher durchgesetzt! Insofern wird selbst in materieller Beziehung die Hensler'sche Schrift für die Zukunft stets ihren Werth behalten; denn sie ist mutatis mutandis eine ebenso überzeugende Philippica für die Vaccination.

Briefe über das Blatterbelzen, dem Parlamente von Paris gewidmet.

In der Zueignung sagt Hensler: „Aber etwas müssen Sie noch hören, es ist die Stimme eines freien Mitgliedes der gelehrten Republik, die es wagt, eine verehrungswerthe Gesellschaft selbst in der Zueignungsschrift an dieselbe zu warnen, da ein Schmeichler, ein Sklave sich in unumschränkten Lobsprüchen ergiessen oder doch wenigstens in artigen Wendungen Sie um Schutz und Gnade für die beschuldigte Inoculation anrufen würde. Ich sehe auch mit Ehrfurcht zu Ihnen hinauf und geselle mich mit Vergnügen zu den Vielen, die es voll Achtung und Bewunderung sehen, wie Sie unparteiisch die Gerechtigkeit handhaben, wie männiglich Sie ein Ungeheuer vertrieben und verfolgt, das, in der Larve der Religion, die Moral vergiften und dem Staate den Dolch ins Herz stossen wollte, der es in seinem Schoosse hegte und liebkos'te. Aber eben dies macht mich dreist. Wer frei zu reden wagt, sollte der nicht was Freies hören mögen? Ich wünschte, Sie hätten den Zwist der Gelehrten über das Inoculiren nicht vor Ihren Gerichtshof bringen lassen. Aber nun Sie es gethan, wünsche ich, Sie thäten keinen Ausspruch. In Sachen, so die Selbsterhaltung, die Ueberzeugung des Verstandes und des Gewissens betreffen, will jeder Mensch gern für sich urtheilen und erkennt kein Fremdes als des Allsehenden Urtheil an. Sie gehören nicht unter die weltliche Gerichtsbarkeit, können aus keinem Civil- oder Staatsrechte entschieden werden und erhalten durch Registriren nicht mehr und nicht minder moralische oder physische Güte. Ein anders belehrter Verstand und ein zärtliches Gewissen sind leicht zu empören und schwer zu besänftigen. Und dazu sind sie von Richtung und Model mannigfaltig, wie die ganze Natur. Sie werden laut gegen Ihr Urtheil protestiren, es falle aus, wie es wolle. Aber in einer Sache, die das Wohl und Wehe Vieler angeht, kommt es Ihnen, als Vormündern der Menge zu, ein Einsehen zu haben. So denken Sie ohne Zweifel, und der Gedanke ist Ihner würdig. Allein, werden auch Ihre Mündel in dieser Sache Ihr Talent gelten lassen? Laufen Sie nicht Gefahr, ein Gesetz zu geben, das nicht gehalten werden wird, gegen das dieser sein Gewissen und Jener den Ruf zur Selbsterhaltung aufführen kann? Und sollte es daher nicht gerathener sein, lieber keines zu geben? Es ist die alte Geschichte unseres Herzens, dass Verbote eine Sache anmuthig, und Vergünstigungen uns dieselbe gleichgültig machen. Werden Sie das Blatterbelzen erlauben, man wird deswegen nicht mehr und vielleicht noch weniger inoculiren? Werden Sie es verbieten, so werden es Ihre Landsleute mit den Inoculisten machen, wie die Protestanten in Langued'oc mit den Genfer Geistlichen. In den Provinzen wird man inoculiren und in Paris noch mehr, oder die Pariser müssten sich verläugnen. Und woher wollen Sie die Gründe Ihrer Entscheidung nehmen? Der Nutzen oder der Schaden sind der Gesichtspunkt, aus dem Obrigkeit und Geistlichkeit die sittliche und ge-

setzliche Seite der Frage bestimmen müssen, und der gehört vor den Gerichtshof der Aerzte. Dies haben Sie freilich eingesehen und wollen daher die Universitäten befragen. Thun Sie es nicht Ich bitte Sie. Die Gelehrten werden Sie in Labyrinthe von Zweifeln verwickeln; der reine bon sens wird aus seiner Richtung gelenkt werden, und die Wahrheit Ihnen nur mehr entwischen. Und wo wollen Sie die medicinische Wahrheit suchen? Ist sie in Padua zu finden oder in Cambridge zu Hause? Fragen Sie die Collegien der Londoner und Pariser Kunstverwandten. Wie misshellig werden die Stimmen sein! Sie wollen nicht irren und fragen Aerzte. Können dieselben nicht auch irren? O, urtheilen Sie nicht. Wir sind noch in der Höhe des Streites, und selten ist Jemand dabei so unparteiisch, so ganz gleichmüthig. Ich selbst, der ich mich nicht wenig bewache, fühle es bisweilen und fühle es ungern, das so leicht warme Herz ist auf beiden Seiten mehr oder weniger von der Partie, und da hat der kühle Verstand immer Noth, sich vorzudrängen. Die Zeit, die aufreibende Zeit, wird auch endlich diesen Krieg zernichten, und entweder wir Greise oder wir Kinder werden mit kälterem Blute und nach mehr Erfahrungen das grosse Urtheil sicherer fällen können. Sehen Sie indessen unserem Federkriege ruhig zu, und setzen Sie Ihr Ansehen für keine Partei zu frühzeitig auf's Spiel. Auf die Gewähr einiger Pariser Aerzte verboten Ihre Väter den Gebrauch des Antimons auf's Schärfste. Ich sorge, Sie, meine Herren, die Enkel derselben, haben es schon bei Quentchen und Unzen verzehrt. Verbieten Sie die Inoculation nicht, Ihre Enkel möchten sich inoculiren lassen."

In der Vorrede sagt er: „Die Frage über den Werth des Belzens ist an sich so einfach als es eine jede Erfahrung ist. Spart die Kunst Mehrerer Leben, als es bei dem natürlichen Lauf zu geschehen pflegt? Das ist eigentlich Alles. Wir sind sinnreich gewesen diese Frage zu verwirren, und der Affect hat ja wohl uns hier sinnreich an Zweifel und dort sinnreich an Ausflüchten gemacht. Man kann diese Frage indessen doch wohl, ungeachtet ihrer vielen Zweige, in einer gewissen Ordnung vortragen. Ich habe sie, wie ich glaube, zu beachten gesucht. Auf die historische Einleitung von der Pockenkrankheit, den Verwahrungsmitteln dagegen und eine Kritik darüber folgt billig die Frage: Sind denn die Pocken wirklich so allgemein und wirklich so gefährlich, dass man Ursache hat, dagegen sich zu bewahren? Ist dieses ausgemacht, so legen die Geschichte und die Listen ein gültiges Zeugniss für den Nutzen des Belzens ab. Weiss ich denn noch überdem, dass dieser Handgriff an sich unschädlich sei und auf gewisse Art für einen zweiten Blatteranfall hinreichend sichere, so bin ich im Stande, die politische und moralische Seite des Streites zu bestimmen. Ich habe dabei oft das unbillige Verfahren eines Mannes rügen müssen, den ich wirklich verehre, den ich gern lese, so oft sein Werk nur nicht die Frucht seiner unseligen Streitbegierde ist. Bisweilen, wenn ich den blinden Affect so sehr aller Ueberlegung vorwalten sehe, bin ich wirklich etwas entrüstet worden; aber die Person des Schriftstellers, so weit es die Sache liebt, habe ich immer unangetastet gelassen und habe ich mich nicht leicht ausser meiner Streitfrage gewagt. Aber war dies Pflicht, so war es auch ebenso sehr Pflicht, dass man in Prüfung der Sachen die nöthige Schärfe erweise, dass man keinen Paralogismus übersehe, weil ihn ein grosser Mann gemacht, dass man eine elende Sache elend nennte, gesetzt auch, dass sie aus der Feder eines berühmten Gelehrten geflossen. Das letzte ist um so viel nothwendiger, wenn ein solcher Mann sonst was Besseres liefern kann. In der Republik der Gelehrten gibt es keine Gerichtsbarkeit, die den ehrlichen Namen der Zunftgenossen rettete und eine Verläumdung ahndete. Die Kritik ist unser Gericht, und die Geissel der Kritik unsere Strafe. Ueber die ist Niemand weg, wenn er auch erster Professor und von allen Akademien Mitglied wäre."

Erster Brief. Die Pocken werden ausgezeichnet mit hippokratischer Treue beschrieben. „Die Verwahrungsmittel aus den Apotheken haben sich als unzulänglich erwiesen. Zu den künstlichen Erweckungsmitteln gehören: 1) Das Einreiben, wie es in Wales Mode ist, 2) der Blatternstich mit der Nadel im Orient, 3) das Zugpflaster, 4) das Blatternfontanell am Arme oder Schenkel, eine ursprünglich tartarische und griechische Erfindung und auch die beste Art."

Zweiter Brief. „Die vorgeschlagenen Mittel sind so verschiedener Natur, dass die Gewissheit ihrer gerühmten Kräfte und ihre Allgemeinheit schon dadurch verdächtig wird, ob ich gleich die Treue ihrer Zeugen nicht in Verdacht ziehe. Wenn auch der erfinderische Fleiss ein Mittel erränge, das uns in jeder Epidemie

vor Ansteckung bewahrte, ich weiss nicht, ob ich es so sehr wünschen und den Gebrauch desselben so leicht rathen würde. Man kriegte ja darüber die Pocken selbst nicht und Pocken zu haben, halte ich für einen Vortheil, wenn man sie nur gelinde und glücklich hat. Ich, der ich den Maulwurf nicht, nicht den Schmetterling, nicht die Spinne, ohne wichtigen Nutzen im Ganzen wühlen, flattern und kreuzen glaube, eben ich glaube auch nicht, dass ohne so heilsame Absichten die Pocken in den letzten 1000 Jahren die Welt durchwandern. Desshalb sollte man sich alles Suchens nach Specificis enthalten und von den Aerzten nur verlangen, dass sie uns gelinde durch die Pocken hülfen. Es ist kein unbeträchtlicher Vortheil, wenn man die Natur eines nahen Uebels voraus wissen kann. Rousseau will seinen Emil nicht inoculiren lassen, weil die Natur besser inoculirt. Aber doch dies dünkt ihm ein Vorzug der Kunst: erweckt man die Pocken, so hat man doch den Vortheil, sein Uebel vorher zu sehen. Die zufälligen Ursachen sind nicht selten die Veranlassungen des Blatterntodes. Auch werden wir in der Kindheit eher gelinder blattern, als wenn wir erwachsen sind. Durch die Vorbereitung kann ich unläugbar viele der Ursachen heben, wodurch die Pocken gefährlich werden. Dem Feinde, der mich unvermuthet überrascht, werde ich leichter unterliegen, als wenn ich mich vorher rüste. Die Ansteckung geht durch den Speichel und Odem zu den edleren Theilen. Der friesische Bauer, der seinem Sohne die Pocken in Bier gab, verursachte dadurch den Tod desselben. Die Inoculation hat daher den Vorzug, dass das Gift aus der Luft nicht in die ersten Wege und in die Lunge kommt. Bei der Inoculation wird es in unedlere, unter der Haut liegende Theile gebracht, bevor es ins Blut dringt. Bei den künstlichen Blattern sind die edleren Theile minder behaftet."

Dritter Brief. „Wenn wenige Menschen den Pocken entrinnen, so hat ein Jeder Ursache zu sorgen, dass er sie so gelinde als möglich kriegt. Thatsache ist, dass man fast allgemein blattert. Auch die Alten läugnen dies nicht, wie de Haen behauptet. Seine Alten sind: Fernel, Borellus, Michaelis, Mauriceau, Ettmüller, Junken, Cranen, Blankard und Bartholin, die Neuren: Helvetius, la Mettrie, Oosterdyk, Schacht und Violante. Sie behaupten aber nichts Anderes, als dass nicht alle Menschen die Pocken kriegen, dass sie keine nothwendig allgemeine Krankheit sei. Dass dagegen fast alle Menschen die Pocken bekommen, haben schon Isaac, Rhazes, Avicenna, Abenzoar, Averrhoes, Fracastorius, Mercurialis, Forestus, Dodonäus, Sennert, Primerosius, Diemerbroek, Sebitz, Riverius, Tulpius, Sorbait u. A. behauptet; ausserdem Paräus, Willis, Pechlin und Lister. Das ganze Feuer unseres de Haen für die Alten, die Lust und Zierde ihrer Zeit, hat leider also vergeblich gelodert! Aber wenn es nicht die Aeltesten sind, so sind es vielleicht an Menge und Würde überlegen? Auch dies nicht. Für die Allgemeinheit der Pocken stimmen noch Junker, Hahn, Mead, Scardona, Rosen, Ludwig, Sydenham, Boerhaave, Freind, Hoffmann, Heister, Werlhof und Sidobre."

Vierter Brief. „Wenn die Blattern nicht eine ziemlich allgemeine, und wenn sie nicht eine nur gar zu oft gefährliche Krankheit sind, so braucht es keiner Inoculation. De Haen hat daher die Gefahr der Blattern vermindert. Im Haag sind ihm von 220 nur 5 gestorben." Verfasser beleuchtet einzeln die Citate, die de Haen für die Gutartigkeit der Pocken anführt und beweist das gerade Gegentheil. Er citirt nun die Berichte seiner Gewährsmänner und zieht dann folgenden Schluss daraus: 1) „Es ist wahr, es gibt einige gelinde und einige sehr tödtliche Epidemien. Der Hauptgrund liegt wohl in der Witterung. Eine feuchte und kalte Luft verdichtet die Haut und verschliesst die kleinen Oeffnungen der Ausdünstung. Eine beträchtliche Hitze macht unsere Säfte zur Schärfe und Fäulniss geneigt. 2) Es gibt unläugbar schlechte Aerzte, die weder den Geist der Bemerkung besitzen, noch die richtige Anwendung machen, die daher ihre Wege mit Leichen bezeichnen. Auch sie sind eine Quelle von schlimmen Pocken. 3) Es kommt sehr auf die individuelle Beschaffenheit des Körpers an. 4) Ich bin selbst ein wenig von der Paradoxie Stahl's in Absicht auf die Heilsamkeit der Krankheiten und besonders der Fieberbewegungen angesteckt; viele Krankheiten sind von der Vorsehung bestimmt, geheime Schäden der inneren Theile zu verbessern. Die Heilsamkeit vieler Krankheiten steht fest, aber ihre Gefahr auch. 5) Es gibt so gütige Epidemien, dass man nichts oder wenig zu brauchen nöthig hat. 6) Es ist eine im Ganzen wahre Bemerkung von de Haen, dass auf dem Lande weniger als in den Städten

sterben. 7) Es gibt ferner Epidemien, die von der Mittelgattung sind, die, bei einer guten Behandlung, wenig, bei einer schlechten aber sehr tödtlich werden. 8) Ist beides, die Epidemie und die Heilart der Blattern, jene oft so misslich und diese oft so unzulänglich, warum soll ich nicht ein Mittel gebrauchen, das mich noch mehr sichert, das mir, um wenig zu sagen, gelinde Blattern nicht härter und arge doch milder macht?'

Fünfter Brief. „Ich habe Ihnen schon gezeigt, das Blatterbelzen sei ein Kind der Verzweiflung, da man gesehen, dass man dieser Krankheit so schwerlich entrönne. Man findet die Spuren davon bei sonst unwissenden Völkern, die wir Europäer zu den Barbaren zählen. Condamine sagt, man habe schon 1537 auf Cephalonien inoculirt. Montague führte es zuerst ein. In Hannover trugen Hugo und Werlhof zu ihrer Aufnahme bei, in Bremen Gondela, Runge und Duntze. Von 100 in Bremen Inoculirten starb keiner. Boyer hat es in Frankreich empfohlen. Auch der Abt Condamine war dafür." Verf. gibt dann eine vollständige Geschichte der Inoculation in Europa.

Sechster Brief. „Wer da gesagt hat, die Frage über den Nutzen des Belzens sei im Grunde bloss arithmetisch, der hat allerdings Recht gehabt. Exemplo regimur. Aus einer Liste von Süssmilch, die das Verhältniss der gesammten Sterblichkeit zur Blatternsterblichkeit darstellt, geht hervor, dass von 1000 : 92½ in Europa starben. Dagegen stirbt von den natürlichen Pocken 1 von 11, von den Inoculirten 1 von 174, Diese Listen sind Trophäen der Inoculation."

II. Theil. Vorläufiger Brief an Herrn Tralles in Breslau.

„Der Quell Ihres Zweifelmuths liegt nicht in dem zweideutigen Nutzen, sondern in Ihrer Constitution und Ihrem Charakter. Dieser ist schön und jene ist hysterisch. Aus diesem stammt es her, dass Sie Anderen so viel Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zutrauen als Sie selbst besitzen. Sie glaubten, dass es de Haen so um die Wahrheit zu thun sei, wie es Ihnen ist, dass er richtig erzählte, richtig dächte und richtig schlösse. Ich unterscheide den lehrenden und streitenden de Haen. Jener klärt Wahrheiten auf, dieser verdunkelt sie. Jener macht der Arznei Ehre, dieser gibt ihr die Staupe. Sollte es ihm gelingen, in unserm Weltalter verschiedene Sätze zu zertrümmern, die wir für Ehrensäulen unserer Zeit halten, so würde er, wenn er nichts anderes geschrieben hätte, bei den Nachkommen für einen Herostratus im Reiche der Gelehrsamkeit gehalten werden. Aber auch er schreibt und streitet für die Wahrheit. Das werden Sie mir sagen. Ich will nicht sein Verfahren gegen andere Gelehrten in anderen Streitigkeiten rügen. Die Chronik von Wien weiss noch mehr als gedruckt ist. Es setzt sonst seinen polemischen Charakter ziemlich ins Licht. Aber wenn man auch dies nicht, auch nicht die geheime Geschichte seines Hasses gegen das Belzen wüsste, so trügen doch seine Schriften selbst ein Gepräge, woran man den heissen Affect und nicht die kühle Wahrheitsliebe entdeckt. Wenn Sie bei Jemandem verdächtige Gerüchte, wenig beweisende Nachrichten, verstellte Zeugnisse, falsche Consequenzen, unächte Moral, hier unter der Maske von Wahrheitsliebe und dort von Scheinheiligkeit, allerwärts aber mit rhetorischem Prunke vorgetragen finden, fangen Sie dann nicht an, ich sage nicht allemal von dem Auctor, sondern von den Stunden, worin er geschrieben, zweideutig zu denken? Es ist wahr, ich ehre die sanfte Manier, die in Ihren Streitschriften herrscht. Sie sind liebenswürdig, selbst wenn Sie streiten. Aber wir sind nicht Alle aus einem Stoffe gebildet, nicht Alle gleich sanft und weich gemodelt. Ich suche auch die Wahrheit, wie Sie, aber mein Blut wallt mehr, und mein Herz schlägt stärker. Wo Sie weinen, eifere ich, wo Sie ein stilles Vergnügen beschleicht, da werde ich ganz Freude, und wo Sie eine Thorheit mit Erbarmen ansehen, da kann ich des Spöttelns mich nicht enthalten. Sie schonen eine seichte Stelle, weil sie ein sonst verdienter Mann geschrieben hat, und müssen Sie eine Sottise oder Unwahrheit rügen, so geht ein Prologus von Lobeserhebungen vorher. Das kann ich nicht. Ich nehme das Buch, wie es ist und sehe nicht erst auf dem Titel zu, ob es ein Leibmedicus oder ein Dorfarzt geschrieben. Ich muss schwarz schwarz nennen und bezeuge meinen Unwillen so gut gegen ein Mitglied von 20 gelehrten Gesellschaften, als ich ihn gegen einen jeden Anderen bezeugen würde, der aus dem Pöbel ist, oder ähnlich handelt."

Siebenter Brief an Herrn Tralles. „Man hat es den Inoculisten immer sehr gut genommen, dass sie ihre Fehler aufgezeichnet, ihre Todten und schweren Kranken angemerkt und daraus Cautelen gezogen haben, die Resultate

von Erfahrung waren. Aber wie muss es uns kränken, wenn man aus unseren eigenen Schriften einige wenige unangenehme Zufälle aussondert und mit den stärksten Zügen als Schreckbilder aufstellt. Viel anders ist man nicht mit uns umgegangen, de Haen wenigstens nicht. Auch Sie sind nicht ganz frei davon, würdiger Tralles, obgleich Sie auch hierin Ihrem schönen Charakter nicht unwürdig verfahren. Einige Zweifel betreffen die Vorsicht vor dem Belzen, andere gehen auf den Verlauf und auf die Folgen der durch die Kunst erregten Krankheit. Bei einer Epidemie darf man nicht inoculiren. Regeln, das sage ich, bei den zahlreichen Vorwürfen, die man uns über unsere Regeln macht, ein für allemal. Regeln sind nützlich und nöthig: aber sie sind nicht allezeit möglich. Blutlassen, Brechen, wie oft wird es indicirt, und wir dürfen nicht; wie oft wird das contraindicirt, und wir müssen es doch thun. Wir sind kaum aus den Schulen gekommen, wo man die Regeln lehrte, so müssen wir in der Ausübung sie übertreten oder sie einschränken. Es ist nichts in der Welt allgemeiner als das Gesetz, dass nichts allgemein ist. Dies macht in der Moral die Collision der Pflichten, die in der Theorie sehr schwer und in der Praxis so leicht ist, wenn man einen gesunden Verstand und aufrichtiges Herz mitbringt. In anderen praktischen Wissenschaften ist oft eben der Contrast von Vorschriften. Aderlassen schwächt und stärkt beides. Die Regeln bleiben desshalb immer in ihrem Werthe, wenn man sie auch nicht ausüben kann. Denn alle Regeln mit Unterschied und mit Beurtheilung anwenden ist auch eine Regel, und zwar ist es die erste".

Achter Brief an Herrn Tralles. „Die Cautelen sind übertrieben worden. Ein jeder Schmerz und jede leichte Unpässlichkeit sollen abhalten, das Belzen zu versuchen. Sie wissen ja, wie das menschliche Herz ist, es geräth immer von einem Abwege auf den andern. Ehemals belzte man Alles vor der Hand weg, was vorkam und Lust hatte, und man impfte zuweilen, wie Mead sich ausdrückt, ungesunden Kindern tödtliche Pocken ein. Die Vorsicht kam nachher billig an den Platz der Verwegenheit: aber sollte man sie wieder nicht übertreiben und die Praxis mit verschiedenen unnöthigen Regeln belastet haben? Wenn viele wahr sind, so können doch einige falsch sein; stützen sich einige auf hinreichende Erfahrungen, so möchten doch wohl andere von zu wenig Fällen abstrahirt sein. Und spürt ein Geist es aus, der etwas Feuer hat, dass man ein wenig zu weit gegangen, hat er noch dazu ein Gesetz glücklich überschritten: so tritt er die ganzen Pandecten mit Füssen. Ich prophezeie dies nicht. Es ist bereits in Erfüllung gegangen. Verschiedene fangen an, alle Gesetze wegzuwerfen, weil man uns damit zu überladen anfing. Gatti erklärt kurzaus unsere meisten Regeln für Pedanterie, er inoculirt ziemlich ohne Unterschied weg, was einen reinen und sanften Odem hat, dessen Haut weich und schmeidig ist und bei dem eine Ritze geschwind und gut narbt. Ich gebe es zu, bei wirklichen Krankheiten zu inoculiren sei Unsinn, selbst bei geringen, aber dauern sie denn beständig? Sind diese Mängel nicht zu heben? Einige Fehler bedürfen einer gewissen Höhe, ehe sie das Belzen contraindiciren. Einige sind auch vornehmlich nur einem gewissen Alter eigen. Auch die Vorbereitung zum Belzen ist übertrieben worden. Der grösste Fehler war der, dass man einen Vorbereitungsact haben wollte, der für Alle gerecht sein sollte. Es bedarf aufs Höchste eines Laxans', oder, bin ich vollblütig, eines Aderlasses."

Neunter Brief an Herrn Tralles. „Mead, sagen Sie, Condamine und Tissot stellen die Zufälle vor dem Ausbruche der gebelzten Pocken sehr gelinde vor; Andere führen eine andere Sprache. In ersteren sehen Sie den medicinischen Arithmeticus, der, ohne genau zu zählen, aus ungefähren Rechnungen die Gefahr der künstlichen Krankheit im Grossen überschlägt und schätzt. Mead und Tissot behaupten, dass nach den geimpften Pocken selten oder gar nicht das so sehr gefürchtete zweite Fieber erscheine. Aber bisweilen ergötzt es mich, wenn ich die pandurische Manier ansehe, wie die Feinde des Belzens ihren Krieg dagegen führen. Kaum sind sie von vorn abgewiesen, so machen sie eine Caprole herum und sind uns im Rücken. Jetzt macht man uns aus diesem Fehler des zweiten Fiebers einen Vorwurf. De Haen sagt, wir können uns des Blatterntodes entweder durch Belzen oder eine vernünftige Curart erwehren. Auf beide Arten stirbt einer von 40, und hieraus schliesst er, ist wenigstens das Belzen überflüssig, weil ich mit der guten Methode ebenso weit komme. Ich habe von einer vernünftigen Methode gewiss hohe Begriffe, aber wie viele Fälle sind nicht, wo wir doch

ät derselben nicht durchkommen, wie viele, wo wir sie nicht einmal anbringen können".

Zehnter Brief. „Sobald wir streitbaren Gelehrten in Europa anfingen, den schon länger als vierzigjährigen Inoculationsstreit zu führen, der sich auch schwerlich durch den Pariser Congress wird enden lassen, so fing man auch an, mit folgenden Gründen das Belzen zu bekämpfen: „Wenn auch Alles wahr ist, was die Freunde des Belzens erzählen, was wird es auch helfen, das Belzen sichert doch nicht vor dem Anfalle der natürlichen Pocken". Das ist nun freilich ein wichtiges Motiv. Sich in ganzer Haut eine Ritze machen zu lassen, ohne dass man Nutzen davon hat, ist selbst bei denen etwas Fürchterliches, die sonst nur Ritzen von ungefähr nicht mochten. Man sollte indessen seinen Satz beweisen. Da hiess es nun, die künstlichen Pocken sind keine wahren. Das behauptete sogar Freind. Nachher hiess es freilich: Die künstliche Ansteckung ist nicht allein eine wahre, sondern nach de Haen eine schärfere. Aber da man die natürlichen Pocken zweimal bekommen kann, warum sollten denn die künstlichen mehr Sicherheit geben? Wenn de Haen auch behauptet, dass es sehr oft eintreffe, dass Jemand die Pocken zweimal bekomme, so fehlen doch die Beweise. Fast alle Aerzte haben bis dahin geglaubt, man blattre nur einmal. Derselben Ansicht sind Sydenham, Mead, van Swieten, Werlhof, Heister u. s. w. Das Artigste hiebei ist, dass de Haen etwas grob zu sein, der Wahrheit für zuträglich hält. In der Vorrede zu seiner Schrift: „die Reizbarkeit" sagt er, er schreibe härter und nachdrücklicher, als die jetzigen Sitten es gestatteten, aber er wäre besorgt, dass sonst der Stärke seiner Gründe etwas abgehen möchte. Und wahr ist es. Wenn man seinen heissen Stellen das Feuer nimmt und sie richtig betrachtet, so ist es überaus schwach, was er seine Gründe nennt. Jedoch de Haen citirt eine Menge Fälle. Das fällt freilich in die Augen. Aber im Vertrauen kann ich Ihnen sagen, dass es de Haen mit seinen Zeugnissen geht, wie gewissen haberechtigen Geschöpfen mit ihren Gründen Unter 100 sind nicht 10 wahr. Erfahrungen ist ein Wort, das jeder Arzt mit Achtung denken und mit Demuth verehren muss. Aber sie gehören mit ins weite Feld der Geschichte, und da gibt es eine historische Kritik, die nicht nur ihre festen Regeln, sondern auch einen sicheren Geschmack, einen gewissen scharfen Blick hat, der die Fabel geschwind ausspäht, wenn sie gleich in eine Maske von Erfahrungen eingehüllt ist".

H. kritisirt dann die einzelnen Fälle und setzt de Haen's Leichtgläubigkeit ins Licht. Oft sei es auch schwer, die ächten Pocken von den unächten zu unterscheiden und daher rühren manche Verwechslungen.

Eilfter Brief. „Gibt es aber doppelte Pocken, wie es wirklich gibt, und sind die künstlichen: wahre Pocken, so können auch sie nicht die Inoculirten vor einem nochmaligen Anfall sichern. Der Schluss ist richtig. Also ist wohl das Inoculiren vergeblich? Das sei fern. Sollten denn nach dem Belzen die Pocken leichter wieder kommen als nach den sogenannten natürlichen? Hier muss ich schon ohne Umschweife antworten: das Meiste, was erzählt wird, ist falsch". Alle darauf sich beziehende Fabeln werden nun kritisch untersucht. H. fährt dann fort: „Hier muss Röderer's erwähnt werden Er war ein wahres Genie, der nur Neues dachte; und was er auch Altes dachte, mit einer neuen und ihm eigenthümlichen Wendung schrieb und sagte. Dennoch liebte er Geheimmittel. Sein Lieblingsgedanke beim Belzen war: er wollte zwar inoculiren, aber durch die Vorbereitung den Körper in eine solche Disposition setzen, dass derselbe zwar das Pockengift empfinge, dass es ihn durch und durch durchwanderte, aber den specifischen Blatternausschlag nicht hervorbrächte, sondern durch andere Krisen, vornehmlich durch Schweiss und Urin wieder aus dem Körper verschwände. Er gebrauchte dazu ein Mittel, das er geheim hielt. Seine wahre Composition wusste nur sein Freund Büttner".

Zwölfter Brief. „Selbst die Religion ist in den Streit über die Inoculation mit hinein geflochten worden. Man hat sie für ein Zeugniss von Mangel des Vertrauens auf Gott ausgegeben. Man hat gesagt: Es hiesse einen Eingriff in die Rechte und Vorsehung Gottes thun, Gott vorschreiben, Gott versuchen wollen. Auch de Haen wirft die Frage auf: Ist es vor Gott erlaubt zu inoculiren? Grosse und erleuchtete Geistliche aller Kirchen haben diesen Causalpunkt bejaht; de Haen läugnet aber denselben". Nachdem H. ihn einzeln widerlegt, schliesst er: „Wir sind es schon gewohnt, dass Gott und der Teufel für unsere Affecte aufgeboten werden. Die Affecte setzen selbst in gelehr-

ten und aufgeheiterten Zeitaltern die Seele in eine Art von Barbarei zurück, die wir sonst nur vorigen Säculen zur Last legen; und bekanntlich, nachdem die Unwissenheit noch in Gegenden oder Zeiten grösser ist, nachdem werden Gott und seine Heiligen, der Teufel und seine Engel auch immer häufiger in die menschlichen Dinge mit eingeflochten. Ein Franzose, Blondel, der im vorigen Jahrhunderte die Fieberrinde anfocht, schrieb auch ohne Bedenken die Kraft derselben einem Bündnisse zu, das die Amerikaner mit dem leidigen Satan gemacht. Gott bewahre denn de Haen und alle uns anderen medicinischen Sünder vor der China, dem Quecksilber und allem dem Andern, das Sirach nicht mit gelobt, und der heilige Lukas nicht verschrieben hat!"

Dreizehnter Brief. „Sie wissen, wie ich denke. Lass uns lachen, wo wir können und ernsthaft sein, wo wir müssen. De Haen und die Inoculisten sind über zwei Punkte hauptsächlich uneinig: 1) Was ist der Erkenntnissgrund, woraus ich die Moralität des Belzens zu beurtheilen habe? 2) Ist die Handlung selbst etwas, so einem Christen unanständig ist, der eine göttliche Schickung in menschlichen Krankheiten annimmt? Der Grund, woraus die Moralität des Belzens zu bestimmen ist, sagt Tissot, ist sein physischer Nutzen. Behüte Gott, sagt de Haen, soll das Physische die moralische Seite bestimmen? Mit nichten. Man setzt nicht selten und doch sehr unbillig das physisch Gute dem moralisch Richtigen entgegen, und für mich ist ihre Harmonie eine meiner Lieblingsbetrachtungen. Health depends on duty's call. Eine Sittenlehre aus physischen Dingen ist kein Unding. Moralisches Recht und physisches Wohl sind so ineinander geflochten, dass physischen Uebeln und Gütern Motive der Moral gebühren; und wiederum die sittliche Rechtschaffenheit, die immer, wenn sie ächt ist, mit Klugheit gepaart sein muss, von äusserlichen und selbst körperlichen Vortheilen die Quelle wird. Im gegenwärtigen Falle besonders ist der körperliche Vortheil vollends der ächte Grund der moralischen Erlaubniss. Die vernünftige Selbstliebe ist einer der ersten Grundsätze der gesunden Moral und des lauteren Christenthums. Ein Zweig davon, die körperliche Erhaltung ist daher eine moralische Pflicht. Wer den Zweck will, will auch die Mittel. Und wenn er noch dazu zugesteht, dass die Klugheit das Mittel an die Hand gibt, so ist es eben desswegen ein zweckmässiges und, wenn Gott den Zweck, die Erhaltung des Lebens will, selbst ein Gott gefälliges Mittel. Will der Verfasser disputiren, so kann er Zweck und Mittel unterscheiden und sagen, ein guter Zweck legitimirt das Mittel nicht: aber er muss nur nicht zugeben, dass die Klugheit das Mittel an die Hand gebe und dann noch dagegen disputiren. Ich eile jetzt zur zweiten Frage, ist in dem Belzen etwas, das einem Christen unanständig ist, der eine göttliche Schickung in menschlichen Handlungen annimmt? In dem Sinne, dass Gott die liebreichsten Absichten selbst mit der Krankheit des Menschen habe, nehme ich den Ausdruck an: Gott schickt die Krankheiten u. Ich nehme vier Classen von Krankheiten an: natürliche, epidemische, ansteckende und verschuldete, die nichts als körperliche Folgen einer moralischen Nachlässigkeit sind. Oft vermischen sie sich. Die menschlichen Krankheiten sind in ihrer entfernten Anlage durchaus göttlich, in ihren näheren Ursachen gemischt und in ihren Veranlassungen meistens menschlich. Was kann denn Ungöttliches darin stecken, wenn wir uns die Pocken durch die Kunst erwecken? Was kann ein Eingriff in die göttliche Schickung sein? Dass ich eine Krankheit erwecke? Oder dass ich es zu einer gewissen Zeit thue? Oder dass ich es selbst thue? Wie, wenn aber die Krankheit ein Mittel ist? Und das ist sie, wie unsere meisten Mittel in der Medicin kleinere Krankheiten sind, die wir grösseren entgegensetzen. Krankheit, Krisis und Mittel sind relative Begriffe. Ein Durchfall, ein Erbrechen, eine Wunde, ein Fieber sind Krankheiten. Eine Purganz, ein Vomitiv, ein Fontanell und eine schweisstreibende Arznei sind Mittel. Die Natur bricht oft durch freiwillige Durchläufe, Brechen, Schweisse, durch Abscesse selbst die Krankheit, und da heisst das die Krisis, was bei der Kunst ein Hülfsmittel, und wenn es allein oder sehr den Körper belastet, Krankheit heisst. Und doch ist jenes in seiner Natur auch Krankheit, es mag von der Hülfe der Natur oder dem Doctor herrühren und kriegt nur einen anderen Titel, nachdem es zu anderen Absichten gebraucht wird. Und sollen Titel uns schrecken? Wenn also das Belzen macht, dass ich die Pocken gelinde überstehe, so hat es all die Verdienste, die ihm den Anspruch auf den Namen einer Cur erwerben können. Darf ich die Krankheit zu einer mir beliebigen Zeit erwecke? Wann mag denn Gottes Zeit

dazu sein? Müssen wir etwa zu den Pocken ein gewisses Alter oder eine bestimmte Reife haben? Warum soll ich es denn nicht selbst thun? Kann ich Gott dadurch beleidigen, dass ich eine Krankheit gelind zu überstehen suche? Glauben Sie nicht, dass ich es Jemandem zur Sünde hinaufschrauben will, wenn er sich und seine Kinder nicht inoculirt. Um aller Welt möchte ich so wenig einen Staats- als Religionszwang daraus machen und vor allem Andern schaudert mich vor einer jeden Beherrschung des menschlichen Vertrauens und des menschlichen Gewissens. Wir wollen nur die Rechte unseres Gewissens ungekränkt wissen".

Vierzehnter Brief. „Den Staat und die Verweser des Staates, die billig ein Augenmerk auf das Leben des Menschen haben müssen, interessiren hauptsächlich in Ansehung des Belzens 3 Fragen: 1) Kann ein Bürger sich selbst, 2) kann er seinen anderen Mitbürgern dadurch Schaden zufügen, 3) werden dem Staate nicht dadurch Kinder entrissen, die noch als Jünglinge oder Männer demselben hätten dienen können? Der Staat kann den Arzt fragen, tödtest du durch's Belzen auch mehr, als die natürlichen Pocken thun würden? Davon muss der Arzt dem Staate Rechenschaft geben; aber, wo dies dem Arzte nicht zur Last gelegt werden kann, muss der Staat ihn unbehelligt lassen. Sie wissen, Krankheit, Krisis und Mittel sind relative Begriffe, deren Grade, Gebrauch und Nutzen wohl, aber deren Wesen nicht unterschieden ist. Sobald ich also beim Belzen eine niedere Sterblichkeit erweise, bin ich mit dem Staate fertig. Die Anklage lautet: „Die Inoculisten können schwerlich die gegründete Muthmassung ablehnen, dass mehrere durch Belzen als auf dem natürlichen Wege angesteckt werden. Gift, Tabacköl, wenn sie unmittelbar dem Blute oder durch eine Wunde beigebracht werden, tödten in der kleinsten Quantität früher oder später, während Taback geraucht und Gift im Weine oder sonst durch den Mund genossen, nicht schaden". Es ist aber durch mehr als 1000 Exempel bewiesen, dass Blatterngift durch eine Wunde äusserlich beigebracht, gelindere Pocken erwecke, als wenn es mit Speichel und Odem eingeschluckt wird. Ist es zwar wahr, wenn ich ein Mittel zu meiner Erhaltung weiss, das Andere auch brauchen können, aber nicht wollen, so bin ich nicht verpflichtet, desswegen, weil ihnen ein Schaden daraus erwachsen kann, den sie doch im Stande zu vermeiden wären, mich selbst eines gewissen Vortheils zu berauben. Aber 1) mein Vortheil ist ziemlich gewiss, und Anderer Schaden ziemlich vermeidbar und ungewiss. 2) Wenn ich durch Belzen die Pocken in ein Land einführte, das diese Geissel noch nicht kennt, so wäre es strafbar, aber wo ist unter uns das Reich, wo sie nicht ihre Herberge suchen? Was Disposition hat, wird doch früher oder später angesteckt, was sie nicht hat, kriegt sie durch mich auch nicht. Das natürliche und künstliche Gift sind von einem Stoffe. Wen jenes nicht ansteckt, dem hat dieses auch nichts an. Darin steckt also der Schaden nicht, dass dieser oder jener durch mich gewisser blattert, höchstens ist das der Schaden, dass er durch meine Schuld früher blattert. 3) Und ist das ein Schaden? Würde ich meine kleine Welt um mich anstecken, die sonst erst nach etlichen Jahren blattern würde, so ist entweder die Erfahrung falsch, dass man in der Kindheit besser als erwachsen blattere, oder ich thue eher meinen jungen Nebenmenschen einen Dienst als etwas zu Leide. 4) Worin liegt es aber, dass Einige schlimmer, Andere milder blattern? In der Constitution eines jeden Körpers. Die englischen Listen beweisen, dass die Pockensterblichkeit jetzt grösser ist, als sie vorhin war. Die Listen gehen über 120 Jahre, und man kann 3 Epochen unterscheiden. In der ersten ist das Verhältniss der ganzen Sterblichkeit zur Pockensterblichkeit wie 31 : 1, in der zweiten wie 16 : 1, in der dritten wie 13 : 1. Sie beweist deutlich, wie unbegründet der Haen'sche Satz ist, dass man mit einer guten Cur eben so weit komme als mit dem Belzen. So viel ist gewiss: letzteres verdient die Aufmerksamkeit des Staats. Nicht leicht, sagt Süssmilch und legt es uns aus Listen dar, wird ein Krieg, der nicht mit Unmenschlichkeit geführt wird, einen solchen Schaden anstiften als die einzige Pockenplage. Die dänischen Staaten verlieren jährlich 2086 durch die Pocken, bei allgemeinem Belzen höchstens 158. Es ist offenbar, die Bande des Staats mit der Arzneiwissenschaft sind viel zu lose, viel zu nachlässig geflochten. Der Staat bedient sich zu seinem Wohle unserer Kunst viel zu wenig, wo er es doch könnte. Er und wir vermögen Niemanden unsterblich zu machen, aber auf vielen Wegen des Todes können wir das häufige und schleunige Sterben mindern".

Allgemeine Therapie.

Wenn es im Allgemeinen auch am zweckmässigsten ist, die allgemeine Therapie stets in Verbindung mit der allgemeinen Pathologie abzuhandeln, so hat jedoch auch diejenige Methode ihre Berechtigung, die diese Disciplin ganz für sich bearbeitet. Die Wichtigkeit jener Sparte motivirt hinreichend diese Methode. Unter den Aerzten, welche solcher Bearbeitung sich unterzogen, ragt Hensler am meisten hervor. Charakteristisch für ihn ist, dass er ebenso genau die Indicantien als die Indicata festzustellen sucht. Wenn Einiges veraltet ist, wenn manche seiner Anschauungen durch die Fortschritte der Physiologie und pathologischen Anatomie als überwunden bezeichnet werden müssen, so behält das Ganze doch stets seinen bleibenden Werth. Jeder, für Wahrheit empfängliche, Arzt wird noch heute, wenn er von einem modernen Handbuche der allgemeinen Pathologie und Therapie zum Hensler'schen Werke greift, denselben Eindruck empfangen als wenn er aus der Luft einer mit Staub und mephitischen Dünsten geschwängerten Grossstadt in die aromatische und ozonreiche Luft eines Buchen- oder Eichenwaldes tritt. Sehr richtig bemerkt daher der Herausgeber dieser Schrift, Kühn, in der Vorrede: „Hensler hat am Krankenbette mit einem grossen Vorrathe von Kenntnissen und unbefangenem Blicke beobachtet, von den mit der Zeit geschehenen Fortschritten der Heilkunst nach sorgfältiger Prüfung Gebrauch gemacht, nicht alles Alte sogleich, wie es zeither oft geschah, weggeworfen und nur nach dem Neuen gehascht, weil es neu war, sondern vom Alten das Gute und Brauchbare beibehalten und das Neue damit in Verbindung gesetzt. Vorzüglich studirte er den Gang, welchen die Natur der Heilung der Krankheiten einschlägt, daher auf einleuchtende Weise auseinander gesetzt ist, wo die Naturkraft die Heilung allein besorgen kann und wirklich auch zu Stande bringt, wo sie nur Versuche dazu macht, und der Arzt auf dem von ihm eingeschlagenen Weg fortfahren muss, endlich wo sie nichts vermag, sondern der Arzt mit Hülfe der Kunst kräftig einzugreifen hat. H. hat daher das grosse Verdienst, dass er die Aerzte von Neuem auf die wohlthätige Hülfe der Natur aufmerksam macht, die man vorzüglich in neuerer Zeit so vernachlässigt hat, wo man mit Gewalt und oft der Natur zuwider, die Heilung erzwingen wollte und auf die Krankheit, damit aber auf die Naturkräfte des Kranken einstürmte. Er zeigt den Aerzten, was besonders für jüngere sehr belehrend sein kann, dass oft eine gefährlich scheinende Krankheit auf dem einfachsten Wege mit Hülfe der heilsamen Naturkräfte gehoben werden kann, und dass man nicht überall gleich hinter Nervenfieber sehen muss, die den ganzen Apparat der stärkenden Mittel erfordern. Er zeigt aber auf der anderen Seite, wie weit der Arzt auf die Hülfe der Natur sich verlassen kann, damit er nicht bei unthätigem Zaudern, bei Angewöhnung eines exspectativen Schlendrians die Hände in den Schooss lege und da die Hülfe von der Natur erwarte, wo der Arzt durch kräftiges Handeln der Wuth der Krankheit Grenzen setzen muss oder sie durch eine kluge Auswahl der künstlichen Mittel bezwingen kann. Selbst die Heilversuche der Natur in chronischen Krankheiten sind hier entwickelt, nach welchen der Arzt auch in diesen bei seiner Behandlung sich richten muss. Manches gute, mit Unrecht vergessene Mittel, manche vortheilhafte Verbindung derselben, Goldkörner einer vieljährigen Praxis, sind angegeben."

Diesen Worten haben wir nur Folgendes hinzuzufügen. In seiner allgemeinen Therapie zeigt sich H. als vollendeter medicinischer Künstler, er versteht mit gleicher Sicherheit und Gewandt-

heit die exspectative Methode zu handhaben, als das energische Handeln zur Anwendung zu bringen. Das cito, tuto et jucunde charakterisirt seine Therapie. Ueberall aber handelt er nach Gründen und mit Bewusstsein. Dieselbe scharfe Polemik, in der er bei theoretischen Fragen glänzt, dieselbe Schärfe, Genauigkeit und Gründlichkeit entwickelt er in der Analyse und Synthese der Krankheit; dabei ist er stets Herr der von ihm gewählten Mittel; wie der Maler die Kunst besitzt, seine Farben zu mischen, so versteht er sich meisterhaft darauf, die von ihm gewählten Arzneien zu combiniren und permutiren. Ausgezeichnet ist von ihm die physiologische Wirkung des Wassers für die einzelnen pathologischen Zustände auseinander gesetzt und sollte von den Aerzten, die nach der Schablone Alles mit Wasser curiren, abermals und abermals gelesen werden. Die einzelnen Mittel gegen die Krankheiten werden mit der grössten Sorgfalt beschrieben. Man findet alle besonderen Indicationen und Contraindicationen angegeben. Vorzüglich sind die adstringirenden Mittel abgehandelt. Wenn Hensler's paregorischer Grundstoff auch in das Reich der Hypothesen gehört, so sind die Arzneimittel, in denen er vorhanden sein soll, doch mit grosser Accuratesse angegeben, und die einzelnen Krankheiten präcisirt, in denen jene sich heilsam beweisen. Ebenso vorzüglich ist die Wirkung der Eisenpräparate abgehandelt. Seine Schilderung über den Campher ist dem Krankenbette selbst abgelauscht; jeder Praktiker, der dieses wohlthätige Arzneimittel nicht längst in die Rumpelkammer geworfen und sich nicht dem Nihilismus ergeben hat, wird sich von der Naturtreue jenes Bildes überzeugen. Aecht praktisch sind seine Bemerkungen über die Wirkungen der verschiedenen Opiumpräparate. Hervorheben müssen wir seine allgemeine Therapie der Syphilis. Den Tripper hält er für syphilitisch: „Es kommt zu einem freien Ausflusse, wodurch der Reiz gemildert, und der giftige Stoff ausgeführt wird. Es bedarf hier meistens nur demulcirender und temperirender Mittel. Indessen ist es doch rathsam, zu Ende der Krankheit noch gelinde Merkurialien zu geben." Seinem Ausspruch liegt für einzelne Fälle viel Wahrheit zu Grunde, wenn auch die Mehrzahl der Tripper nicht syphilitisch, es der Wissenschaft aber noch nicht gelungen ist, beide Arten mit Sicherheit zu diagnosticiren.

Allgemeine Therapie. Leipzig 1817.

Einleitung in die allgemeine Therapeutik. „1) Die Therapeutik oder Heilkunde ist der Unterricht in der Anwendung der Mittel, wodurch der klinische Arzt einem Kranken zur Genesung verhelfen kann. 2) Die generale Therapeutik kann also bei speciellen erkannten und nicht erkannten Ursachen, dem klinischen Arzte sowohl vorläufig als in der Folge durch generale Anzeigen und Mittel Auskunft verschaffen. Es gibt Fälle, in denen die generale Therapeutik von grossem Werthe ist: a) sie vereinfacht die specielle Therapeutik, indem diese sehr häufig auf die generale zurückweist. Z. B. die prädisponirenden Ursachen und die Symptome einer Krankheit zeigen einen sthenischen oder spasmodischen Charakter an, so weiss man auch schon die generale antiasthenische oder antispasmodische Heilmethode, die man dann nur auf das Speciale und Locale anzuwenden hat. b) In Fällen, wo man nicht ganz bestimmt die specifische Ursache u. s. w. ausmitteln kann. c) In allen Krankheiten, welche in ihren auffallendsten Symptomen übereinkommen, deren Ursachen aber sehr verschieden sein können. Jene indiciren die generale lindernde, diese vorläufig die generale ursachliche Methode, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: praemittuntur generalia".

Erstes Hauptstück.

Ansicht der allgemeinen Heilkraft der Natur.

7) Die Heilkraft der Natur liegt in derselben Vitalkraft, die in gesunden Ta-

gen die Lebenserhaltung, also auch in kranken Tagen die Lebenserrettung und zwar beides durch eben dieselben Organe und Functionen beschafft. 9) Eine noch weit mehr auffallende Heilkraft der Natur zeigt sich in allen äusseren Verletzungen in der vegetabilischen sowohl als animalischen Schöpfung, in der Reproduction und Generation, welche eine Fortsetzung der Zeugungs- und Bildungskraft sind. Bevor ja eine medicinische Heilkunde Statt finden konnte, musste die Natur die Genesung beschaffen, und dass sie es gut musste gethan haben, beweist das hohe Alter, welches bei allen Völkerschaften die Geschichte bemerkt, ferner die Beobachtung bei den ältesten Aerzten, wie sehr viel und wie oft sie Alles der Natur überliessen, und wie sehr diese ihrem Zutrauen entsprach. Wo aber auch Aerzte zur Krankheit gerufen werden, so darf man wohl fragen, wer sind die Meisten, die sich Aerzte nennen? Nur diejenige Kunst vermag etwas und oft auch viel, welche der Natur abgelernt ist und ihr treu bleibt. 11) Es gibt unter den Krankheiten eine grosse und zwar die grösste Anzahl, die selbst durch ihre Heilsamkeit sich auszeichnen können, und als solche von den Aerzten mit Vorsicht angesehen und behandelt werden müssen. 12) Vornehmlich gehören zu den heilsamen Krankheiten die Fieber aller Arten: a) die Blutflüsse, b) die natürlichen häufigen Absonderungen, c) die Catarrhe, die Eiterungen, die Hautausschläge, d) selbst die Krämpfe, e) es können auch einige Krankheiten Vorbeugungsmittel gegen andere werden. 13) Aber auch fast in allen Krankheiten ist Heilsamkeit derselben und Heilkraft der Natur, mit oder ohne Heilkunde des Arztes zu spüren, selbst noch da, wo man sie am wenigsten erwarten sollte. 14) So hat auch die Natur in einem geschwächten Zustande noch Hülfe, welche sie zur Verstärkung der Lebenskräfte und als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke anwendet. Diese bestehen in Betheiligung mancher Instincte: a) im Instincte des Durstes, b) im Instincte zu verschiedenen Getränken und Labungen, c) in zweckmässigen und mitunter sonderbaren Gelüsten, d) in dem Verlangen nach frischer Luft und Reinlichkeit, im Gebrauche von Wärme und Kälte, selbst in gewissen Lagen des Körpers.

Zweiter Abschnitt. Nähere Erörterung der Naturmittel, welche in der Natur der Krankheit selbst liegen. 16) Es sind ungewohnte Reize, die im Kranken zuerst Beleidigungen oder passive Symptome veranlassen, welche dann mehr oder weniger active nach sich ziehen. 17) Die activen Symptome entstehen nur dann, wenn nicht Umstände eintreten, welche die Bethätigung derselben verhindern. 18) Die activen Symptome erfolgen auf die passiven, so dass in dem activsten Zustande der Naturkraft, im Fieberzustande, auf Empfindungen zugleich merklich starke Nervenerregung, vermehrte Blutwallungen, vermehrtes Athemholen und vermehrte Lebenswärme entstehen. 21) Die passiven Symptome sind so wenig absolut nachtheilig, noch die activen so nützlich, dass sie vielmehr wesentlich zu jeder Krankheit gehören und nur bedingungsweise durch ihren verschiedenen Grad entweder nachtheilig oder nützlich werden können. 23) In den Ereignissen des kranken Zustandes, in den passiven und activen Symptomen desselben liegen oft schon die wahren Naturmittel zur Genesung, die auch selbst den Arzt bei seiner Naturhülfe leiten müssen.

Dritter Abschnitt. Darstellung der Wirksamkeit der sich selbst überlassenen Natur und der verschiedenen Aeusserungen ihrer Heilkraft. 24) Es gibt manche allmälige Ansammlungen von Krankheitsstoffen, welche, wenn sie mit einem Gefühle von Ungemach begleitet sind, von der Natur auch schon durch geringe Vermehrungen der natürlichen Ab- und Aussonderungen beseitigt werden. 27) Während der Zunahme der Krankheiten ist die erste Aeusserung der Heilkraft der Natur die Vorbereitung des rohen Krankheitsstoffes, der, nachdem er in passive Turgescenz gekommen ist, durch einen activen Organismus der Natur ausgeführt wird, wodurch also Reize und Leiden gemildert werden. 31) Nicht selten aber und öfters sind in Krankheiten schon merklich prädisponirende und fest sitzende Stoffe vorhanden, die durch den organischen Zustand nicht beseitigt werden können, sondern einer weiteren Vorbereitung und Coction bedürfen; oder es sind eigenthümliche Krankheitsstoffe, zu deren Milderung und Beseitigung die Concentrationskraft der Natur nöthig ist.

32) Die Coction, von deren Art und Weise, wie sie im Innern vor sich geht, wir zwar nur Vermuthungen haben, geschieht, so weit wir sie kennen, so, dass, nach Art der rohen Nahrungsstoffe, auch die noch rohen Krankheitsstoffe erst aufgelöst und mobil gemacht, sodann nach den natürlichen, jeder Art von Excretion gemässen Organen, durch die Naturkraft geführt werden und nun sie gemildert und in

etwas animilisirt sind, nicht mehr als ein fremder Reiz und nachtheilig wirken können. 34) Die allgemeinen Erfordernisse einer guten Coction sind: wohl vollbrachter Orgasmus des ersten Stadiums, kräftige, aber geordnete, gleichmässige Fieberbewegungen, vermehrte Secretions- und Resorptionskraft, Integrität der inneren Organe, besonders derjenigen, in denen der Focus des Krankheitsstoffs sich befindet: vorzüglich ein freier, ungehindert thätiger Zustand der Vitalität, der durch Zufälligkeiten, besonders durch spastische Zufälle in seinem ordentlichen Gange nicht beschränkt und behindert wird. 37) Die Wirkungen und Folgen einer guten Coction sind die Krisen, die sich im dritten Zeitraum der Krankheiten nicht selten mit wieder erneuerten activen Symptomen, aber doch auch mit passiven einstellen und also bei merklichem Kraftzustande einen oft grossen Perturbationszustand veranlassen. 41) Die in den meisten Krankheiten allgemeinen entscheidenden Krisen sind die, welche auf den allgemeinen natürlichen Excretionswegen, Haut, Nieren und Darmkanal erfolgen. 43) Bei nicht starker Naturkraft des Kranken werden ebensowohl in febrilischem, als auch und noch öfter in chronischem Zustande, die Krankheiten durch Lysis oder allmälige Abnahme und unmerkliche Krisen gehoben.

Zweites Hauptstück.

Allgemeine Einleitung zur Heilung innerer Krankheiten.

1) Von der Erforschung der Krankheit und den Indicantibus.

48) Aus der genauen Beobachtung der Natur im kranken Zustande lernt der Arzt erstlich die Zufälle kennen, welche ihm die Art der Krankheit anzeigen, zweitens die Anzeigen von dem, was er zu thun habe und drittens die Mittel, die zur Hebung der Krankheit anzuwenden sind. Es kommt in Betracht der vorige, auch gesunde Zustand, insofern er den Grund zu Krankheiten legen konnte, die vorhergehenden Veranlassungen zur gegenwärtigen Krankheit, die Verletzung irgend einer Function, der Sitz der Empfindung der Leiden.

2. Abtheilung.

Darstellung der allgemeinen Heilanzeigen aus den anzeigenden Symptomen.

58) Die allgemeinen Indicationen, die wir in jeder Krankheit aus den anzeigenden Symptomen zusammen nehmen, bestimmen uns die Art der Krankheit. Indicantia sind die den Arzt anleitenden Begriffe und Kenntnisse von dem krankhaften Zustande, den er durch seine Kunst verändern und zur Genesung bringen will. Indicationes sind die aus diesen Begriffen fliessenden Anzeigen. Indicata sind die Mittel, deren er nach seinen Indicationen bedarf. Es gibt nicht bloss indicantia curandi, sondern auch cunctandi. Es gibt 1) Indicatio vires naturae roborandi, 2) Indicatio vires minuendi 3) Nervos sedandi, 4) Nervos irritandi, 5) Nervos moderandi oder Indicatio antispasmodica, 6) alterandi, 7) evacuandi Diese sieben sind die indicationes curatoriae. In Bezug auf die Krankheit gibt es eine indicatio urgens oder vitalis, Indicatio causalis und Indicationes symptomaticae. 61) Jede Causalindication, d. h die Anzeige von der Grundursache der Krankheit ist immer die hauptsächlichste, die der Arzt nie aus dem Auge verlieren darf. Sie kann aber wegen anderer Anzeigen im Zustande des Kranken und wegen zufälliger Umstände nicht immer die erste sein oder jedesmal geradezu oder rasch befolgt werden.

3. Abtheilung

Die allgemeinen Indicata.

Wie die Krankheitsstoffe auf 3 Wegen in den Körper gelangen können, durch die Haut-, Luft- und Verdauungsorgane, so haben auch die Heilmittel diese Wege. 69) Diätetische Mittel und Lebensordnung müssen zu einer baldigen und sicheren Genesung mit den Arzneimitteln zweckmässig verbunden werden. Doch können auch ohne Arzneien, manche Nahrungsmittel, die Luft, Wärme, Kälte, Wohnung und Bekleidung, äussere und innere Bewegung, Instincte, Leidenschaften, selbst Geistesanstrengung für sich schon grosse Genesungsmittel werden.

Angewandte allgemeine Therapeutik.

Aufreizung und Hebung der zu schwachen Naturkräfte.

82) Der Zustand allgemeiner Schwäche der Lebenskraft wird durch seine eigenthümlichen Zeichen erkannt, und kann die alleinige oder mitwirkende Ursache vieler Krankheiten sein. 83) Ausser der allgemeinen Schwäche der Constitution gibt es aber auch partielle Schwächen, die in einzelnen Systemen unseres Körpers sich finden und in der praktischen Heilkunde oft ganz verschiedene Mittel erfordern. 86) Das Wasser ist ebenfalls ein Medium, womit Kühlung und Kälte unserem Körper applicirt wird; es kann aber auch für sich selbst in seinem lauen, kühlen und kalten Zustande als allgemeines oder partielles bald ein wichtiges stärkendes Mittel werden.

Stärkung der Lebenskräfte durch Mässigung der Nervenreizbarkeit.

Von Hebung und Aufreizung der Nervenkraft.

124) In einem jeden kranken, besonders fieberhaften Zustande kann in der Kraftäusserung der Nerven eine Unordnung oder Behinderung sich einstellen, welche, die Nervenkraft sei schwach oder nicht, dennoch eine indirecte Schwäche in der Wirkungsart veranlasst. Dagegen ist der Campher das passendste Arzneimittel; er kühlt und erhitzt. Einen sichtbaren Beweis seiner Wirksamkeit gibt er in den exanthematischen Fiebern, in denen ein so starker Reizstoff wie in den Pocken sich findet, und in welchen er von jeher für ein Hauptmittel gehalten worden ist, um sie zum Ausschlag zu bringen. Wenn die Natur zu schwach dazu gewesen ist, so half der Campher mit versüsstem Mineralgeist, war sie durch irrigen Reizzustand gestört, so half der Campher mit Nitrum, oder war das Exanthem zurückgeschlagen, so wurde er mit Naphthen oder Serpentaria versetzt. Ebensolche Dienste leistet er aber mit Schwefel verbunden, auch in den impetiginösen Hautausschlägen. Uebrigens zeigt er sich gleichfalls in der Verbindung mit Nitrum oder anderen kühlenden Salzen wichtig, selbst damit die Kräfte nicht zu sehr sinken. Mit China verbunden erhöht er die reizende und sedative Wirkung derselben, mit Merkur befördert er dessen Wirksamkeit und beugt dem Speichelflusse vor. Mit Wurmmitteln, wie allein, wirkt er gegen den von Würmern erregten Reiz und bringt sie einstweilen zur Ruhe. So auch mit krampfstillenden und anderen flüchtigen Mitteln verbunden, erhöht er deren Wirkung. In acuten nervösen Fiebern ist er durch seine excitirende und regulirende Kraft ein Hauptmittel. 135) Um einen inneren Nervenreiz zu erregen oder auch um gegen einen inneren Reizstoff einen Gegenreiz zu machen, dienen äussere Reiz- und Hautmittel, welche auf die Hautnerven wirken und die Haut roth und entzündet machen.

Erschlaffung zu gespannter und Stillung zu gereizter Nervenkräfte.

Von Ermässigung zu starker febrilischer Blutbewegung und Kühlung febrilischer Hitze.

Von allgemeiner Ermässigung gereizter Nerven.

152) Bei Schmerzen, wenn sie zur Natur der Krankheit gehören, sind eigene anodyne Mittel unnöthig, bei zu hohem Grade aber, wenn sie durch die Natur des Kranken oder durch Zufälligkeiten veranlasst werden, sind sie an ihrer Stelle.

Mässigung und Hebung der krankhaften Gereiztheit insbesondere.

156) Bei dem vielfachen nervösen Krampfzustande ist die erste Indication die baldige unmittelbare Stillung desselben, und dies geschieht auf die mildeste Art durch antispasmödische Mittel, wie deren der Moschus und das Castoreum sind.

Von den betäubenden Arzneimitteln.

162) Gegen den höchsten Krampf und Schmerzenszustand sind die betäubenden oder narkotischen Arzneimitteln bestimmt, die theils durch Betäubung einen künstlichen Schlafzustand, theils durch anderweitige Nervenzustände den Krampfzustand unterbrechen und hemmen. — Junge Aerzte haben eine grosse Neigung zu heroischen Mitteln, sind daher von den schnellen und kräftigen Wirkungen mancher neuen Mittel sehr eingenommen und

lieben es, sie sogleich kurz und gut anzuwenden. Diese Neigung liegt in dem Charakter des Jünglings, allein es ist besser, sie unter die Leitung der medicinischen Weisheit und Gewissenhaftigkeit zu bringen. Sehr kräftige Mittel können viel nützen, aber auch viel schaden, wenn man noch nicht genau die Umstände, unter denen sie allein nützen und die Cautelen dabei, bestimmt kennt. — Von den Mitteln, welche den nachtheiligen Zustand der Flüssigkeiten verbessern können. — Verändernde Mittel für das Verdauungssystem. — Mittel zur Erhaltung einer guten Mischung aller Säfte. — Arzneimittel, welche im Allgemeinen den Abweichungen der Flüssigkeiten abhelfen können. 224) Der inflammatorische Zustand überhaupt, insbesondere aber der rein inflammatorische erfordert oft Blutminderung, immer aber Verminderung des Reizes, gelinde temperirende und diaphoretische Mittel.

Minderung der Blutmasse.

233) So sehr die hohe Würde des Blutes als des Grundstoffs aller Bildung und Belebung jede unnöthige Blutverminderung verbietet, so ist diese, nach Vorgang der Therapeutik der Natur dennoch, nicht selten unvermeidlich. 239) Die gewöhnlich für allgemein gehaltenen Contraindicationen des Aderlasses sind es nicht unbedingt; allgemein ist nur dieses; er nützt, wenn indicirt, schadet, wenn er nicht indicirt ist.

Reinigung der Verdauungswerkzeuge.

245) Es hat das Erbrechen unläugbar seine vielen Contraindicationen, aber es findet sich auch hier, dass dieselben zu allgemein festgesetzt werden, da sie doch beinahe alle einer näheren Bestimmung bedürfen. 246) So wenig als der Brechkönnen wir auch der abführenden Mittel entbehren, zumal da die Evacuationen dieser Art durch die Natur am wenigsten heilsam beschafft werden. 250) Die bitteren Purganzen, besonders Aloë, sind, ihren Eigenschaften und Wirkungen nach, nicht sowohl als Purgirmittel anzuwenden, sondern mehr als tonisch, nervenerwärmende Mittel anzusehen, wodurch man bei Schwäche und cachectischen Zuständen die nöthige Leibesöffnung beschaffen muss."

Specielle Pathologie.

Wie Rhazes' Name im Mittelalter, so ist der Hensler's in der Neuzeit mit der Geschichte der Pocken auf's Innigste verknüpft. H. trat nicht bloss als der tapferste Streiter für die Inoculation auf, sondern schrieb auch eine vorzügliche, ganz auf eigne Beobachtungen, die er in einer zu Göttingen grassirenden Epidemie gemacht hatte, basirte Abhandlung. Diese seine Erstlingsschrift ist nicht nach Art der gewöhnlichen Dissertationen der damaligen Zeit zu betrachten, die, wenn sie auch manchmal ganz gut waren, doch als blosse literarische Bastarde auftraten, da der jedesmalige Dekan gewöhnlich der Auctor war. Für die Hensler'sche Arbeit muss nicht bloss die wirkliche Vaterschaft des Verfassers in Anspruch genommen werden (siehe Ratjen S. 3), sondern sie unterscheidet sich von den gewöhnlichen Arbeiten dieser Art durch die eigene Erfahrung des Auctors, die grosse, tiefe Gelehrsamkeit, das gediegene und scharfe Urtheil. Wenn wir von den Verdiensten Hensler's um die Geschichte der Syphilis und des Aussatzes ganz absehen, deren Pathologie er eben dadurch wesentlich aufklärte, so müssen wir doch noch darauf aufmerksam machen, dass H. und nicht Lingg der Gründer der modernen Heilgymnastik ist. Eben nur der gänzlichen Vernachlässigung der Geschichte der Medicin ist es zuzuschreiben, dass für diese therapeutische Methode der Name schwedische Heilgymnastik in Aufnahme kommen konnte. Hensler weis't nach, dass das, worauf er seine Kunstgenossen aufmerksam macht, dem Merkurialis,

Goräus, Galen, Aetius und Paulus von Aegina ganz bekannte und geläufige Dinge gewesen sind. Keiner, der den vortrefflichen Aufsatz: „über die heilsame Beförderung der Bewegung im Innern durch Hochathmen, Luftanhalten und Recken" gelesen hat, wird H. die Priorität absprechen; Jeder wird zugeben, dass er seit Merkurialis der Erste war, der die methodische Bewegung als therapeutisches Agens wieder in die Medicin einführte.

In seiner Abhandlung über die Pocken untersucht er: 1) Die Beschaffenheit der Contagien im Allgemeinen Er definirt dieselben als „Effluvia e corporibus morbosis cum aliis suae speciei corporibus communicata ita ut in iisdem eandem speciem excitent." Einige Contagien sind unabhängig von Zeit und Luft, wie Syphilis und Aussatz. Bei anderen kommt die Beschaffenheit der Luft und des Körpers in Betracht, wie bei der Dysenterie, den bösartigen Fiebern, die mit Petechien und Purpura verlaufen. Andere sind universell, und der Ansteckungsstoff ist der allerfeinste wie der der Pest, der Masern und der Variola. Die Luft ist bei den Contagien von dem grössten Einfluss, aber dieselbe ist nicht selbst Contagium. Die Contagien verbreiten sich aus den Effluvien des menschlichen Körpers. Die Seuchen treten in den verschiedenen Ländern nach verschiedenen Jahren auf. Was sich über die Natur des Contagiums der Variola beobachten lässt, ist Folgendes: Es ist eine pestilentialische Krankheit, aber von eigner Art, da der Verlauf der Krankheit ein besonderer ist und, wie die wahre Pest in Carbunkeln und Bubonen, in Pusteln sich entscheidet. Die Contagien haben Aehnlichkeit mit den Giften, aber nur Aehnlichkeit. Denn die Gifte entstehen aus allen Naturreichen, erstere nur im menschlichen Körper, jene kann man wahrnehmen, diese sind zu fein für die Sinne. Die Gifte kommen durch die gewöhnlichen Wege in den Körper, die Contagien athmen wir ein; die unbedeutendste Quantität bringt die grösste Veränderung hervor; auch das Nervensystem wird zuerst ergriffen. 2) Die Beschaffenheit der Luft und der Zeit in Beziehung auf die Blattern. Verschiedene Epidemien lehren, welchen Einfluss die Luft hat, um dieselben zu verstärken oder zu schwächen. Aus den bekannt gewordenen geht hervor, dass warme und feuchte Luft das Contagium der Variola begünstige. Deshalb herrscht sie hauptsächlich im Frühlinge. Kalte und feuchte Luft verleiht den Pocken einen schlimmen Charakter. Ebenso wirkt blosse Kälte oder Hitze, weil der inflammatorische Charakter des Blutes dadurch vermehrt wird. 3) Die verschiedene Anlage des Körpers für Variola. Früher zweifelte Niemand daran, dass Jeder Anlage für die Krankheit habe. Es gibt aber eine verschiedene Empfänglichkeit des Körpers. Die zu Hautkrankheiten und namentlich Pusteln geneigt sind, bekommen die Blattern in der Regel leichter, am leichtesten die, welche an kritischen Aussonderungen, wie Geschwüren, leiden. Schlimmer verlaufen sie bei Skorbutischen, Venerischen und Solchen, die an Verstopfung und Würmern laboriren, Geschwüre an den Lungen haben. Schlaffe Körperconstitutionen überwinden sie gelinder, Kinder und Greise leichter als in jedem anderen Alter. Auch einige Familien kommen ungefährlich davon. 4) Variola ohne Ausschlag. Das Gift kann aufgenommen werden, ohne dass es zum Eiterstadium kommt. Boerhaave hat hierin ganz Recht, Mead Unrecht. Am 3. Tage sind oft auf dem ganzen Körper Stippen. 5) Die Fieberbewegungen im Allgemeinen. Gut ist es, wenn Pusteln entstehen, und der Stoff durch die Haut und Nieren ausgeschieden wird, schlimm, wenn Abscesse sich bilden. Der Charakter des Fiebers ist sehr verschieden; heilsam ist das kritische, das erste am 4. Tage, um den Stoff abzulagern, das zweite am 5. und 6. Tage. Bei schlimmen Formen hat dasselbe immer den entzündlichen Charakter; als drittes Fieber tritt auf, nachdem die Pusteln schon in Geschwüre und Schorfe sich verwandelt hatten, von dem im Körper Zurückgebliebenen oder dem Resorbirten. VI. Die Eiterbemühungen der heilenden Natur. Die zerstreuten Pusteln gewähren keine Sicherheit vor dem Tode, und die zusammenfliessenden keine unbedingte Lebensgefahr. Die Prognose ist bedingt 1) von der rechten Beschaffenheit der Säfte, 2) von dem mässigen Fieber, 3) davon, ob das Gehirn frei ist, 4) von der guten Beschaffenheit der Leber; von der guten Galle hängt desshalb so viel ab, weil dadurch ein guter Chylus entsteht. VII. Die Stellen, wohin die variolöse Materie sich ablagert. Am günstigsten ist die Ablagerung auf der Haut; nicht so gut in ihrer Nähe, in der Nase, im Munde, auf der Zunge, im Schlunde. Auch acht

sich der Stoff auf die Drüsen ab, Speicheldrüsen, Eingeweide, Lunge, Augenlider u. s. w., ebenso auf die Nerven. Es entstehen dann Lähmungen. VIII. Zweimalige Blattern. V. theilt seine eigne Beobachtungen mit. Man hatte früher die Ansicht, man könne die Blattern nur einmal bekommen. Dies ist falsch.

Ueber die heilsame Beförderung der Bewegung im Innern. „Die Natur erweist die ihr eigenthümliche Vitalkraft nicht selten in instinctmässigen Vorkehrungen. V. will nur an das Saugen der Kinder erinnern. Jeder gesunde Mensch, wenn er aus dem Schlafe erwacht, wird instinctmässig recht hoch, fast wie beim Gähnen, Odem holen, denselben etwas anhalten, zugleich auch seine Gliedmassen recken und strecken und dann erst recht wach und wacker sich fühlen. Wenn ein Kind nicht ganz wohl gewesen ist, so betrachten Mütter und Wärterinnen dies Hochathmen und Strecken als ein günstiges Zeichen und sagen: O, es hat sich recht brav gedehnt und gestreckt. Ebenso ist es bei den Thieren, wenn sie geschlafen haben. Nach Ueberstehung des Podagra fühlte V. selbst einen unwillkührlichen Trieb zum Hochathmen, Dehnen der Brust und Recken der Glieder mit einem wahren Wollustgefühle. Er betrieb diese Bewegungen nun willkührlich und fand seine Brust freier, den Kopf heller; es erfolgte eine vermehrte Perspiration an den Füssen nicht nur, sondern über den ganzen Körper, der Harn floss freier, die Leibesöffnung bälder und leichter, alle Gelenke waren geschmeidiger. Hierin erblickte er einen Naturinstinct, der nach dem Schlafe, nach diesem Stillleben der Natur, die wieder eintretende Belebung, Stärkung und Ermunterung eher und kräftiger zu befördern bestimmt sei. An jedem Morgen also hält die unbelehrte Natur uns zum Hochathmen, leisen Anhalten der Luft und Recken an. Hierin liegt ein Wink für die Kunst. Nach dem Schlafe setzen sich auch die Hülfsmuskeln in Action und heben das Brustgewölbe, wodurch ein weiterer Raum in der Brusthöhle entsteht; die Lunge enthält dadurch ein grösseres Blutquantum, und Herz und Arteriensystem kommen in stärkere Action. Durch den sich in Thätigkeit setzenden Quermuskel werden die Bauchmuskeln in Bewegung gesetzt, dadurch der träge Blutumlauf im Pfortadersysteme merklich befördert, und das venöse Blut durch die Hohlader häufiger und schneller ans Herz abgeliefert. Durch an sich Halten des Odems wird die Spannkraft aller Muskeln gestärkt, dadurch das Muskularblut in schnelleren Umlauf gebracht, hierdurch auch das Saugadersystem mehr activirt, und so die arteriösen Secretionen vermehrt, vorzüglich der Harnabgang, die Haut- und Lungenausdünstung. Beim Hochathmen wird ein vier Mal so grosses Luftquantum aufgenommen, auch die Hirnmasse bekömmt grösseren Antheil von Blut, das demselben eigenthümliche Wogen, die Hebung und Senkung, wird vermehrt und befördert. Dieser stille leise Naturhaushalt kommt nicht zu unserem Bewusstsein, so lange wir gesund sind. Die Bewegung im Innern ist Charakter und Princip alles Lebens. Das Respirationsorgan ist daher Bewegungsapparat für die allgemeine innere Bewegung des ganzen Gefässsystems und aller Eingeweide sämmtlicher drei Cavitäten. Hochathmen kommt bei jeder körperlichen Anstrengung in Betracht. Wir athmen sogar hoch, wenn wir etwas sinnlich genau beforschen, wenn wir mit Aufmerksamkeit auf etwas horchen und lauschen. Selbst zu allen Nebenfunctionen der Luftwege, die durch Exspiration vollbracht werden müssen, muss ein verstärktes Hochathmen vorausgegangen sein. Aeussere Bewegung ist zur Stärkung der Constitution uns auch nothwendig, sowohl die passive als Fahren, wie auch die active als Gehen und die gemischte als Reiten. Um Alles in der Welt möchte V. nicht innere Bewegung auf Kosten der äusseren empfehlen. Die Aerzte sollten nur die äusseren Bewegungen nicht so ausschliesslich rühmen und der inneren fast gar nicht erwähnen. Die Alten waren aufmerksamer auf den Nutzen der Bewegungen im Innern. Wir haben mehr Arzneimittel, sie mehr Naturhülfe. Sie kannten das Respirationsgeschäft nicht so genau wie wir, und doch wandten sie es mehr als diätetisches und Genussmittel an. Lesen und Reden, Recitiren und Declamiren, Anhalten des Odems, Singen, Rufen, Schreien, selbst Lachen und Weinen gehörten mit in ihren Vorrath zur Wiederherstellung der Gesundheit. Man lese Galen, Aetius u. s. w. Methodisch hatten die Alten das Anhalten des Athmens ausgebildet. Sie bedienten sich dazu der Einwicklung der Brust und des Unterleibes (fascinatio). Diese Art der Bewegung ist ein wahres Stärkungsmittel für das höhere Alter, worin der Blutumlauf stockender, und die Se- und Excretionen langsamer vor sich gehen; es passt für Genesende, bei schlaffer Constitution, bei schwacher Brust, bei jeder Engathmigkeit, bei Schleimanhäufungen in den Luftwegen, bei Brustkrampf, bei Schmerzen im Unterleibe in Folge von Blähungen, bei erschlafftem Zustande der Verdauungsorgane, bei allen

katarrhalischen, rheumatischen und arthritischen Zuständen, da die Secretion einwärts, die Perspiration auswärts befördert wird; ebenso bei nervöser Schwäche. Contraindicirt ist sie bei blutreichen Subjecten, bei Fiebern, bei Entzündungen, bei mechanischen Hindernissen in der Brust, bei Hämorrhagien, bei Brüchen und Vorfällen der Gebärmutter. Die in den „Acta societatis medicae havniensis" veröffentlichte Krankengeschichte ist in mehrfacher Beziehung interessant. Einmal beweist sie, welch' ein Interesse H. für die pathologische Anatomie hatte. Ein ausführlicher, vortrefflicher Sectionsbericht eröffnet die Krankengeschichte. Es ergibt sich Scirrhus der Leber und des Magens, ein faustgrosses Gewächs hinter demselben, aus Fettmassen bestehend und wie ein Steatom erscheinend; Pancreas verhärtet, hiemit verwachsen, der Magen mit seiner grossen Curvatur erhoben, mit der kleinen nach unten verzogen, dazu eine kleine, schwammige, blutleere Milz, gangränöse Intestina, collabirte Lungen. Patient starb im 41. Jahre. Im 35. Jahre begann er, an heftiger Praecordialangst zu leiden, die so gross war, dass er den ganzen Tag unter freiem Himmel zubringen musste und des Nachts es im Bette nicht aushalten konnte. Es erfolgte wenig oder gar kein Schlaf, Patient vermochte keine Kleider am Leibe zu haben, bekümmerte sich um kein Geschäft, war gleichgültig gegen seine Nächsten, aller seiner Handlungen sich aber wohl bewusst. Dazu kam, dass er nichts trinken und den Anblick des Wassers nicht ertragen konnte. Wenn er Wasser sah, wurde er von Schrecken ergriffen. Dieser Zustand dauerte zwei Jahre; der Kranke hatte kein Fieber; dies trat im 3. Jahre hinzu; hiemit schwanden die bisherigen Symptome, der Körper fing an auszuzehren. Seit dieser Zeit klagte Patient nur über Hinfälligkeit. Die Hydrophobie kehrte nach dem eingetretenen Fieber niemals zurück; dafür trat ein Speichelfluss ein; erst seit $1^1/_2$ Jahren klagte Er über einen von den linken falschen Rippen nach den Praecordien sich verbreitenden Schmerz, der zum Gehirne aufstieg und ihm Schwindel erregte. Ueberdies ist dieser Bericht insofern interessant, als V. nach der genauesten Krankengeschichte und dem Sectionsberichte eingesteht: de natura causisque morbi nihil potius affere quam conjecturas malumus. Hensler vermass sich nicht, die Krankheit nach einer blossen Section eruiren zu wollen. Höchst lehrreich ist dieser Fall aber dadurch, dass auf den eintretenden Ptyalismus die Hydrophobie wich. Dass Ptyalismus mit Obstructionen der Leber einhergeht, ist bekannt. Hensler möchte aber entschieden wissen, ob Individuen dieser Art nicht an einem Infarct der Drüsen, des Mesenteriums oder des Pankreas zugleich gelitten haben.

Der Aufsatz über die letzte Krankheit des Grafen Bernstorf nimmt insofern unser Interesse in Anspruch, als er nebst Krankengeschichte einen genauen Sectionsbefund enthält. Wegen dieses Todesfalles wurde H. vielfach angegriffen. Doch litt, wie Ratjen berichtet, hierdurch sein ärztlicher Ruf nicht. Aus dem Obductionsberichte ersieht man, dass Patient an einer doppelseitigen Lungenentzündung und einer Thrombose der Vena cava descendens („oben in der absteigenden Hohlader fand sich ein Schleimpfropfen von festem fettigem Wesen, etwa ein halb Loth schwer") mit einem vom Magen anfangenden und auf den ganzen Darm sich erstreckenden Gangrän litt, und dass es in Hensler's Kräften nicht lag, den Grafen zu erhalten. Ob das zwischen die Schultern gelegte Zugpflaster, in Folge dessen eine Menge Blutschwären entstanden, und ein inflammatorisches Fieber eintraten, eine Mitursache der Lungenentzündung gewesen ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

Ein periodischer Sonnenstich. Hensler wurde am 5. Tag der Krankheit gerufen. Er verordnete einen Aderlass, Fussbäder von lauem Wasser bis zu den Knieen, Waschungen des Kopfs mit kaltem Wasser und Weinessig, innerlich Weinstein und Salpeter; am 13. Tag gab er ein Loth Fieberrinde, da der Kopfschmerz periodisch sich einstellte; am 19. Tage war Patient vollständig genesen. Der Sonnenstich gehört zu den hitzigsten, wenig nachlassenden Krankheiten; in diesem Falle hielt er den Typus eines alltäglichen oder eines doppelten Tertianfiebers ein. Der Mann hatte offenbar gallige Unreinigkeiten im Magen und in den Därmen; es war eine Anlage zum Wechselfieber da. Eine jede andere Ursache würde ein Wechsel- oder ein nachlassendes Fieber erzeugt haben. Hier kommt eine der Anlage gar nicht analoge Ursache, der Sonnenstich hinzu. Eine Krankheit inflammatorischer Art wird gleichsam auf einen Stamm gepfropft, der in ein Wechselfieber würde ausgeschlagen sein, und da erhalten wir einen complicirten Zustand, bei dem die eigentliche Krankheit die ihr sonst fremde Natur und den Gang einer ganz entgegengesetzten annimmt. Da ist denn aber auch der Fall, in dem der Sonnenstich, nach vorher gegangenen Ausleerungen, die Fieberrinde s-

gut erheischt, als eine andere Entzündung den Mohnsaft oder die Wassersucht das Blutlassen erfordern kann. Wem seine allgemeine Therapie nicht zurecht hilft, der ist bei jedem Schritte an neuen Arten von Krankheiten irre oder hat mit Ungeheuern oder Wechselbälgen zu kämpfen. Das Charakteristische des Sonnenstichs ist: der heftige, bis zur Betäubung gehende Schmerz, die stille Verwirrung der Sinne, die rothen, dürren Augen, die kein Licht vertragen können und die geschwollenen Augenlider."

Staatsarzneikunde.

Wenn die Anfänge dieser Disciplin sich auch bis in das graue Alterthum verfolgen lassen, so fällt die wissenschaftliche Begründung derselben doch erst in das 18. Jahrhundert, und zwar gebührt Deutschland der Löwenantheil. Zu den Männern, die den Grundstein legen halfen, gehört Hensler; namentlich gebührt ihm das Verdienst, zuerst richtig erkannt zu haben, dass die Staatsarzneikunde, wenn sie ihr hohes Ziel erreichen will, vor allen Dingen der Statistik nicht entbehren könne. Mit grossem Eifer wandte sich H. daher dieser damals noch jungen, von Achenwall erst gegründeten Disciplin zu, er trat in die Fussstapfen Süssmilch's und bewies, dass die öffentliche Gesundheitspflege nur an der Hand der Statistik zu erblühen im Stande sei. Ueberdies unterscheidet sich der von Hensler gewählte Standpunkt durch seine Universalität von dem der heutigen medicinischen Statistiker. Dass nämlich die Statistik des Menschengeschlechts nur in Verbindung mit der der ganzen animalischen und vegetablischen Welt fruchtbringend werden kann, ist von ihm mit überzeugenden Gründen nachgewiesen worden. In dieser Hinsicht hat H. den einzig richtigen Weg angegeben. Was er über Hebammen sagt, gilt noch heut zu Tage. Seine Abhandlung über Krankenanstalten ist gerade für die Jetztzeit von dem höchsten Interesse, als sie beweis't, dass das, was für eine Culturperiode gilt, nicht auch für eine andere, höher entwickelte, als Norm aufgestellt werden darf. Seit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes sind hundert Jahre verflossen. Die damals herrschende Armuth in den unteren Ständen hat einer allgemeinen Wohlhabenheit Platz gemacht. Kellerwohnungen sind in den meisten Städten, wo eine gute Medicinalpolizei vorhanden, verboten. Während methodisch gebildete Krankenwärterinnen damals nicht existirten, von einer eigentlichen Kunst-Pflege in den Privatwohnungen nicht die Rede sein konnte, hat man jetzt in allen grösseren Städten Diakonissenanstalten oder Filiale derselben, und ist an guter Pflege kein Mangel. Wenn Hensler damals also berechtigt war, für Krankenhäuser zu plaidiren, so glauben wir nichts desto weniger, dass heute für Einschränkung derselben das Wort ergriffen werden muss, da einmal die Verhältnisse in den unteren Ständen sich wesentlich gebessert haben, und es in den grösseren Städten an zweckmässiger Krankenpflege nirgends fehlt, anderntheils eben die Statistik die grosse Mortalität in den Krankenhäusern im Gegensatze zur Privatpflege auf das Evidenteste nachgewiesen hat. Ueberdies ist der eine von Hensler ins Treffen geführte Grund, der seinem guten Herzen alle Ehre macht, hinfällig geworden. Es werden nämlich in den grossen Krankenhäusern ebenso viele und noch mehr junge Aerzte hinweggerafft als in der Privatpraxis. Indessen verdient sein Vorschlag, zu diesem Zwecke ältere Aerzte anzustellen, noch heute eine ernste Erwägung. Endlich müssen wir erwähnen, dass H. an der Herausgabe der neuen dänischen Pharmakopoe einen hervorragenden Antheil nahm und um die Reform des Medicinalwesens der Herzogthümer sich grosse Verdienste erwarb.

In Folgendem ein Auszug seiner hieher gehörenden Schriften.

Beitrag zur Geschichte des Lebens und der Fortpflanzung der Menschen auf dem Lande.

Dies Buch ist seinen Schwiegereltern zu ihrer 50jährigen Hochzeitsfeier gewidmet. Die Vorrede ist noch im Predigerton gehalten.

„Man sollte denken, unsere Philosophie hebe von uns selbst an, der Mensch habe sich erst mit seiner Natur und seiner Geschichte bekannt gemacht. Aber die Historie unserer Kenntnisse widerlegt diese theoretische Muthmassung. Wir können fast sagen: im Denken hört der Mensch bei sich selbst auf. Der Mensch betrachtet Alles ausser sich eher, als er sich selbst betrachtet, und was er mehr um sich beobachtet, beobachtet er schier nur, um das Ausserordentliche und Wunderbare auszumerken. Dieses beides charakterisirt die Kindheit des Menschen, aber auch die gelehrte Kindheit der Welt oder eines jeden Volkes. Daher sind die Astronomie und Wunder der Fabel so alt; daher entsprang in den Zeiten der Barbarei der Geschmack an der Metaphysik und an Ritterbüchern; und daher war in jeder Wissenschaft so viel überschwänglich zu verstehen und überschwänglich zu glauben. In der Kenntniss und der Geschichte der Natur besonders ist dieser Geschmack lange der herrschende gewesen. Das Alterthum hatte doch noch Weise, so die Philosophie aus dem Himmel auf die Erde und von den Planeten ins Herz der Menschen zurückriefen: aber einen Naturkundigen kenne ich nicht, der nicht mit seinem Auge weit umher irrte, der nicht das Alltägliche vergass und über die Vorwürfe, die ihm im Wege lagerten, wegstolperte. Man war immer im Himmel, zergliederte Instrumente und liess man sich zur Erde herab, so haschte man Seltenheiten und Ungeheuer. Man bemerkte die Abwege, die vielen schiefen Linien, wohin die Natur abweicht; aber die gerade Linie, die breite königliche Strasse der Natur, blieb unausgezeichnet. Ich weiss keinen Weisen, der es früher und der es uns so sehr vorgesagt hat als Verulam. Seitdem haben wir immer mehr die alten Fehler abgelegt; wir beobachten die gemeinen und desshalb eben wichtigen Begebenheiten der Natur mit Ernst, und jetzt ist das Spiel der Kinder, eine Seifenblase, etwas für den Tiefsinn eines Weisen. Wir haben Jahrtausende durch nicht viel mehr von der Dauer unseres Lebens gewusst, als dass sie selten 70--80 Jahre übersteige. In neueren Zeiten sind wir mit uns, und Allem, was zu uns liegt, vertrauter geworden. Nicht viel länger als 100 Jahre datirt sich die Arithmetik des wahrscheinlichen Lebens der Menschen, aber sie hat einen schnellen Wachsthum bekommen, und von Graunt bis Süssmilch sind eine Menge Schriftsteller aufgetreten. Diese Arithmetik, die man von einem ihrer Hauptzwecke die politische genannt hat, liegt auf dem Raine der Naturkunde und Staatswissenschaft; sie ist eine Zierde der Geschichte und Philosophie und den Schöpfer des Menschen zeigt sie in einem neuen Glanze. Aber zu der Vollkommenheit, deren sie fähig, ist sie noch nicht gelangt". Verf. verbreitet sich nun über die Anzahl der Lebenden und Familien, über die Proportion der Verehelichten zu den übrigen Lebenden, über das Maass der Fruchtbarkeit, über die epidemischen und andern Krankheiten. Dieselben müssen nicht nach philosophischen Classen, nicht nach ihrer Verwandtschaft und ihren verborgenen Ursachen, sondern rein empirisch geordnet werden; eine völlige Präcision ist hier unmöglich. Convulsionen stehen unter den Krankheiten des Haupts, sie sind oft Krankheiten des Unterleibs, es müssen keine Krankheiten eingeführt werden, die nicht selbst, sondern erst durch andere den Tod veranlassen. Die englische Krankheit bringt meist erst durch Zehrung den Tod; wo indessen bereits die Gewohnheit bei dem gemeinen Mann schon die Angabe einer sichtbaren Ursache in Zug gebracht hat, kann man sie beibehalten. Daher kann man Krätze, Würmer zulassen, ebenso kalte Fieber, seltne Krankheiten verdienen eigentlich in den Listen keinen Platz. — Ueber das Mass der Sterblichkeit. Ueber die Sterblichkeit nach Verschiedenheit des Alters. — „Nach Wargentin kommt in Schweden jedes 50. Kind todt zur Welt, bei uns jedes 21. Erst seit ein paar Jahren sind hier in den deutschen Landen des Königs Hebammenanstalten, eines Königs (Friedrich V.) der, wie einer meiner Freunde sich ausdrückt, der Held der Weisen ist, welche die Grösse der Könige nicht nach den Siegen, sondern nach den Wohlthaten messen. Es fehlt nur eins hiebei, dass Personen, die dem Staate so nützlich werden, ein wenig besser besorgt und bedacht werden mögen. Ich muss einen Einwurf rügen, den ich gegen Medicinalanstalten nicht selten machen höre. Kommen denn die Menschen, wo dergleichen Menschen sind, nicht auch um? Gibt es hier nicht auch Todtgeborene? Vorhin verunglückten viele Frauen und Kinder, weil die unwissenden Landwehmütter sich

bei den meisten Geburten von schwerer oder widernatürlicher Art sich nicht zu helfen wussten, während sie bei leichten und natürlichen Geburten durch eine mechanische Fertigkeit und durch ein glückliches Aufschieben von Stunde zu Stunde oft besser und bequemer verfuhren als die unterwiesenen Hebammen. Diese kommen aus der Schule, wo sie mehr von schweren als leichten und natürlichen Geburten hören. Mit den Ideen vom Schweren und Widernatürlichen kommen unsere Neulinge in die Wochenstube, sie sind voll von ihrer neuen Kunst, voll Wunsch, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Darüber wählen sie oft den Weg der Kunst, wo die Natur es würde Alles ausgerichtet haben. Es werden Jahre vergehen, bevor sie wie die Alten mit dem Mechanischen und Gewöhnlichen bekannt werden, der Natur alles Gute zutrauen, aber dann werden wir auch Personen haben, die bei diesem Vorzug der Alten noch den besitzen, dass sie sich zu finden wissen, wenn es einen anderen als gewöhnlichen Zug nimmt. Man kann hier anbringen, was Plinius uns überhaupt zur Last legt: Experimenta per mortos agunt. Das ist aber nicht anders. Es gibt keine Kunst, wo man anders als nach einigem Straucheln gehen lernt. Das ist ein Unglück, dass unser Straucheln so leicht tödtlich werden kann; aber das liegt im Wesen der Kunst, sie würde sonst auch nicht so heilsam sein. Der Zimmermann bricht leichter Arm und Bein als der Schneider! Ist das Grund zum Vorwurf?" — Ueber das Verhältniss der beiden Geschlechter im Leben und im Tode. — Ueber das Mass der Bevölkerung. — „Unsere Land- und Staatswirthe sind nicht immer Philosophen, und die da philosophiren, noch seltner Landwirthe. Und beides wird billig erfordert, wenn der Trieb sein Vaterland zu bessern, nicht blind und verkehrt kommen soll. Wer beides unter uns hat und sein Vaterland liebt, der nehme sich den Muth zu reden. Man kann es in einem Staate, dessen König die grossen Worte gesprochen hat: „ich will nicht, dass das Genie in meinem Lande in Fesseln liege". Nur muss der, welcher reden kann und will, nicht so allendlich sich arten wie das Genie, über das diese Worte gesprochen wurden, nicht muthwillig, nicht voreilig, nicht unkundig, nicht mehr witzig als wahr, nicht undankbar, kein Macchiavell, aber auch kein Rousseau". — Ueber das Verhältniss der Gestorbenen zu den Geborenen nach den Jahreszeiten. — „Die grösste Zeugungskraft fällt auf den Monat Juni. Die Vereinigung der Annalen von Witterung und Seuchen mit dem monatlichen Sterben und der monatlichen Zeugung scheint mir eine der lehrreichsten Unternehmungen. Huxham hat das beste Muster gegeben. Auch hat er nicht die epidemischen Krankheiten des Viehs übersehen. Vorzüglich verdient der Einfluss der Witterung auf Blüthe, Wachsthum und Gedeihen der vegetabilischen Welt angezeigt zu werden; auch die Höhe der Flüsse und die Preise der Getreidearten".

Vortrefflich ist „die Anzeige der Rettungsmittel bei Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen". Von Scherf erschien diese Schrift später, mit Zusätzen versehen, in einer zweiten Auflage. V. gibt zunächst ein allgemeines Verzeichniss der Hülfsmittel und bespricht dann das Verfahren bei den Todtscheinenden; unter dieser Rubrik werden abgehandelt: todt scheinende Neugeborene, erdrückte Kinder, Ertrunkene, Erfrorene, vom Fall und Sturz Leblose, Erhängte oder Erwürgte, von Dünsten und Dämpfen Betäubte, vom Blitz Gerührte, von fauligen Dünsten in Gefahr Gebrachte, andere in und ausser Krankheit Leblose. In der zweiten Abhandlung wird über in plötzliche Lebensgefahr Gerathene gesprochen; hier werden folgende Abtheilungen gemacht: durch Gift Angegriffene, durch Biss der Thiere Verletzte, an verschluckten Sachen Stickende, mit einem Schlagfluss Behaftete, mit Steckflüssen und anderen schnellen Hals- und Brustkrankheiten Befangene, an Blutflüssen und anderen starken Ausleerungen Leidende, von Schmerzen Ergriffene, an Krämpfen und Zuckungen Laborirende.

Von den Berichten sämmtlicher Physici der Herzogthümer Schleswig-Holstein zeichnet sich der von Hensler abgestattete, in seiner Eigenschaft als Physicus von Altona, Pinneberg und der Grafschaft Rantzau, durch Gründlichkeit und Kürze aus. Im Jahre 1767 behandelte er 8 von der Kriebelkrankheit Befallene, 1768: 13, 1770: 38, von denen 2 starben, 1771 wurden 23 ergriffen, unter denen 2 Todesfälle. Viele haben sich mit Erfolg nach Hensler's Rathschlägen behandelt. V. folgert aus seinen Beobachtungen: der Sensus formicationis charakterisirt die Krankheit im Anfange, es folgen die Ausdehnungen der Sehnen und Muskeln, das Starrstehen der Hände und Füsse, die Zufälle gehen in Convulsionen über; das Ende ist immer apoplektisch, wie es Epileptische nehmen. Viele behalten beständig krumme Hände und Zehen. Die Krankheit befällt ausschliesslich die geringsten Stände, herrscht nur auf dem Lande, nie in den Städten, nie

auf der Marsch, immer allein auf der Geest. Diejenigen, die nur vom Brode leben, werden am meisten befallen. Deshalb ist die alte Theorie, dass die Schuld am Brode liege, wohl nicht unbegründet. Den Raphanus Raphanistrum hat H. selten gefunden. Er erörtert dann drei Fragen: wie kann man der Seuche vorbeugen? Wie ist die Krankheit im Anfang und wie im Fortgange zu curiren? Vorzubeugen wäre ihr dadurch, dass man alten Rocken gäbe und denselben dörrte. Brechmittel nutzen am meisten im Anfange, Aderlass ist nicht indicirt, höchstens bei vollblütigen Constitutionen. Der Kranke darf sich nicht dem Bette hingeben, er muss so viel als möglich seine Gliedmassen in Bewegung halten. In der Folge richten starke Purgirmittel mehr aus als Brechmittel. Auch scheinen viel die diaphoretischen zu leisten, da die Gliedmassen oft leichenmässig kalt und trocken sich anfühlen und an den Zehen und Füssen wässerige Geschwülste sich bilden. In eingewurzelten Fällen bewährte sich Baldrian und Eichenmistel am besten.

Die Veranlassung zu dem gediegenen Aufsatze „über Krankenanstalten" war der Tod von drei hoffnungsvollen jungen Aerzten in Hamburg und die Erkrankung durch Ansteckung von zwei anderen. Allesammt waren Aerzte am Krankeninstitute und wurden Opfer ihrer treuen Menschenliebe in Besuchung von Kranken, die an Faulfiebern darnieder lagen. Wir müssen bemerken, dass H. hier unter Krankenanstalten nicht Krankenhäuser versteht, wie es, dem sprachlichen Gebrauche nach, jetzt üblich ist, sondern im Allgemeinen jedes Institut darunter begreift, das es sich zur Aufgabe macht, arme Kranke zu verpflegen, mag dies nun in ihren eigenen Wohnungen geschehen oder in besonderen für diesen Zweck erbauten Häusern. Eines ausgezeichneten Rufes erfreute sich die in diesem Sinne errichtete Hamburger Krankenanstalt, der obige drei Aerzte als Opfer fielen. „Viele Kranke aus den niederen Ständen haben eine Abneigung gegen Spitäler; sie wollen in ihrer Familie bleiben. Diese Art von Krankenanstalten hat ein menschenfreundlicheres und liebseligeres Ansehen als das von Krankenhäusern; auch sind sie leichter zu errichten und wohlfeiler zu unterhalten. Der Bau eines Krankenhauses erfordert eine grosse Summe, ist kostspielig zu unterhalten und wird oft nicht eine Wohlthat für die Nothleidenden — sondern für den Oekonom und dessen Theilnehmer. Trotzdem halte ich bei Krankenanstalten Krankenhäuser für gut, weil Reinlichkeit, Pflege, Nahrung und Gebrauch der Mittel in dem Krankenhause besser und richtiger besorgt und gehandhabt werden können. Obenan steht die unreine Luft. Bist du, lieber Leser, je in einem Keller oder Saale oder einer Bude eines gemeinen Mannes gewesen? Auf dem Lande ist es noch lange nicht so als in den Städten, da dringt noch reine Luft wider den Willen ihrer Bewohner in die Hütten ein, aber in den engen Gassen ist die Luft nie rein. Mit jedem Zuge athmet der Kranke das Gift wieder ein, was seine Natur ausdünstet. Dass die Mittel zur rechten Zeit, dass sie in gehöriger Ordnung, dass sie zu Zeiten in Eile, dass sie unter diesen oder jenen Umständen, so oder so gereicht werden, dazu muss man doch nicht ganz ungewandt und unkundig und also nicht ganz unberufen sein. Geschieht das aber nicht, so ist Alles, was Mittel heisst nur halb Mittel und oft ist es darüber gar nichts. Wie kann man das aber von den Angehörigen, wie in dem nöthigen Masse erwarten? Kann man dies mit Wärterinnen beschaffen? Sind dieselben nicht aus den niederen Ständen? Haben sie nicht alle Vorurtheile derselben? Und werden sie, diesen Vorurtheilen gemäss, auch nicht hier etwas thun oder dort etwas lassen? Ein grosser Arzt in Leipzig nahm keinen Kranken in die Cur, dem er nicht eine Wärterin geben konnte, die von seinem Worte abhing. „Ich kann sonst nicht curiren", sagte er. Ist es daher dem Kranken nur möglich, sich in ein Krankenhaus zu schaffen, so steht er sich um vieles besser. Er hat die Pflege, die Nahrung, die Wartung, die er bedarf, er erhält Mittel und Labung, wie er soll, er hat die Reinlichkeit, die ihm so wichtig ist, er athmet reine unverpestete Luft und hat die Wärme, so viel er bedarf und auch nicht mehr als er bedarf. In einem grossen Theil von Krankheiten ist Uebermass von Wärme so schädlich, wie die Dünste selbst es sind; sie activirt die Schädlichkeit der Dünste zu Gift noch mehr. Und wie will man dem abwehren? Durch die Wärterin? Gemeiniglich feuert sie noch mehr ein, als der Kranke selbst will; am meisten die Nächte, wo der Kranke in der Regel am meisten Hitze, und die Wartfrau am meisten Kälte empfindet. Unabhängig von aller Rücksicht auf den Arzt selbst, hat mich dieses Alles lange für eigne Krankenhäuser entschieden. Aber stünde die Wage auch; wären für Krankenhäuser nicht mehr Gründe als für die Krankenpflege in eignen Wohnungen, so müsste das Wohl der Aerzte die Wage doch auf die Seite der Krankenhäuser sinken machen. Es ist sein Beruf,

sagt man, und darin zu sterben ist Pflicht. Wer das sagt und am meisten predigt, ist vielleicht der, welcher es am letzten thun würde. Aber die Frage ist die: ist das eigne Leben des Arztes bei der allgemeinen Lebenssorge, die ihm obliegt, nicht auch etwas werth? Die Lebensgefahr ist unläugbar. Zwar weiss ich, dass man neuerdings fast alle Ansteckung bezweifelt. Nicht nur der Ruhr und den Faulfiebern, sondern der Pest selbst hat man sie abgesprochen und alle Verwahrung als eitel verrufen. Auch Pfützen sollen ohne Schaden stinken, wenn man der Theorie glauben will. Man kann dergleichen auf sich beruhen lassen, wenn dem Publicum kein Schaden daraus erwächst; aber, wo es Gefahr bringt, ob das Paradoxon wahr sei oder nicht, da muss man laut und bald dagegen reden. Jedes Menschenleben hat einen Werth, des Armen sowohl als des Reichen. Was der Werth davon dort sein wird, dazu haben wir hier nicht Waage und Gewicht. Aber verschieden ist er doch auch für dies Leben, und die Wichtigkeit für dies Leben ist nun einmal hier der Massstab der verschiedenen Schätzung des Lebenswerths. Und es ist doch nicht einerlei, ob ein hoffnungsvoller junger Arzt oder ein Handwerksbursch dahin stirbt. Das Publicum mag also mit Fug, und mich dünkt, es müsste seiner selbst wegen auch auf die Lebenserhaltung dessen einige Rücksicht nehmen, der der Lebenserhaltung Anderer sich widmet. Es muss ihm ein Gran für die Waage werden, und da sinkt denn die Schale für eigne Krankenhäuser. In denselben ist es vielmehr in der Macht des Arztes, sich selbst zu bewahren, seinen Kranken und sich die gereinigte Luft und alle die Vorsicht zu verschaffen, die das Leben des Kranken erhalten und das Leben des Arztes schonen hilft. Die Krankenpflege in den Häusern lässt sich desshalb oft nicht durchführen, weil die Angehörigen dem Broderwerb nachgehen müssen. Oft habe ich die Keller verschlossen gefunden und zum Kranken nicht kommen können, weil der Mann auf der Wache war, oder die Frau irgendwo scheuern musste. Die Vorurtheile gegen Krankenhäuser gründen sich oft auf Nebensachen, oft auf Namen und Schein. In's Lazareth, in's Pesthaus gekommen zu sein, ist Manchen anstössig geworden; in's Krankenhaus oder Siechhaus wird's nicht sein. Ist das Krankenhaus gar zu weit abgelegen, so wäre dem dadurch abzuhelfen, wenn man, ausser dem grossen Krankenhause, in jedem Viertel der Stadt ein kleines Haus von einigen Zimmern für die schweren Febricitanten einrichtete. Und wenn auch dahin der Transport unmöglich, so riethe ich, wie man in Pestläuften einen Pestarzt besoldet, (zur Zeit der Pest waren alle Aerzte von der Behandlung Pestkranker dispensirt) dass für dergleichen nicht häufige Fälle ein Hausarzt für ein Jahrgeld bestellt würde. Und zwar riethe ich dazu eher einen älteren als jüngeren Arzt zu verbinden, da physische und moralische Ursachen die Gefahr bei älteren vermindern".

Endlich müssen wir noch erwähnen, dass Hensler, bei aller Freisinnigkeit, schon damals gegen die Bekanntmachung geheimer Arzneien in öffentlichen Zeitungsblättern kämpfte.

Literarischer Nachlass.

Derselbe ist sehr reichhaltig, wird auf der Kieler Bibliothek aufbewahrt, und legt Zeugniss ab von der grossen Vielseitigkeit Hensler's. Wo würde man heut' zu Tage noch einen Professor finden, der über so viele heterogene Disciplinen Collegien zu lesen im Stande wäre?

Wir erwähnen zunächst einen Quartband über chronische Krankheiten, einen über medicinische Polizei, zwei über Diätetik. Letztere hat Verfasser mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet; die einzelnen Speisen werden einer detaillirten Untersuchung unterworfen, dabei auf Klima, Boden, Luft u. s w. die gehörige und nöthige Rücksicht genommen. Ausserdem sind vorhanden ein Quartband über Geburtshülfe, einer über gerichtliche Medicin, einer über Physiologie, einer über specielle Pathologie und einer über Staatsarzneikunde. Alle diese Manuscripte bekunden durch die vielen, vom Verfasser in ihnen angebrachten Verbesserungen, dass derselbe seinen Schülern nicht dasselbe Heft vorzulesen pflegte, dass er sich stets bemühte, mit der fortschreitenden Wissenschaft auf dem Laufenden sich zu halten und alle Errungenschaften sich anzueignen. Ausser diesen eigenhändigen Manuscripten bewahrt die Kieler Bibliothek eine Menge von Collegienheften, die H. als Student in Göttingen bei seinen dortigen Lehrern nachgeschrieben hat. Das nähere Verzeichniss hierüber siehe bei Ratjen S. 22. Wenn der literarische Nachlass Hensler's

für uns im Ganzen auch keinen wissenschaftlichen Werth mehr besitzt, so ist Einzelnes doch noch jetzt, als die von einem selbstständigen Denker und tüchtigen Gelehrten geäusserten Ansichten und Anschauungen von grossem Interesse. Hätte er länger gelebt, so würde die Staatsarzneikunde, der er in den letzten Jahren seines Lebens mit besonderem Eifer sich hingegeben, durch ihn gewiss einen bedeutenden Aufschwung genommen haben. Vor Peter Frank zeichnete er sich dadurch aus, dass er dieselbe von einem freiern Standpunkte aus betrachtete und schon den Versuch machte, sie in enge Verbindung zur Nationalökonomie zu bringen. Aus der Lectüre des hinterlassenen Manuscripts geht hervor, dass er die Schriften von Mirabeau und Adam Smith aufs Gründlichste und Genaueste studirt hatte. Nach der Sitte der damaligen Zeit, den Vorlesungen ein renommirtes Buch zum Grunde zu legen, las er über Hebenstreit's medicinische Polizei, in sehr vielen Punkten von ihm abweichend, ihn widerlegend und verbessernd. H. unterscheidet sehr richtig zwischen Polizei und Polizeiwissenschaft. „Die Polizei ist nur da, dem Bürger die einstweilige Sicherheit oder Hülfe zu verschaffen, bis er sie durch regelmässige Rechtshülfe ordentlich erlangen kann. Die Polizeiwissenschaft aber ist ein wichtiger Theil der Staatswissenschaft, die mit der Justiz unmittelbar nichts zu thun hat. Justizpflege und Polizeiwissenschaft sind daher ganz verschieden. Dagegen ist die gewöhnliche Polizei eine provisorische Justiz, diese haben ineinander laufende Gebiete, und die Grenzen sind schwer zu bestimmen, wo die Justiz aufhört, und die Polizei anfängt. In Rom war für die Justiz der Prätor, für die Polizei aber der Aedilis und der Censor. In unseren Staaten ist die Polizeiwissenschaft nur selten ein besonderer Beruf geworden, er wird nur beiläufig gehandhabt. Die theure, werthe Finanzwissenschaft ist das Lieblingsstudium der Fürsten oder vielmehr ihrer Minister, die zum Gelde Rath schaffen müssen. Das Geldverbrauchen verstehen in der Regel die Fürsten selbst oder ihre Kebsweiber und Hofschranzen. Die Justizpflege und die Polizeiwissenschaft brauchen nicht in ihren Grundsätzen zu harmoniren. Ihre Grundsätze sind ganz heterogener Natur und nicht näher mit einander verwandt als Mathematik und Philosophie. Die Justiz muss sich nach natürlichen und positiven Gesetzen richten: Die Polizeiwissenschaft wird durch physische Bedürfnisse, durch Lage des Landes, Klima und Boden bestimmt. Die Benennung „Staatsarzneikunde" halte ich nicht für eine passende und treffende. Staatsarznei setzt Staatsgebrechen und Krankheiten voraus, die durch diese Kunde gehoben werden sollten. Das ist der wahre Sinn der Benennung. Dass nun Staatsgebrechen und Krankheiten existiren und deren wohl hie und da nicht wenige und sehr wichtige sein möchten, will ich nicht in Abrede stellen: aber theils sind die ein wahres noli me tangere, und die Staatsdiener mögen davon ebenso wenig reden hören, als ein hübsches Mädchen einen Krebs in der Brust haben mag. Medicinische Polizei ist demnach ein Inbegriff der in die Polizeiwissenschaften applicabeln medicinischen Kenntnisse. Hebenstreit verlässt sie, um nach Anleitung des sonst vortrefflichen Frank eine andere zu geben, gegen die ich nur dieses habe: 1) Med. Polizei ist keine zusammenhängende Wissenschaft, wie es Polizei für sich und Medicin für sich sind, sondern sie besteht nur aus abgesonderten Bruchstücken medicinischer Kenntnisse, die in der Polizei ihren Nutzen haben. Und von diesen Bruchstücken medicinischer Kenntnisse ist die medicinische Polizei ein Inbegriff. 2) Die Wissenschaft, das Gesundheitswohl der Menschen und Thiere zu handhaben, ist eigentlich die Wissenschaft des Menschen- oder Thierarztes, nicht der Polizei. Letztere darf nur Sorge tragen, dass solche Männer und solche Anstalten da seien, worin die Wissenschaft dieser Männer gehandhabt werden kann. Und was die darin Nutzbares lehren und wissen, das verlangt die Polizei nicht auch Alles zu wissen. Es ist ihr nur dieses oder jenes brauchbar. 3) Hat man bisher nur den Menschen als Bürger des Staats für den Gegenstand der Polizei geachtet. P. Frank und Metzger setzen nun auch die Thiere hinzu, um die Veterinäranstalten zur Pflicht zu machen. Aber die Thiere sind doch nicht unmittelbar Gegenstand der Polizei, sondern der Bürger des Staats. Weil der Bauer und Gutsbesitzer auch Vieh nöthig hat, so ist es brav, dass man auch für das Vieh sorgt, womit der Bauer seinen Acker bestellen kann. Aber eben so brav ist es auch, dass die Polizei für Flachs und Wolle zur Arbeit, für reines Wasser, gutes Bier sorgt, weil alles dieses und mehr auf das Wohl des Bürgers ebenso Einfluss hat als das Wohl des Viehs. Diese Sorge der Polizei ist nur eine mittelbare, aber die gerade unmittelbare Absicht der Polizei ist bloss das Wohl des Menschen als Bürgers des Staats zu befördern, und dieses Wohl wird ebenso durch gutes Brod als durch gesundes, starkes Vieh befördert. Der Ent-

zweck der Polizei geht unmittelbar nur auf das Wohl des Staatsbürgers, nicht auf das Wohl des Stiers oder des Ebers. Medicinische Polizei ist also die Kenntniss derjenigen medicinischen Vorkehrungen, die der Staat für die Gesundheit und den Wohlstand seiner Bürger treffen kann. Die meisten Rechtslehrer sagen so: der grosse Haufen der Menschen ist in Ansehung seines eignen Wohls unwissend, er hat selten die moralische und intellectuelle Bildung, dass er seine religiösen Grundsätze selbst richtig beurtheilt, den Verstand seiner Kinder sattsam bilde, auch sich selbst gehörige Aufklärung verleihen könnte, er ist so unverständig, so faul, so unsittlich, dass eine vernünftige Landesregierung ihm zu Hülfe kommen, dass sie ihn lenken und leiten müsse. Andere haben hiegegen Zweifel; sie setzen a) die bürgerlichen Verhältnisse fest und behaupten, über diese könne die Regierung nicht hinausgehen. b) Sie läugnen die Befugniss: durch welches Grundgesetz des Staats ist der Landesherr zu einer solchen Gewalt über den Menschen ermächtigt worden? c) Das häusliche Leben des Menschen ist kein Gegenstand der Gesetze. Gegen die Möglichkeit, die Fähigkeit, gegen die Gesetze zu handeln, sind keine Gesetze gegeben. Dagegen vermögen die Gesetze auch nichts. Und was die vermöchten, wäre am Ende das Einzigste, dass der Landesherr aus seinen Unterthanen, aus landesväterlicher Fürsorge, niederträchtige Sclaven, Schleicher im Stillen und wahre Heuchler machte. d) Alles, was die Gesetze anordnen können, muss allgemein sein. Alles aber, was Fleiss, Verstand, Sittlichkeit betrifft, ist relativ. e) In Handlungen der Menschen, wobei es auf seinen Verstand, auf seine Erziehung, auf seine Moralität und auf seine Thätigkeit ankommt, die unendlich verschieden sind, da lassen sich keine allgemeinen Regeln geben. f) Ueberhaupt kann man es nicht genug sagen, des Menschen Verstand leidet keine Fesseln, und des Menschen Sitten werden durch keine Gesetze gebessert. Kein Zwang von aussen her macht uns verständiger und sittlicher. Und am Ende, wer ist der oder wer sind die, welche sich das Geschäft der allgemeinen Curatel herausnehmen und nach ihrer Einsicht uns modeln wollen? Sind sie nicht auch Menschen wie wir, fehlerhaft wie wir, haben sie nicht Schwächen des Geistes wie wir?" — V. citirt dann Friedrich II. und Joseph II. als Fürsten, die beide den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätten. „Lenken lässt sich der Mensch und auch am Ende leiten, aber drängen und zwingen lässt er sich nicht, weder durch Predigten, noch durch Edicte oder Dragonaden. Denn der Unterthan ist ein Mensch und trägt an seiner aufrecht erhabenen Stirn das Siegel der Geistesfreiheit."

Wichtig ist die Ableitung, die H. dem Worte „morganatisch" gibt. Im Abendlande wird höheren Ständen die Ehe zur linken Hand gestattet, und, weil die Kinder nach der Mutter gehen — na de Moor gahn —, so ist hieraus das Wort „morganatisch" gebildet.

Höchst interessant ist auch die Abhandlung über Poly- und Monogamie Facultativ plaidirt er für erstere

Ferner verdient seine Ansicht über die Tollwuth der Hunde eine Erwähnung. Er sagt: „man hat das Ausschneiden des Tollwurms für lächerlich, wenigstens für unwirksam erklärt. Es ist wahr, man schneidet ihn oft aus, und der Hund kann doch toll werden. Aber dann ist er nicht recht ausgeschnitten. Es ist ein weisslicher Canal, im Speichelgang der Speicheldrüsen unter der Zunge, und der Speichel ist es eigentlich, der in die Bissstelle eingeflösst, den traurigen Schaden anrichtet. Ebenso ist es bei den Schlangen. Wird der rechte Speichelgang oder mehrere zerstört, so wird der Hund wohl toll, beisst aber nicht, und der Biss ist nicht giftig."

Stieglitz der Kritiker.

Literatur.

Diss. inauguralis de morbis venereis larvatis, Göttingen, 1798. Rec. N. Frankfurt. med. Wochenblatt 1789. Nr. 46. S. 731. — Götting. gel. Anzeigen 1789. Band 2. Nro. 132. S. 1321. 22. — Gotha. gel. Zeit. 1789. Bd. 2. S. 809. — Allg. Deutsche Bibliothek. B. 117. St. 1. S. 61. — Usteri's Repert. d. med. Lit. d. J. 1789. Nr. 84. S. 180; Gazette salut. 1790. Nro. 9; med. chirurgische Zeit. 1790. B. I. Nr. 13. S. 211, 12; Tabor's Ausz. a. N. engl. Streitschriften B. I. 1792. Nr. 9. S. 76—81; Girtanner's Abhandl. über die venerischen Krankheiten B. 3. 1795. S. 724—27; Döring's krit. Repert. Abth. I. 1803. Nro. 1731. S. 198. — Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbette, und über ihre Verhältnisse unter sich überhaupt. Hannov. bei Geb. Hahn 1798. Rec.: Hufeland's Journ. d. Heilk. B. 5. Nr. 4. 1798. S. 914 (anerkennende Kritik: „in dem bisherigen handwerksmässigen Verhalten der Aerzte untereinander liegt ein Hauptflecken unserer Kunst"); med. National-Zeit. 1798. Nro. 34. S. 529. 30; Allg. Lit. Zeit. 1798. B. 2. S. 281—84; N. allg. Deutsche Bibliothek. B. 42. St. 2. S. 427; Götting. Gelehrt. Anzeig. 1798. B. I. S. 31—35 („Rec. fordert alle Aerzte auf, dieses Buch mit Aufmerksamkeit und Nachdenken zu lesen und die in demselben enthaltenen Vorschriften immer mehr in Anwendung zu bringen"); Würzb. gel. Zeit.-1798. S. 246; Journal der Erfindungen, Band 7. S. 27. („Man darf es laut sagen, dass das Ansehen der Arzneikunde ungeachtet ihrer so gerühmten Stufe von Vollkommenheit, auf der sie jetzt steht, bei dem Publikum seit einigen Jahren nur zu merklich gesunken ist. Der skeptische Geist unseres Jahrhundertes, die ausgebreitete Viel- und Halbwisserei, die Fluth von schlechten medicinischen Volksschriften und die unverhältnissmässig wachsende Zahl der Aerzte, mit welchen in noch grösserem Missverhältnisse die Zahl der schlechten Aerzte steigt, die keine Kunstgriffe scheuen, um sich Subsistenz zu verschaffen, das sind die Hauptursachen, die den Stand der Aerzte um das Ansehen und den Gewinn gebracht haben, in deren Besitze er sich vormals befand. Man lese und thue danach"); Intelligenzblatt, Nr. 23. 1798. S. 33—35; Loder's Journal für Chir. B. 2. 100. S. 193; medic. chir. Zeit. 1801. B. 1. Nr. 13. S. 23. 24. — Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers. Hannover bei Geb. Hahn. 1807. Rec.: Horn's Archiv für medic. Erfahr. B. 4. 1807. H. 1. S. 108—86; med. chir. Zeit. 1807. B. 2. Nro. 43. S. 305—18; Allg. medic. Annal. 1807.

S. 183; Graperon Bullet. des Scienc. méd. Tom. 2. p. 438, Revue méd. franc. et étrang. 1831. T. 4. pag. 125—134. — Ueber den thierischen Magnetismus. Hannover, bei Gebr. Hahn. 1814. Rec.: Allg. med. Annal. d. Heilkunde. 1814. Juli S. 495. („Der Verfasser vorliegender Schrift, dessen Namen in der gelehrten Welt mit allgemeiner Achtung genannt wird, tritt in dieser Angelegenheit als kundiger und unparteiischer Richter auf und beleuchtet dieselben mit der Fackel der strengsten Kritik, er war nie selbst Magnetiseur; er urtheilt nur nach den Thatsachen, die ihm die Schriften der Magnetiseurs darboten, untersucht ihre Uebereinstimmung mit oder ihre Abweichung von anderen physischen Erscheinungen in dem gesunden und kranken Organismus, bemüht sich, das Richtige vom Falschen zu trennen und so bestimmt die Wahrheit zu erforschen"); med. chirurgische Zeit. 1815, B. 2. Nr. 47. S. 337—48 u. s. w., Hufeland's Bibl. der Heilk. B. 36. 1816. Juli, S. 5—94. (Hufeland, als Recensent schliesst diese Kritik mit dem herzlichen Wunsche, „dass dieses Buch dazu dienen möge, diese wichtige Angelegenheit auf ihren gehörigen Standpunkt zu bringen. Mögen die Feinde des Magnetismus aufhören, ihn mit Spott und Verachtung zu behandeln, worüber er unstreitig erhaben ist. Aber mögen seine Freunde nicht fortfahren, durch Leichtgläubigkeit, Sinn- und Geistesbefangenheit, Schwärmerei, Aberglauben das reine Korn der Wahrheit zu verderben"; Archiv für thierischen Magnetismus. B. 2. St. 3. 1818. S. 72—89 („Herr Stieglitz hat das Verdienst, jedem Neuen, das ihm Bedeutung zu erhalten schien, zuerst widersprochen zu haben, und der thierische Magnetismus darf sich mit Recht eines ähnlichen Vorzugs freuen. Erfreulich ist dies Bekämpfen, weil durch den Widerspruch die Aufmerksamkeit des indifferenten Publicums auf einen Gegenstand, der ihm sonst vielleicht längere Zeit fremd oder gleichgültig geblieben wäre, früher hingeleitet, und die Schlaffheit der Freunde der neuen Lehre zur Bestreitung und Widerlegung der gemachten Vorwürfe aufgeregt wird"); Dictionaire des Scien. méd. T. 29 1818. p. 558. — Pathologische Untersuchungen. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1832 2 Bände. Rec.: Hecker's literarische Annalen der Heilkunst, B. 24. 1832, H. 2. S. 144—60. („So viel Mühe auch Verf. darauf verwendet, das Nichtsein von Plethora zu beweisen, so muss er doch einen solchen Zustand annehmen, und die ganze Beweisführung kann höchstens dahin führen, dass dieser Zustand nicht überall vorhanden sei, wo man ihn vorhanden geglaubt"); Götting. Gelehrt Anzeig. 1832. Nr. 126. 37; Heidelberger Jahrbücher, 1832 („Recensent glaubt, dass diejenigen, welche wegen ihrer entgegengesetzten Ansichten und Bearbeitungen so stark sich haben zurecht setzen lassen, durch das Vorgebrachte schwerlich bekehrt worden sind. Erlaubt sich der Verfasser auch einen Ton und eine Sprache, welcher im freien Leben der Wissenschaft nur ein gutmüthiges Lächeln entgegengesetzt werden darf, so darf doch nicht vergessen werden, dass schon das Bemühen nach einem sicheren Grunde Anerkennung finden muss"); Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1833. Nr. 17. 18 („Welcher Arzt Deutschlands hätte wohl grösseres Talent gezeigt, das Schwankende und oft Grundlose der allgemein als begründet anerkannten Meinungen, auf die man nicht selten ganze Systeme der Medicin aufbaut, nachzuweisen, als Stieglitz. Auch in diesen beiden Bänden hat Stieglitz das Talent ungeschmälert behauptet. Denn genau genommen ist das Ganze eine Kritik der herrschend gewesenen und herrschenden Ansichten aller Völker und aller Zeiten. Wer Sinn und Talent für Untersuchungen hat, wie in den beiden Bänden ausgeführt sind und Freude daran, der wird sie nicht unbeachtet lassen. Er wird das Gute, Wahre, Brauchbare sich aneignen, das Bekannte übersehen, das Unbegründete zurückweisen"); Kleinert's

Repertorium der deutsch. med. Journalistik 1833. S. 174; Hohnbaum's medic. Conversationsblatt, Jahrg. 3. 1832. H. 3. S. 309–12; Leipz. Literaturzeitung 183[illegible] Nr. 233; Kleinert's Extrablatt. Cholera oriental. S. 1231; Bluff's Leistungen der Medicin, S. 70, 71, 72. 73, 98, 143, 172 („das Jahr 1832 hat nicht viele Arbeiten aufzuweisen, dafür bieten aber die „Pathologischen Untersuchungen von St. einen Schatz von Erfahrungen dar, die durch das tiefste Urtheil mit einander verbunden werden und die wichtigsten Gegenstände der Wissenschaft und Kunst beleuchten"). Ueber Homöopathie. Hannover 1835. Rec.: Bluff's, Leistungen der Med. B. 4. 1835. S. 316; Gräfe und Walther, Journal d. Chir. B. 23. S. 513, Simon, antihomöopathisches Archiv, B. 2, S. 128—65; Gött. G. Anz. 1835, N. 146; Kleinert's Repert. d. m. Journalistik 1835. Sept. S. 182; Hecker's Annalen der Heilkunde B. 32, 1835, S. 323—31; Pfaff's Mittheilungen aus der Med. Jahrg. 3. 1835. Juli u. Aug.: Hufeland's Bibliothek d. Heilk. B. 4. 1835, S. 105—18; Gersdorf's Repert. B. 6. 1835. Nr. 19. d. 1. Oct.; Casper's Wochenschrift B. 4. 1835. S. 633—47; Hall. Literaturzeit. 1836. Nr. 18. Sachs' med. Almanach f. 1837. S. 11; Schmidt's Jahrb. d. Med. B. 13. 1837. S. 117. — Medicinische Räthsel, in Hufeland's Journal der Heilkunde, B. 1. 1796. S. 534—47. — Unfähigkeit von Dauer im Stehen und Gehen, ohne Lähmung und Verunstaltung, ebend. B. 3. 1797. S. 115—37. — Schilderungen aus dem Leben eines Arztes, ebd. B. 28. 1809. S. 148. — Ueber die Stellung der Aerzte zum Staate, zum Publikum und unter sich selbst, ebd. B. 60. 1825. S. 126. — Unterscheidungsmerkmale der einheimischen Brechruhr von der Asiatischen Cholera. Mitgetheilt von der K. Hannoverschen ärztlichen Prüfungsbehörde, ebend. B. 73. S. 126—32 — Einige Bemerkungen über die Schutzkraft der Kuhpocken, im neuen hannov. Magazin, 1808; St. 97, 98 u. 99. — Vertheidigung der Beobachtungen einer besonderen Art natürlicher Blattern nach Kuhpocken, in Horn's Archiv für medicinische Erfahrung. — Bemerkungen über die Niederlassungen der Aerzte im Königreich Hannover, in den Hannoverschen Annalen, 1836. B. 1. S. 860—75 — Einige die Kuhpocken betreffende Erörterungen. In den Hannoverschen Annalen für die Heilk. 1839. B. 4. S. 648–70. — St. war wie Zimmermann und Wichmann auch als Kritiker an medicinischen Journalen sehr thätig. Da die damalige Sitte es aber mit sich brachte, Recensionen anonym zu schreiben, so können folgende nur mit Sicherheit als von ihm herrührend festgestellt werden: Die Bleiglasur des irdenen Küchengeschirrs, als eine Hauptquelle vieler unserer Krankheiten und Mitursache der Abnahme körperlicher Kräfte des Menschen von Ebell, Theoria morbi von Philipp Hartmann, Institutiones therapiae generalis. Auctore Ackermann, Handbuch der allgemeinen Heilkunde von Aug. Fried. Hecker. Dieselben sind vollständig abgedruckt in „zum Andenken an Johann Stieglitz" von Marx. Ausserdem Darstellung und Prüfung der wesentlichen Brown'schen Sätze, in Hopf's Commentarien der Arzneikunde, B. 6. 1800. S. 65—97, ferner über Brown Allg. J. Literaturzeitung. 1799. S. 373.

Ueber sein Leben und seine Wirksamkeit erschienen: Zum Andenken an Dr. Johann Stieglitz. Von Dr. Marx. Mit einem Facsimile seiner Handschrift. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. 1840; Nekrolog über Stieglitz von Holscher, in Holscher's Annalen 1840, S. 855—70; med. Unterhaltungsbibliothek. B. 8. 1842. S. 1—17; St. Nekr. d. Deutschen Jahrg. 18, 1840. Th. 2. 1842. Art. 330. S. 37—47: Allg. Zeit. 1840. Nr. 317. Bei-

lage; Neue medic. chirurg. Zeitung 1841. B. 1. Nr. 2. S. 30—32; Sachs, medic. Almanach f. 1842. S. 647 51; Haeser's Repertorium d. Med. B. 1. 1840. H. 5. S. 271.

Uebersetzung: Zimmermann's Leben von Tissot. Aus dem Französischen mit Anmerkungen. Hannover bei Hahn. 1791.

Es ist ein eigenthümlicher doppelter Zufall, dass in demselben Jahre, da Werlhof starb, Johann Stieglitz als letzter Classiker in der Reihe der königlich grossbritannischen Leibärzte, das Licht der Welt erblickte und zwar an dem nämlichen Tage, an welchem 29 Jahre später sein intimer Freund und nachheriger Biograph Marx geboren wurde. Das Wirken von Stieglitz fällt in eine der bewegtesten Zeiten der Medicin wie des politischen Lebens Deutschlands. Dass er demungeachtet den Strömungen des medicinischen Zeitgeistes zu widerstehen vermochte, nicht wie seine meisten hervorragenden Coätanen Reil, von Walther, von Carus, Himly u. s. w. von den Wogen der Leidenschaften und Parteiungen umhergeworfen und in den Strudel der sich bekämpfenden und revolutionären Systeme hineingezogen wurde, sondern wie ein einsamer Felsen im Meere einen solchen Widerstand leistete, dass nicht bloss die Brandungen der medicinischen Sturm- und Drangperiode sich an ihm brachen, er vielmehr ein Hauptbekämpfer aller Einseitigkeiten und Ausschreitungen seines Jahrhundertes wurde, beweist eben nur, mit welch' hohen Geistesgaben er ausgerüstet war und macht ihn des Ruhms, in den Reihen der Classiker zu glänzen, um so würdiger. Im oben angeführten Buche sagt Marx von ihm daher sehr bezeichnend: „er war in der That der Mann der Wissenschaft, erfüllt und durchdrungen von ihren höchsten Principien, unablässig trachtend nach ihrer werkthätigen Verwirklichung, eifrig im Suchen, Lernen und Forschen, streng gegen sich, nachsichtig gegen Andere. So kann er füglich dem jetzigen Geschlechte als einer der Heroen unseres Fachs gelten, die ihre Bildung noch im verflossenen Jahrhundert erhielten, in der Zeit, wo die Keime einer Verjüngung der Medicin mit Macht gährten und knospten, und als einer derjenigen, die zu ihrer weiteren Entwicklung wesentlich beitrugen. Dieses zu bekennen, darf man um so weniger Anstand nehmen, als bei den Ansprüchen, welche die Celebritäten der Gegenwart an die Aufmerksamkeit und den Beifall der Jugend machen und bei den jetzt herrschenden so mannigfachen Tendenzen es gar leicht geschieht, dass auch die bedeutendsten Namen der Vergangenheit ignorirt und vergessen werden."

Johann Stieglitz wurde zu Arolsen am 10. März 1767 geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem damals in grossem Flore stehenden Gymnasium zu Gotha. Von da begab er sich nach Berlin, wo freilich noch keine Universität existirte, aber alle dahin gehörigen Bildungsanstalten schon vorhanden waren, denen nur der Name fehlte. In Berlin beschäftigte St. sich hauptsächlich mit philosophischen Studien, schloss Freundschaft mit Engel, Moses Mendelssohn, Moritz, Marcus Herz und Biester, auch lernte er dort seine nachherige, ihn überlebende Gattin kennen. In Göttingen absolvirte er dann seine medicinischen Studien und promovirte daselbst am 25. April 1789. Als Student war er sehr vorsichtig in der Wahl seiner Freunde, so dass seine akademischen Freundschaften einigen Antheil an der späteren glücklichen Gestaltung seiner Lebensverhältnisse hatten. Eine Familie Gottschalk veranlasste ihn nach Hannover zu kommen. Hier wurde er der College Zimmermann's, Lentin's und Wichmann's. Im ersten Decennium hatte er mit vielen Widerwärtigkeiten und Hemmungen zu kämpfen. Doch wurde er bald mit einflussreichen Männern befreundet, wie mit dem geheimen Cabinetsrathe Brandes, Reh-

berg, Tatter, Velthusen und machte nun eine rasche Carriere; 1802 wurde er Hofmedicus, 1806 erster Leibmedicus, 1820 Hofrath, 1839 überreichten ihm die Aerzte des Königreichs bei seinem Doctorjubiläum eine goldene Denkmünze mit seinem wohlgelungenen Brustbilde. Stieglitz starb in Hannover als Obermedicinalrath und Vorstand der Medicinalbehörde plötzlich an einem Nervenschlage am 31. Oct. 1840. Sein Tod erfolgte unerwartet, nachdem er sich einige Wochen zu Hause gehalten, weil er den Rückfall einer Phlebitis fürchtete. Die Section zeigte nur einzelne Ossificationen an den grossen Arterienstämmen, die nicht als Todesursache angesehen werden konnten, da Zufälle von Angina pectoris niemals bestanden.

Sein Leben und sein Charakter sind in dem schon citirten Buche von Marx eingehend geschildert worden. Dieser stand, nachdem er seine persönliche Bekanntschaft gemacht, 17 Jahre lang mit ihm in ununterbrochenem schriftlichen Verkehr, und die Auszüge aus Stieglitz' Briefen an ihn geben ein treues Photogramm von dessen hervorragenden Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten. Zu bedauern ist, dass die Briefe meistens nur in Auszügen mitgetheilt wurden, und dass die von Marx ganz fehlen. Eine Charakteristik Stieglitz' können wir nicht besser geben als durch eine Analyse der Marx'schen Biographie.

Nach der ersten Bekanntschaft im Jahre 1823, wo Stieglitz also bereits in seinem 56. Jahre stand, fällt Marx folgendes Urtheil über ihn: „Ich verliess das Haus mit dem Gefühle, einen ganzen Menschen kennen gelernt zu haben, eine Persönlichkeit, die, wie nicht leicht eine andere, meinem innersten Wesen zusagte. Der Eindruck war ebenso mächtig als erfreuend. Eine überraschende Schärfe des Urtheils bei seltner Gerechtigkeit und Milde, eine Sicherheit der Einsicht bei angeregter Wissbegierde, Eigenthümlichkeit der Auffassung, Verbindung und Darstellung des Erlebten und Gedachten, ohne die leiseste Spur von Haschen nach Effect und Schein, bei weiser Zurückhaltung und sondirendem Skepticismus durchgängige Wahrhaftigkeit."

Die nun folgenden und den grössten Theil der Marx'schen Biographie ausfüllenden Briefe enthalten einen wahren Schatz von Goldkörnern aus dem Gebiete der ächten Lebensphilosophie, der allgemeinen Pathologie und der praktischen Medicin. Man könnte sagen, der Silberblick des ganzen damaligen medicinischen Zeitgeistes reflectire sich aus ihnen. Oft sind seine über diese Gegenstände sich ausbreitenden Gedanken mit aphoristischer Kürze vorgetragen, oft aber auch eingehend entwickelt. Alle aber legen Zeugniss ab von dem edlen Charakter Stieglitz' und von seinem fortwährenden Drange, die ganze Medicin zu umfassen, alles gute Neuere sich anzueignen, von seinem unersättlichen Durste nach Wahrheit, in dem er nur Lessing gleich kommt. Durch eine innere Wahlverwandtschaft fühlte er sich zu diesem hingezogen, so dass er selbst aussagt, dass Lessing seit 30 Jahren seine beständige Lectüre bilde.

In einem Briefe heisst es: „Der praktische Blick ist auch mir von grosser Bedeutung, aber er muss nur die Untersuchung leiten und endlich das Resultat dieser sichern. Wer praktischer Arzt ist, muss die Kunst zu fragen lernen. Sie führt in das Innere der Verhältnisse und ist schon wichtig, weil sie dem Kranken die Ueberzeugung einflösst, dass der Arzt in sein Sein eindringt und Interesse dafür hat."

Von Carlsbad schrieb er: „30 — 40 Aerzte habe ich wohl persönlich kennen gelernt und mit mehreren mich über Kranke zu berathen gehabt. Die Achtung unseres Standes, die herrschende Behandlung in chronischen Krankheiten und das Vermögen der Kunst in denselben haben mancherlei nie-

derschlagende Betrachtungen in mir veranlasst. Die Aerzte finde ich allenthalben schlau und gewandt, voll richtigen Urtheils über Angelegenheiten des Lebens und ihrer Umgebung, aber häufig mit verkehrten und einseitigen Ideen erfüllt, ohne wissenschaftliches Interesse, unbekannt mit den Fortschritten des medicinischen Wissens und Leistens und nicht das Bedürfniss fühlend, ihr früheres Studium frisch in sich zu erhalten und zu erneuern. Alte und neue medicinische Schriften werden von sehr wenigen gelesen. Sehr wenige erwarben sich meine Achtung."

„Es ist mir sehr zuwider, wie sich die ärztlichen recensirenden Journale häufen und wie schlecht sie sind."

Als im Jahre 1825 Stieglitz und Marx sich wieder sahen, schreibt letzterer darüber folgendermassen: „Dies Wiedersehen erquickte Gemüth und Geist. Ja, Theilnahme thut wohl, wie erst die des älteren, in sich fertigen Mannes! Die Unterhaltung mit Stieglitz stockte nie; sie belebte, spannte, hob die Denk- und Urtheilskraft. Reiche Lebenserfahrungen und eine universelle Bildung lieferten immer reichlichen Stoff; Lernbegierde und Humanität würzten Fragen wie Einfälle. Es bedurfte keiner besonderen Fühlfäden, um unangemessene Gegenstände nicht zu berühren; ein Blick auf das Mienenspiel seines Gesichts, auf die Bewegungen seiner Hände sagte genug. Dadurch, dass er alle epochemachenden Schriften der Philosophie, der Geschichte und der schönen Literatur sich zu eigen machte und gern darüber sprach, bewahrte er sich eine geistige Jugendfrische. Er las ausserordentlich rasch, und die Zeit, die er auf einen Scott'schen Roman verwandte, schien ihm so gut benützt als die, welche er mit einem Werke des Fachs zubrachte. Mit den neuesten Productionen war er gleich so vertraut, dass er selbst die strebsame Jugend, nicht durch eine selbstgefällige Aeusserung, wohl aber durch eine bessere Bekanntschaft beschämte. Solche Vorzüge jedoch waren nur zufällige Aussenseiten; der eigentliche Kern, welcher dem Gespräche eine nachhaltige Bedeutung gab, war der Eindruck, dass man mit einem Manne verkehre, der klar und einfach und jede Illusion scheuend, immer nur die Sache, nie die Person ins Auge fassend, mit einem hohen moralischen Muthe ebenso gerecht als nachsichtig sich äusserte."

„Gelehrsamkeit steht nicht mehr so hoch als ehemals, aber die Kluft zwischen ihr und praktischer Thätigkeit wird auch nicht mehr so trennend gefunden, und dem man jene zuschreibt, ist man darum nicht geneigt, das Talent der Brauchbarkeit im Leben und Wirken abzusprechen."

„Was führt zur ärztlichen Praxis? Persönliche Verbindungen mit einzelnen Menschen und Zufälligkeiten, die gehäuft für Einen günstig sind. Nur nach und nach entwickelt sich dieses."

„Die englische medicinische Literatur bekümmert sich zu wenig um das Alte, Hergebrachte und geht in Extreme über, die auf das Aeusserste und Einseitigste befolgt werden. Nicht Reichthum praktischen Wissens, sondern eine fast zu ausschliessliche Richtung dahin, ein besonderes Talent dafür, ist dem englischen Arzte zuzuschreiben. Die Franzosen befolgen in der ausübenden Medicin noch zu gern und zu viel den alten Schlendrian. Selbst das Blutentziehen im Uebermaasse ist eine frühere Richtung. Was in Paris geschieht, gilt für das ganze Königreich, und in Paris selbst haben ein paar Männer stets das Tonangeben."

„Was mich in neuerer Zeit oft betrübt, ist, dass grosse Talente, vereint mit Bildung und beträchtlichem Umfang und Wissen sich in einigen angehenden deutschen Schriftstellern vereinigen, und diese dennoch einen Pfad wandeln, eine Richtung haben, dass sie nichts von Bedeutung leisten und nur Verkehrtes, Unfruchtbares zu Stande bringen."

„Ich habe in den letzten Monaten viele englische und französische schriften über Literatur und Wissenschaft überhaupt, selbst ein nordkanisches Journal der Art gelesen. Wie hoch stehen sie in Kritik, in nützung solcher Veranlassungen zu allgemeinen Erörterungen, Zusammenlungen und Ausführungen eigner Gedanken und Ansichten vom höc Interesse über deutschen. Unsere Blätter und Journale der Art sind wahres Verderben der Literatur und Nation. Dort verbreiten sie die fr barste Belehruug und das ernsthafteste Nachdenken."

„Ein Arzt, der beständig auf das Publicum gewiesen ist und seinen Collegen verkehren muss, sollte sich nie erzählen lassen, was zelne Männer, besonders Collegen über ihn urtheilen und sagen. Es aus dem Zusammenhang gerissen, entstellt, vergrössert."

„Folgen von Bedeutung haben die sogenannten wissenschaftlichen sen in der Regel nicht. Früher waren sie entscheidend, machten mi Literatur des Landes bekannt, erweckten wissenschaftliches Interesse, fernten Einseitigkeit und gaben eine Menge neuer Ideen, Ansichten un fahrungen. Jetzt finde ich nicht, dass solche Reisen so wohlthätige F für die jungen Aerzte haben. Aus Büchern und Zeitschriften wird ma Allem viel genauer bekannt; ehemals ward nicht so viel geschrieben, das Gedruckte selbst kam weniger in den Umlauf. Reisende von Fach ren seltner, sie wurden besser aufgenommen, und man schloss sich an sie an. Auf den Universitäten waren keine Kliniken, und Krank auswärtigen Hospitälern zu sehen mehr Bedürfniss. Bei Verschiedenen, solche Reisen machten, fand ich nur mehr Dünkel, allenfalls etwas Gewandtheit im gesellschaftlichen Leben, Entwöhnung von anstrengen Studien und mehr vergessenes als erworbenes Wissen. Sie lassen sich Alle gern vor Unternehmung solcher Reisen examiniren, weil sie sich fürchten, das auf den Universitäten dem Gedächtniss Eingeprägte möge sem wieder entschlüpfen."

„Die Semiotik hasse und verachte ich als Wissenschaft, als Gan Es existiren in der ganzen Literatur nicht zwei Seiten über sie, die e werth sind. Engländer und Franzosen haben sich längst von ihr losgew den. Was soll überhaupt die beständige Zersplitterung medicinisch Lehren?"

„Ich halte es für ein Unglück akademischer Lehrer, wenn sie zu früh ihr Heft verfassen, und was oft eine unvermeidliche Folge ist, sie im We sentlichen abschliessen oder gar ein eignes Compendium verfassen."

„Das jetzige Geschlecht der Aerzte ist in der grösseren Masse sehr oberflächlich". Interessant ist Stieglitz' Glaubensbekenntniss hinsichtlich der Cholera: „der erste Ursprung der Cholera in Indien ist kein Gegenstand der Forschung. Seitdem sie ins Dasein getreten verbreitet sie sich immer durch Ansteckung. Drei Punkte sind es, die vorzüglich in Betracht kommen: 1) Das Bestehen und Einwirken steigt oder fällt, verbreitet sich oder erlischt, je nachdem ein uns meist unbekanntes epidemisches und endemisches Verhältniss dem Contagium günstig oder ungünstig ist. 2) Der Ansteckungsstoff der Cholera verbreitet sich in dem ganzen Dunstkreis eines Orts, und durch das Einathmen einer Ortsluft theilt sich die Ansteckung mit. 3) Die Empfänglichkeit für Cholera erfordert eine starke causa occasionalis, in den mehrsten Fällen: Verkältung, Indigestion, Gemüthsaffecte u. s. w. „Es ist überhaupt eine sonderbare Zeit und wer das Höchste leistet, kann darum doch nicht erwarten, dass man ihn hören oder dass man ihm Aufmerksamkeit widmen werde. Die Menschen sind in der That übersättigt und so flach, dass sie Anstrengung und Studium scheuen."

„Es ist unmöglich, dass ein Selbstdenker, ein ächter Forscher mit dem andern immer übereinstimmt."

„Ein Buch, das in der jetzigen Zeit der Vielschreiberei dem Verfasser Ruhm verschaffen und überhaupt Eindruck machen soll, muss sich besonders auszeichnen. Jede literarische Bearbeitung ist eine gefährliche Klippe."

„Ohne ein dringendes, aus der Sache hervorgehendes Bedürfniss, sollte man keine wahre, achtungswürdige Auctorität nieder zu werfen streben, in einer Zeit, in der Ansehen so schwer zu erlangen und zu behaupten ist."

„Von Instinct, Inspiration kann unter verständigen Männern nicht die Rede sein, wohl aber von Tact, Gefühl, Resultat des Gesammteindrucks, wenn man diesen in sich treu und vollständig aufgenommen hat. Wahr ist, nach dem Anblick des Kranken, nach Beantwortung einiger Fragen, drängt sich zu Zeiten schon der Hauptgesichtspunkt, das, worauf es ankommt und was zu thun sei, auf, und die sorgfältigste Untersuchung führt nicht weiter oder erweitert unsere Einsicht nicht, die als solche uns nicht genügt."

„Die Darstellung grosser Persönlichkeiten der Vorzeit ist ein Bedürfniss der Zeit, obgleich ihre Genossen nicht gern rückwärts blicken und von grossen Mustern der Vergangenheit zu hören nicht begierig sind."

„Die Richtungen der Gegenwart sind sehr schwankend und veränderlich. Was jetzt sich geltend macht, wird früher oder später anders beurtheilt werden."

„Das sehe ich aus Blumenbach's Dahinscheiden, gar alt muss man nicht werden, wenn man Werth darauf legt, dass der Tod einen grossen Eindruck macht, obgleich es die stärkste aller Eitelkeiten sein würde, zu wollen, dass man als Leiche noch viel Wehklagen errege. Aber stirbt man in so hohem Alter, so ist ein so weiter Zwischenraum zwischen der früheren und späteren Zeit, den damaligen und jetzigen Richtungen und Standpunkten der Wissenschaften und Menschen, dass eine wahre, tiefe und unparteiische Beurtheilung und Würdigung auch derer, welche in der That viel geleistet haben, nur von sehr Wenigen zu hoffen ist."

Ein halbes Jahr, nachdem Stieglitz diese Worte geschrieben, war er Blumenbach schon gefolgt.

Marx schliesst seine vortreffliche Biographie Stieglitz', mit folgenden Worten: „Der bezeichnende Zug im geistigen Leben von Stieglitz war seine Vorliebe für Wahrheit; mit dem kritischen Verstande blieb jedoch stets ein billiges Gefühl verbunden. Als Münzwardein ächter Denk- und Handlungsweise unterliess er es nie, ohne Scheu zu sagen, was ihm nicht vollgültig schien; aber als theilnehmender Arzt konnte er es nicht lassen, dem verletzenden Tadel ein entschuldigendes oder aufrichtendes Wort beizufügen. So mochte er, zumal in späteren Jahren, Manchem zu scharf, eindringend, Manchem zu wenig durchgreifend vorkommen; allein, was für Schwäche gehalten wurde, war nur klare Einsicht und die angeblich übertriebene Rücksicht blosse hohe Achtung vor der bildenden und ausgleichenden Zeit. Die schwachen Seiten einer Ansicht oder Exposition zeigte er, nicht um das Uebergewicht seiner Beurtheilung geltend zu machen, sondern um vor Selbstüberschätzung zu warnen, zur Gerechtigkeit gegen Andere anzuhalten und zum Aufgebot der noch schlummernden Kräfte anzureizen. Er wusste, wie schwer es sei, das Rechte zu treffen und zu behaupten, und wie selbst den edleren Naturen erst die Gunst des Schicksals, gleich kostbaren Samenkörnern, Licht und Wärme zur glücklichen und harmonischen Entwicklung verleiht. Er hielt es für menschlicher und weiser, falsche Richtungen nicht für böse Zwecke, Irrthümer nicht für moralische oder scientifische Mängel anzusehen. Prahlerisches Wesen jedoch, Halbheit, un-

redliche Machinationen, die stiess er, als seiner innersten Natur durchaus zuwider, mit Unwillen von sich. Wie er sich selbst vor Illusionen zu bewahren suchte, so liess er in denen, für die er sich interessirte, keine aufkommen. Zuerst unternahm er seine Gegenkämpfe mit Gründen und, wenn diese nicht helfen wollten, mit feiner Ironie. Zum Spotte griff er nur als Nothwaffe. Lobte er, so schien er mit der einen Hand zu nehmen, was er mit der anderen gab; allein sein Geben war ein Belohnen, und sein Nehmen ein Freimachen von gefährlichen Versuchungen. Wer ihm gegenüber im ruhigen Besitze eines Verdienstes sich glaubte, der erfuhr durch seine Einwürfe, seine Bedenken und Zweifel, dass der gewähnte Besitz Selbsttäuschung sei, und die Ruhe nichts weiter als Folge der bequemen Gleichgültigkeit von Seiten der Bewunderer. Sein Tact in der Schätzung der Menschen und ihrer Leistungen war wunderbar. Er hielt sich einzig an die kundgegebene Richtung; billigte er diese, so übersah er störende Nebenumstände und Mängel; verwarf er sie, so blieben alle Empfehlungen und noch so schätzenswerthe Vorzüge ohne Eindruck auf ihn. Mochte ein Schriftsteller ein herrliches, angeborenes Talent offenbaren, gehörige Vorbildung, glänzendes Wissen, geistvolle Sprache, gewandtes Denken, umfangreiche Belesenheit, vermisste er den gesunden, einfachen, das Rechte erstrebenden Sinn, so blieb er gleichgültig, und wandte sich ab. Ein vergebliches Unternehmen war es, ihn durch Huldigungen zu gewinnen, sie erregten, wenn nicht sein Misstrauen, doch seine Opposition, die er z. B. bei Dedicationen durch eine rückhaltlose Kritik äusserte. Ein berühmter Auctor, der für die Widmung eines seiner Werke eine solche analysirende Zuschrift erhielt, fühlte sich dadurch so empfindlich getroffen, dass er die Correspondenz abbrach. Stieglitz schrieb mir nach Verlauf einiger Monate diesen Vorfall mit dem Bemerken: „Der Herr versteht Complimente zu sagen, nicht aber Offenheit zu hören.“ Keine Spur von Verdruss darüber, sondern die Empfindung, als habe er einen zudringlichen Plauderer curirt. Je älter er wurde, desto widriger waren ihm Schmeicheleien; sie berührten ihn auf das Unangenehmste. Mit Entrüstung sprach er sich in seinen Briefen an mich über diejenigen Schriftsteller aus, die mit zu starken Epithetis ornantibus ihre Bücher ihm zusandten. Entweder, meinte er, hätten diese kein rechtes Selbstgefühl oder sie stellten sich den Andern als einen erbärmlichen Schwachkopf vor. Auf das herkömmliche und formelle Gelobtwerden legte er nicht das geringste Gewicht.

Die meisten Greise freuen sich, wenn ihnen zu einer Zeit, wo sie von der lebenden Generation wenig mehr gekannt und beachtet werden, eine Gelegenheit sich bietet, ihre Verdienste, wie kaum in der kräftigsten Periode ihres Daseins gepriesen zu hören, von Nah und Ferne Beweise von Theilnahme, Ehrfurcht und Liebe zu empfangen und mit dem Gefühl, noch dafür empfänglich und thätig zu sein, sie zu erwiedern, — nicht so Stieglitz. Als er hörte, dass zur Feier seines Doctorjubiläums grosse Anstalten getroffen würden, erliess er im Hamburger Correspondenten einen offenen Brief, in dem er seine Freunde bat, ihm an diesem Tage nur eine stille Theilnahme zu widmen.

Die Philosophie von Stieglitz war aus keiner Schule geflossen, sie war und blieb Lebensweisheit. Von Schriftstellern jedoch über jene war er am meisten vertraut mit Kant, den er in früheren Jahren mit Nachdruck studirt hatte und auch in späteren Jahren noch wiederholt zur Hand nahm. Die grossen Denker Englands sagten ihm durch ihre auf das wirkliche Leben gerichteten Ansichten und durch die Verständlichkeit ihrer Sprache besonders zu. Sollte er überhaupt von einem nicht ärztlichen Buche angezogen werden, so musste in ihm ein gesunder Sinn sich offen-

aren, und die Darstellung ungesucht und ohne übertriebenen Schmuck sein. ls Erholung von anstrengenden Geschäften diente ihm, unter anderem, ıch die Lectüre von Walter Scott's Romanen, deren überreicher, das eben in seinem Kampf und Spiel, in seinen Höhen und Tiefen treu und ıin abspiegelnder, Inhalt ihnen auch für alle Zeiten einen unverwüstlichen Verth verleiht. Sowohl im Gebiete seines Fachs als seiner Erlebnisse ıigte Stieglitz eine Vorliebe für allgemeine Reflexionen. Seine umfang- ıiche Bildung wie seine Denkart zwang ihn dazu. Er bemühte sich an- elegentlich um die Erkenntniss des Einzelnen; aber dieses diente ihm anz vorzüglich zur Entwerfung von Uebersichten, Betrachtungen, geisti- en Schlussfolgerungen. Nur durch diese glaubte er vor Einseitigkeit der uffassung und Ungerechtigkeit der Beurtheilung geschützt zu werden. Die ichtung der Gegenwart, namentlich in der Medicin, auf Unkosten von rincipien, Gedanken und allgemeinen Grundsätzen, den bloss speciellen Intersuchungen und Uebungen sich zuzuwenden, hielt er für bedenklich; r warnte vor ihr, wo er konnte und suchte wenigstens selbst sie zu ver- ıeiden.

Die Lectüre seiner Schriften ist nicht immer leicht oder unterhaltend. ie erfordert ein Zusammenhalten der Aufmerksamkeit, ein fortwährendes rfassen und Verfolgen der Hauptgedanken. Es findet sich nichts Erborg- s, nichts Leeres, nichts Ueberflüssiges. Die Sprache, der Stil ist klar, ein, gedrungen, jeden oratorischen Schmuck verschmähend, immer der Sa- he zugewandt, scharf eindringend, zuweilen subtil. Aber überall tritt, wie ı seinen Gesprächen und Briefen, der höhere Standpunkt, das freigerungene, igne Urtheil, eine geniale Weltanschauung, ein fester, auf das Rechte und auernde gerichteter Blick hervor. Er achtete nur wahre Tüchtigkeit und nunterbrochenes Fortschreiten. Stillstand und Aufhören der Thätigkeit ielt er für gleichbedeutend. Um im Wissen nicht stabil zu werden, lernte r immer fort, besonders in Doctrinen, die er mehr vernachlässigt und nicht it gleicher Aufmerksamkeit verfolgt hatte. In den letzten Jahren seines ebens war Physiologie sein Hauptstudium. Was er trieb, trieb er gründ- ch und lange Zeit trug er die Gegenstände mit sich herum, bevor er die eder ansetzte, über sie zu schreiben. Erst bewältigte er das erforderliche laterial und verarbeitete es geistig in sich, dann componirte er. Alle seine terarischen Producte sind langsam gereifte Früchte. Sie werden noch ommenden Geschlechtern als Zeugnisse eines erleuchteten Denkers, eines euen Forschers, eines sorgfältigen Beobachters dienen. In keinem seiner ücher ist eine Spur von Ostentation, er wollte nie mehr scheinen als er ar. Was er gab, hatte er nur mit Mühe errungen, und es war sein volles igenthum. So beschäftigt Stieglitz auch als Arzt, Geschäftsmann und chriftsteller war, nie erschien er im Gespräche zerstreut; er folgte auf- erksam jeder Entwicklung und verstand vortrefflich zu hören, aber nicht eniger auch zu fragen. Darum war jede Unterhaltung mit ihm eben so ıgenehm als unterrichtend. Nur der hatte wohl Grund sich über ihn zu klagen, der ihm, ohne zu geben oder zu empfangen, bloss seine kostbare eit raubte.

Schon sein Name gab den Leidenden Zuversicht, seine Erscheinung rost und Hülfe: Glaube und Vertrauen gingen ihm vorher und kamen m entgegen. Gutmüthig und ernst, theilnehmend und [illegible] ranken an, mit umsichtigen, eindringenden, [illegible] m fest. Was er verordnete, war das Resultat der [illegible] egung. Wo irgend möglich bediente er sich milder und [illegible] ber galt, der durchgreifenden, zum [illegible] ährenden Mittel. So vollbrachte er ein [illegible]

ben, dem Staate ein treuer Diener, den Seinigen und seinen Freunden ein zuverlässiger Hort. Sein Andenken wird nie aus ihren Herzen schwinden. Es auch in dem Kreise, wo er so segensreich wirkte, lebendig zu erhalten, wird ihre heilige Pflicht sein; denn er war sehr Vielen Vieles, wenn auch nicht Alle seinen vollen Werth erkannten. Aber wer auch nur einmal das Glühen der Alpen sah, Sonnenglanz auf den Gipfeln, ringsum Stille und Dunkelheit der Nacht, der wird diesen Anblick nicht aus seiner Seele verlieren".

Es gibt wohl wenige Aerzte, über die seit ihrem ersten Auftreten bis zu ihrem Tode ein so übereinstimmendes Urtheil geherrscht hätte als über Stieglitz. Wenn wirklich Jemand den Verdacht hegen könnte, Marx hätte zu dessen Bilde nur die Farben der Freundschaft gewählt und Stieglitz idealisirt, so wird der dies wähnende bekehrt werden, wenn er das Urtheil anderer Zeitgenossen über denselben vernimmt und zu den Quellen selbst, zur Lectüre seiner Schriften sich wendet. Es dürften kaum verschiedener angelegte Naturen als Stieglitz und Holscher geben. Jener der Repräsentant des Spiritualismus und Idealismus, dieser der des Materialismus und Realismus, jener der Typus eines vollendeten inneren Arztes, dieser der Repräsentant eines mit Aplomb auftretenden, stets operationslustigen, in seiner ganzen Erscheinung an den Feldscherer des siebenjährigen Kriegs erinnernden, Chirurgen, jener einfach in seinem Denken und seiner körperlichen wie geistigen Diät, dieser allen sinnlichen Genüssen mit Leidenschaft sich hingebend, jener ein ächter Jünger Lessing's, allen Schein verachtend und nur nach Wahrheit forschend, dieser um die Gunst der Menge und des Augenblickes buhlend, Grossmeister der hannover'schen Freimaurerloge und Herausgeber der Hannover'schen Annalen. Solche antipodisch gegenüberstehende Naturen können niemals in Freundschaft mit einander verbunden werden. Im gewöhnlichen Leben herrscht bei solchen Charakteren auf der besseren Seite ein antipathisches Gefühl, auf der unedleren ein, nur dem Psychologen erklärbarer, Hass. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn ein so dem Sensualismus huldigender Mensch wie Holscher, der viele Jahre lang mit Stieglitz als College, aber nicht als Freund verkehrte, in derselben beifälligen Weise sich über ihn äussert als Marx. Er sagt von ihm (hannoversche Annalen, 1840, S. 855): „Als Arzt war Stieglitz ohne alle Frage einer jener Hochbegabten, die für ihre grosse und heilige Kunst auserwählt und recht eigentlich dazu berufen sind. In einem seltnen Grade besass er die Gabe, mit tiefem Forscherblicke selbst den verborgensten Zusammenhang und Grund der schwierigsten Krankheitsformen aufzufassen und zu individualisiren, wobei ihm seine ausserordentliche Menschenkenntniss nicht wenig zu Statten kam. Seine Verordnungen waren in der Regel höchst einfach, er war ein abgesagter Feind vom ewigen Wechsel und einem steten Haschen nach neuen Mitteln. Er besass in hohem Grade die Kunst, auf seine Kranken einen grossen Eindruck zu machen, zu imponiren, woraus eine unbedingte Befolgung seiner Ordination zum Heile seiner Kranken hervorging. Nicht minder gelang es ihm, bald seine Patienten zu überzeugen, dass er Wohlwollen für sie hege und Theilnahme an ihrem Leiden empfinde. Er vermochte das im Ton einer zutraulichen Stimme und in einer Art auszudrücken, die ihn als sehr liebenswürdig erscheinen liessen, wie ihm auch eine Menge von kleinen Bewegungen und Mienen eigenthümlich waren, mit denen er seine Kranken zu lenken und regieren wusste, ohne dass er jemals sich bemüht hätte, einen Eindruck damit hervorzubringen. Seine grössten Forçen waren neben der ausgezeichneten Observationsgabe jene höheren und feineren Combinationen und jene klaren, präcisen und praktisch brauchbaren Räsonnements am Krankenbette,

ırch die höchste Wissenschaft zur heilsamsten Kunst sich gestaltet. Als hrter gehörte er zu den immer seltner werdenden Erscheinungen, bei n wir eine innige Vertrautheit mit dem, was in früherer und alter Zeit stet wurde, gleichwie mit dem, was in der neueren und neuesten Zeit ge- ien oder überhaupt erzeugt wurde, finden. Bei seiner grossen und vielsei- Belesenheit und dem Talente, rasch und richtig das Gelesene aufzufassen die Spreu vom Weizen durch das geistige Sieb der Kritik zu scheiden, sah Stieglitz mit einem weiten und ächt philosophischen Blicke die hichte der Medicin, erkannte er das, was ein unzerstörbares Eigenthum Menschheit sein wird wie das, was in den Mantel eines Systems ge- oder mit dem flüchtigen Reize der Neuheit angethan, untergehen muss, als das Hirngespinnst Einzelner eitel und nichtig Werk war. — Dem hein nach war er Verstandesmensch, der mit einer ungewöhnlichen Um- und Lebensklugheit alle seine Verhältnisse und Lagen durchschaute seine Schritte mit der grössten Bedachtsamkeit zu berechnen wusste. ührte den weisen Satz der Römer: imperare sibi maximum est impe- praktisch an sich aus. Wo es galt, ein grosses Ziel zu erreichen und utende Zwecke zu erfüllen, wusste er die Regungen seines Gemüths seine wärmsten Empfindungen zu beherrschen und, wenn es nöthig n, sogar zu verbergen. Sein höchstes Streben war immer mit sich t einig zu sein und zu bleiben. Er war ein wahrhaft ausgezeichneter verehrungswürdiger Mensch".

Ein sprechendes Zeugniss der allgemeinen Verehrung, die Stieglitz n bei seinen Lebenszeiten genoss, ist die vom geheimen Sanitätsrath 3rück verfasste Beglückwünschungsadresse der Osnabrücker Aerzte, die hier, wie auch den, die Bescheidenheit von Stieglitz documentirenden vorts-Brief folgen lassen:

Hochwohlgeborener Herr!

Hochverehrter Herr Obermedicinalrath!

Wenn es zunächst dem Publicum zusteht, den Jubeltag des Arztes zu n, welcher seit einem halben Jahrhunderte heilend und wohlthuend in r Mitte gewirkt hat; so möge es auch den ärztlichen Fachgenossen, n er Lehrer, Vorbild, Gönner und Freund war, vergönnt sein, Ihm an m Tage ihre innige Verehrung und Dankbarkeit auszusprechen!

Mit Recht wird in allen Ländern, wo ärztliche Cultur ihre Wurzel g, von allen wahren Heilkünstlern der Name eines Mannes mit hoher ung genannt, welcher durch Beispiel und Schrift schon seit einem hal- Jahrhundert über das Verhalten des Arztes am Krankenbette die hu- sten und wichtigsten Lehren gegeben.

Drei Mal traten Sie, Hochverehrtester, im Laufe dieser, auch in der cinischen Welt vielbewegten Zeit als besonnener Warner und umsich- Führer auf. Zuerst, als eine ausländische Irrlehre auch die vorzüg- en Geister unter den Aerzten des deutschen Vaterlandes zu verwirren e; sodann, als eine unheimliche mystische Richtung eine magische Däm- ng statt des klaren Hippokratischen Lichtes in dem Tempel Aesku- s zu verbreiten suchte; endlich da ein falscher Prophet mit unerhörtem rmuthe an den durch Jahrtausende ehrwürdigen Säulen dieses heiligen eels zu rütteln wagte — und dreimal gelang es der klaren und durch- enden Fackel Ihrer Beleuchtung, das einbrechende Dunkel in der Heil- zu zerstreuen. Darum wird mit Recht diese Fackel als das Licht zuverlässigen Pharus von der gesammten ärztlichen Welt begrüsst!

Vorzugsweise jedoch steht es den Aerzten unseres Hannoverschen Va- ndes zu, dem Hochgestellten unter ihnen an diesem feierlichen Tage

ihre Hochachtung und ihren Dank auszusprechen, da Alle es erke
was Treffliches von Ihnen für die Medicinalverfassung unseres Lande
leistet ist, und überdies so Vielen unter ihnen das Glück zu Theil w
Ihres persönlichen Wohlwollens in Rath und That zu geniessen.

Aber nicht bloss Ihre Leistungen für das Vaterland, Hochvere
Herr Obermedicinalrath, sind es, welche wir achten, nicht bloss Ihre S
ten, welche wir hochhalten; vor Allem ist es Ihre Ehrfurcht erweck
mit dem humansten Wohlwollen, den festen Ernst und die strenge W
des berufstreuen Arztes verbindende Persönlichkeit, welche uns Alle
schwer erreichbares Muster vorschwebt. Solcher würdigen Persönlichk
bedarf es eben in einer Zeit, wo das ärztliche Ansehen mehr und
bedroht erscheint, und wo das Wort des Dichters: „überall, wo die
gesunken ist, ist sie durch die Künstler gesunken", auf den gegenwär
Zustand der Heilkunst eine besondere Anwendung finden dürfte.

Durchdrungen von diesen Gefühlen und in der Hoffnung, das ges
bene Wort möge der ruhigen Beschaulichkeit, worin Sie diesen Tag
feiern wünschen, entsprechen, können auch die unterzeichneten Aerzte
Stadt Osnabrück und die daselbst garnisonirenden Militärärzte es sich
versagen, sich der grossen Zahl derer anzuschliessen, welche für die s
Dauer eines so thatenreichen Lebens, wie das Ihrige, dem Himmel dan
und ihn um dessen glückliche und segensreiche Fortdauer anflehen.

Osnabrück den 23. April 1839.

Block, Brück, Droop, Droste, Ehmsen, Fabi
Iseringhausen, Krebs, Merhof, Richard, Ravi
Rühe, Sergel, Schultze, Vezin, Lehzen.

An die hochgeehrten Herren Aerzte der Stadt Osnabrück.

Das unter dem 23. vorigen Monats an mich erlassene Schreiben d
Herren Aerzte in Osnabrück steht unter dem Werthvollen, was mir bei fr
legenheit meiner Jubelfeier zu Theil geworden, mit oben an. Vor Alle
muss ich die freundlichen Gesinnungen sehr hoch anschlagen, welche d
Abfassung dieses Glückwunsches zu Grunde liegen und welche in dersel
so geist- und geschmackvoll ausgedrückt sind. Sie ertheilen mir zwar e
Lob und weisen mir eine Stellung an — um wenig zu sagen, weit üb
mein Verdienst hinaus; doch kann ich eine solche ehrenvolle Anerkenn
meines Strebens nur mit gerührtem und dankbarem Herzen empfinden.

Genehmigen Sie nochmals den Ausdruck meiner innigsten Dankbark
und Hochachtung, seien Sie meiner innigsten Wünsche für Ihr Wohl v
sichert und erhalten Sie mir Ihr so schätzbares Wohlwollen.

Hannover, 25. Mai 1839.

Stieglitz.

Stromeyer der in seinen „Erinnerungen", die meisten medicinisch
Coätanen einer strengen Kritik unterwirft und über sehr wenige Au
ein unbedingt günstiges Urtheil fällt, erwähnt Stieglitz nur mit der gr
ten Verehrung und erzählt, wie letzterer ihn zuerst zu schriftstellerisch
Versuchen aufgemuntert habe. Selbst der an Köhlerglauben und Pietis
leidende Rudolf Wagner sagt in seiner „Encyclopädie" S. 98 von Sti
litz, „dass er aus dem Strudel unruhiger Bewegung würdig hervorragt,
Muster der Nachahmung gilt und mit Ehrfurcht genannt werden m
Der in Naturphilosophie und thierischem Magnetismus befangene, aber
niale Kieser gibt folgendes Urtheil ab: „Stieglitz war seiner Leb
bestimmung nach vollendeter Heilkünstler, seinem inneren Sein n
strenger Kritiker seiner Zeit, und als Eklektiker keiner Theorie h

igend, im Gegentheil den neueren philosophischen Ansichten weniger ge-
ogen als die Wissenschaft wünschen möchte, hat weniger durch grössere
llgemeine Schriften über Medicin als durch kritische Sichtung der erschei-
enden Theorien und durch ächt hippokratische Zusammenstellung der That-
achen und Erfahrungen den Zeitgeist gezügelt". (Theorie der Medicin von
ieser.) Wir müssen bemerken, dass dieses Urtheil schon im Jahre 1817
bgegeben wurde. Nicht minder günstig äussert sich der Historiker Fried-
änder (Vorlesungen über Geschichte der Medicin S. 405): „Einen Haupt-
toss erhielt der Brownianismus durch den ehrwürdigen Stieglitz, der
ie Schärfe seiner durchdringenden Kritik wie an dieser so auch an ande-
en Erscheinungen der neueren Heilkunde bewährte, und als einer der treff-
ichsten deutschen Aerzte, die für die Wissenschaft zu denken und zu han-
eln wissen, unvergesslich bleiben wird." Ebenso günstig urtheilt Häser.
Henle sagt in dem kurzen, aber vortrefflichen Grundriss der Geschichte
er Medicin, welcher die Einleitung seiner rationellen Pathologie bildet:
„Nur den Namen eines Mannes hier zu nennen, scheint mir Pflicht, eines
Arztes, welcher zuerst in Deutschland und mit deutscher Ehrlichkeit die
hysiologischen Experimente zur Beurtheilung allgemeiner pathologischer
Ansichten verwandte: ich meine Stieglitz, dessen pathologische Unter-
uchungen, wenn ihr Inhalt längst veraltet sein wird, durch ihre Methoden
usterhaft bleiben werden".

Um Stieglitz' Stellung als Classiker zu würdigen, bedarf es einer
charfen Auffassung der Zeit, in der er wirkte. Seine Jugend, wie sein
Mannesalter fällt in die Periode der medicinischen Revolutionszeit. Seit
Paracelsus und die übrigen Reformatoren die Herrschaft des Galen ge-
rochen, hatten stets verschiedene Systeme in der Medicin sich geltend ge-
acht; alle aber zeichneten sich dadurch aus, dass sie einem wissen-
chaftlichen Quell entsprangen, bald der gerade herrschenden Philoso-
hie, bald einer eben dominirenden Hülfsdisciplin ihren Ursprung verdank-
n. Anders war es zu Stieglitz' Zeiten. Der grosse Haufe der Aerzte
atte, als Stieglitz seine Carriere begann, sich in Hoffmannianer,
tahlianer, Boerhaavianer und Stollianer getheilt. Da erschien
rown und seine in Deutschland metamorphosirte Erregungstheorie. Nur
hr wenige Aerzte Deutschlands konnten sich diesem durch seine Einfach-
eit anziehenden und blendenden Systeme, das freilich die nüchternen Aerzte
nglands kalt gelassen hatte, entziehen: die meisten wandten sich der neuen
ehre zu. Bald darauf bemächtigte sich die Naturphilosophie der Köpfe.
azu traten dann der thierische Magnetismus, noch unter der naturphiloso-
hischen Maske der Wissenschaft, und als etwas ganz Neues, ein allen phy-
ologischen und chemischen Gesetzen Hohn sprechendes System, die Ho-
öopathie. Durch letztere erlitt die Medicin als Wissenschaft und Kunst
ne Erschütterung, der nur die gleichkommt, welche die französische Re-
olution in dem socialen Leben der Völker hervorbrachte.

Bisher waren alle wissenschaftlichen Kämpfe in der Medicin unter den
erzten selbst ausgekämpft. Hahnemann, der ärztliche Pseudonymus,
as, der die Wissenschaft und Kunst der Medicin auf den Kopf stellte,
andte sich wie die Helden der französischen Revolution an die urtheilsfä-
lenge, an die Laien. Aber gerade dieser Appell an sie schmeichelte ihrer
itelkeit, und war die Hauptursache, dass dieses System, das so viele
llen, welche die Medicin gesehen, das aller Wissenschaft Hohn sprach,
asch sich Bahn brechen und Propaganda machen konnte. Es versteht sich
edoch war, dass derjenige Mann, der damals durch seine Schriften am meis-
igsten Einfluss übte und einen kleinen Galen spielte, wenigstens anfäng-
änglich jeder dieser verderblichen Richtungen seinen [illegible]

förmlich mit ihnen buhlte. Wäre Hufeland, auf den wir hier anspielen, Kritiker gewesen, so würde er durch seine damals allmächtigen Organe, durch sein „Journal“ und seine „Bibliothek“ dazu viel haben beitragen können, von vornherein auf das Falsche aller dieser Richtungen aufmerksam zu machen. So aber wurden alle von ihm geradezu aufgemuntert. Wie schwierig die Stellung von Stieglitz bei so bewandten Umständen war, wird Jedermann einleuchten. Wie wir gesehen haben, kommt bei jedem Classiker das scientifische und artistische Princip in Betracht. Obgleich Stieglitz nun ein vielbeschäftigter Arzt war, so präpondirte durch sein Naturell und in Folge seiner tiefen philosophischen Studien ersteres in ihm. Der Zeitgeist selbst aber trug dazu bei, diese Richtung vollends in ihm zu entwickeln. Ein so grosser Heilkünstler als er auch war, finden wir dennoch in den ersten Perioden seines Lebens seine wissenschaftliche Thätigkeit im Vordergrund. Zu genau erkannte er, dass, wenn er künstlerisch auf seine Zeitgenossen einwirken wolle, er zuerst die Auswüchse und Missgeburten seines Jahrhunderts bekämpft haben müsste. Diese seine wissenschaftliche Thätigkeit äusserte er nun auf das Glänzendste durch seine kritische Bekämpfung des Brownianismus, des Mesmerismus und der Homöopathie. Von allen deutschen medicinischen Classikern hat daher Keiner eine grössere Aehnlichkeit, sowohl in seinem Charakter, als in seinen Aspirationen, mit Lessing als er. Beide waren ihrer innersten Natur nach Geistesverwandte. In Beiden bildete das kritische Element das hervorstechendste Moment ihrer Wirksamkeit. Lessing begann seine kritische Thätigkeit anfänglich auf negative Weise, er zerstörte die bis dahin allmächtige literarische Zwingherrschaft der Franzosen, und erst, nachdem ihm dies gelungen, ging er zur positiven Kritik über und wurde nun durch seine, dem kritischen Boden entsprungenen Werke, der Schöpfer unserer Prosa, der Begründer unserer Bühne, der Reformator unserer Literatur, der Träger aller wahren Aufklärung. Dem französischen Einfluss in der schönwissenschaftlichen Literatur entsprach in der Medicin das Brown'sche System. Durch seine fulminante Kritik in der Allg. J. Literaturzeitung versetzte Stieglitz demselben den Todesstoss. Wie Lessing aber in seinen antiquarischen Briefen, in seinen Antigoeziana, sowohl den gelehrten Doctrinärismus als auch die religiöse Intoleranz bekämpfte, das Licht der Aufklärung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft anzuzünden sich bemühte, in ähnlicher Weise arbeitete Stieglitz auf dem Gebiete der Medicin. Nachdem daher der Brownianismus zu Boden geworfen war, machte St. sofort Front gegen die Naturphilosophie, die den Mesmerismus unter ihre Fittiche genommen hatte und gegen die Homöopathie, die den Versuch machte, die wissenschaftliche Seite der Medicin ganz zu untergraben. Lessing's Wirksamkeit lässt sich mit wenigen Worten wiedergeben; sein Streben ging nach reiner Form und tiefem Gehalt. Er hasste die Sentimentalität, desshalb konnte er an schönen Gegenden und Musik kein Gefallen finden. Diejenigen Schriftsteller waren ihm die liebsten, die mit Gründlichkeit und Schönheit des Ausdruckes, Wahrheit und Tüchtigkeit verbanden. Obgleich er gelehrt war, so nannte er die Gelehrsamkeit einen bloss aus Büchern erworbenen Reichthum. Eigne Erfahrung dagegen war ihm Weisheit, das kleinste Capital von dieser ihm mehr werth als Millionen von jener. Lessing war die Toleranz selbst, er kannte bloss keine Gnade gegen Lüge und Intoleranz; desshalb sein hartnäckiger Kampf gegen die Klotze, die Goeze und die Semmler; seine überwundenen Feinde behandelte er mit Schonung. Radical aber war er in der Bekämpfung jeder geistigen Finsterniss. Niemand hat besser als er über Religion gedacht, die er auf zwei einfache

Grundwahrheiten zurückführte: dieselbe liege im Gefühle und offenbare sich in der thätigen Liebe. Trotzdem war er in gewisser Beziehung wieder eine conservative Natur, denn er hatte die Ansicht, dass, wenn einmal die Welt mit Unwahrheiten hingehalten werden sollte, die alten gangbaren jedenfalls besser sind als die neuen; er will nicht das unreine Wasser absolut weggiessen, dies soll nicht eher geschehen, als bis man weiss, woher reineres zu nehmen. Desshalb bekämpft er auf religiösem Gebiete ebenso sehr die krassen Orthodoxen als seine bisherigen Freunde, die Nikolai, die Semmler, die Jerusalem, welche die Menschen mit ihrem sogenannten Vernunftchristenthum in unvernünftige Philosophen verwandeln wollten; desshalb verglich er so malitiös die im Dienste der dogmatischen Religion stehende Philosophie mit dem Bilde des Herkules am Spinnrocken der Omphale. Lessing huldigte keiner philosophischen Schule. In seinen philosophischen Anschauungen harmonirte er aber am meisten mit Kant. Mit Recht konnte daher Guhrauer sagen, „dass selten in der Literatur zwei so unabhängige und ursprüngliche Werke von Verfassern so einander in die Hand gearbeitet haben, als „Laokoon“ und die „Kritik der Urtheilskraft“, dass, wenn in dem einen Poesie und bildende Kunst, als zwei von einander geschiedene Provinzen im Reiche des Schönen, mit ihrer besonderen Gesetzgebung festgestellt werden, in dem andern zum ersten Male die Kunst, die Ausübung des Schönen, von der Moral und ihren Gesetzen philosophisch gesondert werden“. Wenn Kant's philosophische Grösse darin besteht, die Gesetze des Denkens am klarsten von allen Philosophen vor und nach ihm entwickelt und mathematisch bewiesen zu haben, wo das Gebiet des Wissens aufhört und das des Glaubens anfängt, und wir auf ihn, so viele Systeme auch noch folgen mögen, stets zurückkommen werden und müssen, sobald die Sonne des klaren Denkens zum Durchbruche gelangt, so ist Lessing dadurch gross, diese Principien in allen seinen literarischen Producten verwirklicht zu haben. Was Kant in der Theorie zeigt, das exemplificirte Lessing.

Obgleich Stieglitz die Kant'sche Philosophie in Berlin nun aufs Genaueste studirt hatte, war es nur zu natürlich, dass er später als ausübender Arzt, ihren Principien stets treu bleibend, so zu sagen zu Lessing überging. Hatte er doch an ihm das grosse Muster vor sich, wie dieser im Leben und in der Wissenschaft die kritische Philosophie, die in ihm autochthon sich entwickelt hatte, wenn auch Kant auf ihn, wie er auf Kant eingewirkt hatte, zu verwerthen wusste, und dadurch im eigentlichsten Sinne des Wortes der wissenschaftliche Reformator Deutschlands wurde. Die Kritik aber war das Mittel, dessen sich Lessing in seinem Kampfe bediente. Er machte sie zu einer so furchtbaren Macht dadurch, dass er sie zu einer selbstständigen Wissenschaft erhob. Er schuf aber nicht bloss diese Waffe, sondern wusste sie auch mit der grössten Meisterschaft zu gebrauchen; und so gelang es ihm, aus allen seinen Kämpfen als Sieger hervorzugehen. An diesem Vorbilde sich bildend wurde Stieglitz auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Medicin von derselben Bedeutung für Deutschland wie Lessing auf dem allgemein literarischen. Von der Kant'schen Philosophie genährt, entwickelte sich unter Lessing's geistiger Aegide sein kritisches Talent. Während viele Kantianer später in das Lager der Naturphilosophie übergingen und Naturphilosophen wurden, blieb Stieglitz der Kant'schen Lehre treu, weil sie ihm keine Schulphilosophie war, sondern er sie als die Kenntniss von den Ursachen und Principien auffasste in dem Sinne, in welchem

Hippokrates einen philosophischen Arzt einen göttergleichen nennt. Wie bei Lessing ist daher auch bei Stieglitz der Grundton seines wissenschaftlichen Charakters die Kritik. Mutatis mutandis verfuhr er in seinen medicinischen Kämpfen gerade so wie Lessing. Erst nachdem er durch seine negative Kritik sein Ziel erreicht hatte, überliess er sich seiner schöpferischen positiven. Er würde, wie Marx geistreich sagt, die allgemeine Pathologie geschaffen haben, hätte er sie nicht vorgefunden. Man könnte die Aehnlichkeit Lessing's und Stieglitz' in vielen kleinen Zügen durchführen. Hier genügt es, gezeigt zu haben, dass sie im Grundton ihres Charakters wahlverwandte Naturen waren. Nur eins möchten wir noch hervorheben. So viele bekannte und sogenannte Freunde Beide hatten, Jeder von ihnen besass nur einen Herzensfreund, das war für Lessing: Moses Mendelssohn, und für Stieglitz: Marx. So Grosses Lessing und Stieglitz schufen, die Anerkennung, welche sie verdienten, fanden sie zu ihren Lebenszeiten nicht; beide konnten trotz ihrer Erfolge keine volle Befriedigung über ihr Zeitalter empfinden und insofern waren Beide nicht glücklich, wenn auch Stieglitz nicht wie Lessing einen fortwährenden Kampf mit der Nothdurft des Lebens führte, sondern im Gegentheil mit irdischen Glücksgütern reichlich gesegnet war. Was aber Göthe von Schiller sagte, das lässt sich mit vollem Recht auch auf Stieglitz anwenden:

Tief unter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Allgemeine Medicin.

Die tiefe philosophische Bildung, die Stieglitz auszeichnete, brachte es von selbst mit sich, dass er auch auf solche Gegenstände, die, wenn sie gleich nicht auf der Universität gelehrt werden und über sie im Examen nicht examinirt wird, doch von dem höchsten Interesse und der grössten Wichtigkeit sind, seine Aufmerksamkeit lenkte; es sind dies die Verhältnisse, in denen der Arzt zu seinen Collegen und zum Publicum steht. Die Beziehungen des Arztes zum Staate und umgekehrt lassen sich durch Gesetze regeln, und die Staatsarzneikunde als Disciplin repräsentirt den Inbegriff dieser gesetzlich geordneten Verhältnisse.

Anders ist es mit den beiden ersten Kategorien. So oft auch schon Versuche gemacht sind, mit einer staatlichen Gesetzgebung einzugreifen, stets haben sich doch alle Versuche als eitel bewiesen, und zwar scheiterten sie jedes Mal an der besseren Einsicht der intelligenten Aerzte. Um so bedeutungsvoller ist es, dass ein Mann wie Stieglitz diese verhältnissmässig vernachlässigten Gegenstände in das Feld seiner Untersuchungen hineingezogen hat. Richtig hat er für alle Zeiten das Princip proklamirt, nachdem alle diese Gegenstände geordnet, geregelt und beurtheilt werden müssen, es ist dies das sittliche Princip. Seine erste Abhandlung führt den Titel: Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbette.

Der Titel entspricht aber nicht vollständig dem Buche. Dasselbe enthält viel mehr als man berechtigt ist, darin zu suchen. Ohne Frage gehört diese Schrift mit zu den bedeutendsten literarischen Producten von Stieglitz. Wahrscheinlich wählte er absichtlich diesen Titel, um desto freier über alle nur möglichen, hiemit zusammenhängenden Gegenstände sich ergehen zu können. Peter Frank hatte in der Staatsarzneikunde eine Richtung eingeschlagen, die viel Gutes gestiftet, aber dadurch, dass sie das Mass überschritt, gefährlich wurde. Stieglitz ist ein glühender Apostel der

sittlichen und individuellen Freiheit. Im Gegensatze zu dem damals allmächtigen Kleeblatte Scherf, Peter Frank und L. C. Hoffmann vindicirt er dem Arzte in seinem Thun und Lassen dem Staate gegenüber die vollste Freiheit. Wie stechen seine Ansichten ab gegen den berüchtigten Paragraphen der meisten deutschen Strafrechtsordnungen, nach dem jeder Arzt bei Geldstrafe verurtheilt war, Jedem, der ihn requirirte, seine Hülfe angedeihen zu lassen; dieser berüchtigte Paragraph, der erst durch die Bemühungen aller deutschen Aerzte nicht abermals in das neue deutsche Strafgesetzbuch aufgenommen worden ist! Bei der Vertheidigung der natürlichen Rechte der Aerzte wird Stieglitz oft so warm, dass er Einen unwillkührlich an Nathan den Weisen erinnert. Stieglitz bekämpft 1) die von oben angeführten Männern vorgeschlagene Beaufsichtigung der Aerzte durch vom Staate eingesetzte Medicinalcollegien; denn die Behandlungsweise der Patienten könne und dürfe nicht staatsseitig controlirt werden, da jede verschieden und berechtigt ist; jede kann irgend eine Auctorität für sich anführen. 2) Eifert er gegen die Einführung von Aerzten zu Censoren auf allen Universitäten; dazu bedürfe es keiner Aerzte, um nachzuweisen, dass sich nichts gegen Staat, Religion und gute Sitte einschleiche. Wenn nun der erste Theil des Buches gleichsam ein Canon ist, der sittliche Principien über die Verhältnisse der Aerzte zum Staate aufstellen soll, und Stieglitz hier entschieden für die angegriffenen Rechte der Collegen Partei ergreift, handelt der mittlere Theil des Werkes über den auf dem Titel angeführten Gegenstand. So vortrefflich das Meiste ist, was er über Consultationen sagt, so sehr wir ganz mit ihm einverstanden sind, dass er für alle consultirende Aerzte gleiche Rechte verlangt, dass z. B. der jüngere Arzt nicht ohne Weiteres sich dem älteren in seiner Ansicht unterordnen soll, dass ferner dem Arzte das Recht zusteht, von der Consultation zurückzutreten, sobald der zugerufene, ohne sich mit ihm verabredet zu haben, eine Ordination macht, so können wir ihm doch darin nicht beipflichten, dass Consultationen überhaupt niemals abzulehnen oder zu verweigern sind. In dieser Hinsicht hat Stieglitz, der nur das Wohl und Heil des Kranken im Auge hatte, sich zu sehr auf die Seite des Publicums geneigt und das ärztliche Interesse mehr als nöthig in den Hintergrund gedrängt. Wir sind vielmehr der Ansicht, dass auch in diesem Punkte die volle Freiheit des Arztes, hier dem Publicum wie dort dem Staate gegenüber, gewahrt werden muss. Der Arzt hat nicht nöthig, sich irgend eine Consultation octroyiren zu lassen; wenn möglich soll es ein Recht des behandelnden Arztes sein, den zu consultirenden Collegen vorzuschlagen. Consultationen sollen stets einen Zweck haben; letzteren haben sie aber nicht, wenn der Patient irgend einen beliebigen Arzt zugezogen wünscht, mit dem es dem behandelnden Arzte aus ethischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen unmöglich ist, zu consultiren. Nur, falls der behandelnde Arzt einsieht, dass eine Consultation wirklich Gutes stiften kann, soll consultirt werden, sei es auch nur, dass z. B. ein Schwindsüchtiger psychisch durch sie aufgerichtet wird. Oft ist es sogar im Interesse des Kranken, wenn eine Consultation verweigert wird; das Leben des Patienten kann davon abhängen, ob er ein Brech- oder Purgirmittel erhält und zwar ob er es bald bekommt; wenn der consultirende Arzt nun die Ansicht des Hausarztes nicht billigt, so kann es dem Kranken wie dem Kaiser Hadrian gehen. Wir wollen ganz davon absehen, dass schon aus artistischen Gründen eine acut verlaufende Krankheit nur mit Gefahr für das Leben des Kranken von mehreren Aerzten zugleich behandelt werden kann, ebenso wie ein Gedicht nie Anspruch auf Vollendung machen darf, dessen Inhalt und Form ein Product von mehreren Dichtern ist. Hätte Stieglitz heute

gelebt, und den Schwindel mit angesehen, der in den grossen Städten augenblicklich mit Consultationen getrieben wird, hätte er es noch erfahren, dass es heute Mode ist, dass es zum guten Ton gehört, bei einem einigermassen wohlhabenden oder eines gewissen Ansehens sich erfreuenden Patienten mindestens 2—3 Aerzte zu versammeln und schliesslich noch irgend eine Universitäts-Koryphäe, zum Zudrücken der Augen, zu citiren, so würde sein Urtheil sicher anders ausgefallen sein.

Was nun seine ferneren Ansichten über das Consultiren betrifft, so vermissen wir die innere Begründung derselben. Ihre äussere Zweckmässigkeit, die Fälle, wann sie aufhören müssen, sind vortrefflich auseinandergesetzt, ebenso die Art und Weise, wie consultirt werden soll, die Formalitäten, die vom Publicum und den Aerzten zu berücksichtigen sind.

Dagegen theilen wir durchaus nicht seine Meinung, dass mit den Consultationen die Verbindung der Aerzte unter sich steht und fällt. Wie sollte es dann auf dem Lande aussehen, wo das Ansehen der Aerzte im Allgemeinen höher als in den Städten steht? Reellen Nutzen stiften die Consultationen in therapeutischer Hinsicht wohl nur dann, wenn der Consultant ein wirklich bedeutender Arzt ist.

Wir können daher, bei aller sonstigen Anerkennung, Stieglitz' Ansicht über das Consultiren nicht von Optimismus und transcendentalem Idealismus freisprechen. Auch den Geldpunkt hätte er berücksichtigen und daran erinnern müssen, dass jede Consultation vom Publicum besonders zu honoriren sei. Der Schluss des Buches ist ein Aperçu über die verschiedensten Verhältnisse der socialen Medicin. Verfasser lässt sich aus über die überhand nehmende Titelsucht der Aerzte als Justizrath, Hofgerichtsarzt u. s. w. und schlägt dafür den Titel Expeditionsrath vor, über die gegenseitige Beurtheilung der Aerzte, über die Schwierigkeiten der Praxis für den jungen Arzt. Treffend und eingehend entwickelt er seine Ansichten über medicinische Schriftstellerei; sie laufen ungefähr auf die bekannte Lessing'sche Sentenz hinaus: „die glücklichste Auctorschaft bleibt doch stets das armseligste Handwerk". Er spricht ferner über medicinische Lectüre und medicinische Erfahrung und erörtert endlich die Frage, ob ein Arzt das Recht hat, seine Praxis niederzulegen.

In den „Schilderungen aus dem Leben eines Arztes" werden in prägnanter Weise die Leiden und Freuden eines gewissenhaften Arztes vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn auseinandergesetzt, und zugleich alle diejenigen Fragen ventilirt, die mit der Praxis in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Merkwürdiger Weise tritt Stieglitz der allgemeinen Ansicht entgegen, dass die Aerzte grosse Menschenkenner seien. Man findet in dieser Abhandlung alle Topica besprochen, die zur medicinischen Hodegetik gehören; Stieglitz zeigt sich hierin als feiner Kenner des menschlichen Herzens und als ein streng sittlicher Charakter.

Ueber das Zusammensein der Aerzte am Krankenbett. „Der Kranke hofft oft viel von der Uebereinstimmung mehrerer Aerzte. Dieselbe kann nur gewissenhaften Aerzten Beruhigung geben, wie oft wird sie aber erschlichen und ertrotzt? Die Zahl der einzelnen Kranken, welche so hässlichen und niedrigen Leidenschaften und Neigungen der Aerzte zum Opfer gebracht werden, mag wohl nicht gering sein. Man bedenke nun die Rückwirkung auf die Aerzte: Gewissensbisse, Kränkungen mancher Art, tiefer Kummer, Besorgnisse wegen der Meinung der Welt. Hier gilt keine Subordination, noch wird nach Mehrheit der Stimmen gerechnet. Dann würden die Stimmen gezählt und nicht gewogen. — Schade, dass Peter Frank die Richtung hat, die er auch hier nicht verläugnet, durch Hinzuziehung der Staatsgewalt das Bessere zu bewirken, was aus sich selbst hervorgehen muss und mit Vernichtung aller Freiheit durch Befehlen mehr zurückgehalten als befördert wird. Er beklagt es, dass, obgleich täglich Lärm am Kran-

kenbette ist, und Tadel und Beschuldigung wechselseitiger Vergehungen in öffentlichen Schriften gelesen wird, doch die Arme der Polizei ruhig übereinander geschlagen bleiben. Jede Obrigkeit, sagt er, sollte gleich bei dem ersten Zwiste unter Aerzten zwischen die Streiter, entweder als Vermittler oder als Richter treten und denselben eine Verfassung geben. — Die Aerzte sollen sich aber bei ihren Zusammenkünften gleiche Rechte zugestehen, nicht nach Molière: accordez moi la purgation, je vous accorderai la saignée. — Aerzte sollen nicht Richter und Obere von Aerzten sein. Die Ausübung der Pflichten der Aerzte sind nicht einer Controle unterworfen. Die Hauptvergehen derselben werden dreifach sein: er versagt seine Hülfe, er leistet sie nicht so schnell als es die Gefahr erfordert, er lässt sich Fehler gegen die Grundsätze der Kunst zu Schulden kommen. Wer kann sich aber ein vollkommenes Recht auf meine Hülfe als Arzt zueignen, wer sie erzwingen wollen? Ich kann selbst moralisch verpflichtet sein, meinen Wirkungskreis zu beschränken, weil ich einem grösseren nicht genügen kann. Wie vermag aber ein Gerichtshof zu entscheiden, ob dem Tode ein Zeitpunkt der Gefahr voranging? Ob der Arzt selbst in seiner Abwesenheit ihr nicht Alles entgegensetzte, was in menschlichen Kräften stand? Ob den Arzt nicht die gewissenhafte Ueberzeugung unthätig machte, die Zerstörung der Maschine sei nicht zurückzuhalten? Es wird sich also höchstens ein Irrthum nachweisen lassen, der nicht bestraft werden kann. Denn diese Irrthümer lassen sich selbst da nicht rügen, wo sie mit grober Unwissenheit vereinigt sind. Unsere grössten Aerzte suchen eine Ehre darin, zu gestehen, wie oft sie die Krankheit verkannt und falsch behandelt haben. Ich erinnere an die vielen, sich entgegengesetzten Systeme. Worin Stoll uns nur Heil sehen lässt, das führt nach L. C. Hoffmann offenbar zum Verderben. Was die gangbare Vorstellung der Schule uns verbietet, das erhebt Brown zu einer allgemeinen Vorschrift. — Ich weiss sehr gut, dass L. C. Hoffmann, Frank und Scherf ein ganz anderes System aufgestellt haben, sie wollen die Aufsicht der vom Staate bestellten medicinischen Collegien so weit ausdehnen, dass sie Actenstücke über die Behandlungsart jedes einzelnen Kranken, über jede Abführung, die ein Arzt etwa nöthig hält, mit nicht geringen Weitläufigkeiten sich zu verschaffen suchen. Daher wurde der Befehl erwirkt, dass jedes Recept in ein eignes Buch auf der Apotheke einregistrirt wird. Gegen die Apotheker kann diese Massregel nicht gerichtet sein. Man hat nur Inquisitionen gegen die Aerzte im Sinne. Wie können diese aber von den Recepten ausgehen? Meine Erfahrungen leiten mich, ihnen bringe ich die Regeln der Receptirkunst gern zum Opfer. Aber so offenbare Fehler gegen die ersten Gesetze der Chemie sich zu Schulden kommen zu lassen? Ist es etwa nicht ein Triumph der neueren Medicin, die Anwendung der Gesetze der Chemie auf den lebenden menschlichen Körper nicht gelten zu lassen? Das Receptbuch macht also nichts klar. — Soll denn aber auch der nichtswürdige Leichtsinn ungestraft morden können? Von Obrigkeitswegen wird, wenn man nicht willkürliches Verfahren, welches bald hier oder anderswo das grösste medicinische Genie, den rechtschaffensten Arzt in gleicher Weise verderben kann, eintreten lassen will, nichts gegen ihn zu verfügen sein. Es ist keine solche Gewissheit, keine solche Uebereinstimmung in unserer Kunst, dass irgend eine praktische Maxime als fest für immer, als fest für Jeden angenommen werden könnte. Es wird Keiner darauf antragen, von Seiten des Staates Massregeln gegen die Verbreitung solcher schädlicher Irrthümer, die das Leben der Bürger so nahe angehen, eintreten zu lassen. Ist das Schimpfen, Zanken und Toben in Aufsätzen und Recensionen gegen den Brownianismus uns Allen nicht schon höchst anstössig gewesen? Richtiges Prüfen, unbefangenes, freies Untersuchen werde einzig aufrecht erhalten. Sonderbar, dass auf Universitäten Aerzte zu Censoren medicinischer Schriften ernannt werden. Dass nichts Fremdartiges, das für gefährlich gegen Staat, Religion und gute Sitten gehalten wird, sich in der Form einschleicht, kann nur ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des Staates sein. Warum dieser sich aber von Aerzten vertreten lassen will, sehe ich nicht ein.

Also Aerzte sind gänzlich unabhängig von einander. Daher, sobald der Staat Jemanden in die Reihe seiner Aerzte aufnimmt, sei es mit oder ohne Formalitäten, durch Facultäten, Collegia medica oder Leibärzte oder ohne alle diese unsicheren Sicherheitsmittel, so verliert er das Recht, ihn als praktischen Arzt etwas beschränken zu wollen. Dem Staate ist sogar nicht das Recht zuzuerkennen, einem Arzte einen Criminalprozess zu machen in Fällen, wo das verschriebene Gift den Körper zerrüttet oder getödtet hat; Theden selbst gesteht, einen nach van Swieten's Methode mit Sublimat Behandelten verloren zu haben,

Wenn also der Arzt dem Staate gegenüber das Recht des selbstständigen Urtheils hat, dann erst recht seinen Collegen gegenüber.

Der zuerst behandelnde Arzt ist von hoher Wichtigkeit. Die Kranken und die Umgebung können dem Hinzugerufenen nicht so klar die Krankheit expliciren. Ein Arzt erniedrigt sich aber, wenn er in Verbindung mit dem Kranken bleibt, ohne sich mit dem hinzugekommenen Arzte zu besprechen. Wenn nun eine Consultation Statt findet, wie selten benimmt man sich dabei, wie es denkender Männer würdig ist, wie selten verweilt man dabei, im ächten Geist der Kunst zu bestimmen, wo es Noth thut, und welche Hülfe geleistet werden muss." St. eifert dann gegen die alten und jungen Aerzte und setzt auseinander, wie man consultiren soll: nicht disputiren, denn so Wenige haben die Kunst zu disputiren inne. Die Mehrsten kommen aus der ruhigen Stimmung, welche zum Herren des Gesprächs macht und den Sinn für Wahrheit erhält. Heftigkeit ergreift sie und geht auf Alle über. Die abweichenden Punkte vermehren sich jeden Augenblick; mit ihnen steht die Neigung sich auszugleichen im umgekehrten Verhältnisse. Am besten ist es, bei Consultationen von den Ueberzeugungen auszugehen, die gemeinschaftlich sind. Aber wie oft führen sie nicht zum Zwecke oder wird Uebereinstimmung gelogen, oder von der einen Seite eine elende, schlaffe Nachgiebigkeit gezeigt, die sich zur kriechenden Niederträchtigkeit ausdehnt!

Und eben desshalb, weil Consultationen so missliche Verhältnisse herbeiführen, spricht sich die allgemeine Stimme der Aerzte gegen sie aus. Selbst die, welche allemal zugezogen werden, sind dagegen. Sogar ein Arzt, der immer davon ausgeht, die höchsten sittlichen Gesichtspunkte zu fassen, erklärt sich in einer Schrift für die Verweigerung aller Consultationen. Die consultirenden Aerzte sind erst recht dagegen. Das ausgeprägte Misstrauen thut weh; oft sind die Consultationen blosse Modesache. Wollte man jedoch alle abschaffen, so würde der Wechsel der Aerzte und Arzneien zu gross werden. Aber eine Uebereinstimmung in den Grundsätzen muss unter den Aerzten Statt finden. Traurig ist es, dass manche Mediciner die Ueberzeugung haben, die Betrachtung, ein Menschenleben zu retten, müsse überwiegend bestimmen, und ihr sei jedes Verhältniss mit einem andern Arzte aufzuopfern. Keiner aber wird für Brown Partei ergreifen, der mit einer Krankenwärterin einen Bund gegen Dunkan und Monro abschloss.

Wir sind es also uns selbst und der Kunst schuldig, die Ehre der Consultationen aufrecht zu erhalten. Mit ihr steht und fällt die ganze Verbindung der Aerzte unter sich in Beziehung auf die Ausübung der Kunst. Auf die ärztlichen Gesellschaften und Vereine ist kein grosses Gewicht zu legen. Nur in Bezug auf Epidemien sind sie von Nutzen. Aber näher aneinander mögen sich bloss solche Aerzte schliessen, welche auch ohne gemeinschaftlichen Stand als Freunde sich genähert haben würden. Der Nutzen der Consultationen mit grossen Aerzten ist sehr bedeutend. Viele Mediciner würden sich noch mehr gehen lassen, wenn sie nicht die Consultationen fürchteten. Auch wird der junge Arzt dadurch abgehalten, sich neuen Systemen zu ergeben. Vor allen Dingen ist stets die Form zu beobachten. Alte Aerzte müssen den Ton der Superiorität gegen jüngere ablegen. Auch die Consultationen mittelmässiger Aerzte sind von Nutzen. Schwer ist es, das Rechte zu finden, wenn die Meinungen uneins sind, und es sich um das Leben des Kranken handelt. Am besten ist es, dann einen dritten Arzt zuzuziehen. Gleichwohl wird es bei wirklichen Abweichungen in gefährlichen Uebeln oft Pflicht sein, sich durch einen bedeutenden Schritt von aller Verantwortung frei zu machen. Stösst man aber auf einen Collegen, der die Anmassung hat, stets den Ausschlag geben zu wollen, so trete man in Zukunft nie wieder mit diesem zusammen. Zu verwerfen ist die Methode einiger Aerzte, nur die erste Zusammenkunft zum Consultiren zu benützen, nachher jedoch einseitig vorgehen dürfen zu glauben; auch lässt es sich nicht rechtfertigen, dass nur über die Behandlung des Hauptübels Verabredungen getroffen werden. Bei allen Fiebern und schlimmen Krankheiten ist es nothwendig, dass die Aerzte zu einer gewissen Stunde zusammentreffen. Gar nicht stichhaltig ist der Grund gegen das Consultiren, dass es die genauen Untersuchungen und Beobachtungen der Krankheit störe. Eine schriftliche Auseinandersetzung ist räthlich bei sehr wichtigen Fällen. Je höher der consultirte Arzt steht, desto schonungsvoller muss er den consultirenden behandeln, auf der anderen Seite muss man sich ebenso hüten, Alles und Jedes zu loben. Strenge ist darauf zu halten, in Gegenwart der Laien nur über den Gang und die Beschaffenheit der Krankheitsfälle zu sprechen, nicht in Erörterung der Ursachen und Heilmittel einzugehen. Die Aerzte müssen darauf

bestehen, dass man ihre Erlaubniss sich erbittet zu Consultationen, und wo möglich bei der Wahl ihnen eine Stimme lässt. Der Nutzen der Consultationen für den Kranken ist unbestreitbar. Es kann daher dem Staate nicht gleichgültig sein, welcher Ton unter den Aerzten herrscht. Durch Gebote und Strafgesetze ist aber nichts zu erreichen. Bei chronischen Kranken ist es manchmal sehr gut, dass ein unbefangener Arzt hinzukommt, weil der erste oft zu fest bei seinem Plane bleibt. Es darf aber nicht verhehlt werden, dass Consultationen die Theilnahme des Arztes vermindern. Zu grosse Theilnahme desselben ist nicht gut. Desshalb soll der Arzt nicht seine Familie selbst behandeln.

Es darf dem Mediciner nie einfallen, wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Rufs als Schriftsteller u. s. w. sich eine Auctorität bei Consultationen anzumassen und mit ihr den Ausschlag geben zu wollen. Dass Aerzte nach Titeln haschen, ist wohl nur der Gesellschaft, nicht der Mitärzte wegen. Peter Frank ist aber nicht dieser Ansicht. Man hat seit einiger Zeit geglaubt, zur Aufmunterung der Aerzte viel gethan zu haben dadurch, dass der Staat Diejenigen, welche sich in Bedienung des Publicums hervorthun, mit fremden Charakteren belegt. Die Aerzte sind selbst so gütig, diesem neuen Vorurtheile nachzuhangen und sich um Titel umzusehen, welche sie nicht selten lächerlich machen. Leibärzte, Professoren dünken sich oft mehr zu sein. Eitelkeit und Schwäche soll nie zu einer heruntersetzenden Beurtheilung anderer würdiger Männer führen. Es ist unklug, Andere so empfindlich gegen sich zu reizen. So z. B. wenn man dem in Verachtung Andederer ausartenden Dünkel eines Medicinalraths entgegensetzt, dass alle die dicken Medicinalordnungen, auf deren von ihm herrührende Ausarbeitung und öffentliche Sanctionirung er sich viel weiss, gar nicht in Ausführung gebracht werden, und dass es in Ländern, die keine Medicinalcollegien, für die ich indess bin, haben oder in welchen sie sehr unthätig sind, was besser ist als zum Despotismus überzugehen, nicht schlimmer in medicinischen Dingen steht als bei ihm. Dasselbe gilt von den Schriftstellern. Es ist sehr selten, dass grosse schriftstellerische Verdienste eines Arztes zu bedeutenden äusseren Vortheilen führen. Werden sie ihnen zu Theil, so haben sie es ihnen nicht zu danken. Dieselben Aerzte, die seit ihrer Inauguraldissertation nichts herausgegeben, haben es ebenso weit gebracht. Es ist aber doch unbegreiflich, dass man in den nächsten Kreisen des Verfassers so ganz und gar keine Notiz von seiner schriftstellerischen Celebrität nimmt. Viel Unbilligkeit und Einseitigkeit lassen Aerzte in der wechselseitigen Beurtheilung ihrer literarischen Producte sich häufig zu Schulden kommen. Der eine liebt nur Epidemien, der andere nur tiefe Betrachtungen, der dritte nur Leichenöffnungen. Jeder schätzt allein das, was nach seinem Geschmacke geschrieben ist. Es ist schon oft bemerkt, dasse ine grosse Hospitalpraxis bei den Meisten eine Flüchtigkeit, Einseitigkeit und Gedankenlosigkeit der Krankenbehandlung erzeugt, welche sich nie wieder verliert. Auf die Zahl der Jahre kommt es daher nicht an. Mit Recht legt man viel Gewicht auf seine eigne Erfahrung; den Büchern darf man nicht immer trauen, sie enthalten zu viel Unwahrheit. So z. B. der bekannte Fall von Muzel, der eine Melancholie durch Einimpfung von Krätze zu heilen glaubte, später hat Guldener bewiesen, dass der Ausschlag gar keine Krätze war.

Auf die Erfahrung nach Jahren ist daher kein Gewicht zu legen. Dem Wissen kann man keine Grenzen anweisen, die Geschicklichkeit hat aber in jedem Individuum einen Grad, über den sie nicht gesteigert werden kann. Viele Tausende von Kranken, viele Jahrzehnte der Praxis geben ihm keinen Zuwachs. Wozu das bessere Lesen sich benützen lässt, hat Burserius von Canifeld gezeigt, welcher in seinen schätzbaren Institutionen sich nie auf seine eigne Erfahrung beruft. Frank hat gerade den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Man muss zwischen Schriftstellern und Schriftstellern unterscheiden lernen. Es ist gleichgültig, ob man einzelne Erfahrungen selbst erworben oder von Anderen sich angeeignet hat Man setze nur nicht entgegen, der ältere Arzt habe die Vergleichung der verschiedenen Methoden aus der Beobachtung ihres Erfolgs am Krankenbette voraus. Haller wollte hierüber schreiben. Aber es muss so leicht nicht sein, aus dem Erfolge in der Arzneikunst zu urtheilen. Denn sonst hätte sich kein falsches System halten können. Ein Jeder ist mit seinem Systeme zufrieden. Die Paracelsisten, die Schüler von Hoffmann, Stahl u. s. w. zählten ebenso glückliche und berühmte Praktiker unter sich, als immer unter der auserlesenen Zahl der Aerzte gewesen sein mögen, welche unabhängig von jedem Systeme nur von der Erfahrung ausgingen. Der ganz unparteiische Gilibert sagt

daher, dass nach allen Systemen die Kranken besser werden und sterben, ersteres jedoch am meisten bei der exspectativen Methode. Am nachtheiligsten ist den jungen Aerzten der Geist des Zeitalters, welcher hier zum Theil mit den Fortschritten der Aufklärung zusammenhängt, da er auf die Ausübung so viel Gewicht legt und aller Theorie misstraut. Jetzt hat ein angehender Arzt nicht mehr so das Ansehen seiner Schule, wie ehemals, wo es hiess: er bildete sich in Göttingen oder Leyden. Aerzte sollten daher nie gegen Anfänger drückend sein. Der junge, gelehrte Arzt traut sich zu Anfang seiner Praxis in vielen Fällen zu wenig und in vielen zu viel zu. Ob ein Arzt berechtigt ist, nachdem er ein vollendeter Arzt geworden ist, seinen Wirkungskreis aufzugeben oder auf einen kleinen Kreis zu beschränken? Für den kleinen Kreis kann er nicht mehr sein, was er ehemals war, weil er aus der Uebung kommt, und die Vortheile einer grossen Praxis, die Kenntnisse des epidemischen Charakters sich ihm entziehen. In diesem Kreise werden die gebildeten, edleren, vielleicht auch die reichen und vornehmen Menschen der Gegend begriffen sein. Welche Unbilligkeit aber gegen Mitärzte, dass ein Arzt die Praxis, welche Freude und feinen Gewinn gibt, allein für sich behält und die andere, welche das Leben verbittert, ihnen ganz aufbürdet. Dagegen lässt sich nicht läugnen, dass es Lagen gibt, in denen die Aerzte befugt sind, der Ausübung der Kunst zu entsagen."

Schilderungen aus dem Leben eines Arztes.

„Die Begebenheiten und Verhältnisse eines gebildeten Arztes von ausgezeichneten Anlagen des Geistes und des Charakters können Stoff zu anziehenden Darstellungen geben und Gelegenheit zu treffenden Bemerkungen über den Menschen, die Gesellschaft, die medicinische Kunst in mannigfaltigen Beziehungen darbieten. Man denke sich einen ausgezeichneten jungen Arzt, der sich nach vollendeten Studien in einer grösseren Stadt niederlässt. Nicht der Geringste will sein Leben dem erfahrungslosen Jüngling anvertrauen; wagt Einer es, dann nur mit Misstrauen. Diese Zeit des Unglaubens an ihn dauert oft lange. Noch peinlicher ist seine Lage, wenn ihm Kranke aus der untersten Classe, aus der Dienerschaft übergeben werden, unter dem Vorsatz, sein Benehmen zu beobachten und, wenn er nicht schnell heilt, ihn wieder zu entlassen. Wenden sich direct Kranke an ihn, so sind es an unheilbaren Uebeln leidende Arme. Selbst, wenn er schon anfängt, etwas zu gelten, wie viel Wankelmuth, Demüthigung und Vereitlung schöner Hoffnungen muss er zu ertragen wissen. Aus Lebensgefahr gerettete Kranke gehen wieder zu andern Aerzten über; trotzdem kämpft er sich durch alle Schwierigkeiten hindurch. Aber schnell ändert sich die Scene; es sterben ihm rasch hintereinander mehrere Kranke von Bedeutung, die viel Schuld auf ihn zu werfen scheinen, Kranke, die er nicht herzustellen vermochte, genesen unter der Behandlung anderer Aerzte. Es wird jetzt Ton, von ihm abzufallen. Böses wird von ihm verbreitet. Seine vermeinten Freunde spielen die thätigste Rolle dabei. Eigne Unerfahrenheit und Unklugheit setzen die begangenen Fehler in das rechte Licht. Er selbst als sein strengster Richter, fasst Vorsätze zu erneuerten ernsten Studien, zur vermehrten und erhöhten Thätigkeit und Aufmerksamkeit am Krankenbette. So glückt es ihm, diese Stürme zu bestehen. Der ärztliche Beruf ist von allen anderen verschieden. Bei allem andern Wirken, von dem das Wohl der Gesellschaft abhängig, hat man immer von unten auf viele Stufen zu ersteigen, ehe man selbstständig wirkt. Der Arzt hat keinen Richter über sich. Es müsste daher ein anziehendes Tagebuch sein, wenn ein junger Arzt über die Schwierigkeiten der Wissenschaft und Kunst, mit denen er zu kämpfen hat, ehe er sich eine genügende Fertigkeit und Erfahrung erwirbt, berichtete. Der Kampf eines tiefen, zwar noch jugendlich unreifen, aber mit desto glühenderem Wahrheitseifer beseelten Denkers mit sich selbst würde hier einen Platz finden. Für das unmedicinische Publicum würde die Schilderung so vieler Beziehungen des Arztes von Gefühl und Delicatesse zu den Kranken selbst ein besonderes Interesse der Neuheit haben. Voznehmlich das grosse Räthsel, wie Menschen, in allem Anderen immer voll Misstrauen und Bedenklichkeit, ihr und der Ihrigen Wohl so häufig ganz unbeschränkt in irgend eines Arztes Hand geben und darin ausharren, sogar, wenn Alles offenbar einen schlechten Ausgang droht, der Arzt selbst diesen ankündigt. Was der Arzt thun und nicht thun soll und kann, um den Glauben an sich zu erhalten. Sich auf eine gewisse Stufe in der öffentlichen Meinung zu bringen, ist selten Folge planmässiger Bemühungen, mehr hängt es von denselben ab, von einer einmal erstiegenen Höhe nicht zu schnell heruntergestürzt zu werden. Das Sein und Wirken

des Arztes besagt die einzigen Mysterien, die sich in unserm Zeitalter erhalten haben, und die dasselbe nicht anzutasten vermochte. Wie wenig sind selbst die Leiden und Freuden eines Arztes bekannt, was in ihm vorgeht, wenn er in schwierigen Krankheiten Beistand zu leisten hat, wenn er vermeint, das Rechte getroffen oder verfehlt, wenn er sich vorwirft, zu viel oder zu wenig oder etwas Unangemessenes gethan oder nicht zeitig genug eingewirkt zu haben. — Viele frohe moralische Beziehungen des Arztes lassen sich auf Veranlassung einzelner Vorfälle zur Sprache bringen. Ueber die Theilnahme des Arztes, ihr zusammengesetztes Wesen, ihren öfteren Nachtheil, wenn sie sich des Gemüths des Heilkünstlers zu sehr bemächtigt, wie sie im Gewühle der Geschäfte nicht abnimmt, sondern im Laufe der Zeit zum Unglücke des Arztes oft in Vielem erhöht, und der grauköpfige Arzt oft der weichste ist. Das Erniedrigende der unvermeidlichen Einrichtung für Bemühungen, die aus unserer freiesten und genialsten Thätigkeit hervorgehen müssten, Bezahlung in klingender Münze zu empfangen. Sich hierin ergeben zu müssen, ist ein Druck unseres Standes. Die Mitglieder machen sich verächtlich, die immer rechnen, ob ihnen auch die gehörige Belohnung wurde und die ganze Summe ihrer jährlichen Einkünfte nicht in Betrachtung ziehen, sondern ihre Zufriedenheit verlieren, wenn sie meinen, Einzelne haben ihnen nicht das Gehörige geleistet — des Arztes Selbstgefühl bedarf, bei der Schwierigkeit seiner Kunst, des ihn gegen eigne Anfechtungen schützenden Bewusstseins. Das aufgeklärteste Publicum, die hellsten Köpfe können nur einen sehr trüglichen, sehr dürftigen Massstab des ärztlichen Verdienstes im Allgemeinen und Einzelnen haben. Der Arzt darf sich aber nicht durch Selbstruhm entweihen; doch auch gegen Lobsprüche sich nicht absperren. Man kömmt am Ende auch hier zu der passiven Weisheit zu schweigen. Diese Kunst zu schweigen, die moderne Klugheitslehrer viel zu ausgedehnt empfehlen, die aber nur Werth hat, wenn sie mit dem Talente und Muth zu sprechen, vereinigt ist, da wo es gilt, gegen bösen Willen, Vorurtheil, Irrthum aufzutreten, diese Kunst hat der Arzt vielfach zu üben. Was muss er nicht sehen und hören, ohne es wahrnehmen zu scheinen. Er soll nie der Mann einer Partei sein. Und doch bedarf Niemand mehr Keckheit und Gewandtheit zu reden, wo es Noth thut, als der Arzt. Aber er ist nicht bloss Arzt, er ist auch Mensch und Bürger und muss auch andere Wahrheiten und Zwecke vertheidigen und befördern als nur medicinische. — Man schreibt dem Arzte im Allgemeinen zu viele Menschenkenntniss zu. Ich glaube, nicht mit Recht. Der Arzt steht seinen Kranken zu nahe, das ihm geschenkte Vertrauen besticht ihn zu ihren Gunsten. In Zeiten, wo es Leben und Tod gilt, körperliche Leiden ertragen zu müssen, ist bei den aufs Verschiedenste gearteten und gebildeten Menschen im Ganzen mehr Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung im Sein und Benehmen als in allen anderen Lagen des Lebens. —

Des Arztes Beruf ist nicht, der Sittenrichter seiner Mitbürger zu sein. Seine Humanität gebietet ihm, das Brutalste an seinen Kranken zu ignoriren und ihnen nicht anzurechnen. Der physische Gesichtspunkt ist der seinige. Er hat zu forschen und zu lehren, wie gute und schlechte Eigenschaften des Charakters, Herzens und Geistes und ihre Folgen mit körperlichen Anlagen und Verstimmungen zusammenhängen, von National- und Familienabstammung ihren Ursprung haben, durch climatische und diätetische Verhältnisse zu einer Höhe getrieben werden, und wahre Krankheiten sind. Wem das Geistige, Sittliche an Anderen so untergeordnet und abhängig erscheint, der behält nicht den scharfen, spähenden Blick dafür, dessen Beschäftigung ist nicht ein ewiges Abwiegen und Vergleichen desselben und der ist also nicht zum grossen Menschenkenner geeignet. Garve hat bemerkt, dass ausgezeichnete Fähigkeiten zur Beobachtung körperlicher und geistiger Verhältnisse selten vereinigt sind und sich oft ausschliessen. Es ist hierin viel Wahrheit und trifft den Arzt insofern, dass er durch die Ausübung seiner Kunst nicht zum Beobachter und Kenner der Menschen gebildet wird. Der falsche Ruf kommt daher, dass Aerzte in der That manches Geheime von den Vorfällen ihres Orts und ihren wahren Zusammenhang in Erfahrung bringen, sogar, ohne es zu wollen. Aber die blossen Thatsachen geben einzig die Materialien zur Menschenkenntniss, zu dieser selbst gehört eine Art von Combination und ein unbefangenes Schauen und Prüfen, das des Arztes auf diesem Gebiete nicht ist. — Eine grosse Eigenthümlichkeit gibt Stoff zu interessanten Lagen. Der Arzt muss lügen lernen, ja er muss diese Verstellungskunst gebrauchen, sein Wissen und Können in höherem Glanze zu zeigen. Nur das deutlichste Bewusstsein, dass das Wohl des Kranken, dass ein Zweck des ärztlichen Seins diese Täuschung gebietet,

nimmt ihnen das Erniedrigende in Stunden der Ueberlegung, wenn ihre Ausübung uns auch oft verwirrt, Schamröthe abjägt und tief demüthigt. Der Widerwillen gegen das nothwendige Lügen bestimmte hauptsächlich Thaer, seine Praxis niederzulegen. Aber nie wird ein Arzt von wahrem Wissen, von sittlichem Streben und von Würde des Charakters einem hellen Beobachter erhabener erscheinen, als wenn er in der Nothwendigkeit ist, gegen seine Ueberzeugung mit Hoffnung zu beseelen. — Kein Stand, keine Beschäftigung wirkt so wohlthätig auf ächte Sittlichkeit, wahre Menschenliebe und gewisse Charaktervorzüge ein, als die Ausübung der Medicin. Der sonst so bitter urtheilende Samuel Johnson sagt von den Aerzten: every man has found in physicians great liberality and dignity of sentiment, very prompt effusion of benificence and willingness to exert a lucrative art, where there is no hope of lucre. Nur ältere französische Schriftsteller wie Montaigne, Molière, le Sage und Rousseau sind Feinde der Aerzte. — Wie die verschiedenen Richtungen des menschlichen Charakters und Geistes sich in medicinischen Studien und Beschäftigungen äussern und modificiren, ist noch nie entwickelt worden. — Ein medicinischer Wilhelm Meister würde deutschen Aerzten sehr gefährlich werden können. Noch erliegen wir zum Theil einer wilden Revolution in unserer Wissenschaft und Kunst, und die ausschweifendste System- und Secten-wuth beherrscht noch Viele. — Jungen Kunstgenossen muss man keine Lehren aufdrängen, beliebte Praktiker zu werden. Zu seiner Ausbildung hat Jeder seinen eignen Weg einzuschlagen. Es lässt sich keine allgemeine Anweisung geben, die Liebe und das Vertrauen der Menschen zu gewinnen. Wie mannigfaltig sind nicht die Bewegungsgründe zur Wahl eines Arztes! Hat ein älterer Arzt das edle Bestreben, einem jüngeren zu nützen, so muntere er ihn auf, auf dem Wege des wahren Studiums fortzuschreiten und sich zu vervollkommnen, theile ihm die Schätze des eignen Wissens mit und suche ihn vor Einseitigkeiten und Irrthümern zu bewahren. Man werde nicht zu sehr zurückgestossen, verläugne aber auch nicht alle Empfindlichkeit, wenn die jungen Männer dieser Zeit nicht mit der Bescheidenheit auftreten, welche die besseren auszeichnete, als wir unsere Laufbahn begannen."

Kritik und Polemik.

Wie wir gesehen haben, machte die Zeit selbst Lessing zum Kritiker; ebenso war es mit Stieglitz; die in ihm schlummernden kritischen Anlagen wurden durch den damaligen Zustand der Medicin zur Entwicklung gebracht. Daher verwandte Stieglitz seine Hauptkraft, die während seiner Periode grassirenden Hauptirrlehren der Medicin zu bekämpfen, den Brownianismus, den thierischen Magnetismus und die Homöopathie. Verhältnissmässig gering ist seine kritische Thätigkeit, die sich auf einzelne Bücher erstreckte. Zu seiner Zeit war es Sitte, dass die Kritiker meistens anonym schrieben; so mag er denn manche Recension für die Göttinger Gelehrten-Anzeigen und andere medicinische Blätter geliefert haben; nur seine eignen Papiere und der Katalog des zeitigen Redacteurs vermögen hierüber Auskunft zu geben; der Zukunft und einem glücklichen Zufall bleibt es vorbehalten, Stieglitz als den Verfasser noch vieler anderen Kritiken hinzustellen. In seiner kritischen Thätigkeit bildete er den Gegensatz zu Marx, welcher dieselbe vorzugsweise auf die wissenschaftlichen Werke der Neuzeit beschränkte, die übrigen Systeme ignorirend und vorzugsweise die naturwissenschaftliche Schule bekämpfend. Stieglitz dagegen polemisirte gegen alle Hauptrichtungen der damaligen Medicin, wirkte aber weniger als Kritiker einzelner literarischer Producte.

Sein erstes Auftreten galt Brown. In England hatte derselbe Fiasko gemacht; aber die seit Alters vornehmlich allen Systemen und allem Systematischen huldigenden Deutschen hatten seine Lehren mit desto grösserem Beifalle aufgenommen. Auch die Hauptkliniker neigten sich dieser Secte zu. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des Brownianismus und

und seiner Metamorphose in die Erregungstheorie zu schildern, wir wollen nur bemerken, dass eine Unzahl von Büchern für und wider die neue Lehre erschien. Von allen diesen Producten ist die berühmte Kritik Stieglitz' in der allgemeinen J. Literaturzeitung die hervorragendste Abhandlung. Er hätte dieselbe ebenso zweckmässig als besonderes Buch erscheinen lassen können, da aber seine Kritik nicht bloss gegen Brown, sondern zugleich gegen die bedeutenderen, zu dessen Gunsten erschienenen Bücher sich richtete, so zog er wahrscheinlich desshalb vor, das damals am meisten renommirte kritische Journal zu wählen. Auf das Schärfste zeigt er darin die seinen Zeitgenossen entgangenen Mängel und Schwächen des Brown'schen Systems und vernichtete, so zu sagen, mit einem Schlage, Brown, wie Lessing in seinem berühmten Vade mecum den Dichter Lange in Laublingen an den Pranger stellte.

Von derselben Bedeutung und vielleicht noch grösserer Tragweite war seine Schrift über den thierischen Magnetismus. Während der Brownianismus unter den deutschen Aerzten doch noch immer einige Ungläubige fand, zeichnete sich der thierische Magnetismus dadurch aus, dass er die bei weitem grössere Mehrzahl zu Proselyten machte. Dies kam hauptsächlich daher, dass er einen Bund schloss mit der, damals als neue Sonne am medicinischen Firmamente aufgehenden, Naturphilosophie, welche die kritische Philosophie ablöste. Nicht bloss die Aerzte, auch die Physiologen und Naturforscher huldigten dem thierischen Magnetismus. Alexander von Humboldt, Lichtenstädt, Treviranus, Schubert, Schelver, Nasse, Reil, Hufeland, Nees von Esenbeck, Olbers, Kieser u. s. w. hatten sich demselben entweder in die Arme geworfen oder liebäugelten doch mit ihm. Ja, man kann sagen, die ganze naturphilosophische Schule, die damals allmächtig war und die Erbschaft des Brownianismus übernommen hatte, ergab sich ihm mit wenigen Ausnahmen. Unter Männern von Ruf und Bedeutung war es allein der Weltweise von Königsberg, der die Mesmeristen mit den Betrügern und Bauchrednern in eine Kategorie stellte. Mitten in diese epidemische Schwärmerei fiel das Werk von Stieglitz. Es wirkte wie eine kalte Douche, es brachte die Meisten wenigstens wieder zur Besinnung, und liess ein richtiges Nachdenken und nüchterne Stimmung wieder die Oberhand gewinnen. Ein solches Werk konnte nur ein Mann schreiben, der in die Mysterien der Kantischen Philosophie eingeweiht, zugleich ein ebenso grosser Physiolog als Arzt war. In keiner seiner Schriften offenbart sich so glänzend der scharfe, kritische Verstand von Stieglitz. Er zeigt sich durchweg als strenger Kantianer, und als solcher ist er sich der Grenzen des Wissens im Allgemeinen und des Wissens in der Medicin bewusst; seine Stellung war um so schwieriger, weil die namhaftesten Physiologen für den Magnetismus Partei ergriffen hatten. Stieglitz weist nun das Uebertriebene und Irrige des thierischen Magnetismus durch Hülfe der Kritik und Physiologie nach. Mit unwiderstehlicher Strenge thut er dar, dass der thierische Magnetismus kein Theil des dubiösen Nervenäthers sein könne. Er zeigt, wie selbst Alexander von Humboldt und Reil die allgemeine Verwirrung gesteigert haben. Die Fachphysiologen führt er gründlich ab. Daher bleibt dies Buch für alle Zeiten ein Muster, wie naturwissenschaftliche, medicinische, physiologische Controversen auf eine strenge logische Weise entschieden werden sollen. Der gewandte Kantische Philosoph, der die Kunst des Disputirens und Argumentirens zur Meisterschaft gebracht hat und der minutiöse Physiolog, der Alles von seiner Disciplin abwehrt, was nicht durch wahre Beobachtungen und Experimente bewiesen ist, tritt uns hier auf jeder Seite entgegen.

Stieglitz schüttete aber nichts weniger als das Kind mit dem Bade
Hätte er einfach den thierischen Magnetismus, für den ein Olbers
Humboldt Propaganda machten, als Schwindel hingestellt, so würd
ganze damalige Zeit ihn selbst für einen Schwindler erklärt, u
würde wie Don Quixote einen Kampf gegen Windmühlen geführt h
Desshalb läugnet er den thierischen Magnetismus nicht absolut und a
Wer es nicht versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, wird die volle B
tung dieses Werkes nie begreifen. Stieglitz zeigt eine ebenso gr
Meisterschaft in dem, was er verschweigt, als in dem,
er sagt.

Seine Hauptverdienste sind: 1) dass er den Somnambuli
vom thierischen Magnetismus unterschied, 2) dass er be
dass der thierische Magnetismus das nicht ist, was seine
hänger von ihm aussagen. 3) Er stellte eine natürliche,
siologische Theorie auf, die der mystischen auf's Schä
entgegen trat; er behauptet nämlich, dass die thierische
dünstung und Wärme das Wirksame beim thierischen Ma
tismus sei. 4) Den Somnambulismus führte er in seine G
zen zurück, das Unwahre der Bremer und Strassburger
tisch geisselnd. 5) Er versuchte, eine Erklärung des ma
tischen Rapports zu geben. 6) Nimmt er den Magnetis
gegen die Liederlichkeit in Schutz, indem er auseina
setzt, dass der hypochondrische Sinn der Somnambulen
Geschlechtstrieb nicht günstig ist. 7) Wies er nach, da
unthunlich sei, den thierischen Magnetismus zu therape
schen Zwecken zu verwenden und entzog damit demsel
alle Stützen.

Diese klare, nüchterne Untersuchung brachte die damaligen Aerzte
Physiologen, die mehr oder weniger alle von dem Glauben an den thi
schen Magnetismus durchdrungen waren, wieder zur Besinnung. Wir mö
hiebei bemerken, dass durch den Einfluss des Wienholt'schen Wer
die bisher noch Schwankenden: Hufeland und Andere der neuen Le
sich zugewandt hatten. Vier Jahre später, als Stieglitz, trat dann a
der Kieler Professor Pfaff in dessen Fussstapfen und sieben Jahre dar
durfte Rudolphi es wagen, den thierischen Magnetismus als Irrth
oder Betrug in seiner berühmten Physiologie hinzustellen und den A
spruch zu thun, der ihm so viele Feindschaft zuzog: „durch den Ma
netismus, so wie er in das Leben tritt, wird jeder Schlec
tigkeit der Weg gebahnt, denn er tödtet gar zu leicht di
Wissenschaft in ihrer Wurzel und geht gewöhnlich mit de
Mystik und mit der Lüge Hand in Hand".

Die Stieglitz'sche Schrift ist daher mehr als ihr einfacher Titel a
sagt. Sie war geradezu eine medicinische That. Denn durch dieses ei
Buch leistete in Deutschland ein Mann mehr als in Frankreich zwei ge
lehrte Corporationen, die Akademie und die medicinisch
Facultät zu Wege brachten. In Deutschland verbreitete sich de
thierische Magnetismus endemisch, in Frankreich epidemisch. Hier war
es nicht einzelne sich dazu eignende Kranke, die von einsichtsvollen Aer
ten oder unter ihrer Aufsicht magnetisirt wurden, sondern Nichtärzte od
Aerzte von zweifelhafter Moralität bemächtigten sich dieser Heilmethod
wandten sie auf Gesunde und Kranke ohne Unterschied an und behandel
ten grosse Menschenmassen zu gleicher Zeit. Desshalb war nicht zu ver
wundern, dass das stets controlistisch auftretende Frankreich von Oben ei
griff, während die Regierungen in Deutschland diese ganze Frage der Wi

senschaft selbst überliessen. Auch desshalb wird Stieglitz' Buch für alle Zeiten interessant bleiben, weil es ein wichtiger Beitrag zur Culturgeschichte, eine Schilderung des Zeitgeistes zu Anfang dieses Jahrhundertes ist. Kann man sich heute über das Dogma von der unbefleckten Empfängniss, von der Infallibilität des Papstes, die Mirakel von Lourdes und die in Menge überall auftretenden Stygmatisirten wundern, wenn man sieht, dass zu Anfang dieses Jahrhundertes die schärfsten und feinsten Köpfe von einem medicinischen Dogma hingerissen wurden? Was aber in dem Buche zwischen den Zeilen zu lesen ist, möchten wir sogar fast bedeutungsvoller nennen als das, was der Verfasser mit dürren Worten ausspricht.

Neunzehn Jahre waren seitdem verflossen, als Stieglitz sich entschloss, die damals immer mehr sich verbreitende Homöopathie zu bekämpfen. Diese Secte that sich dadurch hervor, dass sie ihre Anhänger einmal hauptsächlich unter dem, dem Mysticismus und Pietismus auf religiösem Gebiete verfallenen Adel und der Geldaristokratie, anderentheils unter den Ultraliberalen auf politischem Gebiete, den Demokraten suchte. Hier bewährte sich das Sprichwort: die Gegensätze berühren sich. Diesem Charakter ist die Homöopathie, obgleich sie seitdem an Einfluss und Bedeutung verloren, bis in die Neuzeit treu geblieben. Die Abstimmung auf dem Reichstage über das Impfgesetz zeigte ebenso die innigste Coalition der Feudalen, der Schwarzen und der Fortschrittspartei. Die Homöopathie zählte ihre Hauptanhänger stets in den grösseren Städten; der gesunde Sinn des wohlhabenden Landmanns sträubte sich gegen die Irrlehre. Frömmelnde Betschwestern, ein heruntergekommener Adel, pietistische Fürsten, communistische Demagogen stellten von Allen das grösste Contingent. Stieglitz hatte lange geschwiegen. Als aber auch in Hannover das Unwesen unmittelbar unter seinen Augen zunahm, veröffentlichte er sein glänzendes Pamphlet über die Homöopathie, von allen gegen sie erschienenen Schriften, ohne Frage, die bedeutendste und wissenschaftlichste, weil gänzlich unwiderlegbar.

Wenn daher im Nordwesten von Deutschland die Homöopathie nie recht hat Terrain gewinnen können, so muss das viel mit auf Rechnung dieser Schrift gesetzt werden. Sowohl dem Inhalt als der Form nach ist das Buch ein Meisterstück. Die ganze übrige Literatur gegen die Homöopathie mag getrost verloren gehen, wenn diese Schrift nur erhalten bleibt. Stieglitz' ganzer edler Charakter, seine tiefe und gründliche Gelehrsamkeit, seine umfassende Philosophie spiegeln sich zu einem harmonischen Ganzen vereinigt in diesem Buche ab. Am schönsten zeigt sich hier seine polemische Methode, die im Wesentlichen darin besteht, dass er, wie Werlhof, zuerst die von seinem Gegner aufgestellten Thesen als wahr annimmt und nun nach den Gesetzen der Logik die nothwendigen Schlussfolgerungen zieht, die natürlich stets Paradoxen ergeben. Dann erst geht er zum directen Angriff über und beweist in zweiter Linie das Irrige und Falsche. Dabei besitzt Stieglitz die ihm allein eigenthümliche Kunst, seinen Gegner lächerlich zu machen, ohne zu zeigen, dass er sich der Waffen der Komik und Ironie bedient; vielmehr hinterlässt seine Darstellung stets einen höchst ernsten Eindruck. Der Leser fühlt immer, dass die von ihm gebrauchten Waffen nur ein Mittel sind, die Wahrheit aber sein Ziel, und dass es sich um eine höchst ernsthafte Sache handle. Bei alledem muss man manchmal seine grosse Sanftmuth bewundern. Seine ganze Polemik beschränkt sich darauf, dass er die vier Hauptthesen der Homöopathie, mit denen das ganze System steht oder fällt, pathologisch, physiologisch und chemisch als Nonsens hinstellt

und sie vollkommen entkräftet. Ihre negativen Sünden, ihr Verwerfen des Aderlasses, der Purgir- und Brechmittel aufzudecken, hat er nicht der Mühe werth gehalten. Und so können wir uns durchaus nicht der Ansicht Holscher's anschliessen, der glaubte, man hätte die Homöopathie ruhig ihrem Schicksale überlassen sollen. Es liegt allerdings in der Alles rectificirenden Macht der Zeit, die Spreu von dem Weizen, das Wahre von dem Falschen zu scheiden. Jeder Irrthum der Wissenschaft vermag aber sich weniger festzusetzen, wenn er sofort bei seinem ersten Auftreten als solcher erkannt und bekämpft wird. Der Zahn der Zeit zermalmt bei seinem geistigen Masticationsacte leichter einen schon in seiner Auflösung begriffenen als einen starren, unangefochtenen Irrthum.

Anzeige verschiedener Schriften, das Brown'sche System betreffend.

„Der Hauptgesichtspunkt der Brown'schen Lehre ist, dass eine Summe von Reizen zum Leben erforderlich sei, da die Fähigkeit zum Leben Erregbarkeit voraussetzt. Jene Reize heissen erregende Potenzen, und unsere Säfte selbst, ja alle Functionen, sogar das Denken und Empfinden werden als solche aufgestellt, so dass jede Erregung, welche die Folge von Einwirken der Reize auf die Erregbarkeit ist, schon ohne den Stoff, den sie gibt oder nimmt oder doch verändert, in demselben Moment zum neuen Reiz wird, der eine Erregung herbeizuführen im Stande ist, und hier auch Wirkungen und Ursachen verschlungen sich zeigen. Eine neue und umfassende und doch höchst einfache Ansicht der ganzen Organisation! Schon das in Umlauf gebrachte Wort Erregbarkeit ist höchst verdienstlich, da die zweideutigen Ausdrücke Empfindlichkeit und Reizbarkeit nun entbehrlich sind. Dass die vorhergegangenen Reize die Wirkungen der nun folgenden bestimmen, oder dass der Zustand der Erregbarkeit, je nachdem sie durch vorher Statt gefundenen Ueberfluss oder Mangel der erregenden Potenzen erschöpft oder angehäuft ist, allen Einfluss von Aussen oder Innen so ganz anders modificirt, ist unstreitbar das fruchtbarste Gesetz der thierischen Oekonomie, welches dieses Jahrhundert aufgefunden, und wodurch Brown allein schon gerechte Ansprüche auf Unsterblichkeit sich erworben hat. Nicht seinem Systeme, sondern der Wissenschaft gehört nun die von ihm eingeführte und auf jene Entdeckung gestützte Eintheilung der Krankheiten in sthenische, die Krankheiten von zu grosser Stärke der Erregung, und in asthenische, welche zweierlei Arten von Schwäche in sich begreifen, deren eine die Folge einer Erschöpfung der Erregbarkeit durch die vielfachen und starken Reize ist, welche auf sie gewirkt haben, die uneigentliche Schwäche, und deren andere eine zu gehäufte Erregbarkeit voraussetzt, weil es an Reizen fehlt, die sie hätte verbrauchen können. Bei den Krankheiten von eigentlicher Schwäche muss man mit den schwächsten Reizen anfangen und zu den stärkeren immer steigen. Wo aber eine uneigentliche Schwäche vorhanden, sind gleich die stärksten Reize angezeigt, welche selbst denen zunächst stehen, deren Uebermass den kranken Zustand herbeiführte. Fänden sich nun in der Natur Krankheiten dieser Art so allgemein, stellten sie sich häufig so unvermischt und rein dar, wäre darauf so ausschliessend Rücksicht zu nehmen, und ihr Wesen vor der Heilung so sicher zu erkennen als nachher, so wäre das Heilverfahren des Arztes zu einer Einfachheit, Festigkeit und Gewissheit erhoben, welche die Wiederherstellung einer in Unordnung verfallenen thierischen Maschine leichter macht als die Reparatur einer Uhr. Diese Zugeständnisse und Lobsprüche können uns aber nicht abhalten, uns laut gegen das Wesentlichste der Brown'schen Lehre und Praxis zu erklären. Von allen Reizen soll nur das allein in Betracht zu ziehen sein, um wie viel sie die Summe von Reizen, welche auf den Körper einwirken, vermehren. Alles, was in unserm Körper und Geist vorgeht, jede innere und äussere Veränderung, was uns an Nahrungsmitteln und Arzneien gereicht wird, soll in seiner Beziehung zur Erregbarkeit und also zum Leben nur als ein kleiner und grosser Reiz unsere Aufmerksamkeit erfordern und auch immer als solcher wirken. Brown verwirft nun die ganze Stütze unserer Nervenpathologie, welche durch ganz verschiedene Arten von Reizen, bei denen der Unterschied auf anderen Eigenschaften des Reizes, nicht auf dem Mehr oder Weniger seiner Stärke allein beruht, Gesundheit bestehen, zerrütten und wiederherstellen lässt. Humoralpathologie kann

aber noch weniger mit Brown's Lehre bestehen, da er alle inneren Veränderungen der Säfte selbst, die er indessen selten oder nie anerkennt und das, was ihm viel gilt, ihre Zu- oder Abnahme in jedem Zustande unbesorgt kann fortdauern lassen, sobald er nur das an der zum Wohlsein nöthigen Summe von Reizen zu entziehen oder hinzuzufügen vermag, was durch diese Veränderungen der Säfte an erregender Kraft hinzugekommen oder verloren gegangen ist. Mit allen bisherigen Ansichten jedes Arztes ist aber Brown im ungeheuersten Widerspruche, da er keine unmittelbar besänftigende, antispasmodische und narkotische Wirkungen annimmt. Die Wirkungsart aller Reize soll dieselbe sein, und sollen alle die mannigfaltigen Arten von Reizen, die anders als durch Grösse oder Kleinheit ihres Reizvermögens sich unterscheiden, ferner nicht mehr gedacht werden können. Es müssten aber vermittelst der Reize bestimmte Wirkungen in der thierischen Maschine erfolgen, die Bildung und Erhaltung der Theile, die Abscheidung von Säften u. s. w. Dass das Alles nun auf die zur Gesundheit erforderliche Weise geschehe, mag immerhin nur eine, nach dem Zustande der Erregbarkeit verschiedene, Reizstärke erfordern, die gerade für die Erregung zureichend ist, welche in den verschiedenen Theilen des Körpers die nöthigen Mischungen, Ab- und Ansetzungen hervorzubringen vermag. Aber beruht denn Alles noch so unbestimmt auf blosser Empfindung, Bewegung, Verstandes- und Gemüthsthätigkeit? Sind nicht die anderen Wirkungen wichtig, welche immer bloss Folgen oder Arten von Empfindung, Bewegung u. s. w. sein mögen, jedoch mit einer Erhöhung derselben, welche die Erregung verändert, nun ausbleiben oder nicht, wie es das Bedürfniss des Ganzen erfordert, vor sich gehen? Rec. hat sich durch das Studium des Brown'schen Systemes von Neuem überzeugt, dass noch so viele auf das Reine gebrachte theoretische Kenntnisse nicht im Stande sind, den Arzt beim Handeln am Krankenbette zu leiten. Aechte praktische Zuverlässigkeit findet er nur in der ausgedehntesten Empirie, die alles Erklären aufgibt und alle Anhänglichkeit selbst an Theorien, die zur Gewissheit erhoben wären, für verderblich hält, sobald sie auf das Heilen sich Einfluss anmassen will. — Was die von Brown beigefügte Skale oder die Berechnung der Verhältnisse der Erregbarkeit, der Erregungskräfte und der Erregung betrifft, so ist sie offenbar nur brauchbar zur Erläuterung der Lehre, hält aber selbst keine Untersuchung aus. Für die Annahme gleicher Quantität von Erregbarkeit und erregenden Potenzen, um ihr völlig angemessenes Verhältniss auszudrücken, lässt sich gar nichts Factisches anführen." — Es werden nun eingehend kritisirt: John Brown's Grundsätze von Weikard, Pfaff, Joseph Frank, Rasori, Beddoes, Christie, Girtanner, das Magazin von Weikard, ein Convolut von kleineren und Gelegenheitsschriften, Morbeck, Marcus, im Ganzen 22 Schriften. — „Nicht zu läugnen ist, dass der Erfolg am Krankenbette in allen diesen angeführten Schriften nur zu günstig für die angewandte Heilmethode spricht, und dass die Zweckmässigkeit und Nützlichkeit derselben in vielen Fällen sich jedem unbefangenen Forscher aufdrängen muss. Dieses Urtheil kann uns aber nicht in das Siegesgeschrei der Brownianer einstimmen lassen, denn es fällt höchstens nur zu Gunsten ihres einzelnen Verfahrens, nicht ihres Systems aus. Die in diesen Schriften niedergelegten Beobachtungen bewähren den nützlichen Gebrauch der China, Valeriana u. s. w. in vielen Fällen, wo man in der gewöhnlichen Praxis nicht so früh, nicht so ausdauernd, nicht so stark, nicht so einzig oder auch gar nicht diese Arzneien gab. Diese neuen Gebrauchsarten der Mittel bedürfen der Sanction der Gesetze. Alle angeführten Schriftsteller haben das Brown Eigenthümliche nicht ins Auge gefasst und in der Ausübung zu erproben gesucht. Ihr beschränkter Gesichtspunkt war, mit Hülfe und unter Leitung der Brown'schen Lehre, Heilmethoden aufzufinden, die den gewöhnlichen entgegen sind und diese zu bekämpfen und zu verdrängen. Alle gehen besonders darauf aus, die ausleerenden Mittel in allgemein sthenischen Uebeln als schädlich und entbehrlich darzustellen. Sie glauben damit zu beweisen, dass ihre Mitärzte auf verderblichen Abwegen sind; aber das Vermeiden des einen Irrthums kann davor nicht sichern, in viele andere zu verfallen. Wer den Brownianismus prüfen will, hat nur darauf zu sehen, ob die Verschiedenheit der zweierlei Arten von Asthenie zu erkennen ist. Wie auch darauf, wie bei directer Schwäche mit den kleinsten Reizen angefangen wird, und ihre Stärke und Menge allmälig Zuwachs erhält, doch nicht so gehäuft, dass aus Ueberreizung uneigentliche Schwäche an die Stelle tritt. Zeigte sich nun, dass die Fälle, worauf diese Vorschriften Anwendung finden, wirklich in der Natur vorkommen, so rein und einfach, dass nichts Anderes dabei in Anschlag zu bringen ist; zeigte es sich, dass sie vom Arzte erkannt und so behandelt werden können, und schnelle Gene-

sung die so geleitete Thätigkeit des Arztes begleitet; wäre es nicht zu verkennen, dass jede andere befolgte Massregel die Krankheit verschlimmere, verlängere oder doch nicht heile, so müsste aller Streit gegen Brown aufhören, unsere Wissenschaft wäre vollendet, und Brown der grösste Wohlthäter der Menschheit. Aber in den vielen Krankengeschichten ist auch nicht eine einzige, in der es darauf angelegt wäre, so zu handeln, dass solche Resultate erzielt werden könnten. Ganz und gar finden wir die Brown'schen Vorschriften vernachlässigt. So ist auf Unterscheidung beider Arten von Schwäche wenig gesehen; Fälle von indirecter Schwäche sind fast gar nicht angeführt und, was das Misslichste ist, die Brown'schen Gesetze von Anwendung der Reize sind durchaus unbeachtet geblieben. Fast immer werden dem Kranken den einen Tag so viele Reizmittel gereicht als den andern. — Wir vermögen überhaupt nicht einzusehen, was Brown's Behandlungsart der Kranken so unerhört Neues und Wunderbares hat. Es verräth meist Unkunde einheimischer und fremder Literatur. Die neueren englischen Schriftsteller greifen auch bei allen nicht ächt inflammatorischen Fiebern zur Rinde, zum Mohnsafte, beachten die sogenannten gastrischen Ursachen und Zeichen nicht und glauben sie durch Mittel wegzuschaffen, welche die Schwäche heben. So dachten die Engländer vor Brown schon. Wie will man darthun, dass Kälte in inflammatorischen Fiebern wohlthätig wirkt, wenn man neben ihr den ganzen antiphlogistischen Apparat in der grössten Ausdehnung anwendete? Aus Marcus' Erzählungen erhellt fast das Gegentheil; auf der Oberfläche der Brust fühlte man nach ihrem Gebrauche eine grössere Hitze. Dies ist den Erklärungen von Frank, Vater und Sohn sehr angemessen, die durch das Entziehen der Kälte auf der Oberfläche ein Zuströmen des Wärmestoffs aus dem Innern annehmen. Hätten die Verf. selbst ihr System am Krankenbette prüfen wollen, so hätten sie sich mit wenigen Ausnahmen nicht auf Fieber beschränken dürfen, während Viele den Glauben haben, bei der Anstrengung aller Organe im fieberhaften Zustande würde das Nervensystem leicht von selbst umgestimmt, oder krankhafte Säfte von selbst verändert und ausgeleert, so dass nicht anzugeben wäre, was dem Gebrauche der Arzneien in einzelnen Fällen zu verdanken sei. Aber alte Gicht, Hypochondrie, mancherlei Arten von Nervenkrankheiten, Skropheln, Lähmungen bei vielen Subjecten schnell, sicher und gründlich, den Brown'schen Sätzen gemäss zu heilen, das wäre ein Unternehmen, dass die Nichtbrownianer beschämen und bekehren müsste. Bei einem solchen Benehmen aber ist es nicht zu verwundern, dass schlechterdings Nichts aufs Reine gebracht ist, und unser praktisches Wissen durch diese Brown'schen Läuterungen weder bereichert noch berichtigt wurde. Ein allein selig machendes System gibt es nicht."

Ueber den thierischen Magnetismus.

„Wenn physische Erscheinungen zu sehr den Anstrich des Ungewöhnlichen und Wunderbaren erhalten, ist häufig dürftige oder gar untreue Beobachtung, schlechte Beurtheilung zu beschuldigen, dass Alles eine so befremdende Gestalt annimmt. Nur der Forscher, den eine feste Kritik leitet, vermag zuweilen unter solcher Entstellung oder Verhüllung der Thatsachen mit mehr oder weniger Zuverlässigkeit das Wahre zu erkennen und geltend zu machen, indem er es in einen einfachen, natürlichen Zusammenhange auffasst. Die Geschichte des thierischen Magnetismus ist ein Beleg dieser Behauptung. Dennoch bietet er in Thatsachen, die treu und vielfach beobachtet sind, wenn sie auch oft etwas zugemischt enthalten, Neues und Merkwürdiges genug dar, was der weiteren Prüfung werth ist und mannichfaltigen Stoff zum Nachdenken gibt. Obschon seine Erklärung bis jetzt nicht möglich ist, reicht es hin, wenn nur über die Wahrheit seines Daseins, über seine Eigenthümlichkeit, über seinen Werth als Heilmittel gegen grosse Krankheiten alle Ungewissheit verscheucht werden kann. Falls es wahr ist, dass Jemand Papiere zu lesen im Stande ist, die ein Anderer versiegelt in seiner Tasche hat oder ein Gespräch hören kann, das an einem weit entlegenen Orte gehalten wird, wohin gar kein Schall zu ihm zu dringen vermag, so ist nicht nur die höchste Unsicherheit in alle Verhältnisse des Lebens gebracht, sondern die festesten Erfahrungssätze erhalten einen Stoss. Fortgesetzte, sanfte Bestreichung der bekleideten mit nicht bekleideten Oberfläche eines Menschen durch einen anderen, mit Berührung und mit Betastung einzelner Stellen, vorzüglich des Kopfes, des Magens, der Schultern, des Rückgrats, die gegenseitige Verbindung der Finger, alle diese Manipulationen, mit dem Willen verbunden, kräftig und wohlthätig einzuwirken, leiten die

Reihe thierisch magnetischer Erscheinungen ein, erregen, unterhalten sie. Krämpfe, Schmerzen, Erstarrungen, Beängstigungen werden erregt oder gehoben, der Puls oft beschleunigt. Es entsteht ein Gefühl von vermehrter Wärme, selbst bis zur Empfindung von glühender Hitze; Gähnen, Seufzen, ein Strecken der Glieder folgt, es kommt zur Ermüdung, zur Eingenommenheit des Kopfs, zum Verschliessen der Augenlider, endlich zum wirklichen Schlafe. Ein Streichen in entgegengesetzter Richtung mindert gewöhnlich die hervorgebrachten Erscheinungen oder hebt sie ganz auf. Die Magnetisirten fallen leicht in Schweiss. Andere Menschen, selbst die nächsten Verwandten dürfen sich in der Höhe des magnetischen Zustandes keine Berührung erlauben, ohne Leiden oder Störungen zu veranlassen, wenn der Magnetiseur nicht durch gleichzeitiges Anfassen derselben und des Magnetisirten eine gemeinschaftliche Verbindung eingeleitet hat, was in Rapport setzen heisst. Auf den bei weitem grössten Theil der Menschen ist aber nicht thierisch-magnetisch einzuwirken, auf Gesunde viel seltner als auf Kranke, auf Frauen immer viel häufiger als auf Männer. Nicht selten ist kein Schlaf zu erzielen. Auch die Gabe zu magnetisiren ist nicht Allen eigen. Einige führen es leicht aus, als Mesmer, Gmelin, Petzold. Andere machten nie Eindruck. Auf manche Personen wirken nur gewisse Menschen. Man hat die fortgesetzte magnetische Behandlung in vielen grossen Krankheiten, die den gewöhnlichen Heilmethoden nicht weichen wollten, entschieden wohlthätig gefunden und zwar bei Krankheiten jedes Alters, jedes Geschlechts, auch bei solchen, die vorher keine Kunde vom thierischen Magnetismus hatten oder mit Unglauben und Widerwillen gegen denselben erfüllt waren. — Vom Magnetismus muss die Clairvoyance unterschieden werden; sie steht mit demselben nur in entfernter Beziehung. Man hat sich an die einfachen Erscheinungen zu halten, diese zu erwägen, nicht an die abenteuerlichen Erzählungen, die uns die nicht bestreitbare Ehrlichkeit selbst wissenschaftlich gebildeter Schriftsteller verbürgen will, denen z. B. wie Gmelin und Wienholt ein ausgezeichnetes Denkvermögen nicht abzusprechen ist. Man hat es dahin gebracht, dass die Wirklichkeit des thierischen Magnetismus zugestehen und unter dem Schutze dunkler, philosophischer Kunstausdrücke und vermeinter philosophischer Sätze, alle möglichen Albernheiten und Verwirrungen der frühesten, rohesten Zeitalter und Völker, sowie des noch an Magie glaubenden Pöbels als höhere Weisheit verehren, eins und dasselbe geworden ist. Wenn auch manche Behauptung vielleicht noch einige Beschränkung zulässt und wiederholte Versuche verlangt, da die mehrsten Schriftsteller in ihren Beobachtungen die Zeiträume des thierisch-magnetischen Zustandes, wenn er für sich allein existirt oder mit entschiedenen Nervenkrankheiten verbunden ist, nicht hinlänglich unterscheiden, so lässt sich doch die Wahrheit und Zulässigkeit der Schilderung im Allgemeinen nicht bezweifeln. Es mag misslich sein, festsetzen zu wollen, was hier wirkt und wie es wirkt, aber die Thatsachen stehen fest. Dagegen halten sich die Schriftsteller über den Magnetismus selten in den Schranken. Der thierische Magnetismus, selbst der Aufklärung noch so sehr bedürftig, löst ihnen alle Räthsel der Welt und Wissenschaft auf, verscheucht für sie alle Dunkelheit. Herr Professor Walther in Landshut erhob neulich den thierischen Magnetismus zum Princip der Materia medica und stand nicht an, den Erfolg aller Arzneimittel von einer thierisch magnetischen Wirkung abhängig zu machen. Er behauptet: Der Arzt ist immer der Erste, und die Arznei das Zweite, sie hat als von jenem ausgehend, ihre Tugend und Heilkraft von ihm; der Arzt wirkt auf den Kranken um so stärker, je mehr er sich bloss mit ihm beschäftigt und seine Aufmerksamkeit nur auf ihn richtet. Das ganze Heilgeschäft ist ein fortdauernder magnetischer Process, so wie eben der magnetische Rapport zwischen den verschiedenen Menschen ein verschiedener ist, so geschieht es, dass einzelne Kranke von einem bestimmten Arzte geheilt werden können, und dass sie dessen heftig begehren, indessen andere Aerzte, welche an Scharfsinn, an Kenntnissen und Erfahrungen jenem weit überlegen sind, ihnen nicht helfen können. Kein unbefangener Forscher kann des Glaubens sein, dass man in dem Magnetismus der eigentlichen Springfeder des wahren Wesens des Lebens sich bemächtigt habe, oder auch nur vermittelst desselben eine der verborgensten Naturkräfte aufgefunden sei. Was hier von Ausssen von einem Andern mitgetheilt wird, kann nicht der Stoff und die Kraft sein, welche das Leben unterhalten. Gegen Elektricität sind nur Einzelne nicht empfindlich, dagegen sind Wenige thierisch-magnetisch zu machen. Der thierische Magnetismus ist ein verhältnissmässig seltenes Ereigniss, für das nur Wenige Empfänglichkeit haben, dem die Mehrheit der Menschen nicht unterworfen werden kann. Der Magnetiseur verändert sich wenig. Gar viele Mag-

netiseurs und solche, welche die auffallendsten Wirkungen hervorbrachten, sagten bestimmt aus, dass sie wenig oder gar nicht dabei herunter kamen. Wie erschöpft nicht der Blutverlust! Wie schadet nicht der Samenverlust! Ist es nun denkbar, dass ein Mensch, welcher Monate, Jahr aus, Jahr ein, oft Mehrere zugleich magnetisirt, ein Bedeutendes aus sich ausströmen lasse, ohne dass er merklich herunter komme?

Die neuen Beobachter stimmen darin überein, dass alle Erregung von Elektricität und Magnetismus dem thierischen Magnetismus hinderlich ist, und dessen Entwicklung und Wirkung stört. Die Gewitterluft hemmt den Einfluss des Magnetisirens, lässt keinen Somnambulismus entstehen, oder schwächt ihn. — Nicht ein, das ganze Weltall durchströmendes, beseelendes, ätherisches Wesen geht aus den Erscheinungen des thierischen Magnetismus hervor. Schon ein Excrement menschlicher Organismen reicht zu einer Erklärung hin, die das volle Entstehen des thierischen Magnetismus umfasst. Sollte die menschliche Ausdünstung, die thierische Wärme, nicht selbst es sein, die diese Erscheinung hervorbringt? Muss, was aus dem Einen ausströmen und in den Andern hinüberströmen soll, gerade ein Stoff von hoher Wichtigkeit, muss dies der das ganze Weltall durchdringende Aether oder der Nervengeist sein, von dessen Vorhandensein wir aus sinnlicher Wahrnehmung nichts wissen? Kann es nicht mit mehr Wahrscheinlichkeit die zum Ausstossen bereitete Ausdünstung oder die frei gewordene thierische Wärme, vielleicht in einer besonderen Modification sein? Warum sollte nicht der specifische Unterschied zwischen den Ausdünstungsstoffen zweier Menschen mächtig genug sein, eine grosse Wirkung zu erregen oder gleich unmittelbar die Beruhigung, Besänftigung, endlich den Schlaf bewirken? Die bisher allgemein geltenden Ansichten von der hohen Abstammung des von dem Magnetiseur mitzutheilenden Stoffs sind falsch. Sie fanden eine Stütze an der vermeintlichen Naturphilosophie des Tags, an den verderblichen Richtungen der neuen deutschen Philosophie. Einen, das Weltall durchströmenden, dasselbe organisirenden und belebenden Aether sind wir nicht berechtigt anzunehmen, da nichts auf sein Wirken und Dasein mit Bestimmtheit hinweist. Eine falsche Naturphilosophie will uns den Mikrokosmus aus dem Makrokosmus kennen lehren, den Menschen aus der Welt. Deutsche Physiologen und deutsche Aerzte, allem wahren Studium speculativer Philosophie fremd, unbekannt mit den grossen Forschungen Kant's über die Grenzen unseres Wissens, bekennen sich zu dieser Schule. Der Lebens- oder Nervengeist des einen Menschen, fliesst er ihm auch unmittelbar aus dem All zu, kann nicht in einen andern übertreten, ohne in diesem einer neuen Bearbeitung, Assimilirung, zu bedürfen. Nimmermehr ist es also mit richtigen physiologischen Begriffen vereinbar, dass der Lebens- und Nervengeist des Magnetiseurs in den Magnetisirten sich zu ergiessen und daselbst, gleich den Functionen des Körpers und des Geistes, Kraft und Schwung zu geben vermöge. Das Bedürfniss des Schlafs wird von dem grösseren Verbrauche des Nervengeistes herbeigeführt. In dem Schlafe findet der Ersatz des Nervengeistes Statt; Gehirn, Rückenmark und Nerven werden wieder mit Nervenflüssigkeit gefüllt, um ihnen das wieder zu geben, was sie durch ihr Wirken im Wachen verlieren. Ist es nun wahrscheinlich, dass ein solcher, durch Magnetismus bewirkter Schlaf das reichliche Zuströmen eines Stoffs ersetze, dessen Verlust vorzüglich den natürlichen Schlaf nöthig macht? Müsste nicht vielmehr, wenn fremde Nervenflüssigkeit die thierisch-magnetischen Erscheinungen veranlasste, derjenige, welcher sie hergibt, also der Magnetiseur, in Schlaf verfallen? Dieser Nervengeist entsteht an jeder Stelle des Nervensystems, welche der dazu dienenden Schlagader nicht ermangelt. Wenn Nerven von dem, was sie umgibt, Eindrücke aufnehmen, so geht von ihnen ein Zug von Nervengeist aus; die Reaction, welche die Nerven in den Hauptgebilden, mit denen sie zusammenhangen, erwecken, fällt auf sie zurück und führt ihnen wieder Nervengeist zu. Oder Nervengeist strömt ihnen zu, indem sie Bewegungen veranlassen sollen, die vom Willen ausgehen. Die Vorstellungsart vom Zu- und Abströmen des Nervengeistes haben weit mehr für sich als die Annahme von Spannungen und Oscillationen der Nerven oder ihrer Flüssigkeit. Das allgemeine Gesetz ist, der Nervengeist entsteht nur und fliesst allein zu, unter und für Thätigkeiten, die er einzuleiten und zu vollbringen hat und stets nur im Verhältniss dieser Thätigkeiten. Der Umlauf des Blutes und das Verhalten des Nervengeistes haben ganz und gar keine Analogie. Die Annahme einer Congestion des Sensibilitätsprincips, d. h. der Nervenflüssigkeit und Nerventhätigkeit ist falsch. Die Menge der disponibeln Nervenflüssigkeit ist für jedes Individuum nie übergross, steht im Verhältniss zum eignen Gebrauch, wird durch

diesen erst in der Quantität, die eine bestimmte Aeusserung veranlassen kann, erworben und erlischt in dieser Thätigkeit selbst. Der Magnetiseur kann daher keine Nervenflüssigkeit mittheilen. Gäbe man sogar ein solches Uebertreten des Nervengeistes zu, so würde dies doch nicht den Erfolg des Magnetisirens erklären. Erzeugt sich nicht das Maximum dieses Nervengeistes nur unter grossen Anstrengungen und Bewegungen der Seele und des Körpers? Und gleichwohl soll es der Magnetiseur mit so viel Ruhe und Gemüthlichkeit aus sich ergiessen können, einzig durch ein reges Wollen. Ein Mensch kann ein vollständig gelähmtes Glied weder fühlen, noch bewegen, weil dessen Verbindung mit dem Sensorium commune gehemmt ist. Der Magnetiseur aber soll den Geist und den Körper eines Anderen, dem er nur nahe rückt, den er nur bestreicht und betastet, in beliebige Bewegungen und Empfindungen setzen können. Die Nervenflüssigkeit vermag im Menschen selbst, in dem sie sich bildet, nur eine einfache Empfindung oder Bewegung hervor zu bringen, im Andern soll sie aber, Gott weiss, was bewirken. Wienholt hat dem thierischen Magnetismus ein wissenschaftliches Gewand zu geben gesucht, indem er ihn an die physiologischen Untersuchungen von Reil und Humboldt anschliessen wollte. Seine sieben Vorlesungen über die Wirkungssphäre lebender Körper sind geist- und geschmackvoll geschrieben, nur gehen sie von ganz falschen Prämissen aus und stützen sich auf Thatsachen, die theils unrichtig, theils streitig sind. Reil äusserte schon im Jahre 1795, jedes Nervenende verbreite um sich eine sensible Atmosphäre. Alexander von Humboldt meint in seinen Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, dass man sich um jeden Nerven, wie um einen magnetischen Stab, eine punktirte Linie denken könne, welche den sensiblen und reizbaren Wirkungskreis desselben bezeichne, und welche er in einer Figur bildlich darstellt. Aber diese Figur ist eine reine Hypothese. Reil widerspricht Humboldt, indem er sagt, dass er unter dem reizbaren Wirkungskreise der Nerven nicht ein elastisches Fluidum verstehe, das gleich einem Heiligenscheine den Umfang der Nerven umschwebe. Einen nervösen, sensiblen Wirkungskreis in demselben Sinne anzunehmen und ihn nervöse, sensible Atmosphäre zu nennen, sind wir desshalb nicht befugt. Nach meiner Ansicht ist der Dunstkreis, der jeden Menschen umgibt, die Quelle des Einflusses des Magnetiseurs. Auch der Physiker Mayer stellt die Hypothese auf, dass vielleicht jeder Körper von einer eigenen Atmosphäre umgeben sei. Atmosphären von Wärmestoff haben alle Körper ohnehin. Dass die Metalle von feinen Substanzen umgeben sind, zeigt ihr specifischer Geruch. Viele grosse Naturwirkungen mögen von diesen feinen Materien, welche um alle Körper angehäuft, für welche unsere Sinneswerkzeuge aber zu schwach sind, abhängen. Die Thiere haben darin sehr Vieles vor dem Menschen voraus. Lichtenberg sagt daher sehr sinnreich, dass sich eine Hundsnase für Oxygen und Hydrogen wie für Trüffeln müsste abrichten lassen. Alexander von Humboldt zeigte, wie Unterbindung der Nerven unterhalb derselben alle Empfindung und Bewegung hemmt. Denken wir uns das Nervenfluidum als gewissen Leitern folgend, so bleibt der Effect des Unterbindens ebenso räthselhaft, da das Band die Leitung keineswegs unterbricht. Vielleicht kann man es von der veränderten Form des Nervens ableiten dadurch, dass die Häute und das Mark näher aneinander gerückt werden. Die abenteuerlichsten Vorstellungen und Ansichten verbreitet Herr Stabsarzt Kluge in seinem Werke. Er erzählt die wunderbarsten Geschichten von der sensiblen Nervenatmosphäre. So entbrannte Heinrich III. von der heftigsten Liebe zu der Princessin von Cleve, weil er sein Gesicht mit einem Taschentuche getrocknet hatte, welches die vom Tanze erhitzte Princessin kurz zuvor von ihrem schwitzenden Körper genommen hatte. Dahin gehören auch seine Erzählungen von den magnetisirten Bäumen. Der magnetische Baum wächst durch den ihm einmal gegebenen Impuls viel schneller. Nervenschwache Personen fallen in seiner Nähe in Somnambulismus. Ob Thiere zu magnetisiren sind, wissen wir nicht. Ein paar Hunde wurden durch Streichen in Schlaf versetzt. Manche Menschen fallen durch Haarauskämmen in Schlaf.

Eigenthümlich ist der Schlaf des Magnetisirten. Selten ist er ein wahrer, einfacher Schlaf. Der Augapfel ist convulsivisch in die Höhe gezogen, die Pupille ist so erweitert, dass das Sehen nicht möglich ist. Das Gehör ist für Alles taub, was nicht vom Magnetiseur ausgeht. Die Beziehung der Magnetisirten zum Magnetiseur, ihre Abhängigkeit von demselben, der Einfluss seines Einwirkens auf sie, ihre Neigung für ihn, steigt immer höher. Andere Personen dürfen sich ihnen nicht nähern. Setzt aber der Magnetiseur diese Personen durch Anfassen mit sich

in Verbindung, so verlieren sie jede nachtheilige Einwirkung. Dies sperrt sich gegen alle Erklärung. Der Schlaf der Magnetisirten ist kein gewöhnlicher, er vermindert nicht die Dauer des nächtlichen Schlafs. Ihre Geistesthätigkeit ist eine andere. Sie zeigen eine Verklärung, sprechen mit Geläufigkeit Sprachen, von denen sie wenig Kunde haben. Die weit entfernte Vergangenheit, die entlegenste Zukunft, selbst die Gegenwart enthüllen sie oft mit Leichtigkeit. Sie sind Wetterpropheten, entscheiden die dunkelsten, verwickeltsten, metaphysischen Probleme, geben über die Seligkeiten des Himmels und die ewigen Martern der Hölle, über Leben und Tod, Aufschluss. Wen kann es wundern, dass sie ihren eignen Körper durchschauen? Kann man dies Alles unbedingt verwerfen? Noch misslicher ist es, alle diese aus vermeintlichen Thatsachen hervorgehenden Resultate gläubig in sich aufzunehmen, weil man die Richtung hat, mehr in anscheinenden Abweichungen von dem festen Gange der Natur und von den Gesetzen, welchen die Geister- und Körperwelt unterworfen ist, sich zu gefallen als den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu erforschen. Man hat die jetzige deutsche Medicin nach und nach in ein sanftes Chaos von Sophistik, Mystik und falscher Metaphysik gestürzt und überhaupt auf sie von allen Seiten so unerweisbare, irrige Sätze übertragen, dass sehr viele Aerzte solchen hohlen Theorien unbedenklich Beifall geben oder die Anmassung und Verkehrtheit derselben doch nicht fühlen und Unwillen dagegen äussern. Alle Erscheinungen des mit dem thierischen Magnetismus in Verbindung stehenden Schlafredens und Hellsehens entwickeln sich auch in Nervenkrankheiten von selbst. Somnambulismus und Clairvoyance sind eigenthümliche, selbstständige Krankheitszustände, zu welchen die thierisch-magnetischen Manipulationen nur Veranlassung gaben, insofern sie die Anlage zu solchen Nervenübeln zum Ausbruch bringen. Das Magnetisiren ist daher bloss eine entfernte, eine Gelegenheitsursache des Schlafredens, nicht dessen vollständige oder nächste Ursache. Nur sehr Wenige, die thierisch-magnetisch afficirt werden können, sind in Somnambulen umzuschaffen. Der thierische Magnetismus vermag gewisse krankhafte Nervenstimmungen zu erhöhen oder ihnen eine solche Richtung zu geben.

Die Somnambulen zeichnen sich fast immer, vorzüglich wenn der Magnetiseur durch Fragen ihre Aufmerksamkeit dahin richtet, durch ein sicheres Voraussagen des Ganges ihrer Krankheit aus. Sie geben an, welche Diät, Behandlungsart und Arzneimittel ihnen zuträglich oder nachtheilig sind. Diese Aussagungen sind untrüglich. Ausser den Ekstasen wissen sie von alledem nichts. Dieses Resultat ist gar nicht zu bezweifeln. Die Somnambulen sind in der Regel nervenkranke Frauenzimmer; sie sagen gern, was man gern hören will, sie wollen gern ein Gegenstand des Verwunderns und Erstaunens bleiben. Eitelkeit ist ein Hauptzug ihres Charakters. Auch den Magnetiseurs schmeichelt es, die Macht zu haben, so Etwas hervorzubringen. Unter den vielen Geschichten von Schlafreden, welche sich weiter erstrecken als auf das Vorhersagen des Ganges der eignen Krankheit, findet sich nicht eine, in der man auch nur zum Theil die Prüfungsmittel anwandte, deren man sich hätte unterziehen sollen. Die Geschichte der Arzneiwissenschaft, sowie anderer Wissenschaften lehrt, dass, wenn man etwas Neues aufgefunden zu haben meint, oder auch nur zu dessen Anhänger sich aufwirft, man oft blind und taub gegen die stärksten Einwürfe wird. So Viele, die irgend eine Heilart, irgend ein Arzneimittel geltend machen wollen, sehen alle Erfolge günstig und rühmen uns diese bewirkten Reihen von Genesungen, während es Andern, die ihre Versuche wiederholen, bald klar wird, dass auf diese Weise solche Krankheiten nicht zu heben sind. Vorgefasste Meinungen, Leidenschaftlichkeit, Egoismus hindern die gelehrtesten, scharfsinnigsten Männer so häufig an Erforschung der Wahrheit und stürzen sie immer tiefer in Irrthum und Selbsttäuschung. Wer Ruhe des Gemüths, die nicht mit Kälte und Gleichgültigkeit eins ist, nicht schätzt, wer im Beobachten und Schliessen nicht besonnen, vorsichtig und fest bleibt, wer nicht strenge Kritik gegen sich selbst übt, den reisst nur zu oft der im Menschen so starke Hang hin, aus der Wirklichkeit, ja, nicht selten aus seiner Phantasie nur das herauszuholen, was seinen Neigungen und Wünschen zusagt und das in Schatten zu stellen und zu ignoriren, was diesem entgegengesetzt ist. Die französischen Aerzte weigerten sich daher, den Auftritten der Somnambulen beizuwohnen. Pinel, der dies gethan, lief dadurch Gefahr, für alle die Schwärmerei verantwortlich gemacht zu werden. Das blosse Anblicken einer Somnambulen kann aber wenig Licht geben. Der Arzt muss ihnen ganz leben, weder Tag noch Nacht darf er sie verlassen oder muss sie doch zu jeder Stunde, in der er nicht gegenwärtig sein kann, in der zuverlässigsten, treuesten, ununterbrochensten Beobachtung Anderer wissen. Ge-

gen die feinste Schlauheit muss er gewaffnet sein und wissen, dass sie am öftersten täuscht, wenn sie hinter die Maske von Einfalt, Unwissenheit und Naivität sich steckt. Nicht eine, sondern 20 Somnambulen unter den Augen von Männern, welche die Gabe und Uebung der Beobachtung, der tiefsten, umfassendsten Beurtheilung, der ruhigsten, kältesten Unbefangenheit haben und den Geist und die Kunst besitzen, den Somnambulen oft unbewusst, so auf sie einzuwirken, dass sie nicht in Gefahr kommen, betrogen zu werden, würden vollen sicheren Aufschluss geben. Mit Beispielen kann belegt werden, wie selbst oft geistvolle und wahrheitsliebende Magnetiseurs die nahe liegenden, ganz klaren Verhältnisse übersahen, Umstände annahmen, die sich entschieden so nicht verhielten. Die Magnetiseure flössen, ohne es zu wollen und zu wissen, den Schlafenden ihre Meinungen, Neigungen und Wünsche ein. Die Somnambulen waren, so lange die Kämpf'schen Infarcte Glauben bei den Aerzten fanden, ihrer Aussage nach, an Verstopfungen der Eingeweide und an Unordnungen des Blutumlaufs im Unterleibe krank. In einigen Krankheiten erhalten einige Sinne eine ganz eigenthümliche Schärfe und Feinheit. Vieles ist den Somnambulen anderweitig sehr wohl bekannt, ohne dass man vermuthet, dass und wie sie es wissen. Der Mensch hat die Fähigkeit, grosse Gedankenreihen, die Vieles umfassen, schnell zu durchlaufen und zu ergreifen, was für den Zweck des Augenblicks dient. Der Tact, gleich das Richtige zu treffen, ist vorzüglich bei Frauenzimmern gross. Das Schlafreden scheint beide Fähigkeiten sehr zu erhöhen. Das Gedächtniss gewinnt eine vorzügliche Stärke. Die Magnetiseurs und ihre Gehülfen sprechen in Gegenwart der Schlafredenden mehr über sie und das, worüber man sie befragen will als sich gebührt, und selbst ihre Fragen enthalten oft schon die Antworten. Die Somnambulen erfahren häufig durch Andere, was man mit ihnen vornehmen wird. Beobachtungen über Somnambulen, welche die Gewissheit gaben, dass man alle nöthige Vorsicht im ganzen Umfange anwandte, hat man nicht. Mit der grössten Vorsicht sind die erzählten Geschichten aufzunehmen. Einige Magnetiseure nehmen Pfeffer, Zucker in den Mund, und ihre Schlafredenden erhalten augenblicklich einen Geschmack, eine angenehme oder unangenehme Empfindung auf der Zunge. Stiche, die Magnetiseurs erhalten, sollen ihre Somnambulen schmerzen. Wienholt in Bremen wurde in Brechen und Durchfall versetzt, weil eine seiner Somnambulen ein Brech- und Abführmittel nahm. Wie viele oft unübersteigliche Schwierigkeiten es hat, aus angestellten oder mit angestellten und angesehenen Versuchen und Beobachtungen feste Resultate zu ziehen, erwägen besonders Aerzte viel zu wenig, zum höchsten Nachtheil ihrer ganzen Denkart und Kunst. In keiner deutschen Stadt wurde eine so grosse Reihe von Jahren eine so beträchtliche Anzahl von Personen magnetisirt und so viele zum Schlafreden gebracht als in Bremen, und zwar von ganz vorzüglichen Aerzten oder unter ihrer Aufsicht. Olbers' Name und Ansehen waren dort und in Deutschland nöthig, in einer Zeit, in der die Charlatanerie und das Unwesen Mesmer's und so vieler Franzosen den thierischen Magnetismus so verdächtig und gehässig gemacht hatten, dieser Angelegenheit einiges Zutrauen zu verschaffen, welcher man mit guten und schlechten Gründen lange und oft unbillig genug, in allen damals viel gelesenen Zeitschriften und in unzähligen Pamphlets entgegen arbeitete. Olbers rieth Kranken, denen er durch seine Kunst nicht helfen zu können überzeugt war, sich dieser Behandlung zu unterwerfen, bezeugte den glücklichen Erfolg und viele der bestrittenen Erscheinungen. Seiner damals gedruckten Erklärungen werden sich noch Viele erinnern. Aus Wienholt's Krankengeschichten ergibt sich schon, wie oft Olbers Somnambulen zu sehen hatte. Man kennt das ruhige, tiefe Forschen dieses allgemein verehrten Arztes, Mathematikers und Astronomen. Er versicherte mich noch vor einigen Monaten und erlaubte mir Gebrauch von seiner Aussage zu machen, dass er aus eigner Beobachtung nie zur Ueberzeugung habe gelangen können, Somnambulen wüssten magnetisches Wasser von unmagnetisirtem zu unterscheiden, sowie auch die allgemein angenommenen Sätze über den Rapport zwischen Magnetiseur, Magnetisirten und anderen Menschen sich in den Thatsachen nicht bestätigt hätten, die in seine Beobachtung fielen, er fühle sich nicht ermächtigt, setzte er hinzu, diese Behauptungen zu läugnen, aber aus dem, was er sähe, habe sich ihre Wahrheit nicht ergeben. Eine solche Einsicht, die nicht verkennt, welche Reihe übereinstimmender Versuche erforderlich ist, um eine bestimmte Folgerung ziehen zu dürfen, die zufälligen Umstände nicht übersieht, welche dem günstig ausfallenden Versuche seine Beweiskraft nehmen und unterscheiden kann und will, wenn ein negativer Erfolg mehrere positive zweifelhaft macht, wird unter uns Deutschen im-

mer seltner. Die Deutschen denken jetzt zu viel und zu wenig: zu viel, Hypothesen gemäss, zu wenig, über die Befugniss, sie anzunehmen, über die Quellen, aus denen sie herzuleiten sind, über die Menge und Beschaffenheit der Thatsachen, die für sie sprechen müssen, über den Gebrauch, der von ihnen zu machen ist, und wie man überhaupt zur Ueberzeugung gelangen kann, dass denselben die Wirklichkeit entspricht.

Folgende Ansicht über den Somnambulismus kann orientiren, auf die richtige Bahn bringen. Alle geistigen Kräfte entwickeln sich langsam. Die Schnelligkeit aber ist bei Jedem verschieden. Alle unwillkührlichen Verrichtungen des menschlichen Körpers treten jedoch alsbald in ihrer ganzen Stärke und Leichtigkeit hervor. Von diesen Erfahrungssätzen muss man ausgehen, wenn man die Somnambulen beurtheilen will. Alle Bemühungen, nachzuweisen, dass ihnen ein neues Sinnesorgan, eine bis jetzt unwirksame, unausgebildete Kraft zu Theil wird, erscheint dann schon im Voraus vergeblich und in Widerspruch mit den erwähnten Erfahrungssätzen. Als Seelenorgan würde es der allmäligen Entwicklung, als neues Sinnesorgan auch vieler Zeit und Mühe bedürfen, ehe man sich seiner bedienen könnte. Man erinnere sich der merkwürdigen Erfahrungen von Cheselden, wie blind Geborene, denen man in erwachsenen Jahren das Sehvermögen verschaffte, im Anfang durch die nun auf sie wirkenden Gesichtseindrücke in Verwirrung gesetzt wurden und sie erst spät und mühsam deuten lernten. Also ein neues Seelenvermögen kann man nicht annehmen. Das viele Falsche, Unwahre und Irrige, was so viele Somnambulen aussagen, sobald sie sich nicht auf die Zukunft ihrer eignen Krankheit beschränken, zeigt, dass sie keine Inspirirten oder Propheten sind. Vor der französischen Revolution erschienen aber in Strassburg Bände von Geschichten von Somnambulen, die nach der Erzählung, die man von ihnen aufstellte und beglaubigen liess, die höchsten Grade des Hellsehens erreichten und Einheimische und Fremde vollkommen überzeugten. Der Strassburger Arzt Würz, der sich einen unmittelbaren Schüler Mesmer's nennt, liess 1787 eine Schrift drucken, in der er bemerkt, dass er eine Menge von Exempeln anführen könnte, wo Somnambulen sich in ihren Vorhersagungen getäuscht haben, wo sie sich in ihren Rathschlägen widersprachen und selbst schädliche Dinge verordneten. Ein anderer angesehener Arzt in Strassburg, Ostertag, belegte diese Schrift mit grossem Lobe, bestätigte also diese Aussage. Eine ganz andere Bewandniss hatte es mit der Vorhersagung der zukünftigen Symptome ihrer Krankheit, derselben Verlauf, Ausgang und Heilungsart. Hier kann man den Instinct als thätig annehmen. Nicht der einfache Instinct, sondern eine höhere Art desselben, der Kunsttrieb der Thiere dienen hier zur Erläuterung. Die Heilkräfte der Natur in den Krankheiten der Menschen scheinen von derselben Art und Abstammung zu sein als diese Kunsttriebe der Thiere. Mit der höchsten Weisheit und Zweckmässigkeit werden die Bewegungen der Krankheit zur Genesung so oft benutzt. Nicht jede Krankheit, nicht einmal jedes Fieber, ist, wie man oft annahm, eine Folge des Strebens der Natur, dem Organismus seine Integrität wieder zu verschaffen, nicht alle Symptome einer Krankheit entstehen aus dem glücklichen oder unglücklichen Kampfe der Vires naturae medicatricis gegen die ungünstigen Einflüsse von Aussen und ihre inneren Wirkungen.

Mit dieser Heilkraft der Natur scheint mir nun die Gabe der Somnambulen zusammenzuhängen, von ihrer Krankheit so Vieles im Voraus zu sagen und zu bestimmen, was ihre Wiederherstellung befördern oder hindern kann. Dies scheint auch, wie aus der Vorrede zu Strombeck's Buch hervorgeht, die Ansicht des Geheimenrath Marcard zu sein.

Ob der thierisch-magnetische Rapport eine instinctartige Verbindung ist, in welcher wir Thiere erblicken, die zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen leben? Viel Prüfung thut noth. Es wirkt in den höheren Graden des thierisch-magnetischen Zustandes störend, wenn vor dem förmlichen Schlusse der Sitzung sich der Magnetiseur von dem Magnetisirten entfernt, wenn er eine Sitzung nicht kunstmässig schliesst oder sie durch Unterhaltung mit Anderen unterbricht, oder wenn Andere ohne gehörige Einleitung des Magnetiseurs in den magnetischen Kreis treten. Manche Erscheinungen, aus denen man so viel für den Rapport folgert, sind nur Störungen oder Unterbrechungen des, dem Schlafe sich nähernden, thierisch-magnetischen Zustandes. Das Vermögen des Magnetiseurs, Andere, die er berührt, in Rapport zu setzen, wird dadurch erklärt, dass er dem Dritten Stoffe seiner eigenthümlichen Hautausdünstung mittheilt. Jeder Mensch hat eine specifische Atmosphäre um sich von seiner unmerklichen Hautausdünstung. Dies empfinden

die Magnetisirten mit ihrem feinen Gefühl. Die Somnambulen hören oft nur, was der Magnetiseur ihnen sagt. Alles andere Geräusch und Getöse macht keinen Eindruck auf sie. Wer von ihrem Magnetiseur aber in Rapport gesetzt ist, der vermag zu ihnen zu sprechen, und seine, wie des Magnetiseurs Worte, verstehen sie selbst in den leisesten Tönen, am äussersten Ende des Zimmers gesprochen. Auch diese Thatsachen bedürfen vielleicht noch der Bestätigung. Aber die Beobachtungen sind zu zahlreich. Ihre Wahrheit vorausgesetzt, scheint mir ihre Erklärung nicht so schwierig. Es ist dem Seelenzustande im Schlafe eigen, dass die Aufmerksamkeit nur auf gewisse Gegenstände gerichtet bleibt, die geringste Veränderung an diesen bemerkt wird. Jede Bewegung, jeden Ton des Kindes hört die schlafende Mutter, während sie von anderem Lärm und Geräusch nicht geweckt wird. Ebenso ist es vielleicht bei den Somnambulen. Den Somnambulismus zeichnet besonders der Zug aus, dass, so wie er beendigt, gewöhnlich die Erinnerung an sein Dasein, an alle Vorfälle, an alles Sprechen, während desselben, in der Seele des Schlafredenden getilgt wird und nur in einer ähnlichen Ekstase wieder hervortritt. Aehnlich der Fall von Darwin: eine Frau erinnert sich ihrer Träume nur, wenn sie nicht im Schlafe gesprochen hat. Ebenso merkwürdig ist der Fall von Marcus Herz, der sich während eines Nervenfiebers aller Vorstellungen seiner Delirien zu erinnern wusste, obgleich die von Delirien freien Zeiten seiner Krankheit in seinem Gedächtniss getilgt waren. Wenn das gewöhnliche Träumen in Sprechen ausbricht, Umherwandeln veranlasst, findet meistens keine Erinnerung Statt. Auch gewöhnliche Träume nähern sich dem Somnambulismus. Osann verschrieb im Schlafe ein Recept, nach ermattenden Tagen der Praxis, ohne dass er am andern Tage wusste, dies gethan zu haben.

Welchen Einfluss hat der Gemüthszustand des Magnetiseurs auf die Wirkungen, die er hervorbringt? Man behauptet, er wirke gar nicht, wenn sein Geist zerstreut ist. Seitdem der Franzose Puységur die von Mesmer bezeichnete Bahn zu verlassen den Muth hatte, leiten alle französischen Magnetiseurs es von dem festen Willen ab, in einem Andern wohlthätige Bewegungen hervorzubringen. Puységur legt den kunstgemässen Manipulationen wenig Werth bei. Die Lyoner Schule verwirft sogar jedes Uebertreten eines magnetischen Fluidums und lässt Alles allein von geistigem Einflusse abhängen. Auch Herr von Villers ist dieser Ansicht ergeben. Die Anhänger dieser Schule nennen sich die Spiritualisten. Magnetisiren heisst, nach Villers: Hinüberwandern der Seele des Magnetiseurs in den Körper des zu Magnetisirenden. Viele Magnetiseure richten die Somnambulen zu Marionetten, zu einem Puppenspiele ab. Die Täuschungen sind gross. Es sollen Magnetisirte so fest auf dem Stuhle sitzen, dass sie durch die stärkste Gewalt nicht von demselben sich erheben können, während einiges Streichen des Magnetiseurs das bewirkt. Alle diese Schilderungen und Gemälde vergrössern nicht die Thaten des Magnetismus. Was man als den höchsten Gipfel, als die glänzendste Verherrlichung des thierischen Magnetismus darstellt, würde, wenn es wahr wäre, die Menschheit und den thierischen Magnetismus erniedrigen und entweihen. In historischen Forschungen gibt es einen Punkt, bei welchem alle Ausmittelung der Wahrheit aufgegeben werden muss, entweder wegen Mangels oder Unzulässigkeit der Nachrichten, oder wegen der Befangenheit und Leidenschaftlichkeit der Augenzeugen und Zeitgenossen, oder wegen der Dunkelheit und Unergründlichkeit des Gegenstandes, von dem die Rede ist, zumal wenn dieser mit der übersinnlichen Welt, mit der Volksreligion oder mit herrschenden Schwärmereien der Priester oder Philosophen zusammenhängt. So viel ist gewiss, wer mit Kritik und eignem Urtheil die Schriften der Magnetiseurs liest, kömmt früher oder später dahin, ein Verwerfungsurtheil über viele Geschichten aussprechen zu müssen.

Gewiss ist zum Magnetisiren die ganze geistige Hingebung des Magnetiseurs nöthig. Das Ueberströmen von Nervengeist würde dennoch keine Erklärung gewähren, wie auch damit die Empfindungen übertragen werden, z. B. dass der Magnetisirte den Pfeffer schmeckt, den der Magnetiseur im Munde hat. Puységur erwarb sich dadurch grosse Verdienste, dass er das Magnetisiren vereinfachte und auf die Seelenacte zurückführte: croyez et veuillez. Mesmer wurde seiner Entdeckung nie wissenschaftlich Herr, kam über sie nie selbst zur Klarheit. Puységur ist ihr eigentlicher Retter. Mesmer mischt alles Fremdartige hinzu, Elektricität, Musik u. s. w. Ihm ist der Magnetismus als Heilmittel der Stein der Wei-

sen, ein Universalmittel gegen alle Krankheiten, das Aerzte und die Arzneikunst für die Zukunft entbehrlich macht. Schon dies bezeichnet ihn als einen Charlatan, als seichten Kopf.

Die Sittlichkeit der somnambulen Frauenzimmer ist nicht immer zu bezweifeln; ihre anatomischen Kenntnisse müssen mit Vorsicht aufgenommen werden, oft haben sie anatomische Kupfertafeln gesehen.

Das erste und vorzüglichste Geschäft dessen, welcher irgend ein empirisches Wissen zu sichern und zu erläutern übernimmt, ist zwar Aufhellung und Berichtigung der Thatsachen durch eigne Erfahrung oder durch Prüfung der Beobachtungen und Erzählungen Anderer. Selten wird man aber grosse Schritte in Bemühungen der Art thun können, ohne auf falsche Ansichten zu stossen, die Widerlegung verlangen, weil sie mit dem, was die Beobachtung wirklich aussagt, so eng verwebt sind und desshalb so entstellen, dass das factisch Wahre nur zu retten ist, indem man es aus einer solchen nachtheiligen Verbindung herausreisst. Man ist dann verpflichtet, das Unbefugte, Anmassende, Irrige des theoretischen Gewebes zu entwickeln, welches bedeutungsvolle Erfahrungssätze so umschlingt und durchdringt, dass man in Zweifel bleibt, ob es für Viele nicht heilsamer wäre, gewisse Entdeckungen und Erweiterungen unseres Wissens ganz zu ignoriren, als ein solches verderbliches Amalgama von Wahrheit und Irrthum in sich aufzunehmen und auf die medicinische Praxis zu übertragen. Ueberdies besteht eine falsche Lehre nie für sich, sondern erstreckt ihren schädlichen Einfluss auf die ganze Wissenschaft und Denkart. Drei Vorstellungsarten sucht man in der Lehre vom thierischen Magnetismus und Somnambulismus geltend zu machen: 1) Die Theorie von Sympathie und Antipathie. Physikalisch gibt es keine Sympathie. Es existirt eine Sympathie zwischen einzelnen Organen, z. B. zwischen Geschlechts- und Stimmorganen. Sympathische Krankheitssymptome drücken nur den Gesichtspunkt für den Arzt aus, dass ihr Grund in dem Leiden eines anderen Theiles desselben Organismus aufzusuchen ist. Unter sympathischen Mitteln versteht man magische, als das Besprechen der Krankheiten, das Tragen der Amulette und anderen Aberglauben. Naturphilosophie sowohl, als magnetische Aerzte unserer Zeit bieten alle Macht und Ueberredungskünste der Mystik und Sophistik auf, diesen traurigen Verirrungen des menschlichen Geistes von Neuem Eingang zu verschaffen. Der jüngere Schelling äussert sich folgendermassen darüber: „In der That sind auch die sympathetischen Curarten, deren man sich noch jetzt unter dem Volke bedient, nicht alle so sinnlos, als man gewöhnlich dafür hält. Manche haben viel Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Verfahrungsarten beim thierischen Magnetismus, und wenn man von dem Bombast, der dieselben gewöhnlich umgibt, abstrahirt, so bekommt man häufig die Neigung, sie für Ueberbleibsel einer alten Kunst, der wirklich eine tiefe Einsicht in die Natur zu Grunde gelegen haben musste, zu halten". Dass von Sympathie beim Magnetisiren aber nicht die Rede sein kann, geht aus der Definition von Sympathie hervor. Denn das Wort Sympathie drückt in seiner wahren Bedeutung nicht das Wirken zweier Stoffe oder Kräfte auf einander aus, welches auf Causalverbindung zurückzubringen ist, sondern vielmehr ein gegenseitiges oder einseitiges Afficirtwerden ohne alle vermittelnde Causalverbindung. 2) Man suchte den thierischen Magnetismus mit dem ächten zusammen zu werfen. Pole sind aber nicht nachzuweisen. Desshalb fällt er nicht mit dem Galvanismus zusammen. Hufeland nennt alles specifische Einwirken auf die Nerven polarisiren. 3) Ebenso falsch ist es, die Ganglien des Unterleibes zu Sinnesorganen und zur Würde des Gehirns zu erheben. Reil und Bichat sind beide auf Irrwegen. Selbst der Somnambulismus hat die physiologischen Erfahrungssätze nicht umgestossen. Sehen und Lesen mit dem Sonnengeflecht, Sehen mit den Fingerspitzen, sogenanntes polypenartiges Sehen ist unmöglich, und ergibt sich dieses aus reinen zuverlässigen Thatsachen. Wie weit die berühmtesten deutschen Schriftsteller über thierischen Magnetismus die von mir widerlegten Behauptungen ausdehnen und auf welche noch besondere, oft anstössige Art sie dieselben benutzen, um alle ihre Grade und Arten von Schlaf und Hellsehen zu erläutern, wird jeder Leser von Wienholt's, Reil's, Wolfart's, Kluge's u.s.w. Schriften sich erinnern.

Zu einer Darstellung des thierischen Magnetismus als Heilmittel fehlt es an hinreichenden Thatsachen. Man darf den thierischen Magnetismus nicht mit den Arzneimitteln in eine Kategorie bringen. Er ist vielmehr als ein Krankheitszustand aufzufassen, dem man durch Kunst und zu wohlthätigen Zwecken Dasein zu verschaffen sucht. Man kann Kranken nur dann rathen, sich magnetisiren zu lassen, wenn ihr Uebel gross, mit harten Leiden verbunden, Ge-

fahr fürchten lässt und vom gewöhnlichen Kunstverfahren nicht zu besiegen ist. Man muss desshalb vorsichtig sein, weil ein Magnetisirter somnambul werden kann. Der Somnambulismus hat aber üble Folgen für Geist und Charakter. Der Missbrauch des Magnetismus erzeugt die schlimmsten Krankheiten; so führt Broussais in seinem Werke „über die Schwindsuchten" das Magnetisiren als eine sehr häufige Ursache an. Portal erzählt von einer Verkleinerung der Höhle des Magens und einer Zusammenschrumpfung seiner Substanz durch den Magnetismus. Matthäi in Verden magnetisirte eine Dame, die sich bisher als ungläubig geberdet und behauptet hatte, sie habe keine Empfänglichkeit dafür. Sie wurde sofort von Convulsionen befallen, an denen sie mehrere Jahre litt. Stieglitz selbst beobachtete einen Fall, in welchem die Menstruation beim Magnetisiren cessirte. Er räth daher, stets zu dieser Zeit aufzuhören. Veraltete Nervenübel werden durch das Magnetisiren nicht gehoben. Seine Anwendung gegen Geschwülste des Unterleibes ist oft nachtheilig. Selbst Wienholt hat wenig Nutzen davon in Nervenkrankheiten gesehen. In Frankreich wurde eine königliche Commission niedergesetzt, aus Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Facultät zu Paris bestehend; in dieser sassen Franklin und Lavoisier. Bailly war Berichterstatter. Es wurde ein Vernichtungsurtheil gefällt. Die Pariser Facultät stiess mehrere Mitglieder aus, die sich nicht verpflichten wollten, nicht zu magnetisiren. Ihr Urtheil erhielt die Zustimmung des ganzen erleuchteten Europas. Statt aber herauszuheben und zu entwickeln, wie der thierische Magnetismus in seinen ersten Anfängen, in seinen gewöhnlichen Einwirkungen und in seiner einfachen Form sich darstellt, bestürmt man fortwährend die literarische Welt mit langweiligen und zweideutigen Geschichten von Somnambulen. Der Umstand, dass in Deutschland Alles mehr eine metaphysiche Grundlage hat und einen systematischen Zuschnitt erhält, veranlasst, dass die deutschen Theorien über den thierischen Magnetismus noch zurückstossendere und den gesunden Verstand beleidigendere sind als die französischen, welche fast alle in derselben Richtung und Bahn sich halten, weniger in die Tiefen gehen und nicht nach schulgerechter Gründlichkeit streben. Jedoch liessen sich in Deutschland ausgezeichnete, vortreffliche Aerzte aufs Magnetisiren ein. Die deutsche Ehrlichkeit und Biederkeit zeigt sich selbst hier vorherrschend und Vertrauen einflössend. In grosse und verderbliche Irrthümer lässt sich unsere Nation hineinziehen und mit mehr Nachtheil für ihr Denken und Handeln, weil sie mit Ernst und Treue sich hingibt und nicht auf halbem Wege stehen bleibt. Aber künstlich die Wahrheit zu verstecken, schlau und fein es auf Betrug und Täuschung anzulegen, widerstrebt dem Nationalcharakter. Die Erzählungen der deutschen Magnetiseurs haben daher grösstentheils ein ganz anderes Gepräge und einen höhern Werth als die französischen. Selbst die Thatsachen, aus denen gefolgert werden soll, was sich aus ihnen nicht ergibt, sind so vollständig mitgetheilt und so wenig absichtlich entstellt, dass sich ein Urtheil fällen lässt, was zu beobachten unterlassen, was falsch gedeutet wurde, oder was sonst dem Fall die Beweiskraft nimmt. Selbst unsere Somnambulen treiben nicht alle die Künste, auf die Französinnen sich einzulassen, die Gewandtheit haben".

Ueber die Homöopathie.

„Vier Sätze umfassen das Wesentliche oder die Grundlage der Hahnemannschen Lehre von der Homöopathie:

I. Der erste Satz lautet: Der Arzt hat sich darauf zu beschränken, vollständig und genau aufzufassen, was bei jedem einzelnen Kranken in die Sinne fällt, was von ihm selbst an diesem wahrzunehmen ist, oder der Kranke durch seine Gefühle und sonstigen Angaben über das, was in und an ihm vorgeht, mitzutheilen vermag, unter allenfallsiger Benutzung der Erzählungen seiner Umgebung. Dagegen hält Hahnemann nicht der Mühe werth: die Beschaffenheit aller Aussonderungen, der Lungenauswürfe, des Schweisses, des Stuhlganges und des Urins zu erforschen und zu unterscheiden, ebenso verschmäht er das Stethoskop; das Seciren hat auch nicht den geringsten Werth. Ferner wird alles Nachdenken und Urtheilen über jede Reihe anhaltender oder abwechselnder, vergangener oder gegenwärtiger Symptome, welche das Ganze oder einzelne Abschnitte einer Krankheit bilden, verworfen und untersagt. Bloss dass die Symptome da waren oder da

sind, hat für den homöopathischen Arzt Werth. Es wird aufs Nachdrücklichste verboten, zu erforschen, wie die aufgefundenen Erscheinungen unter sich zusammenhängen, was sie bezeichnen, von welchen inneren Verhältnissen sie entspringen und abhängen, sowie zu unterscheiden, welche als wesentliche oder nur zufällige anzusehen sind. H. greift die uralte Maxime aller Heilkunst: Tolle causam an. Aber er bezieht sie auf die Erkenntniss der nächsten Ursache (Causa proxima) eines Uebels und beruft sich auf die Verwirrung, die daraus entsteht, dass diese erste oder nächste Ursache nicht nur das Wesentliche und Unmittelbare, was von Aussen die Krankheit erwirkt, sondern zugleich häufig auch das bezeichnet, was für die innere Natur, für die ursprüngliche und noch bestehende innere Quelle aller Krankheitssymptome angenommen wird. Schon längst haben die Allopathen die Lehre von der Causa proxima als ein Ueberbleibsel ehemaliger Scholastik in ihrer Blösse gezeigt. — Hahnemann wirft den Aerzten die alte Lehre von Infarctus, von auflösenden Mitteln, von unmittelbarer Ausleerung der Krankheitsmaterien vor. Er verkennt ferner, dass schon seit langer Zeit dringend eingeschärft wird, nicht nach dem Namen, der einer Krankheit beizulegen ist, zu heilen, sondern ihre verschiedenen Veranlassungen, Zustände, Verhältnisse, Zeiträume, Verwicklungen zu erforschen und zu unterscheiden. Hahnemann ignorirt dies und gibt den ärztlichen Schulen Schuld, dass sie nach dem Namen einer Krankheit gedankenlos greifen und dann, ohne weitere Umsicht und Berücksichtigung, bloss von Namen geleitet, zu ihrer Behandlung schreiten. Tolle causam ist der Leitstern aller Ausübung der ächten Arzneikunst. Diese umfassende, inhaltreiche Vorschrift weist nicht dahin, die inneren Krankheitsprocesse, die sich aller Wahrnehmung entziehen, mit Dunkel umhüllt und grösstentheils unerforschbar sind, durch dürftige Hypothesen und unhaltbare Erklärungen näher zu bestimmen und zu deuten. Einem solchen irreleitenden Streben gibt sich der besonnene, verständige Arzt nicht hin. Aber Einheit in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen einer Krankheit zu bringen, ihren Hauptsitz, das Organ, das Gewebe, die unter sich näher verbundenen Gebilde zu erkennen, von denen die oft über den ganzen Organismus oder doch auf mehrere entfernt liegende Theile sich verbreitende Krankheit ausgeht und unterhalten wird; kurz Alles, was von der näheren Beschaffenheit, Art, Wendung des Uebels zuverlässig zu erforschen ist, klar zu machen: darauf dringt die weise und bewährte Lehre: Tolle causam. Nur auf diesem Wege lassen sich feste und sichere Haltpunkte gewinnen, auf die sich eine treffende und angemessene Behandlung der Krankheiten stützen kann. Analogie und Induction, unter Beistand einer scharfen Kritik, fördern oft sehr, und daher ist auch nicht alles Räsonnement ausgeschlossen. So lässt sich in sehr vielen Fällen durch Auffassen, reichliches Erwägen und Zusammenstellen der wesentlichsten Erscheinungen einer Krankheit und ihrer gelegentlichen Ursachen wohl ermitteln, ob dieselbe in Folge eines allgemeinen Ergriffenseins des ganzen Organismus entstanden ist und fortdauert, ob das allgemeine Leiden sich etwa auf einen einzelnen Theil ausgedehnt hat, sich in demselben hervorstechend ausdrückt und gewissermassen concentrirt, oder ob im Gegentheil ein örtliches Leiden zuerst und ursprünglich entstand, und von diesem alsdann der ganze Organismus afficirt wird; oder ob ein örtliches Leiden sich rein und ungetrübt ausgebildet und fortwährend bestanden hat, ohne für jetzt oder künftig das Ganze der thierischen Maschine zu afficiren. Wir haben dann zu erforschen, ob dem Blute oder Nervensysteme in einer Krankheit die Hauptrolle übertragen ist, ob wir ein entzündliches oder nervöses, ein sthenisches oder asthenisches Leiden vor uns haben, ob Allem oder dem Einzelnen Rheumatismus, Gicht, Skropheln, Störungen innerhalb der Blutsphäre des Unterleibes, ein Erkranken der Schleimhaut der Verdauungswege, sonstige gastrische Uebel combinirt oder einzeln zu Grunde liegen. Das grösste und erfreulichste Selbstbewusstsein wird aber dem Arzte zu Theil, wenn er sich, was ihm oft gestattet ist, sagen darf, durch eingreifende Behandlung beim Entstehen und während der ersten Entwicklung einer Krankheit ihr weiteres Fortscheiten verhindert und vor Allem ihrem weiteren Uebergange in bedenkliche Wendungen vorgebeugt zu haben. Dem Allem widersprechen Hahnemann und seine Anhänger. Ersterer hat oft erklärt: die Aerzte vor ihm hätten noch nie Krankheiten geheilt, sondern sie stets verschlimmert und häufig ihren Ausgang in Tod verschuldet. Wir haben hier noch zu bemerken, dass der Stifter der Homöopathie nicht vermochte, der Lehre, welche dieser erste Satz enthält und nahe legt, im Laufe der Zeit treu zu bleiben und sie, wie er dringend vorschrieb, consequent zu befolgen. Er war durch das Misslingen sei-

ner Bemühungen bei grossen chronischen Krankheiten genöthigt, um wenig zu sagen, grosse und vielfache Ausnahmen dieses Lehrsatzes zu gestatten. Die Maxime, vor welcher er warnt und der er so Vieles aufbürdet: Tolle causam, musste er selbst zur Anwendung bringen und er verkündet der Welt, dass sie innerhalb des grossen Kreises, in welchem er von ihr auf seine Weise Gebrauch machte, sein Kunstvermögen sehr erweitert und ihn in den Stand gesetzt habe, gegen eine grosse Menge von Krankheiten die entscheidendste Hülfe zu leisten.

II. Der zweite Satz betrifft nicht die Erkenntniss oder vielmehr die Auffassung der Erscheinungen, sondern ihre Heilung. Es sei höchst wichtig, die Werkzeuge, die Mittel, deren man zur Erreichung irgend eines Zweckes bedürfe, aufs Genaueste zu kennen und ihre Handhabung zu verstehen. Man müsse daher die Arzneien, mit welchen man Krankheiten zu heilen unternähme, nach ihrer Einwirkung auf den Menschen, aufs Vollständigste kennen zu lernen suchen. Geruch und Geschmack der Arzneistoffe gäben hierzu keine Anweisung; die chemische Analyse gewähre, obgleich man ihr noch immer so viel Gewicht beilege, keinen zuverlässigen Aufschluss. Man beschränke sich bis jetzt auf die Erfahrungen über die Arzneimittel bei ihrer Anwendung am Krankenbette; dabei fielen aber die Einwirkungen der Arzneimittel mit den sich verändernden Erscheinungen der Krankheit selbst zusammen und jene seien von diesen nicht zu unterscheiden. Wie sei also hier wahre, umfassende, zuverlässige Kenntniss über die Eigenschaften und Leistungen der Arzneien zu erlangen? Ueberdies gäben ja die Aerzte die Arzneistoffe nicht einzeln und rein, sondern in den mannigfaltigsten und zusammengesetztesten Mischungen und Bereitungen, fügen sie jeder Arznei Adjuventia, Corrigentia u. s. w. hinzu. Werde hier nicht oft das eine Mittel durch Hinzufügung eines anderen in seiner beabsichtigten Wirkung vernichtet, häufig schon ehe es in den menschlichen Organismus trete, innerhalb desselben aber jedenfalls so zerstört und verändert, dass es nicht mehr sei und leiste, was es für sich allein gewesen wäre und gewirkt hätte? Wer dies Alles erwäge, könne der zustimmen oder zu unterscheiden wagen, was dem einen Mittel zuzuschreiben und was dem andern, was endlich von der tadelhaften Mischung verhindert oder zum Nachtheile bewirkt werde? Diese Rüge enthält zum Theil Wahres; aber nach Hahnemann'scher Weise ist es mit den grellsten Farben und mit den grössten Uebertreibungen dargestellt und viel zu weit ausgedehnt. Gerade die wirksamsten Arzneimittel, die wir besitzen und von denen wir vielfach zur Heilung grosser, bedenklicher Uebel einen vorsichtigen Gebrauch machen, kennen wir auf das Zuverlässigste nach den Folgen, die sie in grossen und kleinen Gaben auf Gesunde haben. — Viele Arzneistoffe bedürfen noch mancher Aufklärungen. Welche Schwierigkeiten hat es aber, neue, wohlbegründete Erfahrungssätze aufzustellen! Muss es nicht mit Erstaunen und Unwillen erfüllen, dass der Stifter eines durchaus neuen medicinischen Systems, bei so schwierigen Untersuchungen, so viel Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Uebertreibung und Verwirrung vorwalten lässt! Die Verwunderung über solche Verkehrtheit vergrössert sich, wenn vor Augen liegt, wie Physiker, Chemiker und Physiologen in jetziger Zeit bei Versuchen verfahren, die meist viel einfachere und leichter zu erforschende Gegenstände betreffen, welche mannigfaltige Vorsicht und Genauigkeit sie dabei beobachten, wie sie alle Umstände, die darauf Einfluss haben können, anführen und verändern, wie oft sie daher die Versuche erneuern, ehe sie Schlüsse daraus ziehen und diese für gesichert halten. Von Hahnemann's Arzneimittellehre liegen 6 Bände vor. Von 52 Arzneimitteln werden uns in diesen Bänden die Wirkungen derselben dargestellt. Aber wie? Bei jedem Arzneimittel werden 100 von Aussagen angeführt, bei einigen über 1000, in Bezug auf die Empfindungen, Stimmungen, über körperliche und geistige Veränderungen jeder Art, welche Gesunde an sich beobachtet haben wollen, wenn sie diese oder jene Arznei genommen hatten. Was sie innerhalb mehrerer Wochen nach dem Gebrauche eines solchen Medicaments, es sei schnell vorbeigehend oder anhaltend gewesen, an sich wahrnahmen und dem Einflusse desselben zuschrieben, wird, meist, ohne Bestimmung des Zeitraums und ohne anderweitige Unterscheidung, ebenso in die Reihe gestellt, als das, was Stunden darauf, an denselben oder nächsten Tagen, nach kurz oder lang vermeintlich wahrgenommen wurde. Es wird nie angeführt, wie die Erscheinungen sich folgten, ob sie unwandelbar oder vielfach, einzeln oder in Gruppen und Reihen eintraten oder ob sie sich vielleicht nie oder seltner vereinigt darstellten. Die Zeit ihres Eintretens, an welchem früheren oder späteren Tage, sowie die Dauer der

Erscheinungen, wird in der weit grösseren Mehrheit nicht bestimmt; die Gabe, in der ein Mittel gereicht wurde, ist meist nicht bemerkt, sowie auch die etwaige oder mehrmalige Wiederholung des Gebrauchs der Mittel nur selten angezeigt wird. Es ist doch sehr entscheidend, ob ein Symptom stets oder häufig oder nur ein- oder einige Male sich einstellt. Ueber das Alles zu unterrichten, ist unterlassen. Die angeblichen Erfahrungen Hahnemann's und anderer Homöopathen werden zwar unterschieden, aber ohne Angabe, ob sie dieselben an ihrem eigenen Körper machten oder an Anderen, und ob diese immer Glauben verdienten; und besonders ist anstössig, dass nie erwähnt wurde, ob der Versuch nur einmal oder mehrmals angestellt und wie oft er wiederholt wurde. Die genaue Angabe der gereichten und wiederholten Gaben unter jedem Gesichtspunkte wäre hier so wichtig und um so nöthiger gewesen, da Hahnemann und seine Mitarbeiter dieselben in früheren Zeiten viel weniger klein sein liessen als in späteren. Wie weit sie in der grössten Mehrheit der Fälle mit der Gabe eines Mittels entweder stiegen oder fielen, lässt sich gar nicht vermuthen. Und welch einen Unterschied muss das Eine oder das Andere begründen! Eine solche Verwirrung, ein solches Untereinanderwerfen hat sich bei dieser Bearbeitung der wichtigsten Grundlage der homöopathischen Lehre, mit der diese stehen oder fallen muss, Hahnemann's bemächtigt, dass selbst, wenn er Beobachtungen von Aerzten der Vorzeit mit in die Reihen stellt, was nicht selten geschieht, er alsdann auch diese wenig oder gar nicht charakterisirt, nicht sagt, ob sie nur bei Einem oder Mehreren das Angeführte bemerkten, ob diese Gesunde oder Kranke waren, was nach den Lehren der Homöopathie doch einen so gewaltigen Unterschied macht, den Wahrnehmungen allen Werth nimmt oder gibt, dass sogar die gereichten Gaben, welche in der Regel gewiss sehr gross waren, nur höchst selten, die näheren Umstände aber, ob das Mittel einfach oder mit Zumischungen gegeben wurde, nie erwähnt wurden. Dies wahre, undurchdringliche Chaos und schreckliche Ungethüm von Anführung von Erscheinungen, welche kleine, ja die kleinsten Gaben von Arzneimitteln bei Gesunden hervorgerufen haben sollen, füllt voll der tiefsten Dunkelheit und Verwirrung, ohne ein leitendes Princip, 6 Bände, welche die Richtschnur, das Orakel der homöopathischen Aerzte bei Behandlung der Krankheiten geworden sind. Erst nach diesen Einleitungen und Erörterungen ist es angemessen, den zweiten Satz der Hahnemann'schen Lehre auszusprechen. Er stellt fest: Wer eine Krankheit zu heilen unternimmt, der hat einerseits sich ihre Symptome auf oben schon vorgeschriebene Weise zu vergegenwärtigen, andererseits aber zu ermitteln und zur Gewissheit zu erheben, welcher Arzneistoff, Gesunden gereicht, ähnliche Erscheinungen bewirkt, als jener Krankheit eigen sind. Die Arznei, deren Wirkung auf Gesunde in ihrer Totalität die meiste Aehnlichkeit mit der Gesammtheit der Krankheitssymptome hat, die ist, in kleinster Gabe, etwa einmal gegeben, allenfalls einige Male wiederholt, aber ja nicht in zu schnell sich folgenden Zeiträumen, das sicherste, selbst untrüglichste Heilmittel. Simplex veri sigillum. Warum Matritätsexamina? Warum vier Jahre studiren? Warum Anatomie, Physiologie, Pathologie, allgemeine und specielle Pathologie? Ein homöopathischer Arzt braucht nicht zu wissen, dass es einen Magen, eine Leber gibt, wo sie liegen, wie sie beschaffen sind und was sie zu verrichten haben. Von Einem, der sich anheischig macht, nach homöopathischen Lehren und Vorschriften, Krankheiten schnell, sicher und sanft zu heilen, ist nur zu fordern, dass er lesen und schreiben und bis zu 6, vielleicht noch weiter zählen kann und nicht so schwach von Geist, um nicht die oben auffliegende, in die Sinne fallende und mit leicht verständlichen Worten zu bezeichnende Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zweier Gegenstände erkennen und unterscheiden zu können. Er hat bloss die Gefühle und Aeusserungen des Kranken oder die Erzählung seiner Wärter und seine eignen Wahrnehmungen über jede einzelne Krankheit genau niederzuschreiben und diese Einzelnheiten mit denen zu vergleichen, die sich ergeben, wenn Gesunde den Arzneistoff auf sich wirken lassen. Die Symptome, in denen die vorliegende Krankheit und die Wirkungen des Medicaments übereinstimmen, werden gezählt; hat eine Krankheit auch nur 3 Symptome der bezeichneten Art mit den Symptomen gemein, welche eine Arznei erzeugt, wenn sie Gesunden gegeben wird, so ist nicht anzustehen, diese mit fester Zuversicht anzuwenden. Wie ganz anders verfährt der Allopath, z. B. beim Erbrechen, indem er die verschiedenen Ursachen zu ergründen sucht als der Homöopath, der sich hierum nicht kümmert. Ueber die grössere oder kleinere Bedeutung der Symptome eines Uebels nachzudenken oder

zu forschen, ist den Homöopathen untersagt." Stieglitz geht nun in Einzelnheiten der homöopathischen Mittel und besonderer Krankheiten ein, wie des Stickhustens u. s. w. und zeigt, dass letzterer stets von selbst heilt. Bei der Besprechung der Wasserscheu bemerkt St.: „man würde mit dem verschwenderischen Lobe aller dieser Verfahrungsarten viel sparsamer sein, wenn nicht manche, selbst einsichtsvolle Aerzte zu übersehen fortführen, dass viele Hunde, die man für toll hält, es nicht sind, dass selbst von wirklich tollen Hunden gebissene Menschen oft für die Ansteckung nicht empfänglich sind, oder in ihre Wunden kein Gift drang. Die meisten beschäftigten Aerzte haben nie einen Wasserscheuen gesehen."

III. Der dritte Satz ist der hervorragendste und auffallendste, welchen die Gegner als den Kern, den Hauptpunkt und das vorzüglich Unterscheidende des neuen Systems ansehen. Die Anweisung ist gemeint, jeden Arzneistoff nur in der möglichst kleinen Gabe zu reichen. Hahnemann ist nicht abzusprechen, dass er im Besitz von hervorstechendem Geist und Wissen ist. Er ist Meister in der Kunst, anschaulich, bestimmt und kräftig zu schreiben. Er würde einen ganz anderen Eindruck auf viele Aerzte gemacht haben, wenn er nicht, zum Heile der Medicin und Menschheit diesen dritten Satz in sein System aufgenommen hätte. Derselbe ist dem gesunden Menschenverstande doch gar zu sehr entgegen und in zu grellem Widerspruche mit dem klarsten, physischen, chemischen und medicinischen Wissen, um nicht mehr als stutzig zu machen. Ihn und mit ihm die ganze homöopathische Heilmethode zu verwerfen, wird Keiner anstehen, der sich auch nur die oberflächlichste ärztliche Einsicht erworben hat, wenn seine Urtheilskraft nicht gar zu schwach ist, oder er sich nicht gewöhnt hat, sich vorzugsweise verkehrten und schwärmerischen Ansichten hinzugeben. Eine Folgerung ergibt sich aus der allgemeinen Zurückstossung und Verwerfung der Homöopathie von Seiten der Aerzte, auf die grosser Werth zu legen ist. Von Neuem erhellt nämlich auch hieraus, was so vielfache Beobachtungen über den ärztlichen Stand in so manchen Beziehungen schon darthun, dass das Studium der Medicin, die Vorbereitung zu ihrer Ausübung, besonders aber diese selbst, den Charakter veredelt und stärkt, Menschenwohl sehr nahe legt, zu grossen Opfern für dasselbe geneigt und fähig macht und der Sittlichkeit von vielen Seiten sehr förderlich ist. Die Lage der Aerzte hat sich durch die Ueberzahl sehr verschlechtert. Die jungen Aerzte könnten die Aufmerksamkeit auf sich richten und sich aus drückender Noth und kränkender Stellung befreien, wenn sie reiche und vornehme Personen, die für jetzt zur Homöopathie neigen, veranlassten, sich an sie zu wenden. Aber sie halten fest an Wahrheit und Wissenschaft. So sehen wir eine überwiegende Mehrheit des ärztlichen Standes zu seiner Ehre sich benehmen, während die vergangene und gegenwärtige Geschichte lehrt, dass nicht wenige Mitglieder anderer Stände, oft nicht so gedrängt und in Noth, von irdischen Vortheilen verleitet, nicht anstanden, ihrer religiösen und politischen Ueberzeugung untreu zu werden. Ohne Hinzufügung dieses dritten Satzes hätte die Homöopathie eine andere Gestalt und wahrscheinlich einen vermehrten Einfluss auf die Aerzte erhalten. Hahnemann sagt selbst: „Die Gabe des homöopathisch gewählten Heilmittels kann nie so klein bereitet werden, dass sie nicht noch stärker als die natürliche Krankheit wäre und sie nicht wenigstens, zum Theil, zu überstimmen, auszulöschen und zu heilen vermöchte". Dieser unumstössliche Erfahrungssatz ist der Massstab, wonach die Gaben homöopathischer Arzneien, ohne Ausnahme bis dahin zu verkleinern sind, dass sie nach der Einnahme nur eine kaum merkliche homöopathische Verschlimmerung erregen, die Verkleinerung steige auch noch so tief herab. Hahnemann steht nicht an, zu behaupten, dass sein eigenthümliches Theilen, Reiben, Schütteln der Arzneistoffe auch ihr physisches und chemisches Verhalten verändere: „Die Umänderung, welche in den Naturkörpern, namentlich in den arzneilichen, durch anhaltendes Reiben mit einem unarzneilichen Pulver oder aufgelöst durch langes Schütteln mit einer unarzneilichen Flüssigkeit entsteht, ist so unglaublich gross, dass sie an Wunder grenzt und es ist erfreulich, dass der Fund dieser wundervollen Veränderung der Homöopathie angehört. Nicht bloss entwickeln diese Stoffe ihre Arzneikraft dadurch in einem unermesslichen Grade, sondern sie verändern auch ihr physisch-chemisches Verhalten dergestalt, dass, wenn man in ihrer rohen Stoffgestalt nie eine Auflösbarkeit derselben in Wasser und Weingeist wahrnehmen konnte, sie nach dieser besonderen Umwandlung doch gänzlich, sowohl in Wasser als in Wasser und Weingeist, auf-

löslich werden, eine Entdeckung, die ich hier zum ersten Male der Welt vorlege.“ Mit diesen Sätzen tritt Hahnemann als Entdecker im Gebiete der Chemie auf, ohne versucht zu haben, auf diesem festen Boden ihre Wahrheit zu prüfen, denn seine Beweise lagen in den Arzneikräften der homöopathischen Dose, die sich aller physischen Bestimmung entziehen. Reicht doch keine Wage bis zu $\frac{1}{1000}$ Gran, keine chemische Reaction bis zu $\frac{1}{1000000}$ Gran einer Solution in einer Unze wässeriger Lösung! Bei dieser Stellung ist der erste Satz Hahnemann's, nämlich, dass unauflösliche Stoffe durch Reibung und Vertheilung auflöslich werden, ohne Bedeutung für die Chemie; denn hier wird die Unauflöslichkeit der Stoffe so wenig in einem absoluten Sinne genommen, dass selbst Körper von erkannter Auflöslichkeit schlechthin unauflöslich genannt werden, wenn sie für die praktischen Interessen dafür gelten können. Um seinem Satze Halt zu geben, hätte Hahnemann daher beweisen müssen, dass durch sein Reiben und Vertheilen der Grad der Auflöslichkeit der Stoffe auf eine den Chemikern unbekannte Weise gesteigert werde. Da sich hiervon bei Hahnemann keine Spur findet, so kommt das, was er behaupten kann, darauf zurück, dass die Empfindlichkeit des lebenden Organismus über die feinsten chemischen Reactionen hinausgehen könne und tritt so aus dem Kreise chemischer Behauptung. Während der erste Satz mit der Steigerung der Auflöslichkeit an den potenzirten Stoffen in allgemeinerer Form eine gesteigerte Verbindungsfähigkeit eintreten lässt, wird im zweiten das Gegentheil behauptet: Die potenzirten Stoffe habe hier ihre Verwandtschaft verloren. Der Satz wird an einigen Beispielen erläutert. Der mit Milchzucker verriebene Phosphor nimmt nicht, wie sonst, Sauerstoff aus der Luft auf; denn die Arzneikraft des Präparates ist die des Phosphors, nicht die einer seiner Säuren. Um jener Erfahrung am Phosphor, so weit wie möglich, chemisch zu folgen, wurde genau, nach Hahnemann's Vorschrift 1 Gran Phosphor mit 100 Gran angefeuchtetem Milchzucker verrieben. Die fertige Mischung war vollständig auflöslich in Wasser, die Auflösung war sauer, gab, als sie mit Sublimatauflösung erhitzt wurde, einen weissen Niederschlag, wurde durch essigsaures Bleiweiss gefärbt, zeigte mithin einen Gehalt an phosphoriger Säure, aber irgend eine Erscheinung, die auf einen Hinterhalt nicht oxydirten Phosphors gedeutet hätte. Daher sehen wir denn, dass die chemischen Verwandtschaften der Stoffe, so weit man ihrer habhaft werden kann auf chemischem Boden, durch die homöopathische Potenzirung keine Veränderung erleiden und müssen darum die Behauptung Hahnemann's um so mehr für grundlos halten, da sie mit dem, was uns der Phosphor gezeigt hat, völlig in Widerspruch steht. Ebenso absurd ist die Annahme Hahnemann's, dass bloss Milchzucker und Weingeist unanwendlich sind, weil sein System es verlangt und bedarf. Nur für den grossen Erfolg seines medicinischen Systems ist Alles berechnet und geschaffen, jedem andern zum Verderben. Er geht hierin so weit, dass er sich erkühnt, klar zu machen, warum in Entzündungskrankheiten der Instinct der Menschen als Getränk bloss Wasser begehre und die Zumischung von Pflanzensäuren verweigere (Ersteres ist wahr, letzteres aber irrig). Das sei unter Voraussicht der Vorsehung geschehen, meint er, dass er einst lehren würde, dass der 300. Theil des Decilliontels eines Tropfen von Akonitsaft hinreiche, jede Entzündungskrankheit auf der Stelle zu tilgen. Pflanzensäuren verhinderten aber diese heilsame Einwirkung des Akonits.

IV. Der vierte Satz, welcher der Hahnemann'schen Lehre zu Grunde liegt, wurde der Welt erst im Jahre 1828 offenbart, 18 Jahre nach Erscheinung der ersten Auflage des Organons, in dem Werke „Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.“ Vor Erscheinen dieses Werkes hätte sich wohl die Frage aufwerfen lassen, ob es möglich sei, der Homöopathie noch einen vierten Satz zuzufügen, dessen Anwendung gleich der seiner Vorgänger, die ganze Ausübung der Arzneikunst so innigst und allgemein angehen, sie so gänzlich umschmelzen, anders gestalten und ausbilden werde. Die drei ersten Sätze müssen genügend und vollständig das die homöopathische Medicin betreffende Allgemeine, sowohl von der theoretischen als der praktischen Seite. Es lässt sich mit Recht bezweifeln, ob noch eine allgemeine, die Medicin angehende, ächt homöopathische Lehre zu ersinnen sei, die nicht auf jene drei Sätze zurückzubringen, von ihnen abzuleiten und ihnen unterzuordnen wäre. Aber was ist einem grossen Erfindungsgeiste nicht möglich und übersteiglich, wenn ihn der bisherige Erfolg anfeuert und ihn das Glück stets begünstigt; was ist Hahnemann nicht

zu leisten fähig und berufen! Die Reihe der wichtigsten, die ganze Medicin neu gestaltenden Entdeckungen sollte dennoch durch einen vierten, für sich bestehenden, jedoch nicht minder revolutionären Lehrsatz vergrössert werden. Hahnemann musste tief hinuntersteigen vom Allgemeinen zum Einzelnen, und, um seine vielfachen Neuerungen mit einer, die gleich befremdend und umwälzend sei, zu bereichern, blieb ihm nur übrig, seinen Blick auf eins der vielen Uebel zu werfen, die den Menschen befallen, und jenem eine Bedeutung und Stellung zu geben, welche ihm den überwiegendsten Einfluss auf fast alle anderen Uebel verschaffen. Wie merkwürdig und überraschend ist nun die Wahl, welche er traf. Unter dem Heer von Krankheiten, die sich ihm darboten, erkor er die, welche bis auf ihn für die einfachste, bekannteste, am leichtesten heilbare gehalten wurden, die, von welcher gerade in neuerer Zeit, selbst bei vermeintlich schlecht geleiteter, bloss äusserlicher Behandlung nur noch wenige Aerzte üble Folgen fürchteten. Was bis jetzt in der Betrachtung und Schätzung der Aerzte unten an stand, obgleich dessen drohende Annäherung alle Mitglieder der verfeinerten Welt mit der grössten Furcht, mit Abscheu und Ekel erfüllt, wogegen die Mehrheit der jetzigen Aerzte nicht einmal es der Mühe werth und für rathsam hält, eine Arznei innerlich gebrauchen zu lassen — das erhebt er zum Obersten. Er lässt durch dasselbe fast alle anderen Uebel und Leiden des Menschengeschlechts beherrschen, leitet sie von ihm ab und hält sie nur durch eine angemessene Behandlung dieses ursprünglichen Uebels für heilbar. Selbst nach dieser allerdings etwas pompösen, auf das Unerwartetste vorbereitenden Einleitung wird es den, welcher es noch nicht weiss oder vermuthet, mit nicht geringer Verwunderung erfüllen, wenn ihm der Name des Uebels genannt wird, das Hahnemann so auszeichnet und hochstellt, das aber der mit Worten es genau nehmende allopathische Arzt nicht einmal als Krankheit bezeichnen zu dürfen glaubt. Es ist die Krätze. „Wenigstens $^7/_8$ aller vorkommenden, chronischen Krankheiten gehen von ihr als einziger Quelle aus, während das übrige Achtel aus Syphilis und Sycosis oder aus einer Complication von zweien dieser miasmatisch-chronischen Krankheiten oder aus allen dreien entsteht — „die Epilepsien entspringen sämmtlich aus der Psora", „ich habe weder in meiner Praxis, noch in irgend einem Irrenhause je einen Melancholischen, einen Wahnsinnigen oder Wüthigen angetroffen, bei dessen Krankheit nicht Psora zu Grunde gelegen hätte, obwohl zuweilen, doch selten, mit Syphilis complicirt." Diese Behauptungen richten sich selbst; sie bloss zu lesen, reicht hin, sie zu verwerfen und über den, der sie der Welt als grosse Wahrheiten aufdringen will, ein Urtheil zu fällen, das auszusprechen, ich gern für unnöthig erachte, da die Wahl von Worten, welche die Schicklichkeit zu gebrauchen erlaubt, in nicht geringe Verlegenheit versetzen würde. — Seit der ersten Ausbildung der Arzneiwissenschaft ist keine Lehre aufgestellt, keine Schule gegründet worden, welche sich in solchem Umfange und Grade mit aller bisherigen Erfahrung und Einsicht in Widerspruch setzte, als die Hahnemann'sche. Der in der ganzen Untersuchung vorwaltende Missgriff, von welchem man schwerlich annehmen kann, er sei absichtslos und unbewusst begangen, ist in kurzen, dürren Worten dieser: Der Beweis müsste geführt werden, dass die unzähligen, chronischen Krankheiten, welche vom Krätze-Siechthume abgeleitet werden, mit Ausnahme der wenigen, wobei Syphilis oder Sycosis thätig sei, nie ohne Psora entstehen könnten, dass sie nie angeerbt seien, dass sie nie unmittelbar und allein aus grossen Fehlern der Lebensart und Diät oder aus anderweitigen Unordnungen und äusseren üblen Einflüssen oder auch als Folgen von Fiebern entspringen könnten. Hahnemann nimmt stillschweigend an, dass aus solchen Ursachen nie chronische Krankheiten ihren Ursprung einzig und allein nehmen können, und es bleiben auch keine für sie übrig, wenn man die abzieht, welche nur das Krätzthum zu verursachen fähig sein soll. — Die Psora nennt Hahnemann jene älteste, allgemeinste, verderblichste und dennoch am meisten verkannte, chronisch-miasmatische Krankheit, welche seit vielen Jahrtausenden die Völker verunstaltete und peinigte, seit den letzten Jahrhunderten die Mutter aller der Tausende verschiedener chronischer Uebel wurde, von denen jetzt das cultivirte Menschengeschlecht auf der ganzen bewohnten Erde mehr und mehr heimgesucht wird". Die gegenwärtig gangbare äussere Behandlung und höchst schnelle Heilung des Krätzeausschlags ist seiner Verbreitung oft sehr hinderlich. Hahnemann hält jene allerdings für äusserst verderblich und schlägt ihre Nachtheile sehr hoch an. — Bei den englischen und hannover'schen Truppen ist seit dem Befreiungskriege eine äussere, sehr gewaltsame Heilmethode der Krätze in allge-

meinem Gebrauche, die innerhalb einiger Tage das ekelhafte Uebel ganz tilgt. Viele Jahre sind verflossen, seitdem dies Verfahren im Gang ist; man hat aber nicht bemerkt, dass dasselbe ein häufigeres oder bedenklicheres Erkranken des Militärs zur Folge habe als anderer Stände oder in früheren Zeiten. Auch hat man nie beobachtet, dass der Theil der Mannschaft, welcher nie die Krätze hatte und also dieser schnellen Heilung derselben nicht unterworfen wurde, vor Krankheiten und frühem Tode mehr geschützt sei. Die Krätze wird seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für eine, bloss die äussere Haut befallende Krankheit gehalten, bei welcher, wenigstens anfänglich, der Organismus nicht mitleide. — Miasmatisch und Miasma bezeichnet bei H. was jetzt gewöhnlich contagiös und Contagium heisst. Die Syphilis wird nicht sehr in Betracht gezogen. Man weiss schon, wie leicht es der Homöopathie ist, sie zu tilgen und zu beseitigen. Die Sycosis ist ihm die Krankheit, welche die bei weitem wenigsten chronischen Krankheiten erzeugte und nur von Zeit zu Zeit herrschend war. Hahnemann hält sie für ein selbstständiges, von Tripper und Syphilis verschiedenes Uebel. Diese nie bewiesene Meinung zu widerlegen, halte ich mich nicht für berufen. —

Hieraus ergibt sich die grosse Kluft zwischen jedem anderen medicinischen Systeme der Vorzeit und Gegenwart. Ein Frieden ist hier nicht zu stiften, keine Vermittlung hier einzuleiten. Die Partei, der ich angehöre, geht jedoch in einer grossen Beschuldigung und Anklage der sie bekämpfenden längst nicht so weit als diese sich gestattet. Letztere stellt unser ärztliches Verfahren als ein solches dar, welches nicht nur nie nütze, sondern auch jede Krankheit verschlimmere und den Ausgang in Tod häufig veranlasse. Unsere Anklage ist viel gemässigter. Sie beschränkt sich bloss auf die Behauptung, dass die homöopathischen Arzneien zwar Krankheiten nie heilen, aber, Dank sei es ihrer gänzlichen Unwirksamkeit und Unbedeutendheit, nie anders schaden als durch Verlust der Zeit, in der manche Krankheitsfälle durch eingreifende Behandlung noch Genesung oder Milderung zugelassen hätten. Den Streit kann nur die Zeit endigen und schlichten. Im Laufe derselben, früher oder später, siegen in der Medicin noch immer Vernunft und Wahrheit und behielten die Oberhand gegen Schwärmerei, Aberglaube, Irrthum und Sophisterei. Hippokrates und Sydenham wurden immer wieder in ihre Stellung und Herrschaft eingesetzt. Wie Newton durch den Fall eines Apfels vom Baume auf das Gesetz der Schwere gekommen sei, so leitet auch Hahnemann den Keim der Homöopathie von einem Versuche her, den er schon im Jahre 1792 bekannt machte. Er nahm China, und es entstanden bei ihm dem Wechselfieber ähnliche Erscheinungen. — Professor Jörg in Leipzig liess 4 Studirende Chinatinctur, jeden 1 Unze nehmen, kein Einziger bekam ein Wechselfieber. — Die Homöopathen müssen zu verlangen aufhören, dass man ihren einseitigen und parteiischen Angaben und Erzählungen Glauben schenke und Gewicht beilege. Wir, die Gegner der Homöopathie, weisen ja auch so häufig Zeugnisse und Versicherungen allopathischer Aerzte zurück, nachdem wir sie einer scharfen Kritik unterworfen haben. Die Wahrheit ist immer schwer zu erforschen, und die, welche auf ärztliche Erfahrung sich stützt, bietet vorzüglich grosse Schwierigkeiten dar. Besonders ist nachtheilig, dass reine, sich treu bleibende Liebe zur Wahrheit im Allgemeinen seltner ist, als man gewöhnlich voraussetzt. Wen sie auch beseelt, der ist doch nicht vor Irrthum und Täuschung geschützt, zumal wenn ihn starke Neigungen reizen und beherrschen, und sein Charakter schwach oder auch in nicht gutem Sinne zu stark ist. Sind die homöopathisch erzeugten Stäubchen und Hauche wirksam und bringen bei Gesunden die angegebenen Reihen krankhafter Erscheinungen hervor? Dies ist die einfache, bloss durch sinnliche Wahrnehmung zu beantwortende Frage. Fällt der Ausspruch für die Homöopathie günstig aus, bewährt sie sich, so ist ihr die Grundlage gesichert. Vom Urtheile über jene Stäubchen und Hauche hängt es ab, ob die Homöpathie Anspruch auf Wahrheit, Würde und wissenschaftlichen Charakter hat. Die officiellen Versuche aber, die man in Russland mit der Homöopathie gemacht hat, sind zu ihrem Nachtheile ausgefallen. — Es ist von der Homöopathie durchaus Nichts auf die Allopathie zu übertragen und für diese zu benutzen, weder in theoretischer noch praktischer Hinsicht. — Viele Patienten stehen nicht an, Unwahrheiten zu sagen und sich von Krankheiten befreit zu erklären, deren üble Folgen sich ihrer Wahrnehmung nur zu sehr darbieten und zur Pein gereichen. In England, dem Lande der Quacksalber, ist es daher zum Sprichwort geworden, dass die Kranken der Quacksalber noch mehr lügen als

diese selbst. Bis jetzt blieben alle Streitigkeiten der Aerzte und der Kampf der verschiedenen ärztlichen Schulen gegen einander stets innerhalb des ärztlichen Kreises. Anders mit der Homöopathie. Fanatismus, gehässiger Parteieifer, leidenschaftlicher Parteigeist, Proselytenmacherei ist unter alle Stände in Hinsicht rein ärztlicher Gegenstände und Personen gebracht und verbreitet. Hahnemann hat selbst den Verlauf chronischer Krankheiten geschildert: ihr Anfang war erfreulich, die Fortsetzung minder günstig, der Ausgang hoffnungslos. — Die homöopathische Diät hat eine Stellung erhalten, die ihr sehr günstig ist. Sie ist das grosse Unterscheidungsmittel zwischen Homöopathie und Allopathie. Anders aber lautet die wissenschaftliche Beurtheilung der homöopathischen Diät. Es trifft sie der Vorwurf, dass sie für alle Kranke, ohne Unterscheidung und Berücksichtigung ihrer abweichenden Verhältnisse, dieselben Vorschriften ertheilt. Es ist der Homöopathie ganz fremd, durch diätetische Anordnungen die Heilung von Krankheiten unmittelbar unterstützen zu wollen. Ihr alleiniges Streben, das Einzige, was sie berücksichtigt, ist, dass die zu geniessenden Speisen und Getränke nicht durch ihren Reiz die Wirkungen der Arzneien stören und aufheben. Sie gestattet bloss, zu essen und zu trinken, was sie für unarzneilich hält. Ein wichtiger, aber doch höchst einseitiger, das grosse Gebiet der Diätetik nicht umfassender Gesichtspunkt. Durch welche Lebensart und Massregeln die Gesundheit zu erhalten, durch welches diätetische Benehmen der Ausbruch und die Entwicklung chronischer Krankheiten zu verhindern sei, beschäftigt Hahnemann nie. Seine Schriften lehren darüber nichts. Das Entstehen solcher Krankheiten verhindert man ja schon hinlänglich, wenn man das Krätzsiechthum abwehrt oder tilgt."

Allgemeine Pathologie.

Die Verdienste Stieglitz' um obige Disciplin sind schon angedeutet. Auf diesem Gebiete wirkte er wahrhaft reformatorisch; waren seine Leistungen in materieller Beziehung oft auch nur negativer Art, indem er allgemein als feststehend angenommene Dogmen zum Schwanken brachte, so wird die Art und Weise, wie er die Vorwürfe der allgemeinen Pathologie bearbeitete, ein Muster für alle Zeiten bleiben. Obgleich Stieglitz ein tief gebildeter Kantischer Philosoph war und die Vorzüge der deductiven Methode sehr gut erkannt hatte, so lag ihm doch nichts ferner, als auf diesem Wege die allgemeine Pathologie reformiren zu wollen. Sein Geheimniss bestand vielmehr darin, dass er zum stofflichen Aufbau dieser Disciplin sich der analytischen Methode bediente, aus einer Menge von einzelnen Beobachtungen am Krankenbette, denen das physiologische Experiment und die als allgemein gültig anerkannten physiologischen Gesetze nicht entgegenstanden, erst allgemeine Schlüsse zog und hernach auf deductivem Wege formell und materiell die Richtigkeit seiner Anschauungen festzustellen suchte. Er besass eine grosse Meisterschaft in der Handhabung beider Methoden, die Wahrheit zu erforschen, und ist ihm eigenthümlich, dass er auf eine glänzende Weise es verstand, die deductive Methode gleichsam als Correctiv, als arithmetische Probe, um mich so auszudrücken, für die Analyse gebrauchte. Dazu bediente er sich der Physiologie und der Klinik stets als Compasses. Erstreckten sich seine Untersuchungen nicht über die ganze allgemeine Pathologie, zogen sie zuweilen der speciellen Pathologie gehörende Themata in ihr Gebiet, so erwiesen sie sich doch immer anregend, anwendbar, Frucht und Nutzen bringend für die Therapie. Stieglitz glänzt und zeigt sich dadurch als vollendeter Meister der Kunst, dass er sich vor jeder Einseitigkeit und Masslosigkeit hütet. Frei von allem Systeme hütet er sich ebenso sehr, als Anhänger irgend eines medicinischen Dogmas sich zu zeigen, als er sich fern hält vom oberflächlichen und landläufigen Empirismus. Ueberall, bei jeder Untersuchung tritt bei ihm das deutliche Bestreben hervor, keiner Theorie irgend ein Recht einzuräumen, bis die Facta wissenschaftlich festgestellt sind; er gibt der Beobachtung,

dem Experimente, der Hypothese, der Analogie weder mehr noch weniger als jedem zukommt; nimmt nichts für gewiss an, was nicht wirklich bewiesen ist; was bisher als Axiom gegolten, es aber nicht ist, dem entzieht er mit unerbittlicher Strenge seine Pfeiler und zeigt, dass es ein Luftschloss war. Wo indessen die Erfahrung mit den Gesetzen des Geistes in Widerspruch tritt, da scheut er sich nicht, diesen aufzudecken und umgekehrt. Stets zeigt er sich als Skeptiker, doch nur, um die Wahrheit an den Tag zu fördern. Alle seine Untersuchungen haben einen historischen Hintergrund; die Geschichte wendet er mit derselben Gewandtheit an, als die Beobachtung und das Experiment, um das Wahre von dem Falschen zu sondern. Wer Stieglitz oberflächlich liest, wird bald glauben, er neige sich zur Humoralpathologie hin, bald wird er die Ansicht haben, St. sei Solidarpathologe. Keins von beiden ist richtig. St. gibt nur beiden Systemen, was ihnen gebührt und beweist überall seine wissenschaftliche Gerechtigkeitsliebe; er selbst steht über allen Systemen. Sagt er doch ausdrücklich: „Der Solidar- oder Nervenpathologe wähne nicht, er könne die Untersuchungen über fehlerhafte Blutbeschaffenheit abweisen, indem er sich auf den Hauptsatz seines Systems beruft: dass die Säfte des Körpers, namentlich das Blut, nur ausarten und entstellt werden, wenn die Stimmungen und Thätigkeiten der festen Theile und insbesondere ihre Nerven, durch welche die Flüssigkeiten abgesondert und gebildet werden, von ihrer Norm abweichen und in ein krankhaftes Sein versetzt sind, dies gehe immer voraus, jenes sei nur Folge;“ und an einer anderen Stelle: „besteht denn der thierische Körper bloss aus Blut und Blutgefässen? Hat er nicht auch Nerven? Können bloss jene ursprünglich und primär erkranken, und diese nur stets secundär und unwesentlich? Und wissen wir nicht, dass krankhafte Erscheinungen, die sich in jenen darstellen, oft nur die Folgen von normwidrigen Vorgängen im Nervensysteme sind?“

Stieglitz' Aufsatz „über den Einfluss des Blutes im gesunden und kranken Zustande“ beweist, wie er seine pathologischen Anschauungen an der Hand der Physiologie und Chemie zu erweitern suchte. Wie die meisten hervorragenden Aerzte, wenn sie auch keine Solidarpathologen waren, sich doch stets mehr der Neuropathologie als der Humoralpathologie zuneigten, so zeigt auch Stieglitz eine gewisse Vorliebe für erstere. Diese Frage ist indessen kein unnützes Schuldogma, wie Viele glauben; sie ist insofern wichtig, als die Indicationen der Therapie durch ihre Auffassung oft bedingt sind. Stieglitz gibt in diesem Aufsatz einen kritisch-historischen Aperçu über den damaligen Zustand der Blutpathologie. Alle zu ventilirenden Fragen sind richtig gestellt und genau präcisirt, und bedeutend ist der Fortschritt nicht, den wir seitdem gemacht haben. Ein Hauptgewicht legt St. auf die Entscheidung der Frage, ob die Blutkügelchen während des Lebens in getrennte Hülle und in einen Kern, und zwar beide aus verschiedenem Stoffe bestehend, zerfallen oder ob erst vermittelst der Gerinnung ihre Bestandtheile sich trennen. Alle Physiologen sind jetzt darüber einig, dass die ausgebildeten Blutkörperchen keinen Kern besitzen, dass nur während der Entwicklungsformen Kerne sich vorfinden, dass das, was man früher als Kerne gedeutet hat, bloss ein centraler Eindruck ist. Was die Membran betrifft, so nehmen die meisten Forscher keine an, sondern betrachten die Blutkörperchen als zusammengesetzt aus einem Gerüste eines unlöslichen Eiweisskörpers, in welchem ein löslicher neben dem Blutfarbestoff eingemischt ist. Die rothen Blutkörperchen bestehen, nach der Ansicht der meisten Physiologen, aus dem Hämoglobin, dem Blutfarbestoff, dem Globulin und einem andern, noch unbekannten Eiweisskörper. Das, was St. für die wichtigste Entdeckung hielt, dass die Blutkügelchen aus Faserstoff und rothem

Farbestoff bestehen, hat sich insoweit bestätigt, als das Globulin dem Faserstoff sehr nahe verwandt, indem es, wie dieser eine Proteinsubstanz ist. Dagegen müssen wir John Hunter gegen Stieglitz in Schutz nehmen. Ersterer wird beschuldigt, die Blutkörperchen als etwas sehr Geringes und Untergeordnetes dargestellt zu haben. Diese Behauptung ist aber nicht correct. Hunter machte nicht bloss die Entdeckung, dass die rothen Blutkügelchen sich später bilden als die anderen Bestandtheile des Blutes, sondern er schloss auch aus dieser Wahrnehmung, dass die Function der rothen Blutkügelchen die ist, mehr das System zu stärken, als es wieder herzustellen („their use would be to be connected with strenght", Hunter's Works III, 68).

Auch darin sind wir fortgeschritten, gewisse Anomalien des Blutes durch die Analyse bestimmen zu können. Qualitative Anomalien der Blutmischung werden bedingt: durch veränderte Gestalt der normalen Blutkörperchen, durch Faserstoffschollen, Blutgerinnsel, Zellen, Eiterkörperchen, Pigment, Körnchenzellen, Entozoen. Ebenso können sich Harnbestandtheile, Gallenfragmente und Zucker im Blute anhäufen. Ansammlung von Pigment bedingt die Melamänie, eine Vermehrung der farblosen Blutkörperchen die Leukämie. Dagegen sind die Ansichten über die Vermehrung des Eiweisses und Faserstoffes im Blute noch schwankend.

Der Aufsatz über „Plethora" constatirt den Scharfsinn und die meisterhafte Dialektik von Stieglitz. Hier hat ihn indessen sein Skepticismus wohl etwas zu weit geführt. Diese Frage ist mathematisch gewiss, trotz des von Vierordt erfundenen Fühlhebels der Arterien, schwer zu entscheiden. Wenn aber die Qualität des Blutes sich verändert, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch die Quantität einer Vermehrung unterworfen sein sollte. Wenn Stieglitz nun eine Plethora vom kranken Blute zugibt, so muss er auch einräumen, dass eine vom gesunden vorhanden sein kann. Im Einzelnen gesteht er sie für mehrere Fälle zu, dagegen nimmt er das Gewohnheitsgesetz zu Hülfe, um die Ausnahmen zu rechtfertigen. Wenn es keine Plethora gibt, so darf man auch keine Anämie annehmen. Auf jeden Fall sind die Acten über dieses Thema noch nicht geschlossen.

Ebenso sind seine Ansichten über active Congestion zu skeptisch, indem er dieselbe gar nicht von der Contractionskraft des Herzens bedingt sein lässt. Alle Physiologen sind heut zu Tage darin einig, dass bei der Circulation des Blutes nicht bloss das Herz und der Luftdruck, sondern auch die Elasticität und Contractilität der Arterien mitwirkend sind. Wenn auch nicht alle Ursachen der activen Congestion, so sind doch viele bekannt.

Uebrigens hatte die Stieglitz'sche Theorie den grossen Einfluss, dass jetzt bei vielen Krankheiten die Ursache im kranken Gewebe und nicht in dem verstärkten Blutstrome erkannt wurde. Die Lehre von der Causalität ist eine der schwierigsten und complicirtesten. Nichts aber hat mehr dazu beigetragen, die nächste Ursache von vielen Krankheiten erforschen zu helfen als die Stieglitz'sche Auffassung.

Jedenfalls dürfte das über Venosität Gesagte auch heute noch gelten. Dieselbe gehörte damals zu den Modethemata, und wurde viel Unfug mit ihr getrieben. Was Stieglitz über „Erkältung" und deren Behandlung anführt, wird für alle Zeiten massgebend sein und sollte von allen Aerzten in der Praxis beherzigt werden. Denn wie viele Menschen sterben wohl durch ein zu spät verordnetes Schwitzen nach einer vorausgegangenen Erkältung! Wie allgemeine Principien den grossen Heilkünstler ausmachen, das beweist sein, der Erfahrung abgerungenes, ewig wahres, obschon leider den wenigsten Praktikern bekanntes Axiom über die Zeit des Schwitzens.

Ebenso vortrefflich sind seine Bemerkungen über das Fieber und über

Scharlach und Gehirnentzündung insbesondere. Die Abhandlung über Cholera hat insofern einen bleibenden Werth als der Verfasser, im Gegensatz zu den meisten damaligen Aerzten, sich entschieden für die Contagiosität derselben aussprach.

Seiner Abhandlung über die „Hämorrhoiden" gab er einen gar zu bescheidenen Titel; er wäre berechtigt gewesen, sie „Umrisse einer allgemeinen Pathologie der Unterleibskrankheiten" zu nennen. Manches Lehrbuch über Unterleibskrankheiten enthält nicht ein so reichhaltiges Material an diagnostischen Beobachtungen, allgemein pathologischen Anschauungen und an fest bewährten therapeutischen Maximen, als diese gediegene Abhandlung. Die Lehre von den Hämorrhoiden war bis dahin in einen mystischen Schleier gehüllt. Stieglitz hat das bleibende Verdienst, richtige und gesunde Ansichten, vom physiologischen und praktischen Standpunkte aus, über sie verbreitet zu haben. Die Hämorrhoiden sind gleichsam nur der Anknüpfungspunkt, an dem er, in höchst geistreicher Weise, die meisten Krankheiten des Unterleibes abhandelt. Ausgezeichnet ist seine in Vorschlag gebrachte Therapie; hierin documentirt er sich als der vielseitigste, die einzelnen Fälle therapeutisch individualisirende Patholog, was heut zu Tage eine wahre Seltenheit ist. Seine hier entwickelten therapeutischen Grundsätze werden für alle Zeiten werthvoll bleiben. Sehr wichtig ist, dass er die Krankheiten des Unterleibes in allgemeine chronische und locale eintheilt, ebenso die Untersuchung, ob das Kranksein von den Blutvenen oder Lymphgefässen ausgeht. Nicht minder gross ist sein Verdienst, gezeigt zu haben, welch' verschiedenartige Zustände unter Hämorrhoiden begriffen werden. Diese Abhandlung offenbart so recht den Unterschied seiner von der jetzigen Behandlungsweise medicinischer Themata. Stieglitz betrachtet Alles im Zusammenhange: er trennt, um zu vereinigen, er vereinigt, um zu trennen, niemals aber betrachtet er einen Krankheitsprocess in seiner Isolirtheit.

Historischen Werth hat seine Abhandlung über die Eigenthümlichkeit der jetzigen englischen Schriftsteller, in der er ihre Therapie der fieberhaften Krankheiten einer scharfen, an praktischen Winken reichen, Kritik unterwirft. Seine hier entwickelte Fiebertheorie halten wir unter den vielen hunderten über dasselbe aufgestellten für diejenige, die sich klinisch am besten verwerthen lässt und dem ihr folgenden Arzte die günstigsten therapeutischen Resultate gewährt. Eine allseitig richtige Definition von Fieber zu geben, möchte ebenso schwer sein, als den Begriff der Wahrheit zu bestimmen! In Folgendem ein Excerpt.

Betrachtungen über den Einfluss des Blutes im gesunden und kranken Zustande und über die Bedeutung und Stellung des Blutes in den verschiedenen medicinischen Systemen. Einige Resultate der mikroskopischen Beobachtungen und der chemischen Analyse.

„Die älteste Lehre ist die Humoralpathologie. Die festen Theile wurden bloss als Schauplatz der Thätigkeit der flüssigen angesehen, als Leitungskanäle, als Ansammlungsplätze. Erst spät trat die Lehre vom Solidum vivum und dem Einfluss der Nerven hervor. Bagliv und F. Hoffmann waren ihre Hauptvertreter. Haller's entdeckte Irritabilität und Robert Whytt's Erörterungen des allgemeinen Einflusses des Nervensystems auf alle Functionen trugen dazu bei, die Flüssigkeiten mehr in den Schatten zu stellen. Cullen war dann der Hauptstifter der Solidarpathologie, die theils von Krampf, Reizung und Verstimmung der Nerven, theils von Erhöhung oder Sinken der Nerventhätigkeit alles Erkranken ableitete. Hunter's Behauptung, das Blut sei belebt, galt für abgeschmackt. Eine neue Ansicht bildete sich am Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie knüpft alles Leben an thierische Materie. Reil und Kreysig waren Vertreter dieser Richtung. Dann erfolgte eine rein dogmatische Ansicht. Schäfer ist hiervon

der Hauptrepräsentant. Von Irritabilität, Sensibilität und Reproduction glaubten sie Alles ableiten zu können. Auf das Blut und die Säfte wurde wenig Rücksicht genommen. Wenn auch ein grosser Theil der Aerzte, aus Mangel an wissenschaftlichem Interesse, aus Trägheit und Unfähigkeit, Beschränkung und Unvollkommenheit des Geistes an Forschungen dieser Art nicht Theil nimmt, so gehen doch die herrschenden Grundsätze der Theorie und Praxis, mögen sie als Fort- oder Rückschritte zu bezeichnen sein, oft in entstellter Gestalt in die Praxis über. So wurde auch der gemeinen Classe der Praktiker das Blut fremd, und Spitta war berechtigt, eine Dissertation „de sanguinis dignitate restituenda" zu schreiben. Ebenfalls als Reaction dagegen erschien das geistreiche Buch von Steinheim: die Humoralpathologie. Dann kam Parry, der Reformator der physiologischen Pulslehre; er leitet alle Krankheiten von der vergrösserten Quantität des Blutes an einzelnen Stellen ab. Die Humoralpathologen stützen sich darauf, dass die Bildung der Blutgefässe der Bildung des Herzens vorangeht. Dagegen kann man einwenden, dass sich noch früher die Bildung des Gehirns und Rückenmarkes zeigt. Also die Hauptstütze ist den Humoralpathologen entzogen. Doch hierauf sollte man kein Gewicht legen. Der charakteristische Grundzug der Solidar- oder Nervenpathologie ist die Ansicht, dass die Bildung thierischer Flüssigkeiten zunächst von den festen Theilen und den Nerven abhängt. Er verkennt nicht die Wichtigkeit der Säfte, aber er hält sie für etwas Secundäres, nie für etwas Primäres. Daher sucht der Solidarpatholog nicht unmittelbar die schlechten Säfte zu verbessern. Eine genaue Untersuchung wird hier das Resultat ergeben, dass in der Arzneiwissenschaft nicht ein einzelnes Princip consequent durchzuführen, nicht von einem Standpunkte Alles zu erklären oder aufzufassen sei. Wenn wir gutes Blut haben wollen, so muss ein guter Chylus und eine gute Sanguification vor sich gehen; schlecht kann sie schon werden, wenn ein einzelner abgesonderter Saft schlecht ist, oder ein Organ, das dazu mitwirkt, in seiner Verrichtung gehemmt ist. Wedemeyer entdeckte, dass Kerne noch nicht innerhalb der belebten und kräftig circulirenden Blutkügelchen existiren, sondern erst Producte des Absterbens seien."

Ueber die Lehre von der Plethora und über den auf sie sich beziehenden Theil der Chyli- und Sanguification. Anwendung auf die Diätetik.

„Obgleich man es in der neuesten Zeit an Keckheit, das Alte, das seit Jahrtausenden als wahr Angenommene zu verwerfen und umzustossen, gewiss nicht hat fehlen lassen, so sind die Lehren von Plethora und Congestion dieselben geblieben. Selbst die Boerhaave'sche Schule ist in diesem Punkte oberflächlich. Ausser Sylvius de le Boë und Bontekoe war Helmont der einzige bedeutende Gegner. Diese beabsichtigten hauptsächlich, den Aderlass als etwas Unnützes und Verderbliches darzustellen. Hiemit stiessen sie aber an. Selbst Gaub, sonst so sanft, fertigt sie bitter und hart ab. 1780 trat Weikard als Gegner der Annahme von Vollblütigkeit auf. Die ganze Lehre von der wahren Ueberfülle eines an sich gesunden Blutes steht oder fällt mit dem Satze, dass bei zu vielem Wohlleben sich fortwährend zu viel Chylus bilde, sich zu viel gutes Blut erzeuge und dem Körper dauernd verbleibe. Alle Beobachtungen bei Thieren und Menschen führen zu dem Satze: es wird im gesunden Menschen bei gewöhnlichen Verhältnissen, in jeder Lebensperiode nur eine bestimmte Menge von Chylus täglich bereitet, es mag mehr oder weniger Speise genossen werden; sie braucht gerade nicht auf Gran und Quentchen dieselbe zu sein. Das Vorzüglichste, was dabei zu leisten ist, hängt von dem Verdauungssysteme im weitesten Umfange ab, alle die Processe und Säfte, welche dabei wirksam sind, mit inbegriffen, weniger und gar nicht von Menge und Art der Speisen, sobald diese nur nicht gar zu unpassend gewählt sind oder in zu grossem Uebermasse oder zu dürftig genossen werden. Thatsache ist, dass Leute, die an den Aderlass gewöhnt, zur bestimmten Zeit sich wieder adern lassen müssen. Auch tritt Vollblütigkeit nach Amputationen ein, weil fortwährend dieselbe Menge Blut erzeugt wird. Thatsachen von verschiedener Art thun dar, dass die Sanguification einige Zeit hindurch erhöht in Thätigkeit tritt. Mit Ausnahme dieser Fälle, die unter dem Gesetze der Gewohnheit stehen, verhält sich die zu erzeugende Menge des Chylus und des Blutes stets zum Bedarfe des Körpers. Nicht ein den Verdauungswegen und etwa dem Blute selbst dargebotener Ueberfluss, nicht dieses bloss Locale, sondern was die Totalität erheischt, entscheidet darüber.

Hunter sagt: Die Blutmenge, die ein Körper enthält, ist wahrscheinlich ein sich gleich bleibendes Verhältniss. Armstrong meint freilich: Die Menge des Blutes in einem Individuum kann entweder zu gross oder zu gering sein und sucht zu beweisen, dass allgemeine Plethora entsteht, wenn kein richtiges Verhältniss zwischen den Ingesta und Egesta Statt findet; wenn erstere dieselben bleiben, während letztere sich vermindern, entsteht ein overplus; aber dies overplus ist nimmermehr gesundes, gutes Blut, sondern besteht aus Stoffen, die nur in dasselbe übertraten, um wegen ihrer verdorbenen Beschaffenheit in die Reinigungsorgane abgesetzt zu werden. Die Summe des Blutes wird vergrössert, aber Beachtung verdient nicht die blosse Vermehrung der Quantität, sondern die veränderte Qualität. Wo jedoch diese hervorsticht, da ist der Name unpassend und falsch. Man halte dies nicht für unnützen, leeren Wortstreit. Ebensowenig ist allgemeine Plethora die vorzüglichste Ursache der Entzündungen. Wie viele entstehen nach Verletzungen, ebenso nach Erkältungen und Erhitzungen. Ist hier die Menge vermehrt? Nein, die Qualität. Desshalb Blutentziehung. Das Momentum sanguinis, die Kraft, mit der das Blut erregt und einwirkt, ergibt sich aus seiner vereinigten Qualität und Quantität."

Ueber die Lehre von der activen Congestion; vom Turgor vitalis und von der Erection.

„Die Ursache der Blutüberfüllung einzelner Theile sucht man in dem Axiom: ubi irritatio, ibi affluxus. Dieses Axiom ist falsch. Denn nicht jede Reizung hat Vermehrung der Blutmasse zur Folge. Entstehen Krämpfe, so sind die gereizten Theile sogar blutleer. Nichts weist darauf hin, dass die Arterien etwas Aehnliches leisten wie das Herz. Wenn es wäre, so könnte eine Arterie doch keine grössere Blutmenge nach einem Orte hinbringen. Wedemeyer hat bewiesen, dass die Arterien nie das Vermögen haben, den Lauf des Blutes zu unterstützen. Ein Vermögen, das den Arterien überall nicht eigen ist, kann denselben in Krankheiten nicht zugeschrieben werden. In den heftigsten Fiebern sehen wir oft die Blutmasse mit möglichster Heftigkeit durch den Körper strömen, nie aber nach einem einzelnen Theile hervorstechend. Mich dünkt, dass alle diese Betrachtungen es klar machen, dass das ganze Unheil, welches man der vermeinten activen Congestion des Blutes zuschreibt, nicht von der verstärkten oder erhöhten Thätigkeit des Herzens oder der Arterien unmittelbar abgeleitet werden kann. Das Blut, welches sich so oft in einem Organe im Uebermasse findet und dann so bedenkliche Zustände erzeugen kann, häuft sich an einer Stelle nur dann an, wenn diese von ihrem gesunden Sein abweicht und den Blutumlauf zu unterbrechen oder zu verzögern vermag, oder in ihrer Nachbarschaft ein Hinderniss des freien Abflusses des Blutes aus ihr sich vorfindet. Die nothwendige Folge kann nur sein: Ueberfüllung mit Blut, Uebermass desselben an dieser Stelle. Auch Armstrong sagt, er habe die Thätigkeit einer Schlagader nie grösser gefunden als die einer anderen. Die besten Aerzte hatten bis vor Kurzem die Ansicht: Die Lungenschwindsucht entstehe häufig von Blutspeien, Bluthusten und Blutstürzen aus der Lunge. Jetzt wissen wir, dass Tuberkeln die häufigste Ursache sind. Diese Ansicht muss auch auf Apoplexie übertragen werden. Die ganze Lehre stammt aus der Zeit, wo der Kreislauf noch nicht entdeckt war. Sie kann nicht mit unseren jetzigen Begriffen vom Nichteinfluss der Schlagadern auf die Circulation des Blutes bestehen, indem unwiderleglich dargethan ist, dass diese von jenen nicht durch ein Muskularvermögen unterstützt und bewerkstelligt wird. — Die Erection entsteht wahrscheinlich auf folgende Weise: Der Abfluss des Bluts aus dem Penis unter dem Verlaufe der Erection erleidet eine beträchtliche Hemmung, jedoch keine gänzliche, denn fände diese Statt, so müsste sich, da die Arterien immer Blut zuführen, bei gänzlicher Unterbrechung des Abflusses die Vergrösserung und Steifung des Gliedes progressiv stets vermehren. Krause betrachtet die Musculi ischio-cavernosi dadurch, dass sie den Rückfluss durch die Hauptvenenstämme hemmen, als die Erectores penis. Bei Männern, die an Impotenz leiden, fehlen entweder die Compressores venae dorsalis oder sie sind nicht gehörig ausgebildet."

Fortsetzung der Untersuchungen über die irrige Annahme einer activen Congestion. Ueber die Lehre von der passiven Congestion, örtlichen Plethora und erhöhten Venosität. Anwendung

nf die Fieber durch Erörterung einiger das Scharlachfieber betreffenden Punkte.

„Die vermehrte Blutanhäufung in einzelnen Theilen nannte man Plethora lolis; oft glaubte man sie von der allgemeinen abhängig. Die Armstrong'hen Ansichten sind zu verwerfen. — Es ist der Erfahrung gemäss, dass das Fier im Verhältniss zur Stärke und Dauer des Frostes verläuft. Beim Scharlachber ist das kühlste Verhalten empfehlungswerth, Alles, was die freieste Ausrömung der im Uebermasse sich erzeugenden inneren Wärme befördert und mögchst wenig Wärme von Aussen zuleitet, Vermeidung des geringsten Grades von rhitzung, die leichteste Bedeckung des Körpers, ein grosses Zimmer, das gar icht oder im strengsten Winter wenig geheizt ist, in den ersten 48 Stunden ein rech- und schnell kühlende Abführmittel, die 4—6 mal in 24 Stunden wiren. Wenn das Gehirn befallen wird: 1) reichliche Gaben von Calomel, die abührenden Salze in der Zwischenzeit, 2) der reichliche Gebrauch von Senfpflastern ei zu tiefem Schlafen, Umherwerfen, Beängstigung, Unruhe u. s. w.; jene wehen vom Gehirn den Stoss ab. Wenn dieses nicht hilft, dann nach Armstrong's nd Berend's Rath ein Aderlass; ebenso heilsam sind lauwarme Begiessungen nd lauwarme Bäder. Bei Gehirnaffectionen sind die kalten Begiessungen nachheilig, obgleich Albers in Bremen sie empfiehlt.

Jetzt wird die Circulation des Blutes vom Leben desselben abgeleitet. Diese heorie ist falsch. Es wird gelehrt, das Blut bewege sich aus eigner Kraft, abe zu seinem Laufe, selbst der Schwere entgegen, in sich selbst Vermögen, rieb und Lust; die Stosskraft des Herzens trage zu alledem wenig bei. Grosse, chtungswürdige Forscher haben sich für diese Theorie erklärt, sie stützen sich auf zweideutige mikroskopische Wahrnehmungen. Sie gehören ursprünglich der angen, der unaufhörlich sich verändernden Reihe von Phantasiebildern und wunderlichen Träumereien an, durch die man seit dem Hervortreten der sogenannten Naturphilosophie die deutsche Physiologie und Medicin in höhere Regionen zu versetzen glaubte. Wissenschaftliche Erörterungen sind nicht die Waffen zur Bekämpfung solcher Phantastereien; der Einfluss der Zeit verdrängt sie stillschweigend.

Mit der erhöhten Venosität sucht man jetzt Alles zu erklären. Sie findet Statt: 1) wenn dem Blute von seinen belebenden wirksamen Theilen durch verstärkte Thätigkeiten und Absonderungen mehr entzogen worden ist, und dasselbe also immer ärmer, vielleicht gerade an seinen wichtigsten und gewissermassen feinsten und edelsten Bestandtheilen erschöpft, in die Venen zurücktritt; 2) wenn das, was der Körper von Nahrungsmitteln und aus der Atmosphäre in sich aufnimmt, an sich schon von schlechter, nicht zusagender Art ist, und die Assimilationskraft nicht ausreicht, dasselbe so zu zerlegen und zu verbinden, dass seine ursprünglich verdorbene oder nachtheilige Beschaffenheit getilgt oder unschädlich gemacht wird. 3) Venöser wird es, wenn ein Reinigungsorgan desselben in seiner Thätigkeit gehemmt wird. Das Athmen steht hier oben an. Dann kommen Nieren und Haut. — Die Erkältung ist schwer zu erklären; kommt wohl nicht allein von der Perspiratio insensibilis. Unmittelbar nach der Erkältung ist Schwitzen gut. Wenn aber schon ein selbstständiges Uebel sich ausgebildet, dann unnütz und schädlich, denn die mehrsten Krankheiten verschimmern sich durch diaphoretische Mittel. Das Meiste, was unter erhöhter Venosität begriffen wird, erzeugt sich, wie bei genauer Erörterung hervorgeht, meist oder hervorragend als fehlerhafte Thätigkeit der Endigungen der Schlagadern. Auf diese hat man daher zunächst sein Augenmerk zu richten, wenn Absonderungen stocken, verstärkt oder entstellt sind, wenn die Reinigung des Blutes durch die Nieren und die Haut nicht gehörig vor sich geht."

Ueber die asiatische Cholera, über einige auf ihre Beurtheilung und Behandlung sich beziehende Gesichtspunkte und über die Frage, ob die Verbreitung dieser Krankheit von einem Miasma oder einem Contagium abhänge.

„Das Blut in der Cholera wird als der höchste Punkt angesehen, zu welchem venöses Blut in seiner Ausartung sich steigern kann, als das Siegel der Wahrheit für die Theorie der erhöhten Venosität, als ihr glänzendster Triumph. Es ist einseitig, von einer Vergiftung des Blutes zu sprechen, dem Sprachgebrauch gemäss, sagt man nie: ein Organ, ein thierischer Stoff desselben, auf welchen ein Gift

wirkt, ist vergiftet, sondern der ganze Körper. Viele meinen, schon die Entziehung der allgemeinen Flüssigkeit vermittelst des Erbrechens und Durchfalls erkläre hinreichend die Verdickung und Entstellung des Blutes. Wahrscheinlich verbreitet sich die Krankheit durch Ansteckung. In der Art der Fortschreitung dieses Uebels von Land zu Land liegt für sich allein schon eine grosse Stärke des Beweises der Ansteckung. Nicht in allen dazwischen liegenden Gegenden und Städten trat bei jeder Wanderung die Krankheit auf; es sind gewisse Sprünge unverkennbar, aber diese sprechen gerade am meisten für die Verpflanzung durch Ansteckung. Denn ein grosses Miasma trifft nicht zerstreut einzelne Ortschaften und Städte, sondern gleichzeitig einen ganzen Länderdistrict mit wenig abweichender Stärke und Dauer. Aus der Summe von Thatsachen geht hervor, dass die asiatische Cholera, auf ihrer Wanderung über die bewohnte Erde, den Weg des Menschenverkehrs, die Strassen, die schiffbaren Ströme, welche durch Carawanen, Kriegsheere, Fuhrwerke mit Massen von Menschen erfüllt und belebt sind, verfolgt. Ist nun vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes und des wissenschaftlichen Geistes die Meinung zu vertheidigen, dass jede Stadt und jedes Dorf, ja jede einzelne Wohnung der verschiedensten Länder und Welttheile, wo das Uebel hervorbricht, in eine grosse Veränderung, ja in eine Revolution des Luftkreises verfällt, aus welcher die neue Krankheit hervortritt? Man betrachte dagegen die Influenza von 1781, von Wittwer beschrieben. Er zeigt ihr rasches Fortschreiten über viele Länder im schnellen Verlauf. Ebenso verhalten sich Wechselfieber, Ruhren, Sumpffieber u. s. w. Das ist der Charakter der Natur miasmatischer Uebel.“

Ueber die Hämorrhoiden, besonders in ihrer Verbindung mit chronischen Krankheiten des Unterleibes.

„Was wir von den Hämorrhoiden wissen, beschränkt sich auf zwei Punkte: 1) ein von Zeit zu Zeit erfolgender Blutabgang aus dem After und Mastdarm, 2) die Anwesenheit von neuen Bildungen, Erhebungen und Geschwülsten am After. Die Hämorrhoiden wurden früher für wahre Varices am After gehalten, meist von Krankheiten der Pfortader abgeleitet. Cullen wies zuerst nach, dass sie oft durch Ergiessungen des Blutes in das Zellgewebe des Darms gebildet werden. Ebenso urtheilten Richter und Abernethy. Die Hämorrhoidalknoten sind daher bloss zu Zeiten wahre Varices, gewöhnlich ausgetretenes Blut. Nur in einigen, nicht in allen Fällen stellen sie sich als unbestreitbar wohlthätig hin. Die Heilsamkeit der Hämorrhoiden ist Volkssache geworden. Die neueren englischen Aerzte sind in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Selbst die Tradition ist sich unter ihnen verloren, dass an Hämorrhoiden etwas Nützliches geknüpft sein kann. George Gregory sagt, die Hämorrhoiden werden jetzt als ein schmerzvolles und unwillkommenes Uebel betrachtet, das in den meisten Fällen aus örtlichen Ursachen entsteht, und dessen Hebung nie zu verschieben ist. Dass die Hämorrhoiden mit chronischen Krankheiten des Unterleibes in Verbindung stehen als Ursache, Folge der Complication, daran denkt selbst Astley Cooper nicht. Man muss fünf Classen annehmen: 1) ächte Hämorrhoiden, eine constitutionelle Krankheit, die mit einem krankhaften Sein des ganzen Körpers zusammenhängt. Sie sind zweierlei Art. Die eine ist ein unmittelbarer, gewöhnlich beträchtlicher Erguss von Blut aus dem Mastdarme, die zweite, anstatt unmittelbar in eine Blutergiessung durch den Mastdarm überzugehen, fällt auf andere Partien des Unterleibes und versetzt den Blutumlauf desselben in Unordnung. 2) Consecutive oder secundäre Hämorrhoiden, bloss Symptome anderer Krankheiten des Unterleibes. 3) Symptomatische anderer chronischen Krankheiten, der Lungenschwindsucht, Desorganisationen wichtiger Eingeweide, Bauchwassersucht. 4) Verlarvte oder verirrte Hämorrhoiden, die unter anderer Gestalt an anderen Orten auftreten: Blutharnen, Blutbrechen, Hämoptysis. 5) Bloss örtliche Hämorrhoiden.

Die ersten Merkmale treten bei ersteren nicht selten hervor, nachdem allgemeines Unwohlsein, Leiden anderer Theile vorangegangen sind. Längere oder kürzere Zeit litten solche Patienten an mancherlei Beschwerden, fühlten sich gereizt, beunruhigt, verstimmt, waren besonders Eingenommenheit des Kopfs, Schmerzen desselben, Schwindel und Ohrensausen unterworfen. Plötzlich Blutabgang aus dem Körper und Wohlbefinden. Hämorrhoiden gehören zu den Erbkrankheiten. Man hatte früher die Vorstellung, ein Ueberfluss von Blut habe sich erzeugt. Das Dasein einer allgemeinen Plethora aber ist zu verwerfen. Oefters

drängt sich gerade im Gegentheil die Ansicht auf, es sei zu wenig Blut vorhanden. Ebenso ist es bei der Entzündung. Denn nicht die Quantität der Blutmasse ist bei Entzündung beträchtlich vermehrt, sondern ihre Qualität. Bedeutende Blutentziehungen vermindern nicht bloss die Stärke der Reizkraft, die von der Totalität des Blutes ausgeht, indem sie dieselbe verringern, sondern sie sind das bewährteste Heilmittel, im Blute eine solche Um- und Rückbildung zu bewirken, dass es seiner natürlichen Mischung wieder sich nähert. Kommt nun diese veränderte Beschaffenheit des Blutes bei den Hämorrhoiden zu einer gewissen Höhe, so erfolgt ein Blutfluss aus dem Mastdarme. Chronische Krankheiten kann man dann mit einiger Sicherheit von einer Unordnung im Kreislaufe des Unterleibes abhängig halten, wenn die Kranken seit kürzerer oder längerer Zeit verschiedenen hämorrhoidalischen Zuständen unterworfen waren, Knoten hervortraten und verschwanden, von Zeit zu Zeit bluteten. Hiegegen kühlende Abführmittel, Kissinger Ragozzi, Marienbader Kreuzbrunnen; dann später Eisenwasser. Ihr Hauptnutzen besteht darin, dass sie den Tonus erschlaffter, geschwächter, oft sehr erweiterter und vergrösserter Gefässe wiederherstellen, dem Nervensysteme die fehlende Energie und Integrität und dem Blute seine kräftige Mischung wieder verschaffen. Diese heilsame Wirkung jener eisenhaltigen Wasser verkennt man jetzt zu sehr, zum höchsten Nachtheile der Kranken. Die Kämpf'sche Schule war darin weiter. Sie liess immer Robor. und Nerv. folgen, blieb dieser Methode sogar bei den Fiebern getreu. Dies ist jetzt vergessen. Die vielen von ihren Anhängern mitgetheilten Krankengeschichten machen keinen Eindruck mehr, weil die Werke nicht von der letzten Messe sind, und ihre Verfasser alte, nicht neue Auctorität für sich haben. Viel Schuld hieran sind die Brunnenärzte. Sie scheuen ihre luftsauren, eisenhaltigen Bäder, rathen vielen Patienten von ihrem Gebrauche ab, lassen sie zu kurze Zeit in denselben verweilen, beachten nicht die Nothwendigkeit täglicher Stuhlentleerungen. Nachtheilig ist auch das von vielen Brunnenärzten ertheilte zu allgemeine Verbot des guten Obstes. — Wenn beim kleinsten Thiere Alles so eingerichtet ist, wie es das Sein und Wirken jedes Geschöpfes fordert, auf die treffendste, genügendste und einfachste Art, muss man dann auch nicht annehmen, dass die Circulation des Blutes durch die Pfortader zweckmässig sei? So drängt sich denn uns die Ueberzeugung auf, dass durch die Aorta das Blut nicht regelmässiger, sicherer, den Ansichten der Natur zusagender als durch das kleinste Aederchen eines jeden Eingeweides des Unterleibes, selbst der Leber fliesst. Was kann die Vermuthung wahrscheinlicher machen, dass chronische Unterleibsbeschwerden, unter deren Verlauf sich keine fortwährende, beträchtliche, hämorrhoidalische Bewegungen und Erscheinungen darstellen, dennoch von Unordnungen des Blutumlaufs des Unterleibes, von der Blutsphäre desselben ausgehen und abhängen? Der Puls drückt es bestimmt aus; er ist härtlich, voll, zu Zeiten unterdrückt u. s. w. — Oft ist der plötzliche Ausbruch des Uebels und sein vollständiges Uebertreten in höhere Grade ein Zeichen. Stahl's Dissertation: vena portae, porta malorum hat viel Aufsehen gemacht. Aber alle hiervon abgeleiteten Räsonnements sind falsch. Schon durch die richtige Ansicht, dass die Hämorrhoiden keine Varices sind, hat diese Lehre einen Stoss erlitten. Stieglitz hält sich für berechtigt zu erklären, dass es so leicht nicht der Fall ist, dass der durch die grösseren Venen sich ergiessende Blutstrom an einzelnen Stellen vermittelst der Veränderungen, welche die Häute der Blutadern treffen, Hemmungen erleidet oder gar in völligen Stillstand geräth. „Es können allerdings mechanische Ursachen an jeder Stelle in einzelnen Venen eine Verschliessung durch Druck bewirken, und die Venen eines Organs können in dessen Erkranken so weit hineingezogen werden, dass das Fortströmen des Blutes durch dieselben mehr oder weniger gehindert werde. Es ist dann allerdings zu befürchten, dass das angehäufte Blut, das in gänzliche Stockung gerathen ist und alles Abflusses ermangelt, wenn dieser Zustand von Dauer ist, coagulirt zu einer festen Masse wird. Selbst der Fall ist denkbar, dass irgend ein Krankheitsstoff, z. B. ein gichtischer oder eine andere Schärfe, unmittelbar eine grosse Vene befällt und ihre Häute in Erkranken setzt. Es würden dann die Häute einer solchen Blutader der Sitz einer Entzündung. „St. hält desshalb den mangelhaften Umlauf des Blutes innerhalb der Venen des Unterleibes, besonders derer, welche zum Pfortadersysteme gehören, für eine Hypothese. — Portal hat zuerst bewiesen, dass das Blut bei Meläna nicht aus den Venen, sondern aus den Arterien herrühre; er fand die Arteria gastrica erweitert und zerrissen. — Wenn im Pfortaderblute so oft Hemmungen Statt fänden, so würde Meläna viel häufiger sein. Von grosser

Wichtigkeit ist, dass die meisten und stärksten Venen des Mastdarms gar nicht der Pfortader angehören; sie laufen zur Vena hypogastrica und gelangen durch diese zur Vena cava inferior. De Haen hat dies zuerst nachgewiesen. Das nimmt der Lehre allen Halt. Die ganze erste Classe zerfällt in fünf Abtheilungen. 1) einfache constitutionelle Hämorrhoiden, die sich auf blossen Bluterguss aus dem Mastdarme beschränken, ohne diesen selbst oder dessen Nachbarschaft in ein besonderes Erkranken zu versetzen, 2) constitutionelle Hämorrhoiden zusammengesetzter Art; es erfolgt zugleich ein Absatz des Blutes auf solche Theile, die dem Mastdarme nahe liegen. 3) Zu diesen 2 Fällen Knotenbildung am After. 4) Starke Entwicklung zu constitutionellen Hämorrhoiden. Ein starker Erethismus herrscht im ganzen Körper. 5) Es wird nur die Partie der Blutsphäre des Unterleibes ergriffen, welche dem Mastdarm nahe liegt, der Darm wird jedoch nicht in das Erkranken hineingezogen.

II. Consecutive oder secundäre Hämorrhoiden, die in Folge von chronischen Krankheiten des Unterleibes auftreten. Letztere zerfallen in allgemeine und örtliche. Die örtlichen theilen sich in zwei Classen, in die, welche ihren Hauptsitz und Schauplatz in dem Verdauungskanale, im Magen und in den Gedärmen und in die, welche ihren Sitz in der Leber, Milz, Pancreas, Netz, Gekröse u. s. w. haben. Erstere Gruppe lässt sich unter fünf Abtheilungen bringen: 1) Leichenöffnungen zeigen uns nicht selten, welche Massen von Faeces sich in den dicken Gedärmen, namentlich dem Colon bei täglicher Oeffnung ansammeln können. 2) Die abgesonderten Magen- und Darmflüssigkeiten können qualitativ und quantitativ fehlerhaft sein. 3) Häufig besteht das Leiden der Verdauungswege grösstentheils in einer krankhaften Muscularthätigkeit innerhalb des Magens oder ganzer Strecken der Gedärme. 4) Von grosser Bedeutung ist die erkrankte Thätigkeit der Nerven, Cardialgie. 5) Organische Krankheiten des Verdauungskanals jeder Art. Die Curmethode von Kämpf und Marcard ist noch in den Hauptpunkten die beste.

Allgemeines Erkranken des Unterleibes bezeichnet ein solches, welches seinen Sitz nicht in einem einzelnen Eingeweide desselben hat, sondern dessen Organe in ihrer Totalität, die einen mehr, die anderen weniger, ergriffen sind.

In den organischen Körpern sind Materie und Kraft so aneinander gebunden, dass sie nur in ihrer Vereinigung wirken, dass beide zugleich modificirt werden müssen, um in Thätigkeit überzutreten. Die Ursachen der allgemeinen Krankheiten muss man in den Blutgefässen, den lymphatischen und dem Nervensysteme suchen. Es kann zu viel und zu wenig Blut nach einem Theile gelangen. Das Blut kann aber auch so beschaffen sein, dass es den Zwecken des Organs nicht zusagt. Zwei Fragen müssen untersucht werden, 1) sind die Unterleibskrankheiten Folge von einem unvollkommen gebildeten Blute oder einer mangelhaften Beschaffenheit desselben? Sollte nicht in die Blutmasse etwas übertreten und in ihr dauernd verharren können? Vermögen wir 2) durch vermehrte Absonderungen und Ausleerungen der fehlerhaften Blutmasse ihre Integrität wiederzugeben? Der Solidarpathologe wähne nicht, dass die Säfte des Körpers, namentlich das Blut, nur ausarten könne, wenn die Stimmungen und Thätigkeiten der festen Körper, und insbesondere ihre Nerven, durch welche die Flüssigkeiten abgesondert und gebildet werden, von ihrer Norm abweichen und in ein krankhaftes Sein versetzt sind. Die Gicht ist ein Beispiel von dem nicht Homogenen im Blute. Ebenso die Flechten. Dies bildet die Lehre von den Schärfen des Blutes. Gehörig verstanden und beschränkt benutzt, hat ihre Annahme viel für sich. Man hüte sich aber, solche Schärfen näher zu bestimmen und ihren chemischen Charakter festzusetzen. Ebenso ist es mit der atra bilis. Man muss sich darauf beschränken, von einer atribilarischen Beschaffenheit des Blutes zu sprechen. Es wird nicht genug Galle abgesondert und diese ist nicht im Uebermasse da, nicht schwarzer Art. Ebenso ist es mit der Verschleimung des Blutes". St. ist vollständig Skeptiker in diesem Punkte. „Die Mode, jetzt oft, um sie höher zu stellen, Zeitgeist genannt, war die Stütze der Visceralklystiere. Man kann von ihrer Zweckmässigkeit überzeugt sein, ohne den vorgetragenen Lehren und Hypothesen über den Ursprung, die Natur und Bedeutung der fremdartigen Massen und Stoffe, welche auf ihre Anwendung aus dem Mastdarme hervortreten, beizustimmen. Eine zweite Ursache sind die Lymphgefässe. Alles Eingesaugte ist ein Stoff, der entweder aus dem Körper durch die Reinigungsorgane entfernt werden soll oder zu anderem Gebrauche noch zu benutzen ist, oder ein Gemisch von beiden. Die Hypothese ist vielleicht nicht ganz zu verwerfen, dass das, was noch zu ferneren

Zwecken dient und dem zu diesem Behufe etwas zu entziehen oder zuzumischen ist, durch die lymphatischen Drüsen hindurchgeht, dem ductus thoracicus zugeleitet wird, während das, was die Reinigungsorgane aus dem Körper zu entfernen haben, grösstentheils auf näheren Wegen in die Blutadern übergeht. Die Erklärung wassersüchtiger Zufälle machte man sich bis vor Kurzem sehr leicht. Man vermeinte, es werde Alles aufgehellt, wenn man kurzweg annähme, es werde an den befallenen Stellen zu viel Wässeriges abgesondert und zu wenig eingesogen. Die nächste Ursache des Erkrankens scheint aber meist zu sein, dass die Absonderung qualitativ verändert ist — sehr oft liegt Nierenkrankheit zu Grunde. Ist es desshalb gerechtfertigt, stets ein Diureticum zu geben? Der Einfluss des Nervensystems kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Unordnungen in einem Systeme haben oft Unordnungen in einem anderen zur Folge. Es muss erforscht werden, welches System das ursprüngliche ist. Von der Plethora abdominalis wird dann später weniger die Rede sein. Unter den Landleuten sind die Hämorrhoiden selten. Quarin hatte unter 2000 Kranken nur 4."

In Bezug auf die 4. Classe sagt Stieglitz: „Das Uebertragen verirrter oder versteckter Hämorrhoiden auf hämorrhoidalische Zustände, die sich nicht im Mastdarme und dessen Nachbarschaft äussern, sondern in weit von ihm entlegenen Theilen oder unter Gestaltungen und Erscheinungen, die nicht die gewöhnlichen der Hämorrhoiden sind, führt zu keiner ächt wissenschaftlichen Bezeichnungsart, ermangelt der Präcision und veranlasst leicht, jene Begriffe zu weit auszudehnen und den treffenden Gesichtspunkt zu verfehlen. G. Richter hielt die Melaena und die Hämorrhoiden für Eine Krankheit. Dringe das Blut in den oberen Theil des Darmkanals, so entstehe ein Blutbrechen, dringe es in den unteren, so erfolge der goldene Aderfluss. Cockburne und Fischer haben Hämorrhoiden im Pharynx gesehen, andere im Munde. Sehr sarkastisch und malitiös setzt St. dann hinzu, es würde leicht sein, hämorrhoidales Blut, wo wir es finden und aus welchem Theile wir es abfliessen sehen, zu unterscheiden, wenn Reil's Angabe richtig wäre „dies Blut, sagt er, hat einen eignen widrigen Geruch, der zuweilen so stark ist, dass eine gute Nase den Abtritt erkennen kann, auf welchem kurz vorher ein Hämorrhoidarius sich entledigt hat".

Ueber eine Eigenthümlichkeit der jetzigen englischen medicinischen Schriftsteller und den Einfluss derselben auf ihre Ansichten vom Nervenfieber. „Bei den neueren englischen Aerzten scheint insbesondere das Tadel zu verdienen, dass, wenn sie sich überreden, Einiges, was mit einer Krankheit zusammenhängt, durch sinnliche Wahrnehmung am Krankenbett oder durch die Ergebnisse der Leichenöffnungen erforscht und klar gemacht zu haben, sie sich ermächtigt halten, dieses zu Grunde zu legen und das Wesen der Krankheit und ihre Behandlung danach zu bestimmen. Das ist gewiss keine ächte Naturforschung. Einiges über dunkle verwickelte Gegenstände zuverlässig erforscht zu haben, kann nur zum Irrthum führen, wenn andere grosse Beziehungen dieser Gegenstände ganz und gar unberücksichtigt bleiben. Die Hämorrhoiden und die Gicht mögen als Beispiel dienen. Bei der Behandlung der Gicht scheuen die Engländer sich nicht, die äusseren gichtischen Zufälle schnell zu tilgen. Ob aber sich andere grosse Leiden daraus entwickeln, darum wird sich nicht gekümmert. Bilden sich denn nicht eine Menge Uebel aus der Gicht hervor? Wird durch das Podagra nicht manches innere gichtische Uebel gehoben? Baron Halford hat eine Abhandlung über Gicht und ihre Behandlung durch Colchicum geschrieben. Es ist gewiss eine wichtige Entdeckung. Vielleicht neutralisirt sie den Gichtstoff. Heberden spricht allerdings mit grosser Geringschätzung von den gichtischen Anfällen, hat Stieglitz aber nicht überzeugt.

Bei dem Typhus ist das Ergriffensein des Blutumlaufs häufig ein wesentlicher Punkt des Fiebers. Desshalb ist das Blut verändert. Aderlass vermindert oft die Krankheit, hat aber auch Verschlimmerung zur Folge. Man findet nun manchmal örtliche Störungen, nach dem Tode einige Organe mit Blut überfüllt. — Seit den ältesten Zeiten hat man zwei Arten von Fiebern getrennt gehalten, die, welche auf Entzündung und die, welche auf Erschöpfung der Nervenkraft beruhen. Diese beiden haben Mittelclassen, die in einander übergehen. In Entzündungsfiebern sind wir auf Entziehung von Kraft und Saft bedacht, und unser vorzüglichstes Streben ist, die Summe innerer und äusserer Reize, die einwirken, zu mindern, zu schwächen. In dem Nervenfieber muss man die Thätigkeit reguliren, der Kraft Vorschub leisten, sie nicht allzusehr sinken lassen und Alles, was sie

stört, ihr entgegentritt, hinwegräumen. Hier ist die Summe äusserer und innerer Reize zu vermehren. — Die Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens erkennt man an; was Gehirn, Rückenmark und Gangliensystem obliegt, ist einleuchtend gemacht. Wer will daher läugnen, dass von diesem Punkte aus, Krankheiten eingeleitet werden können? Getrennt ist hiervon zu halten 1) wenn selbstständige Uebel des Gehirns als Entzündung, Eiterung die Verrichtungen dieses Organs unterbrechen und hemmen; 2) wenn in Folge von bloss dynamischen Einwirkungen auf das Gehirn, materielle Leiden desselben sich ausbilden. Ganz verschieden hiervon ist die Frage, ob die Hauptstellen des Lebens unmittelbar in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden können. Wahre, helle Einsicht wird in Irrthum umgekehrt, wenn sie auf Gegenstände übertragen wurde, deren Beschaffenheit und Beziehungen ihr nicht entsprechen. In diesen Fehler verfallen die Engländer bei den Nervenfiebern. Mit den Entzündungsfiebern haben sie allerdings Veränderungen des Blutes gemein. Diese sind aber von ganz entgegengesetztem Charakter. Die Lebenskraft äussert sich entweder als Empfänglichkeit für Reize oder als Reaction, als Wirkungsvermögen. Wie verhalten sich diese Aeusserungen der Lebenskraft? Wir sehen Menschen bei geschwächtem Wirkungsvermögen die Empfänglichkeit für Reize unverändert, erhöht oder geschwächt besitzen. Das gesteigerte Wirkungsvermögen steht viel seltner und weniger in einem solchen Missverhältnisse zu der Empfänglichkeit für Reize. Für den praktischen Arzt hat das Verhalten der beiden Ausströmungen der Lebenskraft die grösste Bedeutung, weil es den mächtigsten Einfluss auf die Behandlung der Krankheit äussert. Es lassen sich drei Gattungen von Fiebern aufstellen: 1) Fieber, die von übermässig erhöhter und verstärkter Beschaffenheit und Einwirkung des Blutes ihren Ursprung haben; es ist einerlei, ob örtliche Entzündung das Fieber zur Folge oder zur Ursache hat. 2) Fieber, welche von einem anderartigen, nicht entzündlichen krankhaften Ergriffensein einzelner Organe und Systeme eingeleitet und bewirkt werden; die katarrhalischen, rheumatischen, gastrischen, exanthematischen Fieber u. s. w. gehören hieher. 3) Fieber, die offenbar durch einen Angriff auf das Lebensvermögen entstehen. Unter Lebensvermögen versteht man das Vermögen, von welchem alle Lebensthätigkeiten und Lebensäusserungen im Organismus als einem Ganzen unmittelbar und wesentlich abhängen. Hieher gehören die Nervenfieber. Die Empfänglichkeit für Reize ist oft gesteigert, sowohl im Herzen wie im Gehirn. Dies ist aber keine wahre Verstärkung. Die meisten Nervenfieber stellen sich die ersten Tage als katarrhalische, gastrische oder rheumatische Fieber dar, sind aber nur unter dieser Form versteckt. Oft verfallen die einzelnen Organe in ein Erkranken, welches sich dem Entzündlichen nähert. Ein niederwerfender Angriff trifft von Anfang an das Lebensvermögen, der dasselbe zur kräftigsten Reaction auffordert. Die übermässigen Bewegungen im ganzen Organismus müssen vermindert, heruntergesetzt und aufgehoben werden. Dabei müssen die bedenklichen örtlichen Krankheitserscheinungen gehemmt und entfernt, der Anhäufung schadhafter Stoffe in den ersten Wegen muss zeitig vorgebeugt werden. Auch finden ihre Anwendung die kühlenden Mittelsalze, die nicht erhitzenden Abführmittel, das versüsste Quecksilber, die schwächende Curmethode; doch nur eine sehr gemässigte und vorsichtige. Welche Anzeigen drängen sich dem Arzte auf, wenn die ächten, vollen, charakteristischen Erscheinungen des Nervenfiebers sich endlich darstellen? Nach Theorie und Erfahrung hat man die Summe von Reizen zu vermehren, die bewährten Nervina und sogenannten Roboranti anzuwenden. Wenn die Indicatio vitalis schnelle Befriedigung verlangt, Anwendung von starken Reizmitteln; die Fibra laxa soll in die Fibra stricta verwandelt werden. Man dachte sich eine materielle Zumischung. Jetzt ist man darüber einverstanden, dass, was thierischen Stoffen an Stoff einverleibt wird, nur auf dem langsamen Wege der Chylification, Sanguification und Ernährung ihnen zugeleitet wird. Man sollte nicht von Reizbarkeit, Irritabilität sprechen, sondern vom Wirkungsvermögen. Nur am Ende grosser Krankheiten leisten die Roborantia viel. Werden dagegen die grossen Stärkungsmittel in Krankheiten angewandt, die sich dem Entzündlichen nähern, in denen zu viel Reizung und Thätigkeit obwaltet, welche Entleerung von Stoffen erfordern, so sehen wir sie nachtheilig wirken. Sie schaden dann, indem sie erhitzen, aufreizen, nicht verdaut werden können und das Kranksein verschlimmern. Das Gehirn geräth dann entweder in die höchste Aufregung oder in die tiefste Stumpfheit. Die gewöhnliche Abwechslung zwischen Schlaf und Wachen fehlt. Sind aber die Nervina nicht mehr als nur Reizmittel, sollten sie nicht die Masse oder Kraft des Nervensystems unmittelbar

ersetzen? Man muss eine verschiedene Auswahl unter den Nervinis treffen. Das erste Stadium der Nervenfieber erfordert ganz andere Mittel. Den englischen Aerzten geht die Kenntniss der Nervina jetzt völlig ab. Sie wollen von ursprünglichen Angriffen auf die Lebenskraft nichts wissen. Das Sinken des Lebens nennen sie Collapsus. Sie verkennen den selbstständigen Einfluss des Gehirns und des Nervensystems. Sie fassen bloss die Herzthätigkeit ins Auge. Ob der Herz- oder Pulsschlag schwächer wird, darnach richten sie ihre Mittel, Branntwein, Campher u. s. w.

Vor allen Dingen kommt es darauf an, im Anfange kühl, besänftigend, antiphlogistisch zu verfahren, später Nervina anzuwenden, nicht aber die ganze Krankheit hindurch eine Methode. Die älteren Aerzte waren nicht immer blind, die neueren sind nicht immer hellsehend und tief. So wie jedes Volk sein eignes Theater hat, das nur seinem Geschmacke und Sinnen zusagt, seine Trauer- und Lustspiele für die besten hält, so scheint es sich auch mit der Medicin zu verhalten. Die ganze jetzige Medicin leidet an zu grosser Einseitigkeit. Den Wechsel der Systeme will man rechtfertigen durch den wechselnden Genius. Die Geschichte der Medicin thut dar, dass die in jeder Zeit geltenden Lehren über die Natur und Behandlung der Fieber stets auf die chronischen Krankheiten übertragen wurde. „Möge unser Streben dahin gerichtet sein, vermittelst einer umsichtigen Induction aus Thatsachen zu gesunden Grundsätzen zu gelangen, welche zur Entdeckung neuerer Facta uns leiten werden, die dann wiederum zu benutzen sind, um uns mehr allgemeine Lehren oder eine umfassende und unter sich zusammenhängende Theorie der Medicin zu verschaffen. Das ist sicherer Dogmatismus, durch welchen wir schneller zu einem fruchtbaren Wissen gelangen, und dessen verschiedene Theile mit mehr Leichtigkeit und Genauigkeit zu verbinden und zu ordnen fähig sein werden als vermittelst des mageren Empirismus, den man uns einst so anpries, der aber, meines Erachtens nie unabhängig von Theorie oder Räsonnement Dasein hatte oder haben kann". Mit diesen Worten J. Hamilton's schliesst Stieglitz.

Diagnostik.

Da die Classiker durch ihre ächte Künstlerschaft von den übrigen Aerzten sich unterscheiden, so ist es selbstredend, dass, wenn sie auch alle die Diagnostik nicht selbstständig bearbeiteten, doch sämmtliche durch eine vorzügliche Diagnose der Krankheiten sich auszeichneten. Wie nun Wichmann als der Gründer der symptomatischen Diagnostik, so muss Stieglitz als der eigentliche Begründer der Causal- oder ätiologischen Diagnostik aufgefasst werden. Nur die Combination von beiden Methoden vermag das wahre Uebel zu eruiren. Letztere ist in neuerer Zeit beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und man glaubt fälschlich mit der physikalischen Diagnostik sei Alles abgethan. Was aber die Sonde für den Chirurgen, das ist die ätiologische Diagnostik für die Therapie. Treffend nennt Stieglitz jene selbst die Diagnostik des inneren Seins der Krankheiten. „Man versteht darunter", sagt er (S. 70, pathologische Untersuchungen I) ihre nächste Ursache und dessen, was ihnen von Anfang an zu Grunde liegt und sie fortwährend unterhält. Man könnte sie auch die ätiologische Diagnostik nennen. Ihr liegt es ob, die inneren Ursachen zu erkennen, wodurch sie sich von anderen, mit welchen sie Aehnlichkeit haben und verwechselt werden können, unterscheiden. Sie benutzt gerade die Gegeneinanderstellung mehrerer Krankheiten oder innerer krankhafter Zustände, die in Einigem übereinkommen und manches Gemeinschaftliche haben, aber doch im Ganzen und Wesentlichen verschieden sind, um das Eigenthümliche und Besondere, entweder der einzelnen Krankheiten oder dessen was ihnen zu Grunde liegt, auf eine lehrreiche und hervorspringende Art herauszuheben". Namentlich in seinen pathologischen Untersuchungen glänzt Stieglitz als scharfer Causaldiagnostiker. Sollte man sich wundern über die verächtliche Weise, wie er von der Semiotik spricht, so muss man dies einestheils ihm zu Gute halten und für eine Schwäche ansehen,

von der kein grosser Mann frei ist, anderntheils muss man es dadurch erklären, dass Stieglitz die blosse Semiotik der Stubengelehrten nicht genügte, sondern er sie zu einem organisch vereinigten Ganzen potenzirt wünschte, zu einer phänomologischen und ätiologischen Diagnostik, in der er selbst eine so hohe Meisterschaft sich errungen. Wie er am Krankenbette oft glänzende Beweise seiner Diagnostik gegeben, so hat er uns schriftlich mehrere Aufsätze über dieses Thema hinterlassen.

Ueber medicinische Räthsel. „Ein solches ist vom gewöhnlichen ganz verschieden; auch wenn es aufgelöst ist, bleibt es doch ein Räthsel. Sie spielen aber in der Medicin eine ehrenvolle Rolle, da sie Bescheidenheit und den Entschluss zu einem nie erschlaffenden Studium der Natur hervorbringen. St. erlebte folgenden Fall. Ein 10monatliches Kind wurde 26 Stunden nach seinem Tode geöffnet; es fanden sich: Magen sehr ausgedehnt, Wände sehr dünn, Pylorus sehr verengt und verhärtet, so dass der Durchgang der Nahrungsmittel viele Schwierigkeit gehabt haben musste. Ebenso eng war der Zwölffingerdarm. Zwischen diesem und der Gallenblase und Leber war alle Communication gehemmt, Ductus choledochus war ganz zusammengewachsen, und nahe an seiner Oeffnung war der Zwölffingerdarm ligamentös. Der Saft der Gallenblase sah wie dunkles Blutwasser aus. Leber, Milz und Pancreas gesund. Die Verengerung des Zwölffingerdarms war allen Därmen eigen, ohne jedoch mit Verhärtung verbunden zu sein; nur das Colon transversum war so eng und verhärtet, dass es an Verknorpelung litt; weiter 10 Intussusceptionen der dünnen Eingeweiden in einander. Von Entzündung keine Spur. Was erwartet man hier zu hören? Wahrscheinlich stetes Erbrechen, heftige Convulsionen und Leibschmerzen, Leibesverstopfung, eingewurzelte Gelbsucht. Der Knabe war aufgefüttert und bis vor acht Tagen ganz gesund. Seit dieser Zeit fing er an, an Schlaflosigkeit zu leiden und erbärmlich zu quiecken, dabei sehr gefrässig, magerte fortwährend ab. Nur ein einziges Mal hat er in seinem ganzen Leben gebrochen, er hatte häufige und flüssige Stuhlgänge. Der Tod erfolgte schnell an Convulsionen".

Ueber eine Unfähigkeit von Dauer im Stehen und Gehen, ohne Lähmung oder Verunstaltung.

„Bei Demoiselle G. zeigten sich die ersten Spuren der Menstruation im 17. Jahre; sie konnte sich aber nicht durcharbeiten, die Patientin war grossen Echauffements unterworfen, litt an einem mehrmaligen Zusammenfahren des Körpers, und es machte sich ein Umkippen des Fusses unter den Knöcheln bemerkbar; dasselbe nahm so zu, dass Gehen und Stehen endlich unmöglich war. Die am Fusse gelegene Fontanelle liess St. beseitigen; ursprünglich war das Leiden nur an diesem Fusse. Fieber war nicht zugegen. Der Sitz des Leidens musste im Unterleibe gesucht werden. St. wandte die Kämpf'sche Methode an. I. Nach dem Verlaufe eines Jahres kam die monatliche Reinigung erst zum Durchbruch; erschien aber nicht regelmässig und oft mit grossen Erschütterungen. II. Der Appetit der Kranken sehr gering, dennoch nahm sie nicht ab, bloss alle Arzneien nahm sie ohne Widerstreben. III. Sie litt an oft schnell aufeinander folgenden Fiebern; sie lag dann in einer Art Betäubung da und erschien wie eine Somnambule, es kam nie zu Schweissen und Sedimenten im Urin. Nur durch Abführmittel war der Zustand zu heben. IV. Bis auf das Fussübel hatte die Kranke eine erträgliche Existenz. Oeffnung nur durch Arzneien; im Sommer besuchte sie Pyrmont. V. Zu den Schmerzen im Fusse gesellten sich später solche im Knie und Hüftgelenke. Bandagen und Elektricität nützten nichts. Die Kranke kann sitzend alle Bewegungen mit den unteren Gliedmassen machen, die Theile sind weder geschwollen noch abgezehrt. Die später entstehenden Zufälle am Knie und Hüftgelenke sind von anderer Art. Gewicht haben in diesem Falle nur die allmälig fortschreitenden Uebungen im Gebrauche der Füsse. Die Kranke macht langsame, aber bedeutende Fortschritte, sie kann auf die verschiedenste Art kriechen und rutschen, der Fuss schnappt schon immer weniger über, die Schmerzen in den Knieen und Hüften treten nicht sogleich ein und sind nicht so heftig."

Vertheidigung der Beobachtungen einer besonderen Art natürlicher Blattern nach Kuhpocken.

„Die Windpocken sind bisher sehr dürftig abgehandelt. Heberden und Willan schrieben besondere Abhandlungen über sie. Nichts bildet so sehr den besseren Charakter des Arztes aus und gibt dem wichtigsten Theil unserer Ein-

sichten und Erfahrungen Zuverlässigkeit, Anwendbarkeit und Wahrheit, als das deutliche Unterscheiden mehr oder weniger ähnlicher Zustände. In jetziger Zeit thut es besonders Noth, dieses in Beziehung auf Windpocken in ihrer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit natürlichen Blattern zu leisten. Heim hat die unterscheidenden Züge von natürlichen Pocken und Windpocken ausgezeichnet dargestellt. Seine Schilderungen sind Beweise eines ausgezeichneten, höchst seltenen Talents der Beobachtung, einer vollendet hohen Ausbildung als Künstler und Schriftsteller. Als Beleg diene die von Heim ausführlich erzählte Geschichte von den 2 Söhnen des Oberamtmanns Karbe, bei denen von 9 Berliner Aerzten die Diagnose auf ächte Pocken gestellt wurde, während allein Heim sie für Windpocken erklärte. Der nachher sie behandelnde Arzt Schirow in Angermünde erklärte erst die späteren Pocken für ächte Pocken. Aber können die Kinder nicht zweimal befallen sein? Man darf seinem Geruchsorgane nicht zu viel zutrauen. Stieglitz widerfuhr die Demüthigung, dass er im 6. Jahre seiner praktischen Laufbahn seine Erklärung vom Morgen am Abend desselben Tages zurücknehmen musste: hier wären ächte Pocken. Für die wichtigste Unterscheidung hält er, dass die natürlichen Blattern ihre bekannten, festen Perioden halten, während sie bei der Varicella nicht nur sich schnell folgen, sondern in einander fallen. Bei Kindern sind schon bei der geringsten Varicelle die behaarten Theile des Kopfes reichlich mit dem Exanthem bedeckt. Die Engländer gestanden freilich in einigen Fällen die verfehlte Schützungskraft der Kuhpocken offen ein. Zu oft liegt dann aber die Thatsache vor, dass in der Vaccination gefehlt, und der erfolgende Ausschlag keine natürlichen Blattern waren. Später gelangte St. zu der Ueberzeugung, dass Willan Recht habe, dass aber eine Modification der ächten Pocken einträte, sowohl, wenn auf gehörige Kuhpocken natürliche Blattern folgen, als auch, wenn die Vaccination bei einem kurz vorher oder gleichzeitig von natürlichen Blattern Angesteckten angewandt wird und haftet, und beide Exantheme sich gegenseitig beschränken. Heim dagegen ist unüberzeugt. Er glaubt, dass, wenn natürliche Blattern nach der Vaccination erfolgen, die Kuhpocken nicht ächt gewesen sind. So hat er es immer in Berlin gefunden. Willan traut er keine Kenntniss von der Varicelle zu. Die Impfärzte müssen die Impflinge mehrere Male besuchen, die oberflächliche Vaccinationsweise muss aufhören. Ohne eine genügende Reihe sprechender Thatsachen und Versuche, die das Gegentheil darthun, kann St. nicht die Ansicht aufgeben, die er schon lange hegt, dass natürliche Blattern und Windpocken verschiedenen Ursprungs sind. Er beobachtete Blatternseuchen, ohne vor, nachher oder während derselben von Windpocken zu hören. Natürliche Blattern sind nach der Vaccination sehr selten geworden. Man beobachtete ferner nie, dass, wenn Kinder mit Blatternkranken in Berührung geriethen, Einige Blattern, Andere Windpocken bekamen. Noch ein weiterer Gegenbeweis ist nicht ohne alles Gewicht. Es ist bekannt, dass, wenn die Kuhpocken Einem gegeben werden, der kurz vorher Ansteckung von Windpocken erlitt, die nun in der Zeit der Vaccination hervortreten, jene zurückbleiben, bis diese ihren Verlauf geendigt haben. Das Gegentheil findet Statt, wenn variolöse und vaccinöse Ansteckung in einem Subject zusammenfallen. Diese beiden Processe gehen zu gleicher Zeit vor sich, obschon sie Einfluss auf einander äussern. Wären die Windpocken eine Abart der natürlichen Blattern, so müssten sie auch mit den Kuhpocken verwandt sein und würden diese in ihrem Fortschreiten nicht hemmen. Das thun sie aber".

Einige Bemerkungen über die Schutzkraft der Kuhpocken, auf Veranlassung eines nicht ganz aufzuklärenden Vorfalls in Linden.

„Die von dem königl. Collegium der Aerzte Londons auf Antrag des Parlaments niedergesetzte Commission ist zu dem Resultate gekommen, dass ausnahmsweise allerdings Vaccinirte von den Pocken befallen werden können, dass aber nicht einmal so viel Vaccinirte später von den natürlichen Blattern angesteckt werden, und ausserdem immer auf eine sehr gutartige Weise und ohne Lebensgefahr, als ehemals unter einer gleichen Zahl von geimpften Blattern gestorben sein würden. Unter 300 Inoculirten starb nämlich einer. Und auch bei der Inoculation kam ein zweites Befallen vor, dann aber nur milder und weniger drohend. In Hannover fand auf dem Continente die erste Inoculation und Vaccination Statt. Dass die vier Kinder des Einwohners Holekamp in Linden, die ehemals vaccinirt wurden, die Pocken gehabt haben, ist ausser Zweifel. Das eine Kind war vom Hofmedicus Heine geimpft. Die Vaccination war aber nach seiner Aussage nicht genügend gewesen, da die Areola fehlte, und die Kuhpocken sich zu schnell entwickel-

ten. Die anderen Kinder waren von einem Wundarzte geimpft, der die Lymphe am 11. Tage, wo also schon Eiterung vorhanden, abgenommen hatte. 1808 beobachtete Stieglitz in der Praxis des Hofmedicus Mühry einen zweiten Fall. Das Kind war vor vier Jahren geimpft, hatte aber nur eine Pustel erhalten, und von dieser war noch Lymphe entnommen. Das Kind wurde von wirklichen Pocken befallen. Nur ein Unkundiger hätte hier an Varicella denken können. Auf dem behaarten Theile des Kopfes waren nur 3 — 4 Blattern. Auch Dr. Lodemann, dieser genaue Beobachter, stimmt mit Stieglitz überein, dass hier wirklich Blattern vorhanden waren."

Einige die Kuhpocken betreffende Erörterungen.

„Zwei Fragen kommen in Betracht, ob der Impfstoff für die Kuhpocken von Zeit zu Zeit von Neuem von den Kühen zu entnehmen sei, ob er durch seinen Durchgang durch so viele Millionen an Kraft verliere und allmälig ausarte. Viele sehen die Humanisirung des Impfstoffes als vollständige Ursache der Verringerung der Schutzkraft der Kuhpocke an. Schon Jenner beobachtete, dass die mit von den Eutern der Kühe entnommener Lymphe Geimpften heftigere Localzufälle und verstärktes Fieber erhielten. Aeltere Aerzte behaupten, die früheren Kuhpocken seien grösser und mit einer verbreiteteren Areola versehen gewesen. Die von Fehleisen in Würtemberg und Bouisquet in Paris gemachten Impfversuche ergaben, mit humanisirter Lymphe bewerkstelligt, an demselben Kinde kleinere Kuhpocken als die am andern Arme mit Kuhlymphe hervorgerufenen. Dr. Prinz, Professor der Thierarzneikunde, hat bewiesen, dass die von Kühen auf Kinder übertragene Kuhlymphe ursprünglich kleine Pusteln erzeuge, und dass erst mit der Weiterimpfung mit dieser Lymphe von Kind zu Kind die Pusteln eine nicht gesehene Grösse und Fülle erreichten und bei den Impflingen Fieber mit Anschwellung der Achseldrüsen herbeiführten. Es ist nicht einleuchtend, warum die Kuhpocken sammt ihrer Areola grösser oder kleiner sein sollen. Aus folgenden Thatsachen scheint aber hervorzugehen, dass der Impfstoff, der vielleicht vor länger als 40 Jahren seinen Ursprung hat, an Schutzkraft nichts verloren. 1) Von den Blattern wurden diejenigen Vaccinirten am meisten befallen, welche schon vor 15 — 20 Jahren, ausnahmsweise nur Kinder, die erst vor 1 — 2 Jahren geimpft waren. Eine allmälige Ausartung des Impfstoffes müsste angenommen werden, wenn ein umgekehrtes Verhältniss Statt fände. Der Impfstoff schützt aber in den ersten Jahren nach seiner Einimpfung in der grossen Mehrzahl von natürlichen Blattern noch jetzt mit der vollen Stärke und Sicherheit, als selbst in der Zeit von Jenner wahrgenommen wurde. Nicht der Kuhpockenstoff ist im Laufe der Zeit ausgeartet, sondern die Unempfänglichkeit gegen Blatternansteckung ist es, die sich im Verlaufe von mehreren Jahren verliert. 2) Die natürlichen Blattern stellen sich bei Vaccinirten höchst modificirt dar. Wenn auch die ersten Zeiträume noch so gefährlich und stürmisch sich ausbilden, so kommt doch das Eiterungsfieber nicht zu Stande. Es ist daher kein Paradoxon, die Varioloiden für einen Triumph der Schutzpocken zu erklären. Irrig ist die Ansicht der Franzosen, dass die jetzigen Epidemien von Blattern und Varioloiden ein ganz neues Exanthem seien. Die zweite wichtige Frage ist die der Revaccination. Für ihre allgemeine Einführung lässt sich geltend machen: 1) Vielleicht war im Verlaufe der vor Jahren überstandenen Kuhpocken doch etwas Unvollkommenes. 2) Das so vielfache Befallen der Varioloiden drängt den Gedanken auf, dass nach längerer Zeit die Empfänglichkeit für Blatternansteckung sich wieder herzustellen vermag. Der Erfolg muss über die Revaccination entscheiden. Alles hängt davon ab, ob bei künftigen Blatternseuchen in der That die mit Erfolg Revaccinirten niemals oder viel seltner als die nicht Revaccinirten befallen werden. Nur stelle man keine Anträge an die Staatsgewalt, sie gesetzlich zu machen und sie zu gebieten. Die erste Kuhpockenimpfung soll gegen natürliche Blattern schützen, die Revaccination gegen Varioloiden. Eichhorn drang darauf, durch eine grosse Anzahl von Kuhpocken den Einfluss der Vaccination auf den ganzen Organismus zu verstärken. Dieser Ansicht ist nicht beizupflichten. Denn auf eine vergrösserte Masse des Ansteckungsstoffes kommt es für ein Individuum nie und nirgends an. Ohne allen Grund stellt man jetzt die Meinung auf, dass diese verborgenen Veränderungen des Contagiums innerhalb der Blutmasse selbst vor sich gehen. Hoffmann's Pockendrüsen, in denen sich der variolöse Stoff ausbilden und allmälig vermehren soll, haben unter einigen Beschränkungen viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Wenn die kleinste Menge eines Contagiums in den Körper dringt und daselbst so wirkt, dass sich die, dem ersteren eigne, Krankheit vollständig ausbildet, so leistet

die kleinere Masse von Ansteckungstoff so viel als ihre grösste Summe nur vermocht hätte. Es ist daher ohne bedeutenderen Einfluss auf den Organismus und namentlich auf die zukünftige Schutzkraft gegen Blatternansteckung, ob man viel oder wenig Kuhpockenlymphe anwendet und die Zahl der Impfstiche gross oder klein sein lässt. Den Nutzen von 16 — 20 vaccinirten Stellen konnte Eichhorn nicht durch Erfahrungen beweisen. Er legte viel Gewicht auf das Fieber. Kann dies aber nicht von den Impfwunden, statt von den im Innern des Körpers vorgehenden Veränderungen entstehen?"

Specielle Pathologie.

Als Stieglitz seine Erstlingsarbeit, die nicht, wie gewöhnlich angeführt wird, den Titel „de lue larvata", sondern „de morbis venereis larvatis" trägt, veröffentlichte, befanden sich die Ansichten über Syphilis in einer ähnlichen Verwirrung als am Ausgange der vierziger Jahre, wo Ricord von Paris her das neue Dogma von der Nichtcontagiosität der secundären Syphilis in Scene gesetzt hatte. Es war vorzugsweise Girtanner, der durch seine oberflächliche Gelehrsamkeit als neues Theorem proklamirt hatte, dass es gar keine verlarvten venerischen Krankheiten gebe, und dass, die Syphilis selbst westindischen Ursprungs sei. Mit derselben Consequenz läugnete er die hereditäre Syphilis und stellte als pathognomonische Symptome der Krankheit die Geschwüre im Halse und die nächtlichen Knochenschmerzen hin. Die Mehrzahl der Praktiker huldigte diesen Hypothesen schon desshalb, weil sie neu waren. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten Stieglitz', dieser Anschauungsweise in obiger Abhandlung entgegen getreten zu sein. Die Schrift selbst ist Marcus Herz gewidmet. St. gesteht, dass in der Erkennung und Behandlung der Syphilis grosse Fortschritte gemacht seien. Zwei Momente hätten hierauf vorzüglich eingewirkt, einmal die Anwendung der Anatomie und Physiologie, zweitens der ächten Philosophie; denn nicht der Arzt, der zugleich Philosoph ist, ist desshalb schon ein philosophischer Arzt. Von den deutschen Aerzten hätten es nur zwei verstanden, die Philosophie und philosophische Genauigkeit auf die Medicin zu übertragen, Zimmermann und Marcard. Indem Verf. nun zu seinem Gegenstande übergeht, gibt er zunächst eine Definition von larvirten Krankheiten. Rem aliquam larvare sei dasselbe als eine Sache verheimlichen, ihre Wirkungen nicht offen legen. Eine Krankheitsursache sei larvirt, wenn sie durch keine Symptome eines krankhaften Zustandes sich offenbare, wenn dieselbe in einer ungewöhnlichen Ordnung auftrete, und solche Symptome hervorrufe, welche mit einer anderen Krankheitsursache verbunden zu sein pflegen. Von dem venerischen Gifte wird dieses ausgesagt. Man müsse aber drei Classen von larvirten, venerischen Krankheiten unterscheiden: 1) das im Körper vorhandene Gift könne lange schlafen und unthätig bleiben, in der Zeugung dem Kinde mitgetheilt werden und bei diesem erst nach geraumer Zeit, in einem gewissen Alter ausbrechen; 2) das venerische Gift sei in dem Körper des Kranken vorhanden, indessen äussere es sich heimlich und befalle erst mehrere Theile, nachdem es sich auf einzelne beschränkt hatte; 3) das im Körper vorhandene venerische Gift bringe Wirkungen und Zufälle hervor, die zwar sichtbar seien, die man jedoch nicht für venerisch halte. Diese verschiedenen Arten müssten genau getrennt und niemals zusammengeworfen werden. Die erste Classe derselben existire nicht; die Lehre davon sei ungereimt und streite gegen alle physiologischen und pathologischen Begriffe. Nach den Gesetzen der thierischen Oekonomie könne eine fremdartige oder schädliche Materie im Körper nicht ruhen oder schlafen. Daher läugnet St. auch die hereditäre Syphilis, beruft sich darauf, dass die neugeborenen Kinder nicht mit Sy-

philis zur Welt kommen, sondern erst nach einigen, gewöhnlich 10 Tagen, die Symptome auftreten, als Beweis, dass die Kinder örtlich durch die Mutter angesteckt seien. Es gebe keinen Grund, einzusehen, warum die Venerie erst dann die äusseren Theile befallen sollte, nachdem sie der äusseren Luft ausgesetzt sind. Dagegen gibt er die zweite und dritte Classe zu. Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, dass es jetzt allgemein angenommen ist, dass eine latente und larvirte Syphilis existirt.

Damals war es aber ein grosser Fortschritt, den Stieglitz anbahnte, die larvirten, venerischen Krankheiten nicht gänzlich zu läugnen und die Girtanner'sche Auctorität durch diese Arbeit erschüttert zu haben.

Doch die grössten und bleibende Verdienste erwarb sich Stieglitz durch seine ausgezeichnete Monographie über Scharlachfieber. Seine hier aufgestellten Maximen werden für alle Zeiten Gültigkeit haben und empfehlen sich theoretisch wie praktisch schon durch ihre Einfachheit; in einer 25jährigen Praxis haben sie sich uns als wahr und mit der Erfahrung übereinstimmend bewiesen, und können wir unser Glück bei der Behandlung von Scharlachkranken vorzugsweise der Befolgung der hier gegebenen Vorschriften zuschreiben. Dass ein grosser Kritiker und ein vollendeter medicinischer Künstler sich in einer Person vereinigen lassen und sich durchaus nicht ausschliessen, davon hat St. durch sein Werk über Scharlachfieber den Beweis geliefert. Dieses Buch ist in seinen einzelnen Theilen so verfasst, dass man es ein der Natur abgelauschtes Kunstwerk nennen könnte. Jedenfalls ist der therapeutische Theil aber der Glanzpunkt. Derjenige Arzt, der die hier aufgestellten Heilmaximen sich aneignet und am Krankenbette befolgt, wird ohne Frage glücklicher sein als die Aerzte, welche sich der jeweilig herrschenden Modetherapie hingeben. Ausgezeichnet sind die Principien, die St. über die Behandlung der fieberhaften Krankheiten im Allgemeinen aufstellt. Wir geben im Folgenden eine gedrängte Analyse des Buches.

Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers.

„Seit langen Jahren ertönt an vielen Orten Deutschlands die Klage, dass das Scharlachfieber bösartiger und tödtlicher geworden sei. Die Thatsache ist unbestreitbar. Die Brown'sche Lehre findet erst jetzt ihren Eingang in die Praxis in Städten und auf dem Lande; auch in den chemischen und naturphilosophischen Schulen ist die Brown'sche Verfahrungsart nicht zu verkennen. Diese grosse Revolution hat in ihren Strudel Jeden mit hineingezogen, Jeden Alles verwerfen, Neues in sich aufnehmen lassen, sehr Wenige in rechtem Masse und in ächt wissenschaftlichem Geiste, die Menge und die excentrischen Köpfe, die immer gern in die Extreme verfallen und sich Partirerei hingeben, wohl schwerlich zu ihrem und ihrer Kranken Vortheil. Der vorzüglichste Fehler des Brown'schen Systems ist bekanntlich: Allenthalben und fast immer Schwäche zu sehen, Alles so zu deuten, dass Asthenie hervorgeht, sie im Heilverfahren fast ausschliessend zu berücksichtigen, die tiefste Abneigung gegen ausleerende Mittel, gegen Brechen und Abführen. Um die vor 20 Jahren herrschende antigastrische Methode, Krankheiten zu heilen, zu bekämpfen, hätte es der Verpflanzung der schottischen Lehre nach Deutschland nicht bedurft. Die besseren Schriftsteller sprachen schon nachdrücklich gegen sie sich aus. Die Nervenpathologie musste auch gegen sie zu Felde ziehen. Ein grosser Gewinn aber für die richtigen Beurtheilung und Behandlung aller Krankheiten ist die durch den Brownianismus eingeleitete Lehre, bei allen Leiden zuvörderst die Untersuchung anzustellen, ob sie sthenischer oder asthenischer Natur sind. Hier ist uns ein wahrer Fortschritt der Kunst erworben. Es scheint zwar mit der ehemaligen Gegeneinandersetzung des inflammatorischen und nervösen Charakters der Krankheiten zusammenzufallen; aber diese, an sich gegründete, allerdings ähnliche Unterscheidung hatte nur einige unbestimmte Uebel im Auge. Die sogenannten inflammatorischen Fieber der ächten Art haben die wenigsten Veränderungen in ihrer Behandlung erfahren. Die Entzündungen sthe-

nischer und asthenischer Art müssten leichter nach ihrem entgegengesetzten Charakter zu unterscheiden sein. Die Verwirrung ist noch sehr gross; der Fehlgriffe geschehen hier sehr viele. Ich komme auf den Synochus, Typhus, die sogenannten Nerven- und Faulfieber. Diese Classe wurde in Deutschland vorzüglich benutzt, um Brownianer zu machen und zu bilden. Deren Behandlung haben sie gebessert, gezeigt, dass die gastrischen, rheumatischen, später inflammatorischen Complicationen fälschlich angenommen wurden, dass man mit blossen Reizmitteln so Vieles leisten könne, dass die flüchtigen Reizmittel im Anfange und weiteren Fortgange eine besondere Berücksichtigung verdienen, dass zwischen den diätetischen und pharmaceutischen Mitteln mehr Uebereinstimmung herrschen müsse, dass auf die Gabe der Mittel und ihre Folge so viel ankomme. Ein Fehler war, dass man die Behandlung des Typhus auf alle chronische Krankheiten ausdehnte. Die besseren englischen Aerzte handelten schon vor Brown in dessen Sinne. Aber die grosse, durchgreifende, in der Theorie so tief begründete Verschiedenheit zwischen asthenischen Krankheiten, die in die Classen von directer und indirecter Asthenie zu stellen sind, war am Krankenbett nie einleuchtend und unbestreitbar nachgewiesen. Nicht einmal der Versuch war gemacht, diese Unterscheidung in einzelnen Krankheiten und am wenigsten beim Typhus nachzuweisen. Desto mehr muss es befremden, dass die Brown'schen Aerzte unter indirecter Asthenie in der Praxis vorzüglich im Typhus nichts zu subsummiren wissen. Was soll man aber zu der Anmassung sagen, immer die Behauptung zu vertheidigen: Die Ausübung zeige die durchgängige Wahrheit und Gewissheit der neuen Lehre, und man könne daher wissenschaftliche Deductionen entbehren. Das absichtliche Verschweigen dieser Lücken wird wahrscheinlich, da man jetzt diese zwar nicht erörtert, aber dem beschämenden Eingeständniss derselben zuvorzukommen sucht, indem man der Theorie die Wendung gibt, indirecte Asthenie könne nur von kurzer Dauer sein, müsse schnell in directe Asthenie der höheren Grade sich verwandeln, zwei Behauptungen, die mir ganz unhaltbar scheinen, denn das Wesen der einen Asthenie ist höchst erschöpfte, das der anderen höchst angehäufte Erregbarkeit. Woher soll also bei indirecter Asthenie so plötzlich und leicht die Erregbarkeit sich ersetzen und woher soll sie bei solchem Mangel augenblicklich und immer im Uebermasse zuströmen können? Die Brownianer gehen hierüber leicht weg und scheinen das Streben nach Consequenz für leere Skrupulosität zu halten. Den einen Typhus behandeln sie wie den anderen. Diese Untreue an den Lehren des Schotten musste man noch weiter treiben. Es hängt sehr viel davon ab, unter welcher Form ein Typhus sich darstellt, welche Theile er hervortretend und zuerst ergreift, und welche Symptome ihm eigenthümlich sind. Eine besondere Auswahl von Reizmitteln ist oft nöthig. Wie ganz anders muss der Arzt verfahren, wenn der Sopor, Stumpfsinn u. s. w. die Krankheit charakterisirten, als wenn der entgegengesetzte Fall eintritt: fortwährende Schlaflosigkeit. Nicht ganz darf man die alte Unterscheidung zwischen der nervösen und putriden Form des Typhus unberücksichtigt lassen, da bestimmte Mittel gewählt oder verworfen werden müssen. Welche Theile besonders leiden, Kopf, Lungen, Leber hat auf die Ausführung der nöthigen Anzeigen nicht weniger Einfluss. Die Erregungstheorie hat dem Brownianismus die Einseitigkeit genommen. Wahrlich wir heilen keinen Typhus, er endigt von selbst! Es wird aber immer unbezweifelter sein, dass eine gewisse, ächte heilende Curmethode gegen den Typhus erfunden und erprobt ist, ich meine die Currie'sche Methode, die Fieberkranken, wenn sie nur nicht im Frösteln sind oder vermehrte Hautausdünstung haben, mit kaltem Walter zu behandeln. Es ist gut, Krankheiten, die sich einmal gebildet haben, einen gewissen beschränkten Verlauf zu lassen, sobald er nicht mit Gefahr oder zu vielen Leiden verbunden ist; ein zu stürmisches Heilen hat seine Nachtheile. Ohne nahe liegende Aufforderung verlasse ich nicht gern diese alte Maxime. Bei den intermittirenden Fiebern lasse ich 3—4 Anfälle überstehen. In dieser Zeit ist dann wohl einmal ein Brech- oder Abführmittel angezeigt. Dann reiche ich die Chinarinde, immer in Substanz und zwar Erwachsenen jede Stunde ein halbes Quentchen und lasse jedes Mal 10 — 12 Tropfen Naphta oder etwas Zimmtrinde hinzu setzen; Mohnsaft füge ich nur hinzu, wenn die China Durchfälle bringt. Eine wahre Feb. contin. remittens verwandelt sich wohl nicht in eine Feb. intermittens. Dieselbe ist oft nur die Maske. Allgemein herrscht von lange her der Glaube, das kalte Fieber vermöge schwere chronische Uebel zu heilen. Die grossen Bedenklichkeiten, dieses Fieber rasch zu bekämpfen, stützten sich auf dieses Vorurtheil. Keiner kann aber einen nicht zu bezweifelnden Fall anführen, wo Wasser-

sucht, Schwindsucht, Epilepsie durch ein hinzugetretenes kaltes Fieber beendigt wären. Das Bestreben, noch ein anderes Mittel aufzufinden, das so schnell und sicher diese Art Fieber heile als die Chinarinde, ist eine wissenschaftliche Curiosität. — In dieser ganzen Zeit hielt man das bei den Ausschlagskrankheiten wahrzunehmende Fieber für eine Reihe von Bewegungen, deren einzige Richtung sei, den Ausschlag von innen nach aussen zu werfen, seinen Stoff aus dem Blute abzusondern und auf die Haut abzusetzen. Diese Ansicht ist roh und irrig. C. L. Hoffmann durchsah das tief. Er wies jedem Ausschlag eine bestimmte Feuchtigkeit des menschlichen Körpers an und liess sie in ihren Absonderungsdrüsen stocken.

Alle fieberhaften Exantheme erfordern zu ihrem Wesen und Sein bestimmte Bewegungen, die wir Fieber nennen. Diese Auseinandersetzung, dass es in einer Causalverbindung zu ihnen stehe, ist von grosser Wichtigkeit. In den gewöhnlichen Fällen wird es nicht mit einem Zustande der Schwäche zusammenhängen. Durch Entziehung von Reizen zu schwächen, wird also die gewöhnliche Maxime sein müssen. So lehrt es auch die Erfahrung bei Blattern, Masern und Scharlach. Wie dieses Fieber entsteht, ist unbekannt. Was die Ausschlagsstoffe an sich sind, wie sie in ihren Bestandtheilen sich verändern können, was ihnen selbst oder was ihrem Vehikel, der zugemischten Lymphe oder Eiter, in denen sie sich uns darstellen, zukommt, wissen wir nicht; sie sind nie einer chemischen Analyse unterworfen worden. Was die Contagien nicht sind, lässt sich ungefähr andeuten. Gewiss keine der menschlichen Natur absolut schädliche Stoffe. Die zu lösende Hauptschwierigkeit liegt darin, dass sie, nachdem sie einmal ihre Wirkung geäussert haben, die Anlage tilgen. Die Säfte sollen mit dem Blattern-, Masernstoff u. s. w. gesättigt sein.

Der Scharlach hat nicht den festen, unwandelbaren Gang, den wir bei anderen Exanthemen finden. Desshalb ist es um so befremdender, dass man gerade dem Ausschlage so viel Gewicht beilegte und es zum Hauptpunkte machte, ihn auf die Haut zu bringen, ihn zu fixiren, ihn auf innere Theile versetzt zu glauben, wenn ein übler Ausgang sich einleitet. Daher kommt es, dass die hitzigen Mittel an der Tagesordnung sind, dass man es darauf anlegt, Schweiss hervorzubringen von Anfang der Krankheit bis zu ihrem Ende. Grosser, jetzt wieder verkannter Sydenham, wie weit warst Du und die, welche Dir folgten, unseren sich so erleuchtet dünkenden Jüngern Aeskulap's voraus! Daher nun das viele Sterben im Scharlachfieber. Es fällt den Aerzten nicht ein, ihre eigne Behandlungsweise zu beschuldigen; die Krankheit soll eine üblere Wendung genommen haben. Wie verblendet man hierüber sein kann, beweist der berühmte Hunter, dem in einer Masernepidemie jeder 12. starb.

Die im letzten Jahrzehent so allgemein gewordene Empfehlung der vermeintlichen Cultur der Haut, hat ein grosses Heilmittel, das lauwarme Baden, nicht nur in die Cur fast aller Krankheiten gezogen, sondern es auch in täglichen diätetischen Gebrauch gebracht, zu dem es sich gar nicht eignet, am wenigsten für die Kinderwelt, der ich in zu häufiger Anwendung es oft sehr nachtheilig fand. Auch von dieser Cultur der Haut sehen wir, wie von so mancher anderen Cultur, weniger die guten Früchte als die Folgen der Uebertreibung und Verfeinerung, vermehrte Schwäche und krankhafte Reizbarkeit! Das Baden ist der Reinlichkeit sehr günstig, und körperliche Reinlichkeit ist eine grosse Zierde des Menschen. Aber der Schmutz ist sicherlich kein Hinderniss der kräftigen Thätigkeit der Haut und stört gewiss weder im gesunden noch kranken Zustande irgend einen bedeutenden Zweck derselben. Unser gemeiner Mann, der Taglöhner, der Bauer badet nicht und wäscht nur zu Zeiten Hände und Gesicht, dünstet aber vortrefflich aus und Krankheiten endigen wohl bei ihm am häufigsten mit heilsamen Schweissen. Den Trieb der Säfte hervorstechend nach der Haut richten, den Ausbruch von Schweiss erzeugen, ist daher eine sehr schädliche Massregel beim Scharlach. Es erfolgt nun eine zu grosse Thätigkeit, wenn vielleicht eine verminderte die wünschenswerthe ist, und weitgehende Erschlaffung des Hautorgans wird hierdurch in einem späteren Zeitraume mitbewirkt, indem sie die nachtheiligsten Folgen droht. Je wichtiger die Beschaffenheit und Richtung der Hautthätigkeit für den Verlauf uns dünken, desto bedenklicher sollte man sein, so stürmisch auf dieselbe einzuwirken. Drei Gesichtspunkte, die sich alle 3 als falsch ergeben, hat man vorzüglich bei dem so dringenden Empfehlen der schweisstreibenden Methode: 1) Die Schweissmittel sollen den Absatz aus dem Blute auf die Haut befördern. Aus dem Blute wird aber nichts abgesetzt; auf der Haut ist nur er-

sten Beginnen der Ansteckung schon alle Veränderung eingeleitet. 2) Die Schweissmittel sollen den Hautausschlag auf der Haut fixiren und sein Rücktreten verhindern. Man versetzte aber dadurch das Hautsystem in den Zustand völliger Lähmung. 3) Nach überstandener Scharlachkrankheit war die Haut auch in den Fällen, in denen wenig oder gar kein Ausschlag zum Vorschein gekommen war, in einem solchen Zustande von Schwäche, dass eine kleine Verkältung schon hinreichend war, alle Hautausdünstung zu hemmen und Wassersucht zu bilden. Durch Begünstigung von Schweissen glaubte man, dies verhindern zu können und unterhielt so eine Erschlaffung und Erschöpfung der Haut, die sie immer mehr für jeden äusseren Eindruck im unangemessensten Grade empfänglich machte. Die Brown'schen Aerzte setzten sich über den Säfteverlust hinweg und erklärten die Diaphoretica für Reizmittel. Meine Absicht ist nicht in das andere Extrem zu leiten, zu lehren, man müsse die Schweisse unbedingt unterdrücken, wenn sie ohne Mitwirkung der Kunst von selbst entstehen, wenn ihr Ausbruch mit dem Gange des Fiebers zusammenhängt, dessen Abnahme und besseren Verlauf sie aber öfters anzeigen als veranlassen. Diese Ansicht über die Diaphoretica herrscht so allgemein, so falsch sie ist, mehr oder weniger in alten und neuen Werken; die angesehensten Collegia medica empfehlen sie. Ich halte im ersten Zeitraume des Scharlachfiebers für das Wichtigste und Entscheidendste: Brechen und Abführen, und ein damit übereinstimmendes schwächendes und kühlendes Verfahren, den Gebrauch von Mittelsalzen und Säuren, und die dünnste Nahrung. Die Erfahrung spricht hierfür. In Hannover sind die Aerzte dieser Behandlung stets treu geblieben. Sich auf eine Art von Räsonnement einzulassen, d. h. rationelle Gründe im Gegensatz des blossen Berufens auf den bewirkten Erfolg anzuwenden, ist erforderlich, wenn man seine Zeitgenossen für neue Ansichten und Massregeln gewinnen oder veraltete und ausser Umlauf gebrachte wieder in ihre Rechte einsetzen will. Man muss den Versuch wagen, zu zeigen, dass unsere Meinung inneren Zusammenhang hat und an andere grosse Wahrheiten sich anschliesst, dass unsere Vorschläge aus der Natur der Krankheit fliessen. Der Charakter des Fiebers entscheidet aber die nöthigen Massregeln. Die exanthematischen Fieber sind nicht Folge der von aussen auf den Menschen wirkenden Reize. Das Contagium, das dem Körper von aussen mitgetheilt ist, bereitet eine Reihe von Veränderungen, wahrscheinlich im Hautorgane selbst vor, die sich aller Beobachtung in diesem Zeitraume entziehen. Es ist klar: nicht das in den Körper gebrachte Contagium, dessen grössere oder kleinere Menge, ist im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Fieber, sondern dieses wird durch der Zeit und Art nach sehr fernliegende Veränderungen hervorgebracht, deren erster Anstoss nur vom Contagium gegeben wurde. Diese merkwürdige Entstehungsart rückt sie aus der Reihe aller anderen Fieber heraus. Das ist nie gehörig eingesehen. Wir haben desshalb nie wahre Entzündungsfieber oder typhöse Fieber vor uns. Der Fiebersturm hat in den exanthematischen Fiebern wie seinen besonderen Ursprung auch seinen besonderen Zweck. Dieser geht dahin: gewisse Veränderungen des Ausschlags zu bewirken, deren naturgemässe Entwicklung über Leben und Tod entscheidet und die Empfänglichkeit für eine vermeinte Ansteckung auf immer tilgt. Sind diese Veränderungen zu Stande gebracht, so ist das Fieber meistentheils geendigt. Heute liegt der Kranke in Convulsionen, morgen ist der Ausbruch der Masern und Blattern bewirkt. Man untersuche dann stets, ob Sthenie oder Asthenie vorhanden. Erstere findet sich meistens im Anfange. Desshalb passt dann eine schwächende Behandlung. Der Nutzen der Brech- und Abführmittel besteht 1) darin, dass sie wichtige Mittel sind, einen sthenischen Zustand zu mildern und zu heben; sie sind aber nicht so schwächend wie der Aderlass. 2) Es ist von Wichtigkeit, durch Brechen und besonders durch Stuhlentleerungen zu schwächen. Von welchen Punkten wir Reize entziehen, ist nicht von so geringem Einflusse. Während bei den Masern die spontanen Durchfälle heilsam, sind dieselben beim Scharlach meist gefährlich. 3) Dem Leiden des Gehirns wird am meisten dadurch vorgebeugt, weil der Kopf frei gemacht wird. Vogler in Nassau bemühte sich vergeblich, durch seinen Aufsatz im Hufeland'schen Journal die Aerzte vor den Abführmitteln kopfscheu zu machen.

Einzelne Symptome müssen nie die Aufmerksamkeit des Arztes zu sehr auf sich ziehen. In das Chaos dessen, was bei jedem Kranken vom gewöhnlichen gesunden Sein abweicht, muss Zusammenhang und Einheit durch die Ideen kommen. Diese Ideen müssen bestimmte Begriffe sein, die mit Erfahrungssätzen zu belegen sind, deren Gebiet, Umfang und Grenze darzuthun ist. Was ich Ideen nenne, wurde in der Vorbrownschen Zeit als Ursache aufgefasst, und die dogma-

tischen Aerzte aller Zeiten wussten sich viel darauf, nach den Ursachen zu heilen. Die Erforschung der Ursachen ist nun in den neueren Systemen in den Hintergrund gedrängt. Es fehlt an der Summe der nöthigen Reize, oder ihr Ueberfluss ist nachtheilig, ein bestimmter chemischer Stoff ist zu reichlich da oder mangelt. Hierauf beschränkt sich Alles, was auszumitteln ist, aus dem sich schon von selbst ergibt, was zu leisten ist. Leuchtet auch aufs Klarste ein, dass das Neue, was an die Stelle getreten ist, als sein Gegengift den Keim der Zerstörung in sich hat, so mag man doch das Alte nicht ganz zurückwünschen. Die ehemaligen Lehren über die Ursachen liefen auf vielfache Spitzfindigkeiten hinaus, waren leer an Inhalt und in einer Terminologie ausgedacht, über die man sich nie verstand. Man legte das meiste Gewicht auf die Causa proxima, ohne je bestimmt festsetzen zu können, worin sie bestehe, und welche Merkmale ihr zukommen, ob sie der Inbegriff aller entfernten und nahen, praedisponirenden und gelegentlichen Ursachen sei oder nur den wichtigsten und bleibendsten Theil umfasse, der Verwechslungen mit der eigentlichen Natur und dem Sein der Krankheit nicht zu gedenken. Gast, Hufeland, Selle sind darin nicht einig. Alles, was auf die Erzeugung und weitere Richtung einer Krankheit Einfluss haben kann, werde als eine Erscheinung herausgehoben und erwogen. Jede Krankheit selbst müssen wir nach ihrer Natur, Eigenthümlichkeit, Sitz, Wirkungen zu erforschen suchen. Diese letzteren Verhältnisse hellen die Erscheinungen der Krankheit auf, sind die Ursachen derselben, was wir nur im Allgemeinen wissen, selten näher entwickeln können. Das Wesen der Krankheit ergibt sich, wenn diese Untersuchung zum Ziele führt, und das ist viel. Es ist Zeit, dass die Täuschungen aufhören, die das wahre Fortschreiten unserer Wissenschaft und Kunst hemmen. Man überzeuge sich, dass das ganze Fachwerk von Krankheitsursachen entweder mit leeren oder unfruchtbaren Begriffen ausgefüllt werden oder Gegenstände befassen müsste, die als z. B. die Entwicklung der Natur der Krankheit unter ganz andere Rubriken gehören. Man vergesse nur nie, dass das Erkennen und Heilen der Krankheiten sich nie allein auf die Einsicht in ihre wahren Ursachen, deren Widerstreit überdies oft den Abschluss eines Resultats erschwert, stützen kann, da alle Einwirkung von innen und aussen auf den menschlichen Körper oder alle inneren und äusseren Vorfallenheiten, die in die Reihe von Krankheitsursachen kommen, wenn sie nicht rein chemisch oder mechanisch sind und bleiben, sich immer nach der Receptivität und Reaction richten, welche sie nach den verschiedenen Systemen, in denen sie Statt finden müssen, in verschiedenen Zeiten und Individuen unzuberechnenden Modificationen im Allgemeinen und Besonderen unterworfen sind, Modificationen, die nach den Gesetzen der Gewohnheit, um nur ein Moment zu berühren, krankhafte Bewegungen auf die kleinste Veranlassung hervorrufen, oder nach denselben Gesetzen die grössten Ursachen ohne entsprechende Wirkungen lassen. Es bleibt also nichts übrig, als in die Natur jedes kranken Zustandes so tief als möglich einzudringen und sein eigenthümliches Sein durch Beobachtung der Beschaffenheit und des Verlaufs der Erscheinungen und des Erfolgs, den die Arzneien haben, sowie durch Hülfe der Leichenöffnungen und des Lichts der Analogie uns aufzuhellen. Gewährt die Verbindung von dem Allen Aufschluss, so darf man sich zu Zeiten einige vorsichtige Schlüsse über das Verhältniss der Krankheitsursachen zu ihrem Product erlauben.

Das zur Rechtfertigung: dass ich Ideen nenne, was Andere als Ursachen aufstellen. Jede Reihe von Krankheitszufällen hat weder in ihren einzelnen Partien, noch in ihrer ganzen Verbindung Einheit und Zusammenhang, noch gestattet sie einen Schluss auf die Bedeutung und Heilmethode jener, bis wir nicht den Ausspruch gethan haben, in welche Krankheitsclasse sie gehören. Zu weit hergeholte, oder zu fein ausgesponnene Theorien und Erklärungsarten sagen unserer medicinischen Wissenschaft nicht zu. Aber das blosse Auffassen von Symptomen bringt nicht von der Stelle, wenn der Arzt es nicht benutzt, um eine Idee zu erhalten. Ein Kranker leidet an Herzklopfen. Welch ein Unterschied, ob hier ein Localfehler des Herzens oder der grossen Gefässe oder ein Mangel in den Verrichtungen des Darmkanals zu Grunde liegt! Die Symptome müssen auf die Ideen führen, und die Ideen klären uns die Ursachen auf. Aber ein Anderes ist es, wenn wir gegen die Regeln der Logik uns einen Zirkel im Erklären erlauben; ein Anderes, wenn die Wirklichkeit, die uns zum Handeln auffordert, sich so verwickelt und dunkel uns darstellt, dass Eins aus dem Andern, wechselseitig sich unterstützend, sich ergeben muss: die Erscheinungen uns auf ein allgemeines Urtheil leiten, und dieses dann wieder Licht über jene geben soll: so wie wir oft anfangen

müssen, thätig zu sein und durch den Erfolg erst die Ueberzeugung erhalten, dass wir den rechten Weg eingeschlagen haben.

Das Verfahren beim Scharlach also ist Folgendes: Man mache den Anfang mit einem Brechmittel, das man in abgebrochenen, aber schnell sich folgenden Gaben reicht, damit kein Durchfall eintritt, die Ipecacuanha mit einem kleinen Zusatz des Brechweinsteins. Den anderen Tag gebe man Bittersalz, in Wasser aufgelöst, mit Oxym. spl., 3 — 4 Stuhlgänge in 24 Stunden sind ausreichend. Kleine Kinder erhalten Wiener Trank; Wasser- und Obstsuppen, Himbeerenessig und Citronensäure als Diät. Hiemit fahre man drei Tage fort. Behält das Fieber den sthenischen Charakter, gebe man Salmiak und die Pot. River; Leibesöffnung ist durch Lavements frei zu halten. Steigern sich die Fieberzufälle, treten Phantasien ein: Vitriolsäure, dazu Morgens und Abends ein Gran Calomel, Senfpflaster auf die Waden, ohne die Mittelsalze auszusetzen. Etwa am 5. Tage, aber nicht immer findet ein Uebersprungen des sthenischen in den asthenischen Fieberanfall Statt. Die schwächende Behandlung muss dann aufhören, eine bessere Ernährung eintreten, als Arznei: Inf. Val. mit Minder's Geist oder Hoffmann's Tropfen, virginische Schlangenwurzel oder eine Abkochung der China. Falsch schien es mir, Campher zu geben, der bei Blattern und Masern so wohlthätig ist; nur in dem Falle, dass die eigenthümlichen Gliederschmerzen sich einstellten, dann kleine Gaben; bei krampfigen Zuständen den Mohnsaft. Missliche Diarrhoen verlangen ihn jedoch gebieterisch. Der Moschus in starken, aber seltnen Dosen 6—10 Gran, alle 4 Stunden, ist ein grosses Mittel bei eintretenden Nervenzufällen, Afficirungen des Gehirns. Dann passt auch ein Aufguss der Arnicablumen mit China und Vitriolsäure. Am meisten hat man darauf zu achten, dass der Kopf frei bleibt. Ist derselbe ergriffen, so sind die Kranken meist bewusstlos, es finden Zuckungen Statt. Der Puls behält dabei seine Schnelligkeit, er wird nie langsam, auch das Erbrechen fehlt. Nie zeigten die Leichenöffnungen Wasseransammlungen, wohl aber zu sehr angehäufte Blutgefässe. Bei mangelnder Urinabsonderung tritt stets dieser Fall ein. Kreysig machte zuerst auf die hiebei Statt findende Verstopfung der Nase aufmerksam. Blutegel dürfen dann nicht mehr gesetzt werden, Calomel ist am besten. Es nützt hier durch die besonderen Stuhlentleerungen, die es bewirkt, welche viele entstellte Stoffe aus dem Körper schaffen, die oft nur Producte des Mittels sind, aber sich sehr wohlthätig erweisen. Kommt es zum Speichelfluss, so ist viel gewonnen. Auch die Senfpflaster sind hier gut. Die Hauptschwierigkeit beim Scharlach ist, wie lange soll man schwächen, wann reizen? Feste Grundsätze kann man hierüber nicht aufstellen. Sthenie und Asthenie zu unterscheiden, nach ihren verschiedenen Graden und Uebergängen, ist oft die schwierigste Aufgabe für die Ausübung der Medicin. Sollte der Scharlach im Anfange nie asthenischer Natur sein? Nach meinen Erfahrungen sind es nur die Formen, die mit der bösartigen Bräune auftreten, the putrid sore Throat. — Mit drei grossen Eigenthümlichkeiten stellt sich Scharlach dar. Die thierische Wärme steigt in demselben zu einem hohen Grade, der Puls wird schnell und Phantasieren tritt ein. Es ist ein bedeutender Fortschritt der neueren Medicin, wo man übergrosse Wallung des Blutes, eine über alle Grenze hinausgehende Wärmeerzeugung wahrnimmt, nicht mehr auf unmittelbares Abkühlen bedacht zu sein, was man ehemals immer mit Mitteln erreichen wollte, die in ihrem chemischen Zusammentreten eine künstliche Kälte hervorbringen. Ist die Krankheit sthenischer Natur, so passen die Pflanzensäuren, der Gebrauch von Salpeter u. s. w. Sticht aber der Charakter von Schwäche hervor, dann sind die einzigen wahren Abkühlungsmittel Wein, Fleischbrühe und die reizenden Arzneien. Currie legt zu viel Gewicht auf die besondere Erzeugung und Anhäufung von Wärme im Scharlachfieber; er sieht sie als selbstständige Ursache und nicht als Zeichen an, um sein Begiessen mit kaltem Wasser zu empfehlen. Auch Gregory hat es bei seinem eignen Sohne angewandt. Currie erinnert aber wiederholt, dass man das Begiessen nur in den ersten Perioden der Krankheit anwenden, dass man sich ja überzeugen soll, dass die Haut des Patienten vollkommen trocken, und die Hitze grösser als erträglich ist. Bei der Cynanche maligna hält er das Begiessen mit kaltem Wasser für unanwendbar, das mit lauem indessen für wenig nützlich. Das Verfahren von Currie und Gregory muss unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Es heisst doch wohl, die Scharlachkranken der Verkältung aussetzen, ein Zurückschlagen des Ausschlags von Aussen nach Innen wagen, es darauf ankommen lassen, dass, was auf der Haut sein muss, sich auf innere Theile versetze. Und dennoch erfolgte hier keine Verkältung, kein Zurückschlagen, kein Versetzen,

sondern die schnellste Heilung. Die vollste, reinste Wahrheit der Thatsachen ist aber nicht zu bezweifeln.

Von eigner Anwendung des Begiessens mit kaltem oder lauem Wasser hält mich indessen Vieles ab, und ich kann nicht dazu auffordern, von dieser Heilmethode Gebrauch zu machen. Ich habe Ursache genug, mit meiner bisherigen Behandlungsmethode zufrieden zu sein. Was beim Typhus hinreichend war, der neuen Heilart Zuverlässigkeit und Eingang zu verschaffen, ist beim Scharlach nicht zureichend, ja steht ihr im Wege. Jener begreift ein viel einfacheres, bestimmteres Einwirken, zumal wenn er von Ansteckung seinen Ursprung nimmt und noch im Entstehen ist. Er stellt reine Asthenie dar. Der Scharlach kann aber sthenisch und asthenisch sein in seinen verschiedenen Arten und Zeiten. Was den Typhus auf die möglichst entscheidende und schnellste Art endigt, müssen wir doch wohl anstehen, für einen sthenischen Zustand zu benutzen. Scharlach ist jedoch meistens sthenisch. Ueberdies ist es auffallend, dass Currie bei Scharlachfieber unter der Form der Cynanche maligna das Begiessen mit kaltem Wasser ausschliesst. Diese nähert sich aber doch dem Typhus. Wenn er nun sagt, dass das Scharlachfieber in Liverpool gewöhnlich in der Mitte zwischen Scarlatina anginosa und Cynanche maligna stehe, müsste dann nicht das Begiessen mit kaltem Wasser immer mehr Bedenken haben?

Das, was man Erkältung nennt, liegt zwar noch sehr im Dunkeln, wie so viele medicinische Gegenstände, auf die wir gerade am mehrsten stossen. Wir wissen nicht, ob dabei etwas von Aussen in den Körper tritt, oder ob die nothwendige Ausscheidung von irgend etwas durch die Haut gehindert wird, ob die Absonderung, Anhäufung oder Ausleerung des Wärmestoffs, oder ob ein solches Verhältniss, wie etwa das elektrische, eine Störung erleidet, oder ob Alles nur auf nachtheilige Einflüsse hinausläuft, die durch den zu plötzlich eintretenden Contrast der Temperatur unter ungünstigen Umständen die Nerven der Haut erhalten, die dann an sich erkranken, die Functionen des Hautorgans in Unordnung bringen und die ganze Maschine in Mitleidenschaft ziehen. Zu sehr sah man von jeher bei Verkältung nur auf unterbrochene Ausdünstung, die gewiss nicht immer, nicht allein und nicht vorzüglich die katarrhalischen Uebel erzeugt. Wer beobachtete nicht zum Oeftern Krankheiten von Verkältung, die unter Schweissen sich bildeten und fortschritten? Was man unter Verkältung begreift, ist wahrscheinlich nicht immer dasselbe, sowohl nach seinen Ursachen als auch nach seinen ersten und weiteren Folgen. Darüber ist man einig, dass der zu schnelle Uebergang aus einer kalten Umgebung in einen hohen Grad von Wärme ebenso oft nachtheilig ist und ebenso Verkältungen verursachen kann, als umgekehrt".

Staatsarzneikunde.

Stieglitz erwarb sich um die Staatsarzneikunde in seinem speciellen Vaterlande dadurch die grössten Verdienste, dass er den Impfzwang in Hannover einführte. Die Segnungen dieses Gesetzes hat Hannover also viele Jahre eher genossen als die meisten andern Länder. Wenn die im Franzosenkriege in ganz Deutschland herrschende Pockenepidemie in Hannover geringere Opfer forderte als anderswo, so verdankt man dies vornämlich Stieglitz. Was nun seine anderen Ansichten über Medicinalreform betrifft, so würden die Meisten, die seine hierauf bezüglichen Abhandlungen lesen, ihn sicherlich für einen Bureaukraten halten. Dies war Stieglitz aber durchaus nicht. Er war vielmehr in jeder Beziehung für den Fortschritt, allerdings für den auf reformatorischem, nicht auf revolutionärem Wege. Stieglitz hatte die erste französische Revolution mit erlebt. Hatte er auch erfahren, dass dieselbe auf dem Gebiete des socialen und nationalökonomischen Lebens segensreiche Früchte hervorgerufen, so war ihm doch zugleich nicht entgangen, dass sie eine Menge von nachtheiligen, gar nicht wieder gut zu machenden Folgen nach sich gezogen. Namentlich konnte es ihm nicht verborgen bleiben, wie das wissenschaftliche und geistige Leben Deutschlands durch das Eingehen der bis dahin bestandenen vielen Universitäten und einzelnen Facultäten geschädigt war.

In Bezug auf die Staatsarzneikunde hatte Stieglitz es sich daher zum Principe gemacht, den vorhandenen Zustand zu erhalten und nur in einzelnen Punkten Verbesserungen anzubringen. Als nun im Jahre 1825 ein Pseudonymus Candidus im Hufeland'schen Journal mit einem Artikel: „Ueber die Stellung der Aerzte zum Staat und zum Publikum und unter sich selbst" an die Oeffentlichkeit trat und darin den Vorschlag machte, um den ärztlichen Stand zu heben, eine ärztliche Aristokratie, einen nicht erblichen Adel einzuführen, zu dem alle diejenigen Aerzte gehören sollten, die wenigstens dreissig Jahre alt seien, sieben Jahre die ärztliche Kunst geübt, die letzten beiden Jahre keine Rechnungen ausgeschrieben haben, auch nicht von erheirathetem Vermögen leben, trat Stieglitz in demselben Jahrgange mit einer scharfen Widerlegung entgegen. Die Nichtausführbarkeit dieser Proposition wies er mit schlagenden Gründen nach und that seinerseits Vorschläge, das Ansehen des ärztlichen Standes zu vermehren.

Hannover war von den deutschen Staaten, nebst Baden, einer der ersten, in dem Staatsexamina eingeführt wurden. Dieselben bestanden schon vor der Gründung der Georgia Augusta. Diese Universität erhielt bei ihrer Stiftung das Privilegium, das die meisten damaligen Universitäten besassen, durch ein bestandenes Doctorexamen die Licenz zur Praxis zu ertheilen (Privil. reg. für die Universität Göttingen, 7. Dec. 1736, §. 23, Statuten der medicinischen Facultät Nr. 2, Cap. II, §. 8. Sect. 2, §. 1). Im Jahre 1818 wurde ein neues Gesetz für die Staatsexamina emanirt. Wie weit Stieglitz hieran betheiligt gewesen, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Aus obigem Aufsatz (Hufeland's Journal 53. B., S. 47) geht aber hervor, dass er die Einführung der Staatsexamina für eine grosse Verbesserung hielt. Seine auf schwachen Füssen stehenden Gründe formulirt er folgendermassen: „Das Facultätsexamen ist in vielen Ländern für unzureichend erklärt, und eine sogenannte Staatsprüfung entscheidet, ob ein Arzt anzuerkennen und zur Ausübung seiner Kunst geeignet sei. Das ist eine grosse, sehr folgenreiche Verbesserung des Medicinalwesens, denn die Lehrer stehen in zu vielartiger und naher Beziehung zu ihren Schülern, um ihre Richter sein zu können. Die Professoren, besonders die Vorsteher der klinischen Anstalten wissen schon, wer unfleissig war und sich vernachlässigte. Die jungen Leute scheuen sich also weniger vor ihnen in ihrer Unwissenheit zu erscheinen und beschränkt vor ihnen zu stehen. Sie fürchten sich daher zu wenig vor dieser Prüfung. Die Examina finden auch zu oft unter ihren Augen Statt, und sie erlangen zu bald die Ueberzeugung, dass jene so misslich nicht sind. Ganz anderen Eindruck macht es auf sie, wenn sie in der Hauptstadt von, im Staatsdienste und in Ansehen stehenden Aerzten, die auf ihre künftige Anstellung und Schätzung Einfluss haben können, die sie gewöhnlich nicht persönlich kennen und mit denen sie in keiner Verbindung stehen, geprüft werden. Auf diesem Wege ist einzig zu erreichen, was ich als den wahren sicheren Nutzen der Examina anerkannte, dass sie durch die Furcht vor ihnen Fleiss und Anstrengungen erzwingen. Die Facultäten haben allerdings durch diese, aus vielen Gründen dringend nöthig gewordene Anordnung, die, wegen ihrer grossen, heilsamen Folgen, nirgend, wo sie getroffen ist, wieder aufgehoben werden kann und die sicherlich allgemein werden wird, zwar nicht an Einkünften, aber doch an Ansehen und Bedeutung verloren. Es ist hart und kränkend für sie und vielleicht selbst der Würde der Wissenschaft und Gelehrsamkeit und ihrer vorzüglichen Besitzer und Pfleger nachtheilig, dass, zum Theil freilich durch ihr eignes Verschulden, ein mit so vieler Feierlichkeit begleiteter und in so hohen Worten abgefasster Ausspruch derselben nicht mehr seine

volle Geltung hat, dass Rechte, die sie ertheilen, jetzt nicht anerkannt werden, sondern die Befugniss zur Ausübung der Kunst einer nochmaligen Prüfung bedarf und definitiv von einer ganz anderen Behörde abhängt."

In gewisser Beziehung zeigt sich Stieglitz in seinen ferneren Vorschlägen geradezu als Revolutionär und beweist, dass, wie Keiner ungestraft unter Palmen wandeln kann, auch Niemand, wenn er von Haus aus auch noch so conservativ ist, sich den Einflüssen einer allgemeinen Revolutionsperiode, deren Phasen er von Anfang bis zu Ende durchgemacht hat, ganz zu entziehen vermag. Ist es nicht revolutionär, wenn Stieglitz es für unzweckmässig hält, dass die protestantischen Facultäten nach ihren Statuten nicht einmal verlangen, dass Jemand, den sie promoviren, nachweise, dass er eine Universität benutzt und einen angemessenen Studien-Plan befolgt habe, ist es nicht ferner revolutionär, wenn er die Zulassung zur Staatsprüfung von dem Besuch einer Universität während einer gewissen Zahl von Jahren abhängig sein lässt? Werden damit nicht der Faule und Fleissige in eine Kategorie gestellt? Ist es nicht ferner revolutionär, den medicinischen Facultäten das Recht zugestehen zu wollen, den Candidaten zu prüfen, ob er den medicinischen Studien mit Gelehrsamkeit und Gründlichkeit sich hingegeben, ihrem Ressort aber das Urtheil zu entziehen, ob er zur Praxis zugelassen werden könne? Ist es nicht ferner revolutionär, dass er verlangt, Keiner solle zu den medicinischen Studien auf einer Universität zugelassen werden, der nicht vorher von 2 Philologen und einem Lehrer der Hülfswissenschaften in den alten Sprachen und Naturwissenschaften geprüft sei? Wahrscheinlich führte dieser Vorschlag zu den zuerst im Königreich Hannover 1829 eingeführten Maturitätsexamina, die bald von allen übrigen deutschen Ländern nachgeahmt wurden. Keiner wird aber behaupten wollen, dass das wissenschaftliche Leben dadurch einen Aufschwung nahm. Für das Talent sind alle solche Massregeln ein Hemmschuh, für den Faulen nur eine Krücke. Die wahre Wissenschaft wird hiedurch nicht gefördert. Diese kann nicht gedeihen, wenn der Staat sie durch künstliche Wärme wie in einem Treibhause zur Blüthe bringen will.

Ist es nicht ferner revolutionär, wenn Stieglitz es als einen Fortschritt preist, dass die ursprünglich bestandenen Collegia medica, die executivische Gewalt besassen, und denen die Juristen untergeordnet waren, in jenen Zeiten aufgehoben und durch Sanitätsbehörden ersetzt wurden, die damit irgend einem Ministerium untergeordnet und von einem Juristen präsidirt waren?

Conservativ dagegen zeigte sich Stieglitz in seiner zweiten Abhandlung. Für die damalige Zeit war für das Königreich Hannover das von ihm inaugurirte System in Bezug auf das Medicinalwesen gewiss das beste. Wenn wir principiell für Freizügigkeit sind, so verkennen wir doch nicht die vielen Inconvenienzen, die dieselbe mit sich geführt hat. Wie wir grundsätzlich das freiheitliche Princip vertreten, so haben wir auch für die medicinische Freizügigkeit plaidirt, aber nur unter der Bedingung, dass die deutsche Medicinalreform an Haupt und Gliedern durchgeführt, vor allen Dingen neben der Freizügigkeit die Trennung der Staats- von der Privatmedicin durchgesetzt werde. Ein bloss einseitig durchgeführter Fortschritt auf dem Gebiete der Staatsarzneikunde erweist sich nur zu oft als Rückschritt. In Folgendem geben wir eine Analyse des vortrefflichen Stieglitz'schen Aufsatzes über das Sanitätswesen im Königreiche Hannover.

Sanitätswesen im Königreich Hannover betreffend.

„Als Arzt kann sich im Königreich Hannover nur niederlassen, wer nach den

aturitätsexamen vier Jahre auf einer Universität studirt, das Staatsexamen ab-olvirt und das Examen einer medicinischen Facultät wohl bestanden hat. Nur t das Studium nicht auf einer Landesuniversität nothwendig. Bei jeder An-ellung wird erst die Meinung der Ortsobrigkeit des Petenten eingeholt. Sie attet Bericht ab von der Persönlichkeit desselben, ob ein Bedürfniss vorliegt, ber die Wohlhabenheit der Gegend u. s. w. Die oberste Landesbehörde gibt en Ausschlag. Diese Einrichtung ist keine neue, sondern bestand in den alten annoverschen Landen von lange her, und es würde wohl nicht anzugeben in, wann und wie sie ins Leben trat. In Jugler's Repertorium von 1790 ird sie nicht erwähnt. Sie erregte als allgemeine Massregel nie Widerspruch, eschwerde, Bedenken, weder von Seiten der Aerzte, noch der Behörden; lbst nicht in den neuen Provinzen. Mich dünkt, dass nie sich dabei Anstoss gab und von keiner Seite, zu keiner Zeit auf irgend eine Abänderung ange-agen wurde, spricht zu Gunsten dieses Verfahrens und lässt vermuthen, dass an sich wohl dabei befand, und es sich als zweckmässig und heilsam erwies. iese Beschränkung erstreckte sich aber nicht auf die grösseren Städte. Mir ellt sich diese Einrichtung als ein grosser Vorzug dar. Einmal erschien mir ese Gesetzgebung der höchstens nur erträglich zu nennenden, selten günsti-en Lage der meisten ansässigen, besonders der älteren Aerzte und derer, elche Familienväter sind, möglichst den geringen Grad von Sicherheit und estigkeit erhalten zu können, welchen unser Stand zulässt, dessen Mitglieder ur zu sehr den Schwankungen der öffentlichen Meinung und dem Einflusse, um Theil nicht abzuwehrender, misslicher Ereignisse und Zufälligkeiten ausge-etzt sind. Man denke sich die grosse Masse der Aerzte, welche über das latte Land vertheilt oder in kleineren und selbst etwas grösseren Städten an-ässig ist. Wie klein ist da meist die Zahl der wohlhabenden Familien, welche ie oft so beschwerlichen Bemühungen des Arztes gehörig belohnen können nd wollen! Wie selten befinden sich unter ihnen Männer, an denen nirgends eberfluss ist, welche den Werth des besseren Arztes, den wahren Gehalt sei-r Leistungen zu beurtheilen fähig sind! Welche, die Wissenschaftlichkeit, e wahre Tüchtigkeit des Arztes gar nicht angehende Umstände und Bezie-ungen sind es häufig, die zu dem einen Arzte hinziehen und von dem andern stossen! Die grössere Mehrheit der Landärzte und der Aerzte kleiner und ttlerer Städte besteht zwar aus Männern, denen Tüchtigkeit und Nützlichkeit ht abzusprechen ist, denen aber, schon nach der schwierigen und aufreibenden rt, wie sie ihre Geschäfte zu versehen haben, bei dem wenigen Umgang mit ge-ldeten Personen, die Feinheit und Ausbildung des Geistes fehlt, ohne welche h keiner als wissenschaftlicher und praktisch zuverlässiger Arzt gehörig d auf die Dauer geltend machen kann. Dagegen darf in grösseren Städten e Zahl der Aerzte nicht beschränkt werden. Dieselben sind fast immer mit erzten überfüllt. Leider sind aber nur Wenige so wohlhabend, um von dieser günstigung Gebrauch zu machen. Ein anderer Gesichtspunkt für die Be-immung war, dass die grösseren Städte fast immer der Sitz der oberen Be-rden sind, und die angesehensten dortigen Aerzte ihren Einfluss gebrau-en könnten, um zu verhindern, dass ausgezeichnete Collegen daselbst sich derlassen, die ihnen jetzt oder künftig gefährlich werden könnten. So ging dem Oldenburgischen Leibarzt Marcard in Cassel, als er Oldenburg ver-assen. Ebenso stand der Oberstabsarzt Ritter aus Wiesbaden in Cassel ne Reihe von Jahren unter einem Verbote, seine Kunst dort auszuüben. as System ist auch desshalb gut, weil die Staatsbehörden vielfach Gelegenheit ben, sich auszeichnende Medicinalpersonen zu befördern und ihren Planen d Wünschen Vorschub zu thun. Die Aerzte stehen dann nicht still und rnachlässigen sich nicht, sondern haben einen starken Anstoss von Aussen, ch zu vervollkommnen. Wenn Aerzte sich der sogenannten kleinen Leute wenig annehmen, die Wohlhabenden durch zu grosse Rechnungen zu sehr icken, so genügt schon die Drohung der Obrigkeit, einen anderen Arzt an-stellen. In Concurrenz tritt jeder Arzt, ist diese aber zu gross, so wird sie r jede Art von Thätigkeit leicht schädlicher als nützlich. Mir waren immer rzte in mehreren Gegenden unseres Landes bekannt, die im mittleren oder äteren Alter und von zahlreicher Familie umgeben, sicher in die traurigsten rhältnisse versetzt worden wären, wenn nicht vielfach zu hindern gestan-n hätte, dass sich die Zahl der Aerzte ihres Ortes vermehre. Unsere Me-

dicinalgesetzgebung beabsichtigte, den Medicinalpersonen den Besitz theilen, die sie erworben haben, zu sichern und weniger schwanker chen, sowie die oberen Behörden in Stand zu setzen, die, welche sprechen oder sich schon ausgezeichnet haben, zu begünstigen. Ein ist nur darin zu finden, dass die einzelnen Landdrosteien selbst geg sich absperren. Ist es schon oft drückend und hemmend, dass D in verschiedene Länder zerfällt, davon jedes die Einwohner anderer Staaten als Ausländer und Fremde behandelt, so ist es noch mehr zu wenn einzelne Provinzen eine solche Sperre und Ausschliessung gege ausüben".

Marx der Einzige.

Literatur.

Diatribe anatomico-physiologica de Structura atque Vita Verum. Caroliruhae 1819. 8. (erschien schon 1817). Rec.: Allgem. Repertorium. Leipzig 1820. Nr. 6. S. 353; Pierer, Allg. med. Annalen, März 1820, S. 349; Lpz. Literaturzeitung, 1822. Nr. 51. S. 403; Salzb. med. Zeitung, 1821. S. 104; naer Lit. Z. Ergänzungsblatt, 1827. Nr. 17. 134. — Göttingen in medicinischer, physischer und historischer Hinsicht. Göttingen, 1824. 8. c.: Allgem. med. Annalen, 1824. 5. Heft, S. 622; Leipziger Lit. Z. 1824. 212. 1694; Rust und Casper, kritisches Repertorium, 5. B., 1. Heft, S. 65; Münch, utsches Museum, B. 2, H. 3, S. 406; Hallische Lit. Z. 1825. Nr. 132, S. 223; eck's allgem. Repert. 1825. B 2, S. 171; Hesperus Nr. 275, 17. Nov. 1825; naische Lit. Z. 1826. Nr. 155, S. 275; Gött. Gel. Anz. 1823. S. 2033 — 39. — rigines Contagii. Caroliruhae 1824. 8. Rec.: Edinburgh med. et surg. rnal. 1825. Nr. 84, pag. 99—143; Johnson, medico-chir. Review. 1825. Vol. 7. 578; Oken in der Isis 1824. S. 795; Hecker's liter. Annal. 1825. Jan. S. 73. 7. Sept. S. 113; Hufeland's Bibliothek 1825. Jan. S. 58; Beck's Repert. 1824. 1, S. 256; Hallische Lit. Z. 1825. B. 16, S. 122; Leipziger Lit. Z. 1825. Nr. 131, 1045; Rust's kritisches Repert. B. 7. 1825. S. 84; med. chir. Zeitung 1825. 96. S. 74; med. Annalen 1825. S. 1031; Götting. G. A. 1824. S. 827 — 32. — ditamenta ad Origines Contagii. Caroliruhae 1826. 8. Rec.: Her's lit. A, B. 9, S. 113; Pierer's medicinische Annalen 1827. S. 1496; Gött. Anz. 1826 S. 1805 — 8. — De Euthanasia medica. Göttingen 1826. 4. : Rust und Casper, kritisches Repertorium für Heilkunde. B. 15. S. 246—49; rer's allg. med. Annal. 1827. S. 563, 1828. S. 1171; Hecker's lit. A., B. 7, 17, B. 3, S. 491, B. 6, S. 345; Gött. G. Anz. 1827. S. 201 — 203; Summ. d. - 1828. B. 3. S. 486. — Die Lehre von den Giften in medicinischer, chichtlicher und polizeilicher Hinsicht. Auch unter dem Titel: schichtliche Darstellung der Giftlehre. Göttingen. 8. Erster Band. te Abtheilung. 1827. Zweite Abtheilung. 1829. Rec.: Edinburgh med. surg. Jour. 1831. Jan. S. 162; Hitzig's Annalen, 1830. H. 12. S. 417; Halie Literaturzeitung, 1830. Nr. 132. S. 414; Jenaische Literaturzeitung, 1831. B. 1. 7; Casper, kritisches Repert. B. 26. 1830, S. 222, B. 21. H. 3. S. 371 („Ein hes Werk darf in der Hand des gebildeten Arztes und Criminalisten nicht feh-

len. Gern bestätigt Rec. dem unermüdlichen Bearbeiter desselben, dass durch Zusammenstellung des Geschichtlichen und Allgemeinen dieser Lehre die Wissenschaft wesentlichen Gewinn erhalten habe. Jeder Paragraph zeugt von dem unglaublichen Fleisse und der kritischen Sichtung des Verfassers"); Kastner's Archiv für Chemie und Meteorologie, B. 2, S. 183 („Verf. bewährt in dieser Abtheilung seinen, der Wissenschaft wie dem Leben sehr erspriesslichen, Grundsatz, den unbestreitbaren Gewinn der Vergangenheit an das Licht zu ziehen, den Besitz der Gegenwart zu ordnen, das Geprüfte und Bestätigte vom Willkührlichen und Unhaltbaren zu sondern und bei jeder neuen Frage an die höchsten Forderungen der Lehre zu erinnern"); med. chirurg. Z. 1828. Nr. 53; Pierer's med. Annalen, 1828, H. 4, S. 526; Beck's Allg. Repert. für 1827, B. IV. S. 6; Archiv des Apothekervereins, B. 24, S. 46; Oken, Isis, Band 21, S. 414; Götting. G. Anz. 1829. Nr. 145; Buchner's Repertorium, B. 36, S. 484; Gött. G. Anz. 1827, S. 857 und 1829 Nr. 185; Summ. d. Med. 1828, B. 1, S. 299. B. 2, S. 241. B. 3, S. 701. B. 3, Abth. 2, S. 630; Kleinert, Repertor. d. med. Journal, 1833, S. 173. — Die Erkenntniss, Verhütung und Heilung der ansteckenden Cholera. Karlsruhe 1831. 8. Rec.: Horn's Archiv, 1831. S. 903; Hallische Lit. Z. 1833. Erg.-Bl. Nr. 8, S. 58; Kleinert, Repert. B. 2. S. 576; Götting. Gelehrt. A. 1831. Nr. 157; Heidelberger Jahrbücher 1831. Nov.; Hecker's liter. Ann. B. 23, S. 80; Pierer med. Zeitung 1831. Nr. 87; Hufeland, Bibliothek der Heilkunde, 1832, S. 312 u. 327. — Allg. Krankheitslehre. Göttingen 1833. 8. Rec.: British & foreign med. Review 1843. Nr. 32. 472; Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1834. S. 589; Hallische Lit. Z. 1836. B. 1, Nr. 21, 166; Bluff, Leistungen d. M. B. 2. 1833. S. 33, 34; Götting. G. A. 1833, S. 1105; Hecker's Annalen d. H. B. 28. 1833. S. 96; Casper's Wochenschrift für Heilk. B. 2. 1833. S. 1104; Pabst, med. Zeitung, 1833. Nr. 101, S. 1614; Berl. med. Centralzeitung 1834. Nr. 7; med. chir. Zeitung 1834, B. 2. S. 33—47 und 49—56; Hufeland, Bibliothek, B. 73. S. 40—49; Jenaische Liter. Z. 1835. Nr. 94; Kleinert, Repert. d. m. Journ. 1834. S. 167, 1835. S. 172 und 1836. S. 170. — Grundzüge der Lehre von der Krankheit und Heilung. Karlsruhe 1838. 8. Rec.: Dublin medical Press, 1840. Nr. 60. S. 146; Sachs, Jahrbücher der Leistungen d. H. 1838, Th. 1, S. 98; Götting. G. A. 1838. April, Nr. 65; Gersdorf, Repert. d. deutschen Lit. B. 16. 1838. H. 6.; Kleinert, Repert. d. med. Journ. 1838, Juli S. 165; Preussische med. Vereinszeitung 1839, Lit. Beilage S. 115; Sachs, med. Alm. f. 1840. Abth. 2. S. 25. („Die Umsicht im Erwägen alles Einzelnen, der fortwährend auf die Gesammtheit des Organismus, im Körperlichen und Geistigen, gerichtete Blick, das jedesmalige Erforschen der heilenden Wirkungen in den organischen Thätigkeiten und dazu der angenehme Vortrag machen die Darstellung des methodischen Kunstverfahrens im letzten Drittheile des Werkes in jeder Beziehung lesenswerth"). — De Paralysi Membrorum inferiorum. Cum tabula colorata. Goettingae 1840. 4, deutsch: zur Lehre von der Lähmung der unteren Gliedmassen. Karlsruhe und Baden 1838 Rec.: Dublin med. P. 1841. B. 134. S. 59; Hallische Literaturzeitung 1841. Erg.-Bl. Nr. 9, S. 66; Sachs, Jahrbücher der Leistungen d. Heilkunde 1838. Th. 1. S. 136. 37; Gött. G. Anz. 1838. Nr. 132; Kleinert, Repert. d. m. Journ. 1839. S. 165; Gersdorf, Repert. d. deutschen Liter. B. 17. 1838. Nr. 6; Pabst, med. Zeit. 1838, Nr. 50; Preuss. med. Vereinszeitung 1838. Nr. 50, S. 247; Casper's Wochenschrift für Heilkunde. B. 8. 1839. Nr. 6 S. 96; Berl. med. Centralzeitung 1839. Nr. 10; Jen. Lit. Zeit. 1840. Ergänz.-B. Nr. 18; Sachs, med. Almanach für 1840. Abth. 2. S. 88, 89. — De Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis. Goettingae. 1840. 4.

deutsch: Herophilus. Ein Beitrag zur Geschichte der Medicin. Karlsruhe 1838. 8. Rec.: Götting. Gelehrt. Anz. 1836, Nr. 121, 122, 123 u. 124, Gött. G. Anz. 1838, Nr. 77 und Gersdorf, Repert. d. deutschen Lit. B. 16. 1838. H. 4; Kleinert, Repertor. d. med. Journal. 1838. S. 181; Jen. Lit. Z. 1838. Nr. 184; Berl. med. Centralz. 1838. Nr. 27; Büchner, lit. Zeit. 1838. Nr. 14; Schmidt, Jahrb. d. Med. B. 22. S. 131. („Aber eins muss hier noch bemerkt werden, nämlich der in der That ungeheure Aufwand von Gelehrsamkeit in dieser kleinen Schrift"); British and foreign med. Review. 1843. Nr. 29. S. 106—114. — Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Göttingen 1842. 4. Rec.: British & f. med. Review 1842. Nr. 12. S. 147; Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1843, Nr. 11; Gersdorf, Repert. 1842. Nr. 13, S. 33. — Zum Andenken an Johann Friedrich Blumenbach. Göttingen 1840. 4. Rec.: Brandes' lit. Zeit. 1840. Nr. 18; Holscher's Annalen der Heilkunde B. 5. 1840. H. 1. S. 206; Edinburgh New Philosophical Journal by Jameson. 1841. April. Nr. 60; neue med. chirurg. Zeitung 1841. S. 65 („die Darstellung der grossen Verdienste Blumenbach's ist unstreitig in vorzüglich geeignete Hände gelegt"). Diese Schrift wurde von Jameson ins Englische übersetzt und ist im angezeigten Edinburger Journal abgedruckt. — Erinnerungen an England. Braunschweig 1842. 8. Rec.: British & foreign med. Review. 1843. Nr. 29. („We can only say that the Reminiscenses written as they were, on the spur of the moment, are extremely interesting from their graphic yet simple style"); Blätter für literarische Unterhaltung. 1843. Nr. 177; Hamburger Correspondent 1842. Nr. 133. („Unstreitig bietet England immer neuen unerschöpflichen Stoff zu Beobachtungen. Von einem Geiste aufgefasst, der vielseitige Bildung mit Scharfsinn und Gemüth vereinigt, gewährt das Gemälde des Treibens und des Lebens daselbst Belehrung und Befriedigung. Das vorliegende Buch gehört zu solchen erfreulichen Erscheinungen. Es liefert uns zwar nur eine fragmentarische, aber anschauliche und treffliche Schilderung alles dessen, was der Verfasser mit eignen Augen sah und selbst erforschen konnte"); Beiblatt zur Kassel'schen Zeitung. 13. Juni, Nr. 24; Augsburger Allg. Z., 1842. Nr. 200, 201. Beil. Nr. 35; Literar. Zeitung von Dunker und Humblot; Gersdorf, Repertorium. 1842. Nr. 13. S. 58; Heidelb. Jahrb. 1842. S. 941; Gutzkow's Telegraph. 1843. Nr. 40. — Zum Andenken an Dr. Johann Stieglitz. Göttingen 1846. 8. Rec.: British & foreign med. Rev. 1847. S. 544. („the memoirs of Stieglitz by M. is a charming biographical brochure"); medicinische Zeitung. Berlin 1847. Nr. 38; Oppenheim's Zeitschrift, 1847. Nr. 3. S. 417; Hallische Literaturzeitung, 1847, Nr. 71. („Der Verf. dieser Schrift verdient den wärmsten Dank für seine, den Manen eines grossen Arztes aus theuren Reliquien desselben dargebrachte, Gabe, deren Bedeutung auch den Epigonen nicht entgehen wird"); Hannoversche Morgenzeitung. 1846. Nr. 155—59; Hamb. Correspondent, liter. Beilage, Nr. 224. 1846. Liter. Zeitung. Berlin 1847. Nr. 11. S. 177. — Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Göttingen 1844. 4. Rec.: British & f. med. Rev. 1844. Nr. 35. S. 237; Blätter für literarische Unterhaltung 1844. S. 943; Hamburg. literarische und kritische Blätter Nr. 151. 1844; London med. Gazette 1844. S. 739; Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 1844. S. 300. („Eine mit Wärme geschriebene und durch einen reichen Schatz des Wissens ausgestattete Schrift"); Siebenhaar und Martini. Magazin für Staatsarzneikunde. B. IV. S. 395; Kasseler Zeitung Nr. 27. 1843; Medico-chir. Review. 1844. S. 356. — Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin. Göttingen 1844. 8. Die von Mackness veranstaltete Uebersetzung erlebte in England zwei Auflagen. Rec.: London med. Gazette, 1844. Vol 1. p. 14, 1846. p. 810; med.

chir. Review. 1845. Jan. S. 171—96; British & for. med. Review. 1847. S. 467—72. 1845. S. 121—126; the American Journal, ed. by Hays. Philadelphia. 1852. S. 149. Athenaeum 1844. 1171; Hamburger Correspondent, 1844, Nr. 143. 1845. Nr. 4. („Indem vorliegende Schrift die sittliche Aufgabe des Arztes und seine Wissenschaft unter einen Gesichtspunkt fasst, so dass Beides als ein Mitleben des allgemeinen Lebens erscheint, erhebt sie sich auf den Standpunkt, von welchem aus Platon, ohne Unsinn zu reden, sagen konnte, dass der Arzt, um zu heilen, selbst gesund sein müsse und spricht, mit hoher Kraft, im heimischen Boden wurzelnd, gar Manches aus, was allen wissenschaftlich Gebildeten gemeinschaftlich gehört"); liter. Zeitung 1844. Nr. 52. 849; Leipziger Repert. 1844. H. 45. S. 220 („Rec. ist es ein Bedürfniss, gegen den Verf. seinen Dank auszusprechen für den Genuss, den ihm die Lectüre dieser wenigen Bogen bereitet hat. M. ist uns Allen als gelehrter und berühmter Schriftsteller bekannt; hier lernen ihn auch die, die seiner persönlichen Bekanntschaft entbehren als geistreichen Humoristen kennen und müssen ihn als einen humanen, ehrenwerthen Mann wahrhaft lieb gewinnen. Es lehrt uns jede Seite des Schriftchens, dass M. zu den wenigen glücklichen Nachkommen Jean Paul's gehört"); Haller Lit. Zeitung 1844. Nr. 312. S. 1147; Oppenheim's Zeitschrift 1845. B. 29. S. 432; Heidelberger Jahrb. 1845. 6. Doppelheft. S. 944; Roser und Wunderlich, Arch. für physiolog. Heilk. Jahr. 4. S. 137. — Ueber die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode. Göttingen 1848. 4. — Ueber Marc' Antonio della Torre und Leonardo da Vinci, die Begründer der bildlichen Anatomie. Göttingen 1849. 4. Rec.: British & f. med. Review 1850. Nr. IX. S. 108. — Ueber Begriff und Bedeutung der schmerzlindernden Mittel. Göttingen 1851. 4. — Gottfried Wilhelm Leibnitz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft. Göttingen 1859. 4. — Ueber das Verdienst der Aerzte um das Verschwinden der dämonischen Krankheiten. Göttingen 1859. 4. — Fr. Bacon und das letzte Ziel der ärztlichen Kunst. Göttingen 1861. 4. — Ueber die Beziehungen der darstellenden Kunst zur Heilkunst. Göttingen 1861. 4. — Zur Beurtheilung des Werths und der Bedeutung der medicinischen Zahlenlehre. Göttingen 1863. 4. Rec.: Liter. Centralblatt von Zarncke 1863. S. 875. — Ueber die Wirksamkeit der Göttingischen gelehrten Anzeigen und meine Theilnahme an denselben. Göttingen 1863. 8. Rec.: Zeitung für Norddeutschland, März 24. 1863 („Professor Marx, einer der gelehrtesten Mediciner der Gegenwart, verbindet mit der ritterlichen Vertheidigung seiner Dame eine Nachweisung der Arbeiten, welche er bis heute für sie unternommen. Damit ist in der That die Berechtigung seiner Stimme mehr als erwiesen"). — Zur Beurtheilung einer Kupferstich-Sammlung. Göttingen 1867. 8; Rec.: Hamburger Correspondent 1868. Nr. 33. — Mittheilungen über Zwecke, Leiden und Freuden der Aerzte. Geschichtliches und Gedachtes. Ein Lesebuch für Kranke und Gesunde. Göttingen 1867. 8. Rec.: Wolfgang Menzel's Literaturblatt 1869, Nr. 69; Wiener medic. Presse 1868. Nr. 9. — Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen. Göttingen 1868. 8. Rec: Wolfgang Menzel's Literaturblatt 1869, Nr. 69; Memorabilien 1871. S. 119; Deutsche Klinik 1871. S. 146; Wiener med. Presse 1871. S. 279; Deutsche Kunstzeitung von Dr. Max Schassler 1869. S. 300. — Ueber die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens. Göttingen 1872. 4. Rec.: Memorabilien 1872, S. 478; Wiener med. Presse 1872. S. 218; Deutsche Klinik 1872, S. 323. — Ueber das Vorkommen und die Beurtheilung der Hundswuth in alter Zeit. Göttingen 1872. 4. Rec.: Wiener

med. Presse 1872. S. 778; Deutsche Klinik 1872. S. 323. — Lassen oder Thun? Göttingen 1872. 4. Rec.: Wiener med. Presse 1873, S. 176; Deutsche Klinik 1872. S. 450; lit. Centralblatt 1873. S. 1004. — Zur Erinnerung der ärztlichen Wirksamkeit Hermann Conring's. Göttingen 1872. 4. Rec.: Deutsche Klinik 1873, Nr. 5; Memorabilien 1873, S. 190; Wiener med. Presse 1873. S. 303; liter. Centralblatt 1873. S. 1038. — Zur Beurtheilung des Arztes Christian Franz Paullini. Göttingen 1872. 4. Rec.: Wiener med. Presse 1874, Nr. 31; Deutsche Klinik 1873, Nr. 8; lit. Centralblatt 1873, S. 1040. — Casper Hofmann, ein deutscher Kämpfer für den Humanismus in der Medicin. Göttingen 1873. 4. Rec.: Wiener med. Presse, 1874, Nr. 38; deutsche Klinik 1873, Nr. 24; liter. Centralblatt („In seiner bekannten classischen Art und Weise benutzt der Verf. die Gelegenheit, an dem Leben des Professors Casper Hoffmann den Werth und die Bedeutung humanistischer Bildung für den Arzt zu zeigen. Ueberaus wohlthuend ist die edle und feine Diction".) — Konrad Victor Schneider und die Katarrhe. Göttingen 1873. Rec.: Wiener med. Presse 1874. Nr. 41; Deutsche Klinik 1873, Nr. 44 — Zur Verständigung des stärkenden Verfahrens. Göttingen 1874. 8. Rec.: Lit. Centralblatt, 1874, Nr. 39; Wiener med. Presse 1874, Nr. 43; Deutsche Klinik, 1874, Nr. 3; Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte 1874, Nr. 9. — Gegen nicht zu billigende Richtungen und Angewöhnungen der jetzigen Aerzte. Göttingen 1874. 8. Rec.: Deutsche Klinik, 1874, Nr. 15; Wiener med. Presse 1874. Nr. 49; Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte, 1874. Nr. 16; lit. Centralblatt 1874, Nr. 37 („In feiner, sinniger, man möchte sagen, classischer Weise skizzirt Verf. die Irrungen, die dem jetzigen Studium der Medicin und der praktischen Thätigkeit ankleben, und für Alle beherzigenswerthe Worte sind es, die er uns in der gefälligsten Form und mit zahlreichen, prägnanten Gedanken und Vergleichen hier vorführt."). — Zur Anerkennung des braven Arztes Daniel Ludewig. Göttingen 1874. 4. Rec.: Deutsche Klinik 1874. Nr. 41. — Zur Anerkennung des Arztes und Schulmannes Dr. Georg Henisch, Göttingen 1875. Rec.: Deutsche Klinik 1875, Nr. 8.

Folgende Aufsätze wurden in medicinischen und literarischen Zeitschriften veröffentlicht: Seufzer aus den bedrängten Augenblicken eines Praktikers (Holscher'sche Annalen, 1846, S. 630); Trost für Leidende vom Verfasser des Akesios (Holscher'sche Annalen, 1846, S. 498; A. Ein- und Ausfälle (ebendaselbst 1846. S. 762); B. Ein- und Ausfälle (ebendaselbst, 1847, S. 483); C. Ein- und Ausfälle (ebendaselbst, 1847, S. 726); Abschiedsrede eines Erfahrenen an seinen Sohn, den Studiosus medicinae (Hamburgische literarische und kritische Blätter, 1847, S. 1141); über geistige Ableitung (Holscher's Annalen, 1847, S. 340); Gutachten über eine, einem Landphysicus zur Last gelegte, unrichtige Behandlung eines verstorbenen dreijährigen Knaben (Holscher's Annalen, 1846, S. 443); Gutachten wegen wissentlicher Ueberschreitung der Befugnisse als Wundarzt und Veranlassung des Todes eines Kindes durch vernachlässigtes Nasenbluten und wegen medicinischer Pfuscherei (Holscher's Annalen, 1847, S. 499); aus der Göttinger Maschgemeinde (Unterhaltungs- und Anzeigeblatt für Göttingen und die Umgegend. 1861. Nr. 151); zum allgemeinen Besten (ebendaselbst, 1862, Nr. 2); sind Senkgruben innerhalb menschlicher Wohnungen zu gestatten? (ebendaselbst, 1862, Nr. 3); Weg mit dem Schmutze! Für wohlfeile gesunde Wohnungen (ebendaselbst, 1862, Nr. 4); ein Wunsch (ebendaselbst, 1862, Nr. 6). Ueber Albrecht von Haller (Gött. Gel. Anzeigen, 1835, S. 180). Das Verzeichniss der in diesem Blatte von Marx veröffentlichten 458 Kritiken, sowie der in der Jenaischen Literaturzeitung, der Leipziger Literaturzeitung und Hecker's medicinischen Annalen erschienenen befindet sich in der Schrift: über die Wirksamkeit der Göttingischen Gelehrten Anzeigen.

Wenn wir jetzt Marx, den Einzigen, obschon er von den medicinischen Classikern der allein noch lebende ist, gleich auf Stieglitz folgen lassen und nicht erst die übrigen abhandeln, so bedarf das weiter keiner Entschuldigung, weil wir in der allgemeinen Charakteristik derselben auseinandergesetzt haben, dass unter ihnen ein innerer geistiger Zusammenhang Statt findet, und dass die Harmonie der Geister, nicht das chronologische Moment, uns das leitende bei der Schilderung und Entwicklung ist. Die Aehnlichkeit unserer schönwissenschaftlichen Literaturperiode mit der medicinischen lässt sich oft bis ins Detail auch bei den Classikern nachweisen. Wie Goethe selbst das Bekenntniss ablegt, dass er nie Das geworden wäre, was er wurde, wenn Lessing ihm nicht vorangegangen, wie wir bei Stieglitz gezeigt haben, dass er in seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung und in den Hauptfarbentönen seines Charakters mit Lessing die grösste Aehnlichkeit besitze, so glauben wir auch, dass Keiner auf Marx einen solchen Einfluss geübt hat, wie Stieglitz in wissenschaftlicher und Goethe in humanistischer Hinsicht. Wie Goethe da anfing, wo Lessing aufhörte, wie Goethe da aufbaute, wo Lessing zertrümmerte, dieselbe Wirksamkeit zeigt Marx in Kunst und Wissenschaft mit Rücksicht auf Stieglitz. Wenn wir daher mit Fug und Recht Stieglitz den Lessing der medicinischen Classiker nannten, so verdient Marx in jeder Hinsicht als der „Göthe“ dieser Periode bezeichnet zu werden. Mit grosser Freude und Genugthuung haben wir ein getreues Bild der Classiker zu malen versucht, Wehmuth ergreift uns, indem wir bei Marx diesen Versuch erneuern. Müssen denn nicht gemischte Gefühle unser Herz beschleichen, muss nicht die Muse Klio selbst ihr Haupt verhüllen, bei dem Gedanken, dass der letzte der medicinischen Classiker von uns einer Analyse unterworfen werden soll? Die Zeit sieht nicht danach aus, als ob auf die classische Periode eine ähnliche bald folgen sollte! Jahrhunderte können darüber vergehen. Ja, die Möglichkeit liegt vor, dass niemals ein solcher Cyclus von medicinischen Helden und Küntlern wiederkehren wird. M. bezeichnet den Mark- und Schlussstein der classischen Periode, wie Werlhof den Grundstein derselben bildete. Solche Männer, wie Jahrhunderte nur einzeln sie hervorbringen, können auch nur nach Jahrhunderten gemessen werden. Wenn wir die Leistungen, die Marx der medicinischen Wissenschaft und Kunst brachte, dieses κτημα ες ἀει erwägen, dann wird es Jedem klar sein, dass er ein Fürst des Wissens, ein König des Könnens ist. Seine Eroberungen sind friedliche, darum ewige. Er siegte nicht mit Pulver und Schwert, nicht mit Mitrailleusen und Shrapnels, sondern mit dem Geiste und dem Herzen. Als Solcher steht er einsam da, und noch nach Jahrhunderten wird man von Marx dem Einzigen reden, als dem letzten Classiker und dem Arzte, der durch die Begründung der ethischen Medicin den Samen der Zukunftsmedicin ausstreute.

Karl Friedrich Heinrich Marx wurde am 10. März 1796 zu Karlsruhe im Grossherzogthum Baden geboren. Von der frühesten Jugend bis zum Abgange zur Universität besuchte er das dortige Lyceum. Dieser segensreiche Aufenthalt blieb ihm stets in der dankbarsten Erinnerung, besonders durch drei Lehrer, J. M. Holzmann, J. P. Hebel und C. C. Gmelin. Holzmann, eine sokratische Natur, einfach und wahrhaft, legte den Grund für humanistische und philosophische Studien, sowie für Verliebe der griechischen Sprache. Hebel, der bekannte Sänger der allemannischen Gedichte, gab die trefflichste Anleitung zum Gebrauche des deutschen Stils; und Gmelin, der Verfasser der Flora Badensis, öffnete die Sinne für Naturforschung. Mit ihm auf botanischen Excursionen, Berg und Thal zu durchstreifen, war umsomehr unterrichtend und erheiternd, als er

wenig, aber eindringend, mit Scherzen durchwebt, sprach. Der Lehrer der Physik, C. W. Böckmann, Director des reichen physikalischen Cabinets, zog M. häufig zu den Versuchen zu, welche er für sich anstellte. Da Marx entschlossen war, Medicin zu studiren und sich bemühte, die von den Schulstunden freie Zeit zur Vorbereitung für jene zu benutzen, so machte er eine nähere Bekanntschaft mit dem Director der Thierarzneischule G. S. Tscheulin, mit dem Apotheker Philipp Lorenz Geiger, dem nachherigen Professor in Heidelberg, und ganz besonders mit dem Arzte des Bürgerhospitals Seubert. Letzterer, welcher als Geheimrath 1868, 90 Jahre alt, starb, ist zwar literarisch nicht bekannt, war aber einer der gebildetsten und erfahrensten Aerzte und glücklicher Augenoperateur. Da er Marx unter seiner Anleitung den Besuch der Kranken gestattete, täglich weise Lehren ertheilte und im Laufe der Zeit bleibende Freundschaft zuwandte, so bewahrte dieser ihm stets ein unvergängliches Dankgefühl. Seubert beweist, dass Praktiker ihr ganzes Leben hindurch Segen ihres weiten Berufskreises und Stolz ihrer Verehrer sein können, ohne bei noch so grosser Fülle des Wissens und der Gedanken, sich je versucht zu fühlen, die Feder zu anderen Aufzeichnungen zu ergreifen, als zu Recepten und Berichten.

Als die Kunde von der Völkerschlacht bei Leipzig eintraf, meldete Marx sich sofort, mit Zustimmung seines Vaters, zum freiwilligen Eintritt in das Militär; allein mehrere Lehrer protestirten. Einer that den Ausspruch: „um dem Trommelfell zu folgen, braucht man weder Griechisch noch Latein". Und so unterblieb die Ausführung des hochherzigen Entschlusses.

Nachdem Marx einen grossen Theil von Süddeutschland zu Fuss durchwandert, bezog er die Universität Heidelberg. Durch seinen Eifer auf der Anatomie erwarb er sich die Zuneigung des Professors für dieses Fach, des geistreichen, aber in der damaligen Naturphilosophie befangenen F. Ackermann. Das Wohlwollen seines Nachfolgers Tiedemann wurde Marx in noch weit höherem Grade zu Theil.

Nachdem Fries, welcher Physik und Philosophie vorgetragen, einem Rufe nach Jena gefolgt war, kam für die letztere Doctrin Hegel aus Nürnberg. Von seiner Geschichte der Philosophie angezogen, wurde Marx ein so warmer Anhänger desselben, dass einmal Tiedemann mit der Erklärung zu ihm auf die Stube kam: er wolle ihn zu einer Professur auf einer der damals errichteten belgischen Universitäten vorschlagen, wenn er die Philosophie fahren liesse. Marx ging jedoch nicht darauf ein. Den Unterweisungen Tiedemann's, wie in der Anatomie so auch in der Physiologie und Zoologie, folgte Marx stets mit grossem Interesse. Dieses Lehrers Theilnahme an strebsamen Schülern wurde zur gewissenhaften Sorge. So lange Marx die medicinische Klinik unter Conradi besuchte, war er sein Assistent. Sebastian, welcher Semiotik vortrug, sagte den Studirenden nicht zu und wurde vernachlässigt. Marx überzeugte sich, dass Jener besser war als sein Ruf. In Schelver's Vorlesungen über den thierischen Magnetismus war Marx der einzige Zuhörer; freilich ohne den gehörigen Glauben an die wunderlichen Behauptungen. Da der Chemiker Gmelin erst aufgetreten war, und ebenso Chelius, bis dahin Regimentsarzt in Karlsruhe, so konnte Marx nur kurze Zeit ihre Vorträge benutzen. Dem Professor Moser, der auf Syphilis und Knochenkrankheiten sich beschränkt hatte, wurde aus Rücksicht auf sein Alter viel zu Gute gehalten. Hatte er eine noch so bekannte Sache mitgetheilt, so pflegte er zu sagen: „wenn es so ist, wie es ist und nicht anders sein kann, so ist mein Satz logisch bewiesen." Nägele, der Vater, verstand es, durch Schärfe der Beobach-

tung und eigenen Eifer für Geburtshülfe anzuregen und das Interesse durch Witz und Spott wach zu halten. Marx, als seinen Anhänger, hätte er gern zum Specialisten seines Faches gestempelt. Obgleich ihm das nicht gelang, blieb er Jenem selbst auch in der Ferne gewogen. — Die meisten seiner Schulkameraden waren in Verbindungen, namentlich in die Suevia eingetreten. Zwischen ihnen und Marx trat insofern eine Erkaltung ein, als sein Umgang mehr auf Solche sich erstreckte, welche mit Anstrengung ihren nächsten Pflichten oblagen und den Freiheitskrieg mitgemacht hatten. Aus Begierde, dem Studentenleben eine höhere Weihe zu ertheilen, entstand die engere Verbindung, welche sich als deutsche Burschenschaft constituirte. Marx wurde aus der Mitstiftung damals viel Freude, später viel Leid.

Aus dem grossen Kreise der jugendlichen Freunde war ihm der liebste Alexander Pagenstecher, welcher nachher viele Decennien hochgeachtet in Elberfeld prakticirte und seine letzten Lebensjahre, immerfort erwärmt für die Aufgaben des Vaterlandes, in otio cum dignitate mit seiner Familie in Heidelberg zubrachte.

Unter den Statt gefundenen wechselnden, angenehmen Begegnissen mag nur ein einziges erwähnt werden. Jean Paul, der wiederholt nach Heidelberg kam, erhielt von den dortigen Studenten wie vom Publicum viele Beweise der Bewunderung. Als die Studenten ihm nach seinem ersten Eintreffen einen Fackelzug brachten, trat er, nach Begrüssung der Abgeordneten auf seiner Stube, unter die Menge auf der Strasse und rief: „Ach, dass ich wie Briareus hundert Hände hätte und in jeder Hand ein Herz!" Mit einem Ränzchen, worin Schreibzeug und eine Flasche Bier, setzte der Dichter sich häufig zum Schreiben auf den Turnplatz der Burschenschaft. Als er im trefflichen Dapping'schen Mädcheninstitute, wo auch Marx Zutritt hatte, von einigen jungen Damen um Locken ersucht wurde, äusserte er, dass es ihm innig leid thue, den Schönen nicht willfahren zu können, denn seine Haare seien gezählt, wenn sie aber mit denen seines Pudels vorlieb nehmen wollten, so sei er bereit, die Stelle des Saturn zu vertreten. Marx' Ferien wurden grösstentheils zu weiteren Ausflügen, das Ränzchen auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand, benutzt. Bald ging's in den Odenwald und Schwarzwald, bald in die Schweiz, nach Tirol, den Rhein hinab. Je tollkühner ein zu bestehendes Abenteuer war, um so lieber. Dass Marx soweit mit heiler Haut davon kam, musste wie ein Wunder erscheinen. So z. B. fuhr er als Kutscher mit wilden Pferden ununterbrochen von Freudenstadt bis Gernsbach und in Baden-Baden stürzte er, in der Absicht, Genossen in der Ferne ein Zeichen zu geben, auf den, an einem Thurme hervorragenden Baum geklettert, mit diesem unversehens in die Tiefe.

Verbrachte Marx während des Semesters viele Stunden auf dem Fechtboden, so unterliess er auch nicht, wie unter den noch Lebenden sein damaliger Theilnehmer, der berühmte Lehrer des Criminalrechts, Wächter in Leipzig sich erinnern wird, zur Abwechslung in feiner weiblicher Gesellschaft Spiele und dramatische Vorstellungen anzugeben und mitzumachen. Gediegenere Unterhaltung gewährte ihm der Verkehr mit älteren Personen. Als z. B. Dierbach, früher Pharmazeut, pro facultate legendi disputirte, war Marx sein Opponent, und manche der Gegenstände, welche jener in seinen „Arzneimitteln des Hippokrates" wie in anderen Schriften abhandelte, hatte Marx mit ihm durchgesprochen.

Marx' Neigung zur Lectüre der alten Classiker und zum Studium der Geschichte wurde in hohem Grade begünstigt durch das Zusammensein mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Karl Michael, welcher am 8. December 1864 als ordentlicher Professor der Physik und Chemie zu Braunschweig starb. Derselbe war ursprünglich Philolog

und hatte sich, kurz vor des jüngeren Marx Ankunft, als solcher in Heidelberg habilitirt. Seine Vorlesungen über Plato, Thucydides, Cicero gewährten dem Bruder das grösste Vergnügen. Ihre beiderseitigen Bestrebungen waren von Kindheit an der Erwerbung nützlicher Kenntnisse zugewandt, und der Aeltere blieb dem Jüngeren durch angestrengten Fleiss, Vorbild und Muster. Karl M. Marx bot jedoch seinen Kräften zu viel, wodurch er mitten in anerkannter Wirksamkeit von einem schweren Nervenfieber befallen wurde. Zur gründlichen Erholung ging er in die Schweiz und folgte bald darauf einer Einladung von Pestalozzi, um an seinem Werk für Erziehung und Menschenbildung sich zu betheiligen. Durch die daselbst vorhandenen physikalischen Apparate, eine reiche Mineraliensammlung und Reisen zu Beobachtungen und eigenen Versuchen angeregt, sagte er allmälig dem gelehrten Treiben Lebewohl und von den vielen durchstöberten Büchern wandte er Blick und Seele in das Buch der Natur. Zur weiteren Ausbildung in dieser Richtung begab er sich zu unserem Marx nach Göttingen, und blieb hier im Verkehr mit Stromeyer, Hausmann, Tobias Mayer und Gaus so lange, bis er die Professur der Physik und Chemie am Collegium Carolinum in Braunschweig annahm.

Nachdem am 22. November 1817 Marx' Beantwortung der, von der medicinischen Facultät in Heidelberg aufgegebenen, Preisfrage „über die Structur und das Leben der Blutadern" gekrönt worden war, nahte die Zeit, wo er nicht von den Musen, denen er bis in sein hohes Alter treu blieb, wohl aber von der liebgewonnenen Musenstadt zu scheiden hatte.

Obgleich er mit Anatomie so angestrengt sich beschäftigte, dass Tiedemann bloss dafür ihn gewinnen wollte, ging doch sein Sinnen und Streben auf Erwerbung derjenigen Geschicklichkeiten, welche zur Ausbildung des praktischen Arztes unerlässlich sind. Da ihm die Vergleichung verschiedener Behandlungsmethoden durch Besuch vieler Krankenhäuser wünschenswerth vorkam, begann er dafür die Wanderschaft. Der Ruf von Autenrieth zog ihn nach Tübingen, wo er nicht selten über dessen Diagnose und Cur erstaunte. Er musste aber auch erfahren, dass vorgefasste Meinungen Einsicht und Beurtheilung zu überdecken vermögen. Die Krätztheorie stand in schönster Blüthe, und beständig hörte er beim Beginne des Krankenexamens die stereotype Frage: „wann hast Du die Krätze gehabt?" Freiburg im Breisgau lieferte an herzigen Menschen eine grosse, an wissenschaftlichen Anstalten eine geringe Ausbeute. Befriedigter in letzterer Hinsicht fühlte er sich in Strassburg, besonders durch die reichhaltige pathologische Sammlung, an der Lobstein erfolgreich lehrte. In Erlangen waltete wohlthätig Henke. In Würzburg, wo zufällig die Matadore abwesend waren, konnte Marx das Juliushospital nur in Begleitung jüngerer Söhne des Aeskulap besuchen. In München fand er an Grossi, der so früh aus seinem Wirkungskreise abberufen wurde, eine edle Persönlichkeit und wissenschaftliche Capacität. Die von Häberl getroffenen Einrichtungen im neuen Krankenhause interessirten ihn ganz vorzüglich. Kieser in Jena, wenn auch seltsamen Vorstellungen huldigend, wirkte auf ihn anregend, zur Selbstforschung aufmunternd. Den Eindruck eines ausgezeichneten Klinikers machte ihm Balser in Giessen, ausserhalb Hessens kaum genannt, dort, wie es sich gebührte, eine anerkannte Auctorität. In deutscher Rede und mit deutscher Gesinnung, wirkte er unermüdlich, legte seine wissenschaftlichen Einsichten dar, spornte zur Nacheiferung an und gewann sich die Herzen aller seiner Schüler.

In das elterliche Haus zurückgekehrt, meldete Marx sich, um die Venia practicandi zu erlangen, zum Staatsexamen. Die schriftlichen Aufgaben wurden im Hause eines Mitglieds der Sanitätskommission ausgearbeitet, das

mündliche Examen fand in dem des Directors, des ehrwürdigen Schweickhard, am 18. Oktober 1818 Statt. Als Marx nach Beendigung desselben, der Berathung der Herren wegen, abtreten musste und kurz darauf wieder hereingerufen wurde, kam ihm die ganze Commission glückwünschend entgegen, mit dem Bemerken, dass über den glänzenden Ausfall der Prüfung höheren Ortes berichtet werden würde. Wohl mit durch diese lobende Anerkennung, erfreute er sich bald einer ansehnlichen Zahl von Patienten, nicht bloss der ärmeren, sondern auch der reichen und vornehmen Classe. Da er im Stillen stets den Wunsch nährte, akademischer Lehrer, wo möglich Kliniker zu werden, und die Staatsräthe Winter und Fröhlich ihm Aussichten auf eine Anstellung an einer der Landesuniversitäten eröffneten, so entschloss er sich, die bereits einträgliche Praxis aufzugeben, um an grossen Krankenanstalten Sinn wie Urtheil zu schärfen und thatsächliches Material zu sammeln.

Unterwegs traf er Oken, mit dem er mehrere Tage zusammen reiste, dann begab er sich zu Fuss durch das Salzkammergut nach Linz und von da auf der Donau nach Wien. Hier besuchte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend, allein oder in Begleitung einiger ihm befreundet gewordener Primärärzte das allgemeine Krankenhaus und Josephinum unter der Direction von Raimann, Hartmann, Kern, Zang; die Kinderklinik von Gölis, die Privatanstalt für Augenkranke von Beer. Vermittelst der Bekanntschaft mit seinem Landsmanne Bremser, den man unter dem Namen „Wurmdoctor“ kannte, wurde ihm der Zutritt zu der herrlichen, kaiserlichen Naturaliensammlung erleichtert und durch einen andern hochgestellten Landsmann, den Leibarzt J. P. Frank, konnte selbst eine ungewöhnliche Berücksichtigung erlangt werden.

Mitten in diese, über alles Erwarten befriedigende, Thätigkeit, welche von der frohesten Stimmung begleitet war, fiel, gleich einer Bombe in ein ruhiges Haus, ein politisches Ereigniss, das die Errungenschaft der Gegenwart zerstörte und dunkle Schatten in die Zukunft warf. Kaum war Marx eines Abends ermüdet auf seine Stube gekommen, als plötzlich mehrere Männer, die, ohne Zweifel, mit den Hausleuten sich verständigt hatten, ihn überfielen und erklärten, dass er ihnen folgen müsse. Da er sich nicht entsinnen konnte, je etwas Unrechtes gethan zu haben und von Gegenwehr oder Protestation keinen Erfolg erwartete, stieg er mit ihnen und seinen, indessen von ihnen zusammengerafften, Papieren und Büchern, ungehalten aber ruhig, in einen bereit stehenden Wagen, der zum Gefängniss fuhr. Als er gleich darauf zum Verhör in einen andern Raum gebracht worden war, vernahm er: die Arretirung habe auf Requisition der preussischen Regierung wegen Theilnahme an einer staatsgefährlichen Verbindung Statt gefunden. Marx konnte nicht denken, dass man die Verbindung, in der er als Student war, als eine staatsgefährliche beschuldigen werde, und so erwartete er gefasst und heiter die Dinge, die da kommen sollten. Trotzdem es schon spät war, wurden ihm unzählige Fragen zur Beantwortung vorgelegt, und Alles protocollirt. Diese Procedur wiederholte sich bald nach Tagen, bald nach Wochen so häufig, dass eine beträchtliche Menge Papier beschrieben wurde. Er konnte natürlich immer nur behaupten, dass weder er, noch, so weit ihm bekannt, seine Freunde eine unerlaubte Absicht gehegt, sondern einzig und allein die Verwirklichung der reinsten Ideen auf gesetzlichem Wege bezweckt hätten. Neun Monate, sage neun Monate, musste er diese Tortur der Verhöre, das Gebanntsein hinter Eisengitter, das Entferntsein von seinen Lieblingsarbeiten, ohne je einen Brief zu empfangen, aushalten, bis ihm endlich die Freiheit angekündigt wurde. Wenn im Mai, dem Wonnemonate, wenige kalte Tage eintreten, wird der

el angeklagt, wenn aber das Jugendherz hunderte von Tagen hin-
absichtlich erkältet wird, soll man dann noch an eine waltende Ge-
keit glauben? Als Andenken an sein Martyrium blieb Marx Etwas,
er früher nichts wusste, ein furchtbares Kopfweh, das bis auf den
n Tag, wie zur Erinnerung jener erlittenen Qual, zeitweilig ihn be-
Wer die in Leipzig 1831 herausgekommene Schrift: „Die demago-
Umtriebe in den Burschenschaften der deutschen Universitäten“,
nter dem Titel: „Geschichte der geheimen Verbindungen der neue-
it“, durchblättert, der wird sich sagen müssen, dass in jener Periode
rtriebener Aengstlichkeit von Oben her, viel Unrecht geschah, und
an mit der Jugend, die von Idealen erfüllt war, grausam verfuhr.
seine Vaterstadt zurückgekehrt, traf Marx zwar wahres Mitgefühl
erduldeten Unbill, aber auch die Gewissheit, dass seine Existenz
nert worden, und dass seines Bleibens daselbst nicht sein könne.
sinnte, einflussreiche Männer ertheilten den Rath, Gras über das
llene wachsen zu lassen.
rx entschloss sich kurz, Göttingen aufzusuchen, um da, bei hin-
len Hülfsquellen, literarische Arbeiten zu vollenden; dann an den
lern von Paris und London seinen ursprünglichen Plan zu verfolgen,
zur Rückkehr abzuwarten oder nach Amerika auszuwandern. Aber
sch denkt, und Gott lenkt. Marx hat in Göttingen viel mit Bü-
rkehrt, in seiner eigenen Praxis und anderswo, in Frankreich und
, viele Kranke beobachtet und behandelt, aber klinischer Lehrer
cht geworden. Zur Erreichung äusserer Zwecke gehört, dass man
Partei sich anschliesst und mit dieser die Mittel nicht ängstlich
Da ihm dieses im Innersten zuwider war, und er es stets ver-
, anders als bloss nach seiner Ueberzeugung zu handeln, musste
lgen der Isolirung tragen.
die Universitätsbibliothek ungehindert benutzen zu können, nahm
vom Oberbibliothekar Reuss angebotene Stelle eines Accessi-
Die theils dadurch veranlasste wachsende Vertrautheit mit dem
rarisch Geleisteten verschaffte die Möglichkeit, das angeblich
dlich prüfen und wirkliche Bedürfnisse leicht herausfinden zu
Zur Erlangung der Venia legendi hatte er für den 9. März 1822
anschlagen lassen, auf deren Rückseite er drucken liess: „Quid-
libenter agas, nec respice finem.“ Die Zahl war deswegen so
er ausser den gewählten Opponenten, zu denen Ammon, der
barzt in Dresden gehörte, ex populo aufforderte. Es traten so
iner und Nichtmediciner, unter Anderen der Theologe Biallob-
f, dass der Act dem Dekan Blumenbach viel zu lange
Als Marx später dessen Hausarzt und mit ihm sehr befreundet
e er öfters: „es ist ein Glück, dass die Disputationen jetzt so
kurz verlaufen; die Ihrige war heiss und so endlos, dass die
mit Recht über das verspätete Mittagsessen klagten.“ Da sich
esen Marx' geistige Grösse und Vielseitigkeit abspiegelt, und
ungue leonem, den ganzen spätern Menschen erkennen lassen,
hier folgen. „Ars brevis, vita longa. Qui tacet, non con-
culosum est non credere. Tria medici officia sunt: prophylaxis,
ανασια. Medicina non solum, ut Baglivius ait, temporis est filia,
genii humani partus. Scientia medica est scientia naturae,
losophia naturalis non confundenda cum ea qualis fere nunc
ἰητρος φιλοσοφος ἰσοθεος. Naturae medicatricis medicus so-
ster est atque interpres, pessima medendi methodo non omnes
n docenda medicina clinica methodus expectandi primaria.

Omnis naturae contemplatio symbolica est. In psychica et organica vita eaedem valent leges, idem typus. Consuetudines aegri ac mores medici sciat, necesse est; consueta, licet contra indicationem, aegris concedi debent. Non sunt morbi spurii. Nostrum saeculum mercuriale dici potest. Differentia specifica animalia inter et hominem religio est. Multa sunt in intellectu, quae prius non fuerint in sensu. Natura amat saltus. Remedii effectus minus pendet ab eo, quomodo detur, quam quando. Detractio sanguinis in arthritide breve in tempus morbum levat, mox autem ejus reditum efficit. Est pulsus venosus. Venae contractilitate viva gaudent. In ulceribus fistulosis culter optima injectione potior. Historia medicinae genetica caremus, nec ulla scientia talem vel habet, vel habebit. Joannes Serapion et Joannes Damascenus unus est idemque. Scribonius Largus latine scripsit. Si ad morbum arcuatum febris accedit, hydrops est metuendus. Anticipationes in febribus intermittentibus non in universum boni augures habendi sunt. In lue syphilitica decoctum Zittmanni ultimum est refugium. Venaesectio cito curat, sed non tuto. Cholera morbus ante mensem Augustum non apparet et ultra tres menses non durat. Opium sacra est ancora. Matres eorum infantum qui ophthalmia neonatorum laborant, gonorrhoea vexantur."

Im Laufe der Jahre hielt Marx Vorlesungen über medicinische Anthropologie, Encyklopädie und Methodologie, Geschichte der Medicin, medicinische Literaturgeschichte, Toxikologie, gerichtliche Medicin, medicinische Polizei, allgemeine Pathologie und Therapie, Zeichenlehre, ansteckende Krankheiten, Cholera, Syphilis, specielle Pathologie und Therapie, Arzneimittellehre. Im Jahre 1826 wurde er zum ausserordentlichen, 1831 zum ordentlichen Professor, 1838 zum Mitglied der Honoren-Facultät ernannt. Von vielen gelehrten Gesellschaften wurde er zum Mitglied oder Correspondenten aufgenommen. Schon Ritter des Guelphenordens, erhielt er auch den preussischen Kronenorden zweiter Classe. Aus seiner eigenen Praxis, sowie durch gütige Unterstützung von Collegen und Schülern, hatte er eine bedeutende Sammlung pathologischer Präparate zusammengebracht, von der er sich, wegen Beschwerden der Aufbewahrung, trennen musste und sie dem Obermedicinalrath Langenbeck überliess. Die nachhaltigste Erfrischung von den Anstrengungen der Praxis und der Berufsgeschäfte verschafften Reisen nach den Alpen, der Schweiz, nach England, Venedig, Bologna und einmal nach Weimar zu Goethe. Nachdem Riemer Marx das Sehenswürdigste auf der Bibliothek gezeigt hatte, geleitete er ihn zum ersehnten Hause. Das Salve im Vorzimmer war der Vorgeschmack des köstlichen Empfangs, dem rasch eine eingehende Unterhaltung folgte. In früheren Jahren hatte er sich gründlich mit der Metamorphose der Pflanze beschäftigt, namentlich mit Helleborus foetidus, welche dem Meister entgangen zu sein schien. An diesen Anhaltspunkt reihte sich von Seite Goethe's die Erinnerung an Göttingen, wo er das literarische Material für die Geschichte der Farbenlehre gesammelt hatte, sowie die Erkundigung nach persönlich ihm bekannten Lehrern. Jede Wendung des Gesprächs war anmuthig, jedes Wort gemessen. Durch das Gefühl, bei einem der weisesten Sterblichen zu verweilen, wurde die Seele gehoben.

Ereignisse von bedeutender Tragweite haben wir in Bezug auf Marx nicht weiter zu verzeichnen. Er führte ein vielbewegtes geistiges Stillleben, nur seinem Berufe und seinen Wissenschaften geweiht. Er gehört zu den wenigen Glücklichen, die ihre Zufriedenheit in und durch sich selbst suchen und finden. Wenn daher auch die Zahl seiner vielen Freunde im Laufe der Zeit immer geringer wurde, wenn er es erleben musste, dass der von ihm heissgeliebte Bruder, der ihm von allen Freunden der theuerste war, durch eine eigenthümliche Lenkung des Schicksals von der Krankheit

die Marx zuerst, als eine bis dahin nicht genau und gründlich bekannte, in die Medicin eingeführt hatte, ihm hinweggerafft wurde, wenn ihm der Tod seinen intimen Jugendfreund, den berühmten Landschaftsmaler Rottmann, seinen väterlichen Freund Stieglitz und seinen Herzensfreund, den Bibliothekar Schweiger in Göttingen entriss, wusste er stets sich in das Unabänderliche zu fügen, das Gleichgewicht der Seele zu bewahren, büsste er niemals den Frieden und die Heiterkeit des Gemüths ein. Aus dem einst so weiten Kreise seiner Freunde sind nur noch der Rechtsgelehrte Wächter in Leipzig, Greenhill in Hastings, Christison in Edinburg und Willis in Barnes am Leben.

Am 12. August 1870 erneuerte die medicinische Facultät zu Jena Marx' Doctordiplom, und seine Facultät, die sich in vollem Ornat in pleno bei ihm einfand, überreichte ihm eine Tabula gratulatoria. Die Dekane der andern Facultäten, mit dem Prorector an der Spitze, und der Curator der Universität brachten ihre Glückwünsche dar. Die politische Aufregung, in der sich ganz Deutschland damals befand — es waren eben die Schlachten von Weissenburg, Wörth und Spicheren geschlagen — verursachte, dass an dieser schönen Feier keine allgemeine Betheiligung der Aerzte Deutschlands Statt fand. In friedlicher Zeit würde dieser Tag die vielen Schüler ganz sicher zu Ovationen veranlasst haben, wie sie der Bedeutung und dem Sinne des Jubilars entsprochen hätten.

Was wir im Allgemeinen als eine Charakteristik der Classiker hingestellt haben, lässt sich auf Marx speciell anwenden, um ein richtiges Bild von ihm zu empfangen.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, dass unser Urtheil nicht im Geringsten durch persönliche Freundschaft beeinflusst ist. Denn auch in der Freundschaft gilt uns als oberstes Princip die Wahrheit, und betrachten wir letztere auch als die einzige Basis, auf die eine dauernde Freundschaft begründet werden kann. Unser Urtheil ist vielmehr das Collectivurtheil aller Kritiker und Recensenten, die sich über Marx, seit dem Beginne seiner Schriftstellerkarrière ausgesprochen haben, der Spruch des wissenschaftlichen Areopags, von dessen Mitgliedern die Meisten schon das Zeitliche gesegnet haben. — Plato amicus sed magis amica veritas. „Wenn Du erst siehst, was er geleistet hat, so wirst Du uns gerecht und mässig finden."

Um Marx als Mensch, Arzt, Lehrer und Schriftsteller ganz zu würdigen, ist es nothwendig, die Zeit zu verstehen, in der er geboren wurde, lebte und strebte, wirkte und noch wirkt. Sein Geburtsjahr fällt in die Zeit, in der die Nachwehen der ersten französischen Revolution in ganz Deutschland und vorzugsweise in den an Frankreich gelegenen Rheinlanden sich geltend machten. Auf der einen Seite standen die Fürsten, seit dem westphälischen Frieden fast alle als Despoten ihre Länder regierend, die alten herkömmlichen Stände nur des Scheines halber duldend, ein unwissender Adel, in den Traditionen und Ideen des Feudalismus gross geworden, eine theils lascive, theils bigotte Geistlichkeit; auf der andern Seite die von den französischen Revolutionsideen trunkene Bourgeoisie, ohne tiefere Bildung, aber von Hass gegen das bisherige Regime erfüllt, der Gelehrtenstand, in Pedanterie und Formenwesen befangen, von dem Volke eine gleichsam abgeschlossene Kaste bildend; endlich die jüngere, heranwachsende Generation, genährt und erhoben durch die Ambrosia und den Nektar der classischen Literatur eines Herder, Lessing, Göthe und Schiller und der kritischen Philosophie eines Kant, aber gleichzeitig verwirrt durch die Schriften eines Voltaire und Rousseau. Es kam dann die Zeit der politischen Erniedrigung und der Schmach, die Zeit der Auflösung des tausendjährigen deutschen Reichs, der Stiftung des unseligen Rheinbundes, ver-

mittelst dessen deutsche Volksstämme durch deutsche Brüder unterjocht und in Knechtschaft gehalten wurden, die kaiserlose Zeit. Unter den Eindrücken dieser Periode verlebte Marx seine Kinder- und Jugendjahre. Es kann keinen grössern Contrast geben, wie zwischen dieser und der dann folgenden Zeit der geistigen und politischen Erhebung Deutschlands, der Befreiungskriege, der Stiftung der Turner- und Burschenschaft!

Wie sehr diese grosse Epoche Marx ergriff, geht daraus hervor, dass er selbst an dem Kampfe gegen Deutschlands Erbfeind sich betheiligen wollte, und als ihm dies nicht vergönnt wurde, bei der Stiftung der deutschen Burschenschaft mitwirkte. Da aber die grosse Menge unreif war, so ging diese Periode wie ein glänzendes Meteor vorüber, und die Zeit der Restauration lagerte sich wie ein giftiger Mehlthau auf das ganze Geistesleben der eben erst erwachten deutschen Nation. Was Marx persönlich durch diese Richtung zu leiden hatte, haben wir gesehen. Aber weder die rigoros gehandhabte Censur, noch die zahlreichen Einkerkerungen der hochherzigen Jugend, noch die systematischen Verfolgungen und Unterdrückungen der Turner- und Burschenschaft, noch die strengsten Polizeimassregelungen, noch endlich die Karlsbader und Laibacher Beschlüsse waren vermögend, das emporflackernde Licht der Aufklärung auszulöschen. Wie ein Blitz vom Himmel brach die Julirevolution herein und verbreitete nicht bloss ihre geistigen Vibrationen über ganz Deutschland, sondern belebte, kräftigte und stärkte alle Patrioten zum Ausharren und Ringen im geistigen Kampf. Abermals siegte die Reaction, bis die Februarrevolution zum dritten Male das deutsche Volk aus seinem Schlummer weckte. Aber auch jetzt sollten die Früchte des Sieges noch nicht eingeheimset werden. Der nationale Anlauf, den Deutschlands Fürsten und das deutsche Volk in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit genommen, wurde durch das Ausland, durch England und Russland paralysirt.

Die Schlacht von Bronzell und die Tage von Olmütz brachten diese Periode zum Abschluss. Den politischen Niederlagen Preussens nach Aussen und Innen folgte in ganz Deutschland das innere Düppel. Aber das Feuer konnte nun nicht mehr gelöscht werden. Der Tod des Königs von Dänemark und der vierte dänische Krieg bewiesen zum ersten Male seit den Zeiten der Hohenstaufen, dass Deutschland nicht länger Willens war, vom Auslande die mit dem Herzblute seiner Söhne erfochtenen Siege sich verkümmern zu lassen. Schleswig-Holstein erhielt die eben so lange erstrebte Freiheit von dem dänischen Joch, und die ausländischen Grossmächte zogen sich verblüfft und schmollend zurück. Ein trauriger, aber nothwendiger Bruderkrieg musste nun eintreten, um Klärung zu bewirken. Eine vorübergehende Dissonanz ergriff nach demselben alle deutschen Volksstämme. Als aber Napoleon III. dieselbe sich zu Nutze machen wollte, führte eben sie den lange ersehnten, erstrebten und erträumten Accord der politischen Wiedergeburt herbei. Die wiederhergestellte Einigkeit wurde besiegelt durch den heiligen Krieg von 1870—71, in dem alle deutschen Stämme die Feuertaufe glänzend bestanden. Eine zweihundertjährige Schmach, deren Amortisirung auch der glühendste Patriot für eine Chimäre gehalten, war für immer getilgt; ein seit dem westphälischen Frieden auf ewig den deutschen Namen befleckender Schuldbrief war eingelöst, Elsass und Lothringen durch deutsches Blut dem Reiche wiedergewonnen, und das alte Kaiserreich in seinem Glanze und seiner Herrlichkeit wieder aufgerichtet. Mit kurzen Pinselstrichen haben wir versucht, die Contouren der Zeit zu malen, in der das Leben Marx' sich abspinnen sollte. Wenigen Menschen ist es vergönnt, einen solchen Zeitraum zu durchleben. Die meisten seiner Jugendgenossen sind dahingegangen, ohne wie er den glänzen-

den Abschluss dieser Periode zu schauen. Marx hat alle Wandlungen dieser gährenden Zeit, wie die Weltgeschichte keine zweite zeigt, mit durchgemacht. Er nahm Theil an ihren Freuden und an ihrem Kummer, und seine geistige Entwicklung können wir nur dann begreifen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass er ein Sohn seiner Zeit ist, und die geistigen Bestrebungen derselben sich auf ihn als Mensch und Arzt reflectirten. Und nicht minder wechselvoll war das Bild, das die Medicin in demselben Zeitraum darbot! Am Ausgange des 18. Jahrhunderts hatte das Brown'sche System die Köpfe der meisten Praktiker ergriffen und verdreht; durch die Erregungstheorie wurde es umgemodelt. Es folgte nun eine Periode der medicinischen Anarchie. Homöopathie, thierischer Magnetismus und die Naturphilosophie theilten die Aerzte in drei grosse Heereslager und brachten Verwirrung unter die Asklepiaden. Zum grossen Glücke für die Therapie hielten die Classiker das Banner derselben hoch. In Hannover folgte auf den feingebildeten Lentin der scharfsinnige Stieglitz, um mit Marx in innigster Freundschaft verbunden zu werden. In Berlin wirkte unabhängig von dem Gezänke der Schulen der alte Heim; in Halle der fleissige und gründliche Sprengel und Peter Krukenberg; in Wien Peter Frank, Philipp Hartmann und Boër; in Heidelberg Nägele und in Hamburg der treffliche Wigand. Auf die Kämpfe dieser Periode folgte die Zeit einer schlaffen und gedankenlosen Empirie, als deren Typen Hufeland in Berlin und Conradi in Göttingen zu betrachten sind. Die Naturphilosophie hatte den ersten Anstoss gegeben, der Naturwissenschaft und ihren einzelnen Disciplinen mehr Fleiss zuzuwenden. Aus dem Bestreben, die Krankheiten nach Art der Blumen specificiren zu wollen, ging die naturhistorische Schule hervor. Die Idealpathologie brachte es nicht zu einer besonderen Secte. Ebensowenig kann man von einer Schule der durch Henle und Pfeufer proclamirten, rationellen Medicin sprechen. Mehr Einfluss gewann die von Roser, Wunderlich und Griesinger gegründete physiologische Schule, wenn auch vorzugsweise in negativer Hinsicht, indem sie der schon an Marasmus leidenden naturhistorischen Schule den Gnadenstoss versetzte: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan.“ Den Beschluss machte die Prag-Wiener oder die Schule des Nihilismus und die naturwissenschaftliche Schule mit der Cellularpathologie. Beider Tendenz ist in Bezug auf die Therapie destructiv, und hat sich eine jede eine Sisyphus- und Danaidenarbeit zum Inhalt ihrer Bestrebungen gemacht; sie bemühen sich, die medicinische Kunst in eine Wissenschaft zu verwandeln. Die Medicin soll ganz in Naturwissenschaft aufgehen. Inmitten dieser Kämpfe aufgewachsen, ist Marx zu jeder Zeit sich selbst treu geblieben. Er prüfte Alles und behielt das Beste, bald als passiver Zuschauer das Schlachtgewühl überblickend, bald, wie wir sehen werden, selbst an dem Kampfe sich betheiligend. Wann diese wissenschaftliche und künstlerische Anarchie aufhören wird, in der wir uns augenblicklich befinden, lässt sich noch nicht absehen; auf jeden Fall hat Quitzmann ganz Recht, wenn er behauptet: „Dass der, welcher jene Sätze liest, mit denen vor 18 Jahrhunderten der vorurtheilsfreie Römer Aulus Cornelius Celsus sein encyklopädisches Werk über Medicin bevorwortend, den damaligen Zustand der Heilkunde schildert, sich unmöglich der schlagenden Aehnlichkeit erwehren kann, welche ihm zwischen der Medicin des ersten und des neunzehnten Jahrhunderts nach Christus aus den Blättern der Geschichte entgegentritt.“

Dieselbe Gährung wie auf politischem und medicinischem Gebiete, finden wir während dieser Periode auf dem Boden des schönwissenschaftlichen,

theologischen, philosophischen und socialen Lebens, und verweisen wir hier auf die, bei der allgemeinen Charakteristik von uns gegebenen, Cartons.

Denken wir uns nun diese Factoren auf Marx einwirkend, so können wir uns erklären, wie und warum er die geistige Grösse, in der er sich uns als Mensch, Arzt und Schriftsteller präsentirt, erreichen musste. Was die Nahrung, die Luft, das Klima, die Wohnung, die Kleidung für den menschlichen Körper, das sind jene Factoren für den menschlichen Geist. Kleine Geister werden entweder von ihnen beherrscht oder gehen in ihnen auf und unter, grosse dagegen assimiliren sich aus ihnen das ihrem eigenen Wesen Entsprechende und Homogene; sie wachsen und gedeihen durch sie, werden gereinigt und geläutert. Sie sind gleichsam der Spiegel, aus dem die, von ihren Schlacken gereinigte, Zeit in ihren culturhistorischen Phasen uns als ein idealistisches Bild entgegenstrahlt. Ein grosser Arzt ist stets ein grosser Mensch! Ueber diese Sentenz wird wohl keine Controverse Statt finden. Wir könnten daher ganz darauf verzichten, Marx' Persönlichkeit zu schildern und uns darauf beschränken, bloss seine Bedeutung als Arzt zu definiren. Wir mögen aber um so weniger auf diesen Genuss verzichten, als bei keinem einzigen Classiker, mehr wie bei Marx, es hervortritt, dass Arzt und Mensch vollständig congruent sind.

Der Grundton seines Charakters ist eine innere Wahrhaftigkeit, die er gegen sich selbst auf das Strengste, gegen Andere auf das Mildeste und Schonendste ausübt. Alles Unwahre, alle Heuchelei, alles Uebertriebene ist ihm, wo es auch sei, antipathisch, und steht er durchaus nicht an, seinen Gefühlen in dieser Richtung Ausdruck zu geben. Die Lüge hasst er. Und wir können dreist behaupten, dass Marx niemals eine solche sich erlaubt habe, nur ausgenommen natürlich am Krankenbette, wo ja bekanntlich Plato den Aerzten das Recht der Nothlüge vindicirt. Schmeichelei ist Marx selbstverständlich im höchsten Grade zuwider, und vergeblich sucht man bei ihm das Gefallen an ihr, dieser Achillesferse der meisten grossen Männer, die, wenn sie auch, als moralische Schwäche, der Grösse als solcher keinen Abbruch thut, auf jeden wahrhaftigen Menschen doch einen störenden Eindruck hervorbringt. Dagegen nimmt Marx jedes Lob, das ihm wirklich zukommt, mit ruhigem Selbstbewusstsein entgegen. „Seines Fleisses darf sich Jeder rühmen", sagt Lessing in ähnlicher Beziehung. Mit einem noch lebenden renommirten Schriftsteller brach Marx gänzlich, weil ihm dessen Flatousen im Innersten seiner Seele missbehagten. Mit dieser Wahrhaftigkeit verbindet sich eine Milde, eine Herzensgüte, ein Wohlwollen, eine Menschenliebe, die zur Nacheiferung auffordern. Man kann behaupten, dass Marx durch eine weibliche Zartheit und Sanftheit des Gemüths sich auszeichnet. Nur diese, von einer gütigen Natur ihm verliehenen, Eigenschaften können es uns erklären, dass er, durch die in seinen Jünglingsjahren, ungerechter Weise, erduldete Kerkerhaft, nicht ein Menschenhasser wurde, nicht für immer mit der Welt zerfiel. „Doch grosse Seelen dulden still." Oder sollte noch Jemand daran zweifeln, dass die preussische Regierung das schmählichste Unrecht beging, indem sie ihn beinahe ein Jahr in einem feuchten Kerker schmachten liess, gerade als er in der Blüthe seines Lenzes stand? Aus dem, gegen den, eben derselben Ursache wegen, in Berlin verhafteten, Dr. med. Bader aus Freiburg angestrengten, in oben genanntem Buche enthaltenen Processe geht auf das Deutlichste hervor, dass die damals gestiftete Burschenschaft nichts Anderes, und auch nur auf gesetzlichem Wege erstrebte, als was Bismarck später durch Blut und Eisen realisirte. Dr. Bader hatte ein noch schlimmeres Schicksal zu erdulden als Marx. Obgleich (S. 48) es in dem Ur-

theile hiess: „dass der objective Thatbestand des Verbrechens theils insofern unvollständig ist, als ein gewaltsames Unternehmen zum Umsturz der bestehenden deutschen Staatsverfassungen noch gar nicht zur Existenz gekommen, theils insofern nicht völlig feststeht, als es unwahrscheinlich gemacht ist, dass die Umänderung in der bestehenden Verfassung Deutschlands auf gewaltsame Weise hat zur Ausführung gebracht werden sollen", so wurde Bader trotzdem zu sechs Jahren Festungsstrafe verurtheilt. Die von der preussischen Regierung gegen Marx unternommenen Schritte wurden veranlasst durch die, bei dem Dr. Bader in Berlin vorgefundenen, Briefe von Marx. Wenn man nun diese, in jenem Buche veröffentlichten, Briefe liest, so findet man, dass sie nur von dem edlen Streben und den hochherzigen Gesinnungen Marx' ein Zeugniss ablegen. So schreibt er im Juli 1816 an Bader (S. 15): „Vorsicht, sagst Du, Bruder, leite Euch, schärft sie. Wenn Ihr Einen aufnehmen wollt, so nehmt ihn nicht auf im Vertrauen auf einen gelungenen Aufsatz oder einen guten Namen. Ein kräftiges Mitglied muss ihn persönlich kennen und für ihn stehen. Viele sind, die vortrefflich verstehen, die Feder zu führen und politisch werden in den Stunden der Noth. Sapienti sat! Mögen sie herzugezogen werden; allein sie sollen in den Propyläen bleiben und nicht eindringen dürfen in das Heiligthum. Nur von den eigentlichen deutschen Gauen werden die Brüder aufgenommen, und Andere dürfen nur von der Schale und nicht vom Kerne erfahren. Mögen die Theilnehmer arbeiten und auf diese Weise der Gesellschaftskette angehören — der Bruderkette bleiben sie fremd." In einem andern Briefe von Marx an Bader heisst es: „Ich meine, dass wir Jungen für des Vaterlandes Zwecke uns verbinden müssen und suchen, dass wir uns zu Ecksteinen bilden in der bedürftigen Zeit. Was hilft unser Wissen im unfreien Staat? Wozu Erkenntniss, wenn sie im Buche steht? Heraus muss das Rechte treten, damit es seine Wahrheit in der Offenbarung finde." Und in einem andern: „Wie das heilige Gemüth in sich trägt still und gross seine bewegenden Mächte, und es nicht wagt, nur die leiseste Regung hoher Begeisterung in den Stunden frommer Liebe auszusprechen, so soll unser Leben als eine geweihte Feier für das Höchste, eine Opferstille behalten, und die That nur soll im Einzelnen und im Ganzen offenbaren die stillen Kräfte der jugendlichen Geister, verkünden die Mächte, die im Geheimen wirken für das Oeffentliche; nur Unbekannte und ungenannt sich opfern den Sternen ihres Lebens"; und später: „Freunde, wir stehen nicht allein — doch wirke jeder in seiner Art und auf seine Weise; wir werden uns finden. Aber das muss Euch stark machen, dass viele, viele der edelsten Jünglinge und Männer sich gefunden haben und glühen und schaffen."

Genug, aus allen, in diesem Buche veröffentlichten, Acten geht deutlich hervor: „1. Dass die öffentliche Tendenz des Vereines rein wissenschaftlich gewesen, und die von demselben aufgestellte, auch in den Statuten des Bundes ausgesprochene Idee, welche ins Leben treten zu lassen, die Absicht der Verbündeten gewesen, allein darin bestanden habe: „Der Zweck aller Wissenschaft sei die Vervollkommnung des Menschen und die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes; es müsse daher dieser bessere Zustand durch erhöhte, wissenschaftliche Bildung herbeigeführt werden, als wohin durch Lehre, Unterricht und Beispiel zu wirken sei." 2. Der geheime Zweck war politisch und darauf gerichtet, auf gesetzlichem Wege die Einheit und Freiheit Deutschlands herzustellen. Der Verfasser des obigen Buches kommt daher am Schlusse desselben zu dem Resultate: „dass aus allen den geheimen Verbindungen, welche wir in unseren Tagen erlebt haben, die Umwälzungen des Jahres 1830 nicht hervorgegangen, sondern

aus dem schroffen Festhalten am Alten. Welchen Einfluss Marx in der neugestifteten Burschenschaft ausübte, geht am Besten aus den „Erinnerungen aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten" von Ernst Munch, Karlsruhe, Müller'sche Buchhandlung 1836, hervor. Daselbst heisst es: „Der Beitritt des geistreichen Marx, der mit dichterischem Feuer ein vielseitiges wissenschaftliches Talent verband, hatte dem Leben der Gesellschaft einen neuen Schwung gegeben. Seine Gedichte, seine Reden elektrisirten, seine Winke und Warnungen, hätte man sie immer befolgt, waren in mehrerer Hinsicht sehr nützlich. Er genoss in unserem Kreise besondere Achtung und verdiente sie."

Von niedern Leidenschaften ist Marx gänzlich frei, vielmehr grossherzig und wohlthätig, hat keine Spur von Neid, Habsucht und Verkleinerungssucht, sondern freut sich über das Glück seiner Mitmenschen. Er kennt kein Wort- und Dogmenchristenthum, aber er fühlt und handelt menschlich; seine Religion ist nicht theoretischer Art, sie ist vielmehr ein beständiges, werkthätiges, ernsthaftes, ehrliches Handeln.

In der schönsten Harmonie findet man in ihm vereinigt: Reinheit, Tiefe und Wahrheit des Gemüths, eine selbstgebildete Ueberzeugung des innern Werths, Klarheit des Bewusstseins und Charakterstärke. Ein sicheres Selbstgefühl und edler Stolz ist aber mit der einfachsten Bescheidenheit und der stillsten Demuth gepaart. Zwei Worte reichen aus, um Marx ganzen Charakter zu bezeichnen, er ist καλος κ' ἀγαθος wie der Grieche es so treffend bezeichnete. Ueberhaupt ist er eine durchaus antike Natur. Antik ist er in seiner edlen Männlichkeit; antik ist er in seinem ganzen Streben, reine Menschlichkeit und Humanität zu begründen; antik ist er in der Genügsamkeit und Einfachheit seines Lebens. Marx raucht weder, noch trinkt er Wein, Bier oder Spirituosen. Mit Pindar hat er stets gedacht ὑδωρ μεν ἀριστον. Gesellschaften und Zerstreuungen hat er im reiferen Lebensalter gemieden. Die einzige Erholung, die er sich verschafft, ist Abwechslung in der Arbeit. Er gönnt sich wenigen Schlaf. Im Winter steht er um 5 Uhr, im Sommer um 4 Uhr auf. Den Spruch: Mens sana in corpore sano hat er an sich selbst glänzend bewährt. Mit Ausnahme der ihm von der preussischen Regierung octroyirten, intermittirenden Kopfschmerzen, ist er bis in sein hohes Alter niemals von einer ernstlichen Krankheit befallen worden. Zum ersten Male erkrankte er gefährlich, am Ende des kalten Januar 1873, an einer intensiven Gesichtsrose, die sich bis auf den Hals erstreckte. Mit stoischer Ruhe und einer Resignation, die an Mucius Scävola erinnerte, trug er die furchtbaren Schmerzen, die ihn peinigten und die zu einer solchen Höhe sich steigerten, dass das Schlimmste befürchtet werden musste. Aber seine gute Natur siegte. Er genas rasch, ohne dass irgend eine körperliche oder geistige Schwäche zurückblieb. Wie allgemein in Göttingen die Trauer wegen seiner Krankheit gewesen, ebenso allgemein war die Theilnahme und die Freude über seine Genesung.

Den vortrefflichen Eigenschaften seines Gemüths entspricht sein intellectuelles Erkenntnissvermögen. Es ist schwer zu bestimmen, was man mehr an ihm bewundern muss, seinen richtigen und scharfen Verstand, oder seine tiefe und gründliche Vernunft, oder seine geübte, stets schlagfertige und den Kern treffende Urtheilskraft. Das Schönste aber an ihm ist die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte. Dadurch wird seinem Wesen ein gewisses Etwas aufgedrückt, von dem schon Hippokrates behauptet, dass es weder gesagt noch beschrieben werden könne. Diese Harmonie möchten wir die Grundfarbe seines geistigen Lebens nennen.

Daher seine immer gleiche Selbstbeherrschung, seine beständige Hei-

terkeit des Gemüths, sein gänzliches Freisein von aller Laune, daher auch der wirklich grosse Einfluss und Eindruck seiner Persönlichkeit, dem sich Keiner, der Sympathie für das Edle, Hohe, Geistige, Unvergängliche hat und sich nicht zum Gemeinen hingezogen fühlt, entziehen kann. Kurz, Marx ist vom Scheitel bis zur Zehe, körperlich und geistig, ein Aristokrat in des Wortes edelster Bedeutung.

Wir haben nie einen Mann kennen gelernt, der von vornherein so sehr den Eindruck eines wahrhaft grossen Menschen hervorbringt wie Marx. Mit dem Prädicat „gross" ist von jeher vielfacher Missbrauch getrieben worden. Am geneigtesten war man jederzeit es Männern zu geben, bei denen der Zerstörungstrieb zu einer ungewohnten Höhe sich ausgebildet, die das Mordhandwerk in grösstem Massstabe ausgeübt hatten. So gelangten Alexander, Attila, Tamerlan zu dieser Ehre. Oder es wurden Männer gross genannt, die auf irgend einem Gebiete, sei es durch die Ausbildung der einen oder andern Geistesfähigkeit oder eines Kunsttriebes Ausserordentliches geleistet hatten. In Zukunft wird man nur Solchen dies Epitheton ertheilen, die, bei der harmonischsten Ausbildung des Geistes und Herzens, sich eben so gross und ausgezeichnet in ihrem besondern Berufe wie als Menschen zeigten. Selten wird man einen Mann finden, bei dem das in so hohem Grade der Fall ist, wie bei Marx. Dieser seiner geistigen Grösse entspricht die persönliche Erscheinung. In seiner Jugend muss Marx eine anziehende männliche Schönheit gewesen sein. Die in den 40er Jahren von ihm erschienene Lithographie wird jedem Kunstkenner den Ausdruck entlocken: welch' ein edles, schönes Gesicht! Zierlich, aber doch kräftig gewachsen, ruht auf seinen Schultern ein Kopf, der sofort den ernsten, tiefen Denker verräth. Schwarzes, dickes, lockiges Haar, kräftige Augenbrauen, eine hohe, gedankenvolle Stirn, contrastiren und harmoniren zugleich mit den tiefblauen, treuherzigen, seelenvollen, klaren und ebenso schwärmerischen Augen. Die leicht gebogene, feine Adlernase, der zierliche kleine Mund, das fein geschnittene Kinn, die Grübchen in den Wangen vollenden den getreuen Ausdruck eines tiefen Innenlebens. Könnte man aus Goethe's und Mendelssohn's Gesicht Eins machen, so würde man Marx haben. Es möchte wenige Physiognomien geben, die auf Jeden sofort eine solche Anziehungskraft ausüben. Dieselbe bewahrt Marx auch jetzt noch in hohem Alter.

Marx ist ein Genie; mag man dies Wort nun im Lessing'schen Sinne nehmen, dem es identisch ist mit eisernem Fleisse, oder im Kant'schen, nach dem es das Talent ist: „durch welches die Natur der Kunst die Regel gibt". In erster Beziehung steht Marx wie Lessing gewiss ohne Rivalen da, denn seine natürlichen, seltenen Anlagen werden bis in das späteste Alter vom ungewöhnlichsten Fleisse unterstützt. Man bedenke nur die schriftstellerische Thätigkeit in dem vorvorletzten Jahre! Wer vermöchte in productivem Schaffen, sowohl in Quantität als Qualität, ihm gleich zu kommen? Wer vermöchte, in gleich kurzer Frist wie er, fünf Monographien wie über Angina pectoris, das Alter der Hundswuth, Lassen oder Thun, Hermann Conring und Paullini zu verfassen?

Wenn wir sagen: Marx ist ein Genie, so meinen wir nicht, dass er bloss ein genialer Mensch ist, sondern, da Arzt und Mensch bei ihm sich vollständig decken, so beziehen wir dies ebenso sehr auf seine Thätigkeit als Arzt und Schriftsteller. Da wir bei den einzelnen Disciplinen der Medicin dieselbe detaillirt schildern, so wollen wir hier nur einen allgemeinen Ueberblick über dieselbe geben, sie namentlich in der Beziehung charakterisiren, als sie mit seiner Individualität in unmittelbarer Verbindung steht.

Von allen Classikern ist keiner mehr wie Marx von der Heiligkeit der

Naturheilkraft durchdrungen. Man darf getrost behaupten, dass er hierin Hippokrates gleichkommt. Ein Unterschied zwischen den beiden besteht natürlich darin, dass, was bei Hippokrates gleichsam Instinct, Ahnungsvermögen, ein divinatorischer Glaube war, bei Marx auf einer durch Gründe getragenen, wissenschaftlichen Ueberzeugung beruht. Diese heilige Scheu vor der Naturheilkraft war sein steter Mentor am Krankenbette und machte ihn bis in sein hohes Alter zu einem glücklichen, gesuchten und beliebten Arzte. Ob sie ihn auch zur Entdeckung der ethischen Medicin leitete? Wir wissen es nicht. Fast möchten wir glauben, sie sei seinem Herzen entsprungen, wie ja die besten Gedanken allemal aus dem Herzen kommen. Auf jeden Fall aber ertheilte jene Scheu derselben die festeste Stütze und zugleich die wissenschaftliche Begründung. Marx ist daher der Repräsentant, der Typus, das Ideal eines Arztes; der Prototypus, wie sich die humanistischen Studien mit den realen Naturwissenschaften recht gut vereinigen lassen. Wie die höchste Blüthe des Alterthums sich medicinisch in Hippokrates personificirte, so personificirt sich das 19. Jahrhundert in seinen höchsten und edelsten Bestrebungen in Marx. Von den verschiedenen, sich gegenseitig aufreibenden Schulen, während der von ihm durchlebten Zeit, hat er alles Gute in sich aufgenommen, ohne von ihren Irthümern vergiftet oder auch nur angesteckt zu werden. Brownianismus, Naturphilosophie, naturhistorische, physiologische Medicin, Homöopathie, der Nihilismus, die naturwissenschaftliche Schule vermochten ihn eben so wenig zum Proselyten zu machen, wie der Sturmwind eine tausendjährige Eiche des Urwaldes nicht zu entwurzeln im Stande ist. Marx' Grösse besteht daher wesentlich in der Vermittlung und Verschmelzung der alten hippokratischen mit dem Guten der neuen Medicin. Bei keinem der Classiker ist der medicinische, geistige Stoffwechsel ein so reger und rapider wie bei ihm. So führte er durch seine berühmte Kritik über Laennec in den Göttinger Gelehrten Anzeigen — damals das erste kritische Blatt Deutschlands und Europa's — die Auscultation und Percussion wissenschaftlich zuerst in Deutschland ein, gegen welche die meisten damaligen Kliniker, mit Ausnahme Krukenberg's, namentlich die in seiner unmittelbaren Nähe, der sonst geistreiche, aber in Naturphilosophie befangene, Himly und der geistig verknöcherte und beschränkte Conradi in vornehmer Bornirtheit sich absperrten.

Dazu ist Marx ein Gelehrter im eigentlichen Sinne des Worts. Alle seine Arbeiten sind unmittelbar aus den ersten Quellen geschöpft; was er gibt, ist selbstständige Forschung. Er leidet nicht, wie die heutigen Stimmführer der naturwissenschaftlichen und nihilistischen Medicin, an secundärer und tertiärer Gelehrsamkeit. Sein Wissen ist keine graue Theorie, sondern immergrüne, gepflückt vom goldenen Baume des Lebens. Daher ist todte Büchergelehrsamkeit ihm gänzlich fremd und so versteht er es, auf eine nie dagewesene Weise, den ächten Gelehrten, den ärztlichen Künstler und den idealen Menschen in sich zu vereinigen. Von allen Classikern ist er der vielseitigste und fruchtbarste. Als Medicus purus hat er sich, sowohl als Schriftsteller wie auch praktisch, auf die innere Medicin beschränkt; nur als Kritiker umfasst er die ganze Wissenschaft. Dagegen gibt es keine Sparte der inneren Medicin, die er nicht selbstständig bearbeitet, die er nicht aufgeklärt und erweitert hätte. So verdankt die Medicin ihm die erste genaue und gründliche Kenntniss einer gewissen Art von Lähmung der unteren Gliedmassen. Eine bloss aus Rudimenten bestehende Lehre, die Euthanasie, erhob er erst zur Würde der Wissenschaft.

Alle seine Bücher sind bleibende Monumente, aere perennius. Die

meisten werden für alle Zeiten dauernden Werth behalten; die übrigen, sollte ihr Stoff wirklich einmal antiquirt erscheinen und von reellen, nicht den heute so beliebten, imaginären Fortschritten der Wissenschaft überholt werden, dürften in formeller Hinsicht immer mustergültig bleiben. Der Stil ist der Mensch selber; und so schreibt Marx einen Stil, der ihm allein eigen ist. Die hervorstechenden Eigenschaften desselben sind Kürze und ein abgerundeter Periodenbau. Seine Sprache ist Melodie, seine Diction allemal treffend und schlagend, die eingestreuten Tropen geben derselben ein gefälliges Colorit. Er verbindet die Kürze Tacitus' mit der Concinnität eines Cicero, die Klarheit Lessing's mit der Fülle eines Goethe. Er pinselt nicht, er malt. Das Charakteristische ist seine Virtuosität in Aphorismen. Darin wird er für alle Zeiten als nachahmungswürdiges Muster dastehen. Wie am Krankenbette zeichnet er sich auch in seinem Schaffen durch vorsichtiges Prüfen und strenges Masshalten aus. Stets ist er objectiv und gründlich. Jedes von ihm bearbeitete Thema ist nach allen Seiten so sorgfältig ventilirt und erörtert, dass auch der schärfste Kritiker keine schwache Stelle daran zu entdecken vermag. In den 10 Geboten des Arztes hat er sich selbst charakterisirt. Er hat sie nicht bloss gegeben; er hat sie jederzeit gewissenhaft befolgt. Als ich vor 27 Jahren in Göttingen studirte, hiess er bei uns Medicinern nie anders als „Marx der Arzt". Wer ihm dies Epitheton ornans gegeben, habe ich nicht erforschen können: κατ' ἐξοχην verdiente er aber diesen Namen mit vollem Rechte. Denn noch nach Jahrhunderten wird er als das Ideal eines Arztes genannt werden, weil er gleich gross war als Mensch, wie als Mann der Wissenschaft, wie als Heilkünstler. Ebenso segensreich war und ist seine Wirksamkeit als Lehrer. Seine ersten Schüler, die selbst jetzt schon Greise sind, sprechen mit der grössten Begeisterung von seinen Vorträgen. Im vorvorigen Herbste musste er zum ersten Male, schlechten Befindens halber, seine Vorlesungen aussetzen.

Obschon man sehr oft die Beobachtung machen kann, dass die verschiedenen Berufsstände sich mit Eifer und Leidenschaft einer Liebhaberei hingeben, die ihrem Wirkungskreise ganz fern liegt, so könnte dies bei Marx, der in seiner Wissenschaft und Kunst lebt und webt und ganz darin aufgeht, dennoch auffallen. Mit Unrecht; zu allen Zeiten ist es vorgekommen, dass vorzugsweise die Aerzte durch ihre prononcirten Liebhabereien, die man gewöhnlich Steckenpferde nennt, sich auszeichnen. Sagt in Bezug hierauf doch schon Lord Bacon (de augmentis scientiarum, London, Henry Bohn 1854 S. 345): „Omnibus enim temporibus, fama et opinione vulgi, sagae, et aniculae, et impostores, medicorum quodammodo rivales fuere, et de curationum celebritate cum iisdem fere certarunt. Ex hoc die, sodes, quid sequitur? Nempe ut medici ita secum, quemadmodum Salomon in re graviori: „Si unus et stulti et meus eventus erit, quid mihi prodest, quod majorem sapentiae dedi operam?" Equidem medicis minus succenseo, si saepenumero vacent alicui alteri studio, quod adamant magis, quam arti suae propriae. Invenies etenim inter eos, poëtas, antiquarios, criticos, rhetores, politicos, theologos, atque in iis artibus magis, quam in professione propria, eruditos."

Marx' Liebhaberei besteht in der Leidenschaft für schöne Kupferstiche. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, dass er hierin kein Dilettant geblieben, sondern, wie uns Kenner versichern, auch auf diesem Gebiete es zu einer Auctorität gebracht hat. Gilt doch seine hierüber erschienene Schrift: „Zur Beurtheilung einer Kupferstichsammlung" als eine der besten und praktischsten in der einschlägigen Literatur. Von allen Liebhabereien dürfte wohl keine so dem Berufe des Arztes homogen und mit dem Wesen der

ärztlichen Kunst in Harmonie sich befinden als diese. „Quamquam igitur multa sint, ad ipsas artes proprie non pertinentia, tamen eas adjuvant, excitando artificis ingenium," sagt Celsus sehr richtig. Um ein grosser Heilkünstler zu werden, muss man zuvor ein guter Semiotiker und Diagnostiker sein — denn qui bene distinguit, bene curat. Beides kann man nicht werden, ohne seine Sinne bis zur höchsten Vollkommenheit geschärft zu haben. Was vermöchte nun aber wohl mehr das Auge an richtiges Sehen — schon dies ist eine grosse Kunst, man mag nur unsere heutigen Mikroskopiker betrachten — an feines Beobachten zu gewöhnen und zu üben, wie ohne Liebhaberei. Unseres Dafürhaltens hat gerade diese Marx wesentlich darin unterstützt, ein so scharfer Diagnostiker, Semiotiker und Prognostiker zu werden. Diesen innigen Zusammenhang erkannte Marx selbst am besten und in Rücksicht hierauf schrieb er seine Abhandlung: „über die Beziehungen der darstellenden Kunst zur Medicin". Den sprechendsten Beleg hierfür liefert seine „Euthanasie". Dies unerreichbare Modell einer naturgetreuen, doch zugleich schönen Schilderung des letzten Krankheits- und Lebensstadiums wird auf jeden Leser den Eindruck eines künstlerisch vollendeten Oelgemäldes oder Kupferstichs machen.

Wenn wir nicht in den reizenden Gedichten, die jedem Kapitel in der Topographie über Göttingen beigefügt sind, und dem, in oben citirtem Münch'schen Buche veröffentlichten „Geistesgruss an Theodor Körner" einen Beweis von Marx' dichterischem Talente hätten, so könnte aus der Totalität seiner Künstlernatur schon der Schluss gezogen werden, dass die gütige Natur auch diese Gabe ihm verliehen habe. So ist es in der That. Und wie Lessing den Ausspruch thun konnte, dass Raphael, wenn er auch ohne Arme geboren wäre, doch der grösste Maler geworden sein würde, so dürfen wir von Marx behaupten, er müsste, falls er sich nicht der ärztlichen Kunst gewidmet hätte, zum Meister in der Poesie sich aufgeschwungen haben. Dass er, wie ein Prophet, die Entdeckung der Anästhesirung voraussagte (Akesios S. 147), ist es etwas Anderes als eine Eingabe seines dichterischen Genius? — Schliesslich müssen wir noch eine Eigenschaft an Marx hervorheben, die ihm von allen Classikern allein angehört. Er besitzt einen wundervollen Humor, eine Gabe, die, wie häufig man sie bei den Engländern antrifft, so selten bei den Deutschen gefunden wird. Jean Paul nennt bekanntlich den Humor: „das auf's Endliche angewandte Unendliche", und möchte in diesem kurzen Ausspruch das Wesen des schwer definirbaren Humors erschöpft sein. Dass die Schriften von Marx auf jeden Gebildeten eine so magische Anziehungskraft ausüben, dazu trägt der in ihnen, und namentlich in den ethischen, ausgestreute Humor wesentlich bei.

Jetzt am Schlusse wollen wir nun noch einige specielle Züge anführen, die Marx sowohl als Arzt wie Mensch charakterisiren. Als ich ihm schrieb, dass es, um die Homöopathie radical auszurotten, wünschenswerth sei, den Homöopathen, den von den Universitäten verliehenen Doctortitel zu entziehen, antwortete er mir: „Ihren Wunsch, dass dem promovirten Arzte, welcher sich der Homöopathie ergibt, der Doctortitel entzogen werde, vermag ich nicht zu theilen. Verirrungen können bedauert, dürfen aber nicht bestraft werden. Kopp in Hanau, einer der vorzüglichsten Praktiker und Schriftsteller, wurde körperlich leidend, und da er durch die gewohnte Behandlung keine Besserung erlangte, ging er — mir unbegreiflich — zur Homöopathie über. Dies dauerte jedoch nur kurze Zeit, und wenig Jahre er zur verlassenen Lehre zurück. Die Homöopathie ist nicht der einzige Abweg, auf welchen Aerzte aus Verzweiflung an ihrer Leistungsfähigkeit

oder ihre äussere Lage gelangen. Sie sind zu beklagen, wo möglich zu belehren oder zu unterstützen, nicht zu beschimpfen.“

In einem andern Briefe heisst es: „Von Anfang an habe ich als Lehrer gegen das Aufkommen der Homöopathie geeifert und mir dadurch viele Gegner zugezogen. Nachdem ich die Schrift von Stieglitz über jenen Gegenstand in unsern Blättern besprochen, erhielt ich zahlreiche anonyme Drohbriefe der heftigsten Art, was natürlich nur die Folge hatte, dass ich mich um so schärfer gegen jenes heillose Treiben aussprach. Ich hatte aber die Zeit mit durchgelebt, wo selbst gegen den leichtesten Krankheitsfall die grössten Gaben der gefährlichsten Arzneimittel verschrieben wurden. Darum hatte ich schon im Jahre 1826 in einer grösseren, bis jetzt ungedruckt gebliebenen Rede: „de usu venenorum“ den Missbrauch gerügt. Auch mit Blutentziehungen wurde unbegreiflich umgegangen. Grossi in München, mit dem ich befreundet war, Lehrer der Nosologie, eine kräftige, blühende Gestalt, bekam Lungenentzündung und wurde so mit Venäsectionen behandelt, dass er (1829) diesen erlag. Es erschien bald darauf eine Karrikatur, wo über die Stadt München ein solcher Blutstrom sich ergiesst, dass nur die Thurmspitzen hervorragen. Jede Schuld rächt sich auf Erden, und so konnte die Homöopathie auch nur nach argen Irrthümern und gedankenlosem Schlendrian Eingang finden.“

Ein anderes Mal: „Seitdem durch das Gewerbegesetz den Aerzten eine unwürdige Stellung zugewiesen wurde, regt es sich bei den Facultäten, den Doctorgrad zur höheren Geltung zu bringen. Am meisten wird dahin zu wirken sein, dass die Staatsexamina eingehen, und das Doctorexamen, in jeder Art verschärft, als das einzige, die Venia practicandi, wie ursprünglich, verleihen kann. Hoffentlich wird durch das Zusammenwirken der norddeutschen und süddeutschen medicinischen Facultäten ein gedeihliches Ziel erreicht werden.“

Später: „Die jetzigen Kliniker, welche von den Blutentziehungen gar keinen Gebrauch machen, sondern unzuverlässige, innere Mittel, welche die Temperatur und die Pulsstärke vermindern, anrathen, laden meiner Ueberzeugung nach eine Schuld auf sich.“ Und ferner: „Wenn Sie mit Recht hoffen, dass die Aerzte wiederum zum gründlichen Studium und in der Ausübung zur gewissenhaften Prüfung sich bekehren, so bin ich der Ansicht, dass diese Periode erst dann eintreten wird, wenn im Grossen und Ganzen, also in der Politik, Ruhe und Ueberzeugungstreue zur Geltung gelangt sein werden.“

Als ich Marx um seine Ansicht über eine augenblicklich sehr in Mode stehende Tagescelebrität fragte, schrieb er mir: „Er ist eine rohe Natur. Derartige, weder wissenschaftliche noch menschliche, aufgeblasene Grössen haben eine ephemere Existenz.“

Auf eine, von einer diesem ähnlichen Scheingrösse gehaltene Rede von mir aufmerksam gemacht, antwortete er: „Für derartige Drucksachen habe ich keine Zeit, auch mag ich meinen Augen keine solche Anstrengung zumuthen.“

In Bezug auf ein anderes Werk schrieb er mir: „Mir sind die Stunden und meine Augen zu lieb, als dass ich sie hergäbe zur Bekanntschaft mit Auswüchsen persönlicher Eitelkeit, bloss berechnet auf den Beifall einer unzurechnungsfähigen Menge oder einer Gesellschaft wechselseitiger Bewunderer.“

Sein therapeutischer Standpunkt spiegelt sich am deutlichsten in folgenden Worten ab: „Wie ich es nie vermochte, der Kunst zu Liebe Etwas anzuordnen, sondern einzig und allein nach meiner innersten Ueberzeugung

und nach meinem tiefsten Mitgefühl mit dem Kranken, so wird es bleiben immerdar".

Von sich sagt er: „Ueber mein körperliches Sein äussere ich mich ungern, da mir das Klagen im Innersten zuwider ist. Dinge, die sich nicht ändern lassen, müssen mit Selbstüberwindung sogar leicht genommen werden."

Eine Selbstschau hat Marx gehalten, wenn er (Mittheilungen S. 35) sagt: „Wozu Wissenschaft und Kunst, wenn es nicht durch ihre Vermittlung gelingt, Heiterkeit, Freude und Klarheit bis an das Ende der Tage zu erlangen? Die grösste Virtuosität ist die, selbst nach den widerwärtigsten Einwirkungen eine gleichmässige, ruhige Stimmung zu behaupten und jeden Widerstreit der Empfindungen zur eigenen Beruhigung rasch auszugleichen. Das reine Gefühl des Daseins, dieses unbedingte Geschenk der Natur, ist mit der höchste Genuss. Ein heiterer Sinn, der nicht wie die Heiterkeit des Himmels sich öfters trübt, wird weniger durch glückliche Umstände, als durch Kraft der Seele geschaffen. Wer es versteht, immerfort thätig und zufrieden zu sein, der hat, wenn nicht für Andere, doch für sich die wahre Panacee erfunden."

Ferner (S. 66): „Werthvoller jedoch als jeder äussere Besitz ist Heiterkeit des Sinnes und Geistes, keine geliehene oder gemachte, sondern ein aus dem tiefsten Bedürfnisse quellende, gleich der Wärme aus dem Herzen oder dem Lichte aus dem Auge. Wie alle Nahrungsmittel in Blut, so müssen alle Erlebnisse in heitere Empfindungen umgewandelt werden. Vor wehethuenden Erfahrungen hat sich das Gemüth zu hüten; sie wirken wie Gifte. Man muss die eingedrungenen so schnell als möglich wieder ausstossen oder neutralisiren, die Erinnerung an sie höchstens nur zur Warnung festhalten. Kennt die Seele keine andere Metamorphose, als die: aus Schmerz Weisheit, aus unangenehmen Vorfällen heitere Abstractionen, aus verworrenen und verwirrenden Begriffen und Bestrebungen Scherz und Laune zu bilden, so ist für Gleichmuth gesorgt."

Und auf S. 65 wird darauf hingewiesen, dass man nur stark nach Aussen, seinem Berufe gewachsen, harmonisch in sich ist, wenn man mit dem Kranksein bloss objectiv bekannt bleibt.

Dass ein so bedeutender Mensch wie Marx nicht ohne Fehler gedacht werden kann, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Aber gewisse Schwächen sind so mit den Tugenden der Menschen verschmolzen, dass letztere ohne erstere nicht existiren würden. So gilt denn auch von Marx das Wort Johannes von Müller's: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne dass er gross zu sein aufhört."

Was wir an Marx zu tadeln haben, ist seine zu grosse Bescheidenheit und zu aristokratische Zurückhaltung. Er verstand es desshalb nie, seinen Werth geltend zu machen; er erstrebte niemals Etwas für sich, er verschmähte es, die erlaubten Mittel zur Anwendung zu bringen, auch in populären Kreisen eine gefeierte medicinische Celebrität zu werden. Wenn wir freilich das Treiben unserer modernen Tageskoryphäen verdammen, denen alle Mittel recht und erlaubt sind, sich einen wohlfeilen Ruhm zu erwerben, denen es aber schon genügt, als blosse Racketen zu glänzen; wenn wir auch sehr wohl wissen, wie ungeheuer leicht es einem Arzt und Schriftsteller ist, falls er vor dem Jesuitismus der Methode nicht zurückschreckt, durch Coterie und Kameraderie sich zu einer Tages- und Scheingrösse aufpuffen zu lassen, so kann doch von dem rigorosesten Sittenrichter nicht getadelt werden, dass man sein Licht leuchten lasse, dass man mit dem anvertrauten Pfunde wuchere; noch verlangt werden, dass man wie eine Seidenraupe sich verpuppen solle. Weil Marx zu bescheiden war, wurde er nie klinischer Lehrer. Obgleich

er nun, wie wir später betrachten wollen, klinische Werke schuf, die einen bleibenden Werth haben, so konnte er doch keine klinische Thätigkeit entwickeln. Und dies letztere beklagen wir tief, weil er ein so hervorragender Heilkünstler ist, und wir der Ueberzeugung sind, dass durch seine Anleitung eine Schule von Aerzten gebildet worden wäre, die, wenn sie selbstredend, den Meister nicht erreicht, doch darin demselben nachgestrebt, am Krankenbette eine wirklich künstlerische Therapie zur Ausübung zu bringen, basirt auf wissenschaftliches Lassen und Thun, ebenso weit entfernt von dem heutigen bequemen Nihilismus wie von schablonenmässiger, handwerksartiger Anwendung heroischer und Parforcemittel.

Einen anderen Fehler theilt Marx mit Peter Frank. Er lässt sich zuweilen von momentanen Stimmungen hinreissen, Früchte jahrelangen Fleisses — nach seinen übrigen Schriften zu schliessen, Werke von unschätzbarem Werthe — dem Flammentode zu übergeben.

So verfuhr er mit dem zweiten, dem speciellen Theile der Giftlehre; worüber er sagt: „ich suchte von der einen Seite den reinen Gewinn der bisherigen Beobachtungen und Erfahrungen, auf der anderen die Anfänge zum Fortbilden und Weiterschreiten so gedrängt als möglich zusammenzulassen. Allein bei noch so strenger Concentration lieferte die Masse des bewältigten Stoffes ein umfangreiches, dickleibiges Manuscript. Das Erreichte befriedigte, und die Hoffnung ermunterte: es werde aus der zum Abschluss gelangten Lehre, aus der sorgfältigen Besprechung aller bekannten Gifte Vielen Belehrung und Nutzanwendung geschafft werden. Als ich aber aus dem Munde des hiesigen Verlegers die Aeusserung vernahm: er könne nicht wohl an den früher abgeschlossenen Contract sich halten, weil der Absatz der beiden gedruckten Abtheilungen seinen Erwartungen nicht entsprochen habe, da erfasste mich bittere Verstimmung, und in dieser übergab ich — allerdings unbesonnen — das Geschaffene vieler Jahre, die Ergebnisse unsäglicher Mühe und Arbeit, den Flammen".

Dasselbe that er mit einer Geschichte der sämmtlichen Epidemien des Jahres 1817, sowie mit einer populären Pflanzenkunde für Damen.

Es ist dem Charakter Marx' eigenthümlich, die Erinnerung trüber Stunden in das Meer der Vergessenheit zu versenken. Daraus erklärt sich, dass er nie den Versuch machte, diese Werke zum zweiten Male zu schreiben, ganz im Gegensatz zu Peter Frank.

Es erübrigt jetzt, noch eine Parallele zu ziehen zwischen Goethe und Marx. Es ist selbstredend, dass diese sich nicht auf Details erstrecken kann, und dass wir auch nicht die vielen Punkte hervorheben werden, in denen zwischen beiden Meistern eine gänzliche Verschiedenheit existirt. Wir wollen nur eine namhaft machen, in Bezug auf das Verhältniss zur Frauenwelt: Goethe ist mehr Naturalist, Marx dagegen entschieden Idealist.

Die Stellung, die Goethe in der Dichtkunst einnahm, dieselbe, mutatis mutandis, nimmt Marx in der Medicin ein. Als Goethe zuerst die Arena betrat, machten in der deutschen Poesie zwei Richtungen sich geltend: der Idealismus, der sich in Klopstock personificirte und übersinnliche Gegenstände zum Vorwurfe seiner Poesie suchte, sich zu den Engländern hinneigte und Milton nachahmte, und andrerseits der Realismus, von Wieland vertreten, den Franzosen nacheifernd, dem Cultus des Sinnlichen huldigend und in der Sturm- und Drangperiode seinen höchsten Ausdruck findend.

Zwischen diesen beiden Parteien stand einsam der Schöpfer der deutschen Prosa und Kritik als Gladiator der Wahrheit, Lessing. „Die Originalgenies der Sturm- und Drangperiode stellten sich", wie Gervinus

sagt, „gegen alles Greisenhafte, Pedantische, Veraltete, gegen alle beengenden Schranken in Schule, Haus und selbst im Staate. Man strebte in den Gegenständen auf alles Urmässige, Einfache, Ungekünstelte zurück. Der Schrei der Zeit war Genialität und Originalität. Mit Hilfe dieser Gab stürmte man nun siegreich den alten Parnass. Die allzu grosse Ehrfurcht vor den Alten fesselt das Genie. Dieses ist Meister der Werke, die Gelehrsamkeit ist nur Werkzeug. Regeln sind wie Krücken, Hülfe für den Kranken, Hemmung für den Gesunden. Wir Menschen sind original von Natur, keine zwei Gesichter gleichen sich ganz, wir werden als Originale geboren und sterben als Copien. Zwei Regeln empfiehlt Young, das schlummernde Genie zu wecken, die im Leben wie in der Dichtkunst gelten seien. „Erkenne dich selbst und habe vor dir selbst Ehrfurcht". Vielen, die sich für grosse Genies hielten, mangelte sogar das blosse poetische Talent; die meisten waren nur Dilettanten, unfruchtbar von Natur, brachten sie höchstens dürftige Bruchstücke zu Stande. Gleichwohl war es nur der eine Goethe, der das leisteste, was man erwartete. Es kam so, dass der eine Goethe zeitig aus diesen Umgebungen, Sitten und Ansichten heraustrat. Goethe schien die Aufgabe gelöst zu haben, um die man damals in Leben und Dichtkunst wetteiferte. Er stellte das Ei des Columbus an dem Klopstock und Wieland gekünstelt hatten, um es nothdürftig für einen Augenblick zu halten, wie Columbus fest, aber seine ganze Schule zerbrach mit plumper Faust die Schale und verschüttete Weiss und Gelbes. Man wollte Natur und griff nach Rohheit, für Einfalt nahm man Gemeinheit, den feinen Luxus des Verstandes gab man auf und fiel auf den der Leidenschaften und sinnlichen Genüsse. Des Dämons Einflüsterung sollte grosse Schöpfungen eingeben, aber man hörte gleichgültig auf die bösen Geister wie auf die guten. Oft gebrach die Materie aus der Etwas zu schaffen wäre, und aus Nichts zu gebären, dazu wollte die Allmacht des Genies nicht hinreichen. Man führte immer Ossian und Homer im Munde, und die ersten Eindrücke, die wir dorther empfangen, Kindlichkeit, Unschuld, Einfalt, Mass und Zucht müssen diese Kraftgenies nie empfunden haben, die uns dafür Unnatur, Unzucht und Bombast gaben. Die Forderung des Genies vergriff sich im Stoff und statt dem Geiste Freiheit zu geben zu edlen Schöpfungen, schlug diese Wendung ihn in die Fesseln blinder Leidenschaftlichkeit; Sinnlichkeit sollte Schönheit, Genredichtung sollte Original, Karrikatur sollte Kraft und Ausdruck sein. Wie in der Dichtung die Regel, so ward im Leben das sittliche Gesetz geläugnet".

Diese beiden Strömungen in der Literatur und in dem geistigen Leben der Menschheit, den Realismus und den Idealismus vereinigte Goethe in sich, brachte dieselben zur schönsten Harmonie und spiegelte sie in seinen Werken in künstlerischer Vollendung ab. Rosenkranz unterscheidet daher bei Goethe sehr passend drei Perioden: die naturalistische oder geniale, die idealistische und die eklektisch universelle.

Dieselbe Gährung wie die Literatur zeigt die damalige Medicin. Ebenso wie der Idealismus die vorherrschende Richtung in der deutschen Literatur gewesen war, so dass die Deutschen *κατ' εξοχην* den Namen des Volks der Denker empfingen, so war auch die aprioristische Methode, um auf diese Weise die Medicin zu construiren und weiter zu bringen, die herrschende. Auf aprioristischem Wege brachen sich die Brown'sche Theorie, die Erregungsmedicin, die naturphilosophische Medicin, die Homöopathie Bahn. Vermittelst des reinen Gedankens wollte man Alles construiren und reformiren, durch die Zauberformel eines neuen Systems; durch die Metamorphose der blossen Form glaubte man nicht nur den Stoff zu beherr-

hen, sondern sogar ihn neu zu schaffen. Dieser Richtung gegenüber ent-
ickelte sich aus dem von Haller gepflanzten, von Blumenbach sorg-
ltig gepflegten Reise der junge Baum der Naturwissenschaft. Organische
hemie, Botanik, vergleichende Anatomie, pathologische Anatomie, mikros-
opische Anatomie, physikalische Diagnostik, suchten jetzt einzeln und
echselseitig die Herrschaft über die praktische Medicin, die bislang Am-
endienste an ihnen verrichtet, an sich zu reissen. Der Cultus der Sinne
am nun en vogue. Das Auge und das Ohr traten an die Stelle des Den-
ens und des Urtheils. Reil signalisirte diese Periode durch das geflü-
elte Wort: „Es wird zu viel beobachtet und zu wenig gedacht“. Die In-
uction erfocht den vollständigen Sieg über die Deduction. In keiner Zeit
anden sich diese aprioristische und aposterioristische Richtung in der Me-
cin so scharf gegenüber. Dies führte schliesslich zum gänzlichen Ver-
ll der Kunst; das allgemeine Schiboleth, das Feldgeschrei des jungen me-
cinischen Deutschlands war: die Medicin soll und muss zum Range einer
issenschaft erhoben werden. Nur Marx gelang es, die Gegensätze die-
r beiden Richtungen in sich auszugleichen, ihnen die Spitzen abzubrechen
nd sie zu einem Gusse zu verschmelzen. Anfangs mit Leidenschaft den
aturwissenschaften ergeben, mit Eifer Anatomie und Physiologie treibend,
nn sich der Botanik in die Arme werfend, toxikologische Experimente
achend, gab er diese naturalistische Richtung auf, um, wie Goethe den
ealismus cultivirte, jetzt sich aprioristischen Studien hinzugeben. In die-
r Periode schuf er seine classischen historischen Werke. Die Herausgabe
s „Akesios“ brachte diesen Zeitabschnitt zum Abschluss. — Wie Goethe
n in seiner Jugend angefangenen Faust im späten Alter zur Vollendung
rachte, überdies sich allen seinen literarischen Neigungen hingab, vor-
gsweise gegen den Abend seines Lebens aber das Studium der Geschichte
trieb, indem Ottilie ihm täglich den Plutarch vorlesen musste, und er
n Wilhelm v. Humboldt schrieb: „ich gestehe gern, dass in meinen Jah-
n mir Alles mehr und mehr historisch wird, ja, ich erscheine mir selbst
ehr und mehr geschichtlich“; — so bezeichnet den späteren Lebensabschnitt
Marx' die Vollendung des „Akesios“, denn die „Mittheilungen“ und „Bei-
äge“ sind, wie wir später sehen werden, als der zweite und dritte Theil
esselben aufzufassen, und „Lassen und Thun“ als der Schluss dieses Wer-
es. Die übrige Zeit wird ebenfalls durch historische Studien ausgefüllt.

Was aber ist es, was nur Goethe und Marx eigenthümlich und
orin sie nur sich selbst gleich sind? Der Faust allein würde Goethe
m grössten Dichter Deutschlands stempeln; die Begründung der ethischen
edicin Marx in die Reihe der ersten Aerzte aller Jahrhunderte stellen.
aust, wie die ethische Medicin, haben eine kosmopolitische Bedeutung.
ekanntlich hat Ersterer eine ganze Literatur ins Leben gerufen. Sehr
effend bemerkt Villmar: „Was ist der Grundgedanke: ein unersättlicher
urst nach dem Wissen, nach einer alle Höhen und Tiefen umfassenden,
er das gewöhnliche menschliche oder traditionelle Mass hinausgehenden
rkenntniss; es ist die titanische Natur des Menschen, die aus der finster-
n Tiefe aufsteigende und bis zu den höchsten Gipfeln der Erkenntniss,
r Macht und des Genusses empordringende Begehrlichkeit der mensch-
hen Natur, die sich am Ende grauenhaft vernichtet; es ist die psycholo-
sche Seite der Titanensage, wie sie der modernen Welt gemäss war, ge-
nüber der mehr physischen des Alterthums. So ist Faust ein psycholo-
sches Drama, dessen Held nicht ein Mensch, sondern der Mensch ist,
ie er der Welt gegenüber gestellt ist und den Riesenkampf mit der Welt
ufnimmt, wie er in der vollen Ganzheit seines Wesens, den gesammten
räften des auf ihn eindringenden Alls der Natur gegenübersteht; es ist

endlich der Mensch, wie er in der Tiefe seines Geistes in seiner Zweiheit gefasst, sich selbst gegenübergestellt wird, im Wissen und im Wollen, im Erkennen und Geniessen, in Kraft und Schwäche, in Gewissheit und Zweifel, in Wahrheit und Irrthum. Es gibt für Faust keine Grenze der Erkenntniss; aber was er besitzt, sind nicht die Kenntnisse, nach denen er dürstet, was er besitzt, ist nur die Erscheinung und das Bild, aber nicht das Wesen; Rauch und Moder hat er, Thiergeripp und Todtenbein des todten Wissens, welches nicht hervorgequollen ist aus dem frischen Lebensbrunnen und nicht wieder Brunnen erzeugen kann voll lebendigen Wassers, die Auen des eigenen Lebens zu tränken. Das Wissen ist keine That, kein Genuss; das Wesen des Wissens aber ist die That, und der Kern der That ist der Genuss, was nicht versucht, was nicht erfahren, was nicht genossen ist, das ist nicht gewusst. Damit steigt er hinan zu den höchsten Gipfeln menschlichen Genusses. Nach dem Wissen und dem Genusse die That, die Beides, Wissen und Genuss, in sich befasst, und Beides aus sich selbst erzeugt; die That, die niemals still steht und doch mit sich selbst abschliesst. Auf diese That hat denn auch der zweite Theil des Faust den Helden einlenken lassen, aber es ist diese That keine allgemein menschliche That, wie das Streben nach Wissen und Genuss im ersten Theil ein allgemein menschliches Streben war. Es sind literarische Thaten, wie z. B. die Verschmelzung des Classischen und des sogenannten Romantischen; es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit, und während der erste Theil in seinen symbolischen und typischen Figuren eine Welt befasste, so ist das allegorische Gewand des zweiten Theiles so eng, dass nicht einmal die Figuren darunter passen wollen, die hineingeheimnisst worden sind". Es fehlt das ausgleichende Princip, das, was das Wissen und Können versöhnt. Noch schärfer und bestimmter drückt sich Rosenkranz aus: „Der zweite Theil des Faust stellt uns eine symbolische Didaktik in theatralischer Form vor". Er schildert uns den Verlauf der weltlichen Befreiung des Geistes von dem Mittelalter bis zur neuen Zeit. Vom Hofe geht es in die Natur, Kunst und Krieg. Zuletzt Industrie und Handel. Satire auf manche Verirrungen der neueren Naturwissenschaft, das Leben aus dem Tode hervorgehen zu lassen. Das moderne Leben kann im Cultus der Kunst nicht mehr wie das antike sich befriedigen. Wenn die Völker frei werden, so wird es auch die Menschheit. Faust wünscht desshalb mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen. Als Mensch beseligt ihn der Gedanke der Völkerfreiheit. In der Geschichte ist sie als Menschenwerk das Grösste. Zum Schlusse stellt Rosenkranz folgende Antithese auf: „Der erste Theil bewegt sich vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Religiös und metaphysisch beginnt er; ethisch endigt er. Der zweite Theil bewegt sich von der Hölle durch die Welt als Unter- und Oberwelt zum Himmel, ethisch beginnt er, religiös endigt er".

Wir selbst fassen unser Urtheil in folgenden Sätzen zusammen: In Faust erreichte Goethe das höchste Ideal eines Dramas. Vor ihm hatten die Dichter entweder Götter, Helden oder Könige zum Vorwurfe gewählt, oder sie hatten den Menschen dargestellt im Kampfe mit dem Fatum und der Nemesis. Diderot und Lessing gingen einen Schritt weiter, indem sie die Schöpfer des bürgerlichen Dramas wurden. Goethe errang den Siegespreis. Im Faust schuf er ein Weltdrama, unabhängig von Land und Leuten, von Stand und Rang, von Zeit und Ort. Nicht der Mensch wird im Faust vorgeführt, sondern die ganze Menschheit. Im Faust haben und sehen wir den Kampf zwischen Wissen und Glauben, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Geist und Materie, zwischen Licht und Finsterniss, zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwi-

schen Wollen und Können, zwischen Tugend und Laster, zwischen Naturalismus und Supernaturalismus, zwischen Atheismus und Orthodoxie. Dieses überwältigenden Stoffes ist Goethe vollständig Herr geworden, und im ersten Theil des Faust ist ihm in formeller Hinsicht die Lösung glänzend gelungen, indem dieselbe auf ethischem Wege bewerkstelligt wird. Im zweiten Theil aber wurde Goethe sich selbst untreu, indem er hier statt der ethischen der religiösen Lösung den Vorzug gab.

Wie nun Goethe in seinem Faust das geistige Bild der Menschheit schilderte und eine Lösung versuchte, so hat Marx in der Gründung der ethischen Medicin die Versöhnung, der, wie zwei feindliche Brüder sich gegenüberstehenden, Principien, des wissenschaftlichen und artistischen Elements herbeigeführt. Durch die ganze Geschichte der Medicin hin, finden wir, ausser den vielen Systemen und Secten, die Aerzte in zwei Heereslager gespalten. Die Einen fassten dieselbe als eine Wissenschaft auf, und je nachdem die inductive oder deductive Methode vorherrschte, suchten sie die Medicin auf diese oder jene Weise zu fördern. Die Andern ignorirten mehr oder weniger diesen Standpunkt und hielten sich an die blosse Erfahrung. Wenn wir nun gesehen haben, dass die Classiker sich dadurch auszeichneten, beide Standpunkte zu vereinigen, so war dies doch stets nur eine individuelle Anschauung und Auffassung. Marx schuf in der ethischen Medicin das versöhnende Princip. Dieselbe ist das Centrum, in dem wie Radien alle wissenschaftlichen und artistischen Bestrebungen kaleidoskopisch und harmonisch sich vereinigen.

Wo Wissenschaft und Kunst den Heilkünstler am Krankenbett im Stiche lassen, da ist es der kategorische Imperativ, das ethische Pflichtgefühl und die Liebe in uns, die unser Lassen und Thun bestimmen sollen.

Auch in einem andern Punkte sind Goethe und Marx sich ähnlich oder vielmehr unähnlich. Beide wurden durch ihre Zeit gebildet und wirkten bildend und gestaltend auf ihre Zeit zurück. Wenn Goethe, um sich selbst von einer Krankheit zu heilen, den Werther dichten musste, so erzeugte er hiedurch für Andere ein Wertherfieber. Durch die Apologie des Selbstmordes wurden viele schwärmerisch angelegte Gemüther zu Proselyten gemacht. Im Gegensatze hiezu befreite Marx durch seinen „Theophrastus“ die Aerzte von dem damals herrschenden Paracelsusfieber. Wunderbar war es, wie viele Bearbeiter dieser Mann zu jener Zeit unter den deutschen Aerzten fand. Von der einen Partei in den Himmel erhoben, wurde er von der andern in den Staub getreten. Wie ein Blitz schlug Marx' Schrift ein. Sie brachte Licht und Klärung in die Parteien und befreite Deutschlands Aerzte von einem, ohne Unterlass sie beunruhigenden, Fieber. Während daher Goethe excitirte und irritirte, wirkte Marx calmirend und sedativ.

Man hat Goethe den grossen Heiden genannt und war berechtigt dies zu thun. Denn unumwunden spricht Goethe sich dahin aus, dass jeder gebildete Mensch seine eigene Religion hat, dass alle Ideen über Gott individuell sind, die für Alle gelten, aber nicht für Jeden in derselben Ausdehnung.

„Im Innern ist ein Universum auch,
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Dass Jeglicher das Beste, was er kennet,
Er Gott, ja seinen Gott benennet“.

Diese und ähnliche Worte dienten dem moralischen, politischen und kirchlichen Rigorismus zur Handhabe, Goethe's religiösen Standpunkt in Zweifel zu ziehen. So konnte die Hengstenberg'sche evangelische Zei-

tung Goethe mit Recht beschuldigen, nicht auf dem positiven Standpunkt des religiösen Glaubens zu stehen. Im Sinne der am Buchstaben klebenden Orthodoxie war Goethe allerdings unchristlich. Dabei war er bei all seinem Heidenthum von einer tiefen Religiosität durchdrungen, von der kosmopolitischen Religion der Zukunft, denn ihn beseelte die Religion der inneren Wahrhaftigkeit, der charaktervollen Tüchtigkeit, der allseitigen, doch nichts verwirrenden Strebsamkeit. So war denn Goethe, wie Grün nachweist, weder patriotisch, noch christlich; aber er war mehr: er ist der Stifter der heutigen humanitären Schule, indem er die Leerheit der diplomatischen Politik perhorrescirend, um so fleissiger das Wohl des concreten Menschen gefördert, Landstrassen angelegt, Hospitäler erbaut, Volksschulen begründet, Wohlthätigkeitsstiftungen und Vereine für die Besserung von Verbrechern ins Leben gerufen hat.

Denselben Standpunkt nimmt Marx ein. Wenn Goethe der rein menschlichste aller Dichter, so kann Marx der rein menschlichste aller Classiker genannt werden. Während Goethe aber bloss negativ zum religiösen Dogma sich verhielt, nimmt Marx einen bestimmten positiven Standpunkt ein, wie wir bei der ethischen Medicin sehen werden. Sein Glaubensbekenntniss ist in folgendem Aphorismus niedergelegt („Winke zur Vorsicht gegen Anfechtung, Ueberhebung und Schwachheit, nebst einem Dialoge über Befürchtungen und Hoffnungen der Aerzte", Manuscript): „So lange der Glaube an Dogmen nicht für eine Art Götzendienst gehalten wird, kann von wahrer Religion nicht die Rede sein, denn da nur die Wahrheit frei macht, darf das Streben darnach, also das eigene Urtheil nicht gebunden werden".

In ihrer äussern Lebensstellung sind Goethe und Marx darin einander ähnlich, dass sie nie mit Noth und Mangel zu kämpfen hatten. Beide befanden sich durch ihre Geburt in einer materiellen Unabhängigkeit von der Welt und den Menschen, die der mittellos Geborene durch viele Kämpfe und Opfer, wobei der schönste Theil seines Selbst oft verblutet, erst erringen muss. Diese Lage hatte auf ihre körperliche wie geistige Entwicklung den grössten Einfluss, denn sie ermöglichte es Beiden, Alles an sich herankommen zu lassen, und nöthigte sie nicht, sich gegen ihre Neigung jählings in den Strudel der Welt hineinzustürzen. Beider körperliche wie geistige Gesundheit erklärt sich aus ihrer äusserlich glücklichen Lage. Die treffenden Worte Rosenkranz' über Goethe gelten daher ebenso sehr von Marx: „Man hat Goethe den Glücklichen, den Behaglichen genannt, aber nicht im Sinne der alltäglichen Gemeinheit, die den Reichthum und den Müssiggang darunter versteht. Glücklich war er, weil seines Geistes Reinheit und Hoheit ihm die Gemeinschaft mit jedem wüsten und verstockten Treiben in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche von vornherein unmöglich machte, weil seines Wissens Allseitigkeit ihn hinderte, in dem Fanatismus einer einseitigen Richtung unterzugehen. Glücklich, weil er rastlos strebte, weil er von Aufgabe zu Aufgabe, von Bildung zu Bildung, von That zu That, mit Strenge gegen sich, mit Milde gegen Andere fortschritt. Also sich selbst erziehend hat er uns miterzogen. Wir sind die Glücklichen, von ihm jene Orphischen Urworte zu vernehmen, wie im Geschicke aller Menschen jene geheimnissvollen Gewalten des eingeborenen Dämon, der gaukelnden Tyche, der schmeichlerischen Eros, der unerbittlichen Anagke und der rosigen Elpis harmonisch ineinander greifen. Er ist ein Künstler des Wortes und des Lebens, hat uns gelehrt, in Ehrfurcht vor dem, was unter und was über uns ist, in allwege Mass zu halten, gelehrt, Achtung zu hegen vor Allem, was des Geistes ist; gelehrt, Freundschaft zu pflegen durch lange Kette und gleiche Frische zu wortbildender

Wechselwirkung, gelehrt, zu entsagen und uns zu beschränken, damit das Nothwendige geschehe, gelehrt, zu wandern, um gesellig zu bleiben und im heiteren Austausch zu wachsen, Goethe, der treue Forscher in Wissenschaft und Kunst, der arbeitsselige und gewissenhafte Mensch, der echt deutsche Mann, der Völkerverbindende, der das Alte mit dem Neuen, das Eigene mit dem Fremden zu verschmelzen wusste".

Eben diese körperliche und geistige Gesundheit Beider ist der Stempel, die Devise, die allen ihren Werken aufgeprägt ist. Daher diese antike Objectivität, die köstliche Lebensfrische, die ruhige Anmuth, der ebenmässige Fluss ihres Stils, die Klarheit und Durchsichtigkeit ihrer Perioden.

Trotz seines Blutspeiens erfreute sich Goethe einer vorzüglichen Gesundheit, und trotz seiner intermittirenden Kopfschmerzen ist Marx eine kerngesunde Natur. Beide sind die geborenen Lebenskünstler, und die wahre Kunst des Lebens ist wohl von Keinem mehr, als von ihnen zur Ausführung gebracht. Daher diese harmonische Stimmung, die, wie sie der Ausdruck ihres ganzen geistigen Lebens ist, wie ein Schmelz über alle ihre Werke sich ergiesst und auf den Leser selbst einen harmonischen und beruhigenden Einfluss ausübt. Desshalb verstanden sie Beide, auf eine nie erreichte Weise alles Unreine, Ungesunde, Schädliche, Störende, Verwirrende von sich fern zu halten. Desswegen versuchten sich Beide nur in Gegenständen, die ihrem geistigen Wesen homogen und liessen alle Dinge fern liegen, die ihnen nicht gemäss waren. Goethe nannte diese Selbstbeschränkung: „die Fortificationslinien des menschlichen Daseins." Beide schufen ihre Werke darum nur aus innerer Nothwendigkeit, aus reinem Schaffensdrang. Dadurch wurden ihre Werke Besitzthum für immer. Fern lagen Beiden die Motive der meisten Schriftsteller: Armuth, Mangel, Eitelkeit, Modesucht, denen heutigen Tages so viele unreife, grüne Früchte entspriessen, die der unglücklichen misera plebs glebae adscripta den Magen verderben, und eine Hauptursache des ewigen Schwankens in der Medicin und des Verfalls in der schönwissenschaftlichen Literatur sind. Sicherlich stünde es heute besser mit der Medicin als Kunst, wenn die Aerzte bloss die goldenen Aepfel vom Baum der Hesperiden genössen, anstatt mit dem unreifen Obst der Tagesliteratur sich eine geistige Dysenterie zuzuziehen!

Goethe und Marx sind beide aristokratisch angelegte Naturen, auch ohne Schleiermacher's Ausspruch in seiner Ethik, dass langlebige Menschen und Geschlechter eo ipso aristokratisch sind. Beide arbeiteten ohne Hast, aber ohne Rast; Goethe schuf eine neue Aera in der Literatur, Marx in der Medicin; man kann sie daher sehr passend nach Carlyle mit dem Monde vergleichen, der das atlantische Meer emporheben kann, die gehorsamen Wogen nicht auf einmal, sondern allmälig steigen lassend. Solchen Männern muss man eine oder zwei Generationen geben, ehe der himmlische Impuls, den sie der Welt mitgetheilt, sich allgemein verkündet und gleich der Wirkung des Mondes allen Menschen, wenn auch nicht verständlich, doch fühlbar wird.

Erst nach vielen Jahren werden Goethe und Marx allgemein erkannt, begriffen und gewürdigt werden. Die schönen Worte Herder's in Bezug auf Goethe: „dass er in jedem Schritte seines Lebens ein Mann sei" und Wieland's: „dass an diesem Göttermenschen Nichts verloren gehe", passen gleichermassen auf Marx. — Beide sind ebenso gross als gut und ebenso gut als gross, für alle Zeiten und für alle Völker rettende Leuchtthürme und majestätische Pyramiden des Menschlich-Göttlichen.

Wir schliessen die Charakteristik Marx' mit den inhaltsvollen Worten der Tabula gratulatoria, welche ihm die medicinische Facultät am Tage seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums überreichte: „Quod felix faustumque

sit: viro illustrissimo, experimentissimo Carolo Fried. Henrico Marx, Medicinae et Chirurgiae doctori professori publico ordinario, equiti Guelphico, regi augustissimo ab aulae consiliis, societatis regiae scientiarum Goettingensis nec non complurium societatum literariarum sodali, doctori praestantissimo, qui, postquam libello ab Rupertae Carolae ordine medicorum praemio juste ac legitime ornato, prosperrimam prompti ingenii famam excitaverat, mox Georgiam Augustam sedem auspicatissimam nanctus non solum scholis diligentissime habitis, optima quaeque praecepta et quasi vias ad accuratissimam rationalis medicinae cognitionem commilitonibus ingeniose patefecit, sed etiam libris editis et dissertationibus in societatis regiae scientiarum Goettingensis commentationes et nuntios hebdomales insertis omnes artis partes tanta tamque exquisita doctrinae copia pertractavit atque excoluit, ut et domi et apud exteros Britannosque solidam et veram assequeretur gloriam, qui usu atque experientia edoctus inventis et vetustorum et noviciorum medicorum juxta temperatis emendatisque per longam annorum seriem felicissimo eventu artem exercuit medendi, Collegae aestumatissimo, Ordinis nostri Seniori venerabili, habitu vultuque moris antiqui animi candore et sincerissima erga omnes fide vel maxime conspicuo, Ordo medicus Goettingensis summos in arte salutari honores ante hos quinquaginta annos d. XII. m. Augusti a. MDCCCLXX. in academia literarum Jenensi collatos pie gratulatus hac tabula eodem die XII. m. Augusti a. MDCCCLXX in publico proposita perpetuam observantiam testificari voluit, interprete ordinis h. t. Decano Carolo Evaldo Hasse, Medicinae Doctore, qui hujus rei has literas testes sigillo ordinis medicorum munivit."

Wir wenden uns nun zu den Leistungen Marx' in den einzelnen Disciplinen der Medicin und handeln zunächst den Theil derselben ab, den er als neue Provinz ihr für alle Zeit eroberte. Wir meinen:

Die ethische Medicin.

Die ethische Medicin hat seit uralten Zeiten existirt, so weit hinauf man Spuren einer wissenschaftlichen und künstlerischen Medicin entdecken konnte; aber sie hat geschlummert, sie war nur das Eigenthum weniger hervorragender Aerzte, sie bildete gleichsam eine unsichtbare Kirche in den medicinischen Disciplinen, sie wirkte bloss instinctiv, sie äusserte sich nur in einzelnen Symptomen, selbst unter Maskenform trat sie in die Erscheinung. Es war weder ihr Princip begriffen, noch kannte man ihre Zwecke und Mittel. Bis auf Marx wurde die Medicin rein dualistisch aufgefasst, man unterschied zwischen einer Medicin als Wissenschaft und einer Medicin als Kunst. Unter beiden existirte eine Art von Rivalität, die schon bei der alten Medicin als Gegensatz der dogmatischen zur empirischen Medicin hervortrat. Marx war es vorbehalten, die Trinität der Medicin zu entdecken und zu proclamiren, das Grundprincip, das sowohl der wissenschaftlichen als auch der künstlerischen Medicin erst die rechte Weihe ertheilt. Wenn die Entdeckung Harvey's einen vollständigen Umschwung, eine gänzliche Revolution in der Physiologie hervorbrachte, so wird und muss die ethische Medicin eine gänzliche Reform nicht nur der Medicin als Wissenschaft und Kunst, sondern in dem ganzen socialen Leben der Völker hervorbringen. Während das Vehikel, der Träger der medicinischen Wissenshaft, der Verstand und die Vernunft ist, die medicinische Kunst ihre Wurzeln in der Phantasie hat, wohnt die ethische Medicin im menschlichen Herzen. Daher

reichen weder hohe Eigenschaften des Verstandes, noch eine schöpferische Phantasie aus, einen grossen Heilkünstler hervorzubringen. Die ethische Medicinmuss hinzutreten. Nur der beste Mensch kann ein wahrhaft grosser Arzt sein. Der Neidische, der Heuchlerische, der Liederliche, der Leidenschaftliche, der Kriechende, der Hochmüthige, der Verschwenderische, der Geizige, der Trunksüchtige, der Faule, kann niemals ein guter Arzt werden. Allein durch die harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten des Geistes und des Herzens vermag der Arzt sein Ideal zu erreichen. Dieses ist die Hauptidee der ethischen Medicin. Um sie aber ganz zu begreifen und zu würdigen, müssen wir in die älteste Geschichte zurückgehen. Bei den Griechen, dem Hauptculturvolke des Alterthums, waren Medicin und Theologie ursprünglich vereinigt. Wie wir aus Sprengel's Untersuchungen wissen, war noch bis in die sechzigste Olympiade die Ausübung der ärztlichen Kunst bloss auf die Tempel beschränkt: „Erst seit dieser Zeit fingen einige philosophische Schulen, besonders die italische an, den Priestern des Aeskulap dies Geschäft zu entziehen, und um Beifall zu gewinnen und das Volk nicht den Abstand ihrer Methode von den Priestercuren fühlen zu lassen, bedienten auch sie anfangs sich der Zaubergesänge, des Versöhnungen der Götter und anderer abergläubischen Mittel. Aber allmälig gingen, besonders aus der italischen Schule, nach der Zerstörung des pythagoräischen Bundes einige Philosophen hervor, welche die Maske des gelehrten und religiösen Betrugs abwarfen und durch natürliche Mittel die Krankheiten zu heilen, öffentlich bekannten.

Diese Aerzte, die auch zum Theile Periodeuten genannt werden, weil sie wandernd ihre Kunst ausübten, mussten den Hass der Asklepiaden sowohl, wie den der Philosophen, welche die esoterischen Geheimnisse ihres Ordens heilig zu bewahren suchten, in hohem Grade erregen. Aber endlich siegte dennoch die Wahrheit über das Vorurtheil: man fing an einzusehen, dass man sich sicherer den populären Aerzten anvertrauen könne, wie den heiligen und gelehrten Gauklern".

Wenn diese Reformbestrebungen nun auch alle Anerkennung verdienen, so verhielten sie sich doch nur wie Peter Waldus und Huss zu Luther. Hippokrates' II. ungeschmälertes Verdienst ist es, die Medicin für immer der Hegemonie des Tempels entrissen, sie von der Religion getrennt und zum Range einer Wissenschaft und Kunst erhoben zu haben. Mit ihm begann die wissenschaftliche Blüthe der Medicin, er verwandelte sie aus einer esoterischen zu einer exoterischen Kunst. Historisch lässt sich nun nachweisen, wie die verschiedenartigsten Wissenschaften den Versuch machten, die Medicin unter ihre Fittige zu nehmen. Obenan steht die Philosophie und liess dieselbe bis auf die neueste Zeit es sich angelegen sein, Annectirungsversuche zu machen. Aber auch die Theologie strengte sich zu verschiedenen Zeiten an, ihre Oberherrschaft zurück zu gewinnen. Dem blinden Fanatismus des Papstes Gregor I. gelang es, die Medicin mit der Theologie wieder zu vereinigen. So ging seit dem 6. Jahrhundert die Medicin beinahe ganz in die Hände der Mönche über. Statt der natürlichen Heilmittel wurden Gebete, Beschwörungen, Weihwasser und die Reliquien der Märtyrer angewandt. Dieser Zustand dauerte so lange, bis die allgemeine Verachtung, welche die Geistlichen als Aerzte sich zuzogen, die Kirche beleidigte und den vornehmen Geistlichen nun die Ausübung der Kunst von den Päpsten verboten wurde. Die Medicin fing erst an wieder aufzublühen, als durch die Vereinigung von verschiedenen Momenten die Fesseln der Theologie zum zweiten Male gänzlich abgeschüttelt waren. Aber selbst in der neuesten Zeit wurden die theokratischen Versuche aufgenommen. Als Kämpfer für diese Richtung erblicken wir Windisch-

mann und Ringseis. Fragen wir jedoch nach dem inneren Grunde, warum die Medicin und Theologie ursprünglich vereinigt waren, und weshalb in der ganzen Geschichte ein unbewusstes Verlangen sich kund gibt, diese Vereinigung wieder herbeizuführen, so müssen wir denselben darin suchen, dass immer das Gefühl sich geltend machte, die Medicin sei ihrem innersten Wesen nach ein Werk der Liebe und der Barmherzigkeit. Dieser Gesichtspunkt musste mit erneueter Kraft hervortreten, je mehr die Medicin selbst ihren rein wissenschaftlichen und künstlerischen Beruf aufzugeben schien und theils durch Schuld des Staates, theils durch Schuld ihrer eigenen Jünger, sich in ein niedriges Handwerk und schmutziges Gewerbe umzuwandeln anfing. Wenn Hippokrates daher seine grössten Verdienste sich dadurch erwarb, die Medicin von der Theologie getrennt zu haben, um sie in der vollständigen Freiheit sich wissenschaftlich und künstlerisch entwickeln zu lassen, so ist das Verdienst von Marx ebenso hoch anzuschlagen, die Medicin, nachdem sie ihren Blüthepunkt als Wissenschaft und Kunst erreicht hatte und auf diesem Gipfel angelangt, Gefahr lief, das Schicksal der römischen Medicin unter den Kaisern zu theilen, ein feiles Gewerbe zu werden, für alle Zeiten mit der Religion wieder vereinigt zu haben. Diese Vereinigung bezieht sich aber nicht auf eine bestimmte dogmatische Religion, die noch überall bei jedem Volke ihren Beruf verfehlt, und wie wir in diesem Augenblicke bei der sogenannten christlichen Religion, nicht bei der Religion Christi sehen, gänzlich Fiasko gemacht hat, sondern auf die Religion der Zukunft, die unabhängig ist von allem todten und unfruchtbaren Dogma, auf die Religion des Herzens, auf die Religion der reinen Menschlichkeit, der ewigen und unsichtbaren Kirche aller guten, aufgeklärten und grossen Geister. Damit hat denn die Medicin ihren letzten und höchsten Zweck erreicht, und der Ausspruch des Cartesius hat sich bewahrheitet, dass die Medicin von allen Wissenschaften am meisten fähig sei, die Menschen zu verbessern. Die dogmatische Religion macht den Menschen entweder zu einem Heuchler oder sie bringt ihn in despotische Abhängigkeit von einer fanatischen Priesterkaste. Die Medicin als Wissenschaft und Kunst macht den Menschen körperlich gesund. Die ethische Medicin verleiht ihm geistige Gesundheit und Freiheit, sie bringt das rein Menschliche in ihm zur höchsten Blüthe und Vollendung. Wie man in der ganzen Geschichte so oft antrifft, dass die extremsten Gegensätze sich berühren, so finden wir jetzt die „Gründung der ethischen Medicin durch Marx", von welcher That man später eine neue Aera in der Medicin ableiten wird, und gleichzeitig die Herabwürdigung der medicinischen Wissenschaft und Kunst zu einem niedrigen Gewerbe durch den deutschen Reichstag und die eigene Schuld der Jünger Aeskulaps. Grössere Gegensätze lassen sich kaum denken. Während Marx den Aerzten Ambrosia und Nektar reicht, bietet der Staat ihnen den Giftbecher dar. Ethische Medicin und deutsches Gewerbegesetz — welche Contraste!

Marx hat in derselben Gesinnung wie Lessing, der die Systematik verschmähte und den Ausspruch that: „an systematischen Büchern haben wir Deutsche wahrhaftig keinen Mangel", nicht den Versuch gemacht, die ethische Medicin in ein System zu bringen. „Zu fragmentarisch ist Welt und Leben, ich will mich zum deutschen Professor begeben, der weiss das Leben zusammenzusetzen und macht ein verständlich System daraus: mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltenbaus". Ebenso wenig hat Marx eine bestimmte Definition der ethischen Medicin aufgestellt. Der Name aber, den er für sein erstes Werk, in dem er die Principien derselben niederlegte, wählte, „Akesios", gibt eine vortreffliche Real- und Nominaldefinition. Denn das Wesen der ethischen Me-

dicin besteht, wie Akesios „der Heilende“ bedeutet, im Heilen. Die ethische Medicin heilt nicht bloss die Aerzte von ihren moralischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verirrungen, sondern sie heilt die ganze Menschheit; sie sucht und bemüht sich, in jedem einzelnen Individuum durch Hilfe des Arztes die psychische Gesundheit herzustellen und das Ideal des rein Menschlichen und rein Göttlichen zu realisiren. Insofern muss man an ihr eine objective und subjective Seite unterscheiden. Die ethische Medicin ist daher für die ganze Menschheit das wahre geistige Heil, das unvergängliche Evangelium, unabhängig von Zeit, Ort und Volk, unabhängig von Staat und Kirche, ihre Wurzeln habend und treibend ganz allein im Herzen des Menschen; sie ist mit einem Worte: Erziehung des Menschengeschlechts. Hören wir den Verfasser selbst über die Zwecke der ethischen Medicin: „Akesios oder der Heilende war einer der Namen, womit die Griechen den Halbgott bezeichneten, den die Aegyptier Harpokrates nannten. Im Winterstillstande der Sonne geboren, zeigte er die Ohnmacht der Wintersonne an, liess aber von ihrer Wiederkehr neue Belebung hoffen. So war er den Kranken das Bild ihrer Schwäche und die Hoffnung ihrer Genesung. Die ethische Medicin hat die Bestimmung, wesentliche und wichtige Punkte der Heilkunde zur Sprache zu bringen. Geheimnisse aber, wenn es deren wirklich in der Medicin geben sollte, werden durch sie nicht ausgetragen. Sie handelt nicht von Heilmethoden, nicht von Heilmitteln; nein, was in Jedes Herz und vor Jedes Auge liegt und doch innig mit dem Wesen des medicinischen Standes und Handelns verknüpft ist, das Sittliche, Ethische, das Individuell-Persönliche, das und nur das hat sie zu ihrem Thema“. An einer anderen Stelle äussert Marx sich folgendermassen: „Was jedoch gewissen Festen gelingt, namentlich der Geburts- und Neujahrsfeier, einer Losgebundenheit sich zu erfreuen, wohl auch unbefangene Rückblicke in die Vergangenheit, gute Vorsätze für die Zukunft vorzunehmen, das gelingt zuweilen einem Buche, wenn es der natürlichen oder gehobenen Stimmung durch Gaben des Herzens und Geistes zu entsprechen vermag. Das vorliegende („Beiträge“) hat keinen anderen Zweck, als auf höhere Bedürfnisse aufmerksam zu machen, Erinnerungen, Ermunterungen, Mahnungen, grösstentheils aus Beispielen entnommen, zur vergleichenden Betrachtung mitzutheilen. Aus dem Wunsche, dass Manches, was nicht ganz gesund erscheint, geordneter und besser werden möge, ergab sich die besondere Rücksichtnahme auf die Aerzte. Wissen diese genau, was sie wollen, sind sie von ihrer edlen Mission so durchdrungen, dass sie nicht ruhen, bis sie eine tiefe Einsicht in die Vorgänge der Natur und des Lebens, zugleich mit einer unbedingten Hingebung an ihre Aufgaben und Pflichten, also mögliche Erkenntniss der Wahrheit und aufopfernde Nächstenliebe erstreben, so werden viele physische und psychische Störungen, Schmerzen und Leiden, selbst für unheilbar gehaltene, immer seltener werden. Jeder Beitrag, welcher das Publikum über die Leistungsfähigkeit und Grenzen der Kunst, nicht minder über die erforderliche Achtung und Schätzung deren Jünger, sowie diese über ihre nahen und fernen Ziele aufklärt, kann die wechselseitige Belehrung und Wirksamkeit nur fördern. Je mehr Verständniss, desto grösser die Nachsicht; je mehr Einsicht, desto treffender die Beurtheilung, je mehr Eifer, desto gewisser der Erfolg“.

Das Programm der ethischen Medicin ist am klarsten in folgenden Worten ausgesprochen (Beiträge, S. 32): „Die Wirksamkeit des Politikers hat öffentlichen Ruhm zum Ziel, die des Arztes stillen Erfolg. Bei jenem sind Worte entscheidend, bei ihm bloss das Thun, jener achtet wenig auf die Billigung des Gewissens, der Arzt sucht instinctmässig nur das Gute und Sittlichschöne, jener nimmt jede Gestalt an, bloss um seine Absichten

zu erreichen, er ringt danach, sein ureigenes Selbst zu behaupten. Er kennt keinen Nationalgeist, sondern Liebe zur ganzen Menschheit, die ihm Erfüllung und Ende jeden Gebotes ist. Seine Religion wie Tugend heisst Menschenliebe. Er weiss von keinem Gegensatze, sondern nur von Ausgleichung; von Vereinigung, nicht von Trennung; von Aussöhnung, nicht von Anfeindung; von Schonung, nicht von Gewalt. Für den Ausfluss geistiger Gesundheit hält er das Verlangen nach Recht und Wahrheit, sittlicher Reinigung und Vervollkommnung. Damit den Kranken dieser Vollgenuss zu Theil werde, opfert er sich auf. Wie der Lunge das Athmen Bedürfniss ist, so ihm das Wohlthun; er fühlt sich als Prüfer des rechten Masses, Beseitiger der Schmerzen, Vertheidiger der Milde und des Erbarmens, Vermittler der Parteien, Apostel des Völkerfriedens und der Menschenverbrüderung".

Die Gegenstände, auf die sich die ethische Medicin bezieht, wurden vor Marx den verschiedensten Disciplinen eingereiht. Vieles fällt unter die Philosophie der Medicin, unter die medicinische Hodegetik, unter die ärztliche Politik und Diplomatie, unter die ärztlichen Pflichten, unter die Beziehungen der Religion zur Arzneikunde, unter die Verhältnisse der Kranken zum Arzte und umgekehrt, und existirt über diese Gegenstände eine ganze Literatur. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, wie verschieden die Themata in diesen Disciplinen dargestellt und bearbeitet wurden, da das leitende Princip ja fehlte. Bei Marx erscheinen diese Vorwürfe daher in einer ganz anderen Gestalt, und er gelangt zu ganz anderen Schlüssen und Folgerungen. Es liegt ausserhalb der Grenzen unseres Werkes, hier in Details einzugehen. Wir wollen zur Illustration nur ein Beispiel anführen. Ein sehr wichtiger Gegenstand der ethischen Medicin sind die ärztlichen Consultationen. Was ist hierüber Alles geschrieben worden und von welchen verschiedenen Gesichtspunkten wurden dieselben betrachtet! Man weiss in der That oft nicht, ob man lachen oder weinen soll, wenn man die hinsichtlich derselben ertheilten Rathschläge erwägt. Zu welchen einfachen Resultaten gelangt man, wenn man sie vom ethischen Standpunkt betrachtet! So zeigt Marx, dass sie nur dann etwas nützen, wenn die Collegen in den Grundansichten harmoniren und reinen Herzens sind.

Bei der Analyse der einzelnen ethischen Schriften von Marx werden wir sehen, wie mannigfaltig die Themata sind, über welche die Ethik sich erstreckt. Alle bezwecken aber nichts Anderes, als die menschliche Ausbildung des Arztes und der ganzen Menschheit. Dahin gehört auch in erster Linie die Erweckung des historischen Sinnes. Selbst der ungebildete Mann interessirt sich für die Eltern seiner Eltern und seine Vorfahren überhaupt, und es würde als Mangel an Pietät und Blasirtheit ausgelegt werden, wenn er sich nicht um die Vergangenheit kümmerte. Obgleich nun die Medicin, als reine Erfahrungswissenschaft, mehr wie jede andere Wissenschaft in der Vergangenheit wurzelt, so hat ihre Geschichte doch das Schicksal gehabt, seit Alters her vernachlässigt worden zu sein. Verhältnissmässig nur Wenige haben Sinn und Liebe gezeigt, ihre Wissenschaft historisch kennen zu lernen, geschweige denn selbst historische Untersuchungen anzustellen. Die Hauptursache hierfür muss wohl darin gesucht werden, dass seit dem Wiederaufwachen der Wissenschaften, was mit der Stiftung der Universitäten zusammenfällt, die Geschichte der Medicin an keiner deutschen Universität ein Nominalfach des Unterrichts bildete. Wie die Anatomie von den Aerzten allgemein vernachlässigt wurde und zu keiner Wissenschaft aufblühen konnte, so lange das Verbot des Staates und das Vorurtheil der Laien dauerte, menschliche Leichen zu zergliedern, so wird

auch wohl die Geschichte der Medicin so lange das Aschenbrödel der Aerzte bleiben, bis ihr die Universitäten den ihr gebührenden Platz anweisen. Vorläufig hat die ethische Medicin die Geschichte unter ihren Schutz genommen, und Marx hat letztere sogar als Mittel gewählt, in vielen Fällen durch sie die Wirksamkeit und den mächtigen Einfluss der ethischen Medicin zu zeigen. Und so legt er das grösste Gewicht darauf, dass jeder Arzt ein historisches Wissen sich aneigne. Sehr treffend sagt er in dieser Beziehung: „Genau betrachtet ist nur Derjenige wahrer Heilkünstler, welcher, abgesehen von dem Wissen und den Fertigkeiten, die sich von selbst verstehen, die Beurtheilung seines Faches, nicht aus dem Becher der Tagesliteratur, sondern aus dem Born der Geschichte schöpft, der aus innerster Ueberzeugung die Stammhalter hochhält und Gerechtigkeit übt gegen frühere Verdienste". So bezweckt denn die ethische Medicin vor allen Dingen, die Aerzte des Segens einer historischen Cultur theilhaftig werden zu lassen. Ein wahrhaft menschlich ausgebildeter Arzt ist nur der mit historischem Wissen ausgestattete. Denn eben dieses bewahrt ihn vor Selbstüberhebung, gibt ihm die wahre Toleranz gegen seine Mitärzte, lässt ihm nicht bloss das Neue als gut und nachahmungswerth erscheinen, sondern erfüllt ihn mit Ehrfurcht vor der Vergangenheit.

Sollen wir noch reden über die Folgen, welche die ethische Medicin hervorbringen wird? Dieselben werden nicht bloss auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern für das ganze sociale Leben der Völker unberechenbar sein. Die von uns angestrebte culturhistorische Medicin wird eine Utopie bleiben, so lange nicht die ethische die allein herrschende geworden ist. Wie sich die Mission der culturhistorischen Medicin (siehe meine „Medicinischen Reisebriefe") auf die Gesammtheit bezieht, so die ethische auf das Individuum, auf den Arzt und den Patienten selbst. Da aber die Menge aus der Summe der Individuen besteht, so ist klar, dass der Beruf der ethischen Medicin, wenn er erst die Masse durchdrungen hat, derselbe ist wie der der culturhistorischen, dass also von letzterer gar keine Rede sein kann, wenn ihr nicht die ethische Medicin die Wege gebahnt und die Stege gezeigt. Beider Mission fällt dann in Eins zusammen. Ohne Prophet zu sein, kann man voraussagen, dass, wie Bacon von Verulam eine Revolution in den Naturwissenschaften dadurch hervorbrachte, dass er der Induction den ihr gebührenden Platz anwies, diese selbe Wirkung die ethische Medicin als zukünftiges Lebensprincip haben wird. Sie ist kein wissenschaftliches System, wie solches Hippokrates zuerst begründete, und wie die spätere Geschichte uns so viele Systeme zeigte, aber sie bringt für immer ein ethisches System, sowohl in die Wissenschaft als wie in die Kunst der Medicin. Wenn von ihrem Geiste alle Aerzte und Völker durchdrungen sind, dann hören die Irrthümer, in welche die Medicin seit ihrem Bestehen fortwährend verfiel, von selbst auf. Dann wird es keine medicinischen Systeme, Schulen, Secten und Moden mehr geben. Dann wird keine Hydropathie noch Homöopathie mehr existiren. Die Ethik der Medicin ist für die ärztliche Kunst, was die Tragödie für die Reinigung der Leidenschaften. Sie wird vom Krankenbette alle Extreme verbannen und für die Zukunft verhindern, dass die Therapie, das höchste Ziel der ärztlichen Kunst, wie es bisher stets geschah, von der Mode beeinflusst und geleitet wird. Wenn man daher von einer Zukunftsmedicin gesprochen, so ist sie allerdings die einzige, die eine Zukunft hat, weil sie zugleich die Zukunftsreligion ist. Sie wird eine Zeit herbeiführen, wie wir sie schon einmal in der Medicin nach Galen sahen, der mehrere Jahrhunderte unangefochten das Scepter der medicinischen Kunst in seinen Händen hielt. Aber nicht wie damals eine Zeit der Stagnation und des blinden Auctori-

tätenglaubens, sondern eine Zeit des Friedens und ruhigen Fortschritts, wo das, was einmal durch die Erfahrung als wahr und heilig erkannt wurde, seine Herrschaft behaupten wird, wo, nachdem die offene Charlatanerie vom Markte des Lebens sich zurückgezogen, auch die maskirte, die heutzutage unter so vielen proteusartigen Formen die Wissenschaft und Kunst beherrscht, ihre Macht eingebüsst haben wird, wo statt der Lüge und der Phrase, nur die Wahrheit und das Streben nach Wahrheit die leitenden Sterne der Jünger Aeskulap's bilden werden. Die ethische Medicin hat dasselbe Schicksal gehabt, wie die Hygiene. Wie lange hat es gedauert, bis es zum allgemeinen Bewusstsein durchgedrungen war, dass dieselbe eine ebenso grosse Wichtigkeit habe, wie die Kunst, die Krankheiten zu heilen! Jetzt ist, sowohl beim Einzelnen, wie beim Staate, dieser Standpunkt der überall gültige und anerkannte.

Ebenso wenig wie Marx ein ethisches, medicinisches System stiftete, ebenso wenig gründete er eine ethische, medicinische Schule. Damit wäre der ethischen Medicin schon der Nimbus entrissen worden. Denn die Zukunftsmedicin besteht in der Gleichberechtigung der wissenschaftlichen, künstlerischen und ethischen Medicin, in der harmonischen Verwebung und Durchdringung dieser drei Factoren, in der gänzlichen Einheit und Einigung, wie die christlichen Dogmatiker so anschaulich das Wesen Gottes in der Dreieinigkeit sich zurechtgelegt haben.

Die ethische Medicin hat auch insofern für den Laien die höchste Wichtigkeit, weil sie ihm das einzige Merkmal ist, an dem er einen guten von einem schlechten Mediciner unterscheiden kann. Ob der Arzt wissenschaftlich oder unwissenschaftlich ist, Künstlergenie habe oder nicht, das vermag auch der gescheidteste Laie nie zu beurtheilen. Wohl aber vermag er zu sagen, ob der Arzt bei seinem Handeln am Krankenbette sich von einem Systeme leiten lässt, ob er einer medicinischen Secte angehöre, ob er seinen Beruf aus reiner Menschenliebe ausübe, oder ob er als Gewerbearzt auftrete. Nur der, auch am Krankenbette menschlich handelnde Arzt verdient das Vertrauen des Publikums. Es gibt keine albernere Phrase, als wenn ein Arzt von sich behauptet, bei der und der Verordnung und Behandlungsweise, sei er streng seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung gefolgt. Die Wissenschaft irrt stets und wird immer irren; niemals aber irrt die Stimme des Herzens. Das steht fest, dass auch die Heilerfolge am Krankenbette günstiger und glücklicher sein müssen, wenn erst alle Aerzte ebenso ethisch gebildet sein werden, als sie jetzt sich einbilden und stolz darauf sind, bloss wissenschaftlich und nicht künstlerisch gebildet zu sein.

Wir müssen hier accentuiren, dass uns ethisch und moralisch durchaus keine Begriffe sind, die sich decken. Moralität ist allemal vom Standpunkt irgend einer dogmatischen Religion aufzufassen, und wie die dogmatische Religion aufzufassen, und wie die dogmatischen Religionen nach der Bildungsstufe der Völker stets verschieden sind — nach einigen Autoren gäbe es sogar über 2000 verschiedene Religionen — so ist auch die Anschauungsweise über moralisch und unmoralisch höchst ungleich und höchst wechselnd, immer aber von den durch Priester geschaffenen oder erfundenen Dogmen abhängig. Dem Islam gilt die Polygamie als heilig, das Christenthum belegt schon die Bigamie mit den härtesten Strafen. Bis jetzt konnten nur die Matadore der ärztlichen Kunst darauf Anspruch machen, von dem Geiste der ethischen Medicin durchdrungen zu sein. Existirte sie gleich immer, so war sie nur das Eigenthum Weniger, selbst ein göttergleicher Arzt und ein philosophisch gebildeter, worauf die Alten ein so grosses Gewicht legten, ist noch nicht das von Marx angestrebte Ideal. Das höchste Ziel der Medicin ist ethische Verbesserung des Menschengeschlech-

tes, die letzte Aufgabe des Arztes ist, nicht bloss die körperlichen und geistigen Leiden zu heilen, sondern eine gleichmässige Harmonie und Wahlverwandtschaft aller Functionen des Körpers und Geistes herzustellen, den Menschen unabhängig von Dogmen des Himmels und der Hölle, zum reinen, wahren, in seiner Menschlichkeit sich fühlenden und seiner Menschlichkeit wie Göttlichkeit sich bewussten Menschen auszubilden. Dieser grosse Gedanke konnte nur in dem Herzen eines Marx entstehen!

Das Ethische ist unabhängig von jeder dogmatischen Religion, von jedem Volke und von jedem Lande, es ist rein kosmopolitisch, es wurzelt im Herzen des Menschen. Es vertritt die rein menschlichen und, was dasselbe sagen will, die rein göttlichen Gesetze, die ewig sind und über allen gemachten und geoffenbarten Religionen stehen.

Charakteristisch für Marx ist, dass die ethische Medicin wie ein rother Faden durch alle seine Schriften sich hinzieht. Auch in solchen, die über ganz andere Disciplinen handeln, findet man Sätze, die der ethischen Medicin angehören. Sie sind gleichsam die Würze, das Salz, welches bewirkt, dass die Marx'schen Schriften eine so wunderbare, magische Anziehungskraft ausüben, und dass selbst die gelehrtesten Gegenstände, die unter der Feder jedes Anderen trocken erscheinen, sich bei ihm lesen, wie der interessanteste und spannendste Roman eines Walter Scott oder Bulwer. Wir wollen jetzt eine Analyse geben der speciell der ethischen Medicin angehörigen Schriften. Wir leben der festen Hoffnung, dass eine Zeit kommen wird, da jeder Arzt dieselben als seine moralische Bibel ansieht und, statt einen Morgensegen zu beten oder zur Messe zu gehen, täglich ein Kapitel im „Akesios", in den „Mittheilungen" oder „Beiträgen" liest. Diese Schriften sind entweder in Briefform geschrieben, in kurzen Abhandlungen oder in Dialogen, als Aphorismen, kurze Sentenzen und Apophthegmata hingestellt. Unter einer unscheinbaren Form, in dem knappen dorischen Gewande von wenigen Worten liegt oft ein gehaltvoller, grosser Gedanke, über den Bücher geschrieben werden könnten. Marx liebt, wie Lessing an seinem „Laokoon" die Grundsätze der Poetik, Malerei und Plastik entwickelt, an einzelne und persönliche Beispiele ethische Principien zu knüpfen. Die erste Schrift ist der „Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin. Göttingen 1844".

Was vom Herzen kommt, geht meistens wieder zum Herzen. Die Briefe an Todte fanden Anklang bei den Lebenden, wie im eigenen Vaterlande, so namentlich in England. James Mackness übersetzte den Akesios in's Englische. Das Buch schlug dort noch mehr durch als in Deutschland, denn es erlebte in kurzer Zeit eine zweite Auflage, und an vielen Punkten bildeten sich ethical societies. Wenn auch in Deutschland dieses Werk allgemeine Sensation erregte, und alle Kritiker in dem Lob desselben einig sind, so war der Boden doch nicht empfänglich genug, um die ausgestreute Saat aufkeimen zu lassen. Das Brodstudium hält zu sehr noch die deutsche Medicin in Athem und lässt Begeisterung für ihre höhere Auffassung nicht aufkommen.

Wir heben aus Akesios hervor: „An Stieglitz. Warum ich heute lauter als sonst Ihren Namen nenne? Sie besassen zwei Eigenschaften, die seltner als geglaubt wird, bei einem Arzte vereinigt sind: Geist und Erfahrung. Und wie unser vaterländischer Dichter von Columbus sagt, dass der Genius mit der Natur in so innigem Bunde sei, dass jenes Land, wäre es noch nicht dagewesen, aus den Fluthen emporgestiegen wäre, so würden Sie die theoretische Medicin geschaffen haben, hätten Sie sie nicht vorgefunden. Das Charakteristische an Ihnen, den Sinn für Wahrheit, bewährten Sie wissenschaftlich durch Kritiken, menschlich durch Gesinnung und Handlung. Mit Ihrem Abscheu gegen jeden Schein und jede Lüge

hing Ihr Muth zusammen, wo es galt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und ohne Rücksicht auf Zustimmung oder Erfolg die innerste Ueberzeugung laut werden zu lassen. Wie Sie für Sich selbst in der Wahrheit den kürzesten Weg zwischen Plan und Ausführung erblickten, so übten Sie gegen Andere die schwere, jedoch unerlässliche Pflicht, nein zu sagen. In der Schrift vom Zusammensein der Aerzte am Krankenbette zeigten Sie mit ebenso viel Scharfsinn als Humanität, dass den Kranken nur dann die Berathungen nützen, wenn die Collegen in den Grundansichten harmoniren, freundlich gegen einander gesinnt und reinen Herzens sind. Ihre Milde in der Beurtheilung Anderer und Ihre Entschuldigung etwaiger Mängel musste, wenn nicht Nacheiferung, doch Bewunderung erwecken. Da es kein Gesetzbuch für die Aerzte gibt, so liessen Sie Irrthümer, aber nicht leicht strafbare Handlungen zu. Die eigne Ueberzeugung, dass die Gesetztafeln, welche der Mensch von Gott erhielt, bloss aus wenigen Geboten bestehen, drängten Sie Andern nicht auf. Sie wünschten, dass das ärztliche Thun wie eine moralische Handlung angesehen, und mehr der Wille als der Erfolg geschätzt werde".

„An Petrus de Apono: Man hielt Dich für einen Zauberer und Magier. Es gibt Menschen, die stehen trotz ihrer inneren schöpferischen Wärme so wirkungslos in ihrer Zeit, wie die Vulkane am Südpole — um sie bloss Gletscher. Ja die Geschichte lehrt, dass Nationen, in welchen Ideen und Gefühle, voll und gewaltig wie der Wasserstrahl des Geiser oder der Stromfall des Niagara wogen, von ihrer Mitwelt, wie unheimliche Dämonen, ihre Wohnungen wie der Sitz des Bösen gemieden werden, bis es einmal ein kühner Forscher wagt, näher zu treten und den verborgenen reichen Gehalt zu enthüllen. Vom Wunder und Aberglauben ist oft die Rede, aber nicht von der Richtung, in welcher Schwachköpfe bedeutend und die edelsten Geister gefährlich erscheinen. Der Aberglaube steckt so tief in der menschlichen Natur, dass ein Phrenolog gewiss noch das Organ dafür auffindet. Wie am gelben Fleck im Auge kein Bild gesehen wird, so wird an jener Stelle des Hirns keine Wahrheit erkannt".

„An George Cheyne: Zwei Dinge rechne ich Ihnen hoch an, Ihre entschiedene Abneigung gegen alle persönliche Streitigkeiten und Ihre wohlbegründete Anpreisung des Wassertrinkens. Komme ich einmal dazu, über Diätetik mich zu äussern, so werden meine Regeln, des Lebens froh zu werden, in wenigen Sätzen bestehen. Gesundheit werde ich für eine Tugend, Heiterkeit für eine Pflicht erklären. Das Wort, des Menschen Schicksal sei sein Magen, ist wahr; gute Racepferde nehmen wenig Nahrung zu sich. Der mors in olla steckt nicht in der Substanz des Topfes, im Blei- oder Kupfergehalt, sondern in dessen Inhalt".

„An Jean — Noel Hallé: Ihnen wurde erlaubt, Malesherbes im Gefängnisse zu besuchen; Sie waren der Verfasser der Bittschrift für Lavoisier. Jeder zum Wohle der Gesellschaft gereichende Vorschlag in der Medicin durfte auf Sie, als seinen Beschützer und Beförderer, rechnen; wie unermüdet haben Sie zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung beigetragen!" Marx schildert dann die Schwierigkeit des ärztlichen Berufs: „Wer anders gibt dem Arzte das Geleite als das Jammergestöhn der zerschmetterten Eltern; um ihn, den durch die Hülfsleistungen zum Tode Betrübten und Ermatteten kümmert sich Niemand. Für den Sterbenden hat man eine Euthanasie, für die Trauernden Condolenzbesuche, wer kümmert sich um den leidtragenden Arzt?"

„An James Gregory. Sie werden es nicht bereuen, dass Sie Sich so viele Mühe gegeben haben um die Aneignung einer classischen Bildung. Nur das in der Form Vollendete gefällt dem Urtheilsfähigen und überdauert die Zeiten. Die Sprache, sagt man mit Recht, ist der Mensch, und wie eine edle Gestalt auf eine edle Seele deutet, so lässt eine durchgebildete Ausdrucksweise vermuthen, dass auch auf den Inhalt Nackdenken und Studium verwandt worden sei. Zu keiner Zeit ist die Oberfläche mit solcher Vorliebe bearbeitet worden als in der jetzigen. — Wahre Gelehrsamkeit wird immer seltner bei den Aerzten, da sie aber eine gewisse Würde verleiht, so begegnet man häufig der Scheingelehrsamkeit, dem Schönthun mit Hippokrates und der Ostentation mit blindlings aufgerafften Noten. So wenig Schönheit unvereinbar ist mit Muth, so wenig verhindert eine classische Bildung praktische Vollendung. Wie der Rahm die Güte der Milch, so zeigt die Schönheit und Bestimmtheit des Ausdrucks die Vorzüge des Schriftstellers an. Dafür gibt es zwar keine allgemeine Norm, indem nach dem Geiste der Zeit, bald, wenn Ruhe vorherrscht oder geistige Erhebung, Gedankenfülle, Kühnheit der Darstellung, Witz und Laune am höchsten gelten; bald, wenn das materielle Interesse auf die Ersparung der Stunden hinweist — Gedrängtheit, Reichthum an brauch-

baren Notizen, erleichternde Methoden am meisten Beifall finden. Das Edle und Harmonische jedoch wird nie verkannt. Indicirt wäre die Gründung einer medicinischen Societät für Stilübungen. Auch Preisaufgaben könnten gestellt werden, wozu die Fonds aus den Ueberschüssen der Aerzte während der ersten 5 Jahre ihrer Praxis genommen werden könnten, z. B. über die Freundschaft der Aerzte, eine Mythe, über ärztliche Enttäuschungen, ein Märchen, über die Bemühungen, Hausarzt zu werden, ein Heldengedicht, über die Verlegenheit, weder Kranke noch Gesunde zu haben, eine Ballade u. s. w."

„An Albrecht Thaer: Auf Universitäten erfährt man häufig, dass Theologen und Juristen ihre Fachstudien verlassen, um dafür die Medicin zu wählen, dass aber nur in äusserst seltenen Fällen ein Mediciner seiner Fahne untreu wird. Zeigt der Beruf seine Schattenseiten, häufen sich am Krankenbette und in Familien bittre Erfahrungen, so stellt sich wohl bei der Unzufriedenheit mit der ergriffenen Laufbahn und den dadurch bedingten Verhältnissen ein Ueberdruss, selbst ein Irrwerden am Fache ein, allein zum völligen Abfall von ihm kommt es nicht leicht. Ein solcher Kampf des Individuums mit der Welt entsteht in den edelsten Naturen am ehesten. Ihr Zartsinn wird zu oft unangenehm berührt, ihre Gewissenhaftigkeit zu oft auf die Probe gestellt, ihr Ehrgefühl zu oft verletzt. Der Tag jedoch, welcher die Wunde schlägt, heilt sie auch wieder; der Wechsel äusserer Anforderungen gestattet der tieferen Empfindungsweise kein Uebergewicht; die Gewohnheit macht sich geltend; es bildet sich immer mehr ein Bewusstsein der Nothwendigkeit aus; die Vertrautheit mit den vorhandenen unzähligen Menschenkräften und der Beschränktheit eigner Mittel zwingt zur Capitulation. Niederhalten der eignen Wünsche ist meistens das Resultat, das Aeusserste, der Bruch mit dem Fache, wird vermieden. Zu besorgen ist übrigens nicht, dass Ihr Tausch des aeskulapischen Hahns mit dem Hofhahn, der Krankheitsblüthen mit den Feldblüthen viele Nachahmer finden werde. — Auf die Freiheit, welche dem Genius gestattet ist, darf der Handwerker keine Ansprüche machen. Empfangen Sie hiemit die Aphorismen eines Mediciners über Kunst und Leben. Es sind Gedanken, wie sie die Stunde oder auch nur die flüchtige Minute hervorbrachte. Indessen auch kleine unscheinbare Blümchen, welche der wärmende Strahl der Sonne hervorlockt, zeigen die Natur des Bodens an, aus dem sie sprossen".

Von den mehreren hundert Aphorismen führen wir nur folgende an: „Die lehrreichste Geschichte für den Arzt ist die Krankengeschichte. — Jede Ader, nur nicht die Silberader, führt auf ein Herz zurück. — Das viele Trinken auf die Gesundheit ist ein Ertrinken derselben. — Wie Mancher hat vom Heiligen weiter nichts als das os sacrum. — Aerzte, die Systeme lieben, verfolgen oft systematisch kleine Zwecke. — Recensionen sind eben solche Zuchtruthen wie die Cometenschweife, sie schrecken die Schwachen, thun den Starken aber nicht weh. — Mancher hat keine Ehre als am Schlusse eines Briefes, wo er versichert, dass er sie habe. — Der Wunderglaube verliert an Kraft, nicht das Wundersalz. — Rücksichtlich des Charakters des Arztes wird oft gefragt, ob er Sanitäts- oder Hofrath ist. — Die Medicin diente Jahrhunderte lang den Naturwissenschaften zur Stütze; die empfangenen Wohlthaten vergelten diese dadurch, dass sie ihre Superiorität wollen fühlen lassen. — Das Genie steht so einsam auf einer Säule, wie der Anachoret; dort soll durch Geisteswerke, hier durch Kasteiungen der Himmel verdient werden. — Herumziehende Uebel, wie Rheumatismus und Gicht, müssen gleich Vagabonden auf Wasser und Brod gesetzt werden. — Wie manche Wurzeln und Blumen getrocknet wirksamer sind als in frischem Zustande, so ist der Einfluss vieler Menschen nach ihrem Tode grösser als während ihres Lebens. — In manches Hirn kommt erst dann Geist und bestimmter Zusammenhang, wenn es in Spiritus aufbewahrt wird. — Unter den fünfzigjährigen Jubiläen erregen die der medicinischen Systeme gar kein Aufsehen. — Ein hypertrophisches Herz ist so wenig ein grosses, als ein trepanirter Kopf ein offener. — Untersuchungen über die Entwicklung des Ei's werden so häufig angestellt, dass man unser Jahrhundert das Embryojahrhundert nennen könnte. — Die Heroen der Kunst waren meist edle Menschen; was sie thaten, war mehr Aufgabe ihres Gewissens, als ihres Wissens; bei ihnen erscheint die Medicin als praktische Sittenlehre, und der Arzt nicht bloss als barmherziger Bruder, sondern als Trappist, der insofern sein Grab gräbt, als bei ihm Dichten und Trachten darauf ausgeht, das Erkranken unmöglich zu machen. — Die beste medicinische Politik besteht in ächter Humanität. Dadurch gestaltet sich am einfachsten das Verhältniss zum Staate, zur Wissenschaft, zum

Publikum und zu den Collegen. Lautere Sittlichkeit, tiefbegründete Bildung leiten am sichersten". —

„An Dr. John Lettsom: Sie schrieben eine Rede über den Zustand der Heilkunde vor dem trojanischen Kriege. Sie kämpften gegen den Charlatanismus. Ich fühle mich gedrungen, über einige Gegenstände, die medicinische Geschichtschreibung betreffend, an Sie mich zu wenden. Wahrheit zu ermitteln ist ebenso schwer als sie zu überliefern. Reimarus ist ein Beispiel davon. Er hat gewiss nie in seinem Leben absichtlich eine Unwahrheit gesprochen, und doch sprach er in seiner Selbstbiographie von der erlebten Räumung Hamburgs von den Franzosen, die erst nach seinem Tode erfolgte. Wie Kinder, um im Sprechen und Denken sich zu üben, ohne die Absicht der Täuschung, Etwas als geschehen erzählen, was sich nicht ereignete, so üben manche Scribenten bloss ihre Schreiborgane. Das Dargestellte ist weniger die langsam reifende Frucht mühsamer Forschung, um den Beifall weniger Spruchfähigen zu erringen, als vielmehr eine schnell getriebene, um auf das Publikum im Ganzen einen momentan günstigen oder überraschenden Eindruck hervorzubringen. Das Historische grenzt so an das Hysterische. — Ein oberflächlicher Historiker begeht nicht nur einen Verrath am öffentlichen Vertrauen, sondern er vervielfältigt auch Irrthümer, die dann wie eine Erbkrankheit sich fortpflanzen."

„An Nikolaus Tulpius: Unter Ihren Erinnerungen merkte ich mir am meisten die wegen des Respects vor der Natur. Ein Arzt, wenn er auch nicht wie Sie, von Tauben, die mit den Augen verstehen, von Stummen, die reden, von Menschen, die durch das Ohr athmen oder mit dem Vollmonde an Harnverhaltung leiden, berichten kann, hat doch Gelegenheit, sein Diarium interessant zu machen. Vielleicht wird Niemand so anhaltend zur Selbstverläugnung angehalten als der Arzt. Da er immer wohlthun soll, gleichviel ob seine Empfindungen dabei ins Gedränge kommen oder nicht, und da er hauptsächlich nach seinem Eifer und Erfolg gut zu thun, gewürdigt wird, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als falsche Gefühle zu schonen und den Stachelgürtel, jene auf sich einwirken zu lassen, mit Geduld zu tragen."

„An Philipp Pinel: Keiner ist wohl so als Sie zur Ueberzeugung gelangt, dass Alles eitel sei, nur nicht das Gefühl der Schuldlosigkeit und der reinsten Hingebung für das Wohl Anderer. Wie den Kranken ein Schutzgeist, so waren Sie den Zuhörern ein begeisternder Lehrer und den Mitärzten ein Vorbild unbefleckter Moralität. Jeder Wahn ist Folge des unklaren Denkens. Unrecht und Verbrechen stammen aus Unwissenheit. Die Aerzte, welche die Quellen der psychischen Uebel zu verstopfen sich bemühen, sind nicht bloss Pfleger der Gesundheit und Diener der kranken Natur, sondern Kämpfer für den Seelenfrieden und für die Tugend. Die Psychologie erwartet noch ihren Meckel, der nachzuweisen vermöchte, dass die schlechten Menschen als in der Entwicklung auf niederer Stufe stehen gebliebene zu betrachten sind."

„An Richard Mead: Man sagt der König stirbt nicht, weil er gleich wieder ersetzt wird; mit ebenso viel Recht kann man sagen: ein grosser Mann stirbt nicht, weil er unersetzlich ist Die genaueste Analyse ergab bei Ihnen den gründlichsten Gelehrten, den ausgezeichneten Praktiker und den edlen Charakter. Nur des letzteren wegen greife ich zur Feder. Sie veranlassten Walpole, Ihren Freund Freind, der im Tower sass, frei zu lassen und händigten ihm 5000 £. ein, die Sie von seinen Patienten empfangen hatten. Sie kannten keinen Brodneid. Es gibt Aerzte, die von dem Augenblick an, wo sie ins praktische Leben treten, eine Opposition gegen die älteren Collegen ergreifen; sie sind wie die Alligatoren, die, gleich wenn sie aus dem Ei kriechen, beissen. Die Schuld liegt öfters an den älteren, im Besitz seienden Aerzten, welche die angehenden als Eindringlinge und Blutsauger, auf die nicht schnell genug Salz gestreut werden kann, betrachten. Zank und Streit ist der Wissenschaft des Heils unwürdig, Krieg nur Krankheit. Harmonie und offene Redlichkeit sei das Symbol des collegialischen Verkehrs. Hogarth nahm freilich die Schlangenlinie für die der Schönheit an, allein im gewöhnlichen Leben ist der grade Weg dem krummen vorzuziehen. Uebrigens scheint es, wie wenn der Mangel der Einigkeit und des Vertrauens darin liege, dass der Stand und der Charakter der Aerzte ein verschiedenartiger ist, und diese dem einen diesen, dem andern jenen Typus des Benehmens aufprägen. Leibärzte, Hofärzte, Narrenärzte, Militärärzte, Schiffs- Land- Brunnen- Pest- Bordellärzte, schriftstellerische, ökonomietreibende, docirende zeigen so absonderliche Modificationen, dass man öfters geneigt wird, die Species zum Ge-

u erheben. Die hohe Achtung, welche die Körperschaft der Aerzte in Eng-
geniesst, haben Sie mit begründen helfen, und da in der Religion wie in der
nschaft eine unsichtbare Kirche besteht, so ist Ihnen auch der Ausländer
dankbar."

An Hermann Boerhaave: Ihr „Motto: Einfachheit das Siegel der
heit" ist die Veranlassung zu diesem Briefe. Der Arzt wie der Wund-
kann nicht einfach genug sein. Wird die Medicin nicht bloss als Theil der
forschung betrachtet, wo es gilt, den Menschen wie eine Pflanze kennen zu
, seine Eigenschaften und Kräfte vermittelst des Mikroskops, den Reagen-
des anatomischen Messers, zur Befriedigung zu ermitteln, sondern unter allen
inden, Leiden zu mildern, das Leben zu erleichtern, so besteht die Hauptauf-
darin, das Humane in allen seinen Aeusserungen zu erforschen und dem
hun alle Hülfsmittel der ärztlichen Kunst so einfach als möglich zuzuwenden.
ledicin nähert sich der Aufgabe, Gesetzgebung des Lebens zu sein. Soll das
lle, bei zunehmender Forschung und täglicher Erfahrung ins Endlose sich
eitende Wissen, nicht bloss als Werkzeug einer eingeübten Fertigkeit, sondern
Erkennen und Beurtheilen dienen, so bedarf es der Sichtung, Verbindung und
indung des Einzelnen durch Aufstellung einfacher, allgemeiner Grundsätze.
nfachen heisst Vergeistigen, die Gegenstände zu Ansichten, Gedanken, Be-
erheben. Die einfachste Nahrungsweise ist die gesundeste. — Viele der
igsten Curen werden durch Beschränkung der Kost auf einfache Speisen und
nke erreicht. Auch im Moralischen und im Sittlichen sind die einfachen Na-
die edelsten, kräftigsten. Sie bedürfen nicht künstlicher Reize, um des Le-
froh zu werden, oder ihr eignes inneres Leben zu entfalten. Der Weise lebt,
t und handelt einfach. Der Thor kann nicht Mannigfaltigkeit genug auftreiben."

Mittheilungen über Zwecke, Leiden und Freuden der
te, Geschichtliches und Gedachtes. Ein Lesebuch für
nke und Gesunde.

Wess das Herz voll ist, dess geht der Mund über, und man muss thun,
man nicht lassen kann. Im Säen und Pflanzen darf man nicht ermü-
und wenn es auch noch so frostig ist, nicht erkalten.

Eine fixe Idee ist oft ein Sieg des Menschengeistes. Der muthige
r, dem der Genius als Compass dient, entdeckt ein neues Land. So Jenner
uhpockenimpfung. An dem, von der Inquisition ins Gefängniss geworfenen
i zeigt Marx, wohin religiöser Fanatismus, Verläumdung und Parteileiden-
führen.

An Maharkyzus weist er die Vergänglichkeit des Ruhmes nach. Dennoch
an ihn wie an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Die Hoffnung, noch
nach dem Tode ehrfurchtsvoll genannt zu werden, verleiht Kraft und Muth
der Entsagung. Beim praktischen Arzte kann es nur Pflichtgefühl und
sein.

Marx schildert Howard als Reformer des Hospital- und Kerkerwesens.

An die gemeinschaftliche deutsche Pharmacopoe knüpft er die Be-
tung: Genügsamkeit, Vorsicht und ein gutes Gewissen machen die Apotheke
nlich entbehrlich. Das Ende der Mixturen kommt nicht eher, als bis die
hen aufgehört haben, sich zu schaden und zu fürchten. Mehr als Stoffe und
alische Kräfte wirken die Ideen.

Die abgelaufene Strafzeit der Praktiker. „Als die praktischen Aerzte
er Verstocktheit, erfahrungsgemäss und schonungsvoll Kranke zu behandeln,
chtet liessen, wurden sie damit bestraft, dass kenntnissloses Volk um Rath
gt und zur Heilung zugezogen wurde. Daher Ueberhandnehmen der Quack-
ei und des medicinischen Dilettantismus. Der angestammte Besitz kann nur
ptet werden, wenn Jeder das Fach nicht bloss als Sache des Wissens, son-
als das des Gewissens betrachtend, vom geringsten wie vom bedeutendsten
cheitsfall sich die strengste Rechenschaft ablegt, ohne Ausnahme mit der äus-
n Vorsicht handelt, des Scheins wegen kein Wort, geschweige einen Rath äus-
der Natur, nicht der Schule zugethan bleibt, nur weise, zuverlässige Beo-
er als Führer anerkennt, in der Erforschung Genugthuung, im Gelingen Freude,
r Aufopferung Zufriedenheit findet. Es muss Gesetz bleiben, jede Sympto-
ruppe in ihrer Gesammtheit aufzufassen und zu beurtheilen, keinen eingeimpf-
ehrsätzen wie einem Instincte zu folgen, die richtige Behandlung der Menschen
ler Umstände nicht mit der erfolgreichen ärztlichen Behandlung zu verwech-

seln, Zufall und Glück streng gegen das eigne Verdienst abzuwägen, über günstige Ergebnisse nur dann sich zu freuen, wenn das klare Wissen in Betreff des Geschehenen die gehegten Zweifel und Unsicherheiten überwiegt." —

Panacee. „Wie ehemals, so wird noch jetzt die Menge vom Ausserordentlichen angezogen und gefesselt. Je schwächer die Kenntnisse und Willensäusserungen, desto stärker die Meinungen und Erwartungen. Da nun kaum ein Gebilde in frischerer Jugend mit nicht verwelkender Zuversicht fortblüht, wie der Aberglaube, so verhält sich wie vor Jahrhunderten so ziemlich unverändert die Annahme eines Lebensverjüngungs- und Verlängerungsmittels, einer Panacee. Vielleicht gibt es eine einzige Panacee und zwar eine angenehm zu nehmende, nie verderbende, in jeder Dosis wirksame, nämlich Heiterkeit des Geistes. Als die belebendsten Essenzen erweisen sich diejenigen, welche die Lachmuskeln reizen, und als die kräftigsten Magen- und Verdauungstropfen Scherze und Späße."

Die Rechte des Arztes. „Man darf sich nicht wundern, wenn der Hergestellte, nach einem Schlusse der Contactwirkung von jeder Erkenntlichkeit gegen den sattsam Privilegirten sich für entbunden hält."

Ein altes Schlafmittel. „War in irgend einer Zeit gehöriges Ausschlafen nothwendig, dann gewiss in der unsrigen, wo man vor lauter Erregung kaum zu sich kommt. Was nun thun, wenn das Einschlafen nicht erfolgen will? Hieronymus Cardanus kannte ein unfehlbares Hypnoticum. Er sagt, dass er einschlafe, so wie er nur von Poliphilus höre. Dieses Mittel findet sich weder im Pflanzen-, noch im Thier- oder Mineralreiche, sondern ist nichts weniger als ein Roman. Der Hauptinhalt des Folianten beschäftigt sich mit der Schilderung des Lebens, besonders der Liebe des Menschen als Traum, in einer so ermüdenden, breitgedehnten, weitschweifigen Erzählung, dass selbst die gespannteste Aufmerksamkeit dadurch schlaftrunken wird. Das merkwürdige Mittel ist also die Langweiligkeit. Langweilige Menschen, grösstentheils mit Selbstzufriedenheit gesegnet, geniessen mannigfache Vorzüge, nur den nicht, zu wissen, wann ihre Gegenwart oder Einwirkung Gähnen und Ekel verursacht." —

Die Aerzte Begünstiger der Naturwissenschaft. „Die Medicin, auf den Menschen angewiesen, bedarf, um dessen Erkranken zu verhüten, zu lindern, zu heilen, die Mithülfe der äusseren Natur. Deren Geheimnisse und Kräfte verstehen zu lernen, um sie bei dem höchsten Meisterwerke benutzen zu können, war stets der Aerzte eifrigstes Bemühen. Es darf kühn behauptet werden, dass dieselben das Naturwissen als Wissenschaft begründet haben. So wie das Verhältniss zwischen der Medicin und den Naturwissenschaften jetzt ist, kann es, wenn man innere Wahrheit und praktischen Nutzen davon erwartet, nicht bleiben. Entweder müssen diese jener sich accommodiren, ihre wesentlichen Grundprincipien und Lehren, insoweit sie zum Erkennen und Heilen der Krankheiten beitragen, klar zusammenfassen, oder dasselbe muss auf den engsten Verkehr beschränkt werden. Eine Vereinigung dieser beiden, in unberechenbare Grenzen sich ausdehnenden, Gebiete ist eine Unmöglichkeit, die Forderung der Verbindung beider Studien eine Ungerechtigkeit."

Makrobiotisches. „Man bewahre Reinheit des Gewissens und der Haut und gebrauche gegen übermässige Reizung, besser als Blutentziehung und Salpeter, Fasten und Wassertrinken, sowie gegen Schwäche, besser als Eisen und China, ruhige Fassung und geduldiges Ausharren. Statt Mittel anzuwenden, welche in Rufe stehen, Kraft zu verleihen, meide man die Veranlassungen, welche Kraft entziehen. Die Mässigung im Genusse fester und flüssiger Nahrungsmittel kann nicht weit genug ausgedehnt werden. Der Organismus bedarf zu seiner Erhaltung nur einer geringen Menge. Der grösste Werth ist zu legen auf reine Luft, Sonnenlicht, Wärme, gutes Trinkwasser. Um über sich und die Welt aufgeklärt zu werden, bedarf es vieler Jahre, darum wird auch nur Derjenige zur wahrhaft geistigen Höhe und ruhiger Abgeschlossenheit gelangen, welcher Zeit genug hat, alle Anlagen zur Entwicklung, alle Anliegen zur Erfüllung, alle Fragen und Zweifel zu einem harmonischen Abschluss bringen zu können. Nur das vollkommen wache Bewusstsein und die ungestörte Dauer der physischen Bedingungen verschaffen die Möglichkeit, sich Wegweiser, Andern Vorbild zu sein. Fortleben ist gleichbedeutend mit Fortwachsen der Verheissungen und Erfüllungen aller Wünsche des Herzens und des Geistes."

Frau Doctor. Handelt über den Einfluss, den die Doctorpromotion der Frauen auf die Medicin und die Aerzte haben werden. Ein reizendes, durch Humor und Satire gewürztes Gemälde.

Neujahrswunsch eines kranken, alten Arztes an einen jüngeren Collegen. Der alte Arzt nimmt Abschied von seinem jüngeren Freund, wünscht ihm Gesundheit, Unabhängigkeit und Heiterkeit. Von den daran geknüpften Reflexionen heben wir nur folgende hervor: „Vom Arzte mag der Politiker lernen, dass unterdrückte Kraft keine wahre Schwäche ist. — Gegen den erkältenden Wind wird ein Tuch nach dem andern umgelegt, allein dem verwirrenden Wind neuer Lehrmeinungen werden Ohr, Kopf und Herz geöffnet."

Expectorationen. Dr. Liberius an Dr. Honestius Enthält Klagen über die Beschwerden des ärztlichen Berufs und ein Bild der heutigen Medicin, wie ein Raphael es nicht schöner hätte hervorzaubern können.

Dr. Honestius an Dr. Liberius. Sucht ihn zu trösten und aufzurichten, entwickelt die Gründe, warum es augenblicklich in der Medicin nicht anders sein kann und die Ursachen, dass wieder eine bessere Zeit zu hoffen sei.

Ueber den Einfluss des Gemüthes und des Charakters des Arztes auf die Heilung. Es wird auseinandergesetzt, dass um die Medicin auszuüben, ein geordneter Vorrath an Wissen und Erfahrung, sowie eine gewandte Fertigkeit unentbehrlich ist, weil ihr Besitz sich von selbst versteht und vom Staate als Bedingung gefordert wird, dass aber noch andere Erfordernisse hinzutreten, um welche weder ein Examen, noch eine Sanitätsbehörde, weder Censor noch Recensent sich kümmern, das sind Reinheit, Tiefe und Wahrheit des Gemüthes, ein freier Glaube, eine selbstgebildete Ueberzeugung des inneren Werthes, Klarheit des Bewusstseins und Charakterstärke.

Gasthäuser für kranke Reisende. Es wird darauf gedrungen, dass solche allgemein eingeführt werden, da die besten Hôtels sich nicht für Kranke eignen.

Eine extraordinäre Obliegenheit. Wenn der nothreife Arzt die Universität verlässt und in die Praxis tritt, erfährt er, dass es mit dem, was das Facultäts- und Staatsexamen fordert, nicht gethan sei; unter den Lücken des Wissens bemerkt er auch die Art, wie das Volk die Arzneimittel benennt. Die seltsamsten Synonyme und Provincialismen werden jetzt aufgezählt.

Fragment eines mit einem Meteorsteine aufgefundenen, stenographirten Dialogs zwischen Theophrast von Hohenheim und dem Historiker. In dieser Unterredung beschwert sich Theophrastus von Hohenheim über die unhistorische Schilderung, die der Historiker von ihm und seiner Wirksamkeit entworfen habe. Eine ausgezeichnete Satire auf die meisten Geschichtschreiber! Theophrastus ruft dem Historiker zu: Zeitgenossen! wer lässt denn in einer aufgeregten Periode einer selbstständigen Natur, welche sich hütet, Parteimann zu werden, Gerechtigkeit widerfahren? Sollte es Ihnen nie aufgefallen sein, dass selbst die Zeit zuweilen in der Art Ironie treibt, dass sie lange Einen gerade für den ausgibt, der er nicht ist? Ich wünschte der historisch begründeten Welt eine Geschichte, die das Meiste von dem, was geglaubt wird, gerade entgegengesetzt erzählte.

Besonderheiten des ärztlichen Standes. Dazu gehört, dass die Aerzte meistens nicht nach der Religionssecte beurtheilt wurden, dass zu allen Zeiten nicht nach ihrem Glauben, sondern nach ihrer Geschicklichkeit gefragt wurde. Aerztliches Sinnen ist jedem herrschenden religiösen Glauben entgegengesetzt. Die Aerzte gelangten zum Kosmopolitismus im reinsten und edelsten Sinne. Das Niederkämpfen des Hexenglaubens, das Verjagen des Besessenseins, das Verlöschen der Scheiterhaufen war vorzugsweise das Werk der Aerzte.

Dedicationszweifel. „Sowohl Ulrich von Hutten, der seine Schrift de guajaci medicina et morbo gallico dem Erzbischof Albert von Mainz widmete, als auch Lodovico Bonaccioli, der sein Werk über Zeugung, Schwangerschaft und Geburt der berüchtigten Lucretia Borgia dedicirte, thaten das nicht aus Ironie, sondern aus Hochachtung. Wer sich selbst prüft, wird wissen, dass die entscheidenden Motive einer Zueignung oder Wahl nicht immer aus deutlichem Bewusstsein oder richtiger Ueberlegung, sondern aus momentanen Eindrücken und Gefühlen hervorgehen."

Ein Abtrünniger. „Es kommt nicht leicht vor, dass Einer der Medicin untreu wird, geschieht es, so ist meistens das den Sinnen nicht zusagende, anatomische Studium die Veranlassung. Höhere Motive für eine neue Richtung geben selten die Garantie ungewöhnlicher Leistungen. Unter den Abtrünnigen der Medicin befindet sich Jacob Ruysdael. Man könnte glauben, er sei vom Anblick kranker Thiere und Menschen gesättigt worden und habe sich davon abgewandt, da seine Figuren nicht zeichnen wollte oder nicht konnte. Seine Gemälde sind Spie-

gelbilder der Natur, macht sich dabei seine Individualität geltend, so geschieht es in leisen, sinnigen, tief empfundenen Anspielungen. Wenn der ärztliche Beruf dazu beigetragen hat, diesem Leben seine Weihe dadurch zu ertheilen, dass er zeigte, wie der Mensch leiden könne und wie mit Theilnahme und weiser Ueberlegung geholfen werden müsse, so hat er bei ihm nicht umsonst gewirkt. Denn besteht gleich die Aufgabe der Medicin darin, werkthätige Diener der kranken Natur zu bilden, so ist sie auch befriedigt, wenn bloss ihre Anleitung befolgt wird: im gesunden Körper eine gesunde Seele zu bewahren."

Die Aerzte Freunde, nicht Führer des Volks. „Da bei allen politischen Bewegungen die Aerzte in ungewöhnlicher Zahl betheiligt erscheinen, so könnte der Glaube entstehen, ihr Fach berge und begünstige demagogische Elemente; allein dieser Schein trügt. Sie führen das Volk zu besseren Gewohnheiten, zum Wohlsein, und wenn es geschehen kann, zu günstigeren Einflüssen und erlaubten Genüssen, aber nimmermehr zu wilden, masslosen Forderungen oder gewaltsamen Ausbrüchen. Das unablässige Bemühen der Aerzte, für Jeden im Volke den kürzesten und sichersten Weg zum Heil aufzufinden; ihr innerstes Verlangen, ihr eifrigstes Bestreben bleibt darauf gerichtet, den aufgefundenen Weg Andern nicht bloss anzudeuten, sondern zugänglich und erreichbar zu machen."

Beinamen. „Wer Menschen und Dinge an sich erkennen will, darf durch angenommenes Lob oder Tadel sich nicht irre machen lassen. Glückliche Umstände verbreiten öfters unverdient um Individuen und Thaten einen Ruhmesschein, und der verkannten Tugend wird zuweilen erst spät die Ehrenrettung zu Theil. Viel zu leicht wird nach ertheilten Beinamen geurtheilt, obgleich sie ebenso oft aus Wohldienerei, Muthwillen, Spott, als aus Bewunderung und Dankbarkeit entspringen. Um über ihren Werth oder Unwerth ins Klare zu kommen, bedarf es einer strengen Prüfung."

Zuspruch an die Standesgenossen. „Nur nicht den Muth verloren, wenn zeitweise die Gunst der Menschen und Umstände sich entzieht, und selbst die Hoffnung zu sinken droht. Nur nicht den Muth verloren, wenn die sauer erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen durch neue Entdeckungen und Ansichten in Frage gestellt, und die bis dahin vollgültigen Lehrsätze von den Stimmführern des Tags im Werth herab- und ausser Cours gesetzt werden. Es ist nicht so schlimm als es aussieht; denn die Kranken kümmern sich wenig um die Verhandlungen der Schulgelehrten, und der Strom der Wissenschaft wechselt so beständig, dass nur eine kurze Geduld dazu gehört, um das Vorüberziehen, wo nicht das Untergehen, der noch so viel Aufsehen machenden Meinungen zu erleben. Aechtes medicinisches Wissen, das auf der Basis der Jahrhunderte ruht, wird dem Sturmwinde reformatorischer Bestrebungen besser trotzen, als das schnell aufgeschossene, dem die Pfahlwurzel einer grossen Vergangenheit fehlt. Nur nicht den Muth verloren, wenn zunehmendes Alter und eignes Kranksein Sorge um die Existenz weckt und die Freudigkeit des Berufs mit bangen Befürchtungen umdüstert. Ist der Arzt eine Auctorität, und jeder tüchtige wird sie für einen gewissen Kreis, so finden sich immer Solche, die treu bei ihm aushalten, sich für ihn interessiren, und wenn es gilt, auch für ihn handeln."

Bedenklichkeit der Pseudonymität. "Wer einen falschen Namen führen will, muss das Versteckensspiel so treiben, dass das Wiederfinden möglich ist. So ist es dem Professor Pechlin ergangen. Bei einer Schrift, wo der Verfasser sich absichtlich einen anderen Namen gibt, kommt das Motiv der Geldgier selten in Betracht, eher Mangel an Muth. Wer mit offenem Visir in die Schranken tritt, der hat meistens eine gerechte Sache und das Herz auf dem rechten Flecke."

Vorliebe für Institute. Marx setzt in diesem glänzend geschriebenen Aperçu den Vorzug der Person, des Individuums vor den Instituten auseinander. Die begabtesten, weisesten, thätigsten Menschen sind nicht aus Instituten hervorgegangen, sondern aus dem Unterricht einfacher Eindrücke der Natur und des Lebens.

Legate. „Wäre ich reich, so würde ich Summen bestimmen für Aerzte, welche in Ausübung ihres Berufes durch Krankheit, Gebrechen, äussere Zufälle verunglückten, die das Fach aufgeben mussten, weil sie fühlten, dass sie ihm trotz aller Anstrengungen nicht gewachsen waren, die durch unverschuldete Untersuchungen eingekerkert wurden, durch Machinationen um ihre Praxis kamen; einer herrschenden Lehre zum Opfer fielen; dann zu Erholungsreisen bedürftiger Praktiker, zu Gratificationen in den Hundstagen, wo es viel zu schwitzen, jedoch wenig zu verdienen gibt; zu Prämien für Diejenigen, welche Glück haben ohne davon zu reden;

zur Bezahlung der Zeitungsinserate gegen unerlaubten Arzneiverkauf und Pfuscherei, sowie überhaupt zu Unterstützungen wohlthuender Vorkehrungen und Einrichtungen".

Citatennoth. „Der Fehler, aus Nachlässigkeit weder in Parenthese noch in Noten die Titel, und zwar vollständig, aufzuführen, wird nur übertroffen von dem, falsche mitzutheilen, ohne eigne Bekanntschaft mit den Werken selbst, nach völlig unzuverlässigen Gewährsmännern".

Luftwurzeln. „Auffallend, wie Pflanzen ohne unterirdische Wurzeln Denen erscheinen, welche jenen noch keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, ebenso staunen Die, welche an classische Bildung der Aerzte gewöhnt sind, über Die, welche unbekümmert um die Geschichte und Literatur der Medicin, nur vom Allerneuesten, was gerade in Geltung ist, Notiz nehmen, die unbefangen thun, als verstände sich das von selbst, die urtheilen und absprechen, als wäre das Fach nicht älter als sie".

Ein landesvertriebener Mediciner. „Die Jugend glaubt selbstbewusst zu handeln, zumal wenn das Alter ihre Leistungen anstaunt; allein das, was sie thut und vollbringt, sogar bei ausserordentlichen Talenten, Kenntnissen und Charaktereigenschaften, ist bloss eine Art Schlafwandeln, indem sie durch unsichtbare Mächte geführt, beschützt und verlockt wird. Darum sollte nicht leicht von einem Verdienst und noch weit seltner von einer Schuld geredet werden. Irrt man, begeht man Fehler, selbst Verbrechen, so ist genau zu untersuchen, nicht sowohl was, als aus welchen Motiven es geschah. Das Urtheil dürfte nicht nach dem traditionellen Schema von Recht und Unrecht gefällt, und die Strafe nicht wie ein Bahrtuch über Wünsche, Hoffnungen und Pläne ausgebreitet werden. Bollmann dient als Beispiel. Ursprünglich Arzt, befreite er Lafayette, ward selbst in den Kerker geworfen, wurde Kaufmann, nahm Theil an dem Wiener Congresse und stiftete die Oesterreichische Nationalbank".

Redensarten. „Die Sprichwörter über Krankheit und Heilmittel sind lehrreich wie Gedanken und einfach wie die Wahrheit".

Ansichhalten. „Zwischen gesunden und kranken Tagen ist zwar ein wesentlicher Unterschied, aber was in beiden gleich gilt, das ist das Gold des Schweigens. War dies früher beim Opfern und Schatzgraben geboten, so ist es beim Entbehren und Dulden dringend anzurathen".

Fassung in der Bedrängniss. „Muss jeder Arzt lernen, sich nicht verblüffen zu lassen und weder in Mienen noch Worten seine innere Bewegung zu verrathen, so doch der bei der Linie und auf der Flotte weit mehr. Wohl ihm, wenn er durchdrungen von reinster Humanität und wahrhaft weise, für alle seine Bemühungen sich mit dem Gefühle, Gutes gewirkt zu haben, begnügt; denn ob ihm Anerkennung und Lob zu Theil wird, das ist zweifelhaft. Das Gedächtniss für empfangene Wohlthat erweist sich meistens als sehr kurz; das Dankgefühl verdunstet wie ätherisches Oel, und für das still bescheidene Verdienst ist das Ohr nicht so empfänglich wie für das zudringlich laute.

Was in der Jugend möglich war, vor keinen Schwierigkeiten zurückzubeben, sie mit Zuversicht und Frohsinn niederzukämpfen, nur das auszuwählen, was der eigenen Natur zusagt, das soll in den alten Tagen wieder erreicht werden, zwar bei geminderten und gebeugten, doch nicht bei gebrochenen Kräften. Um dieses Ziel zu erreichen, um keinen ewigen, aber doch einen ununterbrochenen Frieden zu behaupten, ist erforderlich, jeden Tag als ein Gnadengeschenk und den Tadel daran als Unrecht zu betrachten, durch Vergleichung der eigenen, nicht unglücklichen Lage mit der behinderten und schmerzvollen Anderer nur Dank zu fühlen; in der Betrachtung der Natur, im Sinnen, Denken und der Lectüre eine unerschöpfliche Quelle von Anregung und Genuss zu finden. Als Hülfsmittel eines ungestörten Stilllebens sind nicht zu verschmähen die Cultur einer unschuldigen Liebhaberei, besonders der Gärtnerei, die Pflege einer das Auge und den Geist entsprechenden Sammlung, Gleichmuth der Seele, unwandelbare Zufriedenheit, auch wohl die Kunst des lachenden Demokritos".

Vorspiegelungen. „Bei den Aerzten, wie auf den Bergen, ist keine Polizei; die medicinische behauptet ihr Regiment nicht durch Furcht, sondern durch Vorsorge. Wie die Medicinalordnung keine Paragraphen hat gegen Verstellung, Heuchelei, Bosheit, so der Arzt keine Vorkehrungen gegen verstellte, verhehlte, angeschuldigte Krankheiten. Worauf der Arzt mit Nachdruck hält, das ist der Unterschied, wie er sich Vorspiegelungen erlaubt, und wie der Kranke. Er nur aus besonnener Ueberlegung, inniger Theilnahme, treugemeinter Sorge; der Kranke

aus Liebhaberei, Leidenschaft, Selbstsucht. Der Arzt gestattet sich solche nur zögernd, aus Noth, in der reinsten Absicht um zu nützen, die drohende Gefahr nicht zu verrathen; der Kranke greift dazu ohne Bedenken, aus Lust an Ueberlistungsproben, aus frivolem Leichtsinn, Verheimlichung unerlaubter Handlungen, zur Betrübniss der Freunde und zum eignen Verderben. Ueber den geringen Gehalt wahrer Aussagen darf man sich nicht wundern, die abgeschwächte öffentliche Moral und die Lehre Hahnemann's haben die Welt an Verdünnungen gewöhnt".

Die Gebote der Aerzte: „1) Du sollst an Geist und Körper gesunden, um Andere gesund zu machen. 2) Du sollst Diener der Natur und Freund der Menschen sein. 3) Du sollst das Vertrauen nicht durch gesellige Künste erschleichen. 4) Du sollst keine Beobachtungen erdichten und durch keine erdichteten Dich täuschen lassen. 5) Du sollst über Deine Standesgenossen nicht die Achsel zucken. 6) Du sollst nicht nach einer Auctorität oder nach dem Receptbuche verordnen. 7) Du sollst scharf beobachten und noch schärfer denken. 8) Du sollst in zweifelhaften Fällen der Erfahrung, der Ueberlegung oder dem Herzen folgen. 9) Du sollst unter allen Umständen das Wohl des Kranken im Auge behalten. 10) Du sollst erleichtern und trösten, wenn Du nicht helfen kannst". Schlussbemerkungen.

Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen.

Wird von einer Musik der Zukunft geredet, warum nicht auch von einer Medicin der Zukunft? Die Gegenwart kennt nur sich selbst; die Lehre der Geschichte irrt wie eine fortgeschickte Hagar in der Wüste umher. Hoffentlich findet sie bei den Aerzten wieder eine Heimath.

Vorsichtiges Prüfen. „Wer ohne Ueberlegung dem ersten Eindruck sich hingibt, beweist, dass er, von der blossen Naturgewalt beherrscht, nicht durch ruhige Betrachtung geleitet werde. Kann von Jedem, bevor er Etwas übernimmt, verlangt werden, dass er nicht zu rasch handle, so muss beim Arzte vorausgesetzt und als unverbrüchliches Gesetz angenommen werden, dass er nicht eher Rath ertheile und zur Hülfeleistung sich anschicke, als bis er das betreffende Individuum und dessen Störung auf das Sorgfältigste untersucht und die Gründe seines Thuns und Lassens so umsichtig als möglich erwogen habe. Gebietet aber die Aufgabe, einen Zustand bessern zu wollen, vor dem Handeln bei jedem Kranken die besonnenste Beurtheilung, dann um so mehr bei Solchen, die nicht nur wie Taubstumme weder sagen können, was und wo es ihnen fehlt, sondern die widerstandslos jeden Eingriff ertragen müssen, und bei denen ein unangemessener oder zu starker, schwer oder gar nicht wieder gut gemacht werden kann. Der kindliche Organismus ist ebenso ein Prüfstein für die Kunst des Erkennens, Abwägens, Masshaltens wie für die Tugend der Theilnahme, Pflege und des Ausharrens. Gespannte Aufmerksamkeit und angestrengter Eifer für die leidenden Kleinen werden bei Wohlhabenden durch Aussicht auf gefühlvolle Erkenntlichkeit angeregt, bei Armen müssen sie durch die Stimme des Berufs und der Menschenliebe wach erhalten werden. Armstrong und Gölis riefen die ersten Kinderhospitäler ins Leben".

Die Wurzel bitter, die Frucht süss. Ein Beispiel davon der dänische Wundarzt Callisen, der unter äusserlich grossen Schwierigkeiten eine hohe Lebensstellung sich eroberte. „Ein frühzeitiger Unterricht zur Entwicklung der geistigen Anlagen, wohl auch des Gemüths und des Charakters, zuweilen mit Erwerbung von Sachkenntnissen ist eine Nothwendigkeit, welche Jeder, sowie er zum prüfenden Selbstbewusstsein heranreift, begreift. Er erkennt dann dankbar die grosse Wohlthat der Bildung, rein ihrer selbst wegen, nicht bloss, um äussere Zwecke damit zu erreichen. Der hat viel gelernt und erworben, welcher die Schätzung des Guten und Wahren in sich trägt, nach Erkenntniss Gottes und der Natur strebt, von Begierden frei, unvergängliche Besitzthümer sich aneignet, in seinen Empfindungen Harmonie und in noch so beengten Lebensregungen einen selbstgeschaffenen Frieden sich bewahrt".

Vorwärts. Als Beispiel Euricius Cordus. „Als er vom Rath als Arzt nach Braunschweig berufen, ging es ihm so lange gut, bis es bekannt wurde, dass er es mit Luther's Lehre hielt. Dann begann seine Leidenszeit. Er warnt die Aerzte vor dem dortigen Aufenthalte mit den Worten: sie sollten lieber Gänse

ten werden. Zu solchen Klagen ist jetzt keine Veranlassung mehr. Man überbietet sich in religiöser Duldsamkeit und Verträglichkeit und fragt nicht nach dem Glaubensbekenntnisse der Heilkünstler, sondern nach ihrer Geschicklichkeit und Erfahrung. Darum gehören sie auch nicht zu Denen, welche die vergangenen Zustände der bürgerlichen Gesellschaft zurückwünschen. Den Aerzten gebührt bei diesen wohlthuenden Reformen ganz besonders ein grosses Verdienst, indem sie mit allen Kräften dahin strebten, bessere Einsichten zu verbreiten, dem Wahne entgegen zu wirken und Vorurtheile zu bekämpfen".

Gehinderte Selbstbestimmung. „Currie, ursprünglich Kaufmann, studirte nachher Medicin und begründete dann die wissenschaftliche Anwendung des kalten Wassers. Der Glücklichen gibt es wenige, denen ihre frühesten Wünsche und Hoffnungen zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit ungestört zur Reife gelangen. Die Meisten erfahren mehr oder weniger gewaltsame Gegenströmungen, unvermuthete Umwälzungen ihrer Pläne, Verkennung, Anfeindung, Beschränkung der Wirkungsthätigkeit, Gefährdung der schon errungenen äusseren Stellung, Verlust der theuersten Güter. Dennoch fragt es sich, ob jene vom Schicksal Begünstigten beneidenswerth sind? Die Entwicklung der höchsten Kräfte der Seele gedeiht weniger in sonnigen, als in umwölkten, stürmischen Tagen. Selbstbeherrschung, Ueberzeugungstreue, Aufopferungsfähigkeit, Gleichmuth, Harmonie der Gefühle, unbeflecktes Gewissen, demuthsvolle Ergebung in das Walten der Vorsehung werden in der Regel im Kampfe mit den Versuchungen und Mühen des Lebens durch tüchtiges Schaffen, Glaubensstärke und Resignation erworben".

Die politische Stellung der Aerzte. „Die politische Geschichte Nordamerika's weiss von Benjamin Rush ebenso viel zu erzählen als die medicinische. Er unterzeichnete die Unabhängigkeitserklärung mit. Das Urtheil über eine von der öffentlichen Meinung gepriesene oder verworfene Persönlichkeit lautet nach einem Zwischenraume von Decennien, wenn die geheimen Beweggründe des Geschehenen offenbar, die Ansichten darüber ruhiger geworden, meistens ganz anders als in der Gegenwart, wo Liebe und Hass laut mitsprechen. Was zuerst für überlegte Absicht, Ausdruck innerer Ueberzeugung, selbstständige That gehalten wurde, erscheint dann oft nur als eine unfreiwillige Folge zufälliger Umstände. Werden diese bedingenden äusseren Einflüsse von den zugezogenen eigenen Entschliessungen und Handlungen abgezogen, so reduciren letztere sich nur zu oft auf eine geringe Zahl; von der andern Seite ergeben sich erhobene Vorwürfe und angeschuldigte Mängel, gegen Vermuthen, als ungerechtfertigte Vorwürfe. Bleibt der ursprüngliche Ruhm im Laufe der Zeit nicht nur unangetastet, sondern wird er immer höher und reiner, dann darf angenommen werden, dass er ein gerechter, wahrhaft verdienter ist. Diejenigen, die Krankenheilung als die Aufgabe ihres Lebens betrachten, nehmen selbstverständlich an dem Wohl und Weh der Menschen den wärmsten Antheil. In der ganzen Richtung ihrer Bestrebungen liegt es, für Vereinigung des Getrennten, für das Zusammenstimmen aller Theile, für Ruhe, Gleichmuth, Wohlgefühl, Kraft, Sorge zu tragen. Daher begreifen und billigen sie auch, dass mit Wort und That gekämpft werde für die Freiheit des Staates wie der Individuen, damit Jeder, unbevormundet, der höchsten Ziele des Daseins theilhaftig werden könne; für weise Gesetze, damit keine Willkühr sich äussere, die bürgerlichen Gesetze innere Schönheit, Gesittung und Wohlfahrt bewahren; für humane Einrichtungen, um im Stande zu sein, ungesäumt jede schlimme Heimsuchung zu beseitigen; für reichliche, leicht benutzbare Bildungsanstalten, um die Erwerbung geistiger Selbstständigkeit zum Gemeingut zu machen; für geordnete, gesicherte Verkehrswege und Allianzen, auf dass ohne Beschwerde irgend ein Punkt der Erde wie zur Heimath, und der Fortschritt der Nationen erleuchtet werde. Wäre Politik die Lehre von den moralischen Mitteln, die Aufgabe des Staates zu lösen, etwa nach den Grundsätzen des Aristoteles, zeigte sie die Nothwendigkeit durchgängiger Wahrhaftigkeit und hoher Gerechtigkeit, warnte sie vor jeder Vergewaltigung, so müsste sie auch von den Aerzten getrieben werden. Da sie aber ein blosses Practicum ist, nach den Dictaten von Macchiavelli, so kann sie unbedenklich von ihnen vernachlässigt werden. Vom Arzte ist puritanische Strenge zu fordern; dem Politiker sind freie Grundsätze erlaubt. Ist es doch eine geläufige Redensart, dass, was im Privatleben als Tugend erscheine, auf politischem Felde als Fehler sich ergeben könne. Der Politiker darf aufgeregt sein, leidenschaftlich, der Arzt muss immerfort gleichmässige Ruhe behaupten und in Uebereinstimmung bleiben mit seinen Empfindungen und seiner Handlungsweise. Der Diener der Natur ist auch

Diener der Menschen und heilt, als barmherziger Samariter, mit treuer Pflege auch die Wunden derer, welche absichtlich die gefahrvollsten zugefügt haben. Hätten die Gewaltigen der Erde eine höhere Meinung vom Einzelnen, die Masse würde nicht so gering von ihnen geachtet und so gleichgültig geopfert werden. Dass sie sich die ungeheuerliche Menschenhetze erlauben, die Heere als lebendige Maschinen betrachten und Hunderttausende zur Schlachtbank führen, das tragen Sprüche vom geringen Werthe der sündigen Menschen, dass diese böse seien von Jugend auf u. s. w. mit bei. Laut behaupten die Aerzte das Gegentheil, indem sie beweisen, dass jeder Mensch das vollendetste Gebilde der Schöpfung und fähig sei, durch richtige Erziehung gottgleich zu werden; allein man hört sie nicht, oder antwortet ihnen mit Hohn und Spott. Dadurch, dass die Aerzte mit ihrer Kunst überall willkommen, gleichsam des Weltbürgerrechts theilhaftig, in der Regel ohne Amt, durch keine Beförderung zu verlocken, durch keine Zurücksetzung zu schrecken sind, ist ihnen Gelegenheit gegeben, ihr Unabhängigkeitsgefühl in jeder Beziehung auszubilden. Der Geist ihres Studiums macht frei. Daher kommt es, dass selbst schon die, welche nur kurze Zeit ihn in sich sogen, auch für andere Richtungen des Denkens und Handelns davon erfüllt bleiben. Der blosse Studiosus der Medicin, Nikolaus Kopernikus, wagte es, der ganzen Mitwelt gegenüber seine wissenschaftlich erkannte Wahrheit auszusprechen".

„Masshalten. Die Rolle, die früher der Bezoar spielte, haben jetzt die Molken eingenommen. Nur die dem Organismus eingeborene Heilkraft kann gegen alle Krankheiten heilsam sein; für jedes Arzneimittel, wie für jede Heilmethode müssen die einzelnen Fälle der Anwendung genau bestimmt werden. Doch der Vielkopf, Publicum lässt nicht von seinem Glauben an Wundermittel und Wundercuren".

Zum Eingang in die Praxis. „Soll der Arzt bei seinem Eintritt in die Praxis die in ihm erwachte Liebe für wissenschaftliche Forschung behaupten, so müssen ihm die Grundlagen der Physiologie so concentrirt, einfach und klar überliefert werden, dass er nicht nur zur Erklärung der ihm vorkommenden Erscheinungen durch feste Gesichtspunkte geläutert, sondern auch zur selbstständigen Weiterbetrachtung angeregt werde. Es können ihm nur solche Schriften dienlich sein, welche aus umsichtigen Versuchen, genauen Beobachtungen und reinen Erfahrungen, allgemeine Gesichtspunkte, Grundbegriffe, Grundsätze, deutliche Uebersichten, gesetzliche Normen, die geprüften Resultate eines ächten Wissens liefern. Was er sehnsüchtig sucht, hofft er in einer Physiologie zu finden. Eine solche ist die von Rudolphi".

Sorgfalt im Ausdrucke. „Eine Eleganz der Darstellung wird nicht blos für überflüssig gehalten, sondern für eine unangemessene Ziererei. Dagegen ist jedoch zu erwähnen, dass die aus irgend einem Stoffe gelieferte, gediegenste und dabei solideste Arbeit zugleich gefällig und anziehend sein kann, und dass allerdings nur von geübten Kennern, der Werth nach der Schönheit bestimmt werde. Gleichgültig gegen eine sorgfältig erwogene, eine hohen Anforderungen entsprechende Sprache wird nur der sein, welcher entweder nicht fähig ist, ihre Bedeutung zu würdigen, dem es an der gehörigen Einsicht gebricht, oder der umsonst an derartigen Versuchen sich abquält oder dem das wahre Selbstgefühl, sowie die ächte Achtung vor dem Publicum mangeln. Bei einer Schrift, wo jede Seite den Eindruck eines Kunstwerke gewährt, nimmt man den Sachinhalt mit Vergnügen in sich auf; man gewinnt Achtung vor dem Verfasser, seiner feinen classischen Bildung wegen, und man empfindet um so mehr eine Verpflichtung das Vorgetragene festzuhalten, als die Vermuthung nahe liegt: Der, welcher so sehr um die Art der Mittheilung, um die Cultur des Stils sich bemühte, werde schon aus Gewissenhaftigkeit noch viel mehr Sorgfalt auf das Mitgetheilte selbst verwendet haben, und er werde, gewohnt, die Worte richtig zu treffen, die möglichste Gründlichkeit erstrebt und über fremde wie eigene Erfahrung das richtigste Urtheil sich gebildet haben. Die Kunst der Darstellung findet sich jetzt so selten, weil die Verfasser für das grosse Publicum, nicht für wenig Auserwählte, welche den Genuss einer genau erwogenen Sprache zu würdigen wissen, schreiben. Schon vor mehr als hundert Jahren hat ein Wundarzt ein Buch geschrieben, welches an Form und Inhalt nichts zu wünschen übrig lässt. Es ist das Lehrbuch der Chirurgie von Johann Zacharias Platner".

Objectiv und gründlich. Als Beispiel dafür wird Hensler aufgeführt.

Unsichere Werthschätzung. Bonaparte consultirte Tissot. Dieser

würdigte denselben keiner Antwort. Von seiner Hand fanden sich darauf die Worte geschrieben: „nicht beantworteter, wenig interessanter Brief".

Vor Thorschluss. „Derjenige, welcher noch in einem Latein, wie das des Celsus, die Klinik hielt, war Carl August Wilhelm Berends. Die Gleichgültigkeit gegen das Alterthum ist übrigens nicht bloss der charakteristische Zug der Jugend; auch viele Lehrer kennen nur das Neue und kümmern sich bloss um das, was gerade in Geltung ist. Ein Kliniker wie Berends würde jetzt eine seltsame Rolle spielen, da nicht reiche und reife Erfahrung oder eine geistig verarbeitete gelehrte Bildung, sondern nur Kenntnisse in der organischen Chemie und pathologischen Anatomie, um die Krankheitserscheinungen anschaulich erklären zu können, als Grundbedingungen verlangt werden".

Aufgaben für Schreiblustige.

Malen, nicht pinseln. „Heisst doch der Arzt Heilkünstler und als solcher sollte er verstehen, Gefühle wie Gedanken künstlerisch zu verkörpern. Er müsste suchen, mit völliger Hingebung die feinsten Züge abzulauschen, die wesentlichen Zufälle festzuhalten und in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Versuche, eine Krankheitsgeschichte wie ein Gemälde auszuführen, sind oft gemacht worden, aber gerade die gelungensten werden von den Praktikern am wenigsten berücksichtigt und benutzt. Marcus Herz ist Ersteres durch seine eigne Krankheitsgeschichte gelungen".

Widersprüche. Als Beispiel Hequet, der seinen Ruhm als Therapeut und Schriftsteller mit dem Stillleben eines Bettelmönchs vertauschte.

Kurzes und langes Dasein. Beispiel hievon Valerius Cordus. Er verfasste das berühmteste Dispensatorium. Auf seinem Grabstein zu Rom heisst es, dass er als Jüngling die Geheimnisse der Natur und die Kräfte der Kräuter den Greisen offenbarte.

Klagen ohne Richter. „Im Handeln erscheinen oft andächtige Kirchengänger als tückische Betrüger, und theoretisirende Aerzte als blinde Empiriker. In den Ländern, wo über das Examen ein Protokoll aufgenommen wird, wäre, bevor die Acten in die Papiermühle wandern, zu ermitteln, nicht nur welche Candidaten das Antworten, sondern auch welche gestrenge Herren das Fragen nicht verstanden. — Der wundert und beschwert sich nicht über das Tonangeben der materiellen Interessen oder das Vorherrschen der Naturwissenschaften, der weiss, dass der uralte Wechsel zwischen Innen und Aussen, Idee und Wirklichkeit, Gesetz und Erscheinung, Theorie und Praxis immer sich erneuert".

Lohn des Strebens: Mursinna.

Verballhornt. „Der Lübecker Buchdrucker Ballhorn glaubte sich berechtigt, die von ihm besorgte neue Ausgabe einer Fibel desshalb eine vermehrte und verbesserte zu nennen, weil er den Hahn auf der Schlussseite, statt mit Sporen mit Eiern versehen hatte. Um die Eigenthümlichkeit eines Kunstwerkes würdigen zu können, muss es in seiner Ursprünglichkeit erhalten werden. Wie verschieden würde ein plastisches oder monumentales beurtheilt, an dem man, je nach dem herrschenden Geschmacke, Veränderungen vornähme? Aber auch das literarische hat nur dann einen bestimmten Werth, wenn es in seiner individuellen Beschaffenheit, ohne fremde Zuthat, fortbesteht. Mag eine Geistesarbeit noch so vorzüglich sein, sie passt wesentlich nur für die Periode, in welcher sie entstand und für eine spätere zur Vergleichung nur in ihrer ursprünglichen Form; ihr Ruhm ist auch gross genug, wenn sie den Besten der Mitwelt gefiel und fruchtbare Keime in die Zukunft legte. Wie die Zeiten sich ändern, und die Menschen in ihr, so die Ansichten und Grundsätze. Jede Generation hat ihre eigenen Bedürfnisse, aber auch ihre eigenen Produktionskräfte".

Schilderung des Antlitzes. „Der Arzt, welcher es verstand, nicht mit Farben, aber mit Worten zu malen, nicht dem Auge, aber der Seele das Bild einer vollendeten Schönheit vorzuführen, war Nipho, ein Zeitgenosse Raphael's".

Verschollenes Fest. „Keine Arzneibereitung hat in allen Ländern einen solchen Ruhm, keine, zu ihrer Verherrlichung, eine so reiche Literatur und keine von Staatswegen eine solche gründliche Vernachlässigung, als die des Theriak's und Mithridat's".

Ein Pionnier der Heilwissenschaft. „Bei sehenswerthen Bauwerken geschieht Erkundigung nach Denen, welche die Grundrisse entwarfen; allein um Die sich zu bekümmern, welche den Grund wichtiger Lehren der Medicin gelegt und bedeutende Monumente geschaffen, erachtet man für überflüssig, für eine seltsame Liebhaberei oder ein unfruchtbares Geschäft der Geschichtsforscher und Litera-

ten. Unter Denen, welche durch eigne Untersuchungen und Beobachtungen dazu beitrugen, dass die Toxikologie und pathologische Anatomie zu besonderen Doctrinen ausgebildet wurden, verdient Johann Jacob Wepfer eine Hauptstelle".

Lebenswechsel. Beispiel Peter Frank.

Aus Nacht in Sonne. „Den Benedictinern verdankt die Wissenschaft viel. Unter ihnen Placidus Heinrich, der Untersuchungen anstellte über die Körper, die im Dunkeln leuchten".

Ein Pandektist mit dem Operationsmesser. „Der von der Pest hinweggeraffte Calabrese Severinus war zuerst Jurist und studirte dann Medicin. Er verwarf die Behandlung mit den allgemein üblichen Salben, griff zum Messer, zur Zange und zum Feuer. Sein Lob der Laryngo- und Bronchotomie wurde erst in unsern Tagen, wo man oft allein Rettung davon sah, verstanden".

Ein Genius ohne Posaune: Brendel.

Die Jobsiade. „Aus der Thatsache, dass Kortüm's Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunde verschollen ist, dagegen sein satirisches Gedicht noch in Ehren gehalten wird, könnte man zu dem unbilligen Schlusse verleitet werden: das Burleske besitze eine grössere Lebenskraft, wenigstens eine grössere Gunst des Publicums als gelehrte Nachweisung".

Pringle in Göttingen. Auffrischung der Verdienste desselben.

Gescheite Narren. „Mathematisch genau findet sich die Grenze zwischen dem Bewundert- und Verlachtwerden, zwischen Talenten von ungereimten Einfällen, burlesken Vergleichungen, ungezügelten Travestirungen, närrischen Anspielungen nicht abgesteckt. Manche spielen bloss den Narren. So David, der Arzt Junghuhn. Letzterer wegen eines Duells zur Festungsstrafe in Ehrenbreitstein verurtheilt, stellte sich verrückt, entfloh aus dem Irrenhaus in Koblenz und es gelang ihm die grossartige Anpflanzung der Chinabäume auf der Insel Java. Einer der gescheitesten Narren war Kunz von Rosen, der Hofnarr von Maximilian I."

Philosophie als Medicin der Seele. „Es wird gern gesehen, wenn ein Fachmann seine Untersuchungen mit philosophischem Geiste behandelt, sowie er aber mit der eigentlichen Philosophie sich befasst, rufen ihm die Philosophen von Profession, die Neider und Feinde der eigenen Genossenschaft zu: Schuster, bleib bei Deinem Leisten. Selle ein Beispiel. Nur bei materiellen Dingen dürfe seiner Ansicht nach, von Kennen und Erkennen geredet werden. Der Unterschied der Kräfte des Körpers von denen, die nicht wahrzunehmen seien oder der Seele, bestünden bloss in der Feinheit der Organisation. Freiheit der menschlichen Handlungen sei das Ergebniss der Eindrücke durch Empfindungen und äussere Gegenstände. Es begreift sich, dass ein solcher Realismus den transcendentalen Idealisten nicht zusagte, dass ihnen durch Einwendungen, Einwürfe, Widersprüche gehörig zugesetzt wurde".

Vorzüge Englands.

Zurückhalten im Beschuldigen. Formey hatte geglaubt, von seinen Aerzten Stromeyer und Richter falsch behandelt zu sein. Die Section wies seine ungerechten Beschuldigungen zurück.

Trost für Andere. „Joseph Kausch wurde wegen eines anstössigen Ausdrucks nach Spandau geschickt; nachher mit Titeln und Orden überhäuft. Ein gutes Gewissen schützt weder vor einem Contagium, noch vor einem Verhaftsbefehl, jedoch es verleiht, je grösser die Bedrängniss einen um so beruhigenderen Gleichmuth. Einen Arzt sollte man nur dann einsperren, wenn er einen Kranken ohne die dringendste Noth von der frischen Luft und der Bewegung im Freien abhält. Mit dem Arzte dürfte man wegen kleiner Versehen der sogenannten Unterthanenpflichten nicht rechten".

Spenden für einen ärztlichen Rathgeber. „Larvirte Gicht wird oft leichter erkannt als die Tugendmaske. — Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Gesundheit und Freiheit".

Ersatz der Sinne. Wichmann ein Beispiel. Derselbe war schwerhörig.

Kein Mangel an Unterschriften. Hierin werden die Ungezogenheiten des Publicums dem Arzte gegenüber mit beissender Satire durchgehechelt.

Gewagte Neuerung. Cullen verliess zuerst die Sprache der Gelehrten und verfasste ein englisches Lehrbuch. Er war der Reformator des medicinischen Studiums.

Namenlose Bezeichnungen. „Frauen, welche Putz lieber haben, als

Bücher, wählen, wenn es sein muss, Duodezbände, als der Uebel kleinste. — Wer mehr redet, als beobachtet und zuhört, sündigt gegen die Natur, indem er zwei Augen und Ohren, aber nur einen Mund hat. — Der Chemiker kann aus dem Diamant eine Kohle machen, aber nicht umgekehrt. Der Verläumder kann den reinen Namen anschwärzen, aber nicht wieder reinigen. — Ein Gelehrter, dem alle Sättel gerecht sind, hat viel mit einem Kunstreiter gemein. — Wenn mit einem Auctor auch zugleich seine Bücher sterben, so ist das Beweis, dass sie, wie Parasiten nur durch ihn ihr Dasein fristeten und kein selbstständiges Leben zu führen im Stande sind".

Classische Bildung. Als Beispiel Ackermann.

Wenig, aber gut. „Der Schriftsteller ist zu preisen, welchem es glückte, ein Besitzthum für immer zu schaffen; aber auch der verdient Lob, welcher eine Arbeit zu Stande brachte, die den Besten seiner Zeit genügte. Franz Ittner bewies durch seine Dissertation über die Blausäure, was er geworden und was er für die Zukunft versprach. Vor ihm kannte man nur natürliche narkotische Substanzen, ihm gelang es, zu zeigen, dass auch die Kunst solche zu bilden vermöge".

Massstab der Beurtheilung. „Mynsicht, von dem weiter nichts als sein Elixir bekannt ist, wie Rahn, von dem die Wenigsten etwas wissen, der aber die beste Monographie über die Chinarinde schrieb, wurden beide zu Pfalzgrafen ernannt. Dies gab die Rechte, uneheliche Kinder zu legitimiren, Minderjährige für volljährig zu erklären, Notarien und Doctoren zu creiren. Rahn ernannte den grossen Philosophen Fichte dazu".

Ein Strauss aus einem altmodischen Blumengarten. „Wer sich nur um das Neueste kümmert, der hat keine Ahnung von dem unendlichen Reichthume der früheren Jahrhunderte; je tiefer das Forschen, desto weiter der Horizont. Glaubt Einer, den Anfang der Medicin beim Hippokrates zu finden, so wird er bei dessen Buch „von der alten Medicin" anderer Ansicht".

Eines Arztes Urtheil über Voltaire.

Der geraubte Wieland. Durch den Umgang mit Blumen wird das Gemüth nicht immer zur Milde gestimmt. Dies beweist Melchior Wieland, der als Botaniker am botanischen Garten in Padua angestellt, durch seine grosse Streitsucht sich auszeichnete.

Fundgrube für Praktiker: Die von Kapp besorgte Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte.

Robert Bruce und Blumenbach's Golgatha. Ein Abguss des wieder aufgefundenen Schädels von Robert Bruce wurde Blumenbach zugeschickt.

Ein Vorschlag zur Güte. „Die Aerzte können es immer noch Raphael nicht vergessen, dass er bei der Darstellung der Facultäten neben der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie, statt der Medicin, die Poesie malen konnte. Zwar ist Apollo als Musagetes Dichter, aber als Oulios helfender und rettender Arzt. Erblickt man nun auf dem Bilde Dichter und Musen mit Apollo, der ein sanftes Instrument spielt, im Lorbeernhaine vereinigt, alle mit dem Ausdrucke der tiefsten Ruhe, so kann man nur glauben, dass sie an das Reine, Gute, Wahre denken und nur die stillen Tugenden preisen. Wer verdiente es aber mehr als die Aerzte, welche es sich mit ganzer Seele angelegen sein lassen, Wissen und Können fremdem Weh zu widmen, Jedem, der es bedarf, selbstvergessen, Linderung und Heilung zu verschaffen? In der Art, wie Raphael die höhere Anerkennung für menschliches Wohlthun dem Auge vorführte, ist der ärztlichen Thätigkeit eine unvergängliche Verherrlichung zu Theil geworden".

In den Holscher'schen Annalen erschienen folgende, zur ethischen Medicin gehörende Schriften:

Seufzer aus den bedrängten Augenblicken eines Praktikers. (Jahrgang 1846 S. 630). In dieser Abhandlung werden die Bedrängnisse auseinandergesetzt, in die wohl jeder Praktiker geräth, weil ein grosser Theil der Patienten ungebildet ist. Jeder Arzt wird Trost in diesem vortrefflichen, aus dem Leben gegriffenen und nach dem Leben gezeichneten Aufsatz finden. Es liegt in der menschlichen Natur, wenn Widerwärtigkeiten unser Selbst betreffen, zu wähnen, schlimmer als wir sei Keiner vom Schicksal heimgesucht. Der Arzt macht hievon keine Ausnahme. Wird er durch eine schwarze Undankbarkeit beleidigt, so wird er manchmal in die

Lage kommen, seinen Beruf zu verwünschen. Befindet er sich nun in einer solchen, so lese er obigen Aufsatz. Er wird dann zur Erkenntniss gelangen, dass er nicht der Einzige sei, der von der Ungebildetheit des Publicums zu leiden habe, und dass nur dann Wandel hierin geschafft werde, wenn alle Aerzte sich bestreben, nach ihren Kräften die ethische Medicin zu fördern. —

Jahrgang 1846 S. 498 erschien: „Trost für Leidende vom Verfasser des Akesios". Es wird auseinandergesetzt, dass auch die schlimmsten Krankheiten oft eine günstige Prognose geben. Goethe wurde als Student von einem heftigen Blutsturze befallen. Valsalva, Benjamin, Rush, Currie, Laennec erlagen erst der Schwindsucht, nachdem sie ihr ehrenvolles Tagewerk vollbracht hatten. Man stirbt nicht so schnell als die Feinde wünschen, die Freunde besorgen, und nicht selten der Mensch selbst es fürchtet.

Jahrgang 1846. A. Ein- und Ausfälle (S. 762.) Makrobiotisches. Aus dem Leben und für dasselbe. Ob physisch oder psychisch. Man merkt die Absicht. Ueber Medicin und Aerzte.

Jahrgang 1847. (S. 483). B. Ein- und Ausfälle. Wortspiele. Schlussgedanken eines Praktikers. Für Jugend und Alter. S. 726. C. Ein- und Ausfälle. Zufällige Bemerkungen. — Eine Kette von Aphorismen in derselben Weise, wie der Akesios sie uns bietet. Wir bedauern nur, dass dieselben in einem Journale sich befinden, das so wenigen Aerzten zugänglich ist. Da der Herausgeber desselben, Holscher, bekanntlich nichts weniger als ein ethisch durchgebildeter Arzt war, so könnte man beinahe auf den Gedanken kommen, Verfasser habe diese Sprüche einer tiefen medicinischen Weltweisheit, die so recht den Ausspruch des Hippokrates illustriren: „die Medicin und die Weisheit sind unzertrennlich", in diesem Blatte desshalb erscheinen lassen, um den Herausgeber selbst der ethischen Medicin in die Arme zu führen. — Von den vielen hundert Aphorismen mögen nur folgende hier Platz finden: Wenn es mit der Volksmedicin und dem Selbstheilen in dem Masse fortgeht, wie es den Anschein hat, so kommen die Churfürsten ebenso aus der Mode wie die Churfürsten. — Bei den Beobachtungen der sogenannt geistreichen Aerzte, glaubt man sich oft in's Geisterreich versetzt. — Die Modesucht ist incurabel, da sie selbst in der Therapie eine Rolle spielt. — Physiologie hiess sonst Lehre vom Nutzen der Theile, jetzt vom Leben, als wär der Nutzen nun Lebensgesetz geworden. — Auf Bergen und am Meeresstrand wirkt die Luft wie ein erquickendes Bad, so die Nähe geliebter und grosser Menschen. — Die glücklichsten Stunden verlebt man in den Federn und mit der Feder. — Die ärgsten Renommisten auf Universitäten werden im Leben die grössten Philister, und die für Systeme entbrannten Studenten die crassesten Empiriker. — Der Vogel Strauss hat einen Magen der Kieselsteine, mancher leichtfertige Vogel einen, der Grundsätze verdaut. — Auctoren, welche einzig aus fremden Quellen schöpfen, setzen voraus, dass während sie Champagner schlürfen, Andere Lethe trinken. — Warum so schnell mit dem Vorwurf: hart wie ein Stein! gibt der weiche Funken? — Mit werthvollen, seltenen Natur- und Kunstgegenständen recht umzugehen, will ebenso gelernt sein, wie mit seltenen Menschen. Aus Unkenntniss des Werths wird verletzt. — Der edle Mensch gibt, wie die Pflanze für die verdorbene Luft, welche er einathmet, Lebensluft zurück. — Leere Naturen müssen gute Gesellschaft suchen, volle können ohne sie fertig werden. Gewürznelken, von denen das ätherische Oel abdestillirt wurde, ziehen dadurch, dass sie zwischen guten liegen, wieder ätherisches Oel an. —

Neider und Feinde, die dem Verdienstvollen ungern Ehre angedeihen lassen, sind gleich bei der Hand, wenn es gilt, ihm die letzte zu erweisen. — In jedem Gebiete des Wissens und Könnens ist der Genius eine Seltenheit: wo er häufig angenommen wird, ist wohl der Genius epidemicus im Spiele. — Blumen pflücken und kunstgerecht ins Herbarium legen macht keinen Botaniker; Recepte lege artis schreiben und Sectionen vornehmen, keinen Arzt. — In der Vergangenheit leben, heisst unter Gräbern weilen, an die Zukunft denken, heisst sie wie ein Samenkorn in die dunkle Erde legen; nur die pulsirende Gegenwart ist unser, und als Weiser bewährt sich, wer jeden Augenblick als erfrischenden Seelenathem in sich zieht. — Gute Exemplare urweltlicher Thiere sind so selten, als aus der unmittelbaren Gegenwart ganze Menschen. — Bettler und chronische Krankheiten zeigen eine dauernde Anhänglichkeit. — Das Contagium und die Lüge haben Das gemein, dass sie nicht bloss Andere, sondern auch Den, der sie hervorbringt, vergiften. — Pflicht und Bedürfniss des Arztes ist es, Jedem zu dienen, Vorzug und Recht, Keinem zu gehorchen. — Mit der Erfahrung in der Medicin ist es eine eigne Sache. Wer sie nicht zu gebrauchen, d. h. zu vergeistigen versteht, bleibt wie ein Kind, immer unerfahren".

Winke zur Vorsicht gegen Anfechtung, Ueberhebung und Schwachheit, nebst einem Dialoge über Befürchtungen und Hoffnungen der Aerzte. (Manuscript.)

In der Vorrede spricht der Verfasser: „Werden die körperlichen Winke nicht nur für statthaft erklärt, sondern öfter mit Dank entgegengenommen, um so mehr die geistigen, welche fast unmerklich Wünsche und Bedürfnisse andeuten und offenbaren, sogleich hülfreichen Rath einschliessen. Bei Denen, die mit allen Sinnen gesegnet und empfänglich sind, glückt es nicht selten, durch kurze Hinweisungen auf wesentliche Punkte im Leben und Treiben der Menschen, mehr als durch vieles Reden aufmerksam zu machen. Gedrängte, wie Sinnsprüche, mitgetheilte Anmerkungen, gewähren auch den Vortheil, dass sie zum eignen Nachdenken auffordern und nicht bloss gelesen, sondern erwogen werden".

Man kann dieses Werk als 4. Theil des Akesios bezeichnen. Statt der dort beliebten Briefform, sind hier die Winke in Aphorismen eingekleidet, und am Schluss ist ein Dialog gewählt. Auch hier werden wieder dem Leser goldene Früchte in silbernen Schalen gereicht. Die zahlreichen Aphorismen enthalten die tiefste Lebensweisheit, einen sprudelnden Witz, einen sarkastischen Humor. Durch das Ganze weht ein Hauch von Melancholie. Die veränderte sociale Stellung der älteren und besseren Aerzte wird nach allen Seiten ventilirt und in dem Dialoge, dem mit seinem Geschick unzufriedenen Praktiker, der Rath ertheilt, in dem Studium der Geschichte der Medicin Hülfe und Trost sich zu suchen. — „Bei Geschenken und Arzneien kommt es nicht nur darauf an, was, sondern wie man gibt. Dort erhöht die Wirkung die verbindliche Art, hier die passende Mischung. — In der trüben Luft des Ungemachs, nicht in der sonnenhellen des Glücks, erkennt man seinen Schutzgeist. — Die Kunst zu leben, ist so schwer wie die, zu sterben. — Statt der Märtyrer des Glaubens gibt es solche der Wissenschaft. — Dem Händler ist Alles feil, nur nicht sein Vortheil. — Seufzer sind todtgeborene Gefühle. — Es ist ein erhebendes Gefühl, an einem einzelnen Menschen wie an einer ganzen Zeitepoche sich heranbilden zu können. — Gleich dem Citronenbaum, bei dem alle Theile vom ätherischen Oele durchdrungen duften, Blüthen wie Früchte, Blätter wie Zweige, finden sich in der schönen Natur Goethe's die herrlichsten Anlagen, die edelsten Eigenschaften und Vorzüge vereinigt. Durch Physik, Mineralogie, Botanik, vergleichende Anatomie das Geschaffene mit der Kunst, das wirk-

liche Leben mit dem ideellen verbindend, zeigt er der Mit- und Nachwelt Gehalt wie Ziele des Daseins. — Das betrügerische Treiben in Deutschland im 17. Jahrhundert, wo das gute Geld eingeschmolzen, geringtügiges ausgeprägt wurde, die Glanzperiode der Kipper und Wipper, wiederholt sich im unserigen insofern, als werthvolle Schriften verkleinert, unbedeutende ausposaunt werden. Wie damals scheint es nothwendig zu sein, dass Vereine zur Unterdrückung des Unfugs sich bilden. — Das Stiefmütterchen hiess in den Apotheken wegen der dreifarbigen Blume Dreifaltigkeitskraut (herba trinitatis). Die Zahl Drei spielte stets eine wichtige Rolle, weil darin Anfang, Mitte und Ende angedeutet schien, ebenso Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Materie, Raum und Zeit, oder Zeugung, Empfängniss und Geburt, oder Glaube, Liebe und Hoffnung. Die Aufgabe, ähnliche Beweise beizubringen, ist keine schwierige. Ist man z. B. geneigt, die griechische Zeit als die erste Culturperiode anzunehmen, so kann als das Charakteristische derselben die Kunstdarstellung betrachtet werden oder Verschönerung des Daseins, um dem öffentlichen, wie Privatleben einen ebenso sinnlich gefühlvollen als geistigen Schmuck zu verleihen. Auf jene folgte als zweite Periode die Religionsübung mit der Suprematie des Papstes, den unzähligen Orden und Brüderschaften, den immer neu errichteten Domen, Münstern, Klöstern, den Kreuzzügen, der Inquisition, den Hexenprocessen. Dann kam als dritte Periode die Selbstforschung, das sich Freiringen der Persönlichkeit aus den Banden der Unterwürfigkeit unter die Gesetze des Glaubens wie der Auctorität des Wissens: der Kampf für eigenes Denken, Beobachten, Versuchen mit den mächtigen Hülfsmitteln der Buchdruckerpresse, der Zunahme der gelehrten Gesellschaften, Akademien und Schulen. Prüfe sich Jeder, ob er es verdient, dieser letzten Stufe theilhaftig geworden zu sein.

Die einfachsten Präservative gegen Erkranken bestehen darin, nicht krank sein wollen, keine Zeit dazu haben, eine Idiosynkrasie dagegen sich angewöhnen, Krankheit für Störung, Schwäche, Beschränkung der Freiheit halten, in ihr eine Selbstanklage wegen unterlassener Vorsicht erkennen".

Abschiedsrede eines Erfahrenen an seinen Sohn, den Studiosus medicinae. (Hamburger literarische und kritische Blätter S. 1141. 1847.)

Diese vortreffliche Rede sollte jeder zur Akademie abgehende Mediciner lesen und in succum et sanguinem vertiren. Sie ersetzt und macht überflüssig alle weitläufigen, gelehrten und ungelehrten Methodologien.

Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation.

Mögen die Vorzüge des einfachen Naturzustandes noch so gross sein und mögen nach den Aussagen Catlin's, welcher vor mehreren Jahren die Indianer im Norden und Süden Amerikas besuchte, letztere durch Gesundheit und Schönheit vor den civilisirten Nationen sich auszeichnen, die geordnete bürgerliche Gesellschaft zeigt keine Neigung, in die Urwälder zurückzukehren. Sie hat dazu auch um so weniger Veranlassung, als die Verfeinerung der Sitten und die Erweiterung der geistigen Fähigkeiten alle Schädlichkeiten der gesteigerten Cultur nicht nur auszugleichen, sondern zu überwinden vermögen. Diese Abhandlung wurde in der englischen Uebersetzung durch Willis (On the decrease of diseases, effected by the progress of civilization. London 1844) mit Zusätzen bereichert.

„Man hört nicht selten die Klage, dass unsere Zeit, so sehr sie in materieller und geistiger Hinsicht vorwärts schreite, doch in physischer Hinsicht zurückkomme, dass überhaupt die Krankheiten an Extensität wie an Intensivität zugenommen hätten. Vieles scheint für diese Klagen zu sprechen, besonders

Ueberfeinerung der Sitten und Genüsse, welche die Civilisation mit sich führt. Dennoch ist die Ansicht unbegründet. Vielmehr wirkt jeder Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniss und Gesittung auch wohlthätig auf das ganze leibliche Dasein des Geschlechts zurück. Vermittelst der fortschreitenden Cultur nimmt nicht bloss die Population überhaupt zu, sondern auch die Lebensdauer der Individuen. Man möchte leicht versucht sein zu glauben, dass ein freies, naturgemässes Leben dem Menschen am zuträglichsten, dass der Umgang mit der Natur das Geheimniss der Gesundheit sei. Dagegen wird der Unterschied übersehen, der Statt findet, ob man sich mit der Natur des Vergnügens oder der Existenz halber beschäftige. Zur vollkommenen Gesundheit gehört durchaus eine Harmonie der körperlichen und geistigen Thätigkeiten. Ein Individuum, das weiter nichts als gesund ist, unterscheidet sich wenig vom Thiere. Nur diejenige geistige Ausbildung schadet dem Körper, welche ohne Berücksichtigung der Zeit, des Masses und der Mittel vor sich geht. Wahre Bildung versteht es aber am Besten, das rechte Mass kennen zu lernen und diejenige Richtschnur des Seins und Handelns vorzuzeichnen, welche allen Anforderungen genügt. Einsicht und moralisches Gleichgewicht bewähren sich als die geeigneten Mittel zur Erwerbung einer elastischen Fügsamkeit und Nachgiebigkeit gegen die schwersten körperlichen Leiden. Die Berichte der Reisenden über die wilden Völker, in Bezug auf die Gesundheit, lauten sehr verschieden. Nach Einigen sollen dort wenige Krankheiten vorkommen, nach Andern eben so viele und dieselben wie bei uns. Wenn die alten Dichter behaupten, die ersten Menschen hätten keine Krankheit gehabt, so ist das ebenso, als behaupten, dass vor dem Sündenfall die Rose ohne Dornen gewesen wäre. Mit der Civilisation ist es wie mit der Fabel der griechischen Lanze, deren Spitze verwundete und deren Schaft durch Berührung die geschlagene Wunde zu heilen vermochte. Sollte aber der Pauperismus und der Genuss des Branntweins, der erst im Anfang des 16. Jahrhunderts Volksgetränk wurde, nicht schon die Zahl der Erkrankenden vermehren? Ja. Aber in gleichem Masse entwickeln sich die Mittel, ihnen zu begegnen. Eine Quelle krankmachender Potenzen scheint in der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst zu liegen. Desshalb Zunahme der Irrenhäuser. Reichbegabte Naturen können ebenso gut wie stumpfsinnige in psychische Krankheiten verfallen; aber bei jenen wird es als ein Ereigniss angesehen, bei diesen als etwas Gewöhnliches. Nicht Bildung, halbe Bildung führt ins Irrenhaus. Je zahlreicher und je besser die Unterrichtsanstalten in einem Lande sind, desto geringer ist die Zahl der Verrückten. Wie selten werden Gelehrte geisteskrank! Nicht die Anstrengungen der Seelenkräfte, sondern Leidenschaften verwirren die höheren Sinne. Ob wirklich die Zahl der Geisteskranken in der Zunahme begriffen, ist nicht zu ermitteln, da es früher keine Statistik gab. Viele Arten der Geisteskrankheiten haben sogar abgenommen, wie Lykanthropie. Durch die Civilisation wird vielen Krankheiten vorgebeugt. Zur Verhütung des Kindsmordes geschieht viel; die Erziehung wird sorgfältiger berücksichtigt; die Kleidungsart ist zweckmässiger als sonst. Die Reinlichkeit hat zugenommen. Das bedeutsame Wort: „Was die Gesundheit erhält, erhält die Gesellschaft", findet immer mehr seine Erfüllung. Die Herbeischaffung guter Nahrungsmittel ist erleichtert, Verfälschung derselben nimmt ab. Eine bessere Armenpflege kommt überall zur Anwendung. Die Einrichtung der Gefängnisse wird zweckmässiger. Die Strafen sind viel milder. Auf den Schiffen und beim Militär hat die Gesundheit sehr zugenommen. Wie Viele verdanken nicht dem Ziehofen von d'Arcet oder der Sicherheitslampe von Davy den Schutz vor Siechthum oder Tod! Ein sorgfältiges Studium der Thierheilkunde lehrte, welche thierische Ansteckungsstoffe auf den Menschen übertragen werden können. Dahin gehören der Milzbrand, der Zungenkrebs, der Rotz und Wurm, die Pferderäude, die Maul- und Klauenseuche, die Bräune der Schweine und die Hunderäude. Zur Ausrottung der endemischen Schädlichkeiten tragen sehr viel die medicinischen Topographien bei. Gute Volksschriften haben einen grossen Antheil daran. Viele Gewohnheiten und Gebräuche lenken allmälig in die richtige, naturgemässe Bahn ein. Die Schliessung der Spielhäuser verstopft eine bedeutende Quelle krankmachender Potenzen. Die philantropischen Gesellschaften nützen sehr viel, ebenso die Lebensversicherungsanstalten. Der Wohlhabende lebt länger. In England, wo die grösste Volkswohlfahrt herrscht, ist die mittlere Lebensdauer 38, in Russland nur 21 Jahre. Die Medicinaleinrichtung hat fast allenthalben eine ehrenvolle Stufe der Ausbildung erreicht. Pfuscher und Quacksalber werden kaum noch geduldet. Durch die Fortschritte in der Diagnose, wie in der

Therapie, werden in allen Lebensaltern weit mehr Menschen erhalten. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Entzündungen der Hirnhäute, der Lungen, des Darmcanales bei Kindern grösstentheils verkannt und verliefen daher unglücklich. Die Zahl der Krankheiten hat glücklicherweise nicht in der Natur, sondern in den Büchern zugenommen. Bei uncultivirten Völkern stirbt ein grosser Theil der schwächlichen Kinder in den ersten Lebensjahren, bei cultivirten wird derselbe erhalten. Die Lungenschwindsucht hat statistisch abgenommen. Ebenso sind die Scropheln im Abnehmen begriffen, sowie auch die Rachitis. Die Syphilis ist durch den Einfluss der Civilisation beschränkt. Ebenso haben der Veitstanz, die Tanzwuth, Starrsucht und Kriebelkrankheit abgenommen. Lähmung wird bei andauerndem Frieden abnehmen. Ueber die Neuralgien kann man noch nichts entscheiden. Die Hundswuth hat sich vermindert. Ebenso der Säuferwahnsinn, das Zittern der Vergolder, die Malercolik. Ferner werden die entzündlichen Krankheiten, die ägyptische Augenentzündung und die häutige Bräune in Schranken gehalten. Petechialtyphus hat sehr abgenommen. Die orientalische Pest, im Mittelalter als schwarzer Tod bezeichnet, beweist am besten den Sieg der Civilisation über die Barbarei. Desgleichen sind das gelbe Fieber und die Wechselfieber beschränkt. Durch geeignete Massregeln wird es gelingen, die Cholera aus Europa zu verdrängen. Der Schornsteinfegerkrebs ist durch Beschluss des Parlaments gewissermassen aus der Reihe der pathologischen Erzeugnisse verwiesen worden. Durch zweckmässige Vorschriften wird der Scorbut eingeschränkt. Der Aussatz ist fast spurlos bei uns verschwunden. Die Menschenpocken haben beinahe ganz aufgehört. Bedarf es noch mehrerer Beweise? In dem Masse, als Künste, Wissenschaft, Moralität und Sitte sich heben und vervollkommnen, vervielfältigen sich die Mittel, wodurch das menschliche Leben auch abseiten der Gesundheit gestärkt und gegen innere wie äussere Feinde sicher gestellt wird. Wahres Wissen und wahres Wohl gehen Hand in Hand miteinander. Phöbus Apollo, welcher die Welt erleuchtet, war auch ihr Helfer. Einsicht ist nicht bloss Macht, sondern auch Gesundheit".

Ueber die Verdienste der Aerzte um das Verschwinden der dämonischen Krankheiten.

Es ist ebenso schwer, die Wahrheit zu erkennen, als für sie zu kämpfen; dennoch darf nie unterlassen werden, Aufklärung zu verbreiten, auf Vorurtheile, Irrthum, Wahn aufmerksam zu machen. Wegen des Glaubens an den Verkehr des Menschen mit bösen Geistern sind Millionen gemartert und geopfert worden.

„Die dämonischen Krankheiten wurden in der frühsten Zeit nicht bloss vom Volke, sondern auch von den Gebildeten, vorzugsweise von der Kirche und auch von den Obrigkeiten und Richtern vertheidigt. In unsern Tagen ist es unverfänglich, von Einem zu behaupten, dass er einen Teufel im Leibe habe, oder dass eine Person eine Hexe sei. Früher anders. Die Hexen wurden dem Scheiterhaufen überliefert. Die Annahme eines Verkehrs mit bösen Geistern wurde immer mehr ausgebildet. Das Hauptinteresse erstreckte sich darauf, zu ermitteln, ob das Bündniss mit ihnen unfreiwillig oder freiwillig geschehen. Jenes galt für ein beklagenswerthes Verhängniss, dieses als ein verdammungswürdiges Verbrechen. Die Diagnose machte man sich nicht schwer.

In der Ausmittlung einer Hexe war man seiner Sache noch viel sicherer, denn dabei half der Scharfrichter. Das angeschuldigte, arme Weib wurde nackt ausgezogen, die Haare wurden allenthalben abrasirt und am ganzen Körper nachgeforscht, ob irgend ein Fleck, ein sogenanntes Maalzeichen sich vorfinde. Glaubte man ein solches entdeckt zu haben, so wurde eingestochen. Kam kein Blut, und wurde kein Schmerz empfunden, so hatte man ein zuverlässiges Zeichen des Statt gehabten Teufelsbündnisses, welches auch sofort ausgeschnitten wurde. Als unfehlbar diente die sogenannte Wasserprobe oder das Hexenbad. Blieb das Weib über dem Wasser, so war sie schuldig. Die Besessenen wurden wenigstens menschlich behandelt und mehr oder weniger als Kranke angesehen. Da es aber bequem schien, in dieser Weise auf Kosten Anderer zu leben, so fehlte es nicht an Individuen beiderlei Geschlechts, welche diesen Zustand simulirten. Einsichtsvolle erklärten Peitsche und Ruthe für die wirksamsten Heilmittel. Von Seiten der Geistlichen wurde keine zu strenge Kritik geübt. Wie derartige vermeint

oder wirkliche Kranke, zu den Heiligen gebracht, durch diese von ihren Leiden befreit wurden, so geschah dies an verschiedenen geweihten Orten von eigens dazu befähigten oder bestellten Männern. Ereignete es sich, dass Weibspersonen oder Kinder durch Verlockung des Beispiels, in grösserer Anzahl an ungewöhnlicher nervöser Erregung litten, so nahm man keinen Anstand, von einem epidemischen Vorkommen des Besessenseins zu reden. Im Allgemeinen, und fast als Regel, wird nun die Dämonomanie als Modification des Wahnsinns betrachtet. Die medicinische Hülfe ist nicht mehr verboten, sondern erlaubt. Die Besessenen glaubten entweder selbst, dass böse Geister in ihnen hausten, oder Andere nahmen es an.

Dadurch wurde die Besessenheit und das Behextsein mit einander verwechselt. Um das Laster der Zauberei und Hexerei zu verhüten, wurden die härtesten Strafen festgesetzt. In demselben Verhältniss als die Reinhaltung der Religion von Andersdenkenden dringender erschien, nahm auch die Verfolgung und Hinrichtung der Hexen zu. Es entstand allmälig ein ausgedehntes Hexengericht, eine allgemeine Hexenjagd. Dieselbe nahm zu seit Erscheinen des Hexenhammers. Als Verdachtsgründe der Hexerei, oder was gleichbedeutend war, des Umgangs mit dem Teufel, galten nicht bloss beneidete Begabungen, Vorzüge des Geistes und Herzens, rasch gewonnene Glücksgüter, sondern die unbegründeten Beschuldigungen einer vorgekommenen Beeinträchtigung der Gesundheit und des Besitzstandes. Sobald Jemand, der Hexerei verdächtig, in Gewahrsam war, wurde das Eingeständniss des Bundes mit dem Teufel verlangt. Versicherungen und Betheuerungen der reinsten und vollkommensten Unschuld galten als nichtige Ausflüchte, welche nur dazu dienten, vom geringen Grade der Folter zum stärkeren überzugehen. Der Zeitbestimmung für die Dauer der Tortur gab man mitunter einen religiösen Anstrich, z. B. „8 Vater unser lang." Eine ungewöhnliche Tortur war die, dass man den Schlaf beständig unterbrach. Es gränzt an das Unbegreifliche, wie lange Mädchen und Frauen die ausgesonnenen Martern ertrugen, ohne eine Schuld, deren sie sich nicht bewusst waren, einzugestehen Allein die Mehrzahl der Gepeinigten unterlag den Schmerzen, und um davon erlöst zu werden, räumten sie ein, was man ihnen abzupressen bemüht war. Ueber das Vorgefallene und Ausgestandene durften sie nicht reden. In dieser Periode waren nur die Scharfrichter unentbehrlich; sie feierten ihr goldenes Zeitalter. Die Thatsache, dass die Antworten der Hexen aller Orten gleichmässig lauteten, dass sie nämlich dem Teufel sich ergeben, galt als unumstösslicher Beweis von dem wirklichen Bestehen ihres Bündnisses mit der Hölle. Allein da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen bedingen, und man allenthalben dieselben Fragen vorlegte, so wurden auch dieselben Antworten erpresst. Uebrigens gibt es noch einen tiefer liegenden Grund. Bekanntlich behaupten Personen, die von einer physisch begründeten Angst gequält werden, zuweilen die ärgsten Dinge von sich, woran kein wahres Wort ist. Hatte Eine wirklich einen Fehltritt, einen unzüchtigen Wandel sich vorzuwerfen, so bekannte sie in der Stunde der Reue: der Teufel habe sie verführt. Obgleich der Teufel gewiss ebenso oft das männliche Geschlecht in Versuchung führte, so ist dennoch nur von Hexen die Rede. Die Macht des Hexenwahns hätte durch die unzähligen Scheiterhaufen erleuchtet werden müssen, allein es blieb dunkel, und so vergingen nicht bloss Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte. Auch die Aerzte blieben blind. Die Praktiker sahen es nicht ungern, für Wundermänner, selbst für Zauberer gehalten zu werden. Berühmte Lehrer auf Universitäten, wie Felix Plater, setzten auseinander, dass die Aerzte mit der Untersuchung der Besessenheit und angehexten Krankheiten sich gar nicht befassen dürften. Schwermuth erklärten sie für ein Werk des Teufels. Wie auf den Universitäten die Medicin als eine dogmatische Wissenschaft vorgetragen wurde, so nahmen die Schüler sie in sich auf und beriefen sich auf Auctoritäten. In den meisten Büchern über Pathologie und Therapie bildeten die magischen Krankheiten stehende Artikel. Angehexte Leiden wurden so allgemein angenommen, wie die dagegen angepriesenen magischen Mittel. Zu dem Respect vor den Ueberlieferungen der eignen Wissenschaft und Kunstübung gesellte sich der vor den Satzungen der Kirche, den bestehenden Gesetzen und herkömmlichen Gewohnheiten. Wie die Sittlichkeit in der Sitte begründet ist, so hängt Weisheit und Thorheit von der herrschenden Ansicht ab. Es war bedenklich, die Einwirkung des Teufels in Abrede zu stellen, weil die Ansicht herrschte, dass wer an den Teufel nicht glaube, auch Gott verläugne. —

Unbesonnen, und in den Folgen bedenklich, war von Seiten der Nichtärzte der Gebrauch narkotischer Substanzen. Die Aerzte gaben sich keine Mühe, da-

gegen zu eifern. Wie die fahrenden Schüler im Lande umherzogen, um geschriebene Amulete zu verkaufen, die Hexenpatres Gotteslämmer, Lukaszettel, so ambulante Heilkünstler Zauber- und Hexenrauchpulver, Zauberbalsam, Berufskräuter. Ueber die angehexten Krankheiten und ihre Behandlung aus der älteren medicinischen Literatur eine Aehrenlese zu liefern, würde jener nicht zur Ehre gereichen. Cardanus bestritt ihre Existenz nicht. Ebenso Thomas Erastus und Ambroise Paré. Glaubten Aerzte fest an Zauberei und Hexen, um wie viel mehr Geistliche und Richter. Da man bei der Glaubensehrfurcht jener Zeit Schutz und Heilung von den Geistlichen erwartete, so ist es begreiflich, wie sie sich aufgefordert fühlten, auch in Betreff des Hexenspuks den Erwartungen zu entsprechen. Bamberg, Salzburg, Trier, Würzburg hätten an Aufklärung alle Länder überstrahlen müssen, wenn das belebende Licht vom Scheiterhaufen ausginge. Die Rechtsgelehrten verhielten sich mehr als Ankläger und Verurtheiler, denn als Vertheidiger und Beschützer. Auch die Geldgier verleitete zur leichten Aufnahme der Hexenprocesse, indem die Richter mit auf die Gebühren und einen Antheil des confiscirten Vermögens angewiesen waren. Die Facultäten zeigten sich mit dem Erkennen auf Anwendung der Folter und anderer Strafen rasch fertig. Auch von den Philosophen kam keine Abhülfe. Die Reformation brachte ebenso wenig Wandel, weil Luther und seine Genossen die Versuchungen des Teufels vertheidigten. Aber dennoch war eine andere Zeit gekommen. Die Theologen hatten ihre Alleinherrschaft eingebüsst. Die Druckerpresse verschaffte auch anderen Wissenszweigen Gleichberechtigung. Das Verdienst, das Dämonenwesen und die damit verbundenen Gräuel mit Nachdruck bestritten zu haben, gebührt ohne Widerrede dem deutschen Arzte Johann Weyer. Johann Weyer † 1588, nichts weniger als eine ausserordentliche Natur, bloss schlicht und recht, fühlte sich berufen, dem Unwesen zu steuern. Muthig bezeichnet er in seiner Widmung an Kaiser und Reich, die Verderbtheit der Geistlichen und ihre Mitschuld an den unsagbaren Leiden der, ohne Grund, zur Folter und zum Tode, Verurtheilten, ebenso die Unwissenheit seiner Collegen, der Aerzte und Wundärzte. Er wirft ihnen vor, dass sie über die Zustände dieser Unglücklichen wie die Blinden über die Farben urtheilten. Die Auseinandersetzungen Weyer's machten Eindruck. Von verschiedenen Seiten wurde versucht, seine Behauptungen zu widerlegen. Jakob I. von England nennt die Meinungen von Weyer pestartige. Das Buch von Reginald Scott, welcher zu den erleuchteten Ansichten von Weyer sich bekannte, liess er durch den Scharfrichter verbrennen. Ebenso unerbittlich waren die Rechtsgelehrten. Gegen das Treiben schrieb, ohne Nennung seines Namens, Friedrich Spee. Seine Schrift ist ein unvergängliches Zeugniss seiner edlen Gesinnungen.

In die Fussstapfen dieses ächten Kirchendieners treten Johann Wagstaffe, Balthasar Becker, Hieronymus Tartarotti, Ferdinand Sterzinger, Johann Salomo Semler. Aus der Mitte der Rechtsgelehrten erhoben sich endlich Johann Georg Godelmann und Christian Thomasius. Der Einfluss solcher beredter und sachkundiger Männer verfehlte seine Wirkung nicht auf das gerichtliche Verfahren. Die Angeklagten wurden, statt zur Strafe und zum abschreckenden Beispiel dem Scheiterhaufen, zur Cur den Aerzten übergeben. Der factische Beweis einer erkämpften Sinnesänderung wurde zunächst dadurch geliefert, dass man die Folter beschränkte und die Hexenprocesse einstellte. Mit unter den Ersten leuchten in dieser Beziehung hervor der Herzog Wilhelm von Cleve, bei dem Weyer Leibarzt war, und der Gönner von Leibnitz, Johann Philipp von Schönborn, Churfürst von Mainz. Auch Baco von Verulam und Pierre Bayle trugen dazu bei, Aufklärung zu bringen. Die Aerzte wurden immer positiver, nur sinnliche Zeugnisse zu assend. Sie vermieden es so sehr, dämonische Einwirkungen zu Hülfe zu rufen, dass Voltaire mit Recht sagen konnte: der Teufel möge sich an die theologische, nicht aber an die medicinische Facultät wenden. Leicht war es nicht, über Ansichten sich hinwegzusetzen, welche bei der Mehrzahl der Lebenden wie Glaubensartikel galten. Friedrich Hoffmann ein Beispiel hiervon. So opferte auch de Haen dem Auctoritätsglauben einen Theil seines Ruhms. Noch im Jahre 1782 wurde zu Glarus ein Dienstmädchen enthauptet, weil sie das Kind ihrer Herrschaft bezaubert haben sollte. Alle Vorurtheile haben eine fast unfügbare Lebenskraft, für verstorben gehalten, treiben sie, sobald günstige Umstände eintreten, wie die Samenkörner aus den Mumien, ihre aus der Vorwelt überkommenen Urkeime. Der eigentliche Damm jedoch, welcher den nie ruhenden Wogen des medicinischen Aberglaubens und den Versuchungen der dämonischen Krankheiten entgegengesetzt wurde, das war die festere Begrün-

dung der Staatsarzneikunde und Psychiatrik. Auffallend bleibt es, wie selbst die ausgezeichnetsten älteren Schriftsteller über gerichtliche Medicin, die Dinge, welche sich auf die Magie bezogen, auf blosses Hörensagen hin, ohne Kritik besprachen. So Fortunatus Fidelis, Paul Zachias, Valentini, Zittmann, Michael Alberti. Ein Wendepunkt zum Besseren trat durch den älteren Platner ein. Ihm folgten Metzger, Osiander, Peter Frank, Unzer.

Trotz aller vorgebrachten Gründe ist übrigens die Lectüre von Märchen, Legenden, Wundergeschichten noch äusserst beliebt. Die tiefwurzelnden Volksvorurtheile accommodiren sich allen Zeiten und indem sie unter den verschiedenartigsten Formen auftreten, berücken und täuschen sie, wenn nicht unausgesetzt beaufsichtigt, in einem kaum denkbaren Grade die Schwachgläubigen. Ein mächtiger Schutz wurde der bedrängten Welt dadurch, dass die Psychiatrie eine Selbstständigkeit erlangte, dass sie einen Wettkampf der humansten Bestrebungen veranlassen und den, in ihren geistigen Facultäten Leidenden eine vorsorgliche Zufluchtsstätte gewähren konnte. Die Dämonomanie wurde als eine besondere Art des Wahnsinns abgehandelt und dadurch ein rein ärztlicher Gegenstand. Da gelehrte und klar denkende Theologen längst nachgewiesen haben, dass die Teufelslehre mit dem Christenthum nichts gemein hat, so steht zu hoffen, dass auch von dieser Seite nicht mehr versucht werden wird, jene einzuschwärzen. Möge die von den Dämonen errettete Welt nicht vergessen, dass sie für die durch ihre Annahme verübten Gräuel viel gut zu machen hat, dass die Streiter gegen jene moralische Pest, die Repräsentanten dreier Facultäten, Weyer, Spee und Thomasius, Deutsche, und dass es namentlich Aerzte waren, welche, wie Pionniere der Wildniss, in den finsteren und barbarischen Zeiten, die Pfade der Gesittung und Humanität ebneten, und dass sie auch besonders berufen sind, über das Errungene Wache zu halten und bei jeder Gefährdung desselben, bei jedem Nothruf bereitwillig wieder in die Schranken zu treten".

Ueber die Beziehungen der darstellenden Kunst zur Heilkunst.

Die Aetiologie lehrt die Einflüsse auf Gesundheit und Krankheit, die Semiotik den Ausdruck, welcher dadurch hervorgerufen wird. Der Maler treibt diese Studien, ohne deren Namen zu kennen, auf seine Weise; aber in seinen Compositionen liegt ein reicher Schatz für das Gefühl, wie für die Urtheilskraft des Arztes.

„Wer glaubt, dass die Wege des Arztes und Künstlers entgegengesetzt seien, der kennt sie nicht; sie führen oft zusammen, und zwar in der Gegenwart häufiger als in der Vergangenheit. Der Künstler wurde immer mehr auf das stille Handeln des Arztes hingewiesen, und diesem wurde jener durch die Ausdehnung seiner Bestrebungen unentbehrlich. Wie eng die Beziehungen zwischen der bildenden Kunst und Heilkunst geworden sind, das zeigt ein Blick in deren Literatur. Die meisten Bücher sind Bilderbücher. Die Beigabe von Illustrationen erscheint nicht als Ueberfluss, sondern ihr Nichtvorhandensein als Mangel. Sie ersetzen die Genauigkeit der Beschreibung, die Deutlichkeit des Ausdrucks und die Schärfe der Begriffe. Man hält sich um so mehr für berechtigt, die Anschauung dem Gedanken, wenn nicht gerade vorzuziehen, doch gleichzustellen, als unter Ideal, dem ursprünglichen Worte nach, ein Bild des Geistes zu verstehen ist. Es werden nicht bloss, wie ehemals, die vorbereitenden Studien, gleichsam die Fibeln der Medicin, Botanik, Zoologie, sondern alle Naturbibeln, selbst die praktischen Lehrgegenstände, figürlich erläutert. Seitdem es für eine Aufgabe der Wissenschaft galt, die kleinen Dinge gross zu sehen, entstand eine selbstständige vergrössernde Zeichnung zur Mittheilung für Gleichstrebende, zur Belehrung für Unkundige. Mit der neuen Welt der mikroskopischen Körper wurde gewissermassen das Phantasiereich der die Schätze bewachenden Gnomen zur Wirklichkeit, und ihre Fixirung im Bilde zur eignen Kunstfertigkeit. Es sind aber nicht nur kleine Dinge, welche von ärztlicher Seite dem Künstler geboten werden, auch Prachtwerke der verschiedensten Art, selbst solche über Architectur und Plastik. Unter den dominirenden Facultäten vermag allerdings die Medicin am wenigsten grossartige Motive zu finden. Wie der Arzt gegen das Unharmonische, Unmässige ankämpft, so auch der wahre Künstler. Dieser erniedrigt sich so wenig zu gemeinen Vorstellungen, als er Wahnbegriffen huldigt. Das ächte Kunstwerk will

keine unreine Begierden und Leidenschaften wecken, sondern im Gegentheil einen Abscheu dagegen einflössen. Seine Richtung geht dahin, aus der Wirklichkeit die Idee herauszufinden, dem Alltäglichen eine höhere Weihe zu verleihen, den körperlichen Schmerz durch den Ausdruck geistiger Erhebung und Sammlung zu überwinden und zu verklären.

So verlockend es ist, prägnante Compositionen, die bedeutendsten Scenen der Geschichte, die bewundernswerthesten Baudenkmale und Landschaften vorzuführen, das Anziehendste bleibt doch der Mensch, selbst in den gedrücktesten Verhältnissen und Lagen. Gerade die letzteren erregen ein bevorzugtes Interesse. In unserer Zeit, wo Civilisation und Humanität für die höchsten Aufgaben gehalten, wo Kriege, aus Rücksichten auf jene, mit Weisheit vermieden werden, sollten auch die Künstler die alte Liebhaberei für das Ausmalen des Menschenschlachtens fallen lassen und die für Erhaltung und Rettung des Lebens in sich aufnehmen. Kann der Künstler aus dem Krankenzimmer seine Entwürfe und Stoff zu seinem Ruhme holen, um wie viel mehr der Arzt aus dem Atelier eine schärfere Beobachtung und gehobene Stimmung. Wer auf das Schöne hingewiesen wird, mag er auch ursprünglich noch so unempfänglich dafür sein, fängt allmälig an, den Sinn dafür zu gewinnen, seine Gleichgültigkeit zu verlieren, und unbewusst entsteht eine prüfende und geübte Unterscheidung. Die Kunst erhebt den Arzt, sie führt ihm neue, ungekannte geistige Genüsse zu, sie läutert seinen Geschmack, erweitert sein Urtheil und lässt ihn das an sich störend Natürliche in einer höheren Beziehung schauen. Die Aerzte haben sehr dazu beigetragen, die Kunst in Ehren zu halten und ihre Cultur zu befördern. So Hartmann Schedel und Georg Lange in Nürnberg, Möhsen in Berlin. Wie durch das lebendige Wort wird durch Betrachtung von Kunstwerken der Gefühlssinn erregt, die Empfänglichkeit für Eindrücke erhöht. Dem angehenden, wie älteren Arzte kann dadurch nicht nur eine Fülle geistiger Belebung, sondern eine wesentliche Erweiterung seines Gesichtskreises, grössere Schärfe der Auffassung und Charakteristik zu Theil werden. Da das Höchste und Tiefste, was die Menschheit erlebte, künstlerisch dargestellt wurde, so ergibt sich die Betrachtung als Geschichte aller Zeiten und aller Empfindungen. Besteht auch die Aufgabe des Arztes hauptsächlich darin, jeden einzelnen Fall so individuell als möglich aufzufassen, sich in das Object zu versenken, nur den gegebenen Zustand zu berücksichtigen, so ist doch auch die nicht zu übersehen, über die Entstehung und den Zusammenhang der Erscheinungen, über die vorhandenen Anlagen und Kräfte, über die körperliche und gemüthliche Verfassung sich klare Begriffe und eine Gesammtvorstellung zu bilden. Anleitung verschafft dazu eine sinnvolle Betrachtung der Bilder. Wer mit Ruhe diese prüft, wird durch den stummen Unterricht unbewusst veranlasst, vom Fertigen auf die erste Conception und ihre allmälige Vollendung zurückzuschliessen, über das Einzelne der Ausführung nachzudenken und das Ganze sich zu deuten. Eine höhere Entwicklung der Sinne ist eine höhere des ganzen Menschen. Bei der grossen Mühe um Erlernung der fremden Sprachen kommt die kleine um die Sprache des Schönen kaum in Betracht. Wenn aber der Arzt die feinsten Nüancirungen der Gegenstände zu bemerken gelernt hat, so besitzt er einen Vortheil für die Beobachtung, der nicht genug zu schätzen ist. Das Gedächtniss des Auges wird durch genaue Betrachtung entwickelt und gestärkt. Bei der Nothwendigkeit seines Berufes, unangenehme, widrige, niederdrückende Einflüsse ertragen zu müssen, ist eine Hülfe nicht zu verschmähen, welche, ohne irgend ein Bedenken zu erwecken, eine wohlthuende Ausgleichung zu bewirken im Stande ist. Uebrigens will das erfolgreiche Betrachten von Kunstwerken durch Uebung, Nachdenken, Vergleichung gelernt sein. Ohne diese bleibt es ein oberflächliches Begucken zur blossen Befriedigung der Neugierde und eines momentanen Vergnügens".

Verfasser erörtert nun sämmtliche Beziehungen der Medicin, die der Kunst Veranlassung gaben, sie zu Motiven zu benutzen, so den Arzt in seinem verschiedenen Gebahren, seiner Haltung und Tracht, die treue aufopfernde Liebe und Sorgfalt desselben, den Arzt in seinem Studirzimmer oder als Lehrer, als Beirath des Richters, sein Zusammensein mit dem Geistlichen, das Benehmen der Aerzte unter sich, die Consultationen, den Apotheker, den Wundarzt, den Barbier, der Zahnarzt, den Charlatan, die Krankheit im Allgemeinen, die Krankenpflege, die Heilung, die Verhütung der Krankheit, die Bäder, die Gesundbrunnen, die Blutentziehungen, die Klystierspritze, den thierischen Magnetismus, die Schwangerschaft, die Entbindung, das Wochenbett, die Missbildungen, das Lebensalter, die Sinnorgane, die Temperamente, die Leidenschaften, den Schlaf, den Traum, die Schlaflosigkeit,

das Schlafwandeln, die Ohnmacht, den Schmerz, die Verwundung, die Verbrennung, die Erblindung, das Ertrinken, das Ersticken, das Verhungern, das Verdursten, die Vergiftung, die Geisteskrankheit, die Malaria, die Cholera, die Wassersucht, die Lähmung, die Epilepsie, den Aussatz, die Lustseuche, den Typhus, die Pest, den Tod.

„Es liegt im Interesse beider, der Künstler wie der Aerzte, sich immer inniger zu verbinden und ihre Beobachtungen wie Eindrücke gegen einander auszutauschen. Von Seiten der Aerzte findet das Entgegenkommen um so bereitwilliger Statt, als dann zu hoffen steht, die Heilkunst werde durch die bildende Kunst mehr als bisher gewürdigt und gefeiert werden".

Zu den ethischen Schriften gehören von den ungedruckten lateinischen akademischen Reden: 1) Non videri, sed esse. 2) Ad ingenium rite exercendum scientia medica latissimum praebet campum. 3) Non alienum esse puto quaestionem aliquam pertractare quae non parum conferre potest ut major sententiarum consensio candidatos inter et examinatores stabiliatur. 4) Si quis justum et legitimum tempus (den jungen Aerzten wird abgerathen, gleich nach vollendeten Studien auf Reisen zu gehen.) 5) Unicuique, qui ex academicis medicinae studiis. Ermahnung, beim Eingang in die Praxis die auf der Universität empfangenen Lehren mit eigner Erfahrung zu verbinden. 6) Inter gravissima (der Arzt erwirbt sich das Vertrauen nicht bloss durch seine Kenntnisse und Kunst, sondern durch die Rechtschaffenheit seines Charakters). 7) Ex eo inde tempore vertheidigt die alte ehrwürdige Sitte, durch eine lateinische Disputation den Doctorgrad zu erwerben, weil, wenn auch die Krankheiten nicht durch Worte und Beredtsamkeit geheilt werden, nichts mehr das Urtheil schärft und das Künstlergenie ausbildet als die schönen Wissenschaften. 8) Semper fortissime se gerere et virtute superiorem esse aliis.

Lassen oder Thun. Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung 1872. In dieser ausgezeichneten Abhandlung gibt der Verfasser uns gleichsam die Krönung des Gebäudes der ethischen Medicin. Dies Buch bildet gewissermassen den Schlussstein, der die ethische Medicin mit der Therapie, mit der Klinik verbindet. Bei der Besprechung der Verdienste Marx' um die specielle Pathologie werden wir auf die Schrift zurückkommen.

Anatomie und Physiologie.

Obgleich Marx in diesen Disciplinen nur als Student sich versuchte, so liefert doch die schon im Jahre 1817 von der Heidelberger Facultät gekrönte Preisschrift „Diatribe anatomico-physiologica de Structura atque Vita Venarum, Caroliruhae, 1819" — (dieselbe erschien erst 1819 im Druck, weil die Herausgabe nicht von der Universität besorgt wurde, sondern nur auf den Wunsch des Verlegers erfolgte) — den Beweis, was er in diesen Fächern geleistet haben würde, wenn er dem Wunsch seines Lehrers Tiedemann nachgekommen wäre. Schreibt doch Stieglitz an Marx: „Das Lob, welches dieser Schrift gezollt wird, ist erstaunlich, und ich will jene Schrift gelegentlich zur Hand nehmen, um selbst zu prüfen."

In dieser Monographie liefert der Verfasser uns eine detaillirte anatomische und physiologische Beschreibung des Venensystems. In der damaligen Zeit fanden unter den Physiologen hinsichtlich des Baues der Venen Controversen Statt. So war keine Einigung in Bezug auf die Zahl der Häute der Venen erzielt. Während der berühmte Berliner Anatom, der Vorgänger des Berliner anatomischen Museums, Walter, in den Venen nur wie in den Arterien nur zwei Häute zuliess, verfiel Mascagni in den entgegengesetzten Fehler, bei beiden vier Häute anzunehmen. Marx beschreibt das Genaueste die jetzt allgemein erkannten drei Membranen. Was die späteren mikroskopischen Untersuchungen bestätigt haben, dass die Venen des Gehirns die Adventitia nicht besitzen, diese Thatsache hat schon damals Marx fest-

gestellt. Während sowohl Burdach als auch Rudolphi beide es in Zweifel zogen, dass die Venen ausser ihren Längsfasern noch Ringsfasern besitzen, und R. sogar den Ausspruch that, dass er bestimmte Querfasern beim Menschen niemals sah, finden wir, dass Marx schon als Jüngling zur richtigen Ansicht gelangte. An einer sehr instructiven Figur hat er die Querfasern der Venen abgebildet. Alle neueren Physiologen stimmen heute darin überein, dass die Media der Venen, neben den längsgerichteten Muskelzügen, querlaufende enthält. Endlich müssen wir noch auf eine Entdeckung Marx' aufmerksam machen, die von den Chirurgen übersehen zu sein scheint: zahlreiche Experimente lieferten den Beweis, dass die stärksten Contractionen der Venen erfolgten, wenn sie entweder mit Schwefelsäure oder dem galvanischen Fluidum gereizt wurden, dagegen auf andere Reize, Instrumente, den elektrischen Funken u. s. w. weniger reagirten. Mit grosser Gelehrsamkeit wird für den Venenpuls plaidirt. Mit vollem Rechte konnte der Recensent der Salzburger medicinischen Zeitung obige Abhandlung nach ihrem ganzen Inhalt, frei von jedem anatomischen Fehler und Irrthum erklären: „sie behandelt ihren Gegenstand gründlich, gelehrt und umfassend; wir nennen sie mit einem Worte eine Zierde, ein schönes Muster akademischer Dissertationen." Ebenso hat der Kritiker der Jenaer Literaturzeitung Recht, wenn er sagt: „diese gekrönte Preisschrift wird auch dann noch ihren Werth behalten, wenn die fortschreitende Zeit über den Gegenstand ein helleres Licht verbreitet hat."

Kritik und Polemik.

Kritik und Polemik sind Zwillingsschwestern, die sich einander sehr ähnlich sehen und unzertrennlich sind. Wie die Gesellschaftsvögel können sie nicht ohne einander leben. Man kann sich keine Kritik ohne Polemik vorstellen, und ebensowenig ist eine Polemik ohne Kritik denkbar. Was der Sauerstoff für den menschlichen Körper, das sind Kritik und Polemik für den Organismus der Medicin. Sie allein sind vermögend, die Heilkunst vor den beiden gefährlichsten Klippen zu bewahren, vor Stagnation, Auctoritätenglauben und dem Stabilismus, wovon die Zeit nach Galen bis zur Reformation ein Beispiel vorführt, oder vor medicinischer Anarchie und dem schimmernden Kaleidoskope sich stets rasch ablösender Systeme, wie der Ausgang des vorigen Jahrhunderts es uns zeigt. Ruhiger, stetiger Fortschritt findet in der Medicin wie in dem socialen Leben der Völker nur dann Statt, wenn die Kritik die geistige Herrschaft über die medicinische Wissenschaft wie Kunst führt. Die geistige und wissenschaftliche Ruhmesperiode Deutschlands begann, als durch Lessing die Kunst- und literarische Kritik, durch Kant die philosophische und naturwissenschaftliche Kritik geschaffen war. In einer Abhandlung in der deutschen Klinik (Jahrgang 1866 S. 133 „über die Principien der medicinischen Kritik") haben wir die Grundsätze entwickelt, auf welche die medicinische Kritik aufgebaut werden müsse. Indem wir daher hier auf diesen Aufsatz hinweisen, heben wir nur hervor, dass keiner von allen Classikern sich so dem von uns dort aufgestellten Ideale eines Kritikers nähert, als Marx.

Desshalb sollte kein angehender Kritiker sich in Kritiken versuchen, ohne zuvor die Marx'schen, als für alle Zeiten gültige Modelle, gründlich studirt zu haben.

Von sämmtlichen Classikern hat keiner eine so anhaltende kritische Thätigkeit entwickelt, als Marx. Dazu ist er ebenso gross in negativer als in positiver Kritik. Durch Eines aber unterscheidet er sich von dem andern grossen Kritiker unserer classischen Periode, von Stieglitz, er cultivirt nicht bloss die wissenschaftliche Kritik, sondern ebenso sehr die Kritik

als Kunst. Man darf dreist behaupten, dass jede von Marx gelieferte Beurtheilung nicht bloss die Wissenschaft gefördert hat, sondern an und für sich ein vollendetes Kunstproduct ist. Aus diesem Grunde behalten seine Kritiken für alle Zeiten einen bleibenden Werth, und es steht zu hoffen, dass die vielen hunderte von Referaten dereinst zu einem besondern Buche vereinigt, herausgegeben werden möchten. Die kritische Thätigkeit von Marx ist geschildert in der Schrift „Ueber die Wirksamkeit der Göttingischen gelehrten Anzeigen und meine Theilnahme an denselben.“ Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung 1863. Während eines Zeitraums von 40 Jahren erschien kaum ein Werk von Bedeutung in der Medicin und ihren sämmtlichen Hülfswissenschaften, das nicht von Marx einer Analyse unterworfen wurde. Es finden sich kritisirt Bücher aus der Medicin im Allgemeinen, Encyklopädie und Methodologie, Naturwissenschaft, medicinischen Botanik, Anatomie, Physiologie, Anthropologie und Physiologie, Pharmakognosie, Pharmakopoe, Arzneimittellehre, den Heilquellen und Bädern, der Toxikologie, allgemeinen Pathologie, allgemeinen Therapie, theoretischen und praktischen Medicin, Diätetik, Symtomatologie und Semiotik, pathologischen Anatomie, Diagnostik, speciellen Pathologie und Therapie; ferner bespricht er: Fieber, Entzündung, Krankheiten des Gehirns und der Nerven, des Gemüths, der motorischen Sphäre, der Haut, Gicht, Scropheln, Würmer, Lustseuche, Profluvien, Verhaltungen, Krankheiten des Gefässsystems, der Lungen, des Magens und der Därme, der Leber und der Gallengänge, der Milz, der Nieren und der Blase, Frauen- und Kinderkrankheiten, Militärmedicin, Ophthalmologie, Chirurgie, Geburtshülfe, Klinik, gerichtliche Medicin, Medicinal-Polizei, medicinische Geographie, medicinische Reisen, Zustand der Medicin in den einzelnen Ländern, medicinische Topographie, medicinische Statistik, alte Aerzte, Geschichte der Medicin, Geschichte der Krankheiten, biblische Krankheiten, Lehrsysteme, medicinische Ländergeschichte, Geschichte ärztlicher Vereine, Biographien, Bibliographie, medicinische Numismatik, medicinische Wörterbücher, Beiträge zur Heilkunst, Beobachtungen, gesammelte Schriften, Gesellschaftsschriften, Jahrbücher, Zeitschriften.

Wie Marx zuerst auf Laennec aufmerksam machte, ist schon erwähnt worden. Sechs Jahre darauf führte er Williams in die deutsche Literatur ein, dann Hope, Piorry, Bouillaud und den noch lebenden Arzt Philipp in Berlin. Die Göttinger gelehrten Anzeigen hatten zu jener Zeit, dem Ausgang der zwanziger und Anfang der dreissiger Jahre, eine ganz andere Stellung in der deutschen Literatur als jetzt. Ihre höchste Blüthe fällt zusammen mit dem Flore der Göttinger Universität. Sie bildeten damals unter den kritischen Tribunalen die erste Grossmacht, ihr literarischer Einfluss ist gleichzustellen dem politischen Einfluss, den Frankreich zu verschiedenen Zeiten, unter Ludwig XIV. unter Napoleon I. und Napoleon III. ausübte. Ein Buch, das vor diesem Areopag Gnade gefunden, hatte sich das Bürgerrecht für die ganze gelehrte Welt erworben. Diese glänzende Periode der gelehrten Anzeigen und der Universität mit durchzumachen, hatte Marx das beneidenswerthe Glück. Zu keiner Zeit war die Zahl der Studenten eine so grosse gewesen. Der Weggang der sieben Professoren 1837 schlug Göttingen ideell eine tiefere Wunde als reell. Die sieben Professoren konnten ersetzt werden. Unersetzbar aber war die Gunst der öffentlichen Meinung. Göttingen war bis dahin factisch eine der wenigen Universitäten, die in dem Rufe gestanden hatten, ein heiliges Palladium freier Wissenschaft zu sein.

Factisch bestand nur hier Lehr- und Pressfreiheit. Der Name Göttingen wirkte schon wie ein Zauber. Was Weimar in dichterischer Be-

ziehung für Deutschland war, als das galt Göttingen in wissenschaftlicher. Mit dem Weggang der Sieben schwand dieser Nimbus, Göttingen wurde den übrigen Universitäten gleichgestellt und musste es sich auch gefallen lassen, wie die anderen Hochschulen, als Staatsdiener-Dressiranstalt betrachtet zu werden, wo statt der freien Wissenschaft, juristische, theologische und medicinische Büreaukratie ihr Lager aufgeschlagen hatte. Wie die Universität in Verfall kam, so auch die gelehrten Anzeigen. Die Zahl der Studenten sank von 1800 auf 600, und die Zahl der Abonnenten so, dass die gelehrten Anzeigen wahrscheinlich wie ihre beiden grossen Concurrenten, die Hallische und Leipziger Literaturzeitung eingegangen wären, hätte die Regierung sich nicht des ehrwürdigen ältesten kritischen Instituts durch eine jährliche Subvention angenommen. In medicinischer Hinsicht konnte ihr kein grösserer Verlust beigebracht werden, als dadurch, dass Marx vor 12 Jahren seine kritische Thätigkeit einstellte. Als nämlich mit den Göttingischen gelehrten Anzeigen Aenderungen beabsichtigt, selbst vorgenommen wurden, mit denen Marx nicht einverstanden sein konnte, zog er sich davon zurück. Dass dieses durch die Umstände bedingt, invita Minerva, geschah, wird Dem deutlich werden, der erfahren, wie Marx den G. g. A. zugethan war.

Die meisten von ihm geschriebenen Kritiken sind, nach den einzelnen Disciplinen geordnet, in obiger Schrift nebst dem vollständigen Titel angeführt. Ausserdem wirkte Marx aber noch als Kritiker an der Jenaischen Literaturzeitung, Leipziger Literaturzeitung und Hecker's medicinischen Annalen. Was Marx als Kritiker leistete, geht am klarsten aus folgendem Passus obiger Schrift hervor; „Manche Beurtheilung war nicht bloss ein Stück Arbeit, sondern ein Stück Dasein. Viele Stunden gehörten zu ihrer Auffassung und Darstellung; Erfahrungen, Gedanken und Ansichten wurden bereitwillig in sie niedergelegt. Allein das Beurtheilen ist kein dankbares Geschäft; es ist mit einer Recension wie mit dem gesprochenen Worte; sie dient mehr dem Augenblicke, dem Tage. Die damit gegebenen, noch so eindringenden, aus Nachdenken und Studium hervorgegangenen, Hinweisungen wirken nicht nachhaltend. Die unbedeutendste selbstständige Schrift erfreut sich einer längeren Dauer, auch wird sie von spruchfähigen Männern mehr berücksichtigt, und wie eine solche leicht vorgewiesen werden kann, so ist sie, schon durch das unabhängige Aeussere, mehr dazu geschickt, für ihren Verfasser eine günstigere Meinung zu wecken.

Wer weiss, wie wenig im Ganzen Recensionen beachtet und gewürdigt werden, wie der schonendste Tadel so leicht Feindschaft, und ein Lob, welches nicht mit vollen Backen ertheilt wird, keine Freundschaft zu Stande bringt, der kann, wenn er zum Schaffen grösserer Werke Kraft und Stoff in sich fühlt, zur fortgesetzten Theilnahme an denselben nur durch ein Pflichtgefühl für die Sache und die Anstalt getrieben werden. Auch ist das Beurtheilen von Schriften nicht immer, wie es scheint, eine an sich unangefochtene Beschäftigung; dasselbe geschieht zuweilen unter widerwärtigen Umständen und gehäuften Hindernissen, so dass moralischer Muth und Ausdauer dazu gehören, um nicht davon abzulassen. Sind die Perioden einer derartigen Aufregung und Hemmung vorüber, so bleibt in ruhiger Zeit kaum der Begriff der überwundenen Schwierigkeiten. Als z. B. von sonst massgebenden Seiten die nicht ansteckende Natur der asiatischen Cholera, der thierische Magnetismus, die Homöopathie in Schutz genommen, und jede entgegen stehende Ansicht geheim und öffentlich bekämpft wurde, als selbst die damalige Redaction, beeinflusst, sich schwierig zeigte, entgegengesetzte offene Erklärungen anzunehmen, als die erboste Gegenansicht sich nicht entblödete, gehässige Zeitungsartikel, ja sogar anonyme Drohbriefe, an den Re-

censenten zu richten, da war das constante Beharren bei der gewonnenen Ueberzeugung keine leichte Sache.

In welcher Weise ich diese Zwecke consequent zu erreichen suchte, das kann nicht aus der einen oder andern Beurtheilung, sondern nur aus ihrem fortlaufenden Zusammenhange erkannt werden, denn, um Wiederholungen zu vermeiden, wurde oft in der einen unterlassen, was in einer andern bereits gesagt war. Nach dem Spruche: „was Du nicht willst, dass Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen nicht," liess ich es mir angelegen sein, nie aus persönlicher Gereiztheit die Feder zu ergreifen, nur den Ausdruck der geprüften Lectüre wiederzugeben, das jugendliche Verdienst anzuerkennen, neue gute Lehren gegen eingewurzelte Auctoritäts-Vorurtheile, das verkannte Alte gegen unberufenes Absprechen zu vertheidigen, das Geltendmachen neuer Namen statt neuer Sachen abzuwehren, Scheingelehrsamkeit in ihrer Armuth zu zeigen, Unklarheit des Gedachten, Vernachlässigung des Stils, Unrichtigkeit der Schreibart nachzuweisen."

Folgende Kritiken heben wir namentlich hervor: Peter Krukenberg. Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle, Halle. 1820. 1824. G. g. A. 1822. St. 127. S. 1269. 1825. St. 64. S. 647.: „Die vorliegenden Nachrichten tragen durch ihre Einfachheit das Gepräge der Wahrheit an sich, die Darstellung ist sowohl durch die Sprache als auch durch die eingestreuten Bemerkungen anziehend. Da die mitgetheilten Notizen zu den wichtigsten der ärztlichen Praxis gehören, und bei der Behandlung sowohl auf die Naturheilung als auf die Anwendung einfacher, erprobter und vaterländischer Heilmittel besonders Rücksicht genommen ist, so wünscht gewiss Jeder die baldige Fortsetzung dieser Jahrbücher!"

Heinroth. Lehrbuch der Anthropologie. Leipzig. 1822. G. g. A. 1823. Stück 149. S. 1486: „Dass die religiösen Entwicklungen und Ergiessungen den wichtigsten Theil eines Buches ausmachen, dessen Titel und Zweck auf strenge Wissenschaft Anspruch machen, das wird schwerlich allgemeine Billigung finden".

Krause. Ueber das Alter der Menschenpocken. Hannover. 1825. 8. G. g. A. 1825. St. 136. S. 1358.

L. Choulant. Prodromus novae editionis Auli Cornelii Celsi. Lipsiae. 1824. 4. G. g. A. 1824. Stück 194: „Auch ohne in das Lobpreisen Derer einzustimmen, welche die alten Aerzte als unerreichte oder als unerreichbare Muster der ärztlichen Behandlung und Darstellung rühmen, kann doch der unbefangene Freund vielseitiger, wissenschaftlicher Ausbildung nur freudig und dankbar anerkennen, was in der jüngsten Zeit zur Förderung des Studiums griechischer und römischer Aerzte, besonders in Deutschland geschehen ist. Denn in der gesunden, treuen Beobachtung der Natur, in einem frischen Auffassen und Verknüpfen ihrer mannigfachen Aeusserungen müssen wir die Alten als Muster gelten lassen, und eine fortgesetzte Beschäftigung mit denselben unterhält zugleich den Zusammenhang mit den Ueberresten classischer Völker, von welchen ein geläuterter Geschmack noch fortwährend auf die jetzige Generation ausströmt."

Willan. Miscellaneous Works. London. 1821. G. g. A. 1826. St. 117 S. 1163.

Marx. De Euthanasia medica. Gottingae. 1826. G. g. A. 1827. Stück 21.

F. W. Nushard. Theoretische Medicin für Wundärzte. Prag. 1824. G. g. A. 1827 St. 115. „Der Vortrag ist im äussersten Grade schleppend, nachlässig, oft incorrect und in Hinsicht des Grammatischen, Blössen zeigend, die für den Schüler von keinem guten Beispiel sein können. Wenn man auch nicht von Jedem gründliche Kenntnisse der lateinischen Grammatik verlangen soll, so darf man doch erwarten, dass einer, bevor er öffentlich auftritt, seine Arbeit von einem Sprachkundigen zuerst durchsehen lasse."

Versuch einer Monographie der China von Heinrich von Bergen, Drogueriemakler. 1826 Hamburg. G. g. A. 1827. St. 122: „Ueberhaupt ist der Fall nicht selten, dass Schriften, die das Ganze einer Wissenschaft, als Lehrbücher und selbstständige einzelne Theile behandeln, mit einer Masse von Literatur beladen sind, der man es ansieht, dass die Verfasser kaum von dem allergeringsten Theil einige Kenntniss durch eigne Ansicht und Studium haben. Desshalb fehlt es denselben an Ordnung, Folge, Kritik, und es erben sich Fehler,

Lücken und Widersprüche wie eine Krankheit aus einem solchen Buche in ander ähnliche fort. Das Schlechte steht neben dem Guten, das unbedeutende Machwerk eines Anfängers neben dem Meisterstücke Solcher, welche die Wissenschaft umgestaltet haben, und kein Wink belehrt den Wissbegierigen von dem Gehalte oder der Stellung der einzelnen Schriften. Jene oben bezeichnete kann sicherlich der Wissenschaft nicht frommen, ja muss, als ein eitler Ballast, die Bücher nur beschweren und vertheuern".

Bakker, Epidemia, quae anno 1826 Groningam afflixit. Groning. 1826. G. g. A. 1827. St. 145.— E. J. Th. à Thuessink, epidemische Zickte te Groningen. Groningen. 1827. G. g. A. 1827. St. 145.— J. Nyhoff, de Epidemia Groningana. Trajecti ad Rhenum. 1827. G. g. A. 1827. St. 145. Devergie, Clinique de la Maladie Syphilitique. Paris. 1826. G. g. A. 1827. St. 16 S. 1679. — C. C. Matthäi, Untersuchung über das gelbe Fieber. Hannover. 1827. G. g. A. 1827. St. 202. Rayer. Traité théorique et pratique des maladies de la peau. T. 1. et 2. Paris 1826. T. 1—3 1835. G. g. A. 1828. St. 64. 1839. St. 1—9. S. 1684.

„Der Versuch, die Hautkrankheiten als ein naturhistorisches Phänomen zu betrachten und sie danach einzutheilen, hat etwas sehr Verführerisches. Man glaubt hiermit sich dem strengen Ernst ausgebildeter und gegliederter Wissenschaft zu nähern, und dem Ohr wird geschmeichelt durch den Klang linnéischer Benennungen. Aber bedenke man doch ja, welch' ein wesentlicher Unterschied zwischen regelmässigen Individuen, die aus eignen und sich beständig wiederholenden Keimen sich gleichzeitig erzeugen und zwischen Ausbrüchen eines angegriffenen und zerrütteten Organismus Statt finde. Zwar werden in letztem Falle wohl auch gleiche Ursachen so ziemlich wieder gleiche Erscheinungen hervorrufen, und somit gewissen Arten ein constanter äusserer Charakter eigen bleiben, aber wo treffen wir zum zweiten Male bei körperlichen Leiden eine gleiche Verbindung von Ursachen an, wo ist die Sphäre dieselbe, in der sie wirken, wo die Bedingungen die nämlichen, unter denen sie zusammentreten? Ein sehr belehrendes Beispiel gewährt die Lichenographie. Welche zahllose Menge von Geschlechtern und Arten der Flechten haben uns hier die schwedischen Naturforscher aufgenöthigt, so dass ihr Studium weitaus das schwerste in der Botanik geworden war. Wie sehr aber ist es erleichtert, durch die Entdeckung unseres Herrn Oeconomierath Dr. Meyer, die er in seinem neuesten Werke bekannt gemacht hat, dass eine grosse Zahl von specifisch getrennten Flechten nur verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben, durch Alter, Umgebung und Standort mannigfach modificirten Individuums sei. Findet solches Statt in dem normalen Verlaufe eines wesentlichen Glieds des grossen Gewächsreichs, wie wird es dann um den namenreichen Stammbaum der Schmarotzergebilde des krankhaft umgestimmten Körpers stehen? Soll jedoch ein medicinisches Werk einen praktischen Werth haben, so muss es dem Anfänger das Auffassen und Auffinden, dem Erfahrenen das Wiederfinden des Mitgetheilten nicht zu schwer machen, sonst geht es aus dem Gebiete unmittelbarer Belehrung in das einer allgemeinen Systematik über. Von letzterer Art ist aber die Eintheilung und Anordnung der Hautkrankheiten, wie sie die neuesten auswärtigen Werke liefern. Nicht die inneren, sondern die äusseren Kennzeichen liegen ihnen zu Grunde, und bei der unbestimmten Menge von Benennungen dafür thäte es Noth, einen eigenen Nomenklator und einen grossen Band mit Abbildungen mit sich zu führen. Es ist hier jedoch, wie anderwärts, nicht die Natur, sondern die Schule, welche trennt und verwirrt. In dieser gilt das einzelne abgerissene Factum, die ausgesprochene Regel; in jener das fortschreitende Leben, welches durch eine Reihe mitwirkender Ursachen jede Erscheinung successiv ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt."

R. T. H. Laennec, Traité de l'Auscultation médiate. Paris. T. 1 et 2. 1826. G. g. A. 1830. St. 57. 58. 59.

„Die grossen Aerzte vor unserer Zeit haben Krankheit erkannt und behandelt, ohne von der Auscultation etwas zu wissen; auch künftig wird es wohl noch solche geben, die keinen Gebrauch davon machen werden. Das Stethoskop enthält nicht das einzige Erforderniss für die praktische Beurtheilung. Es wäre traurig, wenn die glückliche Ausübung unserer Kunst von dem einen oder andern Hülfsmittel abhinge. Wenn aber viel erfahrene Aerzte, die durch beständiges Beobachten am Krankenbette und durch Studiren der besten Quellen der Vor- und Nachwelt sich gebildet haben, diese Fertigkeit glauben entbehren zu können, so bleibt es doch wünschenswerth, dass Anfänger und alle Die, welche ihren in-

viduellen Einsichten weniger unbedingt vertrauen, ein Hülfsmittel nicht vernachlässigen, das in vielen Fällen dem Urtheile zum Leitfaden und zum Stützpunkte dienen kann. Wenn auch die bestimmte Diagnose keineswegs die Heilung immer möglich macht, so ist es doch beruhigend, sich sagen zu können, dass man die Krankheit, gegen die man gekämpft, zu deren Linderung man beigetragen, richtig erkannt habe. Wie jede Erkenntniss zur Wahrheit führt, und diese endlich frei macht, so führt jeder Beitrag des Wissens zur tieferen Einsicht, und diese, begünstigt durch Forschung, Versuch und Zufall zur beglückenden hülfreichen Anwendung".

Ueber die Choleraschriften. W. Scot, G. g. A. 1831. St. 41. Boyle, G. g. A. 1831. St 42. S. 420. Christie, G. g. A. 1831. St. 42. S. 420. Searle, G. g. A. 1831. St. 42. S. 422. Jameson, G. g. A. 1831. St. 182.

Pathologische Untersuchungen von Dr. Johann Stieglitz, Hannover. 1832. G. g. A. 1832. St. 126.

„Wer die Summen der Schriften in der medicinischen Literatur prüfend überblickt, wird nicht anstehen, den eigenthümlichen Arbeiten bewährter Praktiker den ersten Preis zuzuerkennen. Mögen Hand- und Lehrbücher, historische und kritische Zusammenstellungen aller Art für einzelne Zwecke noch so nothwendig und nützlich sein, die wahre Bereicherung der Wissenschaft geht nur von einer vielseitigen, durch Theorie und Nachdenken erleuchteten Erfahrung aus. Je mehr diese von einer genialen Welt- und Lebensanschauung durchdrungen, von umfassender Belesenheit befruchtet und durch einen weiten Thätigkeitskreis unterstützt ist, um so vollkommener an Form und Inhalt wird ihre Darlegung, um so wohlthätiger und andauernder auf Mit- und Nachwelt ihre Einwirkung sein. Indem Stieglitz auf den Werth eines kritischen Studiums der früheren classischen Schriftsteller hinweist, weniger gekannte Hauptpunkte aus ihnen hervorhebt, zeigt er zugleich, wie viel höher und weiter unser neuester wissenschaftlicher und praktischer Standpunkt sein würde, wenn man die mühselig errungenen Resultate der Vergangenheit gehörig bewahrte und würdigte. Oft überraschen einzelne, bisher wenig oder gar nicht bekannte, literarische und biographische Notizen. Wie vorsichtig, besonnen und milde die Kritik ausgeübt wird, ist als ein nachahmungswürdiges Muster und Beispiel nicht genug hervorzuheben. Die Personen treten gleichgültig in den Hintergrund, die Sachen und die Gründe sprechen und werden ruhig gegen einander abgewogen. Mit wenigen Worten wird eine ganze Richtung, ein ganzer Schriftsteller bezeichnet, das Lob mässig, der Tadel selten gespendet und öfters nur durch Verschweigen angedeutet. Ein tiefes, ernstes Suchen nach Wahrheit, nach gründlicher Belehrung weht durch das ganze Buch, und indem es in dem Leser ein ähnliches Streben erweckt, entfernt es, auch wo man nicht glaubt übereinstimmen zu können, jeden Stachel von Widerspruch. Die Sprache ist rein und gediegen, auch bei den schwierigsten Materien klar, ruhig und verständlich, und wo sie ein wärmeres Colorit annimmt, von der Lebendigkeit des Gegenstandes dazu aufgefordert. Vor Allem aber springt hier in die Augen die innige Verknüpfung des rein Aerztlichen, mit den Beiträgen, welche die Hülfswissenschaften bieten. Die Resultate der Chemie, der Anatomie, der Physiologie werden herbeigezogen, um die aufgestellten grossen Fragen der Pathologie zu lösen, oder doch den Schleier, der sie bedeckt, zu lüften; erst auf diese Basis ist die ganze Reihe der wichtigen theoretischen Erörterungen gegründet".

The life of W. Cullen by J. Thomson. Edinburgh. 1832. G. g. A. 1833. St. 8.

Humphry Davy, Consolations in Travel, or the last days of a philosopher. London. 1831. G. g. A. 1833. St. 17.

„Ausgezeichnete Naturforscher sprechen sich über ihren religiösen Glauben oder über die tiefste Weise ihres Empfindens nur selten aus; ihr ganzes Dasein ist auf das Wissen gerichtet, wie sie am Abend ihres Tagewerks über das Rück- und Vorwärts fühlen und ahnen, das geht in der Regel mit ihnen in die Grube. Darum sind diese Mittheilungen um so willkommener, besonders da ihre Sprache zugleich verräth, dass ein feiner, durch das Studium der Alten gebildeter Sinn das einfache und doch kunstvolle Gewebe der Darstellung zu beherrschen verstand. Tiefe Sprüche, herrliche Wahrheiten werden hier vorgetragen, und die Ueberzeugung des Uebersinnlichen durch anschauliche Erläuterungen an die sichtbaren Vorgänge angeknüpft".

Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Nach den

Quellen bearbeitet für Aerzte und gebildete Nichtärzte, von Dr. Hecker. Berlin. 1832. G. g. A. 1833. St. 37.

„Sowie es eine Aufgabe der Wissenschaft ist, den Zusammenhang der natürlichen Dinge aufzusuchen, so ist es eine nicht minder wichtige, die Grenzlinie zwischen den einzelnen Gruppen der Erscheinungen festzuhalten, damit Deutlichkeit in unsere Erkenntniss komme, und die Erklärung sich nicht in das Endlose verliere. Gar oft bieten sich dem forschenden Arzte Fälle dar, wo es ungewiss bleibt, ob die ungewöhnlichen und unregelmässigen Aeusserungen von wirklicher materieller Erkrankung oder von moralischer Verkehrtheit und Seelenstörung herrühren; er vermag sich bloss zu helfen durch scharfe Trennung der Gebiete nach den allgemein angenommenen Gesichtspunkten und durch unbefangene Beleuchtung der inneren und äusseren Gründe. Wer im Einzelnen einen derartigen Versuch durchzuführen unternimmt, lernt indessen die grossen Schwierigkeiten eher kennen als vermeiden; die theoretischen sind oft schwer zu entwirren und wiederum so auffallend, die Uebergänge vom Innern zum Aeussern so verborgen, der Zusammenhang so räthselhaft, dass er leicht dahin gebracht wird, eine allgemeine Kraft zu Hülfe zu ziehen und sein Wissen wie sein Wollen unter die Obhut eines höheren Princips zu stellen, um von ihm Erleuchtung, Haltpunkte, Schutz zu erhalten. Mag nun ein solches Gefühl sich auf ein Bedürfniss stützen, die Kritik darf ihm kein Recht einräumen. Sobald die naheliegenden, wahrscheinlichen und allgemein verständlichen Erklärungen für unzureichend gehalten werden, macht sich zu leicht das Ungewöhnliche, Geheime und Wunderbare bemerklich. Ist nun gleich, dem Wesen nach fast Alles, was täglich vor unseren Augen vorgeht, geheim und wunderbar, so dürfen wir doch den einmal gewonnenen, höheren Standpunkt der Beurtheilung keineswegs aufgeben, um nicht für klaren Beweis und einfache Thatsachen, die sich auf anerkannte Naturkräfte zurückführen oder doch daran knüpfen lassen, vage Vermuthungen und sinnreiche Hypothesen einzutauschen. Verfasser vorliegender Schrift bemüht sich, die Tanzwuth als epidemisches Uebel darzustellen. So sehr nun Verfasser seine Ansicht von dem Epidemischen der Tanzwuth dadurch zu modificiren sucht, dass er die Krankheiten, welche, wie er sich ausdrückt, auf den Strahlen des Lichts, auf den Flügeln der Gedanken sich verbreiten, durch sinnlichen Reiz den Geist erschüttern und in die Nerven die Wege seines Willens und seiner Gefühle ausstrahlen, zwischen die Seuchen, „welche gröberen Ursprungs mehr den Körper als die Seele ergreifen“ stellen will, so sind wir doch nicht im Stande, seine Ansicht zu theilen. Wir können die Ueberzeugung uns nicht aneignen, dass die Ausbrüche des Wahns, der unbefriedigten Geschlechtslust, des Betrugs und der zum höchsten Grade gesteigerten Nachahmungssucht ursprünglich Krankheit gewesen, die in geheimen Vorgängen der Gestirne, der Luft, der Erde und der Unterwelt ihren Grund hatten; sondern wir glauben, dass die ganze Stimmung der Zeit, die politische und sittliche Stimmung, derartige Ausbrüche zuliess und selbst begünstigte; dass Aberglaube, rohe Gewalt, Macht der Gewohnheit dem kräftigen und consequenten Einschreiten der Behörden ebenso hemmend entgegentraten, als der richtigen ärztlichen Beurtheilung und der zweckmässigen Hülfe. Wenn Mirabeau die Revolution die Tour um die Erde machen lässt, erklärt er damit die Bewohner für krank, und ist bei dem Ausbrechen einer Revolution eine, diese begünstigende, Constitution anzunehmen? Der Politiker wird dieses Räthsel ohne ärztlichen Beirath lösen können. Wenn wir uns desshalb verwundert fragen, wie der Verfasser, der so viele Beweise von Scharfsinn und Gelehrsamkeit geliefert hat, dazu habe kommen können, die vorübergehende Thorheit einer Zeit für eine wirkliche Krankheit auszugeben, so scheint uns der Grund eines Theils in den Stellen der Chronikbücher jener Jahrhunderte zu liegen, die er gesammelt und hier mitgetheilt hat. Nach diesen sieht es beinahe aus, als wenn jene wüsten und verworrenen Zustände krankhafter Natur gewesen seien. Aber wir glauben, dass ein umfassender Ueberblick über das Leben und Weben jener Geschichtsperiode auch die fabelhaften Auswüchse als das Ergebniss des damaligen bürgerlichen und moralischen Seins und Verkehrs nachweisen würde, ohne dabei eines psychischen Ingrediens weiter zu bedürfen. Dann scheint noch ein anderer Grund zu solcher bedenklichen Auslegungsart in dem Auftreten der gewaltigen neuesten Krankheit und in dem Bestreben zu liegen, ihre Entstehung und Verbreitung von allem Andern, was über und unter der Erde vorgeht, nur nicht von der Ursache abzuleiten, die jedem Menschen und der ärztlichen Behandlung so nahe liegen. Eine neue Krankheit kann in entfernten Himmelsstrichen, unter dem Einfluss seltener begünstigender Um-

stände sich entwickeln, in ihrer höchsten Steigerung die Fähigkeit der Contagiosität erlangen und dann durch Völkerverkehr von Land zu Land verbreitet werden, sie kann wieder verschwinden, wenn ihre Zeugungskraft und die Empfänglichkeit der Individuen dafür erlischt. Wunderbarer Naturereignisse, Stürme und Erdbeben bedarf es dazu nicht.

In den finstern halbbarbarischen Zeiten erhoben sich seltsame, wahnsinnige Volksbewegungen, welche durch die Macht des Beispiels und durch die Schwäche der Regierungen von Ort zu Ort sich fortpflanzten und endlich in ihrer eignen Thorheit und in dem Entgegentreten der geistesgesunden Menge erstarben. Will man diese Krankheit eine epidemische nennen, so wird dies nur ein Wortspiel sein, und will man gar auch hierbei an verborgene, unbekannte Naturkräfte appelliren, so möchte man fragen, wozu denn eigentlich unserer Zeit ihre gepriesenen, geläuterten Einsichten und Naturkenntnisse nützten?"

Animadversiones in constitutionem morborum stationariam ejusque cum siderum laboribus necessitudinem. Auctore ab Hildenbrand. Viennae. 1831. G. g. A. 1833. St. 86 S. 860.

„Der Verfasser stellt es als ausgemachten Satz obenan, dass die sogenannten epidemischen Krankheiten in grossen Weltereignissen ihren Ursprung haben. Als die wichtigsten nennt er die Sonnen- und Mondfinsternisse. Für uns beweisen sie nichts Anderes als die Einwirkung einer auffallenden Naturerscheinung auf unwissende oder schwächliche Menschen, oder die vorübergehenden Folgen einer ungewöhnlichen oder plötzlichen Lichtentziehung. In den Verhältnissen des Klimas, des Bodens, der Lebensweise, der geselligen und politischen Formen des Volks liegen so viele nachweisbare wichtige Momente weit verbreiteter Krankheiten, dass es den Blick vom Nahen und Sicheren in das Ferne und Nebelhafte ablenken heisst, wenn man die Gründe dazu in dem Laufe der Gestirne suchen will".

Sales-Giron, La phthisie et les autres maladies de la poitrine traitées par les fumigations de Goudron et le médicinal naphtha. Paris. 1846. G. g. A. 1847. St. 54.

Annotations cliniques sur la Phthisie pulmonaire, d'après les cas qui ont été traités à la clinique de l'école de Médecine de Rotterdam pendant le cours de 1846—47; par Groshans. Gand. 1849. G. g. A. 1849. St. 164. S. 1632.

The life of Davy by Paris. London 1831. G. g. A. 1834. St. 13.

„Der Ruhm eines solchen Mannes kann durch ein schwaches Denkmal von Menschenhand nicht verherrlicht werden; sein Monument steht in dem grossen Tempel der Natur, und seine Biographen sind die Zeit und die Elemente".

Wenn wir nun erfahren haben, wie Marx auf allen Gebieten der Medicin sein kritisches Genie leuchten liess, wenn wir gesehen, dass er auf alle bedeutenden Erscheinungen der Literatur die Aufmerksamkeit der Aerzte hinlenkte, das Gute hervorhob und empfahl, und seine Kritiken daher gleichsam ein Archiv für eine spätere Literaturgeschichte bilden, so tritt Marx uns ebenso gross als Polemiker entgegen. Von vornherein müssen wir hervorheben, dass wir Polemik hier nicht in dem gewöhnlichen Sinne auffassen. Eine Polemik, die sich selbst Zweck ist, kennt und cultivirt Marx nicht. Eine solche verabscheut er. Als Begründer der ethischen Medicin, deren Ideal dahin geht, überall Harmonie und Einigung zu gründen, in dem sittlichen und politischen Leben des Individuums wie der Völker, musste er Streit, Hader, Gehässigkeit missbilligen. Marx unterscheidet sich dadurch von den meisten übrigen Polemikern, dass er die Polemik niemals als Zweck verfolgte, sondern nur als Mittel gebrauchte, die Wahrheit an das Licht zu ziehen oder den Schleier, der das Verborgene und Unbekannte verhüllte, zu lüften, neuen Entdeckungen den Weg zu bahnen, unbezweifelte Fortschritte zu unterstützen, falsche Systeme und Richtungen zu bekämpfen, literarische Scheintodte zu erwecken, dagegen die Scheinlebendigen zu tödten und alle Scheingrössen und Scheingelehrten von ihrem usurpirten Thron zu stürzen und sie als literarische Abenteurer zu entlarven. Die Grösse seiner Polemik besteht besonders darin, dass er stets die Sache von der Person trennte, und der Klotzianismus ihm gänzlich fremd war. Dadurch erklärt es sich, dass Marx niemals in eine literarische Fehde verwickelt wurde. Anonym ward er vielfach angegriffen, Drohbriefe wurden ihm ins Haus geschickt, als er die Homöopathie nicht bloss öffentlich als Lehrer vom Catheder herab bekämpfte, sondern auch bei Gelegenheit der famosen Kritik über Stieglitz' Werk. Aber Marx liess sich durch Nichts einschüchtern,

unerschrocken setzte er seinen Kampf gegen die Unwahrheit und Lüge fort, tapfer strebte er weiter als Herold und Mentor der Wahrheit, mochte sie dem Alterthume oder der Neuzeit angehören. So begnügte er sich nicht bloss damit, Laennec's Entdeckung den deutschen Aerzten zuerst bekannt gemacht zu haben, sondern als sich Widerspruch erhob, drang er darauf, dass, wenn auch die praktischen Aerzte sich abwehrend verhalten wollten, wenigstens Deutschlands Universitätslehrer sich der neuen Disciplin annehmen möchten. Während in den dreissiger Jahren einerseits die Grundsätze der Wasserheilkunde und die Reformen Currie's den meisten Praktikern fremd geblieben waren, und vor wie nach eine erhitzende Behandlung bei vielen Krankheiten angewandt wurde, trat er für die kühlende Therapie und gegen das Gespenst der Erkältung in die Schranken und wies auf Brandis hin; als aber andrerseits die Wasserheilkunde die Hegemonie der Therapie an sich zu reissen und eine schablonenmässige Behandlung der Krankheiten einzuführen suchte, stand er keinen Augenblick an, die Ausschreitungen dieser Methode auf das Schärfste zu bekämpfen und sie in die, ihr von der Natur gesteckten, Schranken zurückzuweisen. Als patriotischem Deutschen musste ihm Nichts mehr verhasst sein, als die Importirung von französischen medicinischen Moden. So ringt er mit der grössten Entschiedenheit, mit dem strengsten sittlichen Ernste gegen die Unsitte, alles von Frankreich Kommende als eine Panacee aufzunehmen, und von allen Aerzten hielt er allein das Banner der deutschen Medicin hoch und vertheidigte es gegen Franzosenthum und Modesucht, während die Meisten, selbst die Besseren seiner Zeit, von dem contagiösen Einflusse mehr oder weniger angesteckt wurden, und so ermahnt er einen jungen medicinischen Reiseschriftsteller, Mühry, der sich wegwerfend über Deutschlands Medicin in seinem Werke ausgedrückt hatte: „Deutsche, erkennt Euren Werth!" Wie er ausser der Homöopathie auch den thierischen Magnetismus und die Idealpathologie bekämpfte, ebenso rasch war er bei der Hand, Neuerungen, wenn sie an die Grenze der Charlatanerie sich erstreckten, mit der grössten Entschiedenheit entgegen zu treten. So machte er Schneemann, der mit seinen Speckeinreibungen beim Scharlach, die Köpfe der meisten, selbst der ruhigsten Praktiker verdrehte — (ein Beleg dafür ist, dass bei einer zu dieser Zeit herrschenden Scharlachepidemie in Bremen, ich einer der wenigen unter den dortigen Aerzten war, der seine Methode trotz grosser Opposition verwarf, während alle übrigen schwiegen —) sofort geistig todt. Sein Urtheil wurde durch die Zeit bestätigt. Ebenso siegreich stritt er gegen das Selbstdispensiren der Aerzte. Dagegen fand die Aetherisation an ihm in Deutschland ihren ersten und mächtigsten Alliirten. Eben vor ihrer Entdeckung hatte Marx mündlich gegen Dieffenbach die Hoffnung ausgesprochen, dass bald ein solches Mittel entdeckt werden möchte. Dieffenbach theilte nicht diese Ansicht, sondern äusserte: der Schmerz dürfe nicht unterdrückt werden, sondern müsse als Leiter für die Operateure dienen. Auch in diesem Punkte siegte die Richtigkeit der Marx'schen Ansicht. Ebenso entschieden trat er für Ricord's Mutterspiegel, als eine heilsame Erfindung, in die Schranken und wusste Fricke in Hamburg zu bestimmen, den Gebrauch desselben auf dem Krankenhause einzuführen. Sein grösstes Verdienst aber erwarb sich Marx um die Bekämpfung der jetzt grassirenden, naturwissenschaftlichen Medicin. Wenn er es nicht der Mühe werth hielt, die naturhistorische Medicin zu bekriegen, sondern dieses der Alles rectificirenden Zeit überliess, so ging er um so eifriger ans Werk, als die naturwissenschaftliche Medicin, die ihre Herrschaft an allen Universitäten aufgeschlagen hatte, den gänzlichen Verfall der medicinischen Kunst herbeiführte. In allen seinen historischen und ethischen Schriften nimmt er die Gelegenheit wahr, diese, der Kunst so verderbliche Schule zu bekämpfen, und ein Werk (Bacon von Verulam) ist ganz dieser Polemik gewidmet.

In Folgendem einige wesentliche Belege für die Schilderung Marx' als Polemiker.

Studien im Gebiete der Heilwissenschaft, von Heyfelder. Stuttgart. 1838.

„Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Von der Absicht fern, zu einem gelehrten Fossil mich zu stempeln, habe ich doch in diesen Blättern möglichst allgemein auf die Leistungen Anderer Rücksicht genommen". Vielleicht findet diese Erklärung noch an andern Orten Wiederhall; aber empfehlenswerth ist sie gewiss nicht. Wer zur rechten Zeit, namentlich bei schwierigen und verwickelten Fragen auf ähnliche Forschungen Anderer, auf Das, was früher oder anderwärts geleistet worden, gewissenhaft Rücksicht nimmt, stempelt sich dadurch zu keinem gelehr-

ten Fossil; er thut, was Vernunft und Wissenschaft fordern. Nur Mangel an rechtem Mass, welcher besonders hier fast immer mit Mangel an rechter Einsicht verbunden ist, führt zur Anhäufung nutzloser Citate. Hierin wird ebenso leicht gefehlt, als auf der entgegengesetzten Seite, wo man nur in dem, was man mit eignen Sinnen wahrnehmen, oder worauf man die Sinne der Anderen unmittelbar hinweisen kann, das Heil sucht. Indem man dies Bestreben praktisch nennt und mit der Bezeichnung „praktisches Wissen" eine Art von Talisman zu besitzen oder mitzutheilen glaubt, läuft man grosse Gefahr, der geistlosen Empirie anheim zu fallen. Gewiss ist, dass das Selbstschauen, Beobachten, Manipuliren die Bedingung alles Wissens ist. Aber sie ist nicht die einzige. Je rascher und mannigfacher die Fortschritte in den gesonderten Gebieten der ärztlichen Wissenschaft vor sich gehen, und je zahlreicher die beachtungswerthen Mittheilungen ihrer Bearbeiter werden, um desto dringenderes Bedürfniss ist es, aus dem Gemenge der individuellen Ansichten sicher leitende Resultate zu ziehen, allgemeine Gesichtspunkte zu bilden, das Neue mit dem früher Gewonnenen zu vergleichen, die zerstreuten Stücke des Wissens zu einem gegliederten Organismus umzuschaffen, das sinnlich Aufgefasste zu Gedanken zu erheben, den Begriffen eine einfache, edle Form anzupassen, mit einem Worte, das Ganze gelehrt zu behandeln".

Most. Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme. Leipzig. 1841.

„Es ist diese Schrift eine von denen, auf welche das Wort passt: sie handelten de omnibus rebus et aliqua re. Es werden alle medicinischen Systeme, auch solche, bei denen nie an ein System gedacht, durchgenommen".

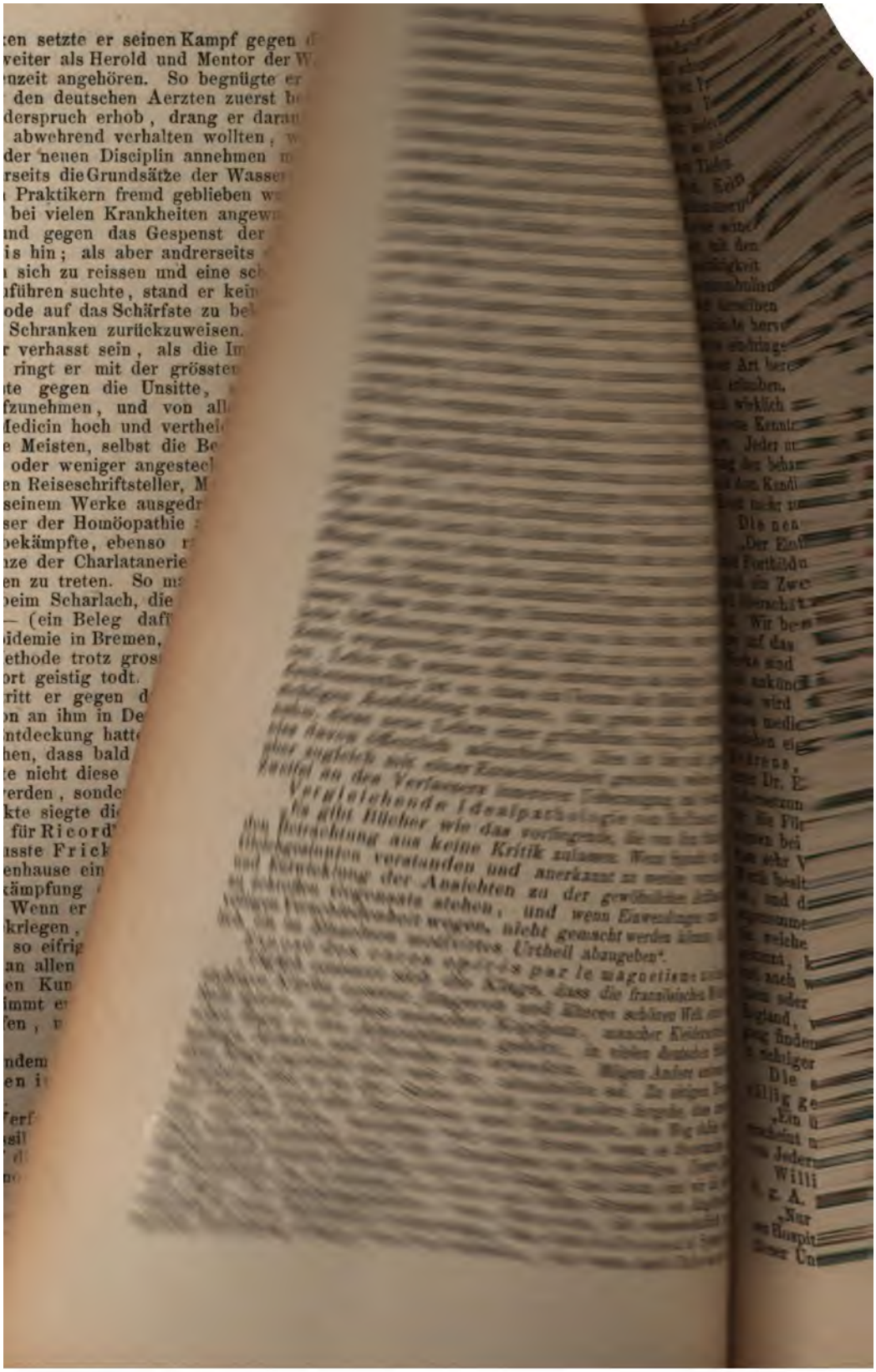
Homoeopathy, Allopathy and Young Physic, by John Forbes. London. 1846.

„In dem Streit über Wesen und Werth der Homöopathie ist in Deutschland ein Stillstand eingetreten. Die rationelle Medicin hat wiederholt und ausführlich genug ihre Gründe gegen sie dargelegt. Wer Lust und Empfänglichkeit für eine wissenschaftliche Ueberzeugung hat, konnte sich von allen Seiten vollständig belehren; wer von unklaren Vorstellungen befangen, von äusserlich scheinenden, innerlich hohlen und unbegründeten Behauptungen geblendet, jede tiefgehende Prüfung abweist, den wird auch eine noch so lange fortgesetzte Discussion nicht überführen. Wer durch Rücksicht auf schnöden Weltvortheil geleitet, Das, was der Mehrheit zusagt, als das Plausibelste ergreift, der wird alle Gegengründe verlachen. Der grossen Masse aber, die in einer Doctrin, wo sie sonst keine Stimme hatte, jetzt zur Stimmführung berufen, sie als das einzig Wahre ausschreit, ist auf dem Wege der Belehrung durchaus nicht beizukommen. Sie lobpreist, was ihrer Meinung zusagt, schmäht und zieht herab, was ihr widerstrebt und beruft sich auf ihre Autonomie als die höchste Instanz. Denn den eignen Vortheil geltend machen, ist jetzt die grosse Losung in weltlichen und geistlichen Dingen.

Wir meinen jedoch, dass in Sachen der Wissenschaft nur Die zum Urtheilen befähigt seien, welche deren Ergründung zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben. Wie dem auch sei, dass eine bedeutende Spaltung eingetreten, lässt sich nicht in Abrede stellen, und die Entscheidung der wichtigen Frage, welches die wahre Medicin sei, muss fortan dem langsamen, aber sicheren Walten der Zeit anheimgegeben werden. Sie wird nicht ausbleiben und gewiss in dem Sinne ausfallen, wie es die Resultate der fortschreitenden Naturwissenschaften mit Vertrauen erwarten lassen. Die vorliegende Schrift rührt von einem der ausgezeichnetsten englischen Aerzte her, ist ein ernster und dringender Mahnruf. Wird er Gehör finden? Wird er helfen? Neues wird man hier nicht erwarten. Was kann auch wesentlich Neues gesagt werden, nachdem ein Stieglitz gesprochen? Die wichtigste Nutzanwendung, die Forbes aus der Homöopathie zieht, ist die: „Man betrachte die Naturwissenschaften als die treuen Genossen der Medicin, so lange sie der Therapie dienen, und diese sich in keiner Weise von ihnen imponiren lässt".

Ueber die Homöopathie, Joh. Stieglitz. Hannover. 1835.

„Bei jeder der bedeutenden Epochen der Arzneikunst, wo es galt, den Schatz erworbener Wahrheiten zu vertheidigen, vor Irrthümern und Abwegen zu warnen oder den Gewinn geprüfter neuer Erfahrungen und Entdeckungen zum Heile des Ganzen zu verwenden, säumte der Verfasser nie, als muthiger Streiter unter den ersten Vorkämpfern zu erscheinen, ja man kann sagen, dass sein bestimmtes, wenngleich seltenes Auftreten, immer ein sicheres Zeichen war, dass irgend woher der guten Sache Gefahr drohe. Wenn nun auch jetzt wieder sein warnender Ruf erschallt,



wollte. Jedoch unter allen mehr in das wis-
igkeiten des Tags, die bei uns fast ihren Kreis-
keine einen tieferen und bleibenderen Eindruck
zu haben, als die Lehre vom thierischen Magne-
us ist in physiologischer Hinsicht gewiss eine
und es wäre vermessen, den so eigenthümlichen,
bekräftigten Aeusserungen eines, in seinen tief-
s, ihre Realität und Wichtigkeit ganz abzuspre-
die mächtigen Hebel kennt, mit denen auch die
r vielseitig zu berühren vermag, wird aus dem
eines Nachdenkens die zarten Vorzüge ausschlies-
he und oft umgeänderte Wechselwirkung von See-
en verbunden ist, und die unter dem Namen von
len. Aber eine ganz andere Frage ist, inwiefern er
en Zwecken bemächtigen, ob er absichtlich solche
ltsam in jenes dunkle Labyrinth krankhafter Phan-
den Fall ist gewiss nicht jeder Arzt zu Versuchen
am allerwenigsten sollten Nichtärzte oder Halbärzte
es Spiel mit einem Heilverfahren zu üben, das, wo es
sollte, immer zu einem rein männlichen Ernste die ge-
nkten Körpers und einen psychologischen Tact erfor-
riff bestraft sich meist durch eine Steigerung und Stö-
le, und was dem Laien als Heilung erscheint, bewährt
bniss oder Vorbote einer viel schlimmeren, oft durch keine
len Krankheit".

n in Frankreich, von Kratzmann. Leipzig. 1846.
ie Bestrebungen französischer Aerzte auf die Gestaltung
icin ausgeübt, ist zu sehr entschieden, als dass darüber
den könnte. Aber eine andere Frage ist, ob er nicht zu
entlich in Deutschland über Gebühr hervorgehoben worden
grosse Zahl von Schriften, worin die Verdienste jener Män-
ste und Lobpreisendste auseinandergesetzt sind, alle ihre
in unsere Sprache übertragen, jedes in Frankreich als neu
tem, jede neu scheinende Ansicht, jede angeblich neue Me-
nseren Zeitungen mitgetheilt, und kaum erscheint dort ein
uch, so fallen Schaaren von Uebersetzern darüber her; ja es
bestimmte Anstalten, (in Berlin bei Hirschwald unter Dr.
g bei Kollmann unter Dr. Krupp, in Wien bei Kaulfuss
.) die unter einander wetteifern, welche zuerst die gefertigten
larkt liefert. Wir wollen nicht untersuchen, ob das löblich und
der Wissenschaft im Vaterland fruchtbringend sei; aber wir
erkennung der französischen Medicin unbedenklich aussprechen,
was sie zu Tage gebracht, nur einen scheinbaren, ephemeren
s häufig das Neue, was sie gibt, nicht gut, das Gute nicht neu
rade das Neuere und Neueste nur mit äusserster Kritik auf- und
den darf. Dazu kommt, dass die Leistungen der deutschen Medi-
hrheit mit jener sich wohl messen darf, von den Franzosen kaum
beachtet werden, und dass, wenn diese je etwas davon erfahren
ür ihre Zwecke Nützliches daraus entnehmen, sie doch die Urheber
stens mit Achselzucken und Lächeln nennen. Wie ganz anders
ie Resultate deutscher Forschungen immer mehr Anklang und Ein-
utsche Schriften bearbeitet oder ganz übersetzt, und ihre Tendenzen
d würdiger Werthschätzung aufgefasst werden".

nere Heilung der Scharlachkrankheit durch eine neue,
hrlose Heilmethode, von Schneemann. Hannover. 1848.
rraschender, grosse Erwartungen erweckender Titel. Das Verdienst
so grösser, als die Behandlung der Krankheit auf die einfachste Weise
nn ohne Arzt und Apotheke durchzusetzen ist".

ms, the Diagnosis of Diseases of the Chest. London. 1835.
836. St. 144 S. 1439.

Männer, welche Jahre lang mit der Anwendung des Stethoskops in gros-
lern sich beschäftigten, haben ein Recht, über den Werth oder Unwerth
ersuchungsmethode sich auszusprechen; das blosse allgemeine Hin- und

und wir ihn mit den Waffen der Wissenschaft und einer hohen Ueberzeugung in die Schranken treten sehen gegen ein Treiben, das, so wie es im Dunkeln wuchernd fortschleicht, auch dreist sein Haupt öffentlich erhebt, so könnte man fragen, ist es denn wirklich an dem, dass solche Männer dagegen in den Kampfplatz hinabsteigen müssen? Ist die Stunde gekommen, wo es heisst: videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat? Wir glauben ja, und wollen versuchen, unsere Meinung durch ein Gleichniss deutlicher zu machen. Wenn in einem wohlgeordneten Staate an irgend einem Punkte eine Empörung ausbricht, so lässt sich voraussetzen, dass die localen Behörden durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel sie beschwichtigen und ihre Verbreitung hindern wollen. Wenn aber, sei es durch Kühnheit der Häuptlinge, oder durch verführerisches Beispiel in Nachbarländern, die Unruhe Wurzel fasst und um sich greift, wenn die blinde Masse durch glänzende Worte und Versprechungen mit in den Tumult gezogen, ihn weiter und weiter wälzt, wenn einzelne Beamte selbst unschlüssig und wankend werden, ja, zu den Empörern übergehen, ist der Bestand und die Wohlfahrt der Gesammtheit aufs Spiel gesetzt, dann wäre es thöricht und gewissenlos, sich und Andern die Gefahr verhehlen zu wollen, es ist dringende Pflicht aller Gutgesinnten, zusammen zu halten und zu gemeinsamer Abwehr gegen den bedrohenden Andrang sich zu vereinigen. So und nicht anders steht es jetzt in dem Gebiete der Medicin, wenigstens in Deutschland. Es ist Hahnemann und seinen Anhängern, den sogenannten Homöopathen, bei dem Treiben dieser wirren Zeit gelungen, die Wogen der öffentlichen Meinung so aufzuwühlen, dass kein Arzt mehr unbehindert seiner Thätigkeit sich widmen kann, und auch der friedliebendste in den Streit gezogen wird, wo er weniger gegen ebenbürtige Kunstgenossen, als gegen unmündige und unberufene Zudringlinge, sich zu wehren hat. Nicht genug, dass der gewissenhafte Arzt die Lücken seiner Wissenschaft, die Schwächen seiner Kunst, die Mängel, welche jedem menschlichen, auch noch so redlichen Bemühen stets anhängen, am tiefsten selbst empfindet, er muss sich jetzt in schnöden Reden von der lärmenden Menge als absichtliche Vergehen sie vorhalten lassen, muss es geschehen lassen, dass man ewige Naturwahrheiten höhnt, dass man leere Hirngespinnste als hohe Offenbarungen preist und von ihm fordert, seinen wohlerworbenen geistigen Besitz wegzuwerfen und sich dafür mit einer neuen, in keiner Hinsicht begründeten, Lehre für seinen ebenso schwierigen als heiligen Beruf zu begnügen. Um so dankenswerther ist es, dass ein Veteran der Medicin, welcher sein Leben ihrer umsichtigen Ausbildung widmete, das gewiss nicht erfreuliche Geschäft über sich nahm, diese neue Lehre einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und das Ergebniss davon öffentlich mitzutheilen. Dies ist hier mit grosser Ruhe und Würde, aber zugleich mit einer Entschiedenheit geschehen, welche auch nicht den leisesten Zweifel an des Verfassers innererer Ueberzeugung und Gesinnung übrig lässt".

Vergleichende Idealpathologie von Hoffmann. Stuttgart 1834.

„Es gibt Bücher wie das vorliegende, die von dem Standpunkte einer prüfenden Betrachtung aus keine Kritik zulassen. Wenn Sprache und Ansichten nur von Gleichgesinnten verstanden und anerkannt zu werden vermögen, wenn Richtung und Entwicklung der Ansichten zu der gewöhnlichen Auffassungsweise in einen zu schroffen Gegensatz stehen, und wenn Einwendungen und Gegengründe, der völligen Verschiedenheit wegen, nicht gemacht werden können, da ist es nicht möglich, ein im Einzelnen motivirtes Urtheil abzugeben".

Exposé des cures opérés par le magnetisme animal. Paris 1826.

„Täglich erneuert sich die Klage, dass die französischen Moden in den gefallsüchtigen Köpfen unserer jüngeren und älteren schönen Welt eine viel zu wichtige Rolle spielen, und dass mancher Kopfputz, mancher Kleiderschnitt, der in Paris schon längst zu den Alterthümern gehört, in vielen deutschen Städten erst recht anfange, Aufsehen und Unruhe zu erwecken. Mögen Andere untersuchen, wie weit diese Klage gegründet und wie ihr abzuhelfen sei. Zu einigem Troste kann man versichern, dass es an der Seine nicht viel anders hergehe, dass unsere Wahrheit und Thorheit, trotz aller Barrièren und Halbheiten, den Weg dahin recht gut finden, und dass Vieles, worüber wir uns freuen, wenn es überstanden ist, erst in Paris anfange aufzuleben und die Gemüther zu beschäftigen. Unsere Ritter- und Räuberromane kommen allmälig dort in Gang, und kaum sind wir die wilde Jagd des Freischützen los, so summt es dort auf allen Strassen von Jungfernkranz und vom Jäger. Die Entzündungslehre von Marcus, die wissenschaftlich und geräuschlos in ihrem Vaterlande entsprang, hat dort in Broussais' System die lärmendste Ausdehnung erlangt, und es scheint, als wenn auch Hahnemann's Le-

möopathie dort festen Fuss gewinnen wollte. Jedoch unter allen mehr in das wissenschaftliche Gebiet gehörenden Neuigkeiten des Tags, die bei uns fast ihren Kreislauf schon vollendet haben, scheint keine einen tieferen und bleibenderen Eindruck bei den Franzosen hervorgebracht zu haben, als die Lehre vom thierischen Magnetismus. Der thierische Magnetismus ist in physiologischer Hinsicht gewiss eine sehr bedeutungsvolle Erscheinung, und es wäre vermessen, den so eigenthümlichen, von so vielen und würdigen Seiten bekräftigten Aeusserungen eines, in seinen tiefsten Tiefen ergriffenen Organismus, ihre Realität und Wichtigkeit ganz abzusprechen. Kein denkender Arzt, der die mächtigen Hebel kennt, mit denen auch die schlummernde Psyche den Körper vielseitig zu berühren vermag, wird aus dem Kreise seiner Beobachtung und seines Nachdenkens die zarten Vorzüge ausschliessen, mit denen eine ungewöhnliche und oft umgeänderte Wechselwirkung von Seelenthätigkeit und Körperzuständen verbunden ist, und die unter dem Namen von Somnambulismus begriffen werden. Aber eine ganz andere Frage ist, inwiefern er sich derselben zu therapeutischen Zwecken bemächtigen, ob er absichtlich solche Zustände hervorrufen und gewaltsam in jenes dunkle Labyrinth krankhafter Phantome eindringen darf. Auf jeden Fall ist gewiss nicht jeder Arzt zu Versuchen dieser Art berechtigt; aber am allerwenigsten sollten Nichtärzte oder Halbärzte sich erlauben, ein leichtsinniges Spiel mit einem Heilverfahren zu üben, das, wo es auch wirklich angezeigt sein sollte, immer zu einem rein männlichen Ernste die genaueste Kenntniss des erkrankten Körpers und einen psychologischen Tact erfordert. Jeder unbefugte Eingriff bestraft sich meist durch eine Steigerung und Störung der behandelten Zufälle, und was dem Laien als Heilung erscheint, bewährt sich dem Kundigen als Ergebniss oder Vorbote einer viel schlimmeren, oft durch keine Kunst mehr zu bewältigenden Krankheit".

Die neuere Medicin in Frankreich, von Kratzmann. Leipzig. 1846.

„Der Einfluss, den die Bestrebungen französischer Aerzte auf die Gestaltung und Fortbildung der Medicin ausgeübt, ist zu sehr entschieden, als dass darüber noch ein Zweifel Statt finden könnte. Aber eine andere Frage ist, ob er nicht zu oft überschätzt und namentlich in Deutschland über Gebühr hervorgehoben worden ist. Wir besitzen eine grosse Zahl von Schriften, worin die Verdienste jener Männer auf das Umständlichste und Lobpreisendste auseinandergesetzt sind, alle ihre Werke sind wiederholt in unsere Sprache übertragen, jedes in Frankreich als neu sich ankündigende System, jede neu scheinende Ansicht, jede angeblich neue Methode wird frisch in unseren Zeitungen mitgetheilt, und kaum erscheint dort ein neues medicinisches Buch, so fallen Schaaren von Uebersetzern darüber her; ja es bestehen eigens dazu bestimmte Anstalten, (in Berlin bei Hirschwald unter Dr. Behrens, in Leipzig bei Kollmann unter Dr. Krupp, in Wien bei Kaulfuss unter Dr. Eckstein,) die unter einander wetteifern, welche zuerst die gefertigten Uebersetzungen zu Markt liefert. Wir wollen nicht untersuchen, ob das löblich und für die Förderung der Wissenschaft im Vaterland fruchtbringend sei; aber wir können bei aller Anerkennung der französischen Medicin unbedenklich aussprechen, dass sehr Vieles, was sie zu Tage gebracht, nur einen scheinbaren, ephemeren Werth besitzt, dass häufig das Neue, was sie gibt, nicht gut, das Gute nicht neu ist, und dass gerade das Neuere und Neueste nur mit äusserster Kritik auf- und angenommen werden darf. Dazu kommt, dass die Leistungen der deutschen Medicin, welche in Wahrheit mit jener sich wohl messen darf, von den Franzosen kaum gekannt, kaum beachtet werden, und dass, wenn diese je etwas davon erfahren und auch wohl für ihre Zwecke Nützliches daraus entnehmen, sie doch die Urheber kaum oder höchstens mit Achselzucken und Lächeln nennen. Wie ganz anders England, wo die Resultate deutscher Forschungen immer mehr Anklang und Eingang finden, deutsche Schriften bearbeitet oder ganz übersetzt, und ihre Tendenzen in richtiger und würdiger Werthschätzung aufgefasst werden".

Die sichere Heilung der Scharlachkrankheit durch eine neue, völlig gefahrlose Heilmethode, von Schneemann. Hannover. 1848.

„Ein überraschender, grosse Erwartungen erweckender Titel. Das Verdienst erscheint um so grösser, als die Behandlung der Krankheit auf die einfachste Weise von Jedermann ohne Arzt und Apotheke durchzusetzen ist".

Williams, the Diagnosis of Diseases of the Chest. London. 1835. G. g. A. 1836. St. 144 S. 1439.

„Nur Männer, welche Jahre lang mit der Anwendung des Stethoskops in grossen Hospitälern sich beschäftigten, haben ein Recht, über den Werth oder Unwerth dieser Untersuchungsmethode sich auszusprechen; das blosse allgemeine Hin- und

Herreden über die Zulässigkeit dieses wichtigen diagnostischen Hülfsmittels ist werthlos. Als vor 6 Jahren, bei Gelegenheit des Meisterwerks von Laennec in diesen Blättern auf den Nutzen wie auf die Nothwendigkeit dieser neuen Prüfungsmethode hingewiesen wurde, war diese an manchen Orten noch etwas Unerhörtes. Bedeutende Entdeckungen, wissenschaftliche Wahrheiten können auf die Dauer nicht ignorirt werden. Gewöhnliche Praktiker mögen die neuen Richtungen unbeachtet lassen oder verkennen, akademische Lehrer, namentlich Vorsteher klinischer Lehranstalten dürfen nicht so verfahren. Eine Zeitlang können die Lücken ausgefüllt werden, allein die Kluft zwischen dem Scheine, dem Wesen und der äusseren Anforderung wird immer grösser".

Thesen und Reflexionen über medicamentöse und hydriatische Medicin, von Ritscher, praktischem Arzte zu Lauterberg. Osterode. 1842.

„Die Wasserheilkunde hat sich in der neueren Zeit bei uns, sowohl was die Ausübung, als auch was die Theorie betrifft, einen grossen Spielraum errungen, und dieses trotz des Widerspruchs und Widerstrebens der wissenschaftlichen oder, wenn man lieber will, der herrschenden Medicin. Man darf dieser deshalb keinen Vorwurf machen. Sie ist, wie jede solide Wissenschaft, angewiesen, den Erwerb so vieler Jahrhunderte zu behaupten und nicht leichthin gegen jede neu auftauchende Lieblingsmeinung oder Meinung des Tags zu vertauschen. Zwar verlangt man von ihr, sie solle das Neue prüfen, aber wenigstens ist damit die heimliche Forderung verknüpft, sie solle sich der Prüfung mit Geist und Vorliebe unterziehen. Eine eigentliche Prüfung kann nur auf die Principien oder die Erfahrungen Bedacht nehmen. Die Principien der Wasserheilkunde sind jedoch in den bisherigen Lehren der allgemeinen Pathologie und Therapie enthalten, müssen sich also ihnen unterordnen, und es kommt nur auf ein Mehr oder Minder ihrer Anwendung an. Was aber die sogenannten Erfahrungen selbst betrifft, so wird kein Unbefangener auf das Geschrei der Menge, auf das laute Lobpreisen der wirklich oder vermeintlich Curirten viel Gewicht legen. Es geht ja mit den meisten solchen Erfahrungen wie mit den Erzählungen der Weltgeschichte, von denen ein berühmter Mann sagte: sie seien der Roman, den man glaubt".

Lectures on the principles and methods of medical observation and research. By Laycock. Edinburgh. 1856.

„Neue Zeiten bringen auch neue Gesichtspunkte. In der Gegenwart, wo man den Arzt vorzugsweise zum Naturforscher stempeln will, glaubt man durch die mannigfachste und sorgfältigste Entwicklung wie Unterstützung der Sinnesorgane am meisten für die Ausbildung seiner Beobachtungsgabe zu thun. Ob damit jedoch dem innersten Bedürfnisse entsprochen, und dadurch allein der Zweck sicher erreicht wird, das ist eine andere Frage. Es versteht sich von selbst, dass der Mediciner die Naturobjecte, so genau als irgend möglich, also natürlich auch mit Zuziehung des Mikroskops aufzufassen sich bemühe, dass er die organischen Processe mit allen Hülfsmitteln der Physik und Chemie zu erklären und überhaupt keine Mittel unbeachtet zu lassen suche, um über die Erscheinungen, welche den Sinnen sich darbieten, eine klare sinnliche Deutung und Erkenntniss sich zu erwerben. Allein dies Bemühen hat seine Grenze. Es gibt Vorgänge im kranken Leben, welche mit dem Auge nicht gesehen, mit dem Ohre nicht gehört, mit Instrumenten und Reagentien nicht aufgefunden werden können. Man denke nur an die Krankheitsanlagen, an die Umstimmung der Organe oder organischen Systeme durch epidemische Einflüsse, an verschiedene, das Nervensystem ergreifende Giftstoffe, an die Macht der Affecte, an Leidenschaften, an verkehrte Vorstellungen. Mehr wie gewöhnlich angenommen wird, erscheint der Mensch auch in seiner Störung als eine incommensurable Grösse, deren Schätzung nicht leicht ist. Soll der Arzt den ihm bekannten oder unbekannten Kranken, in dessen Zustand sinnlich keine Umänderung, keine materielle Grundlage wahrzunehmen, behandeln, so muss er sich gleichsam in dessen Natur versenken, das Mass seiner Kräfte und seines Reactionsvermögens herausnehmen und diesem innerlich entworfenen Bilde gemäss die Indicationen entwerfen. In der oben angezeigten Schrift ist ein derartiger Versuch gemacht. Wir begrüssen ihn um so freudiger, als ein gewisser moralischer Muth dazu gehört, ihn zu veröffentlichen. Denn wer jetzt nicht in den Chorus mit einstimmt, nur die Nachweisung der sinnlichen Zeichen der Krankheiten für die höchste Aufgabe und die Offenbarung der Medicin zu halten, der wird für einen Träumer, Halbwisser und einen Solchen ausgeschrieen, der hinter den Fortschritten der Zeit zurückgeblieben".

Zu den polemischen Schriften von Marx müssen gezählt werden:

Fr. Bacon und das letzte Ziel der ärztlichen Kunst.

Diese Blätter entstanden aus Unmuth über das Verfahren der Physiker und Chemiker, die praktische Medicin sich dienstbar zu machen. Es muss schmerzen, zu sehen, wie jene vergessen, dass die Aerzte die verschiedenen Lehren der Naturforschung gross gezogen haben, wie sie stolz auf ihre mehr sichere Wissenschaft, zur Schätzung eines Heilkünstlers einen ungeeigneten Massstab anlegen, die Zuversicht zu seiner Erfahrungslehre schwächen und das Vertrauen des Publicums zur ärztlichen Kunst untergraben. Es ist diese Abhandlung keine erschöpfende Arbeit über die Leistungen Bacon's in der Medicin. Vielmehr hat Verfasser nur einige Kernsprüche und Grundsätze, die dieser grosse Weltweise über die Medicin that, herausgehoben, um zu zeigen, wie lange es dauert, bis die Zeit das Treffende sich so assimilirt, dass es Gemeingut Aller wird, und wie Wahrheiten, gleich Pflanzensamen, Jahrhunderte ihre Keimkraft behaupten. Es war ein glücklicher Wurf, in der Schrift, die mit unerbittlicher Strenge, schneidender Schärfe, unwiderleglichen Gründen die Irr- und Abwege der herrschenden naturwissenschaftlichen Medicin blosszulegen bestimmt war, Bacon von Verulam gleichsam mit der ärztlichen Kunst zu confrontiren. Er war es, welcher der neuen Naturforschung den Weg zeigte, die Methode vorschrieb, die sie befolgen müsse, um wirkliche Fortschritte zu machen. Er befreite sie aus dem eisernen Prokrustesbett der Speculation und blossen Deduction, in dem sie, ohne wachsen zu können, wie eine Mumie eingeschrumpft, seit Aristoteles Zeiten gelegen hatte, um sie in den blühenden und duftenden, an Blumen und Früchten reichen Garten der Induction zu führen. Er ist mit einem Worte der Vater der neueren Naturwissenschaft. Wenn nun er, dessen Verdienst noch mehr in dem bestand, was er veranlasste, als in dem was er selbst that — wie Marx uns in obiger Schrift zeigt — die Aufgaben der Medicin so treffend auffasste, wie unsere besten Classiker sie je aufgefasst haben, dann muss der Contrast um so mehr hervortreten, dass seine Jünger und Apostel ihm so unähnlich geworden sind, und gegen die Amme, die sie grossgezogen, sich wie die Töchter des Königs Lear gegen ihren Vater benehmen. In keiner Schrift von Marx athmet eine so bittere Ironie, eine so feine Satire, ein so sarkastischer Humor, wie in dieser. Wären die in ihr verkündigten und Jedermann verständlich gepredigten Wahrheiten befolgt, so wäre die heutige Medicin nie auf die schiefe Ebene gerathen, auf der sie jetzt mit rasender Schnelligkeit dem Abgrunde zueilt. Weil die Mehrzahl der modernen Aerzte bloss mit den sinnlichen Augen und nicht mit dem Geiste liest, so konnte nicht erwartet werden, dass ihnen durch jene Schrift der Staar gestochen würde. Da sie aber ihre Wurzeln in den fruchtbaren Boden der Wahrheit geschlagen hat, so werden ihre Blüthen und Früchte nicht ausbleiben.

Hier nur einige Sätze: „So wie der einsichtsvolle und gewissenhafte Arzt durch Ertheilung von Rath und Vorsichtsmassregeln darnach strebt, das persönliche Eingreifen möglichst zu vermeiden, so bemüht sich die Heilkunst durch Verbreitung der Kenntnisse über Entstehung und Verhütung von Krankheiten, sowie durch leicht fassliche Beurtheilung und Vereinfachung der Behandlung, ihr Wissen und Können zum Gemeingut und sich selbst gewissermassen entbehrlich zu machen. — Insofern der Arzt in Allem, was er thut und lässt, einzig die Gesundheit Anderer im Auge hat, muss er es gern sehen, wenn diese auch ohne ihn zu Stande kommt, wenn die Vollendung seiner Kunst nicht mehr von individueller Begabung abhängt, und wenn ihre Lehren praktische Anwendung finden in den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen der Völker. — Die Medicin ist ein reifes Product menschlicher Theilnahme und Einsicht, und was irgend noch als neu und eigenthümlich aus ihr hervorwächst, das wird sich als Entwicklung vorhandener Keime ergeben. — Der

Sterbliche rechnet nach Jahren, die Geschichte nach Aeonen. Die Medicin als Theil der Weltgeschichte und so incommensurabel wie sie, lässt zur Beurtheilung ihrer Dauer nur Ahnungen zu. Wer mit seiner Heilkunst treu verbunden, sie als die Geliebte seiner Jugend oder als die Freundin seines Alters betrachtet, wer ihr seine geistige Erhebung, seine bürgerliche Stellung, seine Existenz zu verdanken hat, wer ihren Aufgaben und Zwecken Nachdenken, Untersuchung, Bemühung weiht und in ihrer Anwendung seine Stärke findet, der prüfe sich, ob er genug gethan, wenn sie einmal aufhört zu sein. — Die Kreise der Medicin haben sich im Laufe der Zeit so geweitet, die Anlagen, Bestrebungen und Beschäftigungen der Aerzte sich so mannigfach gestaltet, dass es auffallen könnte, wenn ein Uebergang in ganz andere Richtungen und Beziehungen Statt fände. Seitdem die Medicin in jeder Hinsicht, namentlich in der Therapie einfacher geworden, hat sie in ihrem Ansehen, dem Publicum gegenüber, ausserordentlich verloren. Welches scheue Staunen früher beim Verordnen der langen Recepte, und welche nüchterne Betrachtung jetzt der kurzen. Sogar der geringe Vorrath in den Apotheken wird noch für überfüllt und überflüssig erklärt. Als weit einfacher gelten die elementaren Mittel, Trinkwasser, warme und kalte Bäder, Aufenthalt im Freien, Reisen, Luftarten, bei denen nicht bloss der Apotheker, sondern auch der Arzt wegfällt. — Aerzte und Nichtärzte arbeiten sich in die Hände, die Medicin in ihrer Schwäche zu zeigen, lächerlich zu machen, in Misscredit zu bringen und zu verdrängen. Die Beschränktheit des menschlichen Wissens, und die durch Naturgesetze gebotene Unsicherheit und Grenze der Hülfeleistung, wird als Armuth der Einsicht und Haltlosigkeit des Verfahrens bezeichnet. Jeder Kunstfehler dient als Vorwurf gegen die Kunst selbst, und der alte Ruf: sie sei im Rathen begründet, erschallt bei jeder Gelegenheit. — Die Medicin kann nicht eher ihre Bestimmung für erfüllt halten, als bis es ihr gelungen ist, das Wesen der Krankheiten zu ergründen, diese ohne Ausnahme so zu heilen, dass der Begriff der Unheilbarkeit schwindet; bis sie mit der Kenntniss der Elemente der Krankheit die Mittel besitzt, dieselbe unwirksam zu machen, bis sie im Stande ist, Unordnungen durch Lebensalter, Gewohnheiten, Beschäftigungen, Klima, Boden ohne Einbusse von Empfindung, Kraft oder Stoff auszugleichen. Das scheinen unübersteigliche Schwierigkeiten, unlösbare Aufgaben, reine Unmöglichkeiten, allein dem ist nicht so. Geist und Wille vollführen das Unglaubliche; je höher das Ziel, desto lebendiger der Eifer; je verworrener und dunkler die Pfade, desto nachhaltiger die Ausdauer, und desto heller die Fackel. — Alle Theile der Medicin, namentlich ihre Hülfsdoctrinen, und zwar jede für sich, werden mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in einer Ausdehnung und mit einer Hast betrieben, dass man bange werden könnte, es geschehe des Guten zu viel. Allein da an allen Dampfkesseln des Experimentirens die Hähnchen des Nachprobirens und Controlirens angebracht sind, so kann man den Fortgang ruhig abwarten. — Die Medicin der Gegenwart, mit ihrem gehäuften Material und ihrer Benutzung der Vergangenheit, wird weit über diese erhoben, ja, es wird nicht Anstand genommen, diese gering zu schätzen. Gesetzt nun, die Medicin hätte grosse Fortschritte gemacht, und die Bestrebungen der früheren Zeit weit übertroffen, so ist doch die Frage, ob auch die Aerzte zu solcher Ueberhebung das Recht haben. Im Hause des Reichen mögen Viele sich behaglich fühlen, aber reich sind sie desswegen nicht. — Die Bedeutung der Heilkunst wurde auch nie verkannt, man leitete sie von den Göttern ab, und der Arzt hiess Heiland. Dass dieser überirdische Standpunkt und seine Verehrung aufgegeben wurde, wird nicht zu beklagen sein, da die Aerzte keine höhere Wesen, sondern die Freunde ihrer Kranken sein wollen; wohl mag aus der allmälig bereits gewordenen Verflachung, Gleichstellung und Verallgemeinerung geschlossen werden, dass die Heilkunst auf die Dauer nicht im Stande sein werde, ihre selbstständige, scientifische und bürgerliche Stellung zu behaupten, sondern dass sie immer mehr in die sich ausbreitende Bildung, Vorsorge und Geschicklichkeit der Masse übergehen werde. — So schön es auch klingen mag, dass der Arzt ein Gottgleicher Mann sei, weiter als zum Diener und Dolmetscher der Natur bringt er es nicht. Auch beschränkt er seine Wünsche darauf, wissenschaftlich sein Gebiet zu beherrschen, und als barmherziger Bruder zu wirken. Seine Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit besteht nur darin, dass er seine Kunst, wie eine höhere Macht, mit Weisheit und Liebe Jedem zuwendet, der sie bedarf. Erkenntniss der kranken Natur und Humanität, sie sind die Elemente seines Seins, die bewegenden und erhaltenden Grundkräfte. Was er erstrebt, das ist die Vereinigung von Wissenschaft mit Weisheit und Tugend, von Einsicht mit Gefühl und Sittlichkeit. Beim Cultus der lebenden Natur und der

Menschlichkeit bleibt die Kirche, als solche, ausgeschlossen. Je religiöser erzte sind, desto weniger kümmern sie sich um die eine oder andere Reli- — Es wäre eine Ironie des Schicksals, wenn die Medicin, deren Wesen im besteht, dadurch zu Grunde ginge, dass man nichts mehr für sie aufwenden . Und dennoch ist diese Befürchtung wahrscheinlicher, als der Gewohnheits- eingestehen möchte. Die Kunst des Praktikers wird nicht mehr nach dem luen kostbarer Mittel bemessen, sondern im Gegentheil nach dem Anrathen iler oder gar keiner. Die Kranken lieben es, möglichst wenig Arznei zu u, geringe Apothekerrechnungen zu bekommen oder überhaupt damit ver- zu bleiben. Die löbliche Sitte, das schuldige Honorar nur als einen Theil ef empfundenen Dankes, als Pflicht und Ehrensache zu betrachten, ist zwar ausgestorben, aber so sehr in der Abnahme, dass man es für angemessen den, nicht nur Taxen festzusetzen, sondern auch Rechnungen wie bei Handel- Gewerbtreibenden einzuführen. Die Gleichgültigkeit gegen die rechtlichen rungen der Aerzte hat in der progressiven Vernachlässigung und Gering- zung der ärztlichen Hülfe ihren Grund. Die Folge wird sein, dass zu dem engenden und theuren Studium, zu der schwierigen und aufreibenden Aus- keine, wenigstens keine lobenswerthen Aspiranten sich finden. Ein Geschäft, r die Waare keine soliden Käufer, sondern nur unzuverlässige Borger sich llen, muss aufhören. — Die Arzneikunst kann aber auch dadurch ihr Ende hen, dass Diejenigen, welche sie zu repräsentiren berufen sind, Alles lieber nöchten, als Aerzte. Die Wenigsten bedenken, dass für den ausserordent- Menschen, namentlich für den Genius, der gewöhnliche Massstab nicht passe, dem freien Geiste die Grenze nicht bestimmt werden könne, und dass es eine eit eigner Art sei, die Zeit grossartig auszubeuten. — Der Respect vor en Aerzten ist geschwunden. Je mehr sie früher als Gelehrte und Schrift- im Ansehen standen, um so weniger werden sie jetzt geachtet. Nennt man ihre Namen und Schriften aus ächter oder angenommener Pietät, ihre Werke n nicht gelesen, ihre Auctorität hat aufgehört zu imponiren. Die Druckschrift- or den letzten Decennien werden, mit geringen Ausnahmen, wie antediluvi- he Ueberbleibsel betrachtet. Schonung und Ehre genug, wenn man sie nicht aculatur verkauft und würdig erachtet, die bestäubten Repositorien zu füllen. nur die Worte „ehemals" oder „Geschichte" laut werden, so reichen sie hin, e Regungen zu bannen oder wie ein Sturzbad, den Eifer abzukühlen. Das e und Wahre wird nur der Gegenwart vindicirt, das Vergangene als über- en, abgethan, widerlegt und verbessert angesehen. Eine alte Medicin existirt och für Raritätenkrämer. Die Rücksicht auf sie oder gar die Bemühung um ird mitleidig belächelt. Einem Auctor des Tags kommt das bereits Geleistete et vor; er fängt daher bei sich selber an: mit ihm beginnt die Wissenschaft; ht auf der Höhe derselben, aus ihm als Urquelle soll geschöpft werden. Ge- er nothgedrungen ein, dass die Medicin eine Erfahrungswissenschaft sei, so er doch nur seine und seiner guten Freunde Erfahrungen für voll gelten. nicht geläugnet werden, dass eine Unzahl der überlieferten Beobachtungen infachheit, Schärfe und Genauigkeit unübertrefflich seien, so werden die Be- ihrer Unvollständigkeit aufgeboten, und zum Mindesten bleibt der Vorwurf Mangels an exacter Wissenschaft nie aus. Die Tonangeber arbeiten bewusst nbewusst darauf hin, den Blick von der Vergangenheit abzuwenden, auf die nwart und ihre Träger zu concentriren. — Die Heilkunde wird möglicherweise dadurch zerrüttet und zum Untergang gebracht, dass man ohne Unterlass constituirenden Theile auf Unkosten des Hauptzwecks masslos ausdehnt. Wie ndividuum seine Kräfte nicht in zu vielartige, für sich einen ganzen Menschen spruch nehmende, Thätigkeiten zersplittern darf, so hat sich das Fach vor zu igfaltigen selbstständig gewordenen Lehren zu bewahren, will es nicht Ge- laufen, von der einen oder andern erdrückt zu werden. Vergleichende Ana- , Chemie, Mikroskopie sind Wissenszweige, denen die Medicin mit dauerndem viel schuldet; aber da jene ihre erstaunliche Ausdehnung immer mehr er- rn, und eine gründliche Beschäftigung damit die volle Hingebung des Lebens rt, so muss sie, zu ihrem Frommen Alles aufbieten, dass der bisherige Ein- auf sie vermindert und auf das Unerlässliche eingeschränkt werde. Nennt den Arzt einen Naturforscher, so wäre zu fragen: ob das ein Compliment ein Vorwurf sein soll, denn er ist kein solcher und kann es nicht sein. — Von latur ist ihm einzig der Mensch zugewiesen und zwar nur, wenn dieser krank Der ganze Zustand der Aerzte, vom Erlernen an bis zu ihrem Alter, ist ein

Nothruf, dass es in Betreff der geforderten Kenntnisse und Ansprüche anders werde. Der Schüler wird mit unnöthigen, fremdartigen Studien überhäuft; das Examen ist eine Tortur, wo die Daumenschrauben aus allen Fächern hervorgesucht werden; der angehende exacte Arzt weiss seine vielerlei exacten Wissenschaften mit der Unsicherheit der Praxis nicht in Einklang zu bringen; der ältere ergibt sich einer blinden Empirie oder dem Nihilismus; und der, welcher unter Wenigen, nicht irre geworden, weder an sich, noch an seiner Kunst, noch an der Welt, der zum Wohle seiner Mitmenschen klar denkt und besonnen handelt, der bekennt, dass er seine Stütz- und Haltpunkte nicht den vielgelobten neueren Untersuchungen, sondern den älteren anspruchslosen Beobachtungen schulde. — Soll die Medicin, wie sie bis jetzt bestand, erhalten werden, so ist es hohe Zeit, sie zu vereinfachen und auf ihre wahre Aufgabe zu reduciren. Wird sie von der Naturwissenschaft noch fester umschlungen, so ist das Schicksal des Laokoon zu fürchten. — Fortschritt! ist der Ruf, welcher fast aus jedem Munde, nicht bloss der Lehrer und Lernenden, sondern des Publicums, ertönt, und wer nicht beistimmend dem bacchantischen Zuge sich anschliesst, wird verachtet oder als Unwürdiger zurückgestossen. — Dadurch, dass die Medicin aufhört, eine Sache des Gefühls und des Herzens zu sein, um eine Aufgabe des Verstandes und der Berechnung zu werden, ändern sich ihre Mittel, wie ihre Zwecke. Der Mensch ist nicht mehr Object des Arztes, sondern die Krankheit. Dieser wird weniger die theilnehmende Empfindung, die rücksichtsvollste Beobachtung, die schonendste Behandlung entgegengesetzt, als der Versuch, die Probe, das Wagniss. Sicherheit, Gewissheit, mathematische Schärfe sollen errungen werden, daher das Erforderniss vielartiger, chemischer, mathematischer Apparate".

Wir haben hier nur das Gerippe dieser kritischen Abhandlung über die heutige naturwissenschaftliche Medicin gegeben; es ist uns in der ganzen medicinischen Literatur kein Werk bekannt, das mit diesem polemischen Meisterstücke verglichen werden könnte. Uebrigens bemerken wir, dass in den verschiedensten Schriften Marx den Kampf gegen die verderbliche Richtung, — die den Tod der künstlerischen Therapie herbeigeführt hat und dieselbe in eine mechanische, chirurgische Technik umwandelte, namentlich in den historischen Schriften fortsetzt. Hier nur einige Beispiele: „Da die Gegenwart es nicht liebt, von der Medicin als Kunst zu reden, sondern nur von ihr als Wissenschaft, so werden die minutiösesten physikalischen, chemischen, anatomischen, physiologischen Untersuchungen weit höher geachtet, als die sorgfältigsten Beobachtungen am Krankenbett und die emsigsten Bemühungen um Ausfindigmachen zuverlässiger Hülfsmittel". (Ueber die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens S. 20.) „Die Periode des Zopfs, heisst es, ist vorüber: graeca non leguntur. Die pedantische Schulweisheit hat sich überlebt; für den eitlen Magisterruhm gibt es keine Lorbeern mehr. Die Medicin dürfe nicht philologisch, sondern einzig und allein naturwissenschaftlich erlernt werden; nur lebensfrische Bestrebungen und Nutzanwendungen seien zu cultiviren". (Ueber das Vorkommen und die Beurtheilung der Hundswuth in alter Zeit S. 21.)

Weitere Belege siehe in meinen Kritiken der bezüglichen Schriften in der deutschen Klinik, Wiener Presse und in den Memorabilien.

Hieher gehört ferner die Schrift: Gegen nicht zu billigende Angewöhnungen und Richtungen der jetzigen Aerzte, Göttingen, 1874. Sie schliesst sich aufs Engste der über „Bacon von Verulam" an. Es werden nämlich (deutsche Klinik, 1874, S. 119) alle Verkehrtheiten und Mängel, die vorzugsweise auf Rechnung der naturwissenschaftlichen Medicin kommen, sowie alle Einseitigkeiten der Kunst, einzeln kritisch beleuchtet und gegeisselt, natürlich mit Mass, Geist, Humor und Satire. Das Gewerbegesetz wird zu Anfang besprochen, die Nothwendigkeit seiner Emanation zugegeben, dennoch aber das sehr gerechte Urtheil gefällt, dass für den darbenden, auf die Einnahme angewiesenen Heilkünstler das Gesetz als Wohlthat, jedoch für den unabhängigen, wohlhabenden als schmerzlicher

Vorwurf erscheint. M. verbreitet sich sodann über die Aufgaben des Arztes und die Mittel, diese zu erfüllen, über die Fehler der heutigen Lehrmethoden auf den Universitäten, über die Art und Weise der jetzigen Examina, über die Nothwendigkeit eines erfahrenen Rathertheilers für den Studenten. Er gibt uns darauf eine treffende allgemeine Charakteristik der heutigen Professoren und erörtert die Eigenschaften, die sie besitzen müssen, wenn sie einen günstigen Einfluss auf den Zuhörer ausüben wollen; das dem Arzte nothwendige und unentbehrliche Wissen wird praecisirt, und das bezeichnet, vor dessen Detailstudium der Arzt sich hüten muss. In dieser Beziehung sagt er sehr richtig, dass eine genaue Vertrautheit mit der Botanik, Zoologie, Physik und Chemie dem Arzte zur Zierde gereiche, ihm aber keine Gewähr einer zuverlässigen Ausübung seines Fachs verleihe. Vor zu frühen literarischen Ausarbeitungen wird nachdrücklich gewarnt. Eingehend verbreitet sich dann Verfasser über die auf sämmtlichen deutschen Hochschulen eingerissene Vernachlässigung der allgemeinen Pathologie und Therapie, von denen er aussagt, dass weder im Doctor- noch Staatsexamen von ihnen Notiz genommen wird. Ebenso schmerzlich beklagt er den Untergang der Semiotik, einer Disciplin, die den meisten Aerzten gänzlich unbekannt ist und durch die sogenannte physikalische Untersuchungsmethode nicht im Entferntesten ersetzt wird. In scharfen Umrissen gibt Verf. eine richtige Würdigung der pathologischen Anatomie, verbreitet sich ferner über die facultative Vereinigung der Pharmacie und Medicin, über die Vernachlässigung der Arzneimittellehre und den Verfall der Prognostik, in der die Alten und namentlich Hippokrates so gross waren. Der Schwerpunkt seiner Philippica gegen die Mängel und Unzulänglichkeiten der heutigen Medicin gipfelt in folgendem Passus: „Die grösste Einseitigkeit der jetzigen Medicin ist die, dass sie nur sich anerkennt, von der vergangenen nichts wissen will. Wie Alexander Massaria lieber mit Galen irren wollte, als mit den Späteren das Richtige kennen lernen, so wollen umgekehrt, die jetzigen Matadore lieber irren, als von den Alten sich belehren lassen". Diese Schrift hatte einen durchschlagenden Erfolg; das bewiesen sowohl die heftigen Angriffe der jüngeren ärztlichen Generation, deren Wissen nicht weiter als fünf Jahre zurückreicht, als auch der tiefere Eindruck, den sie auf die wirklich durchgebildeten Aerzte machte. So war sie die Veranlassung, dass Professor Binz in Bonn die meisten Professoren der Arzneimittellehre in Deutschland vermochte, in einer Collectiveingabe sich an den Bundesrath zu wenden, dieser Disciplin die ihr zukommenden Rechte und Ehren zuwenden zu wollen.

Geschichte.

Bei Hensler haben wir ausführlich unsere Ansichten über die Principien, Maximen und die Methode der medicinischen Geschichtschreibung entwickelt. Von dem historischen Triumvirat unserer medicinischen Classiker Hensler, Sprengel und Marx gebührt, nach dem dort angelegten Massstabe, Marx die Palme. Nicht bloss von den Medicinern ist er der erste, sondern, so weit uns bekannt ist, von allen Geschichtsforschern überhaupt, in allen Ländern und unter allen Völkern der einzige, der seit Polybios die Herrschaft und das Joch der Pragmatik ganz abgeschüttelt hat und zu den Grundsätzen zurückgekehrt ist, welche den Griechen ihre drei Heroen unter den Geschichtsforschern gaben: Herodot, Thucydides und Xenophon. Wir zeigten oben, dass seit dieser Zeit die verschiedenartigsten Principien in Anwendung gezogen wurden, um Geschichte

zu schreiben. Wenn alle auch ihre Berechtigung haben und für gewisse Zeiten und Perioden passen, wie ja auch alle Religionen zu rechtfertigen und zu vertheidigen sind, so ist doch für den wahren Historiker nur ein Princip das massgebende und bestimmende, es ist dieses das rein Menschliche, in dem alle übrigen aufgestellten Principien entweder auf- oder untergehen oder, als im natürlichsten die Hegemonie anerkennen müssen. Bei keiner Wissenschaft liegt so sehr die Forderung vor, dass Form und Inhalt sich entsprechen und ein harmonisches Ganze bilden — jedes Geschichtswerk soll auch ein Kunstwerk — es soll *καλον κ'αγαθον* sein. Ein wahres Kunstwerk lässt sich aber nur auf rein menschlichen Ideen aufbauen, da die ächte Kunst ein Ausfluss des menschlichen Geistes ist und darin besteht, einen äusseren Ausdruck, ein Gewand zu finden für eine dem Geiste entsprungene Idee, mag jene Kunst nun zu ihren Mitteln die Farben, den Marmor, die Töne oder die Worte wählen. Die Geschichte ist daher Wissenschaft und Kunst zugleich, wie die Medicin selbst. Zur Poesie steht sie in einem umgekehrten Verhältniss. Während bei letzterer der Inhalt gar nicht der Wirklichkeit anzugehören braucht, sondern ein blosses Product der Phantasie sein kann, ist bei der Geschichte das erste Postulat, dass ihr Inhalt auf strenger Wahrheit beruhe. Eine Geschichte, die lügt, ist eben keine Geschichte mehr. — Wenn wir nach den Ursachen fragen, wie es gekommen, dass Marx allein — während auf politischem Gebiete fast alle Historiker bis über die Ohren in der Pragmatik stecken — zu diesem einzig richtigen, dem antiken Standpunkt zurückgekehrt ist, so möchte die Antwort darauf nicht schwer werden. Konnte er als Begründer der ethischen Medicin wohl irgend einen andern Standpunkt wählen? Als Schüler Hegel's lag allerdings die Versuchung nahe, der so vielfach angepriesenen philosophischen Geschichtsforschung sich in die Arme zu werfen. Der Geist der ethischen Medicin hatte Marx aber zu sehr durchdrungen, als dass er ihr, der er sogar am Krankenbette als oberstem Areopag seines Lassens und Thuns folgte, in der Geschichte hätte untreu werden können. Die rein menschliche oder die ethische Auffassung der Geschichte der Medicin ist aber identisch. Neben der Gründung der ethischen Medicin ist es daher das zweite grosse Verdienst von Marx, für die Geschichte der Medicin der Erste gewesen zu sein, der dieselbe vom antiken Standpunkte aus und mit antikem Geist bearbeitete. Seine Methode ist durchweg, wie seine ganze Auffassung der Medicin, streng analytisch-synthetisch. Ethische Medicin und Geschichte sind bei ihm so in Eins verwebt, dass sie beide in einander überzugehen und ein Ganzes auszumachen scheinen. Daher finden wir in seinen ethischen Schriften so viele historische Reminiscenzen und eine Hinweisung auf so viele Aerzte, deren Namen man in den gewöhnlichen Hand- und Lehrbüchern der Geschichte der Medicin vergeblich sucht.

Diejenigen Eigenschaften, mit denen jeder medicinische Historiker ausgerüstet sein muss, wenn er etwas Gutes leisten soll, sehen wir bei Marx auf eine wunderbare und harmonische Weise concentrirt. Der medicinische Historiker muss vor allen Dingen die Lüge hassen, und durch und durch ein Freund der Wahrheit sein, Gerechtigkeitssinn und Gefühl muss ihn beseelen, ausserdem darf er keiner medicinischen Schule, Secte, noch irgend einem Systeme anhangen, weil er nach allen Seiten, nach allen Richtungen hin unparteiisch sein, in religiöser Beziehung, wenn sein geistiges Auge frei bleiben, jedem Dogma fern stehen soll. In Bezug auf die geistigen Anlagen möge vornämlich der Geist der Kritik ihn durchdringen. Letztere ist für die Geschichte, was das Licht für die Augen ist. Ohne Kritik bleibt der geistige Blick stets von einem Nebelflor umhüllt. Als

diese Eigenschaften sind jedoch irrelevant, wenn gründliche philologische Kenntnisse den Historiker nicht schmücken; sie sind der Ariadnefaden, der ihn zu den Urquellen führt, um aus ihnen den Born der Wahrheit zu schöpfen. Der medicinische Historiker darf aber nicht darauf sich beschränken, bloss Mediciner zu sein; Universalität ist eine Conditio sine qua non, die er nicht entbehren kann. Da die Medicin die einzige Wissenschaft ist, die den ganzen Menschen umfasst, da sie bald mit der Theologie in Conflicte geräth, bald der Jurisprudenz die rechten Wege zeigt, bald die Nationalökonomie in Schranken hält, mit der politischen und Culturgeschichte in der engsten Verbindung steht, da die Naturwissenschaften die Kinder der Medicin sind, so muss der medicinische Historiker in keinem dieser Gebiete gänzlich fremd sein. Er darf aber die Medicin und ihre Hülfsgebiete nicht bloss als Theoretiker umfassen; um ein vollgültiges Urtheil abgeben zu können, hat er vor allen Dingen auf eigne Erfahrung sich zu stützen, er muss praktischer Arzt, er muss Kliniker sein, d. h. er muss selbstständige Erfahrungen und Beobachtungen am Krankenbette gemacht haben. Auf letztere Bedingung legen wir ein grosses Gewicht. Denn eine historische Arbeit büsst dadurch unendlich viel an ihrem Werthe ein, wenn sie, wie bei Sprengel, documentirt, dass der therapeutische Standpunkt ein schwankender und unselbstständiger ist.

Obige Erfordernisse finden wir sämmtlich bei Marx und stehen desshalb auch nicht an, ihm den ersten Preis als medicinischem Historiker zuzuerkennen. Die Periode, in der Marx als solcher wirkte, zeigt grosse Verschiedenheiten. Als er im Anfange der zwanziger Jahre durch seine „Origines contagii“ sich seine historischen Spornen verdiente, war in ganz Deutschland unter den Aerzten ein reger historischer Sinn erwacht. Noch lebte und wirkte in Halle der Veteran Sprengel. Durch den Einfluss Hegel's bestimmt, bildete sich eine besondere Berliner historische Schule, als deren Führer wir Hecker und Isensee erblicken. Wir haben schon gesehen, wie Marx als historischer Kritiker, ersterem die so wohlfeil erworbenen Lorbeern vom Haupte riss, indem er mit unwiderleglichen Gründen nachwies, dass die von jenem als epidemische Krankheit beschriebene Tanzwuth weiter nichts als Verirrung und Thorheit war. Durch die naturhistorische Schule wurde der Sinn für historische Studien in weiteren Kreisen unter den Aerzten belebt und von den bedeutendsten dieser Secte, Häser und Fuchs, recht gute Arbeiten geliefert. Wir haben schon erwähnt, wie eine allgemeine Paracelsomanie zu herrschen anfing, und Marx durch sein Werk „Theophrastus von Hohenheim“ Deutschland von diesem Fieber befreite. Ja, in der Mitte der vierziger Jahre erleben wir das merkwürdige und interessante Schauspiel, dass sämmtliche Historiker Deutschlands und Europas sich unter der Aegide Henschel's in Breslau vereinigten, um im „Janus“ ein Archiv für die Geschichte der Medicin zu gründen. An diesem segensreichen Unternehmen betheiligten sich unter Anderen Daremberg, Choulant, Damerow, Ermerins, Friedländer, Fuchs, Häser, Hecker, Heusinger, Jahn, Leupold, Marx, Quitzmann, Rosenbaum, von Siebold, von Sontheimer, Wüstenfeld, Greenhill, Littré und Seligmann.

Die Messe brachte alljährlich eine Menge von historischen Schriften. Wenige von diesen aber hatten bleibenden Werth. Vorzugsweise und mit Vorliebe wurde die historische Pathologie cultivirt, als deren Begründer man fälschlich Hecker hinstellte. Die auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten waren recht gut. Da erschien das Revolutionsjahr 48. Dasselbe wirkte wie ein vernichtendes Hagelschauer auf das eben erst Knospen treibende Reis des erwachten historischen Sinnes. Nur die Gegenwart nahm

von jetzt an die Aufmerksamkeit der Aerzte in Anspruch. Es begann der Cultus der Sinne; das Archiv, an das man so viele Hoffnungen geknüpft hatte, musste aus Mangel an Theilnahme eingehen. Die Geschichte der Medicin wurde an den Universitäten wohl noch angekündigt, aber nicht gelesen. Eine historische Schrift wurde eine rarissima avis. Marx war der einzige von den Akademikern, der nicht erlahmte. Bis auf die neueste Zeit setzte er seine historischen Arbeiten fort und wurde nicht müde, während ringsum Finsterniss herrschte, die Fackel der Geschichte seinem Zeitalter leuchten zu lassen.

Wenn wir im Allgemeinen die historischen Werke Marx' charakterisiren wollen, so können wir dies dadurch thun, dass wir sagen: sie zeichnen sich einmal durch die Neuheit des Stoffs, andererseits durch die Neuheit der gewonnenen Resultate aus. Seine Untersuchungen sind stets gründlich, allein auf ein vielseitiges und umfassendes Quellenstudium sich stützend; M. betrachtet seinen Gegenstand von allen Seiten; vor allen Dingen fasst er ihn als in seiner Zeit und aus seiner Zeit hervorgehend auf, mit Hinblicken auf die Vergangenheit und Gegenwart. Mit strenger, gerechter Kritik geht er allemal zu Werke, das rein Menschliche bildet stets die Basis, von der aus er seine historischen Werke als vollendete Kunstproducte auf uns einwirken lässt. Mehrere seiner Schriften sind in lateinischer Sprache abgefasst. Sein Latein kann man einfach als die Sprache des Celsus bezeichnen. Marx fällt nie ein Urtheil, ehe er nicht die Thatsachen zusammengestellt hat. Immer findet man aber, dass das Urtheil, das die Species facti dem denkenden Leser von selbst in die Hand geben, mit Marx' subjectiver Ansicht übereinstimmt. Niemals wird man ihm nachweisen können, dass er ein Urtheil den Dingen oder Personen unterschiebt. Dabei besitzt er eine wunderbare Kunst in der Gruppirung des Stoffes. Man weiss nicht, ob man mehr die logische Anordnung oder die Schönheit der Ausführung bewundern soll. Stets ist er vollständiger Meister des Gegenstandes. Die strengste Wahrhaftigkeit leitet ihn in der plastischen Schilderung der Personen, Dinge und Begebenheiten.

Wie Marx über die Behandlung der Geschichte denkt, geht aus verschiedenen Stellen seiner Schriften hervor, aus denen wir nur folgende Citate hervorheben wollen. In der Kritik des Handbuchs der Geschichte von Benedict Lessing sagt er: „Nach den in der neueren Zeit erschienenen, ausführlichen und gründlichen Werken über die Geschichte der Medicin möchte eine wiederholte Bearbeitung derselben, nach ihrem ganzen Umfange schwerlich noch ein Bedürfniss der Gegenwart sein. Wenigstens würde, um jene Vorgänge zu übertreffen, ein Aufgebot von Zeit, Studium und geistiger Kraft erforderlich sein, das in keinem Verhältnisse zu dem zu erwartenden Gewinn stehen dürfte. Dagegen ist dem gelehrten Fleisse noch ein weites Feld geöffnet in der Ausführung von Monographien über einzelne Epochen, Männer, Jahre, Krankheiten u. s. w., wodurch die vorhandenen Hauptwerke ergänzt und im Einzelnen berichtigt werden. Erst wenn hierin das Gehörige geleistet worden, wird eine spätere Zeit das vollkommen gesichtete und zuverlässige Material zu einer erneueten Umarbeitung des Ganzen benutzen können. Bei der Ueberzeugung kam es Ref. unerwartet, vorliegendes Handbuch mit dem Beisatze, „nach den Quellen bearbeitet," angekündigt zu finden. Denn gerade bei einem Handbuche, das doch mehr zur ersten Bekanntschaft mit dem Gegenstande oder zum schnellen Nachschlagen darüber dient, ist ein quellenmässiges Erforschen noch am wenigsten zu verlangen. Dem deutschen Fleisse ist jedoch schon manches, fast unausführbar Scheinende, möglich geworden, und desshalb nahm Ref. das Buch nicht ohne Erwartung in die Hände. Aber wie sehr fand er sich getäuscht. Je-

ner Beisatz ist bloss ein Aushängeschild, auf den Kauf berechnet, und das Ganze ist eine, nach Aufforderung eines Buchhändlers begonnene Unternehmung, die, wenn sie nur mit wahrer Bescheidenheit aufträte, verdienstlich wäre. Sie ist ein Auszug aus den bekannten grösseren Werken, enthält jedoch nicht eine einzige neue Untersuchung oder kritische Ausmittelung überlieferter Thatsachen. Nicht einmal, was in der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete geschehen ist, wird berücksichtigt; nur hie und da finden sich einige aus Journallectüre gewonnene Zusätze. Wenn der Verf. dies eine Geschichte „nach den Quellen bearbeitet" nennt, so wollen wir ihn um diese Zuversicht nicht beneiden."

Marx' Geschichtsstudien charakterisirend ist folgende Stelle (Beiträge S. 103): „So reichhaltig auch die nachgelassenen Schriften des Severinus sind, sie werden nicht mehr gelesen. Der Grund davon liegt nicht bloss in der jetzt herrschenden Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit gegen das Alte, sondern darin, dass sie dem, von den Annehmlichkeiten der neueren Literatur verwöhnten, Leser durch undeutlichen Druck, schwerfällige Sprache, vernachlässigte Ausdrucksweise, überflüssige Bemerkungen ein Unbehagen verursachen, auch entbehrlich scheinen, weil man glaubt, dass das Eigenthümliche und Wesentliche längst durch den erstaunlichen Fleiss der älteren Compilatoren aufgefunden und registrirt worden sei. Wer nach den Quellen zu arbeiten gewohnt ist, begnügt sich jedoch nicht mit diesen, nur zum Theil richtigen, Annahmen und Voraussetzungen; er scheut weder Mühe noch Widerwärtigkeiten, um selbstständig prüfen und an den nicht ausbleibenden lohnenden Ergebnissen sich erfreuen zu können. Es ist mit dem Auffinden von interessanten Stellen in Büchern wie mit denen in Gegenden, der einzelne gründliche Forscher entdeckt überraschend Schönes, was ganze Züge von flüchtig Reisenden übersahen."

Die Grundsätze, an die Marx sich selbst auf das Strengste gehalten, hat er S. 88 im „Akesios" proclamirt: „Polybios sagt: „wie ein lebendes Wesen, dem die Augen geraubt sind, unnütz wird, „so bleibt von der Geschichte, welche man der Wahrheit beraubt, eine nutzlose Erzählung übrig". „Wie das Kind das Märchen glaubt, so glaubt der gewöhnliche Leser Das, was die Geschichtsbücher mittheilen; der kritische Schriftsteller hingegen ist zufrieden, wenn er nur eine belehrende, ja, wenn er nur eine unterhaltende Erzählung findet. In der Medicin, sollte man denken, müsse es am wenigsten schwierig sein, unbestrittene Thatsachen zu geben, da sie nicht die, in die geheimen Zwecke und Leidenschaften der Menschen verflochtenen, Fäden der Begebenheiten, sondern mehr offenkundige Entdeckungen und ausgesprochene Lehransichten in ihrer Entwicklung zu schildern hat; allein sie ist ein Theil des menschlichen Geistes und somit von dessen guten wie schlimmen Eigenschaften abhängig. Freilich sollte auch die Art der Zeugnisse erwarten lassen, dass in der Geschichte der Medicin nur Zuverlässiges enthalten sei, indem für sie selbst todte Gegenstände reden, wie wir denn die Memoiren eines Stocks besitzen, der viele berühmte Aerzte während ihrer Laufbahn begleitete. Alle diese Mittel jedoch sind keine Hülfen und Bürgen der Wahrheit." Und S. 92: „Wird eine Geschichtschronik durch Unzuverlässigkeit zur Chronique scandaleuse, so ist es damit wie mit dem Giftbaume, in welchem die meisten Bestandtheile den mildesten Substanzen gleichen, die kleine Zuthat des Anthiarins ihn zum todbringenden Upas stempelt. Misstrauen darf man gegen Jeden hegen, der nicht, bevor er eine allgemeine Entwicklung unternimmt, durch einige gediegene specielle Untersuchungen seinen Beruf dazu beurkundete. Nicht nur zum Dichter, Feldherrn, Arzt, auch zum Historiker wird man geboren.

Keiner aber ist wie ein König zum Herrschen berechtigt, und Jeder muss durch tüchtige Leistungen beweisen, dass er es verdiene, über den Einzelnheiten zu schweben und das Ganze zu umfassen. Was gehört nicht allein dazu, da wir kein historisches Lexikon besitzen, die Ausdrücke immer in Sinne ihrer Zeit aufzufassen! Wenn Geschichtschreibung aus inneren Berufe hervorgeht, so wird sie mehr nach Gedanken und Lehren, als nach Ereignissen und Auctoren abgefasst sein. Es ist nicht nöthig, dass der Verfasser, um seinen Mittheilungen Glaubwürdigkeit zu verschaffen, trocken wie Bimstein sei. Was unsere Seele zur Theilnahme reizt, unser Interesse spannt, ist doch immer nur die Wahrnehmung und Nachweisung, wie die Menschheit, sei es in ihrer Gesammtentwicklung oder in einem einzelnen Zweige der Erkenntniss, zum Besseren, Edleren, Vollkommneren fortschreitet: wie jede Stufe ihres Suchens, Wollens und Bemühens den Knoten am Halme gleicht, die einer dem andern nachfolgend, endlich immer dichter gedrängt, zur duftigen Blüthe sich entfalten. Die Vorstellung, von einem alle Aeonen durchzuckenden Lebensfunken facht die Lebenswärme in unserem eignen Busen zur hellen Gluth an, während der blosse Anblick von abgestorbenen Hüllen und Gliedern der Vergangenheit ihn mit eisiger Kälte durchschauert. So starren in den Sandebenen Aegyptens die Pyramiden, einst Zeugen eines regen Daseins, wie versteinerte Urbäume der Wüste, den Wanderer an. Indessen ist es in der Geschichte mit dem blossen Aufwand ideeller Herzensergiessungen nicht gethan. Sie verlangt eine feste und breite Basis. Wer nicht viele Jahre in die Stille zusammenhängender tiefer Studien, mit hoher Selbstverläugnung, sich zurückgezogen, um ganz in den Gegenstand sich zu versenken, wird nichts Selbstständiges schaffen. Mit der Taucherglocke unermüdlichen Fleisses muss er aus längst versunkenen Schiffen verborgene Schätze holen, und mit dem Mosesstabe eindringender Beurtheilung sprudelnde Quellen aus dem Felsen der Thatsachen schlagen. Benutzung der Quellen heisst, sich das Wissen von den Besten aller Zeiten aneignen, ausschliesslich mit den Mustern und Vorbildern der Literatur verkehren, sie von jeglicher Seite kennen lernen und von Denen, die sie bloss für Andere zurichten, ferne bleiben. Das Zusammenlesen der Stoppeln geschieht von den Armen nach der Ernte. Hungerquellen ähnlich sind die mittelmässigen und schlechten Scribenten, welche zwar in einiger Entfernung wie frische Feuchtigkeit glänzen, aber, wenn man aus ihnen schöpfen will, gar schnell versiegen. So wenig übrigens Einer, der an Geschichte sich abquält, Historiker ist, so wenig ist der, welcher blosse Notizen über Bücher und alte Editionen sammelt, Literarhistoriker. Auch dazu gehört geistige Bewältigung des aufgehäuften Materials, freigerungenes, ureignes Urtheil und zur andern Natur gewordene Unparteilichkeit. Zwischen Dem, der eine Depesche schreibt und Dem, der sie abschreibt, ist ein gewaltiger Unterschied. Jeder Arzt ist insofern Historiker, als er sich kümmern muss um die Geschichte der Krankheit und der Behandlung. Aus der Vergangenheit begreift er die Gegenwart; aus vielen Einzelnheiten muss er sich ein Bild des Gewordenen zusammensetzen. Er am besten weiss aber auch, dass die Opera omnia eines Menschen nicht sein Bestes sind. Vieles kann nicht früh genug weggeschafft und vergessen werden. Manche pflegen zur vollständigen biographischen Ausstattung alle Reliquien der Kindheit, selbst die getrocknete Nabelschnur, diese ächte Incunabel, aufzubewahren, wie, wenn von solchen Mumien der Frühzeit Charakter und Richtung des vollendeten Mannes abgelesen werden könnten. Aus solcher Pietät gegen das Alte fliesst der Eifer vieler Herausgeber berühmter Werke, alle vom Verfasser beschriebenen Papierschnitzel zu sammeln. Sie bedenken nicht, dass dem Inhalte nach derartige vollständige Werke gerade unvollständige sind.

weil sie den Totalbegriff, den man von des Auctors Geist und Wirksamkeit sich entworfen, wieder trüben und entstellen."

Wir wollen jetzt die historischen Werke Marx' einzeln betrachten. Das Buch, welches seinen Ruf als Historiker begründete, sind die Origines contagii. Caroliruhae 1824. Einer äusseren Veranlassung verdankte dieses Buch seine Entstehung. Das mit einem Anschein von Zuverlässigkeit Gedruckte macht immer einen Eindruck, und wer selbst es nicht wagt, unbegründete Behauptungen aufzustellen, glaubt schwer, dass Andere mit solchen vor die Oeffentlichkeit treten. Und doch geschah dies von Charles Maclean (Results of an investigation respecting epidemical and pestilential diseases. London. 1817). In diesem Buche behauptete er, dass die Lehre von der Ansteckung dem ganzen Alterthum bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts unbekannt gewesen, und die Vorkehrung gegen Mittheilung von Krankheiten eine ebenso neue, als unnöthige Massregel sei. Diese Behauptung erregte grosses Aufsehen. Auch Marx wurde dadurch in Verlegenheit gesetzt. Mit der dargelegten apodiktischen Verneinung wollte seine Erinnerung aus der Lectüre der alten Aerzte nicht stimmen. Um seine Zweifel zu lösen, machte er sich daran, sorgfältig die alten Aerzte, Geschichtschreiber, Dichter, Kirchenväter nachzuschlagen, und es ergab sich, was er selbst in dieser Ausdehnung nicht vermuthet hatte, dass nicht nur der Begriff der Ansteckung uralt, sondern fast unsere ganze jetzige Lehre in den Alten enthalten ist. Da fortgesetzte Nachforschungen weitere Belege lieferten, so erachtete er es im Interesse der Sache für angemessen, sie durch die Additamenta ad origines contagii, Caroliruhae 1826 bekannt zu machen. Beweisende Stellen in den alten Auctoren, welche er später auffand, theilte er gelegentlich in Recensionen mehrerer Werke mit, wie z. B. in der über Brayer, „neuf années à Constantinopel". G. g. A. 1836. St. 176. S. 1759 und über Rosenbaum, Geschichte der Lustseuche". G. g. A. 1837. St. 185.

Verfasser gelangte zu folgenden Resultaten: I. Die ansteckenden Krankheiten sind meistens von den Gottheiten erregt (Agathias, Dionysius), und entstehen entweder aus der Fäulniss der Luft, besonders, wenn Menschen und Thiere in einen engen Raum zusammengedrängt sind, (Diodorus, Livius, Plutarchus, Thucydides), und unbegrabene Körper böse Dünste verbreiten, (Diodorus,) oder aus verdorbenem Getreide und andern Nahrungsmitteln, (Galenus,) oder aus Hungersnoth, (Curtius, Justinus). Sie kehren in bestimmten Perioden wieder, (Agathias,) oder die Keime der Ansteckung verbreiten sich von andern Weltkörpern, (Plutarchus,) oder sie entstehen nach grossen Erdbeben und anderen ungewöhnlichen Naturerscheinungen, (Obsequens, Seneca, Manilius). II. Das Contagium selbst verbreitet sich weiter durch die Luft, (Ammianus Marcellinus, Avicenna, Rhazes,) durch den Umgang und Verkehr mit andern Angesteckten, durch die Berührung, (Columella, Dionysius Hal., Ewagrius, Isidorus, Lucretius, Vegetius,) durch einen Ansteckungsstoff, (Aristoteles, Galenus,) durch den Hauch, (Galenus,) vorzüglich, wenn der Wind von den Angesteckten nach den Gesunden weht, (Avicenna, Rhazes,) durch den Speichel, (Aretäus, Galenus,) durch Küsse, (Plinius,) durch Kleider, (Caelius Aurelianus, Cedrenus,) durch Felle, (Virgilius,) u. s. w. Selten wird ein Mensch zweimal befallen, kann aber, angesteckt, wenn er sich auch selbst von der Krankheit frei fühlt, Andere inficiren. III. Das Wesen der Ansteckung beruht hauptsächlich auf einer Fäulniss der Säfte; Krankheiten, die hieraus entstehen, verrathen sich meistens durch einen eigenthümlichen Geruch und Gestank, (Galenus,) und die wunderbare Eigenschaft des Contagiums, schon in ganz geringer Quantität zu wirken, erklärt sich aus seiner Aehnlichkeit mit den Giften, (Aretäus,) oder elektrischen und magnetischen Wirkungen. IV. Die Zahl der contagiösen Krankheiten kann nicht bestimmt werden. Die Ansteckungsstoffe können von den Menschen auf die Thiere und von den Thieren auf die Menschen übergehen, (Livius, Thucydides). Die Thiere sind einigen besonders unterworfen und merken im Voraus die Ansteckung, (Aelianus, Aëtius). Das sicherste Schutzmittel

gegen Krankheiten dieser Art ist die Flucht der Gesunden, die Absonderung der Kranken, (Aretäus, Ctesias, Columella,) das entfernte und tiefe Begraben der Leichen, eine bestimmte Diät, das Unterhalten von Feuer, der Theriak, Räucherungen, Salben, Wein und Essig, Amulette und andere abergläubische Mittel. Hieraus geht hervor, dass die Alten eine vollendete Lehre von der Ansteckung besassen. Die Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht sind genöthigt, ihren Irrthum einzugestehen. Nach diesem, in der Vorrede gegebenen historischen Aperçu liefert der Verfasser zuerst die vollständige Literatur, gibt dann eine ausgezeichnete Darstellung der Lehre vom Contagium und Miasma nach dem damaligen Zustande der Wissenschaft, führt darauf die Aussprüche und Meinungen aller alten Schriftsteller über die ansteckenden Krankheiten an. Die dritte Abtheilung befasst sich mit den Ursachen und Heilmitteln der contagiösen Krankheiten der Alten. Die Frage, warum aber nirgends eine umfassende Darstellung des Gegenstandes vorkommt, wird entschieden einmal dadurch, dass die Religionsbegriffe der Alten fast immer die Krankheiten dem Zorne der Götter zuschrieben, desshalb wurde es überflüssig gehalten, den Ursachen weiter nachzuforschen, zweitens durch die einseitige Systemsucht der Schulen. Später entwickelten sich rationellere Ansichten. In Folge davon sonderte man die Aussätzigen ab, und die Venetianer führten im 15. Jahrhundert gegen die Pest die Quarantaine ein. Im letzten Abschnitte werden die verschiedenen Wörter aufgezählt, deren die Alten sich bedienten, um die Wirkung und Gegenwart des Contagiums zu bezeichnen. Verfasser hat diese übersichtlich in drei Classen gebracht. 1) bezeichnen sie eine Krankheit, welche von Einem auf den Andern übergeht, 2) den Stoff, durch den die Krankheit einem Andern mitgetheilt wird, 3) die Uebertragung und Infection selbst.

Obige Arbeit, die zugleich ein werthvoller Beitrag zur allgemeinen Pathologie ist, erfreute sich des ungetheiltesten Beifalls der gesammten damaligen kritischen Presse. Die gediegenste Kritik lieferte das Edinburgh medical and surgical Journal. Mit vollem Recht sagt der Verfasser: „the work though small in size is comprehensible and bears every mark of great accuracy and very elaborate and extensive research; the work is entitled to every praise and will at all times form an inesteemable book of reference to illustrate the ancient literature of pestilential diseases.“ Auch Johnson in seiner med-chir. Review pflichtet unbedingt dem Verfasser bei und verspottet Maclean. Oken in seiner „Isis“ sagt: „Das Werk ist mit einer Gelehrsamkeit ausgeführt, wie es nur auf der Göttinger Bibliothek thunlich.“ In der Hufeland'schen Bibliothek heisst es: „Was die Hauptabsicht des Herrn Verfassers betrifft, so ist diese erreicht.“ Der Recensent des Beck'schen Repertoriums äussert sich folgendermassen: „Wenn fast alle Neueren behaupten, dass die Alten nur eine geringe Kenntniss von Ansteckung und ansteckenden Krankheiten gehabt, so zeigt der Verfasser auf die deutlichste Weise das Gegentheil.“ Sehr richtig bemerkt der Kritiker der Leipziger Literaturzeitung: „der Verfasser hat auf den Dank aller wissenschaftlichen Aerzte um so grösseren Anspruch, je seltener in unseren Tagen die Männer werden, welche die erforderlichen Kenntnisse haben, sich Arbeiten dieser Art zu unterziehen.“ Interessant ist das Verhalten Hecker's, der zu jener Zeit als grosser Historiker in Berlin gefeiert wurde. In der Kritik über die Origines lässt er dem Verfasser wegen seiner Gelehrsamkeit volle Gerechtigkeit widerfahren; sucht aber dennoch die Ansicht der Neueren vergeblich zu vertheidigen. Erst die Additamenta hatten ihm völlig die Augen geöffnet, und in der Kritik über diese erklärt er: „durch die vorliegenden Ergänzungen seines Werks gibt uns nun der Verfasser den erfreulichen Beweis, dass er seinen Gegenstand fortwährend mit Liebe bearbeitet und den Resultaten seiner geschichtlichen Forschungen, die wir als einen wahren Gewinn für die Wissenschaft angezeichnet haben, die möglichst überzeugende Kraft zu geben bemüht gewesen ist. So müssen wenigstens jetzt Diejenigen schweigen, die entweder aus Interesse oder vermögend theoretischer Vorurtheile irre geleitet, die Lehre von der Ansteckung für eine nichtige Erfindung der neuen Zeit erklärt haben.“ Und sie schwiegen.

Marx gebührt aber nicht bloss der Dank Englands, sondern Europa's und der ganzen Welt, dass er gerade zur rechten Zeit Maclean geistig todt gemacht und ihn als einen wissenschaftlichen Abenteurer hingestellt hatte. Denn Maclean hatte in England, wie denn alles Neue und Originale oder für originell Ausgegebene immer die grösste Sensation macht, mit seiner Theorie ein solches Aufsehen erregt, dass man im Parlament,

gestützt auf seine Behauptungen, damit umging, die Quarantainegesetze aufzuheben. Die heftigsten Debatten fanden desshalb im Unterhause Statt. Durch Marx' Origines gewann die richtige Ansicht wieder die Oberhand, und es blieb beim Alten. Ob aber nicht die Pest oder das gelbe Fieber, wenn Maclean's Theorie gesiegt, ganz Europa überzogen haben würden, ist eine Frage, die sich Jedem unwillkührlich aufdrängt. Die Origines und die Additamenta aber sind ein schlagender Beweis dafür, dass auch die gelehrtesten Forschungen, die von den Empirikern ja bekanntlich als zwecklos und überflüssig hingestellt werden, oft ausser ihrem nächsten Zweck, die Wahrheit an das Licht zu ziehen, auf's Fruchtbarste und Segensreichste in das sociale Leben der Völker eingreifen.

Geschichtliche Darstellung der Giftlehre. Erster Band, erste Abtheilung.

Marx war der Erste, der sich der undankbaren Aufgabe unterzog, eine Geschichte der Giftlehre zu schreiben. Da vor ihm Keiner diesen Versuch gewagt, so war das Unternehmen ein sehr mühseliges. Marx löste dasselbe auf die glänzendste Weise und errichtete sich in diesem Buche ein Denkmal für alle Zeiten. Weil die Literargeschichte der Giftlehre ebenfalls unangebaut, so war die Arbeit für Marx eine um so schwierigere. Seine Absicht war zunächst eine in geschichtlicher Form verfasste, möglichst vollständige und genaue Literatur aufzustellen, und in diese alles Dasjenige einzuflechten, was, obgleich von theoretischem und praktischem Interesse, doch in den speciellen Theil nicht wohl einzutragen war. Manches ist ausgezogen als Hindeutung auf nachfolgende Untersuchungen; Manches als Beweis, wie in längst vergangenen Zeiten die Vorahnung oder auch der deutliche Ausdruck dessen vorhanden war, was als neue Erfindung hie und da jetzt ausgeboten wird. In der Darstellung selbst wurde ein Mittelweg zwischen chronologischer und systematischer Aufeinanderfolge versucht. Nur so schien es möglich, dem spröden Stoff etwas Leben abzugewinnen, das Zerstreute zu verbinden und die das Ganze leitenden Ideen auch in den kleineren Abschnitten durchblicken zu lassen. Verfasser gibt zunächst eine Definition von Gift und Vergiftung, führt die älteren gebräuchlichen Ausdrücke an und erörtert die Verwandtschaft derselben mit Nahrungsmitteln, Arzneien und Ansteckungsstoffen. Er bespricht dann die Wichtigkeit der Giftlehre, gibt ihre Hülfswissenschaften an, bringt die ältesten Nachrichten von den Giften, erörtert die Vergiftung durch Waffen, die öffentliche Tödtung durch Gift, die Giftmischerei der Alten, die Ausmittlung der Gifte, die Strafen des Giftmordes bei den Juden, Persern, Griechen und Römern, die Kenntniss griechischer Aerzte von den Giften. Er handelt ferner die römischen Aerzte ab, die späteren Römer und Araber, das Mittelalter, die Mönchsmedicin, die Häufigkeit des Giftmordes in dieser Zeit, die Vergiftung durch das Abendmahl, durch Arzneien, die Bestrafung durch Gesetze bei den Angeln und Warinern, bei den alten Baiern, bei den Westgothen, darauf das Wiederaufleben der Medicin durch die Verfügungen Kaiser Karl des Grossen, durch die Schule zu Salerno, durch Gesetze Kaiser Friedrich II. Er beschreibt dann die Anfänge einer besseren Bearbeitung der Giftlehre im 15. Jahrhundert, den Einfluss der Carolina auf dieselbe, die Anwendung der Gifte bei neuen und schweren Krankheiten, z. B. bei der Syphilis, die Versuche mit Giften an Thieren und Menschen im 16. Jahrhundert, die Schriftsteller dieses Zeitraums über Gifte, das Verbot einzelner Gifte und Streitigkeiten darüber, die unvorsichtige Anwendung der Quecksilber- und Spiessglanzpräparate, die Häufigkeit der Vergiftungen in dieser Zeit und Unterstützung der Strafgerechtigkeit durch die Aerzte, dann die

Erweiterung der Giftlehre durch Schriften und Gutachten im 17. Jahrhundert, den Zuwachs der Gifte und die ausgedehntere Anwendung derselben, die Begründung besserer Ansichten des gerichtlichen und polizeilichen Theils der Lehre von der Vergiftung, die Versuche mit der Infusion, die Einwendungen gegen den medicinischen Gebrauch der Gifte, die Vertheidigung derselben in besonderen Werken und periodischen Blättern, die mechanische Erklärung der Wirkungsart der Gifte und Gegengifte im 18. Jahrhundert, die gründliche Behandlung der forensischen Lehre von der Vergiftung, die Verbesserungen der polizeilichen Einrichtungen in Betreff der Gifte während dieses Zeitraums, den Einfluss der sich ausbreitenden allgemeinen Bildung besonders der besseren Bearbeitung der Naturkenntnisse auf die Toxikologie, die Abnahme des Glaubens an allgemeine Gegengifte und Geheimmittel, die Läuterung der Begriffe über Liebe und Wahnsinn erregende oder Frucht abtreibende Mittel, die Theilnahme gründlich unterrichteter Männer und gelehrter Gesellschaften an Untersuchungen über die Wirkungsart der Gifte und über ihr Vorkommen in einzelnen Ländern.

Besonders müssen wir an dieser Geschichte hervorheben, dass die Untersuchungen in das Gebiet der Rechtsgelehrten hinüberstreifen und auch von dorther Angaben und Auszüge entlehnten. „Es dient zur Charakteristik der Zeiten und der Völker, die Strafarten der Vergiftung anzuzeigen, weil aus der Schärfung der Strafe ebenso die Ansicht der Gesetzgeber, als die Geübtheit und Häufigkeit des Verbrechens hervorgeht“. Wenn wir die Kritik jener Periode berücksichtigen, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dass dieses Buch in Deutschland und im Auslande eine förmliche Sensation hervorrief, der ähnlich, wie auf dem Gebiete der schönen Literatur der Werther, die Räuber, die Heine'schen Reisebilder und in jüngster Zeit die Erlebnisse einer Mannesseele erregten. Das Edinburgh med. and chir. Journal sagt: „It is impossible, to do more for his work in moderne compass; but at the same time we must allow, that it is scarcely possible to convey an adequate idea by such an abstract of the amazing mass of erudition, which he has collected in this volume.“ In Oken's Isis wird folgendes Urtheil gefällt: „Diese mit ungemeiner Belesenheit, wie man es bei Göttinger Gelehrten gewohnt ist, ausgearbeitete Schrift, gibt in diesem Theile die Geschichte der Gifte und Vergiftungen, von den ältesten Zeiten bis auf die neueste, in einer Vollständigkeit, wie wir sie noch nicht besitzen, und verspricht daher der Codex für diese Disciplin zu werden.“ Die Salzburger Zeitung berichtet: „Die Sprache ist würdig, grösstentheils rein. Ein sorgfältig bearbeitetes Schriftsteller- und Sachregister zeugen von der Sorgfalt und dem Ernste der Arbeit, sowie von der liebenswürdigen Absicht des Verfassers, Anderen, zur Ersparung von Zeit und Mühe, die Uebersicht und das Nachschlagen zu erleichtern. Rec. wünscht dem Verf. Gesundheit, Lust, Musse und Selbstverläugnung genug, um sein begonnenes, viel versprechendes Werk zum Heile der Wahrheit und seiner eignen Zufriedenheit einem baldigen Ziele zuzuführen.“ Beck's Repertorium sagt: „Der in der gelehrten Welt durch mehrere gehaltvolle Schriften von der vortheilhaftesten Seite bekannte H. Verf. beschenkt uns in diesem Buche mit einem neuen Beweise seiner grossen Belesenheit und seiner gründlichen Beurtheilung des Gelesenen.“ In der Hallischen Literaturzeitung wird folgendes Urtheil abgegeben: „Jedermann weiss, welche Pflege in neuerer Zeit der Toxikologie zu Theil geworden, und wie viele berühmte Namen die Liste ihrer Bearbeiter enthält. Dass unter diesen fortan Marx einen Ehrenplatz einnehmen werde, wagt Ref. mit voller Ueberzeugung zu prophezeien. Was Fleiss, Einsicht, besonnenes Urtheil, Gelehrsamkeit zu leisten vermögen, davon liefert dieser erste Band

ein glänzendes Zeugniss.“ Im Archiv des Apothekervereins heisst es: „Die vielseitige Bildung des Verfassers, seine Kenntniss der Geschichte und Sprachwissenschaften haben ihn in den Stand gesetzt, die Urkunden des Alterthums selbst zu prüfen und die vorliegende Abtheilung auf eine so musterhafte Art zu bearbeiten, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Das Buch ist ebenso nützlich als belehrend und muss zu den trefflichsten gerechnet werden, die über diesen Gegenstand geschrieben worden sind.“

Bei diesem allseitigen günstigen Urtheile muss man sich um so mehr wundern, dass Bücher über die allgemeine Geschichte der Medicin, die seit dieser Zeit erschienen sind, die Toxikologie gänzlich ignoriren und für ihre einzelnen Perioden dieselbe nicht ebenso berücksichtigen, wie die Arzneimittellehre, Chirurgie, überhaupt die einzelnen Gebiete der Medicin. In Zukunft wird das bei der Wichtigkeit dieser Doctrin anders werden müssen. Denn es erscheint durchaus nothwendig, dass man in eine allgemeine Geschichte, wie man in den verschiedenen Perioden den jedesmaligen Zustand der Pathologie und Therapie bespricht, auch die Toxikologie hineinzieht. Für Marx war die Arbeit dieses Werkes so schwer, weil die Lectüre der alten, schlecht gedruckten Bücher eine Strapaze war. Rühmend müssen wir hervorheben, dass der Verfasser auch die Geschichte dieser Lehre vom rein menschlichen Standpunkt aus bearbeitete und so ein culturhistorisches Gemälde uns vorführt. Richtig erkannte er, dass die ganze Lehre mit dem sittlichen oder politischen Bestehen der Völker in der innigsten Verbindung steht und wies desshalb in allen Perioden nach, welche Anregung und welche Impulse zu ihrer Erweiterung von dem allgemeinen Zustande des Staatenlebens ausgingen. Ebenso berücksichtigte er jeden Einfluss, den verwandte Lehren auf sie äussern. Indem er die Urkunden aller Zeiten sammelte und die Stimmen der verschiedenartigsten Bekenntnisse aufnahm, konnte er meist seine eigne Ansicht zurückhalten und die Geschichte oder Thatsachen sprechen lassen. Hierin verfährt er gerade wie Thucydides. Wir können dies nicht tadeln, wenn wir auch verlangen, dass der Geschichtschreiber bei den wichtigsten Fragen oder verwickelten Punkten, seine eigne Ansicht, wie auch M. lehrt, nicht hinter dem Berge halten soll. Die Geschichte muss stets ihren wahren Zweck erfüllen, Lehrerin und Führerin zu sein. Der Leser soll nie schwanken, an der sichern Hand des Geschichtschreibers soll er ein bestimmtes Urtheil sich bilden, wie die Geschworenen, ohne von dessen subjectiven Ansichten im Geringsten beeinflusst zu werden.

Die historischen Werke, die Marx seit dieser Zeit herausgab, charakterisiren sich einmal dadurch, dass anerkannte medicinische Koryphäen biographisch und literarisch von ihm geschildert werden, anderntheils, dass er Männer, über welche die Geschichte der Medicin bislang in ihrem Urtheile sich nicht hatte einigen können, von denen es hiess: „von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte“ — nach ihrem wahren Werthe zu würdigen suchte, oder endlich solche, die gänzlich von der Geschichte ignorirt waren, aus der Vergessenheit an das Tageslicht zog.

Zu erster Kategorie gehört seine Schrift über Blumenbach: 1) Zum Andenken an Johann Friedrich Blumenbach.

Mit dem Nestor der Naturgeschichte war Marx als College genugsam bekannt geworden, um seine vorzüglichen Eigenschaften schätzen zu lernen, aber erst als er dessen Haus- und Familienarzt und seines vollen Vertrauens gewürdigt wurde, entdeckte er noch andere, die ihm früher verborgen blieben. So wusste Blumenbach, dass er bei seinem hohen Alter nicht mehr lange der Erde angehören könne, allein von Todesfurcht nicht die leiseste Spur. Er blieb thätig und lebte gern. „Ich habe keine Eil“, rief er oft.

Eines Morgens, als Marx bei ihm war, und der Tod einer Berühmtheit gemeldet wurde, ging er in ein Nebenzimmer und holte ein kleines Büchelchen. „Hier, mein Freund", sagte er, „haben Sie einige Notizen über meinen Lebensgang, Sie thun mir wohl die Liebe an, nach meinem Tode Etwas über mich zu veröffentlichen." Das war die ganze Verhandlung. Nie kam er wieder auf dieses Thema zurück, selbst nicht, als Marx ihm das Büchelchen zurückbrachte. Sentimentale Rührung war nicht seine Sache. Jameson übersetzte diese Biographie ins Englische. Edinburgh new philosophical Journal 1841. Nr. 60.

2) Zum Andenken an Dr. Johann Stieglitz.

Bei Marx' Reise nach England entdeckte er verwundert, dass weder der Name Stieglitz, geschweige denn dessen Schriften dort bekannt waren, so dass er sich gemüssigt fühlte, in mehreren Bibliotheken die Titel derselben aufzuschreiben, damit sie bestellt werden konnten. In Deutschland war noch vor wenigen Decennien dieser Arzt eine mit Recht gefeierte Celebrität; ob die jüngere Generation Kunde davon hat, ist eine Frage. Mag er aber auch jetzt bereits vergessen scheinen, die Auferstehung seines Ruhmes wird nicht ausbleiben.

3) Gottfried Wilhelm Leibnitz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft.

Wer auf einen engen Kreis des Strebens und Wirkens, auf die blossen Berufsgeschäfte sich concentrirt, verdient Lob, aber er darf die Beschränkung für keine Tugend erachten und ungerecht urtheilen über Den, dem es Bedürfniss ist, in mehrfachen Richtungen sich zu bewegen und das Fernliegende zu erreichen. Dass Handwerk wie Kunst vom Genius Anweisung empfangen können, zeigt Leibnitz durch sein Beispiel.

Zur zweiten Kategorie gehören: Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim.

Kein Mann hatte verschiedenere Beurtheilungen gefunden. Um ihn aus der eigenthümlichen Bewegung seiner Zeit, ohne Uebertreibung und Geringschätzung, nach seinen wirklichen Leistungen zu schildern, musste Marx unglaublich viele, mitunter sehr schlecht und undeutlich gedruckte, Bücher des 16. Jahrhunderts durchlesen.

Von der gewonnenen massenhaften Ausbeute theilte er nur das mit, was ihm als das Bedeutendste vorkam. In weniger Bücher Lob ist die Kritik wohl so einstimmig gewesen, als in der allgemein günstigen Aufnahme dieses Werkes, das seinen Zweck erreichte, Theophrastus von Hohenheim in seinem wahren Werthe festzustellen. In der British and foreign medical Review 1842 S. 147 heisst es: „We gave some account of his work on Paracelsus, which probably no man in Europe could have written but himself, and we may at any rate safely affirm, that no man in Europe could have executed it better." Der Recensent der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1843 Nr. 11 sagt sehr wahr: „Verfasser verfährt kritisch - synthetisch, sichtet zuerst das literarische Material und setzt daraus, Satz für Satz durch Citat belegend, ein Bild gleichsam wie eine mühsame Mosaikarbeit zusammen. Doch verfällt er nicht in den Fehler der Biographen, die Wahrheit, der Person zu Liebe, zu verbessern; er gibt keinen Panegyrikus, sondern seine Arbeit ist eine kritische Apologie des Theophrastus." In Gersdorf's Repertorium 1842 S. 33 liesst man: „Unter der Paracelsus-Literatur, die plötzlich in den letzten Jahren sich gebildet hat, nimmt die vorliegende Schrift durch Gründlichkeit der Forschung,

durch Klarheit und Anspruchslosigkeit und durch eine Fülle von Notizen, die zur Charakteristik des Mannes und seiner Zeit beigebracht worden sind, den ersten Rang ein, und wir müssen besonders dem Verfasser dafür danken, dass er uns mit Aufstellung geistreicher Gesichtspunkte und scheinbar tiefsinniger Antithesen verschont hat, womit wir sonst so oft durch die neueste Geschichtschreibung der Medicin behelligt werden."

Vier andere Männer hatten nicht grade das Schicksal des Theophrastus gehabt, ein Streitobject für die Mediciner abzugeben. Man war vielmehr einig in ihrer Verketzerung oder sie waren verschollen. Von diesen war Herophilus verkannt; mit einem gewissen Grauen und Abscheu nannte man seinen Namen. Die Aerzte wussten kaum etwas Anderes von ihm, als dass er Verbrecher bei lebendigem Leibe secirt habe. Paullini dagegen war wegen eines von den meisten Aerzten nicht verstandenen Buchs mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet, und von Conring wusste man wohl, dass er ein grosser Polyhistor gewesen, man hatte auch verschwommene, nebelhafte Begriffe von seiner Bedeutsamkeit als Arzt; seine wirklichen ärztlichen Leistungen waren aber in Dunkel gehüllt. Ebenso wenig wusste man etwas von dem Verhältnisse, das Marc'Antonio della Torre und Leonardo da Vinci zur Medicin eingenommen hatten. Wie Lessing an Cardanus und Horaz, so vollzog Marx an diesen vier Männern die ihnen gebührende Ehrenrettung, ausserdem gelegentlich an Caelius Aurelianus.

De Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

Von dieser Schrift erschien auch eine deutsche Uebersetzung im Jahre 1838. Die Abhandlung wurde schon im Jahre 1836 der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften überreicht, blieb aber, wegen Behinderung des Secretairs der Gesellschaft, ungedruckt und erschien erst im Jahre 1841.

Die British and foreign medical Review sagt über dies Buch: „With respect to the diligence and ability with which the work is executed, we have already expressed our opinion."

Während wir es unterlassen haben, von Marx' übrigen historischen Schriften eine Analyse zu geben, weil wir in unserm Werke uns streng an seine Forschungen halten werden, und es für überflüssig und unthunlich erklären, Männer und Dinge noch einmal zu prüfen, mit denen er zum Abschluss gekommen ist, können wir nicht umhin, von dieser Schrift dem Leser ein Excerpt vorzuführen:

„Einen grossen, wenn nicht unbekannten doch verkannten Mann des Alterthums wieder in seinen Besitz, in seine ihm gebührende Stelle einzusetzen, darzuthun, dass er nicht minder wie der gefeierte Koische Arzt die Medicin bei den Griechen und somit für alle Jahrhunderte hinaus begründet hat, diesen Gedanken durch eine möglichst vollständige Darstellung auch zu einem geschichtlichen Factum zu erheben, das schien der eifrigen Bemühung kein unwürdiges Ziel zu sein. Von Hippokrates besitzen wir eine beträchtliche Anzahl, theils von ihm selbst herrührender, theils ihm zugeschriebener oder in seinem Sinn verfasster Schriften. Sein Bild glänzt deutlich in festen Umrissen. Seine Leistungen liegen wie eine reiche, mit ihren Höhen und Tiefen stark beleuchtete Landschaft vor unsern Blicken. Das Wirken des Herophilus erscheint wie ein dunkler Streifen am Horizont, man ist ungewiss, ob es Wolkenschichten oder Hügel sind. Vielleicht ergibt sich aus meiner Schilderung, dass jene leichten Umrisse einem fernen, mächtigen Gebirge angehören, oder mit andern Worten, dass Herophilus als ein Seitenstück und eine Ergänzung des Hippokrates angesehen werden kann. Der Name Herophilus bezeichnet für das Alterthum den Beginn einer neuen Aera der Medicin. Zwar besass sie bereits eine reiche und bedeutungsvolle Vergangenheit. Hippokrates und die Reihe seiner nächsten Nachfolger hatten die Bahn gebrochen; aber ihre Bemühungen waren doch nur Anfänge, glückliche Blicke und Griffe in das grosse Gebiet der Wissenschaft. Erst mit dem Auftreten von Herophilus

ward ihr eine universelle Bedeutung und eine feste Begrenzung und Begründung zu Theil. Die selbstständigen Arbeiten dieses Mannes sind untergegangen. Nur Bruchstücke sind übrig geblieben; sie erwecken aber den Gedanken, dass ein grosser Theil der wissenschaftlichen Arzneikunde der Griechen und Römer in den Lehren, Anregungen und Entdeckungen bestand, die von ihm ausgingen. Er war in Chalcedon geboren, in der Medicin hatte er zum Lehrer den Praxagoras, den unmittelbaren Nachfolger des Hippokrates. Er nahm seinen Wohnsitz zu Alexandrien. Dort regierte Ptolemäus, der Halbbruder Alexanders des Grossen. Dem Sophisten, der jede Bewegung läugnete, setzte er die ausgerenkte Schulter ein. Er wurde Begründer der empirischen Schule, die sein Schüler Philinus aus Kos mehr ausbildete. Nach seinem Tode wurde der Ruhm seiner Lehre durch zahlreiche Schulen weit verbreitet. Die Titel der von ihm verfassten Schriften sind: 1) von den Ursachen, 2) die Anatomie, 3) Untersuchungen über den Puls, 4) die Heilungen, 5) Commentar über die Prognostika des Hippokrates, 6) von den Augen, 7) Diätetik, 8) Erklärung der bei Hippokrates vorkommenden dunklen Ausdrücke, 9) Commentare über die Aphorismen des Hippokrates. Die Anhänger und Nachfolger des Herophilus bauten nicht das Feld der vorbereitenden anatomischen und physiologischen Studien aus, sondern sie hielten sich mehr an die streitigen prognostischen und therapeutischen Sätze desselben, wodurch sie leicht in subtile Unterscheidungen und Definitionen geriethen. Wenige fragmentarische Schriften haben sich von ihnen erhalten; schon zu Galen's Zeiten waren Zeuxis' Schriften selten. Eine Rivalität bestand zwischen Herophilus und Erasistratus. Das Meiste, was wir von Herophilus besitzen, verdanken wir Galen. Doch ist er der strengste Beurtheiler und Gegner desselben. In anatomischen Lehren wagt er kaum, ihm zu widersprechen; auf allen andern Gebieten tritt er ihm aber heftig entgegen. Ebenfalls tadelt er die Sprache desselben als nicht schön griechisch. Aber auch die Galenische Schreibweise ist fern von attischer Eleganz. Herophilus' Darstellungsweise war einfach, mehr nach der natürlichen als einer streng systematischen Folge der Gegenstände. So ist ein Wort von ihm aufbewahrt: „Dies soll nun das Erste sein, auch wenn es nicht das Erste ist.“ Obgleich nicht zu verkennen, dass Galen manchen Tadel zu einseitig und hart ausspricht, so ist in keiner Weise zu rechtfertigen, dass neuere Schriftsteller aus halb- oder missverstandenen Stellen der Alten, Veranlassung nehmen, den Herophilus mit herabwürdigenden Ausdrücken zu belegen, wie Sprengel und Hecker, die ihn beide heruntermachen und ihn mit den Sophisten auf eine Stufe stellen. Herophilus scheint keine Seite der Medicin von seinen Bemühungen ausgeschlossen, jedoch ihre Begründung durch anatomische und semiotische Untersuchungen zu seiner hauptsächlichsten Aufgabe gemacht zu haben. Kaum wird er von den Alten anders genannt als der grosse, berühmte Arzt, der Priester der Arzneikunde, nicht selten wird er mit Hippokrates zusammengestellt. Am meisten wird gerühmt, dass er die Zergliederungskunst in ihren rechten Besitz eingesetzt habe. Er wird zu den Männern des Alterthums gerechnet, welche die volle und ganze Heilkunde inne hatten. Seine scharfsinnigen, Epoche machenden Leistungen in der Pulslehre werden als ein Denkmal bewunderungswürdiger Kunst angeführt. Er zergliederte zuerst menschliche Leichname. Ob Verbrecher lebend zergliedert wurden, lässt sich weder behaupten noch verneinen. Von dem Nervensystem hatte er bereits umfassende Kenntnisse. Als die bedeutungsvollste Höhle des Gehirns betrachtete er die vierte. Er entdeckte die Schreibfeder und die Kelter. Die Häute des Auges beschreibt er sehr genau. Er unterschied zwischen Schlag- und Blutadern und gelangte nahe an die Entdeckung der Milchgefässe. Von den Drüsen stellte er zuerst bestimmte Ansichten auf. Die Leber hat er auf's Genaueste abgehandelt. Den Sitz der Seele verlegte er in die vierte Gehirnhöhle. Von vier Kräften lässt er das Leben regieren, von der ernährenden, welche ihre Wurzel in der Leber, von der animalischen, welche ihre Quelle im Herzen, von der denkenden, welche ihren Sitz im Gehirn und von der empfindenden und bewegenden, welche ihren Grund in den Nerven haben. Von den Schlagadern lehrte er, dass sie wirklich pulsirten, dass sie aber diese Kraft von dem Herzen empfingen. Seine Definition der Arzneikunde war: sie sei die Kunst, die Gesundheit zu stärken. Eine andere, mehr ins Einzelne gehende, war diese: sie sei die Wissenschaft von den gesunden, kranken und gleichgültigen Dingen. Er liebte die Dreitheilung. So unterschied er eine kräftige, schwächliche und dazwischenliegende Körperbeschaffenheit. Er legte weniger Werth auf die Aetiologie, als auf die reine Beobachtung der Thatsachen. Desto höher achtete er die wahrnehmbaren Zeichen der Krankheiten. Die wichtigste Bereicherung

war die Begründung der Pulslehre; als ein physiologisches und pathognomonisches Zeichen, als ein Mass der Kräfte, als einen Führer bei den wechselnden Krankheitserscheinungen erkannte ihn zuerst Herophilus. Er unterschied die Ausdehnung, welche einen Moment dauere, die Zusammenziehung, welche wieder einen Moment anhielte, dann zwei Zwischenmomente, die er mit dem Ausdrucke „Intervallen" belegte. Die beiden Hauptmomente der gerade eintretenden Expansion und Contraction verglich er mit dem Auf- und Niederschlag in der Musik. Die vier Momente nannte er Masse oder Zeiten. Er kam nun auf die Entdeckung des verschiedenen Verhaltens jener vier Momente, je nach Verschiedenheit der Körperzustände, so dass der natürliche Rhythmus einen vierzeitigen Tact hält und nach dem Vorherrschen des einen oder andern Moments ganz andere Abtheilungen zeigt. Vielfach waren auch seine Bemühungen in der Erweiterung der Arzneimittellehre. Doch nicht bloss die Arzneimittel schätzte er, sondern jede Hülfe und wird ebenso als gründlicher Kenner der Gymnastik angesehen. Beim Blutspeien liess er Gesalzenes trinken. In der Geburtshülfe und Wundarzneikunst leistete er ebenfalls Grosses."

Zur Beurtheilung des Arztes Christian Franz Paullini von Dr. K. F. H. Marx. Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung 1872.

Derselbe wird von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gereinigt, und seine wahren Verdienste gewürdigt. Siehe meine Kritik in der deutschen Klinik.

Zur Erinnerung der ärztlichen Wirksamkeit Conring's von Dr. K. F. H. Marx. Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung, 1872.

Vorzugsweise die ärztliche Grösse Conring's findet in dieser Schrift ihre gerechte Beurtheilung und eingehende Schilderung. Siehe meine Kritiken in der deutschen Klinik, Wiener Presse und den Memorabilien.

Albrecht von Haller. (Götting. gel. Anzeig. 1837). So viele und so dicke Bände auch über diesen grossen Mann veröffentlicht worden sind, Niemand hat eine prägnantere Charakteristik über ihn gegeben als Marx in einem Aufsatze, den er zum hundertjährigen Jubiläum der Universität Göttingen schrieb. Alle Versuche, in Zukunft noch ferner Haller literarisch bearbeiten zu wollen, halten wir für eitel, da Marx hier auch nicht einmal Stoppeln zurückgelassen hat.

In „Casper Hofmann" schildert M. einen deutschen Kämpfer für den Humanismus in der Medicin. Die Schrift, wenn auch historisch, hat eine um so höhere Bedeutung für die Gegenwart, als (deutsche Klinik 1873, S. 226) in der Wissenschaft ein so platter Realismus sich breit macht, dass das Utilitätsprincip die Oberherrschaft an sich zu reissen droht. Täglich sieht man den Idealismus an Terrain verlieren. Obschon wiederholt darauf aufmerksam gemacht wurde, dass Deutschland über Frankreich siegte, weil es demselben geistig und wissenschaftlich überlegen war, so wird doch von allen Seiten darauf hingearbeitet, die Stärke Deutschland's für die Zukunft zu untergraben und illusorisch zu machen. Obgleich man an Frankreich das Beispiel erleben musste, dass die dortige Aufhebung der Universitäten durch Napoleon I., und die statt dessen beliebte Einführung der Fachschulen zur Stagnation der Wissenschaft führte, so arbeitet man in Deutschland mit Macht für die Erreichung desselben Princips. Der Realismus erhebt keck sein Haupt. Die Naturwissenschaft glaubt sich am Ziele ihres Sieges. Wenn schon vor mehreren Jahren der damalige Unterrichtsminister von Mühler den grossen Fehler beging, den Schülern der Realgymnasien facultativ den Besuch der Universität zu gestatten, so droht jetzt noch eine weit grössere Gefahr. Denn es handelt sich bei dem deut-

schen Reichstag um einen Antrag, der nichts weniger bezweckt als eine Gleichstellung der Real- und Gelehrtenschulen. Wenn wir auch der Hoffnung leben, dass der deutsche Reichstag eo ipso die Gefährlichkeit dieses Antrags einsehen und über denselben zur Tagesordnung gehen wird, so muss uns doch jede Schrift als erwünscht und zeitgemäss erscheinen, die zur Aufklärung und Läuterung beiträgt. In dieser Abhandlung zeigt M., dass die Medicin in Deutschland erst wieder aufzublühen anfing, als das Princip des Humanismus begann, sich Bahn zu brechen.

Werden die Schüler der Realgymnasien jetzt von Seiten des Staats für reif erklärt, Medicin studiren zu dürfen, und protestirt die Wissenschaft nicht gegen diese verderbliche Neuerung, so unterzeichnet die Medicin als Kunst selbst ihr eignes Todesurtheil.

In „Konrad Victor Schneider und die Katarrhe", Göttingen, 1873, füllte M. eine wesentliche Lücke in der Geschichte der deutschen Medicin aus. Es gelang dem Verfasser, (deutsche Klinik, 1873 S. 410) ein anziehendes Gemälde von einem Manne zu entwerfen, dessen dickleibige Quartanten, unbeschadet ihres materiellen Werths, in formeller Beziehung geradezu abschreckend auf den Leser einwirken müssen. Es hiesse Rosen nach Schiras importiren, wollten wir noch etwas zum Lobe des Marx'schen Buchs hinzufügen. Dieselbe Gründlichkeit, dieselbe Gelehrsamkeit, derselbe edle, von allem Prunk und aller Weitschweifigkeit sich fern haltende Stil, dasselbe besonnene, nach allen Seiten ruhig abwägende Urtheil, das alle Schriften, Marx' auszeichnet, dienen auch der vorliegenden zur Devise. In ansprechender Form werden die Lebensumstände Schneider's erzählt, und seine Verdienste um die Anatomie, Physiologie, allgemeine Pathologie, Arzneimittellehre und specielle Pathologie und Therapie auseinander gesetzt.

In der Schrift „zur Anerkennung des braven Arztes Dr. Daniel Ludwig, des Reformators der Pharmakologie und Pharmacie, Göttingen, 1874" frischt Marx den Aerzten und Pharmaceuten das Andenken eines Mannes auf, den die Wenigsten, nicht einmal dem Namen nach, kennen dürften, eines Arztes, der schon dadurch, dass er das erste gute Apothekerbuch lieferte, als der eigentliche Reformator der Pharmacie betrachtet werden muss. Da in diesem Augenblick, über das fernere Schicksal der Apotheken und Apotheker in der Reichshauptstadt durch eine Commission deliberirt wird, so hat die Abhandlung ein um so grösseres Interesse.

In der Abhandlung „zur Anerkennung des Arztes und Schulmannes Dr. Georg Henisch, Göttingen, 1875", werden eingehend die Verdienste dieses Mannes um die Sprachwissenschaft und Medicin geschildert, und er von den Vorwürfen befreit, die Wigan und seine Nachbeter ihm wegen der Herausgabe des Aretäus angedichtet hatten.

Schliesslich haben wir noch über ein historisches Werk zu referiren, das in Bezug auf den Stoff Aehnlichkeit mit den „Origines" hat. Marx zeichnet sich vor den übrigen Historikern auch dadurch aus, dass er alles zur Medicin Gehörige in das Feld seiner Untersuchungen und Forschungen zieht. Wenn er daher durch seine „Origines" der Erste war, der Gegenstände der allgemeinen Pathologie historisch untersuchte, so hat er in der Schrift: „über das Vorkommen und die Beurtheilung der Hundswuth in alter Zeit" zuerst das Beispiel gegeben, auch einzelne Factoren der Krankheiten, von denen das Alter einer der wichtigsten ist, unter das Mikroskop seines historischen Auges zu bringen, und als ein nachahmungswerthes Vorbild hierin den Aerzten sich aufgestellt.

„Hundswuth und Krebs sind die beiden Krankheiten, welche der noch so sehr von seiner Kunst begeisterte Jünger Aeskulap's für unheilbar, für Scandals me-

dicorum erklären muss. Aus allen Heilversuchen der Vergangenheit und Gegenwart tönt der niederschlagende Ruf: Non possumus. Aus Verwechslung der, ohne Mittheilung des Contagiums entstandenen Wuth, mit der wahren, müssen die vielfach dagegen angerühmten, durch alle möglichen Zeugnisse belegten Präservative und Heilmittel erklärt werden. Ein sinniger Einfall bedarf keines Vorstudiums, ein guter Rath keines langen Besinnens, aber um in einer hochwichtigen Angelegenheit nicht nur mitreden, sondern die Welt belehren zu wollen, ist mehr erforderlich als ein glücklicher Gedanke und eine wohlmeinende Gesinnung. Da heisst es, den Gegenstand nicht einseitig, sondern allseitig aufzufassen, das Einzelne und Ganze klar zu überlegen, Gründe und Gegengründe mit besonnener Ruhe gegen einander abzuwägen. In der Aussicht, dass es auf diese Weise oder durch einen gebenedeiten Zufall doch noch gelingen werde, ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit kennen zu lernen, muss trotz aller bisherigen vergeblichen Bemühungen unverdrossen fortgestrebt werden. Da keine der unzähligen empfohlenen Arzneisubstanzen bis jetzt die ausgebrochene Krankheit zu heilen vermag, so gilt als Anker der Rettung bloss die äussere Behandlung der Bissstelle. Diesen wohlthätigen Dienst verrichtet am besten das geschmolzene Aetzkali. Die Masse, der über die Hundswuth veröffentlichten Mittheilungen ist sehr gross. Unter der Anzahl von Schriften verdienen nur wenige berücksichtigt zu werden. Die literarische Ausbeute der Veterinärkunde, Chirurgie, Medicin reiht sich hoffentlich bald an die der Psychiatrie. Die bereits vor Jahrhunderten aufgeworfene Frage, ob diese Krankheit ein Leiden der Seele oder des Körpers sei, erwartet noch ihre gehörige Beantwortung. Vor allem wird festzustellen sein, ob die Wuth eine durchaus nothwendige Folge der Ansteckung ist, oder bloss ein Zufall der krankhaft erhöhten Einbildungskraft und der Verwirrung der Sinne, veranlasst durch die allgemein verbreitete Meinung, die Tollwuth müsse ausbrechen, bei der Beobachtung, wie die Umgebung steigend von Angst erfüllt bleibt und durch die eigene, zunehmende Todesfurcht. Kinder von dieser Krankheit befallen, unbekannt mit den Folgen, bleiben ohne die ergreifenden Zufälle und ohne Tobsucht. So nothwendig es ist, auf eine so furchtbare und tödtliche Krankheit durch Volksschriften aufmerksam zu machen, so unerlässlich ist es, auf das Eindringlichste vor übereilter Annahme des Statt findenden Leidens zu warnen, genau die möglichen Verwechslungen mit ähnlichen Affectionen bemerklich zu machen, übertriebene Vorstellungen von der Gefahr, sowie nicht gerechtfertigte Besorgnisse zu beseitigen, die Furcht zu mässigen, eine bereits vorhandene gewaltsame Aufregung zu besänftigen, die Aeusserungen der Verzweiflung niederzuhalten, möge das Gestörtsein des Seelenlebens sich als Manie oder Melancholie kundgeben. Es ist ferner hervorzuheben, dass der Biss eines wirklich tollen Hundes nicht Jeden krank macht, sondern nur einen oder den andern, und dass von den Verwundeten viele vollkommen gesund bleiben können. Auffallend ist, dass in den Rathschlägen der früheren Jahrhunderte mehr die Sicherung der Thiere als der Menschen hervorgehoben wurde. Erst als das Medicinalwesen genau in's Auge gefasst und bearbeitet, die Staatsarzneikunde zur besonderen Lehre erhoben, und die öffentliche Gesundheitspflege von zahlreichen ärztlichen Beamten wahrgenommen ward, gewann die Sorge betreffs der Hundswuth gesicherte Anhaltspunkte und regelmässigen Schutz. Bei den öfteren Widersprüchen der Ansichten des ärztlichen Personals hinsichtlich ihres Thuns und Lassens wurde es für nöthig erachtet, in Nothfällen den einzuschlagenden Weg des Verfahrens allgemein verständlich vorzuzeichnen und den Behörden die Befolgung der ertheilten Anweisungen zu empfehlen. Um den getroffenen Anordnungen Eingang zu verschaffen und Jedermann in den Stand zu setzen, sich darnach richten zu können, sind sie in den Schulen zu lehren, von den Kanzeln wiederholt zu verkündigen und in den gelesensten öffentlichen Blättern zu verbreiten.

Als Princip für die Vorsicht muss gelten: eine sorgfältig ermittelte Thatsache, welche das Gefährliche beweist, höher zu achten als noch so viele Mittheilungen, welche das Gegentheil darzuthun sich bemühen. Die numerische Methode darf hier nicht entscheiden. Die gesetzlichen Normirungen zur Sicherung des Publicums vor einem Gebissenen dürfen nicht der Art sein, dass Rücksichten auf dessen Gefühle vernachlässigt werden. Ist der Mensch seit der Schöpfung bis jetzt wesentlich derselbe geblieben, so wird dies mit dem Hunde um so mehr der Fall sein. Diejenigen, welche meinen, das Schlimme habe sich erst nach und nach gebildet, die Rosen hätten zuerst keine Dornen, die Erde keine Giftpflanzen gehabt, die mögen glauben, dass der Hund in der frühesten Vergangenheit immerwährend gesund geblieben, und wenn auch einmal an der Wuth leidend, diese keine auf den Menschen

übertragbare gewesen sei; die Empfänglichkeit dafür wäre erst mit zunehmender Sündhaftigkeit entstanden.

Die Voraussetzung, dass der Charakter dieser Krankheit sich geändert habe, ist gewagt Aus dem Stillschweigen des Vaters der Medicin hinsichtlich der Hundswuth darf jedoch nicht geschlossen werden, dass sie damals überhaupt nicht vorgekommen sei. Er hat ohne Zweifel manche ihm bekannte Krankheit desshalb mit Stillschweigen übergangen, weil er selbst sie zu beobachten, keine Gelegenheit hatte.

In manchen Gegenden zeigt sich die Hundswuth gar nicht, in anderen sehr oft. Coelius Aurelianus, (dessen Ehrenrettung bei dieser Gelegenheit auf eine ebenso überzeugende als schöne Weise vom Verfasser geführt wird), hat in erschöpfender Mannigfaltigkeit über die Hundswuth geschrieben. Eine Untersuchung über das Alter der Hundswuth kann daher füglich mit Coelius Aurelianus beginnen, indem er zuerst ausführlich über jene sich aussprach und in einem eigenen Capitel die Frage, ob sie eine neue Krankheit sei, auseinandersetzte. Er sagt: „Manche hielten keine Krankheit für neu, Manche die Hundswuth, Manche sie für eine alte. Ihm scheine es vernünftig, anzunehmen, dass die Vorfahren sie bereits gekannt hätten". Bei den Aegyptern schon findet sich die Krankheit angedeutet.

Obgleich Sauvages meint, dieselbe sei von den Griechen übersehen worden, so bewies Verf. schon vor 48 Jahren in seinen „Origines contagii", (dieser Fundgrube von historischem und pathologischem Material), das Gegentheil. „Nicht unwahrscheinlich wird das uralte Fest zu Argos, welches in die Hundstage fiel, und wobei man die frei und herrenlos umherlaufenden Hunde todtschlug, auf die Hydrophobie als Massregel der Sanitätspolizei bezogen. Homer gebraucht den Ausdruck „wüthend". Aristoteles sagt: „Die Hunde leiden an der Wuth", auch Xenophon erwähnt sie. Demokritos erklärt sie für eine „Entzündung der Nerven". Epicharmos empfiehlt, scharfe Kohlarten auf die Bisswunde zu legen. Der Schwiegersohn des Hippokrates, Polybos, nannte sie „Wasserflucht". Aus der Zeit der Römer ist Andreas von Karystos zu citiren; er gebrauchte schon den Namen „Hundswuth". Den Unterschied von Gehirnentzündung zeigten seine Nachfolger. Gajos nahm an, dass das Gehirn und dessen Membran leide; Demetrius hielt das Uebel für ein langsam verlaufendes. Artemidoros und Caridemos läugneten die selbstständige Natur der Krankheit. Themison wollte Einen, der an der Hundswuth litt, behandeln und darüber schreiben, allein er konnte nicht, weil er selbst einmal von einem tollen Hunde verwundet, immer fürchtete, sie zu bekommen.

Eudemos, ein Schüler des Themison, bezeichnet die Krankheit als „eine Art Melancholie". Auch bei Virgilius Maro, Horatius Flaccus, Ovidius Naso, Plutarchos und Pausanias finden wir die Krankheit erwähnt. Artorius, Nachfolger des Asklepiades, bezeichnet die Scheu vor dem Wasser als charakteristisches Symptom. Scribonius Largus ertheilt den vortrefflichen Rath, die Bissstellen lange in Eiterung zu erhalten. Plinius Secundus empfiehlt des Ausschneiden des sogenannten „Tollwurms" unter der Zunge. Cornelius Celsus räth, das Gift durch einen trockenen Schröpfkopf auszuziehen, und wenn die Stelle es zulasse, zu brennen; wenn das nicht angehe, zu ätzen, auch Blut zu entziehen. Agathinos empfahl gleich im Anfange Niesswurz. Soranos bezeugte selbst gesehen zu haben, wie ein wasserscheues Kind vor den Brüsten der Mutter zurückschreckte. Dioskorides bespricht ausführlich die Krankheit und ihre Heilung: namentlich die Niesswurz wird gerühmt. Auch Aretaios handelt darüber. Claudios Galenos lieferte merkwürdige Beobachtungen und überraschende Bemerkungen. Mit Letzterem hören die selbstständigen Forscher auf. Die objective Beobachtung der Alten und deren Bemühen, die Ursachen zu ergründen, verliert sich mit wenigen Ausnahmen in einer Sucht, die Symptome der Krankheit nach Schulansichten von der Lehre der Säfte zu erklären. In diese Kategorie gehören Magnos aus Ephesos, Aelianos, Oribasios. Aetios trat als selbstständiger Forscher auf. Ebenso erweist sich Paulos von Aigina. Auch Joannes und Vegetius Renatus handeln über sie. Von Osten her drang aus Indien Kunde von der Hundswuth. Einen Beweis liefert das unter dem Namen „Susruta" bekannte Werk. Die Juden haben die Hundswuth wahrscheinlich schon desswegen gekannt, weil sie in Aegypten vorkam. In der Bibel wird diese Krankheit nicht erwähnt Aus der 300 Jahre nach Christus veranstalteten Sammlung von Gesetzen und Einrichtungen geht hervor, dass die Hundswuth gekannt war, und dass man materiell dagegen verfuhr. Indessen kam bei den Persern materielle Hülfe nicht in Betracht. In Arabien war die Tollheit der Hunde bekannt.

Jahiah Ebn Serapion, Rhazes, Ebn Sinah, Jacut und El Cazwini handeln ausführlich von ihr. Aus obigem Material geht hinlänglich hervor, dass die Hundswuth eine bereits im Alterthume bekannte Krankheit war. Gelingt es, wie in der Urzeit und bei Kindern, die Menschen durch Belehrung oder moralischen Einfluss dahin zu bringen, nach dem Bisse eines verdächtigen Thieres ruhig zu bleiben, nicht zu erzittern und zu verzagen, die Angst zu bannen, die erregte Phantasie über die möglichen Folgen niederzuhalten, mit Geduld und Ergebung Vertrauen zur Wiederherstellung zu behaupten, lassen zugleich die Gesunden es sich angelegen sein, statt den Kranken zu beklagen, zu meiden und zu fliehen, ihn durch herzliche Theilnahme und Ermunterung zu erfreuen und zu kräftigen, so wird der leidende Zustand nicht nur weit erträglicher bleiben als bisher, sondern es wird wohl auch zur Ueberraschung und zum Troste der Mitwelt das Mittel gefunden werden, welches eintretende bedenkliche Zufälle nicht bloss beschwichtigt und beseitigt, sondern den in die Wunde gelegten verderblichen Stoff vollkommen neutralisirt und tilgt."

Ueber Marc' Antonio della Torre und Leonardo da Vinci, die Begründer der bildlichen Anatomie. Göttingen 1849.

Diese Arbeit gehört theils der Geschichte der Anatomie, theils der Geschichte der Kunst an. Man darf sich nicht wundern, wenn eine Zeitlang berühmte Individuen verkannt und ignorirt werden; bedeutenden Werken geht es nicht besser. Die Kupferplatten des Eustachi, der 1574 starb, lagen bei Verwandten anderthalb hundert Jahre verborgen, bis sie durch den päpstlichen Leibarzt Lancisi aufgefunden und 1714 herausgegeben wurden. Einem ähnlichen Schicksale waren die von Torre veranlassten kunstvollen Darstellungen des Leonardo da Vinci unterworfen.

„Dass mitten in der Dämmerungszeit unvollkommener und zweifelhafter Anfänge plötzlich die Erscheinung einer fast vollendeten, allseitig gelungenen, künstlerisch wissenschaftlichen Arbeit zu Tage kommt, dass diese, gleich einem Meteor auftauchend, auch wie ein Blitz wieder verschwindet, um erst spät in dem Tagesglanze der Gegenwart von Neuem hervorzutreten und bewundert zu werden, das ist ein eigenthümliches Ereigniss Zwei ausserordentliche Männer beanspruchen die Urheberschaft des ungewöhnlichen Werkes. Marc' Antonio wurde in Verona geboren. Die classische Literatur erwachte damals. Noch als Jüngling wurde er Professor der Medicin in Padua und erhielt dann einen Ruf nach Pavia. Hier trat er mit Leonardo in Verbindung. Auch mit Pflanzen beschäftigte er sich viel und übte die Medicin praktisch aus. Er hielt nicht bloss Vorlesungen, sondern kümmerte sich ebenfalls um das Wohl seiner Zuhörer, machte sie auf die Nothwendigkeit einer allgemeinen Bildung aufmerksam und prüfte sie, ob sie zum Arzte berufen seien oder nicht. Im letzteren Falle rieth er ihnen, Landwirthschaft zu treiben oder der Trommel zu folgen. Er eilte seiner Zeit voraus und erlag im 30. Jahre einem bösartigen Fieber am Gardasee. Seine Werke sind verloren gegangen. Aber nicht die anatomischen Zeichnungen von Leonardo da Vinci, die von solcher Präcision und Schönheit sind, dass man versucht wird, zu glauben, sie rühren von einem grossen Künstler und Anatomen unserer Tage her. Leonardo war zugleich Maler, Bildhauer und Baumeister, ebenso Dichter und Physiker. Sein Werk über die Malerei ist ausgezeichnet. Die anatomischen Zeichnungen von ihm waren sehr selten. Dalton, der Bibliothekar Georg III. lenkte Hunter's Aufmerksamkeit darauf hin. Auf denselben machten sie solchen Eindruck, dass er den Ausspruch that, Leonardo müsse der erste Anatomist seiner Zeit gewesen sein. Blumenbach überzeugte sich später durch Augenschein von der Vortrefflichkeit. Chamberlaine lieferte eine kleine Probe davon, zwei Folioblätter. Bartolozzi stach sie in Kupfer. Dass man nicht weiss, ob das Werk dem Anatomen oder Künstler zuzuschreiben ist, das erhöht den Werth desselben."

Medicinische Reisen und Topographie.

Wenn schon der Beruf des Arztes es mit sich bringt, dass er nicht viel und lange reisen kann, so zeigt andererseits eben derselbe, dass von

allen andern Berufsständen keiner mehr als der der Aerzte befähigt ist, ausgezeichnete Reisende zu bilden. Die fortwährende Uebung aller Sinne am Krankenbette, das stete Angestrengtsein aller Geistesthätigkeiten macht sie geeignet, alles Wichtige und Interessante mit einem Blick in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Die berühmtesten und kühnsten Reisenden waren darum von jeher Aerzte. Medicinische Reiseschriftsteller haben wir aus oben angeführtem Grunde wenige. Unter diesen wenigen sind aber noch weniger ausgezeichnete. Die meisten Aerzte fehlten darin, dass sie gleich nach vollendeten Universitätsstudien ihre Reisen unternahmen, wo der Arzt in ihnen noch in einem embryoartigen Zustand lag, und diejenigen Eigenschaften noch in der Entwicklung begriffen waren, deren Ausbildung erst einen vollendeten Reisenden schafft. Auch äussere Gründe fallen hier ins Gewicht. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein junger, eben durch das Staatsexamen geschlüpfter Arzt, der noch durch Nichts seine Befähigung öffentlich dargethan, nach einem fremden Lande sich begibt, um die dortigen Institute einer Ocularinspection zu unterwerfen und mit den Koryphäen und Stimmführern des Tages in persönliche Beziehungen zu treten, als wenn ein Gelehrter, der wie Marx im Zenith seines Ruhmes stand, dessen Schriften selbst in England, das bis dahin die deutsche Wissenschaft ignorirte, die grösste Sympathie erregt hatten, eine Reise unternimmt. Seine „Erinnerungen an England“ treten unter einem sehr bescheidenen Titel auf; es sind Briefe, die er von dort aus an seinen Bruder geschrieben hat. Marx hatte sich zwar vorgenommen, rein medicinische Dinge auszuschliessen. Diesen Vorsatz hat er aber nicht gehalten. Wenn er uns auch, wie die meisten Reiseschriftsteller es nicht thun, mit einer nüchternen medicinischen Statistik verschont, deren Trockenheit nur das Studium der Osteologie gleich kommt, so ist in ihm der Arzt und Mensch doch so eng verbunden, dass er als Mensch nicht schreiben kann, ohne ärztliche Dinge zu berühren, und als Arzt nicht, ohne allgemein menschliche Themata anzuschlagen. In diesem Buche zeigt er sich, obschon seine Person völlig in den Hintergrund tritt, in seiner ganzen Grösse als Arzt, und in seiner vollen Liebenswürdigkeit als Mensch. Man kann dies Werk als ein Stück Selbstbiographie betrachten, und es schliesst sich würdig Seume's Spaziergang nach Syrakus und Goethe's italienischer Reise an. Es hat dieselbe Bedeutung für den Laien, wie für den Mediciner; auf Beide übt es den nämlichen Reiz aus, sowohl durch die Form als durch den Inhalt. Es schildert uns eben den Engländer als ganzen Menschen, in den verschiedensten Phasen seines Daseins, seines Webens und Strebens, seines Wissens und Könnens, seines Thuns und Lassens. Dabei werden stets medicinische Themata berührt, doch in einer Weise, dass sie dem Laien auch verständlich und interessant sind. Von allen über England erschienenen, nichtmedicinischen wie medicinischen Werken ist uns keines bekannt, das uns ein so plastisches, abgerundetes und wahrheitsgetreues Bild von Land und Leuten lieferte. Der angenehme Eindruck wird dadurch erhöht, dass jeder Leser unwillkührlich das Gefühl haben muss, dass Bewunderung, Dankbarkeit und Wahrheitsliebe die Motive waren, die Marx in diesen Briefen seine Erlebnisse dem Bruder mittheilen liessen. Wir heben nur die Worte des Kritikers der Heidelberger Jahrbücher heraus: „Wer Britannien von seiner erfreulichen Seite, von seinem wissenschaftlich gebildeten Mittelstand und die mit diesem in engster Verbindung stehenden grossartigen Anstalten kennen lernen, wer in seinem Innern lieber einen freudigen als einen niederschlagenden Eindruck hervorrufen will, der wird gewiss dieses Buch mit herzlichem Dank gegen den Verfasser zu Ende lesen. Als feiner Beobachter, als hochgebildeter Gelehrter theilt er natürlich bei jeder Gelegen-

heit nicht nur interessante Beobachtungen, sondern auch inhaltsschwere Urtheile mit."

Die an Ort und Stelle frisch empfangenen Eindrücke sind hier mit der Lebhaftigkeit eines davon ergriffenen Gemüths wieder gegeben, Menschen, Sitten, Lebensweise, Anstalten, wie sie gerade dem Blicke sich darboten, geschildert; das Politische, Historische, Statistische nur gelegentlich berührt. „Jeder Reisende, sagt M., wenn er auch nur des Vergnügens wegen reist, hat doch eine bestimmte Richtung seiner Ideen und Kenntnisse. Der hat die Kunstsammlungen, Jener die technischen Gewerbe, ein Dritter Handel und Schifffahrt im Auge. Diese Briefe sind an einen Nichtarzt gerichtet, darum ist alles speciell Medicinische kurz behandelt. Aber dieses Fach besitzt eine Seite, die jeden Menschen angeht und welche näher zu erfassen, kein Gebildeter verschmäht. Wie in dem fremden, reichen Lande die Bedingungen für Gesundheit und Krankheit sich stellen, wie die Bildung der Aerzte beschaffen sei, wie sie unter sich und dem Publikum gegenüber sich verhalten, wie dort das medicinische Studium betrieben werde, welche Institute und Sammlungen dazu vorhanden seien, welche Heilmethoden vorherrschen, was in Hospitälern, Irrenhäusern und Besserungsanstalten Eigenthümliches sich finde: das sind Fragen, die jedes menschliche Gefühl und Bedürfniss zu nahe angehen, als dass man Aufklärung hierüber nicht gern vernehmen sollte. Wer aus Neigung und Beruf der Wissenschaft lebt, fühlt sich nur in der freien Natur oder da heimisch, wo die Pflege höherer Menschenbildung eine Stätte fand. Es kommt, um wahre geistige Befriedigung zu empfinden, zu viel auf die geistige Luft an, die man athmet, auf die Interessen und Ansichten der Menge, mit der man verkehrt, ja auf die Bestimmung der Gebäude, an denen man vorbei wandelt. Ein Besuch in einer Festung kann in der Regel nicht bald genug abgekürzt werden, eine Handelsstadt verursacht ein ödes Gefühl der Ermüdung, eine Residenz reizt bloss flüchtig die Sinne. Wie anders an einem Orte, welcher dem Dienste der Musen gewidmet ist; es ist eine Religion, die man bekennt, eine Sprache, die man redet, ein Ziel, das man verfolgt. Hier versteht man das Wort, dass Gleiches zu Gleichem sich hingezogen fühlt." — Indem wir nun Einiges vom Inhalte des Buches herausheben, bemerken wir, dass Marx in Edinburgh verkehrte mit Charles Bell, Christison, Graham, Syme, Thompson und Abercrombie, in London mit James Clark, Robert Willis, John Forbes, Benjamin Brodie, Travers, Bright, Latham, Lister, Keate, Lawrence und Holland etc. Auch Hodgkin lernte Marx in London kennen, ebenso Grant und den Biographen Davy's. — „Eine durch Thatsachen widerlegte Beobachtung ist Dem, der keinen Effect nach Aussen machen will, so wichtig als eine bestätigte; es kommt überhaupt nicht auf die blosse Summe des Gesehenen an, sondern auf die glückliche Verbindung äusserer und innerer Umstände, um die Spur der Wahrheit oder, wenn das Geschick günstig ist, diese selbst herauszufinden. In Bezug auf die Nachbildung von Wachspräparaten äussert Marx: „Was mich selbst betrifft, so halte ich es hinsichtlich des Pathologischen mit den ächten Destructionen, indem sie auch der geübteste Künstler nicht so aufzufassen und wieder zu geben vermag, dass die Geschichte der Krankheit in einzelnen, undeutlich gebliebenen Symptomen herausgelesen, gedeutet oder unter Umständen weiter verfolgt und bewiesen werden kann." In London sah Marx zum ersten Male zwei Exemplare von Schornsteinfegerkrebs. Dabei macht er die Bemerkung: „ich kann Dir nicht sagen, welch' eine Freude ich empfinde, wenn ich merke, dass eine Krankheit seltener wird. Es stirbt damit ein altes Uebel, ein Geschlecht aus, worauf der Fluch ruhte". —

Eine Eigenthümlichkeit des Volks, sagt M., welche in dieser Bestimmtheit und Ausdehnung wohl nirgends sonst angetroffen wird, ist der Drang, sich zu Gesellschaften, Verbrüderungen, Associationen zu verbinden, um durch Gemeinsamkeit oder Körperschaften zu erzielen, was den einzelnen Mitgliedern nicht möglich ist. Voran stehen die politischen, dann die merkantilischen, die geselligen, literarischen und mildthätigen. Ein Club ist hier eine Alpenhöhe reines Athmens, ein Freihafen der Musse, ein Triumphbogen des Comforts. — Das Geräusch auf der Strasse ist ein nothwendiges Uebel, aber im eignen Hause soll die möglichste Stille erzielt werden.“ — Als er die Aussätzigen mit einer Abkochung von Brennnesseln behandelt werden sieht, macht er die Bemerkung: „wenn in einem Lande, wo heroische Mittel an der Tagesordnung sind, auch beinahe gleichgültige zu Hülfe gezogen und empfohlen werden, so kann man sich darüber nur freuen. Wie es in der höheren Sphäre seine Wahrheit hat, dass, was kein Verstand der Verständigen sieht, in Einfalt ein kindlich Gemüth übe, so können in physischer Hinsicht unscheinbare Mittel oft grosse Wirkungen entwickeln.“ — In Oxford lernt er Greenhill kennen, der nicht bloss Arzt, sondern Scholar, Gelehrter, ist. Marx vertheidigt die englischen Aerzte gegen die so oft ihnen gegenüber erhobene Beschuldigung, dass sie im Grunde keine wissenschaftliche Medicin besässen, dass ihr Wissen nicht der Guss des Gedankens, sondern eine Mosaikarbeit der Beobachtung sei. Marx erwiedert hierauf: „sei ehrlich, bevor Du grossmüthig bist. Sie wollen Das, was sie haben, auch der Sache, der Realität nach, besitzen, nicht dem blossen Wortgetöne nach. Das Aufbauen von philosophischen Lehrbegriffen, das künstliche Zusammensetzen und Aufspitzen von Erfahrungen und Theoremen ist in der That ihre Stärke nicht; allein es wäre zu beklagen, wenn ihre gesunde Sinneskraft, ihr besonnenes Urtheil, ihre innere Wahrhaftigkeit sich in den Räumen subtiler Distinctionen verlieren oder an den Aussprüchen einer theoretisirenden, allein seligmachenden Schule untergehen sollte. Schon ihr angeborenes Freiheitsgefühl flösst ihnen eine Antipathie ein, gegen die Schnürbrust und die Zwangsjacke eines Systems; als Bewohner eines Landes, das mit Erzeugnissen und Interessen der ganzen Erde verkehrt, sind sie an einen weiten Horizont gewöhnt und von früh an in der Kunst geübt, den Schein vom Wesen zu trennen. Sie sind des Glaubens, dass der Arzt zuverwandt dahin zu blicken habe, das Einzelne in seiner kaum übersehbaren Mannigfaltigkeit zu begreifen, es so scharf, so streng, so klar wie möglich aufzufassen und dann es logisch zu ordnen und unter einfache, der Sache unmittelbar entsprechende, Regeln und Gesetze zu bringen, dass man jedoch dem Dichter das Spielen mit bunten Seifenblasen der Phantasie, dem Philosophen das Versenken in das bloss Denkbare, das Ausbrüten ideeller Hirngespinnste, das unfruchtbare Phantasiren und Systematisiren, sowie das masslose Ergehen in öder Allgemeinheit überlassen müsse. — Die englischen Universitäten sind nicht in der Absicht angelegt und unterhalten, um gelehrte Bildungsanstalten für die ganze Welt zu sein. Sie sind weiter nichts als Nationalinstitute. — Der Botaniker lernt eine Pflanze am genauesten kennen, wenn er sie an ihrem Wohnorte zu untersuchen vermag; bei grossen Versammlungen wird zwar die Auffassung der persönlichen Erscheinung möglich und schon dadurch das Urtheil erleichtert, ob man den Ausdruck des Genius, des Denkers, des Forschers oder des Taglöhners, des Charlatans und Gecken vor sich habe. Allein der Besuch eines Mannes unter seinem eignen Dache, das Gespräch an seinem Tische oder in seinem Cabinette führt eher weiter zu einer sicheren Schlussfolge, ob derselbe mehr oder weniger sei, als die Bücher, die er geschrieben. — So lange dieses Volk seine moralischen und socialen Vorzüge behauptet, so

lange wird es seine politischen gewiss nicht einbüssen. In dem Grade aber, wie sich die Zufriedenheit der Regierten mit den Regierenden gebessert hat, ist in der ganzen Verwaltung ein unverkennbarer Fortschritt und eine befriedigte Stimmung der Bewohner vorherrschend geworden. — Die englische Verfassung ist England selbst, sie ist nicht ein besonderes Gut oder eine Eigenschaft, sondern der Ausdruck des Gesammtlebens der Nation: sie ist allmälig nach ihrer eignen historischen Entwicklung mit ihr hervorgewachsen. Kein Krieg, kein Eingriff von Aussen, keine Revolution im Innern, wenn auch diese schon vorhanden waren, hat diese Entwicklung gestört. Andere Länder haben auch Constitutionen, allein von diesen kann man ebenso leicht den Tag angeben, wo sie fertig geschrieben und beschworen, als wo sie wieder umgestossen wurden; das sind mehr Machwerke, Kunsterzeugnisse, während die hiesige ein Naturproduct ist, wie Blut und Nervenmark. Was eine Verfassung erzielen soll: Im Volke Bewusstsein von seinem Werthe und seinen Ansprüchen wach zu erhalten, damit es die Lasten, die es zu tragen, die Rechte, die es zu ehren verpflichtet ist, freithätig anerkenne, das ist hier erreicht. Jeder weiss, wie weit er gehen, was er hoffen und verlangen darf, wo er sich fügen und unterordnen muss. — Die äusseren Zeichen der Religiosität lassen sich nicht wie Küchengewächse und Ziersträucher so ohne Weiteres aus einem Lande in ein anderes verpflanzen. Vieles würde in Deutschland, wo gewiss wahre Frömmigkeit auch zu Hause ist, gar nicht anwendbar sein. Dahin gehört die übertriebene Sonntagsfeier, sowie das starre Festhalten am Wortlaute der Bibel. Kein Schriftsteller über naturwissenschaftliche und ärztliche Dinge darf es wagen, Sätze bekannt zu machen, die mit einem Ausspruche des Alten oder Neuen Testaments nicht im Einklange stehen, wenn er nicht befürchten will, verketzert, angeklagt, ja, wenn er ein Amt inne hat, abgesetzt zu werden. Mit grosser Kunst und Künstlichkeit suchen sie desshalb alle neueren Einsichten und Entdeckungen mit jenen oft mythischen Zeugnissen einer patriarchalischen Vorzeit in Uebereinstimmung zu bringen. — Es fragt sich, ob eine Universität, wie etwa eine gelehrte Gesellschaft, eine Kunstgallerie, ein Theater, zur blossen Zierde, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung einer Residenz oder zum Zwecke des Jugendunterrichts dienen soll? Wenn letzteres in Wahrheit beabsichtigt wird, so taugen dazu die grossen Städte nicht, und um so weniger, je grösser sie sind. Hat der Jüngling die Schule verlassen, um an die allgemeinen Studien die eines bestimmten Berufs anzureihen, so ist nicht gleich erforderlich, dass er erfahre, wie es in der Welt zugehe, wie der Schaum oben schwimme, wie so leicht Pfiffigkeit und Schmiegsamkeit den Preis davon tragen, wie oft Bornirtheit und Schlechtigkeit zu Ehre und Ruhm gelangen, wenn nur der Glanz der Verbindungen und des Reichthums sie umstrahlt. Die Erfahrungen des sogenannten wirklichen Lebens, der Gesellschaft, der Praxis drängen sich noch viel zu früh auf. Wahr ist's, auch an kleinen Orten finden sich für den jungen Mann Gelegenheiten genug, Zeit wie Geld zu vergeuden, seine Gesundheit wie seinen Seelenfrieden einzubüssen; allein theils ist Auswahl und Versuchung da nicht so gross, theils die Beaufsichtigung erleichtert. Statt dass im engen Raume durch consequenten Fleiss, gründliches Studium und gewissenhafte Benutzung der mässig gebotenen Hülfsquellen ein tiefes Bedürfniss nach weiteren Kreisen allmälig entsteht, wird in diesen selbst, wenn sie gleich Anfangs geboten werden, einerseits eine Uebersättigung der Genüsse erzeugt, andrerseits ein viel zu grosser, nicht leicht zu befriedigender Massstab. So werthvoll und unerlässlich das Erwecken eines unabhängigen Urtheils ist, damit kein gedankenloses Nachbeten zur Gewohnheit werde, so darf doch der jugendliche Sinn nicht gleich zu vielen ent-

gegengesetzten Ansichten Preis gegeben werden. Woher soll schon so früh die Abschätzung des Rechten kommen? Darum bleibt es sicherlich auch nach der aufmerksamsten Erziehung und Einpflanzung der edelsten Principien bedenklich, von einem Orte die weitere höhere Bildung zu erwarten, wo die widersprechendsten Behauptungen mit Kenntniss, Geist, Witz und ohne Schonung der Personen in unzähligen Blättern vorgebracht, und zugleich alle Neigungen und Wünsche mit Gewalt in's Dasein gerufen, alle Leidenschaften unbewacht und ungezügelt befriedigt werden. — Unserer Studirmethode möchte im Allgemeinen der Vorzug einzuräumen sein. Denn wenn gleich hier viele ausgezeichnete, ja meisterhafte Aerzte und Wundärzte sich finden, so könnte doch ihre Zahl noch weit grösser sein, wenn bei dem Zusammentreffen so unzähliger, günstiger Momente den Vorbereitungs- und allgemeinen Studien mehr Aufmerksamkeit zugewendet würde. Wenn man uns den Vorwurf machen könnte, dass unser Studium zu ideal sei, so ist das hiesige zu materiell. Gehen wir zu sehr von den Begriffen aus, so verweilt man hier zu anhaltend bei bloss sinnlich Wahrnehmbaren; fehlen wir darin, dass wir unsere Vorträge mit allgemeinen Lehren beginnen und selbst damit schliessen, so irren sie darin, dass man mit der Erfahrung anfängt und mit der blossen Verknüpfung des Beobachteten endet. Bei uns ist die Pathologie, hier die Therapie die Hauptsache. Wir verlangen Gründe, sie Resultate; wir begnügen uns mit Vorstellungen und Absichten, sie wollen den Gegenstand sehen und den Nutzen ergreifen. Doch diese Grenzlinie dürfte in einigen Jahren kaum mehr zu ziehen sein. Denn sonder Zweifel werden Eisenbahnen und Dampfschiffe auch als Werkzeuge der Ausgleichung der englischen und deutschen Medicin sich bewähren. Durch häufigere Berührungen der Kunstgenossen und innigere Vertrautheit mit der beiderseitigen Literatur werden sie mehr Lust zu dem Allgemeineren, wir mehr Hinneigung zu dem Specielleren gewinnen."

Die medicinische Geographie ist bis jetzt nur ein porphyrartiges Gemenge, keine zusammenhängende Wissenschaft. Letzteres kann sie nur dann werden, wenn ihre Basis, die Topographie eine allgemeine Bearbeitung gefunden hat, und wir nicht bloss über alle grösseren und kleineren Städte, sondern über ganze Provinzen, Gegenden medicinische Topographien besitzen. Bekanntlich ist der Vater der Medicin auch der Begründer der Topographien. Um so mehr muss man sich wundern, dass verhältnissmässig dieser Wissenszweig seit jener Zeit so wenig cultivirt wurde. Ueber die meisten Städte Deutschlands existiren keine Topographien. Von den vorhandenen sind wenig gute hervorzuheben. Die meisten sind ein loses zusammenhängendes Aggregat von trocknen statistischen Factoren, in denen auf den Menschen selbst die wenigste Rücksicht genommen ist. Auch von der berühmten Georgia Augusta existirte keine Typographie. M. unterzog sich der dankenswerthen Mühe, eine solche zu schreiben. Vor allen bislang erschienenen ähnlichen Werken zeichnet sie sich dadurch aus, dass sie vom culturhistorischen Standpunkte aus geschrieben ist. Ort und Menschen, Sitten und Gebräuche, Gewerbe, Künste und Wissenschaften, Nahrung und Erwerb, Klima und Krankheiten sind zu einem mosaikartigen, mit lebendigen und anziehenden Tinten geschmückten Gemälde zusammengestellt. Ohne Göttingen gesehen zu haben, empfängt jeder Leser den Eindruck, den ein plastisches Denkmal auf ihn hervorbringt. Da Heinrich Heine, der Patient von Marx, diese Topographie in seiner Harzreise rühmend hervorhebt, so trug dieses ausgezeichnete Werk dazu bei, Marx auch unter den Laien populär zu machen.

Wir citiren folgende Stimmen der Kritik. Die Hallische Literaturzeitung sagt: „Selbst Verfasser fasst seinen Gegenstand anders auf als sein

Vorgänger, und nicht zu verkennen ist in diesem Buche die neue Richtung, die man in allen Wissenschaften gewahr wird, das Politische, Ethische, Positive mit dem Psychischen mehr in Verbindung zu bringen.“ Im „Hesperus“ heisst es: „Muss den wenigen Topographien beigezählt werden, die als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Verfasser gibt kein gewöhnliches, trocknes, topographisches Skelett. Geist, Wissenschaft, Leben beseelen es.“

Die Jenaer Literaturzeitung äussert sich: „Ein solches Unternehmen mit Glück ausführen zu können, muss man mit einem rastlosen Fleisse und mannigfaltigen Kenntnissen ausgerüstet und in dem Besitze von Materialien sein, welche den rohen, aber nothwendigen Stoff zu einer geistreichen Verarbeitung liefern. Wir freuen uns, dies von dem gelehrten und sehr thätigen Verfasser gegenwärtiger Topographie rühmen zu können.“

Göttingen in medicinischer, physischer und historischer Hinsicht. Göttingen, 1824.

„1. Abschnitt. Von der Lage und Umgebung. Göttingen liegt in einem Thale, das von Mittag nach Mitternacht fast 14 Stunden lang sich fortzieht, 447′ über dem Meere. Wichtig für die Stadt ist der Reinsbrunnen auf der mittleren Höhe des Heinberges. Er füllt dabei ein Becken, beinahe 2′ hoch an. Dieses ist ausgemauert, hat die Gestalt eines unregelmässigen Vierecks und hält 52 Schritt im Umfange. In einer ausgemauerten Rinne wird das Wasser abwärts zu einigen Cisternen und hierauf vermittelst hölzerner Röhren in den kleinen und grossen Feuerteich geleitet. Von diesen wird es zu 40 Nothbrunnen und dem Springbrunnen auf dem Markte geführt.

2. Abschnitt. Von den Naturerzeugnissen. Die Berge um Göttingen gehören zu den neueren Flötzlagern. Es finden sich vor 1) bunter Sandstein, 2) bunter Mergel, 3) Muschelkalkstein, 4) Basalt, 5) Tertiärbildungen. In dem Kalksteine sind viele Versteinerungen vorhanden. Ausser den angeführten Gebirgsarten herbeigeschwemmte Lager von Grand, Trieb- Flosssand und Thon. Die grosse Verschiedenheit des Bodens bedingt einen Reichthum mannigfaltiger Gewächse. Die einzelnen Standpunkte derselben werden angegeben. Es wird dann die Fauna aufgezählt. Von den seltenen Insecten findet sich der Ameisenlöwe bei Mariaspring. In dem Stadtgraben findet man mehrere Arten von Armpolypen.

3. Abschnitt. Von der Beschaffenheit der Luft und der Witterung. Die Stadt hat im Vergleiche mit anderen Städten, welche gleiche Polhöhe haben, sehr günstige klimatische Verhältnisse. Blüthenreicher Frühling, ein warmer, von Wachsthum schwellender Sommer, liebliche, fruchtschwere Herbsttage und ein gemässigter Winter. Gegen Gewitter sehr geschützt. Die meisten haften an den Bergketten.

4. Abschnitt. Umrisse der Geschichte. Schon in einem Schenkungsbriefe Otto's des Grossen geschieht Göttingen's Erwähnung. Viele Kämpfe mit den räuberischen Rittern von Bovenden, Plesse, Gleichen und Hanstein. Die Göttinger gingen siegreich aus den Kämpfen mit ihnen hervor. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts war Göttingen mit Gräben, Wällen und Wartthürmen umgeben, im Besitz von 17 unterthänigen Dörfern und eignen Waldungen und trat 1360 in den Bund der Hansestädte. Das städtische Gemeinwesen hielt die wohlthätige Mitte zwischen der Herrschaft weniger Geschlechter und der rohen Anmassung des grossen Haufens. Die Eintracht zwischen Volk und Obrigkeit blieb beinahe 300 Jahre ohne Störung. 1529 wurde die Reformation eingeführt. Die Güter der katholischen Geistlichkeit wurden eingezogen und zur besseren Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens verwendet. Beim westphälischen Frieden war die Stadt Göttingen, sonst ein Bild blühender Gesundheit, nur einem abgezehrten Schatten ähnlich. Ihre Selbstständigkeit hatte sie verloren. 1733 ging ihr der glänzendste Stern des Glücks auf, da Georg II. sich entschloss, in dem Kurfürstenthum Hannover eine Universität zu gründen. Im siebenjährigen Kriege hatte Göttingen wieder mancherlei von Durchzügen, Einquartierungen, Requisitionen zu leiden. Die Fürsorge Johannes von Müller's bewahrte die Stadt vor dem Schicksale Helmstädt's und Rinteln's. 1813 zogen über 800 Studenten in den Freiheitskampf. Seitdem

kehrte Göttingen unter das Scepter seines alten Herrscherhauses zurück. 1823 betrug die Gesammtzahl der Studirenden 1547. Mögen Unkundige hie und da von dem engen oder beengenden, an alten Formen haftenden Sinn reden, der allein hier herrsche, der Freund selbstständiger und gründlicher Forschung wird ein anderes Urtheil fällen. Es ist wahr, neue Systeme, wie sie der bewegliche Tag fruchtbar erzeugt, finden hier nicht gern unbedingten Eingang, und es vergeht oft eine geraume Zeit, bis Ansichten in Umsatz kommen, die an anderen Punkten schon ihren Cyclus vollendet haben. Aber was ruhige Untersuchung geprüft, was die Erfahrung bewährt hat, was als ein unsterbliches Eigenthum des menschlichen Geistes von ihr erkannt worden, das wird freudig in den Kreis des früher Erworbenen aufgenommen, mit Treue und Pflege gewahrt und in die Gemüther einer empfänglichen Jugend niedergelegt.

5. Abschnitt. Von den Einwohnern. Die physische Constitution zeigt im Allgemeinen eine glückliche Anlage. Das sanguinisch-cholerische Temperament ist vor andern überwiegend. Beim männlichen Geschlechte ist die mittlere Grösse die vorherrschende, aufstrebender Wuchs häufiger als Corpulenz. Das Haar meist kastanienbraun. Die Augen fein geschnitten, mehr in's Längliche gezogen. Die Form der Stirn freigewölbt. Die Nase mehr stumpf als spitz; Mund klein, Lippen frisch und voll, die Zähne in der Regel gesund. Das Gesicht hat mehr ein längliches als rundliches Oval. Die Physiognomie verräth ein Gemisch von Klugheit, List und Gutmüthigkeit. Eigentlich interessante und geistvolle Gesichter gehören zu den Seltenheiten. Das weibliche Geschlecht zeigt in allen Perioden seiner Lebensjahre beinahe durchgehends viel Anmuth und einen Verein von solchen Gaben, die man, wenn man sie auch nicht Schönheit nennen will, doch mit Liebenswürdigkeit bezeichnen muss. Es gibt circa 800 Handwerker, Künstler und Handelsleute. Beträchtlich ist die Industrie der Mechanik und der Linnenhandel. Herrschende Religion die evangelisch-lutherische. Zu allen Zeiten ein frommer Sinn; früher 16 Kirchen hier. Die Einwohner zeichnen sich durch Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das Fürstenhaus aus. Sowie man die Stufenleiter des Erwerbs daran erkennt, ob die Familie eine Ziege, ein Schwein oder eine Kuh hält, so kann man ohne Lavater'sche Physiognomik danach die Gradverschiedenheiten der Personen bestimmen, ob sie bei feierlichen Gelegenheiten ein linnenes, baumwollenes oder seidenes Kleid, einen Hut mit oder ohne Federn und Schleier, ein Halstuch oder einen Shawl tragen. Der Putz steckt an wie der Schnupfen, und die Nachahmung des städtischen Wohllebens verbreitet sich zu sehr unter die übrigen Einwohner. Gross ist die Vorliebe für Reinlichkeit der Wohnungen und für saubere Wäsche. Auch noch am Sonnabend erscheint die Taglöhnerin zur Arbeit nicht anders als in einem reinen, fast weissen Hemde. Die Mädchen der dienenden Classe rechnen es sich kaum zur Schande, ein Kind gehabt zu haben. Das erste Kind heisst das Jungfernkind. Der Geist der hiesigen Studierenden zeigt die Eigenthümlichkeit, welche durch die organische Einrichtung der Universität, durch die Wirksamkeit der Lehrer und durch den innern Impuls, den die oberste Behörde auf die sittliche und intellectuelle Richtung ausübt, bedingt ist Wissenschaftliche Bestrebsamkeit, Fleiss und anständiges Benehmen sind desshalb bei der Mehrzahl derselben unverkennbare und rühmenswerthe Eigenschaften

6. Abschnitt. Von den Nahrungsmitteln. Das richtige Verhältniss von vegetabilischer und animalischer Kost wird von den Bemittelten durchgehends beobachtet. Die Aermeren leben aber meist von Kartoffeln. — An Wildpret und Geflügel ist kein Mangel. — Die Göttinger Blasen- oder Mettwürste sind wegen ihrer Vorzüglichkeit ein Handelsartikel geworden. Für die Gesundheit höchst nachtheilig sind die Pufferle. — Viel Obst und auch essbare Schwämme. Das Trinkwasser ist hell und rein. Der häufige Genuss unseres Wassers ist von alten Zeiten her Gesunden wie Kranken empfohlen und zur Verhütung der Steinbeschwerden als ein specifisches Mittel gerühmt worden. Demosthenes, Haller und Locke haben niemals etwas Anderes als Wasser getrunken. Branntweinschenken sollten überhaupt nicht geduldet werden, da der Branntwein unter die eigentlichen Getränke nicht gezählt werden kann. Früher war das Bier sehr berühmt, namentlich das von Breyhan. Von der ärmeren Classe wird in der Regel das Nachbier oder der Cosent getrunken. Caffee ist ein beliebtes Getränk. Milch gibt es in grossen Quantitäten. Die Traiteurkost monatlich 4—5 Thaler, in den Wirthshäusern 10 Thaler. Hat auch ihre gute Seite, sie hat schon manchen Hagestolzen zum Ehemann umgewandelt, wie z. B. Pütter.

7. Abschnitt. Von der Bevölkerung. Die Zahl der Bewohner betrug 1822

über 11,000. Auf 21 eheliche Kinder kommen 2 uneheliche. Von 36 Einwohnern stirbt jährlich einer. Alte Leute von 80—90 Jahren sind hier keine Seltenheit. Die Mehrzahl der Alten sind Gelehrte.

8. Abschnitt. Von den Einrichtungen, durch welche die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit möglich gemacht wird. Wann der erste Physikus eingesetzt, ist schwer zu ermitteln. 1564 war Adolf Seidel Medicus und Physikus. 1570 sind die Wundärzte in ein geschlossenes Amt gebracht. Der jedesmalige Professor der Anatomie ist Präses des Collegii chirurgici. Haller war es zuerst. Für Badeplätze ist gesorgt. Eine Armenordnung wurde später eingeführt. M. gibt dann eine kurze Geschichte aller Universitätsinstitute. — Es besteht ein Arbeitshaus. Getrennt davon ist die Zwangsarbeitsanstalt. — Wagemann errichtete 1784 eine Industrieschule, die Mutter und das Muster aller ähnlichen Anstalten durch ganz Deutschland. Spar- und Leihhaus. Waisenhaus. An milden Stiftungen existiren 1) der Kaland, 2) das Hospital St. Crucis, 3) das Hospital St. Spiritus, 4) das Jungfrauenkloster St. Annen. Der Amtmann Jobst Böse hatte schon 1769 vor Jenner die schützende Kraft der Kuhpocken gekannt. 1800 machten Stromeyer und Wardenburg die ersten Impfversuche ohne, Osiander dann mit Erfolg.

9. Abschnitt. Von dem Gesundheitszustande. Sehr günstig. Ansteckende und epidemische Krankheiten treten hier nur selten und mit mildem Charakter auf. Allerdings verschonten die grossen Pestepidemien Göttingen nicht. 1762 herrschte eine Schleimkrankheit, die von Wagler so vortrefflich beschrieben wurde. Alle anderen Epidemien, die einzeln aufgezählt werden, sind nicht bedeutend. Die stehende Krankheitsconstitution ist die katarrhalische und gastrische; die rheumatische in der Winterhälfte des Jahres. Die veranlassenden und Gelegenheitsursachen sind vorzüglich folgende: 1) rascher und öfterer Wechsel der Temperatur, 2) die im Frühjahr herrschenden Ost-, Südost- und Nordwestwinde mit ihrer Trockenheit und stärkeren elektrischen Spannung, 3) mannigfache Erkältung veranlassende Schädlichkeiten: die allzuheissen Stuben, die zu leichte Bekleidung, heftiges, schnelles Tanzen, der kalte und feuchte Estrichboden, das übermässige Trinken des Branntweins, der zu häufige Gebrauch von Laxirmitteln ohne Vorwissen des Arztes, der fast täglich überladende und zur Unzeit Statt findende Genuss schwer verdaulicher und fetter Nahrungsmittel. Es kommen hier mehr chronische Krankheiten vor als fieberhafte. Rein entzündliche Fieber bieten sich nicht häufig. Kalte Fieber selten. Lungenentzündung mit bedeutendem entzündlichem Charakter stellt sich sparsam ein; häufiger Pleuritis. Die chronische Leberentzündung mit einem leichten, kaum wahrnehmbaren Fieber kommt öfters vor. Nieren- und Blasenentzündung hier sehr einzeln. Der fieberlose Rheumatismus wahrhaft epidemisch. Croup häufig. Indessen sterben Wenige daran. Sehr viel Schwindsucht."

Allgemeine Pathologie und Therapie.

Die Lehre der Krankheit und Heilung haben vorzugsweise Deutsche ausgebildet. Obgleich beide Sparten auf's Engste verknüpft sind und sich im Grunde so wenig trennen lassen wie Körper und Geist, obschon beide in ihrer Anwendung beim Krankenbette nicht isolirt werden können, so existirt doch zwischen ihnen ein fundamentaler Gegensatz. Die allgemeine Pathologie stützt sich vorzugsweise auf Physiologie, pathologische Anatomie, organische Chemie und Mikroskopie. Sie ist daher, wie diese Hülfswissenschaften, in einem beständigen Werden begriffen, einem fortwährenden Stoffwechsel unterworfen, wenn auch ihre Grundbasis die Klinik ist. Denn allgemeine pathologische Grund- und Lehrsätze lassen sich nur aus einer grossen Menge von einzeln beobachteten Krankheitsfällen abziehen. Das Besondere, das Kleine, das Individuelle, das Subjective, das Sinnliche, das Concrete, die Thatsache, das Greif-, Seh-, Fühl-, Hörbare muss in übereinstimmenden Krankheitsfällen erkannt sein, bevor das Allgemeine, das Objective, das Uebersinnliche, Abstracte, die Principien entwickelt werden dürfen. Verfährt die allgemeine Pathologie umgekehrt, will sie die Thatsachen aus den Ideen ableiten, das Besondere aus dem Allgemeinen, das

Sinnliche aus dem Geistigen, so ist sie ein auf blossen Hypothesen errichtetes Fachwerk, das wie ein Kartenhaus durch die Erfahrung und die Kritik umgeweht wird. Solcher Art waren die allgemeinen Pathologien aller der Aerzte, die ein medicinisches System gründeten oder eine Secte schufen. Auf irgend einen Grundgedanken, der ein Körnchen Wahrheit enthielt, wurde das, meistens philosophisch zugestutzte, Lehrgebäude aufgeführt. Alle auf diese Weise bearbeiteten Pathologien hatten ein kurzes Leben. Gaub's Verdienst war es, die allgemeine Pathologie, als besondere Wissenschaft für sich, bearbeitet zu haben, und er fasst sie auf als die Lehre von dem Wesen, der Ursache und den Erscheinungen der Krankheit, seine Basis war die Klinik. Die Schwäche seines Werkes lag nicht in der von ihm behandelten Materie, sondern in der Form. Sein berühmtes Buch ist ganz in das Gewand der scholastischen Philosophie gehüllt, sein Zuschnitt ist noch rein galenisch. Aber weil er sich frei hielt von allen damals herrschenden Systemen, weil er nach der Natur malte und alles Hypothetische möglichst ausschloss, blieb sein Werk immer ein classisches, das Modell aller späteren Pathologien und behielt noch dann sein Ansehen, als die vielen, auf irgend ein Urprincip aufgebauten, allgemeinen Pathologien schon kaum, dem Namen nach, mehr bekannt waren. Ausser diesen beiden Hauptmethoden, die allgemeine Pathologie anzubahnen, gibt es noch drei andere. Die eine besteht darin, sie vorzugsweise in Verbindung mit der Physiologie zu bearbeiten und die allgemeinen Principien aus letzterer zu gewinnen, die zweite, die den Untergang der therapeutischen Kunst herbeiführte, welche augenblicklich die allgemein herrschende ist, die pathologische und mikroskopische Anatomie als Fundament hinzustellen, und die dritte, sie in enger Verbindung mit der allgemeinen Therapie zu lehren. Wenn wir oben von einem principiellen Gegensatz sprachen, der zwischen der allgemeinen Pathologie und Therapie existirt, so bezieht sich derselbe darauf, dass letztere im Gegensatz zur allgemeinen Pathologie einen durchaus stabilen Charakter hat, wenigstens haben sollte. Denn es handelt sich hier um die wahrhaft wissenschaftliche allgemeine Therapie, nicht um die der Systematiker und Modeärzte. Und da kann man wohl sagen, dass die allgemein therapeutischen Grundsätze des Hippokrates und unserer deutschen Classiker in den wesentlichsten Punkten sich decken. Wenn daher die enge Vereinigung der allgemeinen Pathologie mit der allgemeinen Therapie aus oben angeführten Gründen ihre besonderen Schwierigkeiten hat, so ist sie doch für die ärztliche Kunst die erspriesslichste und segensreichste.

Betrachten wir jetzt die Stellung, die Marx zur allgemeinen Pathologie und Therapie einnimmt. Wie es eine Eigenthümlichkeit desselben ist, und darin wesentlich seine Grösse besteht, niemals stabil gewesen zu sein, sondern die wahren, nicht die eingebildeten, Fortschritte der Wissenschaft stets sich assimilirt zu haben, so documentirt er diesen Standpunkt namentlich in seiner Auffassung der allgemeinen Pathologie. Zuerst in seiner allgemeinen Krankheitslehre bearbeitete er sie, ihrem Inhalte nach, wesentlich nach dem Gaub'schen Muster, darin von ihm abweichend, dass er die Symptomatologie der Krankheit ausschliesst und nur das Wesen und die Ursachen derselben zu ergründen sucht. Desshalb ist z. B. die Lehre vom Pulse in seine allgemeine Pathologie nicht aufgenommen. Seine wesentlichen Verdienste bestehen in Folgendem: Er erkannte zuerst, dass kein principieller Unterschied zwischen festen und flüssigen Gebilden besteht. Sehr bestimmt drückt er sich dahin aus: „die im Körper enthaltenen Flüssigkeiten können bei ihrer Menge und verschiedenartigen Mischung Aenderungen erleiden und so Krankheit bedingen. Wie das Leben an

dem Flüssigen beginnt, so zieht das Lebendige fortwährend seinen Bildungsstoff aus ihm, und wie eine Fortbildung aus dem Flüssigen zum Festen anzunehmen ist, so entspinnt sich die gestörte Bildung oder die Krankheit häufig in den Säften und geht erst allmälig in das Leiden der festen Theile über. Betrachtet man als die einflussreichste Flüssigkeit das Blut und als dessen wesentlichste Umänderung die Entzündung, so erhellt die Möglichkeit der primären Störung dadurch, dass diese ohne Zuthun der Gefässe bloss durch eine innere qualitative oder quantitative Abweichung hervorgerufen werden kann. Uebrigens beruht der Unterschied zwischen festen und flüssigen Gebilden allein auf dem relativen Grade des Zusammenhangs, nicht auf einer Verschiedenheit der bildenden Stoffe. Was in dem einen Augenblick flüssig ist, wird schon im anderen zur Bildung fester Theile verwandt, und ebenso kehren die festen immer in den Kreis der flüssigen zurück. Das Entstehen der Krankheiten durch Ansteckungsstoffe kann nicht wohl aus einer blossen Vermehrung oder Verminderung der Thätigkeit der festen Theile erklärt werden. Die Säfte machen so gut einen integrirenden Antheil des Organismus aus als die festen Theile."

Ein bleibendes Verdienst hat Marx sich dadurch erworben, dass er unabhängig von jedem System, in dieser Weise die allgemeine Krankheitslehre bearbeitete. „Die Pathologen", sagt er, „nehmen ihren Erklärungsgrund bald aus dem Körperlichen, den flüssigen und festen Theilen, bald aus dem unsichtbaren Agens, den Kräften. Das leitende Princip war demnach ein materielles oder dynamisches. Von der materiellen Seite berücksichtigte man entweder bloss die umgeänderte Mischung der flüssigen Theile, eine sogenannte Verderbniss der Säfte oder Fehler der festen Theile. Von dem dynamischen Standpunkte aus hielt man sich entweder an ein allgemein geistiges Wesen, die Psyche oder an eine dadurch wirkende Kraft, Lebenskraft genannt oder an diejenigen Gebilde, welche vorzugsweise für die Vermittler derselben gehalten werden, die Nerven. Ein geistreicher Originalgedanke ist nie so einseitig als er im Munde der Anhänger oder Nachbeter oder im Streite der Gegner erscheint. Geht man auf die Quellen zurück, so findet man, dass die Vorstellungen grosser Denker etwas Uebereinstimmendes haben, weil sie aus der lebendigen Anschauung der Natur entsprungen sind. Darum wird auch Keiner, dem es um ächte Einsicht und lautere Wahrheit zu thun ist, auf die Worte eines Systems schwören und sich durch Formeln binden lassen. Der Arzt muss sein Urtheil frei halten und auf alle zusammenwirkende Kräfte und Verhältnisse zugleich Rücksicht nehmen." In Bezug auf das Bindegewebe, damals Zellgewebe genannt, antecipirt Marx alle späteren histologischen und mikroskopischen Untersuchungen. Er sagt: „Es erscheint zwar als das niedrigste thierische Gebilde, allein in pathologischer Hinsicht ist es von hoher Bedeutung, weil es in die Structur aller Theile eingeht, gewissermassen ihre Grundlage ausmacht, alle festen verbindet und weil in ihm wohl die Ernährung vor sich geht, indem das Blut, während es durch dasselbe rinnt, das bildende und erhaltende Princip abgibt, als Aftergebilde erscheint es als wildes Fleisch, als Fettbildung, Fettgeschwulst, Speckgeschwulst u. s. w." Wenn nun im Wesentlichen Marx auf dem Gaub'schen Boden steht, so unterscheidet er sich in seinen pathologischen Ansichten dadurch von ihm, dass er die scholastische Form desselben ganz über Bord geworfen und wo die, aus der speciellen Pathologie gewonnenen, Resultate nicht ausreichen, er nicht ein philosophisches Kartenhaus aufbaut, sondern mit der Physiologie und pathologischen Anatomie Fühlung nimmt. Marx' grösstes Verdienst als allgemeiner Pathologe besteht daher in der Methode der Forschung. Es kann die Zeit nicht ausbleiben, wo es zur allgemeinen Anerkennung ge-

langen wird, dass seine Methode die einzig richtige ist, und dass nur eine auf diese Weise weiter gebaute Pathologie über die Vergänglichkeit der Modeprincipien triumphiren wird. Sowohl der Physiologie als auch der pathologischen Anatomie hat Marx den Platz angewiesen, der ihnen gebührt. Was darüber, ist vom Uebel und lässt die allgemeine Pathologie entweder in Physiologie oder pathologische Anatomie aufgehen. Sehr richtig sagt er daher: „Eine genaue Einsicht in die innersten Verhältnisse des Baues und des Zusammenhangs der Gewebe wird am meisten über chronische Leiden und Afterbildungen Aufschluss zu ertheilen im Stande sein. Der praktische Werth der pathologischen Anatomie wird hier recht deutlich; wie es denn überhaupt immer klarer wird, dass nur Derjenige die Krankheit richtig zu deuten vermag, welcher mit den allgemeinen Lebensgesetzen vertraut, denkend und vergleichend ihre Anfänge im materiellen Substrate aufzusuchen versteht.“ Wenn es ein Verdienst der naturphilosophischen Schule war, zuerst nachgewiesen zu haben, dass Kraft und Materie, Wesen und Form unzertrennlich seien, ebenso wenig separirt gedacht werden können, als das Ideale und Reale, als Seele und Leib, Geist und Materie, und die neueste Pathologie an diese Anschauungsweise sich anlehnend, bloss noch materielle Störungen annahm, die dynamischen aber für einen Mythus erklärte, so können wir es bei Marx nur anerkennend hervorheben, dass er das Kind nicht mit dem Bade ausschüttete und den, nun einmal bereits ein kosmopolitisches Bürgerrecht erworben habenden, Begriff nicht ohne Weiteres, wie die pathologischen Bilderstürmer zu thun pflegten, in die antiquitätische Rumpelkammer warf. Geradezu widrig ist es, wenn die neuere Medicin sich einbildet, durch Substituirung eines neuen Worts für einen alten Begriff die Wissenschaft gefördert zu haben! Um eine blosse Wort- und Sacherklärung nimmt das junge medicinische Deutschland sich die Freiheit, Alles, was die Vorfahren als sanctionirt betrachteten, wie Bastillen zu stürmen. Oder ist etwa der Wissenschaft damit genützt, dass man jetzt functionell nennt, was man früher dynamisch nannte? So lange noch viele Störungen gefunden werden, bei denen man materielle Veränderungen nicht nachweisen kann, ist man berechtigt, von dynamischen Störungen zu sprechen, und sollte einmal die Zeit kommen, wo wirklich dies nachgewiesen würde, so ist doch kein Grund vorhanden, das Wort ausser Cours zu setzen, weil immer ein specifischer Unterschied in der Erscheinung durch dasselbe angezeigt wird, mag das Wesen auch identisch sein. Als den Glanzpunkt der allgemeinen pathologischen Untersuchungen müssen wir die Darstellung der Contagienlehre hervorheben. Kein Auctor hat dieselbe klarer, logischer, bündiger abgehandelt.

Ein grosser Fortschritt, den Marx in seiner pathologischen Anschauungsweise gemacht, constatirt sich in seinen, fünf Jahre später herausgegebenen „Grundzüge der Lehre von der Krankheit und der Heilung“. In diesem Werke machte er den Versuch, die allgemeine Pathologie mit der allgemeinen Therapie in die engste Verbindung zu bringen. War dieser Versuch auch kein neuer, so hatten seine Vorgänger doch darin von ihm sich unterschieden, dass sie entweder blosse scholastische allgemeine Krankheitslehre mit der scholastischen allgemeinen Therapie copulirten, nicht aber, wie Marx, die auf Physiologie, pathologische Anatomie und Klinik gestützte Pathologie mit einer, auf klinischer Basis ruhenden, allgemeinen Therapie. Hören wir den Verfasser selbst, wie er seine Aufgabe sich gestellt hat: „Die Lehren der allgemeinen Pathologie sollen von den Gründen des ärztlichen Thuns und Lassens, des Wollens und Könnens, Rechenschaft ablegen. Eine Verbindung mit der allgemeinen Therapie schien mir unerlässlich, um aus dem Begriffe des Entstehens einer Gesundheitsstörung die Be-

thode des Wiederherstellens ableiten und die Ergebnisse der Erfahrung an die des Nachdenkens anreihen zu können. Die Medicin als Erfahrungswissenschaft hängt von den Resultaten der Beobachtung ab. Gelingt es, das grosse Material der Krankheitserscheinungen und der dagegen versuchten Heilmittel und Verfahrungsarten so zu verarbeiten, dass aus dem Chaos der Angaben eine geordnete, geläuterte Anleitung hervorgeht, ergibt es sich, dass dieselben Vorgänge, welche im gesunden Organismus offenbar werden, auch im kranken mehr oder weniger als Modificationen walten, ist es möglich, Musterschemata des Erkrankens, wie der Heilung, die durch die Erfahrung als gültig beurtheilt werden, festzusetzen, so möge für die Gesammtheit dieser Bestrebung der Ausdruck: Theorie der Medicin erlaubt sein. — Das Verhältniss der allgemeinen Pathologie und Therapie zu den verwandten Studien ist ein verschiedenes, je nachdem sie für den Anfangs- oder Endpunkt der ärztlichen Betrachtungs- und Handlungsweise angesehen werden. Im ersteren Falle, wo sie den Blick in das Gebiet eröffnen, die Lebensaufgabe in ihren Hauptrichtungen deutlich machen und eine geordnete Uebersicht der Krankheitsbedingungen und Heilmethoden verschaffen sollen, werden bloss die Vorbereitungswissenschaften, welche der Erkenntniss des gesunden Zustandes gewidmet sind, vorausgesetzt. Hingegen im anderen Falle, wo sie zur Recapitulation des Gelernten und Erfahrenen, zur Controle des Thuns und Lassens und zum Beweise dienen sollen, dass das ärztliche Wissen und Leisten auf durchdachten, aus der Natur geschöpften Principien ruhe, und dass das Verfahren keineswegs von einem glücklichen Griffe, von bloss erlernter Kunstfertigkeit, zufälliger Inspiration oder wissenschaftlichem Instincte abhänge, muss eine tiefe Bekanntschaft mit den constituirenden Theilen der Medicin, eine Vergleichung unter sich und mit anderen Wissenszweigen, und eine selbstgewonnene Würdigung ihres Werths, wie ihrer Grenzen, vorhergehen. Was im Stande ist, auf Natur- und Lebensgesetze aufmerksam zu machen und diese zu liefern, das ist ihre Quelle. Als die am mächtigsten strömende bewährt sich die Physiologie. Allein durch physiologische Einsichten wird Keiner zum Arzte, und in gewisser Beziehung gibt es ein medicinisches Denken. Es ist ein Unterschied zwischen der Kenntniss der Norm und der Abweichung. Dort wird die Aufmerksamkeit mehr auf die Regel, hier mehr auf die Ausnahme hingeleitet. Der Physiologe hat fast immer klare, fertige Verhältnisse zu berücksichtigen, welche unschwer aufzufinden und abzumessen sind. Der Pathologe hingegen findet meistens Verwicklungen alter und neuer Zustände vor, den Ursprung in ein Dunkel gehüllt, die veranlassenden Momente unbekannt, verwischt oder geläugnet. Ist gleich Krankheit, so zu sagen, nur die Nachtseite der Gesundheit, so hat sie doch ihre besonderen Gesetze und Eigenthümlichkeiten, welche leichter durch Ausübung als durch Studium erkannt werden und selbst den erfahrensten Physiologen meist nur als Vermuthungen oder Ahnungen vorschweben. Da der Arzt bei jedem Kranksein und Heilversuche den Menschen selbst und seine Aussenverhältnisse im Auge zu behalten hat, so kann er nicht frühe genug dahin streben, die Anlage auszubilden, welche ihn befähigt, bewusst und unbewusst, in jedem vorkommenden Falle rasch zu individualisiren, den geistigen Standpunkt, die physische Bestimmbarkeit, die Abhängigkeit von äusseren Bedingungen und die Reaction darauf zu schätzen, das trotzig und verzagte Ding, menschlich Herz genannt, in Anschlag zu bringen und das Mass für die anzuwendenden Dinge richtig zu bestimmen. Da aber in Folge dieser Uebung zu leicht die verständige Berechnung menschlicher Zustände die Oberhand gewinnt, und die berechnende Klugheit auf Unkosten reiner Wissenschaftlichkeit ausgebildet wird, so muss hinwieder der Arzt, meint er es gut mit sich selbst,

umsomehr sein Fach vom Standpunkte der Naturgesetze betrachten und ebenso von der Zersplitterung der Formen zurückkehren zu den Elementen des Erkrankens. Eng verbunden mit der allgemeinen Pathologie und Therapie ist die pathologische Anatomie, mit jener, wenn es darauf ankommt, die im Körper nachweisbaren Ursachen der Krankheitsentstehung, mit dieser, wenn es möglich wird, die eingeleitete Naturheilung zu entdecken. Die Frage, wie Krankheit sich bildet, erhält oft eine befriedigende Antwort aus der sich zeigenden Umänderung in den Geweben, aus der sichtbaren Abweichung der Organe hinsichtlich der Structur, Verbindung, Lage. Tritt eine Störung des normalen Verhaltens wiederholt unter gleichen Zufällen ein, ergibt die Section immer dasselbe Resultat, so dass Entstehung wie Fortgang der Zufälle hinreichend aus der unterbrochenen Function eines Gebildes oder seiner Einwirkung auf andere durch die Statt gefundene Veränderung abgeleitet werden können, so ist man berechtigt, von der Verbildung der Theile auf die Bildung der Krankheit zurückzuschliessen. Zuweilen zeigt das anatomische Messer etwas ganz Anderes als der Diagnostiker erwartete, so auffallende Abweichungen und Zerstörungen, dass man zu dem Schlusse geleitet wird, die Krankheit könne unter Umständen etwas Complicirteres sein, als blosse Folge einer aufgehobenen organischen Thätigkeit. — Wer den Körper des Menschen als eine Maschine ansieht, die durch chemische Verwandtschaften und physikalische Momente im Gange gehalten wird, hält sich versucht, das Nachlassen und temporäre Stillestehen derselben aus Mischungsfehlern und Hemmnissen in den Actionen zu deuten, wer ihn dagegen als den äusserlich geoffenbarten Theil der Seele, als das Symbol der geistigen Kraft betrachtet, wird die Störung der Harmonie des höheren Lebens, einem unterbrochenen Wechselverhältnisse zwischen der innerlich bestimmenden Gewalt und den äusseren Einwirkungen, einer Theilnahmlosigkeit des Geistes an seinem Leibe, einer Ueberwältigung des Willens, der Empfindungen durch die Materie oder einer zu starken, zu schwachen oder verkehrten Thätigkeit der Träger jener Kraft, den Nerven zuschreiben. Jeder versucht eine Erklärung der Erscheinungen, je nach dem Standpunkte seiner Bildung, seiner geistigen Bedürfnisse. Dies Streben ist erlaubt. Aber die Willkühr des Individuums darf man nicht auf die Wissenschaft übertragen. Man muss sich gegen die Zulassung blosser Möglichkeiten oder des Glaubens erklären und nur dem Thatsächlichen ein Recht einräumen."

Dass aber Marx in seinen pathologischen Untersuchungen das pathologische Experiment unberücksichtigt liess, wird gewiss Jeder gerechtfertigt finden, der bedenkt, wie wenige feststehende Thatsachen diese Methode bis jetzt geliefert hat, und dass dieselbe noch immer in den Kindeswanden liegt. Der von ihm eingenommene Standpunkt entspricht der höchsten Blüthe der allgemeinen Pathologie. Jeder grosse Heilkünstler aller Völker und aller Zeiten muss, bewusst oder unbewusst, den Marx'schen Standpunkt theilen. Die Begründung der allgemeinen Pathologie auf blosse Physiologie führt, wie die Jetztzeit es uns zeigt, in der speciellen Pathologie zum therapeutischen Indifferentismus, dagegen die auf pathologische Anatomie zum krassen Nihilismus, sie verwandelt nicht bloss den Menschen, sondern die ganze specielle Pathologie in einen Cadaver.

Allgemeine Krankheitslehre. Göttingen, 1833. Die, zu jener Zeit noch existirende, unabhängige Kritik war einstimmig in dem Lobe der auf die allgemeine Pathologie und Therapie sich beziehenden Schriften. Der Kritiker der British and foreign med. Review äussert sich folgendermassen: „the work mentioned contains a concise and system-

tic view of the various theories of medicine, extendant comprehensive definitions of the technical terms to which those theories have given origin. It contains much information in little compass and is carefully and accurately written. The book is more like Gregory's Conspectus, in all respects, than any other work with which we are acquainted." In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gibt Matthäi das Urtheil ab: „Der Name unseres Verfassers konnte zur Bürgschaft dienen, dass Nichts aus seiner Feder fliessen werde, das nicht dem Zwecke entspräche. Die Bedeutung und Wichtigkeit der verschiedenen Gewebe zur Bildung der Krankheit und Krankheitsanlage ist einfach, verständig und mitunter elegant entwickelt." Die Hallische Literaturzeitung sagt: „Der Verfasser hat vorsichtig neuere physiologische und pathologische Entdeckungen benutzt, ohne sich von gehaltlosen Hypothesen und schwankenden Irrlichtern der Zeit irre führen zu lassen. Sein Vortrag ist einfach, fasslich, ohne in weitläufige Erörterungen und leere Phrasen auszulaufen. Kurze, aber inhaltsreiche Sätze geben hinreichend Stoff zu weiterem Nachdenken, und dienen als anregende Momente zu weiteren Erläuterungen bei mündlichen Vorträgen."

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte:

I. Von der Krankheit und dem Erkranken im Allgemeinen.

Es werden die Aufgaben der allgemeinen Krankheitslehre besprochen, die vorbereitenden und damit verbundenen Lehren, der Begriff der Krankheit, Wortbestimmungen, örtliche und allgemeine Krankheit, Gesetzlichkeit der Krankheit, Möglichkeit der Krankheitsentstehung, Abweichung von der Regel, die Ueberschreitung des Masses, Fehler der Mischung und Form, verhältnissmässig seltenes Erkranken: „Krankheit ist derjenige Zustand des Organismus, wodurch dieser, in Folge einer inneren Ursache, verhindert wird, seiner ursprünglichen Bestimmung zu folgen."

II. Von den näheren Bedingungen des Erkrankens: „Die Möglichkeit krank zu werden, liegt besonders in der Bestimmbarkeit des Organismus durch Einflüsse. In dem Wechselverhältnisse zwischen den einwirkenden Reizen, der Empfänglichkeit für dieselben und dem Grade des Rückwirkungsvermögens auf sie ruht der gesetzliche Vorgang des Erkrankens." Nachdem die Anlage abgehandelt, bespricht Marx die Veranlassung, abhängig von inneren und äusseren Bedingungen, die nächste Ursache, welche nothwendiger Weise, wie das Contagium, den Grund der Krankheit abgibt und das ursächliche Moment, Causa remota, Gelegenheitsursache. Es werden dann die Reizverhältnisse auseinandergesetzt: „Im lebendigen Triebwerk durchdringt sich Kraft und Stoff, und aus dieser Durchdringung entspringt gerade das Lebendige; die eine Seite hat so viele Realität als die andere, und beide sind gleichmässig den Anfällen der Aussen- und Innenwelt ausgesetzt. Die schädlichen Einflüsse rufen entweder dadurch Krankheit hervor, dass sie vermöge ihnen innewohnenden und eigenthümlichen Beschaffenheiten den Lebensprocess umändern und dynamisch ihn zur Abweichung von seiner Norm zwingen, oder dass sie durch eine Wahlverwandtschaft der Stoffe und durch eine Umänderung der Säfte mehr auf chemischem Wege die Verrichtungen stören, oder dass sie durch eine mechanische Gewalt den Zusammenhang und das Zusammenwirken der Theile aufheben. — Von der Qualität und Quantität der Reize hängt die Wirkung ab; der zu schwache Reiz bleibt erfolglos, der zu starke kann zerstören. Der stärkere hebt den schwächeren auf oder modificirt ihn. Unter den Fehlern des Brownianismus war der nicht der geringste, dass man bei einer Krankheit bloss auszumitteln hatte, ob sie sthenisch oder asthenisch sei, ohne auf die von diesem Verhalten unabhängige Eigenthümlichkeit der Krankheitsart und auf die materiellen Störungen Rücksicht zu nehmen. Das Verfahren dieser Seite, bloss von der Ursache auszugehen, war ebenso einseitig, als es das der neuesten, sogenannten physiologischen Schule ist, nämlich bloss von dem Ergriffensein einzelner Gebilde, oder gar der Homöopathie, nämlich einzig von den Symptomen die Erkenntniss und Deutung der Krankheit abzuleiten". — Chemische und physikalische Einflüsse. — Es werden dann die festen Theile, die verschiedene Gegenwirkung, der mechanische Einfluss, der Einfluss der Psyche erörtert. Vortrefflich wird die Humoralpathologie charakterisirt.

III. Von dem Nervensysteme als Krankheitsursache. „Es ist schwer,

das Grundprincip des Lebens in seine einzelnen Träger zu trennen und diese gesondert für sich zu betrachten. Das Leben ist ein Ganzes, seine verschiedenen Theile und Kräfte greifen in der innigsten Verschmelzung ineinander. Die Zuerkennung des Vorrangs der einzelnen hängt nur von individuellen Ansichten ab. Es gleicht einem Ringe, wo jeder Anfangspunkt auch Endpunkt ist. Die Rangordnung der organischen Systeme ist meist ein Nothbehelf für das Bedürfniss des Lernens und der Darstellung. — Der Magen, obgleich der niederen vegetativen Sphäre angehörend, ist zur Fortdauer des Lebens unentbehrlicher als mancher Hirntheil. — Von der normalen Beschaffenheit des Nervensystems wird die physische und psychische Vollkommenheit vorzugsweise bedingt. Wenn man auch einzelnen Gehirntheilen bestimmte Verrichtungen zuerkennt, so kann man doch nicht behaupten, dass diese oder jene Function einzig und allein von dem angewiesenen Theile abhänge. So scheint der Unterschied zwischen Tast- oder Empfindungs- und Bewegungsnerven in der Natur keineswegs begründet zu sein. Die Nerven am Arme, besonders der Medianus, sind so gut Tast- als Bewegungsnerven, der dritte Ast des Trigeminus ist Geschmacks- und Bewegungsnerv. Die pathologische Anatomie ist bis jetzt nicht im Stande zu bestimmen, in welchem Grade die Nervengebilde, selbst bei dem tiefsten Erkranktsein, afficirt werden; ob bloss die Hülle oder die Marksubstanz leide. — Das Nervensystem kann partienweise leiden, so dass, wenn einige Theile eine tiefe Zerrüttung zeigen, die übrigen gar nicht oder erst spät in den Kreis des Erkrankens hineingezogen werden. — Erethismus — Torpor — Paralysis — Status nervosus. — Die Annahme von Charles Bell, dass die vorderen Stränge des Rückenmarks das Bewegungsvermögen, die hinteren, welche gerade in das kleine Gehirn übergehen, das Empfindungsvermögen vermitteln, wird durch Präparate aus den Leichen Gelähmter in Zweifel gezogen. Die Identität der Empfindungs- und Bewegungsnerven wurde seit den ältesten Zeiten bald verneint, bald bejaht. Das Nervensystem ist hinsichtlich des Baues den wenigsten Abweichungen unterworfen. Darum gehören in die Classe der Nervenkrankheiten streng genommen nur solche Veränderungen in den Organen der Sensibilität und der Bewegung, welche ohne fieberhafte Aufregung verlaufen, von keiner örtlichen Desorganisation eines Gebildes abhangen und nach dem Tode keine Spur ihres Daseins in einem Gebilde hinterlassen. Diejenigen Substanzen, welche am mächtigsten auf die Empfindlichkeit zerstörend einwirken, die narkotischen Gifte, verrathen selten ihr Dagewesensein durch einen sichtbaren Eindruck auf die Nerven. Das Gehirn wird meistens in Folge der Entzündung weicher. Eine häufige Ursache von Krankheitszufällen ist die Nervenverbindung oder Sympathie. Aus dem Grunde, dass der Darmkanal die grösste sympathische Rückwirkung zeigt, pflegt man zur Bekämpfung fast aller Krankheiten die Arzneimittel dem Digestionsapparate zu übermitteln. Ohne Consensus würde es bloss örtliche Leiden geben. — Manche Gebilde hängen miteinander nur durch einfache Nerven- oder Gefässverbindung zusammen, andere zugleich durch die Function".

IV. Von dem verschiedenen Verhalten der Reizbarkeit als Krankheitsursache. Es werden die Grade, die Lebensvölle, die Contractilität untersucht. „Die Muskeln können theils durch bedeutende Modificationen der ihnen eigenthümlichen Kraft der Reizbarkeit, theils durch Umänderung ihrer Substanz zur Krankheitsentstehung beitragen. Diejenigen Einflüsse, welche eine Umstimmung im Blute und eine Begünstigung der venösen Beschaffenheit hervorrufen, veranlassen ein schnelles und starkes Sinken der Irritabilität. Narkotische Gifte, wie Opium und Kohlendampf zerstören die Reizbarkeit schnell und zwar rascher in den unwillkührlichen als willkührlichen Muskeln. Ausser dem abwechselnden Verhalten der Irritabilität vermag auch eine Umänderung der Substanz Krankheitsursachen abzugeben. — Die Bündel und Schichten können verwachsen. Fremdartige Stoffe werden, wie bei der Gicht, „zwischen ihnen abgelagert".

V. Von dem Blute als Krankheitsursache. Zusammensetzung desselben, Gerinnbarkeit, Entzündungshaut — Verdickung — Auflösung. — Wirkliche Fäulniss ist mit dem Begriffe des Lebens unvereinbar. Das entmischte Blut kann eine zähe, klebrige Beschaffenheit annehmen. Spissitudo pituitosa. — Kaum zu bejahen ist, ob schleimigtes Blut als Quelle vermehrter Schleimabsonderung zu betrachten sei? — Ohne Zweifel vermag Schleim und Eiter in's Blut einzudringen. — Wässerige Beschaffenheit. — Die darin enthaltenen Salze. — Gase. — „Dass das Blut in gewissen ansteckenden Krankheiten als Contagium zu wirken vermöge, kann nicht in Abrede gestellt werden. Mehrere wurden durch's Blut eingeimpft. — Blausäure kann in grosser Menge auf die Nerven oder das Gehirn ohne irgend einen nach-

theiligen Einfluss applicirt werden, während ein Tropfen, in ein Blutgefäss gebracht, sofort die furchtbarsten Zufälle hervorruft. — Ausser der qualitativen Umänderung des Blutes muss auch die quantitative als Krankheitsursache betrachtet werden." — Plethora vera et spuria — ad spatium und ad vires. „Diese verschiedenen Bezeichnungen gehören einer Zeit an, wo Trennen und Benennen mehr galt als Vereinigen und Einigen". — Venosität. — Blutarmuth. - Orgasmus. — „Congestion, activ, wenn das Gefässsystem thätig mitwirkt, passiv, wo dieses sich nur leidend verhält. — Stahl sprach sich gegen die passive aus. Andere, unter diesen am hervorragendsten Stieglitz, leiten die Congestion nicht von der verstärkten Thätigkeit des Herzens und der Arterien ab. — Vergleicht man unparteiisch alle Erscheinungen der Congestion, so darf diese nicht einer einzigen Ursache, sondern sie muss, je nach den mitwirkenden Ursachen, bald einem vermehrten Zuströmen, bald einem gehinderten Abflusse zugeschrieben werden". — Stockung. — Bildungsfehler und Contractilität. — Durchschwitzung und Ergiessung. — Entzündung. — Folgen derselben. „Das Capillargefässsystem, in welchem die Hauptbedingung der Ernährung, der Stoffwechsel vor sich geht, wird äusserst oft Sitz der einflussreichsten Störung. Ist nämlich der Lebensprocess in demselben, vermöge einer qualitativen Umänderung und besonders einer grossen Gerinnbarkeit der Blutmasse so gesteigert, dass Gefässe, Blut und Nerven zugleich leiden, so entsteht Entzündung". — „Die Reizung des Gefässsystems, welche sich als allgemeine Störung des Wohlbefindens durch ein Gefühl von Kälte, Hitze, Durst, beschleunigten Puls, in Unordnung gerathene Aus- und Absonderungen offenbart, heisst Fieber. Dieselbe hat ihren Grund in einer vermehrten Bewegung, Ausdehnung und veränderten Beschaffenheit des Blutes, sowie in einem Missverhältnisse desselben zu den Nerven. Die Fieber gehen keineswegs von einem einzelnen Punkte erhöhter Reizung aus; es gibt nicht bloss sympathische, sondern auch idiopathische, essentielle Fieber. — Wird das Fieber von einer Entzündung bedingt, so heisst es Entzündungsfieber, ist es aber die Folge der tiefergriffenen Lebenskraft, Nervenfieber, findet eine Auflösung des Blutes Statt, Faulfieber".

VI. Von den verschiedenen organischen Geweben als Krankheitsursache. A. Von den Lymphgefässen — gestörtes Aufsaugungsvermögen, gehinderte Leitung. B. Von dem Schleim- oder Zellgewebe. C. Von den Schleimhäuten. D. Drüsengewebe. E. Von den serösen Häuten. F. Von dem fibrösen Systeme. G. Von der Haut. H. Von dem Knochen- oder Knorpelgewebe.

VII. Von der Ernährung, den Ab- und Aussonderungen als Krankheitsursache. „Da der Charakter des Organischen in einer unaufhörlichen Bildung und Rückbildung besteht, so erleidet auch der Bildungsprocess in quantitativer und qualitativer Hinsicht Störungen, indem derselbe bald übermässig, bald zu schwach, bald auf eine ganz ungewöhnliche Weise Statt findet. Wird die Säftemasse verkehrt gemischt, so dass der Körper nicht gehörig ernährt, und jene, trotz der grössten Anstrengung der Natur, nicht verbessert werden kann, so zeigt entweder der ganze Organismus den Ausdruck eines tiefen Erkranktseins, oder es wird das eine oder andere Organ in Mitleidenschaft gezogen — primäre und secundäre Dyskrasie. — Die Absonderungen können theils durch ihre zu grosse oder zu geringe Menge, theils durch ihre veränderte Beschaffenheit, theils durch ihr Erscheinen an ungewöhnlichen Stellen, eine Krankheitsursache abgeben. Die gewöhnlichen Beschwerden der meisten Menschen, und selbst bedeutende Krankheiten, haben ihren Grund in fehlerhaften Se- und Excretionen, falscher Ernährung, Hypertrophie und Atrophie. Leidet der Bildungsprocess primär, werden die Säfte so umgeändert, dass mehr pflanzliche, der höheren, kräftigen animalischen Organisation nicht zukommende, Producte im Uebermasse erzeugt werden, so entsteht Dyskrasie, wird hingegen die Sanguification und Ernährung mehr secundär durch das Ergriffensein wichtiger Organe gestört, so werden solche Uebel Cachexien genannt". — Ueberfluss und Mangel an Galle, Speichel, Milch, Samen. Gestörte Excretion, gesteigerte oder verminderte Stuhlverhaltung, Urinverhaltung, unterdrückte Ausdünstung, chemische Ausscheidungen.

VIII. Von angeborenen und erworbenen Krankheitsanlagen. Grund derselben, verschiedenes Vorkommen, Unterschied zwischen erblichen und erworbenen Uebeln, Temperament, Idiosynkrasie, Gewohnheit, ihre Macht, ihre Grenze, Affecte, Leidenschaften, reizende, herabstimmende. Einfluss des geistigen Lebens, Störung der Seelenthätigkeiten, Einfluss des Lebensalters, erste Jugend, reiferes Alter, regressive Periode.

IX. Von den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen als Krankheitsursache. „Die nothwendigen physischen Bedingungen des Daseins: Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, Ruhe, Bewegung, Bedeckung und Reinlichkeit gereichen zur Annehmlichkeit und zum Genusse, wenn ihre Befriedigung in dem rechten Masse und zu passender Zeit geschieht. Bei Versäumniss dieser Rücksichten geben sie beständig Anlass zu mannigfacher Gesundheitsstörung".

X. Von dem Einflusse der äusseren Natur als Krankheitsursache. „Jedes menschliche Individuum steht in Wechselwirkung mit der umgebenden Welt deren mannigfachen Berührungen und Angriffen es fortwährend ausgesetzt ist. — Ueber den kosmischen und tellurischen Einfluss weiss man bis jetzt nichts Bestimmtes. — Der Einfluss des Mondes ungewiss". Grossen Einfluss hat das Licht — sein Nachtheil — die äussere Wärme, Hitze, Kälte, atmosphärische Luft, Malaria, die physischen Verhältnisse der Luft, Temperatur, Winde, Witterung, Jahreszeiten, Klima, Boden, Miasma, Krankheitsgenius. „Der Unterschied einer epidemischen Krankheit von einer nicht epidemischen liegt nicht in der Menge der Erkrankenden, sondern in der Art des Ursprungs und der Verbreitung. Es ist unstatthaft, ein Uebel, welches zufälligerweise häufiger als gewöhnlich vorkommt, epidemisch zu nennen. Der Eintritt einer Epidemie wird durch mehrere gleichzeitig und ohne nähere oder nachweisbare Veranlassung Erkrankte, die in keiner Berührung mit einander kommen, bezeichnet — kränkliche Menschen und namentlich solche, die sich viel im Freien aufhalten, werden zuerst befallen. Mit dem Wechsel der Witterungsbeschaffenheit tritt meistens eine Aenderung ein. — Bequem ist es, wie Schnurrer gethan, den Grund einer Epidemie in dem Ausbruch eines Vulkans, im Erscheinen eines Planeten u. s. w. zu suchen".

XI. Von den Giften und Ansteckungsstoffen als Krankheitsursache.

XII. Von dem Verlaufe der Krankheit. Innere Gesetzlichkeit — Stadien — Krisen — kritische Tage — Ausgänge — Rückfälle. Umänderung der Krankheit. „Wechselt dieselbe die Form, geht ein entzündliches Fieber in ein nervöses über: Metaschematismus, Diadoche, wenn die Natur der Krankheit, Metaptosis, wenn nur ihre Form wechselt. Da die Form der Krankheit nichts Anderes ist als der Ausdruck ihres inneren Wesens, so lässt sich ohne Modification des Grundes keine Veränderung denken. Metastase: „Hört ein allgemeines Leiden plötzlich auf und entsteht dafür ein locales; oder verschwindet das locale plötzlich und erscheint auf dieselbe Weise an einem ganz andern Ort". — Typus — Auflösung.

Grundzüge zur Lehre von der Krankheit und Heilung von Dr. K. F. H. Marx. Carlsruhe und Baden. Verlag der Marx'schen Buch- und Kunsthandlung. 1838.

Man kann diese Schrift als eine zweite, verbesserte Auflage der allgemeinen Krankheitslehre betrachten. Wenn die fortschreitende Wissenschaft in Bezug auf den sachlichen Theil in manchen Punkten zu anderen Resultaten gekommen ist und kommt, so wird dies Buch wegen seiner Methode und Form einen dauernden Werth behalten, und die in der allgemeinen Therapie aufgestellten Principien stets die leitenden Motive aller grossen Heilkünstler bleiben. Dies Werk dürfte daher in der Bibliothek keines Arztes fehlen. Die hier gegebenen Grundsätze müsste jeder Student der Medicin in sich aufzunehmen suchen. Sicherlich würden die Verlegenheiten und Zweifel abnehmen, die in seiner Praxis bei seinem Thun und Lassen sich ihm entgegenstellen. Alle hier gegebenen Regeln und Vorschriften sind wahre Goldkörner eines denkenden Wissens, einer eignen besonnenen Erfahrung und einer solchen, die auf die der besten Aerzte aller Jahrhunderte sich stützt. Die allgemeinen Indicationen sind mit der grössten Klarheit und Präcision angegeben, die verschiedene Wirkung der einzelnen Mittel auseinandergesetzt. Diese Schrift regt das Denken des Arztes für die Ergründung der Heilgesetze an, wendet den Blick auf das, was beim Erkennen und Behandeln der Krankheit noth thut und weist sie auf die Verhältnisse hin, welche bei Störung wie Wiederherstellung eines harmonischen körperlichen Gleichgewichts zu berücksichtigen sind. Hier nur ein kleiner Beleg.

Krankheit und Heilung.

„Während des Daseins herrscht der Wechsel. — Krankheit als Gegensatz der Gesundheit ist ein relativer Begriff. Krankheit ist ein verfehltes, verkehrtes Lebensmass, ist der Widerspruch in den Absichten des Organismus. Es ist nicht unmöglich, obgleich im Einzelnen schwer einzusehen und nachzuweisen, dass alle krankhaften Störungen zunächst von der Psyche ausgehen, oder dass erst ihr von daher kommender Reflex die sinnlich wahrnehmbaren Veränderungen bewirke. Gleichwie der innere Grund die Erscheinung schafft, und der That der Gedanke vorhergeht, so ist die Seele die Bedingung des Körpers. Mag sie als organisches Streben, als lebendige Einheit, als Selbstbestimmung oder geistiges Princip auftreten, sie offenbart sich im Individuum als bildende und erhaltende Grundkraft, die für das Dasein Norm und Regel bleibt. — Aus dem Gesetze, dem Geiste kommt Alles. Die zeitige Dauer des Geschaffenen ist eine blosse Folge der nie ruhenden Kraft. Lebenskraft ist Heilkraft, die Natur heilt. Wie sie dies unter den abweichendsten Umständen einleitet und vollbringt, das zu ermitteln und nachzubilden, ist das Object der Heilkunst, und nur derjenige ist Heilkünstler, welcher ein tiefes Studium daraus macht, zu erfahren, wie es möglich ist, aus der Kenntniss der organischen Vorgänge, der Einwirkungen und Mittel, dieselben Processe nachzuahmen oder ähnliche, aber dem Heilzwecke entsprechend, hervorzurufen."

Methodisches Kunstverfahren.

Allgemeine Therapie. „Zu dem Endzwecke der Erhaltung führen gar mancherlei Wege. Die Kunsthülfe hat die Verfahrungsart auszuwählen, welche dem individuellen Zustande am entsprechendsten ist. Keiner wird so innig von der Wahrheit des Wortes durchdrungen, „dass der Genius mit der Natur im ewigen Bunde stehe, und dass die eine halte, was der andere verspricht", als der Arzt. Jedes wahre Wissen ist Offenbarung der Zeit, und das ärztliche ist mehr oder weniger geläutert aus den Mittheilungen der Jahrtausende hervorgegangen. Nur in der Combination der eignen geistigen Ueberlegung mit der Bekanntschaft des von Anderen Geleisteten darf das therapeutische Verfahren wurzeln. — Die Methode soll Stütze sein dem sich innerlich abmühenden Heilkünstler, damit er seiner hohen Aufgabe nach besten Kräften nachzukommen vermöge; er soll nach ihr blicken können wie nach seinem Stabe, nach ihr blicken können wie nach seiner Leuchte. Wie friedfertig müsste sich die Medicin gestalten, wenn man die Unterschiede immer gehörig festhielte; der Streit der Parteien würde sich lösen, nähme sich jede die Mühe, den Standpunkt der anderen richtig aufzufassen, die bestimmenden Gründe zu begreifen, jeder Ansicht, jedem Rathe die Anerkennung zu Theil werden zu lassen, welche sie, objectiv betrachtet, verdienen. Der Natur gegenüber, die in ihrem stillen gesetzlichen Gange so unzähliger Mittel zu gleichem Zwecke, jedoch zur rechten Zeit immer des rechten, sich bedient, ist es unverantwortlich, wenn Menschen, die vorgeben, ihr zu dienen, so einseitig absprechend sich äussern und handeln mögen, dass sie z. B. unbedingt für oder gegen die Blutentziehung sich erklären. Oft ist sie unnöthig, zuweilen selbst Verderben bringend, oft unentbehrlich und der einzige Anker der Rettung. Wer zu freigebig damit ist, der sei ehrlich genug, auch den erfolgenden unglücklichen Ausgang oder den Wechsel des Charakters der Krankheit, die lange Dauer, das Anderssein im Befinden, selbst bei anscheinender Gesundheit, auf die wahre Quelle zurückzuführen und mit dem rechten Namen zu belegen. Der Blutscheue hingegen behalte jedes Individuum, das er an Entzündung behandelte, fest im Auge, und wenn dies nach kürzerer oder längerer Zeit an den Folgen einer chronischen Entzündung oder einer Blutung, an Verhärtung, Wassersucht, Vereiterung oder Verschwärung stirbt, so frage er sich, ob er keine Unterlassungssünde begangen und ob er nicht eine Läuterung seiner Grundsätze vorzunehmen habe. — In der Schätzung einer jeden Heilsubstanz, einer jeden Heilmethode ist vor allen Dingen Mass zu halten. Keine von allen besitzt eine durchgreifende, allgemein gültige Anwendbarkeit. Allerwärts im Reiche des Lebendigen wie des Organischen ist jede Wirksamkeit nur auf gewisse, specifisch verschiedene Verhältnisse beschränkt; sollte es im Gebiete, wo die Zustände des menschlichen Körpers, dieses feinen Reagens, zu reguliren sind, anders sein? Sicherlich nicht. Aber die Sucht, Alles auf die Spitze zu treiben, hat selbst in der neuesten Zeit hier vielfache Verwirrung angerichtet. Wohl ist, wie die Grie-

chen sagten: Wasser das Beste; allein schwerlich dachten sie daran, dass man im Ernste es versuchen würde, damit immer helfen zu wollen. Wo zu kühlen, leicht nach der Haut, den Nieren, dem Darmkanale abzuleiten oder zu frischen und zu stärken ist, thut das kalte Wasser Wunder; das warme, wie das laue, kann gleichfalls innerlich wie äusserlich in gewissen Fällen als beruhigendes, zertheilendes, aufregendes und erhitzendes Mittel gebraucht werden, ist damit aber gesagt, dass es unter allen Umständen anwendbar sei und für sich allein den gehofften Nutzen stifte? Was kann es leisten in der Entzündung der Zunge, des Zwerchfells, der Nieren, in der Harnruhr, in der Nervenschwindsucht, Rückendarre, Lähmung, in der Bleichsucht, im Scorbut, in der Wurmkrankheit, im Zittern, das durch Quecksilberdämpfe entstand? Wer wird da vermessen genug sein, sich auf Wasser zu beschränken, die kostbare Zeit zu verlieren und Zufälle, die ohnedies bedenklich genug sind, durch Nichtsthun oder verkehrtes Thun sich verschlimmern zu lassen? Dass die Ursache eines Uebels zuweilen die Hülfe dagegen in sich schliesse, ist eine im moralischen wie im physischen Sinne vielfältig gemachte Erfahrung, die jedoch, in dieser Form ausgedrückt, nur scheinbar ist, und in jedem einzelnen Falle einer besonderen Erläuterung bedarf. Sie zur Basis eines Heilsystems zu wählen, heisst aller gesunden Induction Hohn sprechen. Oder sollte etwa, weil Honig gegen den Stachel der Biene hilft, auch die Wasserscheu durch den Speichel des tollen Hundes geheilt werden? Die Constitution des Kranken, das Stadium, der Grad, die Complication der Krankheit liefern die Anzeige und die nöthigen Modificationen. — Sei eine Methode noch so umsichtig gewählt, das Arzneimittel für noch so wirksam erkannt, so ist ihre Anwendung doch nur eine gewisse Zeit vorgeschrieben, innerhalb welcher sie wohlthätig zu wirken vermögen. Da sie auf Zustände berechnet werden, die in Umwandlung und Fortschreitung begriffen sind, so ist in nicht zu langen Zwischenräumen zu untersuchen, ob noch die alten Bedingungen und Verhältnisse zugegen sind, oder ob neue Verbindungen, neue Bedürfnisse sich gestaltet haben. Gegen Erkältung werde, so heisst die Regel, diaphoretisch gewirkt; wie aber, wenn in Folge der ursprünglichen Unordnung und Unthätigkeit der Haut und der Schleimhaut allmälig eine Entzündung oder ein galliges Fieber oder ein Nervenleiden sich bildete? Da heisst es, selbst die Lehre vergessen, dass der Ursache gemäss zu handeln sei. Im Leben wie in der Gesundheitsstörung tritt nach und nach ein Wechsel ein. Wie die Blume sich verwandelt, und die Wurzelblätter bis in die Blumenkrone zu verfolgen sind, so hat jedes lebendige Gebilde, und auch die Krankheit ihre Phasen und Stadien, ihre Metamorphose. Wird die stärkende Methode zu lange fortgesetzt, so zieht sie Uebereizung, Schwäche nach sich. Die zunehmende Intensität und Complication einer Krankheit ist oft in den Folgen der Mittel zu suchen. Ein Einhalten zur rechten Zeit würde jene verhütet haben. Salze, gegen einen Gastricismus zu lange gereicht, verursachen eine unreine Zunge, indem sie selbst die Darmschleimhaut übermässig reizen".

I. Stärkende Methode.

„Da es eine falsche und wahre Schwäche gibt, so besteht die Stärkung entweder in der Entfernung des Hindernisses für die nothwendige organische Thätigkeit oder in der positiven Vermehrung der Kräfte. Wer sich den Magen überladen, fühlt sich ermüdet, die Glieder wie abgeschlagen; kein Vernünftiger wird, um sich von einer solchen Ermattung zu befreien, zu stärkenden Speisen und Getränken seine Zuflucht nehmen. Ein freiwilliges Erbrechen oder ein Durchfall lehrt bald, dass zu viel im Körper sei, dass das Organ nur Schonung bedürfe. Ist die Lunge von Blut überfüllt, so stellt sich eine Erlahmung der willkührlichen Muskeln, und weil dann der Rückfluss aus dem Kopfe ein Hinderniss erleidet, Betäubung und Schläfrigkeit ein. Hier hilft weder Wein noch psychische Erregung; der kräftigste Reiz für die sinkende Gehirn- und Herzthätigkeit ist ein Aderlass. Die Art der Stärkung hängt demnach von der Natur der Schwäche ab, bevor diese erkannt ist, bleibt jedes Verfahren unüberlegt. Die Ermittlung der Veranlassung und des innern Heilbestrebens liefert die erste Anweisung für die Unterstützung der Kunst. Der Arzt wird erforschen, in welchem Zusammenhange die Schwäche zu nehmen ist; ob nicht die allgemeine als blosse Folge einer localen Unordnung, der Hemmung einer Excretion sich ergibt, oder ob die Rückkehr des normalen Wohlgefühls nicht von der Regulirung der Colatorien zu erwarten steht".

Excitirende Methode.

„Das Nervensystem darf nie still stehen oder in grösserer Ausdehnung in seinem Wechselverkehr mit dem Blute nachlassen. Sobald nur irgend eine Unterbrechung sich bemerklich macht, muss die Kunst rasch nachhelfen. Die Methode der richtigen Anwendung ist nicht leicht. Die Auffassung der Schwächeart ist schwierig, indem Nervenmenschen stark scheinen, ohne es zu sein, für schwach gehalten werden, während sie das Unglaubliche vollbringen. — Ein schwer zu überwindendes Hinderniss in der Wahl der hieher gehörigen Mittel, wie in der Zeit ihrer Darreichung, liegt darin, dass die Schwäche des Nervensystems so proteusartig sich verhält. In derartigen Fällen darf der Arzt, wenn er den Zustand nicht gleich befriedigend durchschaut, nach den augenblicklichen Zeichen nicht handeln, wenigstens sind gegen die allarmirenden Erscheinungen von Schwäche, wie gegen Kaltwerden, Ohnmacht, Krämpfe, bloss unschuldige flüchtige Reize in schwacher Gabe zu gebrauchen. Anders ist es, wenn die Kraft des Nervensystems plötzlich durch Gemüthsaffecte. Schmerzen oder Säfteverlust wirklich erschöpft wird, die Reaction der sensiblen Gebilde geweckt, die Thätigkeit der Organe erst wieder hervorgerufen werden soll, um allmälig zu anhaltend stärkenden Mitteln überzugehen. Da ist die excitirende Methode indicirt, dann die geeignete Hülfe in kurzen Pausen zu versuchen, damit genau beobachtet werden könne, wann das beabsichtigte Wirkungsvermögen erwacht, wie es beschaffen ist, ob keine Ueberreizung oder eine bedeutende Erlahmung zu befürchten sind. Was die Befähigung besitzt, die Centralorgane des Nervensystems, namentlich das Gehirn und die Ganglien anzureizen, bildet den Inhalt dieser Methode. Sie heissen, weil sie anfreizen Excitantia, weil sie auf die Nerven wirken Nervina, weil sie die Wärmeentwicklung begünstigen Calefacientia, weil sie schnell aufrichten Analeptica. Wie die Farben und Töne dynamisch wirken, so sicherlich viele der flüchtigen Reizmittel. Die animalische wie chemische Wärme kann zur Anfachung der erstarrten Kräfte benutzt werden. Kälte ist ein treffliches Erweckungsmittel. Ebenso die flüchtigen Hautreize. Nach einem grossen Blutverluste hilft oft nur die Transfusion. Elektricität, wo die Schwäche rein dynamischer Art ist, daher in allen denjenigen Lähmungen, die nicht von einer chronischen Entzündung, Wasseransammlung, Erweichung, Verschwärung des Gehirns und Rückenmarks abhängen, indem bei diesen ein so heftiger Reiz den krankhaften Process nur beschleunigen würde. Im Scheintode kann sie versucht werden. Von den Arzneisubstanzen wird das Nervensystem von den Naphthen und den ätherischen Oelen am meisten flüchtig angeregt. Wenn das Gefässnervensystem schnell angesprochen werden soll: das flüchtige Laugensalz. Zur Anfeuerung der collabirten Haut vorzüglich Campher". Die Wirkung der einzelnen Mittel wird angegeben.

In derselben Kategorie handelt Marx dann noch die irritirende, tonisirende und anhaltende Methode ab.

II. Bei dem schwächenden Verfahren werden erst im Allgemeinen die Indicationen festgestellt. Als Unterabtheilungen betrachtet er dann: Die besänftigende Methode, die krampfstillende, die temperirende, die antiphlogistische.

III. Als dritte Classe schildert er darauf das alterirende Verfahren und rechnet hierzu: A. die ausleerende, B. die verbessernde, C. die ableitende, D. die rückbildende Methode.

Als die ableitende Methode anfing falsch beurtheilt und gänzlich ausser Cours gesetzt zu werden, unternahm Marx es, sie in monographischer Form zu bearbeiten. Die Frucht dieser Studien war die Schrift: „Ueber die bisherige Beurtheilungs- und Anwendungsweise der ableitenden Methode". Götting. 1848. Da nicht selten gegen Leiden, welche durch unschuldige äussere Mittel zu beseitigen wären, bedenkliche innere empfohlen, von der andern Seite aber eingreifende äussere applicirt werden, bloss aus falschen Voraussetzungen und dem Glauben an ihre Wunderkraft, wurde die Wichtigkeit und das Mass dieser Methode in vorliegender Schrift festgesetzt, und wenn die jüngere Generation der Aerzte jene jetzt auch als antediluvianisch bezeichnet, so wird die ausgleichende Zeit sie doch wieder zu Ehren bringen. M gelang zu folgenden Resultaten:

„Seit uralten Zeiten bedienten sich die Menschen der ableitenden Mittel. Aus den Erfahrungen hat sich eine besondere Lehre gebildet, die sich, trotz vieler gegen sie erhobener Angriffe, unerschüttert zu behaupten vermochte. Für den Zweck des Arztes gibt es eine geistige und leibliche Ableitung. Erstere wird bewirkt durch Talismane, Trost und zweckmässige Zerstreuung. Die richtige

Auffassung der leiblichen Ableitung ist wissenschaftlich noch nicht begründet. Dennoch lässt es sich nicht rechtfertigen, die ganze Lehre für unwissenschaftlich und hypothetisch zu erklären. Auch von dem grossen John Hunter als wichtiger Theil der allgemeinen Therapie anerkannt. Je überzeugender ihr wissenschaftlicher Werth nachgewiesen wird, desto einleuchtender erscheint sie als das wohlerrungene Eigenthum der Medicin. Als Resultat wird sich ergeben, was wir unvollständig oder gar nicht wissen. Der Denkende wird in solcher Darstellung nicht den Schluss- sondern den Grundstein erblicken. Historisches. Es wurde ein Unterschied zwischen Ableitung in der Nähe und Ferne gemacht. Das erste nennen die Griechen Derivation, das letzte Revulsion. Ebenso Galen. Verwandt damit ist der Begriff der anziehenden Mittel. Es finden, wie schon die Alten beobachteten, wechselseitige Hülfsanstrengungen Statt: Blutbrechen hört auf, wenn die Regeln eintreten. — Convulsionen werden durch Fieber geheilt. Wie die Natur, so die Kunst: Von zweierlei Schmerzen zu gleicher Zeit vertreibt der stärkere den schwächeren; bei unterdrückter Menstruation hilft ein Aderlass am Fuss. Ob die Alten die Reizung der Haut zur Ableitung oder zur Erregung vornahmen, ist eine andere Frage. Von den rothmachenden Mitteln stand der Senf obenan. Vesicantien wurden zu Hülfe gezogen, wenn die leichteren Ableitungsmittel keine Dienste leisteten. Auch die Cantharidenpflaster gebrauchte man. Es wurden künstliche Geschwüre durch Aetzmittel und durch Brennen hervorgebracht. Die Ansichten verschiedener Aerzte werden citirt. Gegen die Ableitung erklärten sich am heftigsten: van Helmont und später Gutfeldt. Für die ableitenden Mittel erhoben sich Fabricius ab Aquapendente, Marcus Aurelius Severinus, Fernelius, Hieronymus Mercurialis, Mortus und van Swieten. Fragt man prüfend nach den ausgemachten Thatsachen, auf welche die derivirende Methode basirt ist, so wird man mit der etwas zögernden Antwort bedeutet, dass sie eigentlich nur eine Reihe Vordersätze besitze, die im Laufe der Zeit zu Lehrsätzen sich gestalteten. Man nahm an, der auf der Oberfläche des Körpers von selbst entstehende oder künstlich erzeugte Gegenreiz, als Congestivzustand, Irritation, Entzündungsgeschwulst, Ausschlag, Geschwür, ein hervorgelocktes Localleiden oder ein neues Secretionsorgan verringere, theils durch eine gewisse Umstimmung im peripherischen Nervensysteme und in der Thätigkeit der Haut, theils durch eine unmittelbare Entleerung aus dem Blute den ursprünglichen Reiz, suche ihm einen andern Sitz anzuweisen oder wenigstens seinen alten streitig zu machen und einzuengen. Die Lehre der Sympathie erscheint so massgebend für die der Ableitung, dass beide als gleichbedeutend angesehen werden. Die Colatorien, welche bei bestehender Gesundheit das Gleichgewicht der Mischung unterhalten, erweisen sich in der Krankheit, der Natur wie dem Arzte, zur angemessenen Ableitung. Nieren und Darm dienen als Hülfsorgane, ebenso die Haut, durch ihren Zusammenhang mit den wichtigsten inneren Organen. Auch bei den Krankheiten finden Sympathien Statt. Ob und wie weit eine Metastase des Krankheitsprocesses zulässig sei, lässt sich nur daraus beurtheilen, ob der Process eng an das Organ gebunden, oder derselbe verbreitbar ist auf das gleiche, selbst auf ein anderes Gewebe. Die Möglichkeit, dass eine Krankheit, deren Sein nicht nur von der Beschaffenheit eines Organs, sondern auch von den Säften abhängt, ihre ursprüngliche Stelle zu verlassen und eine andere zu wählen vermag, ist nicht in Abrede zu stellen. Die Gicht kann von den Gelenken verschwinden und die Eingeweide befallen. Wenn eine Krätze sehr lange gedauert, so mag ihr schnelles Vertriebenwerden nicht minder bedenklich sein als das der Flechte, des Kopfgrindes und der Milchborke. Wie mit den Ausschlägen verhält es sich mit den langanhaltenden Aussonderungen. Ein Eiterfluss aus dem Ohre, zumal wenn der Kranke über Kopfschmerzen klagt, kann ohne Gefahr für das Gehirn nicht unterdrückt werden. Die ebenso grosse als verbreitete Furcht vor zurücktreibenden Mitteln, namentlich den austrocknenden Blei- und Zinksalben ist aus zahlreichen Erfahrungen entsprungen. Da ein Organ nur diejenige Function übernehmen kann, welche seiner Natur entspricht, so bleibt die vicariirende in enge Grenzen eingeschlossen. Die Ohrentalgdrüsen mögen bei einer Störung der Gallenabsonderung ein mehr bitteres Ohrenschmalz in reichlicher Menge absondern, allein Galle ist es nicht. Die Erfahrung, dass von der Natur die Haut oft zur Hülfe in Anspruch genommen werde, und dass der Arzt gleichfalls zur heilsamen Ableitung an sie sich wende, ist mehr als eine Thatsache, sie ist eine Wahrheit. Der alte Satz, wo Reiz ist, da ist Zufluss der Säfte, erfährt nur dann eine Beschränkung, wenn Krampf im Spiel ist. Material

der ableitenden Methode sind: Schröpfköpfe, warmes Wasser, Urtication, Acupunctur, Perkinismus. Wo die oberflächliche Erregung und Irritation nicht ausreicht, da wird zur tieferen Reizung und Entzündung, zu Ausschlägen und Eiterung Zuflucht genommen. Zur vorübergehenden Gegenreizung, um bloss eine Vermehrung der Temperatur, ein Gefühl von Brennen und Jucken zu veranlassen, dienen die flüchtigen, rothmachenden Mittel. Senf am gewöhnlichsten; ferner blasenziehende Mittel". Die Nebenwirkungen derselben, die Beförderung der Vesication, Zeit und Erfolg, Verheilung, künstliche Exantheme, Seidelbastrinde, Aetzen, Fontanelle, Haarseil u. s. w. werden dann abgehandelt. „Als Anzeige dient die ableitende Methode, wenn zu vermuthen, dass ein inneres Organ statt eines äusseren befallen ward, zumal nach vorhergegangener Unterdrückung einer Ab- und Aussonderung, bei Krankheiten, die antagonistisch sich bildeten, bei chronischen örtlichen Leiden, schleichender Entzündung, Eiterung, Neubildung, wogegen andere Heilversuche erfolglos blieben, bei Krankheiten des sensiblen Systems, welche zur Gewohnheit wurden und bei schweren Leiden, deren Erkenntniss und Cur vergeblich erstrebt worden. Ob eine vorhandene, ungewöhnliche Absonderung für einen wohlthätigen Gegenreiz oder für den Ausdruck einer Krankheit zu nehmen und im ersten Falle zu erhalten, im andern zu heilen sei, das ist eine Untersuchung, die in jedem einzelnen Leiden auf das Sorgfältigste erwogen werden muss. Das Nässen z. B. hinter den Ohren kann eine hülfreiche Ableitung bei Affectionen des Kopfes und beim Zahnen sein; allein ebenso kann es durch Störungen im Darmkanal hervorgerufen, Heilung verlangen, soll nicht eine um sich greifende Verschwärung folgen. Die Wahl des einen oder andern Gegenreizes richtet sich im Allgemeinen nach der Aehnlichkeit des dagewesenen und verschwundenen Uebels mit dem künstlich zu erzeugenden. Ein Hautreiz, der zur Erregung oder Besänftigung gewünscht wird und sonst keine üblen Wirkungen befürchten lässt, ist unbedenklich zu gestatten. Bei der Absicht der beruhigenden Ableitung vermittelst künstlicher Geschwüre ist dahin zu sehen, dass der Schmerz, diese erregende Gewalt, nicht andauere. In früherer Zeit glaubte man, dass bevor die Gegenreize ihre Anwendung fänden, Schärfen, Krankheitsstoffe durch warme Bäder, Cataplasmen, ausleerende Mittel erst mobil gemacht werden müssten. Jetzt sucht man nur dahin zu wirken, dass zu der vorhandenen Reizung keine neue hinzukomme. Bei Entzündung ist zuvor Blut zu entziehen. So lange Fieber zugegen ist, bewirken die Gegenreize das Gegentheil von dem, was man von ihnen erwartet. Die Reaction ist bei den Individuen und Krankheiten verschieden. Ebenso der Grad der Reizung. Der Ort, den man zur Anwendung der Gegenreize wählt, ist nicht gleichgültig. Das Gewebe, die Natur des zu bekämpfenden Uebels, der Zeitraum der Krankheit, der durch die Erfahrung sanctionirte Gebrauch sind zu berücksichtigen. Nach der Lehre der Revulsion zog man früher entfernte Stellen vor; allein wie bei der Entzündung es Sitte ist, so nahe als möglich am afficirten Organe Blut zu lassen, so auch bei den Gegenreizen. Bei zurückgetretenen Ausschlägen wird der Gegenreiz auf der ursprünglichen Stelle, und wenn nach unterdrückten Beingeschwüren Erysipelas des Gesichts entstand, nicht am Arm, sondern am Bein vorgenommen. Bei Brustleiden wählt man gewöhnlich die innere Seite des linken Arms, beim Croup die Hals-, bei der Cardialgie die Rückenwirbel, bei Leiden der Darmschleimhaut und der Gebärmutter die innere Seite des Schenkels und das Kreuz, bei Affectionen der Harnröhre das Knie, bei Gehirnleiden den Scheitel, die Stirne, den Nacken, aber auch die Fusssohlen und das Fussgelenk. Es gibt Krankheiten, bei welchen die Gegenreize nicht gut vertragen werden. Gegen die Hautreize wird nicht nur geltend gemacht, dass sie der Forderung des jucunde curare nicht entsprechen, sondern dass sie durch den Uebergang mehrerer ihrer Bestandtheile in das Blut und durch viele unangenehme, selbst gefahrvolle Zufälle höchstens als beneficium flebile sich verhielten. Den Blasenpflastern wird vorgeworfen, dass sie oft gerade das Gegentheil von dem bewirkten, was man von ihnen erwartete. Die gehäuften Einwürfe gegen die Anwendung der ableitenden Methode sind damit zurückzuweisen, dass jede schlimme Wirkung derselben eine Ausnahme, und die gute die Regel ist — Allerdings sind die Acten über viele der wichtigsten Streitfragen noch nicht geschlossen; aber mit dem, was bereits als ausgemacht und erledigt vorliegt, kann der Arzt getrost das Werk seiner Hülfeleistung unternehmen".

An diese Schrift schliesst sich der vortreffliche Aufsatz des Verfassers über „geistige Ableitung" in Holscher's Annalen Jahrgang 1847, S. 340: „Es ist keine geringe Aufgabe der ärztlichen Kunst, ebensowohl körperlich wie

psychisch den Herd des Krankseins zu versetzen, ihm eine Richtung auf mehr gleichgültige Gebilde und Vorgänge zu geben, ja die Seele so zu disponiren, dass sie jenes zu vergessen vermag. Das Wesentliche besteht darin, Sympathien hervorzurufen, um sie zur Heilung zu benutzen. Es bedarf nicht immer des Gegenreizes. Freude leistet oft dasselbe wie der Schmerz. Gleich dem Feldherrn versucht auch der Arzt seine Diversion, sollte es ihm auch nicht, wie dem Physiker gelingen, Blitzableiter gegen einschlagende und Sicherheitslampen gegen böse Wetter aufzufinden und anzuwenden. — Ein grosser Theil der sogenannten Genüsse der Menschen besteht aus Gewohnheiten, von denen vorausgesetzt wird, dass sie im Stande wären, von unangenehmen Dingen abzuziehen, jene erträglicher zu machen. Tabak, Wein, Opium, gelten als Sorgenbrecher. Ein Vergnügen, zur rechten Zeit gestattet und mit Mass aufgenommen, ersetzt oft ein Mittel aus der Apotheke. — Von der Musik ist es bekannt, dass sie die Aufregung, selbst schmerzhafte Anfälle und die fixen Vorstellungen der religiösen Melancholie beseitigt. Es ist gleichsam die Ursprache, die Jeder versteht, es sind Laute, denen Jeder folgt. Daher betrachtet Plato ihre Bewegungen als verwandt mit den Regungen der Seele, welche die in uns entstandenen unharmonischen Umläufe auszugleichen vermögen. Bei Kranken von ungewöhnlichen Geistes- und Gemüthsgaben, wo die sonst üblichen oder geläufigen Rathschläge nicht ausreichen, bedarf es jedoch eines ausserordentlichen Aufgebots der Unterstützung und Hülfe, um sie in den Stunden körperlicher Trübsal zu zerstreuen, und jemehr solche an Thätigkeit gewöhnt, mit Gefühl, Scharfsinn, Urtheil und Wissen ausgerüstet sind, desto mehr hat sich der Arzt zu bemühen, durch Empfehlung einer angemessenen Lectüre, durch Veranlassung eines Anfertigens von Auszügen, Uebersetzungen, selbstständiger Aufsätze über die schwersten Stunden ihnen hinwegzuhelfen und ihr Interesse am Leben zu behaupten. Ruhe ist zwar wohlthätig, aber ein völliges Nichtsthun, zumal bei regsamen Individuen, trägt nur dazu bei, den Krankheitsempfindungen Selbstständigkeit und eine überwiegende Macht über den ganzen Menschen zu geben." Verfasser erzählt nun einen interessanten Fall aus seiner reichhaltigen Praxis. Eine, an einer unheilbaren Krankheit leidende, sehr geistreiche Dame wurde von ihm veranlasst, regelmässig Aufsätze zu machen und kleine Abhandlungen zu schreiben. Diese geistige Ableitung wirkte so wohlthätig auf das Befinden der Kranken ein, dass die Freude über das Vollendete, der Triumph über die besiegten Hindernisse stets grössere Vorsätze und Pläne hervorriefen und dem Gefühl der Hinfälligkeit und Ohnmacht kein Recht einräumten, und mit der zunehmenden Freudigkeit am Dasein steigerte sich, trotz des hinschwindenden Körpers, die Hoffnung der Wiederherstellung.

Zur Beurtheilung des Werths und der Bedeutung der medicinischen Zahlenlehre. Göttingen, 1863.

Die numerische Methode und die Statistik beruhen dem Wesen nach auf der Zahl. Vieles lässt sich berechnen, und die Zahl ist eine grosse Macht, ob sie jedoch in der Krankheit die vermuthete Rolle spielt, das muss erst noch ermittelt werden. Der Verfasser hat sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen und dieselbe in der gründlichsten und gediegensten Weise gelöst. Der Kritiker des Hamburger Correspondenten 1863, 27. Mai fällt folgendes Urtheil: „Der gelehrte Verfasser hat in obiger Abhandlung, wie schon oft, eine der dunkelsten problematischen Fragen in der Medicin, welche seit Hippokrates und Galen bis auf die neuesten Zeiten die entgegengesetztesten Ansichten hervorrief, historisch kritisch untersucht, und wenn auch nicht aufzuklären, was bis jetzt völlig unmöglich ist, doch in das Chaos der widersprechendsten Meinungen ein wenig Ordnung zu bringen unternommen. Aus Widerwillen gegen das Gemisch von vielem Falschen, etwas Wahrscheinlichem und nur wenig Wahrem in der medicinischen Zahlenlehre haben sich die Aerzte mit Ekel und Gleichgültigkeit von derselben abgewandt. Den Glauben an den symbolisch-mägischen Einfluss der Gestirne und ihre unläugbar an Zahlen gebundene Periodicität auf den Menschen und dessen geistiges und materielles Geschick hat die neuere Zeit

ganz abgestreift. Allein, sollte es nicht noch Manche geben, welche sich einer geheimen Ahnung und Furcht vor gewissen verhängnissvollen Zahlen in Hinblick auf so manche unerklärliche Vorgänge in der Natur nicht erwehren können? Und diese Vorgänge sind es eben, welche auf die Arzneiwissenschaft von den ältesten Zeiten her eine so bedeutende Einwirkung geübt und eine so grosse Rolle in deren Ausübung gespielt haben. Die Ansichten darüber zu prüfen oder vorläufig nur einigermassen zu sichten, ist der Zweck dieser Schrift. Mit dem gewohnten und dennoch lange nicht erschöpften, verschwenderischen Aufwand von Gelehrsamkeit und Belesenheit stellt der Verfasser die Ansichten der Vorzeit neben einander hin. Mit einer kurzen Geschichte der Zahlenlehre beginnend, führt er die mystische, religiöse, kabbalistische und naturphilosophische Bedeutung der Zahlen 1—10, 12, 13, 15, 17, 30, 40, 45, 63. 70, unter denen die 7 und nächst ihr die 5 und 3 die bedeutendste Rolle spielen, der Reihe nach vor. Dann auf die eigentliche medicinische Zahlenlehre übergehend, gibt er die unläugbare Periodicität in der Natur, namentlich im Thier- und Pflanzenleben, als den Grund und die Ursache an, warum man dieselbe auch an dem gesunden und kranken Menschen aufzufinden und nachzuweisen suchte. In den physiologischen Vorgängen ist sie es auch oft. Aber betreten wir das Gebiet der Pathologie und leider noch mehr der Therapie, namentlich betrachten wir die Lehre von den kritischen Tagen, welche doch so wichtig ist und dem Anschein nach manches Wahre enthält, so ist grade hier die Unsicherheit und Verwirrung um so grösser, als eine Wiederholung desselben Versuchs unmöglich, ja sogar polizeilich verboten sein würde.

Wir müssen daher dem Verfasser, welcher alle Ansichten darüber so treu zusammengetragen hat, durchaus darin beistimmen, wenn er es dem kritischen Forscher zur Pflicht macht, besonders hier nach Möglichkeit klar und scharf zu untersuchen, ob nicht die angeblichen Resultate der sinnlichen Beobachtung, festgestellte Gesetze und behauptete Naturwahrheiten nur als Ausflüsse religiöser Naturlehren, dichterischer und philosophischer Vorstellungen sich ergeben. „Jedoch", setzt er am Schluss der Abhandlung höchst wahr hinzu, „die Geschichte rechnet nicht, wie der Mensch, nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden. Der Mensch verlangt von Dem, was er zu Stande gebracht, bald Nutzen oder Ruhm, die Geschichte verarbeitet ohne Rücksicht und ohne Absicht das Gesammtmaterial zu einfachen Resultaten."

Zur Verständigung des stärkenden Verfahrens, Göttingen, 1874.

Vorliegende Schrift behandelt (deutsche Klinik, 1874, S. 22) einen Gegenstand der jetzt so allgemein vernachlässigten, wir möchten sagen, beinahe untergegangenen allgemeinen Therapie, kritisch und klinisch. Jeder grosse Heilkünstler muss allgemeinen therapeutischen Principien huldigen. Die Medicin gerieth stets in Verfall, wenn man die noch gar nicht festgestellten Grenzen der Wissenschaft auf die Kunst übertragen wollte und sich anmasste, erstere höher als letztere zu stellen und Hülfsdisciplinen, statt als Mittel, als Zweck zu benutzen. Hierin ist die Ursache der heutigen Seltenheit von wirklich grossen Klinikern zu suchen. Eine Blüthe der Therapie kann erst dann eintreten, wenn die allgemeine Therapie erst wieder zur vollen Würdigung gelangt, und ihre aus klinischen Erfahrungen hervorgegangenen Principien den leitenden Stern des therapeutischen Handelns bilden werden. Dies vermissen wir in der Gegenwart. Es wird jetzt nicht individuell geheilt, sondern nach der Schablone verfahren. Wir wollen nur an die Kaltwasserbehandlung erinnern, auf die unglücklichen Re-

sultate aufmerksam machen, zu denen die Eisbehandlung bei puerperalen Processen führt. Eine eben solche Verwirrung herrscht bei der jüngeren Generation in der Anwendung des stärkenden Verfahrens. Es ist wirklich, als ob wir in Brown's Zeiten zurückversetzt wären. Alles ist Schwäche; wir begnügen uns, auf die Behandlung der fieberhaften Krankheiten zu verweisen. Obgleich Hippokrates bereits auf die nachtheilige Wirkung der Fleischdiät bei Fieber aufmerksam gemacht, obschon die spätere Physiologie den Grund dafür in der während desselben fehlenden oder verringerten Secretion des Magensaftes experimentell nachwies, ist es heut zu Tage modern, die unglücklichen Fieberkranken mit den kräftigsten Fleischbrühen zu maltraitiren, und der so verfahrende junge Aeskulap bildet sich dann ein, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen. Das Wesen des stärkenden Verfahrens klar eruirt, die Indicationen desselben für die einzelnen Krankheiten aufs Schärfste präcisirt zu haben, ist dem Verfasser in materieller und formeller Beziehung auf das Vollkommenste gelungen.

Specielle Pathologie und Therapie.

Die specielle Pathologie und Therapie sind gleichsam das Centrum, in dem die verschiedenen Radien der medicinischen Disciplinen wie in einer Sonne sich vereinigen. Die Klinik hat daher immer auf alle Classiker die grösste Anziehungskraft geübt, und wie aller Streben dahin ging, grosse Heilkünstler zu werden, so war auch Marx' ganzes Trachten bei all' seiner Vielseitigkeit, dahin gerichtet, zum grossen Therapeuten sich zu bilden. Ihm musste das leichter gelingen als jedem Andern, bei seinem kritischen Talente und seinem immensen historischen Wissen, vermittelst dessen er, wie die Biene, aus den Blüthen alle wichtigen klinischen Erfahrungen der Vergangenheit in sich aufgenommen und zu einem harmonischen Wissen und Können in sich verarbeitet hatte. So war denn Marx vom Beginn seiner Laufbahn bis in sein hohes Alter ein sehr gesuchter, glücklicher und beliebter Arzt. Einfachheit und Humanität sind die Devisen seines therapeutischen Handelns; die Therapie ist für ihn nicht bloss ein in Können verwandeltes Wissen, sondern nicht minder eine gute That, eine reine Herzensache. Dass er selbstredend ein ebenso glücklicher und scharfer Diagnostiker und richtiger Prognostiker ist, brauchen wir wohl kaum zu bemerken. Wie scharf er alle Symptome auffasste, wie klar er als Semiotiker sich zeigte, das beweist seine meisterhafte Schilderung von Blumenbach's Tode. Gegen die pathologische Anatomie nahm Marx als Kliniker daher die Stellung ein, die, wenn sie heut zu Tage nicht die allgemein herrschende ist, doch für die Zukunft als die allein richtige sich herausstellen wird, eine Stellung, der mehr oder weniger alle Classiker zuneigten. Aus vielen Stellen in seinen Schriften gehen auf's Deutlichste seine Ansichten über den Werth der pathologischen Anatomie hervor, am klarsten aber aus der lateinischen akademischen Rede „de usu nec non de abusu anatomiae pathologicae". In Bezug auf letztere spricht er die gegenwärtig, wo die meisten klinischen Lehrstühle Deutschlands von blossen pathologischen Anatomen inne gehabt werden, mehr denn je, beherzigenswerthen Worte aus: „Vos non fugit, cultrum anatomicum saepius aliud quidquam denudare et in lucem proferre, ac expertissima diagnosis conjectura sit assecuta. Obstupefactus quandoque naturae curiosus, sectione consummata, rarissimum praeparatum secum aufert, ubi nihil memoratu dignum antea expertaverit. E contrario in casibus, ubi late

vagantes organicae affectiones diu certissime statuebantur, sectio nihil ejus modi exhibet et prognosi irridet, ita ut verecundus medicus, invita Minerva, profiteri cogatur: quantum est, quod nescimus. —

Lubentissime concedo, naturae ministro naturam ipsam proscrutandam esse, oculis et manibus volutando, cum rebus ipsis deliberando, agendo et reagendo; attamen falsa opinione is ducitur, qui sibi persuadet, se morbi aenigma morbificas partes secando, ponderando, mensurando, microscopio vel analysi chemico investigando solvere atque aetiologiae obscuras difficilesque quaestiones enodare posse. Aegrotationis conditio et ratio tacitum saepius mysterium tenet, ad quod aperiendum ac enuntiandum minus sensuum quam animi viribus opus est; tum requiritur acerrima atque attentissima cogitatio, meditatio, comparatio, aegri examen minutissimum, morbi origini inquisitio propria, causae proximae vel remotae pensitatio absoluta. Homo etiam ex animi variis affectibus in morbos incidit, et absconditae vires, quae machinam turbarunt vel cessare jusserunt, nullis manifestis signis oculo exponi et demonstrari possunt; virium motricium vel ipsius psyches praeparatum pathologicum non datur."

Als eine besondere Eigenthümlichkeit müssen wir bei Marx als Kliniker hervorheben, dass er am Krankenbett stets sich bemüht, auf die Seele, auf das Gemüth des Kranken belebend einzuwirken. Er ist nicht bloss somatischer, sondern Seelenarzt. Als tiefer und gründlicher Menschenkenner, als praktischer Psycholog weiss er zu genau, wie eng der Zusammenhang der Seele mit dem Körper ist, wie bei Krankheiten freudige Erregungen und Heiterkeit auf den ganzen Stoffwechsel belebend, Traurigkeit, Kummer und Sorgen aber deprimirend einwirken. Marx bildet hierin den diametralen Gegensatz zu vielen Aerzten der Neuzeit, die nicht den Kranken, sondern die Krankheit, zwar nicht mehr als ein ontologisches Wesen, sondern als ein Product, das fällig ist für das anatomische Messer und das Mikroskop, behandeln.

Sein medicinisches Künstlergenie prägt sich indessen am klarsten in folgenden Worten aus, die er über das Wesen der Kunst äusserte (Cholera, S. 320): „Aber hier in dem besonderen Gebiete einer einzelnen Krankheit können wir nicht umhin, an die Schwierigkeit zu erinnern, welcher jede bestimmte medicinische Vorschrift unterliegt. Wie leicht wird es die Regel zu nennen, wie schwer sie anzuwenden! Jeder, der die Kunst lernt, erhält die gleiche oder wenigstens eine ähnliche Anleitung, und wie Wenige sind Künstler! Jeder, der an das Krankenbett tritt, wird mit gleichartigem Wissen ausgestattet, und wie verschieden ist das Handeln der Aerzte nach ihrer Persönlichkeit! Der Geist eines Gegenstandes lässt sich nicht andeuten, nicht mittheilen; der Weg nach einem vorgesteckten Ziele kann bezeichnet werden; aber durchwandern muss man ihn selbst, und was man auf ihm erfährt, in welcher Art man das Geschehene zu beurtheilen und wie man in vorkommenden Fällen sich zu benehmen habe, das kann in keinem Reisejournale mitgegeben werden. Wodurch unterscheidet sich der wahre Künstler vom Handwerker, als dass jener die Regel schafft und frei danach waltet, dieser hingegen furchtsam und beschränkt an der ertheilten Vorschrift hängt, und ohne sie sich verlassen wähnt."

Als Früchte seiner Wirksamkeit am Krankenbette haben wir folgende vier Werke zu registriren: die „Cholera", „Lähmung der unteren Gliedmassen", „Angina pectoris" und „Lassen und Thun".

Die Erkenntniss, Verhütung und Heilung der ansteckenden Cholera. Carlsruhe, 1831.

Dieselben Worte, die Marx in seiner Kritik auf das berühmte Werk

Tageskritik heben wir nur eine her-
Annalen, Lichtenstädt, sagt: „Der
lde der Contagien- und Giftlehre sehr
tudien sich zu einer Bearbeitung dieses
nd verdient, vermöge seiner besonderen
ls zahlreiche Schriftsteller, deren ober-
ontagienlehre leicht ersichtlich ist.“

s konnte nicht Zweck sein, Vollständigkeit in
legen. Wo jedoch von einem Schriftsteller ir-
icht oder Vermuthung erwähnt war, da findet
t.

kheit im Allgemeinen. Es ist eine schwie-
einer Krankheit in allen ihren nosologischen Be-
die ansteckende Cholera, noch keine völlig abge-
rn durch ihre Weiterverbreitung nach neuen Län-
er anderen äusseren Einflüssen und bei wechseln-
Modificationen erleidet. Vorerst ist nur vergönnt,
heilen festzuhalten, diese zergliedert vor die Vorstel-
ine historische wie nosologische Grundlage für ihre
. Daraus wird leicht gefolgert werden können, wel-
he zufällig sind, und wie diese von äusseren Umstän-
werden. Auch wird sich aus den mitgetheilten Mate-
physiologisch-pathologische Erklärung Stoff genug vor-
ne dunkle Hauptpunkte noch weit mehr geachtet wer-

Wenn ein Individuum von den Ursachen ergriffen ist, welche
a bedingen, so stellt sich, bei anscheinender Gesundheit,
it des Kopfs, Schwindel und Abgespanntheit vorange-
meistens in der Nacht oder gegen Morgen ein Gefühl von
Schmerz im Magen ein, mit einer brennenden Empfindung
e und dem Nabel; der Unterleib schwillt an. Nach einer
g findet heftiger Durchfall oder Erbrechen oder beides zu-
gang einer dünnen, blassen, geschmack- und geruchlosen,
t. Die Ausleerung ist zuweilen so stark, als wenn der ganze
al seines Inhalts entleert würde; der Unterleib fällt zusammen,
ber eine Leere im Leibe, weit mehr aber über grosse Angst,
er ein ängstliches Bedürfniss nach dem Aufstossen von Luft;
n Zusammenschnüren in der Brust; über einen Druck in der
grube. Dies letztere Gefühl zwischen der Herzgrube und Nabel
ellen zum wirklichen Schmerz. Der Durst wird unerträglich; der
das heftigste Verlangen nach kaltem Wasser. Das Schwächegefühl
r, der Puls sinkt, das Gesicht fällt ein, die Augen werden geröthet,
n tief in ihren Höhlen; der Mund wird trocken, die Zunge weiss
beweglich oder zitternd; auch stellt sich Ohrensausen ein. Die willkühr-
bleiben bei Einigen noch so thätig, dass diese umherzugehen ver-
gen bei Anderen findet rasch ein allgemeines Zusammensinken der
Es erscheinen in den oberen und unteren Gliedmassen Krämpfe, die
ch allgemein werden. Der mehr erdfarben oder bläulich gefleckt aus-
rper wird marmorkalt, die Lippen bleifarbig, die fast abgestorbene, zu-
nzelte Haut wird mit einem klebrigen Schweisse bedeckt, besonders
auf der Stirn ein solcher mit abwechselnd überlaufendem Frost
. Die Füsse und Hände erscheinen geunzelt, wie in heissem Wasser ge-
ie Haut wird selbst für chemische Agentien unempfindlich. Die übrigen
en stehen still, namentlich wird kein Speichel und kein Urin ausgeleert.
Unruhe, Angst, ein Umherwerfen, Zittern, auch ein Herzzittern ein. Aber
schlag ist kaum zu fühlen. Die Extremitäten werden bläulich; die Zunge,
, selbst die ausgeathmete Luft werden kalt. Die Sinnesorgane werden
ihrer Verrichtung vorzustehen; es dunkelt vor den Augen, die Augenlider
; ein Krampf hemmt ihre Thätigkeit. Der Kranke fühlt, dass die Aug-
die Augenhöhlen hineingezogen werden; auch stellt sich öfters Harthörig-
Die höheren Thätigkeiten jedoch bleiben ungestört. So lange nur noch

von Matthäi anwandte: es sei Codex und Rüstkammer zugleich, gelten in vollen Sinne des Worts für dieses ausgezeichnete Buch. Die Schriften über Cholera bilden eine vollständige Literatur für sich. Die meisten von ihnen bis auf die neueste Zeit haben aber nur Werth für Käsehändler und Makulaturkäufer. Unter den wenigen Schriften, die von bleibendem Werthe sind, steht die Marx'sche Schrift oben an. Wie Bismarck und die deutsche Einheit nicht ohne einander gedacht werden können, so wird später, wenn einmal erst Streben nach wahrer Gelehrsamkeit die Aerzte wieder beseelt, und statt des Blätterns in der Tagesliteratur das Studium der Classiker in den Vordergrund tritt, die Cholera nie ohne Marx genannt werden, weil er die beste und vollständigste Monographie über sie lieferte. Die Geschichte berichtet leider von einzelnen Fällen, dass Aerzte beim Ausbruch ansteckender Epidemien die Stätte ihrer Thätigkeit verliessen, aus Furcht, selbst angesteckt zu werden. Noch seltener aber sind die Fälle, in denen Aerzte aus eigenem Antriebe, von Wissensdurst geleitet, auf das Schlachtfeld einer Epidemie sich begaben. Zu diesen unerschrockenen Aerzten gehört Marx. So lange die Cholera in weiter Ferne wüthete, lernte er sie nur aus Berichten Anderer kennen. Als sie aber bei ihrem Umzuge durch die Welt Göttingen nicht berührte, dagegen in Hamburg ihr Lager aufschlug, eilte Marx dahin, um sie mit Fricke im dortigen allgemeinen Krankenhause zu beobachten. Um ein möglichst genaues Werk zu liefern, liess er sich keine Mühe verdriessen, die Schriften zu benutzen, die über sie in Indien erschienen, und von denen die Hauptwerke, ihres hohen Preises wegen, nicht zu erlangen waren. Er reiste desshalb eigens nach Hannover, um in einer Audienz den Vicekönig, den Herzog von Cambridge, zu bitten, ihm solche durch die ostindische Compagnie zu verschaffen. Der Vicekönig ging auf diesen Wunsch ein. Die wichtigen Werke von James Jameson und William Scot, lauter officielle Berichte, übergab Marx später der Universitätsbibliothek. Die in Russland herausgekommenen grösseren und kleineren Schriften wurden ihm grösstentheils durch seinen Jugendfreund, den Staatsrath v. Struve in St. Petersburg, zugeschickt. Da Marx von der Ansteckungsfähigkeit sich überzeugt hatte und desswegen auch seiner Monographie den Titel der ansteckenden Cholera gab, wurde er bei der damaligen, leidenschaftlichen Aufregung von den Anhängern der bloss epidemischen Verbreitung auf das Heftigste in wissenschaftlichen Blättern, wie selbst in anonymen Briefen, angegriffen. Die Zahl der Contagionisten war damals in der Minderheit. Dass die Marx'sche Ansicht die richtige war, hat die Zeit bewiesen. Denn an der Ansteckungsfähigkeit der Cholera wird heut zu Tage wohl Niemand mehr zweifeln, wenngleich über die Vehikel die Ansichten auseinandergehen. Was für eine Unzahl von Choleraschriften auch seitdem erschienen ist, wissenschaftlichen Nutzen haben sie wenig oder gar nicht gestiftet. Selbst die pathologische Anatomie hat keine anderen Resultate geliefert, als die von Marx mit der grössten Genauigkeit registrirten. Nur hat sich herausgestellt, dass die von Jähnichen hervorgehobene Betheiligung der Drüsen, namentlich die Anschwellung der Peyer'schen Drüsen weit constanter vorkomme, als man damals der Ansicht war. Wenn die wesentlichen Befunde an den Choleraleichen von der Neuzeit kurz dahin zusammengefasst werden, dass sie im Wesentlichen in den Residuen eines ausgebreiteten, mit Abstossung der Epithelien und massenhafter Transsudation in den Darm verbundenen Katarrhs, in einer beträchtlichen Eindickung der Blutmasse und in einer venösen Hyperämie der Nieren bestehen, so können wir nicht allein dies Alles schon bei Marx zusammengestellt finden, sondern er hat noch eine Menge anderer Beobachtungen gesammelt.

Von den Stimmen der damaligen Tageskritik heben wir nur eine hervor: Der Recensent der Hecker'schen Annalen, Lichtenstädt, sagt: „Der Verfasser, als Literator auf dem Felde der Contagien- und Giftlehre sehr bekannt, hat durch seine früheren Studien sich zu einer Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlasst gesehen und verdient, vermöge seiner besonderen Richtung, gewiss mehr Vertrauen als zahlreiche Schriftsteller, deren oberflächliche Bekanntschaft mit der Contagienlehre leicht ersichtlich ist."

„Allgemeine Literatur. Es konnte nicht Zweck sein, Vollständigkeit in der Angabe von Büchertiteln darzulegen. Wo jedoch von einem Schriftsteller irgend eine eigne Beobachtung, Ansicht oder Vermuthung erwähnt war, da findet sich im Texte seine Arbeit genannt.

Von der Natur der Krankheit im Allgemeinen. Es ist eine schwierige Aufgabe, das Gesammtbild einer Krankheit in allen ihren nosologischen Beziehungen zu entwerfen, die, wie die ansteckende Cholera, noch keine völlig abgeschlossene Form darstellt, sondern durch ihre Weiterverbreitung nach neuen Ländern und zu neuen Völkern unter anderen äusseren Einflüssen und bei wechselnder Behandlung mannigfache Modificationen erleidet. Vorerst ist nur vergönnt, ihr seitheriges Bild in allen Theilen festzuhalten, diese zergliedert vor die Vorstellung zu bringen und daraus eine historische wie nosologische Grundlage für ihre spätere Entwicklung zu liefern. Daraus wird leicht gefolgert werden können, welche Zeichen wesentlich, welche zufällig sind, und wie diese von äusseren Umständen bedingt und modificirt werden. Auch wird sich aus den mitgetheilten Materialien ergeben, ob für die physiologisch-pathologische Erklärung Stoff genug vorhanden, oder ob auf einzelne dunkle Hauptpunkte noch weit mehr geachtet werden müsse.

Krankheitsbild. Wenn ein Individuum von den Ursachen ergriffen ist, welche den Ausbruch der Cholera bedingen, so stellt sich, bei anscheinender Gesundheit, nachdem Eingenommenheit des Kopfs, Schwindel und Abgespanntheit vorangegangen, plötzlich und meistens in der Nacht oder gegen Morgen ein Gefühl von Vollheit, Schwere und Schmerz im Magen ein, mit einer brennenden Empfindung zwischen der Herzgrube und dem Nabel; der Unterleib schwillt an. Nach einer Neigung zum Stuhlgang findet heftiger Durchfall oder Erbrechen oder beides zugleich Statt, mit Abgang einer dünnen, blassen, geschmack- und geruchlosen, reichlichen Flüssigkeit. Die Ausleerung ist zuweilen so stark, als wenn der ganze Darmkanal auf einmal seines Inhalts entleert würde; der Unterleib fällt zusammen, der Kranke klagt über eine Leere im Leibe, weit mehr aber über grosse Angst, besonders auch über ein ängstliches Bedürfniss nach dem Aufstossen von Luft; über ein Gefühl von Zusammenschnüren in der Brust; über einen Druck in der Gegend der Herzgrube. Dies letztere Gefühl zwischen der Herzgrube und Nabel steigert sich zuweilen zum wirklichen Schmerz. Der Durst wird unerträglich; der Kranke äussert das heftigste Verlangen nach kaltem Wasser. Das Schwächegefühl tritt mehr hervor, der Puls sinkt, das Gesicht fällt ein, die Augen werden geröthet, trübe und liegen tief in ihren Höhlen; der Mund wird trocken, die Zunge weiss belegt, blass, unbeweglich oder zitternd; auch stellt sich Ohrensausen ein. Die willkührlichen Muskeln bleiben bei Einigen noch so thätig, dass diese umherzugehen vermögen, hingegen bei Anderen findet rasch ein allgemeines Zusammensinken der Kräfte Statt. Es erscheinen in den oberen und unteren Gliedmassen Krämpfe, die nach und nach allgemein werden. Der mehr erdfarben oder bläulich gefleckt aussehende Körper wird marmorkalt, die Lippen bleifarbig, die fast abgestorbene, zusammengerunzelte Haut wird mit einem klebrigen Schweisse bedeckt, besonders erscheint auf der Stirn ein solcher mit abwechselnd überlaufendem Frost und Hitze. Die Füsse und Hände erscheinen gerunzelt, wie in heissem Wasser gebrüht. Die Haut wird selbst für chemische Agentien unempfindlich. Die übrigen Secretionen stehen still, namentlich wird kein Speichel und kein Urin ausgeleert. Es tritt Unruhe, Angst, ein Umherwerfen, Zittern, auch ein Herzzittern ein. Aber der Herzschlag ist kaum zu fühlen. Die Extremitäten werden bläulich; die Zunge, der Mund, selbst die ausgeathmete Luft werden kalt. Die Sinnesorgane werden unfähig, ihrer Verrichtung vorzustehen; es dunkelt vor den Augen, die Augenlider fallen zu; ein Krampf hemmt ihre Thätigkeit. Der Kranke fühlt, dass die Augäpfel in die Augenhöhlen hineingezogen werden; auch stellt sich öfters Harthörigkeit ein. Die höheren Thätigkeiten jedoch bleiben ungestört. So lange nur noch

die Organe dem Willen gehorchen, vermag der Kranke zu denken und seine Gedanken auszudrücken; er antwortet auf die vorgelegten Fragen mit vollem Bewusstsein bis zum Tode, der in 10, meistens 18 Stunden erfolgt. Als pathognomonische Zeichen verdienen besonders hervorgehoben zu werden: das brennende Gefühl zwischen dem Scrubiculus cordis und dem Nabel, zugleich mit einer seufzenden Respiration, einem ängstlichen Blick und einem allgemeinen Schwächegefühl; der Schwindel; die nach oben und nach unten abgehende Flüssigkeit, ähnlich Reis- und Blutwasser oder Wasser mit etwas Milch getrübt oder einer Eibischabkochung; die Angst und das ängstliche Verlangen nach Eructation; das Sinken des Pulses gleich nach dem Erbrechen; die fast gänzliche Abwesenheit desselben am Handgelenke, selbst das Schwinden des Herzschlages, überhaupt der bedeutende Eingriff in die Circulation, so dass beim Oeffnen einer Blutader kein Blut ausströmt, oder, wenn es mühsam erhalten wird, dieses dunkel und klebrig aussieht. Ferner die Kälte der Haut, der Zunge und selbst des Athems, die Unterdrückung der Gallen- und Urinabsonderung; der rasch zunehmende Collapsus der Kräfte, der feuchte und runzelige Zustand der Haut, die Erdfarbe des Körpers. Der Verlauf ist sehr verschieden. Stadien sind in der Mehrzahl der Fälle kaum bestimmt zu unterscheiden. Es werden zwei und drei Stadien angenommen. Vorboten bemerkt man oft gar nicht. Die latente Periode kann sich über 14 Tage erstrecken. Der Patient hat dann etwas ungemein Aengstliches, Kummervolles, Blasses, Verfallenes im Gesichte, ohne dass ein Klagen über gestörtes Befinden geäussert wird; ein dunkler Halbkreis unter den Augen, das Auge sieht schwächer; auch das Gehör, der Gefühls-, Geruchs- und Geschmackssinn nehmen an ihrer früheren Stärke ab; Druck in der Brust, Athmungsbeschwerden, Seufzen und Gähnen. Ob Fieber die Cholera von Anfang begleite, ob dieses sich erst später ausbilde, sowie über die Beschaffenheit desselben, darüber stimmen die Angaben nicht überein. Gegen Ende der Krankheit wird es öfters beobachtet. Es hat manchmal einen typhösen Charakter. Eigentliche Krisen werden nicht beobachtet, ausser dem zuweilen eintretenden Schweiss und Schlaf. Erholt sich der Kranke, so geschieht es in der Regel wunderbar rasch. Der Puls wird wieder deutlich und erholt sich allmälig, das Athmen wird regelmässig, die Zunge wird an den Rändern geröthet, die Haut warm; die Ausleerungen und Krämpfe hören auf, es geht wieder Urin weg. Rückfälle kommen oft vor. Die Dauer der Krankheit ist verschieden. Die Todesursache ist in Dunkel gehüllt, wahrscheinlich beruht sie in Schlagfluss und allgemeiner Lähmung.

Die Prognose kann nur mit grosser Umsicht gestellt werden. Gute Zeichen sind: der sich hebende Puls, die zurückkehrende Wärme, die sich einstellende Neigung zum Schlaf, Nachlassen der heftigen und schmerzhaften Krämpfe, Verminderung der Ausleerungen nach unten und oben, Rückkehr der fehlenden Absonderungen, Nachlassen der Urinverhaltung, Verminderung des Durstes, unerwarteter Hunger. Ebenso gelten als gute Zeichen: freier werdendes Athemholen, Minderung der Angst, Nachlassen des brennenden Gefühls in der Oberbauchgegend, besseres Aussehen, zurückkehrende Muskelkraft. Schlimme Zeichen sind: wenn es gar nicht zum Erbrechen oder Durchfall kommt, oder wenn diese aus Schwäche aufhören, wenn die Krämpfe kaum bemerkbar sind, wenn gleich eine tödtliche Kälte sich einstellt, Blauwerden des Körpers, wenn kein Blut aus der geöffneten Ader kommt, kalter, klebriger, zerfliessender Schweiss, reichliches Nasenbluten, Veränderung der Stimme, schwarzer Zungenbeleg, verfallenes Aussehen, Taubheit im Anfang, anhaltendes Herumwerfen, plötzliche Ohnmacht, andauernde Delirien, comatöser Zustand, Magenkrämpfe, heftige, plötzlich und periodisch eintretende Schmerzen in der Brust und Unterleibshöhle, Aufschwellen des Leibes oder brennender Schmerz bei der Berührung des Unterleibes, Einsinken der Cornea, Schlafen mit halbgeöffneten Augen, Wirkungslosigkeit der gereichten Arzneien, chokoladefarbige Stühle, cadaveröser Geruch.

Es ist keine leichte Sache, belehrende Sectionen vorzunehmen, da man vorzüglich bei den Schlüssen daraus sich zu hüten hat, in gewissen Erscheinungen die Ursache der Krankheit zu statuiren, welche einzig die Wirkung derselben oder der gebrauchten Arzneien, zufälliger Einwirkungen, des Todes, der Fäulniss oder gar der Zergliederung sind. Nicht selten werden krankhafte Umänderungen, welche bei einer physiologischen Würdigung durchaus als lange vor der Krankheit daseiend erscheinen müssen, für die Folgeübel derselben gehalten. Ebenso oft ist darauf hingewiesen worden, dass nothwendigerweise alle Höhlen geöffnet, und die Organe sorgfältig im Einzelnen betrachtet werden müssen, und dass das Auge nicht von einer Lieblingsmeinung verleitet, blosse Voraussetzungen an die Stelle

anschaubarer, nachweisbarer Thatsachen setzen dürfe. Die nächste Krankheitsursache ist bis jetzt aus dem Leichenbefunde nicht nachzuweisen. Die Frage, ob in den besonders ergriffenen Organen ein blosser Congestions- oder ein wirklicher Entzündungszustand sich findet, ist noch keineswegs als erledigt anzusehen. Ueber das frühere oder spätere Eintreten der Fäulniss und über die Dauer der Muskelreizbarkeit nach dem Tode sind die Angaben nicht übereinstimmend. Seltsam sind die krampfhaften Bewegungen nach dem Tode. Eine von Schrecken und Furcht aufgeregte Phantasie sieht Mancherlei, was einem ruhigen und unbefangenen Auge anders oder gar nicht erscheint. Doch nicht Alles, was den gewöhnlichen Kreis der Möglichkeit übersteigt, gehört desshalb in das Reich der Märchen. So lange in einem Körper noch automatische Bewegungen vor sich gehen, welche durch keinen äusseren mechanischen oder chemischen Reiz hervorgerufen werden, können wir unmöglich annehmen, dass die Lebenskraft, dieser Conflict innerer animalischer Thätigkeiten, gänzlich erloschen sei. Der Tod ist hier nur Scheintod, die Leiche eine Scheinleiche.

Die wesentlichen Resultate der Section sind folgende: der Magen ungeheuer ausgebildet, die dünnen Gedärme meistens ausserordentlich ausgedehnt, oft entzündet und eine klebrige, wie Thon gefärbte Absonderung enthaltend, die Venen strotzend von Blut; Einschiebungen, besonders im Krummdarm sind nicht selten; die Drüsen, namentlich die Peyer'schen geröthet und hervorragend, das Netz nach dem Magen in die Höhe gezogen, die Milchgefässe von Chylus angefüllt, die Milz grösser, mürber und weicher, die Leber sehr verschieden, die Nieren von Blut überfüllt, die Lungen aufgedunsen, abnorm schwer, von geronnenem Blute strotzend, das Herz oft von ungewöhnlicher Grösse, häufig polypenartige Massen von geronnener Lymphe enthaltend, das Gehirn im Allgemeinen in seiner natürlichen Beschaffenheit, die Sinus und Gefässe strotzend von dickem, schwarzem Blute, auch die Häute des Rückenmarks von Blut überfüllt. Die Diagnose unterliegt kaum einer Schwierigkeit. Sie ist aber um so nothwendiger, je rascher die Krankheit verläuft. Die wesentlichen Erscheinungen bleiben unter allen Himmelsstrichen dieselben. Auch bei der heftigen Magenentzündung wird der Pulsschlag unmerklich, die Gliedmassen erkalten, Krämpfe und wässerige Stühle stellen sich ein; bei der Cholera aber fehlt der Schmerz bei der Berührung, und keine grüne Galle und blutige Jauche wird erbrochen. Auch mit Vergiftung durch narkotisch-scharfe Gifte kann eine Verwechslung Statt finden. Doch fehlt das Ergriffensein des Gehirns, die Betäubung und die Schlafsucht. Mit dem Sonnenstich ist nicht leicht eine Verwechslung möglich, weil die Cholera meistens bei Nacht sich einstellt. Von Typhus, gelbem Fieber, Pest kann sie leicht diagnosticirt werden. Die bei uns sporadisch vorkommende Cholera ist von der ansteckenden nur gradweise unterschieden. Die in Nordamerika unter den Kindern herrschende Cholera hat gleichfalls mit der orientalischen einige Aehnlichkeit.

Die Untersuchung über die Natur der Cholera ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Die wissenschaftliche Nachweisung der nächsten Ursache und des Wesens ist bei jeder Krankheit eine Zweifelsfrage; um so mehr bei dieser, wo so viele verschiedene wichtige Functionen ergriffen scheinen, wie die des Gefäss- und Nervensystems, der Respiration, der Schleimmembranen, der Haut, der Gallenabsonderung, so dass es kaum gelingt, die primäre Affection von der secundären zu unterscheiden. Es überwiegt die Ansicht, dass die Symptome einer krankhaft umgestimmten und erschöpften Nerventhätigkeit zuerst eintreten, und dadurch eine Veränderung der Blutmischung und des Blutkreislaufs bedingt werde, denn in den meisten Fällen bemerkt man gleich Anfangs Niedergeschlagenheit, Muthlosigkeit, Eingenommenheit des Kopfs, Schwindel, Angst, worauf erst die Verlangsamung und der Stillstand des Herzens wie der Lungen sich zu bilden scheinen. Will man daher wagen, die einzelnen Lebensbedingungen scharf abzusondern, so muss in der ursprünglichen Tilgung der Thätigkeit des Nervensystems die Ursache dieser Krankheit gesucht werden. Ebenso lasssen verschiedene Erscheinungen in der Leiche gleichfalls nur auf ein tiefbegründetes Nervenleiden und auf eine krampfhafte Natur dieses Leidens schliessen, wie die Einschnürungen im Magen, die Ineinanderschiebungen der Gedärme, die Zusammenziehungen der Gallengänge und der Urinblase, die nicht als eine blosse Folge des entleerten Inhalts, sondern als die einer ursprünglichen krankhaften Thätigkeit anzusehen sind. Die Meisten werden versucht, durch das rasche Sinken der Circulation, die Entmischung des Bluts und die Polypenbildung im Herzen, den letzten Grund im Blute zu suchen. Zwischen Nerven- und Blutleiden ist die Kluft nicht so gross, als sie bei flüchtiger Betrach-

tung erscheint, da Krampf in Entzündung, diese in jenen übergehen kann, und da bei dem höchsten Grade dieser krankhaften Zustände der Zeitpunkt nicht immer anzugeben ist, wann sie ihren Charakter umtauschen. Heftig einwirkende Schädlichkeiten, namentlich Contagien und Miasmen werden meistens zuerst von dem Magen empfunden, und erst durch die Unruhe im Nervensysteme entstehen Veränderungen im Kreislaufe. Der Nervenreiz ist weit häufiger primär, hingegen die Veränderung des Bluts, die Congestion und Entzündung mehr secundär. Bei der Cholera leidet zuerst das Nervensystem, und durch dasselbe das System der Circulation und Vegetation. Richter und Berends haben sie deshalb eine Epilepsie des Magens genannt. Die Anhänger der neueren französischen Schule nehmen natürlich eine Entzündung an, Einige suchen in einer Mischungsumänderung des Bluts das Ursächliche aufzufinden, Andere in etwas Exanthemartigem, wieder Andere glauben das Wesen in gestörten Ab- und Aussonderungen, in entmischten Säften und eigenthümlichen, nachtheilig wirkenden Stoffen zu finden, wie in scharfer oder saurer Galle, wieder Andere sehen den Grund in einer krampfhaften Verschliessung der Gallengänge, Manche nehmen eine unterdrückte Hautthätigkeit an oder eine giftige Materie in den Gedärmen. Die Classification und der Name sehr verschieden. Bei uns sollte ihre Benennung von ihrem wesentlichen und unveränderlichen Kennzeichen ausgehen. Darum nennen wir sie Cholera contagiosa. Es gibt wenig Neues unter der Sonne, am wenigsten da, wo es überhaupt des Neuen nicht viel gibt. In Asien, in dem von der Natur so reich begabten, von den Menschen so vernachlässigten Lande, wo unter beschränkten Formen des Lebens und einer niederdrückenden Despotie geistige Einförmigkeit zum Gesetz geworden ist, da erben sich die Vorurtheile wie die Krankheiten von einem Jahrhunderte auf das andere fort. Die heutige Medicin des Orients unterscheidet sich von der vor tausend Jahren nur um Weniges. Noch jetzt sucht man den Grund der Krankheit im Zorn und einer Strafe der Götter, in der Einwirkung böser Dämonen und in Einflusse der Gestirne. Die Cholera, wie solche seit 1817 einen grossen Theil der Erde heimsuchte ist keine neue Krankheit; sie ist eine Modification der längst bekannten, bloss ihr Charakter, als einer ansteckenden Krankheit, ist in Europa unerhört. Die geschichtlichen Angaben über das frühere Vorkommen lauten mehr oder weniger bestimmt. Ob die Cholera als Endemie auftrete, ist mit Zuverlässigkeit nicht nachgewiesen. Die Unklarheit der Begriffe: endemisch, epidemisch und contagiös macht viele Angaben verdächtig. Da die Cholera keine Epidemie ist, so wird sich auch genugsam die Ueberzeugung ergeben, dass locale Einflüsse allein sie nicht erzeugen, sie also noch viel weniger eine Endemie ist. Sie müsste ja an unzähligen Orten von durchaus ähnlicher Beschaffenheit zu Hause sein und könnte nicht nach jahrelangen Pausen erst dann wieder und zwar da zum Vorschein kommen, wo kein localer Einfluss, sondern bloss ein von Aussen her einwirkender Ansteckungsstoff nachweisbar ist. Epidemisch heisst diejenige Krankheit, die nur zu gewissen Zeiten sich verbreitet, von bestimmten Zeitverhältnissen abhängt, eine grössere oder geringere Zahl zusammenlebender Individuen derselben Art zugleich befällt und von ungewöhnlichen, weit verbreiteten, aber nicht fortwirkenden Ursachen herrührt. Eine periodische Wiederkehr findet bei der Cholera nicht Statt. Andere Krankheiten scheinen nicht gegen die Cholera zu schützen. Erdbeben hat man von jeher mit allen Krankheiten in Verbindung gebracht. Schnurrer sprach sich auch für diese Ansicht über die Entstehung der Cholera aus. So lange jedoch nicht eine bestimmte physische Möglichkeit in dem gleichzeitigen Entstehen beider Phänomene oder irgend eine gegenseitige Abhängigkeit ihrer Bedingungen und Ursachen nachgewiesen wird, müssen wir diese Combination für ein blosses Spiel der Phantasie halten. Die umsichtigsten Naturforscher der jetzigen Zeit nehmen zwischen der Erde und den übrigen Gliedern unseres Sonnensystems keinen anderen Zusammenhang an, als den der allgemeinen Anziehung und Gravitation und dulden zur Erklärung der physikalischen und astronomischen Phänomene keine anderen sogenannten kosmischen Einflüsse. Man kann sich zu leicht im Gebrauche inhaltsschwerer Worte gefallen und glauben, in ihnen einen wissenschaftlichen Haltpunkt gefunden und es nicht nöthig zu haben, die durch ruhige Beobachtung in sinnlicher Nähe erkennbaren Gründe aufzusuchen. Auch die Cholera sollte durch kosmische und tellurische Einwirkungen entstanden sein. Doch hat bis jetzt kein Arzt dieselben genau angeben können. Selbst der Zustand der Luftelektricität wird als Ursache angegeben. Man kann sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn man liest, dass dicke, vereinzelte Wolken die gewöhnlichen Vorboten der Cholera sein sollen. Wir glauben, dass wir

es ein religiöses Gebot gibt: „Du sollst den Namen Gottes, Deines Herrn, nicht missbrauchen", es in der Medicin zum Gesetz erhoben werden sollte, die Worte Elektricität, Galvanismus, Siderismus nicht eher mehr zur Erklärung von Erscheinungen zu gebrauchen, als bis Jemand einen unbestreitbaren Zusammenhang zwischen den Aeusserungen jener allgemeinen Naturthätigkeiten und den besonderen Lebensfunctionen nachgewiesen hat. Ob der Boden einen Einfluss hat, ist nicht zu ermitteln, sicher ist er nicht gleichgültig, ebenso wenig steht fest, ob die Erhebung über die Meeresfläche in wesentliche Betrachtung kommt, ob und welche Höhe schützt, auch ist nicht auseinandergesetzt, ob Trockenheit oder Feuchtigkeit einen Einfluss auf die Krankheit ausübe. Ueberhaupt scheint es, als ob die Chemie in diesem ganzen Felde, wo es sich um die Auffindung und Unterscheidung organischer Keime handelt, noch wenige Eroberungen gemacht habe oder in der nächsten Zukunft machen werde. Das Object ist zu fein, zu flüchtig, man möchte sagen, zu belebt. Noch weiss man nicht, ob das hier Wirksame ein materiell Darstellbares, oder ob das Dargestellte nicht vielleicht ein gleichgültiger Träger des eigentlichen Seminiums ist. So bedeutsam immerhin dem Chemiker die auch durch stöchiometrische Formeln versinnlichten Ausdrücke der verschiedenen Kohlenwasserstoff- oder ternären Stickstoffsverbindungen sein mögen, der Physiolog und Aetiolog fühlt noch immer die unergründliche Kluft zwischen diesen Symbolen und den Erscheinungen, welche Erklärung fordern. Dem Winde wurde auch ein Antheil zugeschrieben. Bei der ansteckenden Cholera scheint die Jahreszeit von gar keinem Belange zu sein. Wie viel oder wie wenig die Wärme beitrage, ist bis jetzt unbestimmt. Auch bei dem stärksten Kältegrade verbreitet sich die Krankheit ununterbrochen fort. Schnelle Abwechslung der Temperatur ist ein wichtiges ätiologisches Moment. Der unvorsichtige Genuss von Nahrungsmitteln kann zur Cholera prädisponiren. Den Gebrauch des ungerathenen Reises hat man gleich in dem ersten Jahre des Erscheinens der Cholera in Indien als Ursache angesehen. Auch das Mutterkorn wurde beschuldigt — Missbrauch der Spirituosen — der zu häufige Gebrauch ausleerender Mittel — Unreinlichkeit. Es fragt sich aber, ob in diesen Momenten die ursprüngliche Ursache zu suchen ist.

Es müssen desshalb nicht bekannte Umstände mitgewirkt haben. Unstreitig waren politische Ursachen von bedeutendem Einfluss. Das grösste englische Heer wurde 1817 in Bengalen zusammengezogen, um die indischen Fürsten zu bekriegen. Dazu kam die erdrückend feuchte Hitze. So müssen wir denn, wenn gleich mit innerem Widerstreben, unsere Unwissenheit rücksichtlich der Erzeugung dieser Krankheit eingestehen. — Die Geschichte aller ansteckenden Krankheiten führt an eine Grenze, wo der Historiker über das Wie und Woher keinen weiteren Aufschluss mehr empfängt, keinen mehr zu geben vermag. Wer es redlich mit der Wissenschaft, mit sich und Andern meint, wird das Vorhandene zu nützen wissen und nicht das, was jenseits aller Forschung liegt, mit nichtigen Traumgebilden ausfüllen.

Die Empfänglichkeit für die Cholera hängt von verschiedenen äusseren und inneren Umständen ab; bei Manchen ist sie gross, bei Andern geringer. Wäre es bloss die Luft, die krank macht, so würden Alle krank sein. Die Europäer wurden nicht so befallen, als die Indier und Mohamedaner, welche fasteten. Kinder werden selten ergriffen. Durch die Gemüthsstimmung wird die Receptivität bald erhöht, bald vermindert. Niedergehalten wird dieselbe durch Ruhe und Heiterkeit der Seele, Charakterstärke, Muth und Vertrauen, erhöht durch Furcht, Angst und Kummer.

Die Ansteckungsfähigkeit wollte man nicht zugeben, weil man eine solche Annahme für unschicklich, unpassend, den nächsten Interessen widerstreitend und für unrichtig hielt. Dann musste auch eine falsch verstandene Nächstenliebe das Eingestehen der Ansteckungsfähigkeit verhindern, weil die Furcht davor die so dringend nothwendige Hülfeleistung abhalte. Die Cholera bildet aber einen specifischen Ansteckungsstoff, die Fortpflanzung geschieht mittelst des Contagiums, nicht durch ein Miasma. Nur die nächste Umgebung des Kranken ist im Stande, das Contagium aufzunehmen. Wie weit und wie hoch seine Wirkungs- und Expansions-Sphäre reiche, lässt sich nicht nach Zahlen und Massen angeben. Die Ursachen, warum bisher in diesem Gebiete der Untersuchung so wenig geschehen ist, möchten in Folgendem bestehen: 1) Die Natur aller Contagien, sie mögen entschieden flüchtig oder fix sein, ist in ein tiefes Dunkel gehüllt. 2) Auch Dasjenige, was von anderen Contagien schon ausgemacht oder als wahrscheinlich erkannt ist, ist vielen Aerzten, denen es am Studium solcher Krankheiten fehlt, nicht gegenwärtig.

3) Da Manche vorweg die Existenz eines Contagiums läugnen, so schneiden sie jedes Suchen und Forschen ohne Weiteres ab. 4) Gehindert und beschränkt wird dies auch durch jede vorgefasste Schulmeinung und durch gläubiges Nachbeten von Anderen. 5) Die Furcht vor Ansteckung hält Viele von genaueren Versuchen und Erkundigungen zurück. 6) Unruhe, Angst, Verlangen nach augenblicklicher Hülfe lässt das wissenschaftliche Interesse nicht zur Thätigkeit kommen. 7) Ergeben sich auch entschiedene oder vermuthliche Resultate, so wagen Manche nicht, aus Rücksichten gegen das Publicum, gegen Behörden oder gewisse Privatverhältnisse, sie auszusprechen. 8) Meistens wird der beobachtende Arzt erst zugezogen, wenn die Umstände der Ansteckung ganz verwischt sind.

Die nächste Frage möchte sein, ob das Contagium überhaupt ein ponderables, palpables, materielles Wesen sei? Es wäre ja nicht unmöglich, dass, wie das Licht durch blosse Schwingungen oder Wellenbewegung des Lichtäthers so vielfache Veränderungen in den Körpern bewirkt, wie ein elektrisirter oder magnetisirter Körper durch blosse Annäherung an andere, vermöge der vertheilenden Wirkungssphäre, die beiden Elektricitäten und Magnetismen derselben auseinander und in Spannung erhält, dass so auch etwas Aehnliches bei der Ansteckung in Beziehung auf Erschütterung und Zersetzung des Nervenäthers Statt findet. Betrachtet man aber das Contagium als einen wirksamen, materiellen Stoff, so sind mehrfache Fragen in Untersuchung zu bringen. 1) Ist derselbe fest, aber fähig, die flüssige und Dampfform anzunehmen, oder bloss in höchst fein vertheiltem Zustande in der Luft suspendirt und schwebend; oder ist er gasförmig, elastisch ausdehnsam, und wird seine Ausdehnung durch Wärme befördert oder wieder durch Kälte verdichtet? 2) Ist er alkalischer oder saurer, salziger oder neutraler Natur und auf welche Reagentien spricht er an? 3) Ist er in irgend Etwas, sei es Wasser, Wasserdampf, gemeine Luft, kohlensaures Gas, auflöslich, wird er durch irgend Etwas daraus präcipitirt, kann er für sich allein bestehen oder ist er nur an irgend ein Vehikel gebunden? 4) Welche Theile des Erkrankten sondern das Contagium ab, sind es die Se- oder Excretionen; von wann an beginnen Bildung und Ausstossung dieses Stoffes, gleich bei Beginn oder in dem heftigsten Stadium der Krankheit; welche Symptome begleiten dieselbe, und hören sie sogleich mit dem Leben auf? 5) Auf welche Weise geschieht seine Uebertragung an leblose Gegenstände, durch eine mechanische Absorption und Adhäsion oder durch chemische Affinität; oder führt er auf denselben eine Art von vegetabilischem oder animalischem Leben, ein parasitisches Fortwuchern und Weitererzeugen; ist seine Abscheidung aus diesen Gegenständen ein blosses Verdunsten oder eine durch äussere Veranlassungen bedingte Abscheidung? Wer ein Wort mitreden will, muss diese Punkte klar vor Augen haben.

Marx' eigne Ansicht ist folgende: Das Cholera-Contagium ist ein specifischer fixer Stoff sui generis, der nachdem er einmal selbstständig aufgetreten ist, nur im lebenden Körper in einem gewissen Zeitpunkte der Krankheit erzeugt wird. Er wird mit der Lungen- und Hautausdünstung, sowie mit den Ausleerungen ausgeschieden und befindet sich immer in der nächsten Nähe des Kranken. Die Atmosphäre scheint ihn nicht in sich aufzunehmen. Seine Intensität oder Dichtigkeit hängt von der Beschaffenheit des kranken Individuums, von der Zeit und den Umständen der Entwicklung ab und kann sehr verschiedene Grade besitzen. Poröse, haarige, wollige Substanzen saugen ihn ein und geben ihn bei schnellem Oeffnen und Entfalten, bei der Berührung wieder an die nächste Luftschicht, an die Haut ab. In diesem, wie in dem ersten Falle kann die Wirkung erst nach einiger Zeit oder momentan eintreten, und wenn die Erscheinungen der ausbrechenden Krankheit oft mit denen verglichen werden können, welche concentrirte Blausäure und Thiergifte plötzlich verursachen, so kann die Vorbereitung dazu doch Tage und Wochen gedauert haben. Das aufgenommene Contagium vermag sowohl an als in dem Körper eine geraume Zeit zu verweilen, vielleicht sich wieder zu verlieren und zu erlöschen und erst bei günstiger Disposition des Körpers zur Wirksamkeit zu kommen. Dem Ausbruch der gefährlichen Symptome kann ein mehr oder minder langes Vorbereiten und Verarbeiten vorausgehen. Sicherlich entwickelt nicht jeder Cholerakranke, wenn er auch durch Ansteckung krank geworden, zugleich das specifische Contagium; es möchte wohl zuweilen der Fall sein, dass durch die Forterzeugung die Kraft des ursprünglichen Contagiums, ein Ding seiner Art hervorzubringen, geschwächt werde. So wie das Contagium überhaupt nicht von gleicher Stärke ist, so kann ein und dasselbe in Hinsicht der Intensität oder Dichtigkeit sehr verschieden sein. Es ist bekannt, wie irrespirable und giftige

Gasarten, von welchen ein Athemzug schon tödtlich wirkt, durch eine geringe Vermischung mit atmosphärischer Luft schon athembar, wenigstens gefahrlos werden. So muss die erstaunliche Verschiedenheit in der ansteckenden Kraft der Cholera unstreitig mit in dem oft mehr verdichteten, oft mehr verdünnten Zustande des durch sie erzeugten eigenthümlichen Contagiums gesucht werden. Man kann nicht genug wiederholen, dass dieses nicht flüchtiger Natur sei, weil sonst jede Sicherung unmöglich wäre; dass es nicht bei unendlicher Theilbarkeit, wie z. B. Moschus und Rosenöl, auf äussere und innere Organe noch reagire, denn sonst wäre jede Reinigung überflüssig, und doch haben beide sich als nothwendig und höchst wohlthätig erwiesen. Man ist durchaus genöthigt, anzunehmen, dass die Stufenfolge dieses Contagiums ebenso mannigfaltig sei, als die Empfänglichkeit der Individuen, die subjective Disposition für dasselbe. Nur dadurch lässt sich die seltsame, ja launenhafte Weise einigermassen begreifen, wie die einmal ausgebrochene Krankheit an manchen sehr volkreichen Orten sich verhält. Wer hieraus Gründe gegen die Contagiosität überhaupt entnehmen wollte, würde vergessen, dass hier ein beglaubigter, bejahender Fall mehr entscheidet als 10 oder 20 vom Gegentheil, wo nur Mangel an Datis das Weiterforschen und Schliessen verhindert. Dazu kommt, dass gewiss recht oft die gewöhnliche, nicht ansteckende Brechruhr, während die andere regiert, zwischendurch erscheint und die Untersuchung erschwert. Dass das Contagium der Cholera durch zufällig zusammentreffende günstige Bedingungen neu und ursprünglich sich erzeugen könne, ist zwar durch kein einziges Factum constatirt, widerstreitet indessen dem Begriffe, den wir uns von ihm bilden müssen, nicht. Wer dieser Krankheit die Ansteckungsfähigkeit absprechen wollte, weil sie eine fieberlose ist, erwägt nicht, dass Fieber zur Entstehung des Contagiums nicht wesentlich erforderlich, dass dasselbe mehr Folge als Bedingung des Ansteckungsstoffes sei. Bei Krätze und Syphilis ist kein Fieber. Allein der typhöse Zustand mit dem specifischen Geruche, der so oft gegen das Ende des Verlaufs in der Cholera sich ausbildet, scheinen von überwiegendem Einflusse bei der Bildung des Contagiums zu sein. Die volle Ausbildung oder die Akme der Krankheit ist sicherlich der bedenklichste Zeitraum für die Bildung des Contagiums. Ausser der Höhe bestimmen gewiss die Intensität des Leidens und die Menge der in einem Orte zusammenliegenden Kranken die Kraft des Ansteckungsstoffs. Die latente Periode kann vierzehn Tage dauern. Noch nicht erledigt ist die Untersuchung, wo das Contagium erzeugt wird, auf welche Weise die Mittheilung vor sich geht, welche Theile des Kranken das Contagium vorzüglich enthalten, welche Organe es aufnehmen und auf welchen Wegen es weiter verbreitet wird. Die äussere Haut und die Schleimhaut scheinen bei der Erzeugung die Hauptrolle zu spielen. Die Luftwege und die Haut sind wahrscheinlich die gewöhnlichen Atria morbi. Daher der Athem und die Hautausdünstung besonders ansteckend. Ob die Leichenöffnung noch im Stande sei, die Krankheit zu veranlassen, ist bejaht und verneint worden. Auch der Geruch der Ausleerungen scheint verdächtig zu sein. Ob dem Blute Ansteckungsfähigkeit zuzuschreiben, ist noch nicht entschieden. Das Contagium kann durch Gesunde verschleppt werden. Alle Gegengründe werden durch Folgendes entkräftigt. 1) Die Verbreitung geschah von einem Orte aus; von diesem Zündpunkte an kann man die Krankheit Schritt für Schritt verfolgen. 2) Erschien die Krankheit in einem Hause, so erkrankten die einzelnen Mitglieder successiv. 3) Eltern, Kinder, Wärter, Aerzte, welche den Kranken Hülfe leisteten, wurden häufig sogleich oder bald nachher von der Krankheit ergriffen. 4) Sehr viele Aerzte und Wundärzte sterben daran. 5) In Hospitälern brach die Krankheit erst dann aus, wenn Cholerakranke hineingebracht wurden. 6) Der Fortgang der Krankheit im Lande geschieht überraschend regelmässig, wo Sprünge vorgekommen, da sind die Vermittlungswege nachgewiesen. 7) Die Cholera ging auf den Hauptstrassen weiter, indem sie die nahen, nicht die entfernt liegenden Orte heimsuchte. Die Verbreitung von einer Stadt zur anderen konnte genau nachgewiesen werden. Erschien sie in einer Strasse, so durchlief sie häufig die sämmtlichen Wohnungen in ihr. 8) Der Wind hatte nicht den mindesten Einfluss, die Verbreitung geschah dem Winde entgegen. 9) An Orten, wo früher nie eine Spur der Cholera war, brach sie aus, wenn verdächtige oder angesteckte Personen, Reisende u. s. w. dahinkamen. 10) Vollkommen gesunde Personen wurden krank, wenn sie mit Angesteckten zusammengeriethen. 11) Die Schiffsmannschaft, die ganz gesund landete, wird erst dann krank, wenn sie mit den Bewohnern des Landes in Berührung kommt. Segelt ein Schiff aus einem Hafen ab, wo die Krankheit wüthet, und kamen Personen am Bord mit den Einwohnern zusammen, so kann

die Cholera auf See ausbrechen. 13) Die Krankheit kann durch Schiffe und Flösse in das Innere des Landes versetzt werden. 14) Alle Communicationsarten, wodurch Menschen besonders in grosser Anzahl mit einander in Berührung kommen, sind die Wege der Verbreitung. Daher Handelsstrassen, Volksfeste, Processionen, Wallfahrten. 15) Den sichersten Schutz vor der Ansteckung gewährt die strengste Absonderung der Kranken von den Gesunden.

Von der Vorbeugung gegen die Krankheit. Es heisst hier praevenire quam praeveniri satius est.

A. Massregeln, welche die oberste Staatsgewalt einzuleiten hat. Es muss eine eigne unabhängige Behörde gebildet werden, der vorzugsweise die Sorge um die Abhaltung der Cholera aufgetragen ist. — Auch Humanitätsvereine lohnt es sich zu stiften, um durch regelmässige Lieferung von guter Kost, warmer Kleidung, der Noth zu steuern. Es muss für eine hinreichende Zahl von Aerzten gesorgt werden. Auf die öffentlichen Blätter sollte man ein wachsames Auge halten. — Man verhüte oder berichtige übertriebene, ängstigende Gerüchte über die Gefahr und die Opfer der Krankheit. Populäre medicinische Schriften haben immer einen zweideutigen Nutzen. Das gedruckte Wort imponirt, die Wenigsten denken. Das Publicum wähnt ein Schema der Behandlung und somit eine Controle über die Aerzte zu besitzen. Man beschränke sich auf diätetische Vorschriften. Die nächste Hülfe bestehe darin, den Körper zu erwärmen, man lege Senfteige auf die Magengegend, befördere den Schweiss, belebe den sinkenden Muth — dann vollständige Absperrung. — Schiffe müssen in Quarantaine gelegt werden. Militärcordons sind zweckmässig; Oesterreich gelang es dadurch, seit Jahren die Pest von sich abzuhalten. Auch Preussen wandte es gegen die Cholera an. Wenn es dennoch nicht schützte, so liegt sicherlich die Ursache nicht in der Unzulänglichkeit dieser Massregeln überhaupt. Die Quarantaine muss für den Einzelnen wenigstens 20 Tage dauern. Als Desinfectionsmittel wirken das Chlor wegen seiner grossen Affinität zum Wasserstoff, das Chlorkalk, Chlornatron, die schweflige Säure. Die Wirkung letzterer scheint auf der raschen Anziehung des Sauerstoffs, aus den flüchtigen animalischen Materien zu bestehen. Die sauren Räucherungen geschehen mit Essig, Salpetersäure und Salpetersalzsäure. Auch die Holzkohle dürfte versucht werden. Auf die Post, Reise- und Frachtwagen muss sich die Aufsicht erstrecken. Die Waaren, Transportmittel und der Trödelhandel sind zu überwachen.

B. Massregeln, die zunächst vom ärztlichen Personal ausgehen müssen. Die Aerzte sollten allwöchentlich Zusammenkünfte halten und einen Mantel aus Wachstaffet tragen. Man sorge für Hospitäler, gute Wärter und Wärterinnen. — Reconvalescentenzimmer sind einzurichten.

C. Massregeln, welche die städtische Polizei zu nehmen hat: Handhabung einer strengen Strassen- und Häuserpolizei. Die Ausleerungen der Kranken dürfen nicht in die Gossen geschüttet werden. Die Leiche darf nicht lange im Hause bleiben. Die Beerdigung geschehe so früh als thunlich. Da die Möglichkeit der Ansteckung durch Hausthiere nicht in Abrede gestellt werden kann, so dürfen Hunde und Katzen nicht in den Strassen umherlaufen.

D. Vorsichtsmassregeln, die jedem Einzelnen obliegen. Die wichtigste ist: Muth und Standhaftigkeit zu behaupten. Das geistige Selbstgefühl übt ein Gegengewicht gegen die nachtheiligen äusseren Einflüsse und verschliesst ihnen gewissermassen die Zugänge zu dem Sammelplatze des Lebens. Man vermeide Ueberreizung durch Arbeit, Erkältungen, Störungen der Verdauung. Man gehe nie nüchtern zu den Kranken. Der mässige Gebrauch von bitteren Mitteln, Tinct. Gentin. u. s. w. ist zu empfehlen. Das aber steht fest, der sicherste, der beruhigendste Schutz muss von den Regierungen ausgehen. Wenn Sperren angeordnet und mit Kraft gehandhabt werden, wenn Quarantainen und Reinigungen unerbittlich vorgeschrieben sind, wenn jede andere politische Rücksicht diesem einzigen, das Land vor einer pestartigen Krankheit zu bewahren, hintenangesetzt bleibt, dann kann der Bürger getrost in die Zukunft blicken.

Von der Heilung. Schwer ist es, das Urtheil der Menge zu berichtigen. Was für sie den Schein und Reiz der Neuheit hat, das hält sie für wahr und meistens tauscht sie einen Wahn um den andern ein. Ohne die Verdienste der Engländer um die nähere Kenntniss der Cholera zu verkennen, steht fest, dass sie durch ihr Läugnen der Contagiosität und grosse Dosen von Calomel, Opium und Blutentziehungen weniger leisteten, als in ihren Kräften stand. Die Engländer erkennen die Naturheilkraft nicht an. Den stärksten Beweis für die dauernde und vermögende

Naturkraft liefert der grösste Theil der angewandten Heilmethoden. Es kommen Viele durch, die gar nicht ärztlich behandelt sind. Desshalb darf der Arzt nicht allzuthätig sein. Die allgemeine Anzeige besteht darin:

1) Die krankhaft erhöhte Reizbarkeit des Magens und Darmkanals, die gewaltsamen, theils antiperistaltischen, theils peristaltischen Bewegungen so bald wie möglich herabzustimmen, den heftigen Angriff auf die Nerven zu mässigen, den Krampf zu stillen, die Statt findende locale Reizung des Magens, der dünnen Därme und der Leber, sowie die übermässige Thätigkeit der Schleimhaut zu entfernen, Schlaf zu bewirken, das sinkende Nervenleben kräftig zu unterstützen und den natürlichen Ton des Darmkanals wieder herzustellen.

2) Die Störung der Circulation zu beseitigen, das Blut aus den überladenen inneren Organen wegzuschaffen, eine gleichmässige Vertheilung auf die Peripherie hervorzurufen, die darniederliegende Oxygenation zu unterstützen und die Zersetzung und Entmischung des Blutes zu verhüten.

3) Die Empfänglichkeit der Haut für Reize zu erhöhen, die abnehmende Wärme, besonders in den Extremitäten zu beleben, zu erhalten und Schweiss hervorzurufen.

4) Entmischte oder auf irgend eine Weise beschwerende Stoffe auszuleeren und die normalen Ab- und Aussonderungen wieder zu befördern.

Man hüte sich, zu gleicher Zeit oder unmittelbar nach einander reizende und beruhigende Arzneien anzuwenden. Es ist der Beweis einer tüchtigen Selbstständigkeit, im Handeln das Denken nicht einzubüssen. Besteht die Kunst des Arztes, sein eigenthümliches Judicium practicum darin, schnell und sicher nach den Umständen zu handeln, frei von beengender Rücksicht, mit festem Blicke das Rechte zu treffen und dieses trotz mancher bedenklichen Gegenrede durchzuführen, so wird dies bei der Cholera um so mehr gefordert. Marx ist entschieden gegen Calomel. Es scheint ihm im Beginne der Krankheit weder in kleinen noch grossen Dosen das rechte Mittel zu sein. Die englischen Aerzte übertragen den Nutzen, den es bei der entzündlichen Ruhr leistete, auf die Cholera. Doch, wo gälte es mehr, seine ärztliche Ueberzeugung auszusprechen als in Fällen, wo das Wohl und Weh von Tausenden auf dem Spiele steht! Den Schlaf darf man nicht eher befördern, muss ihn sogar verhindern, bis das Gehirn von der Blutüberfüllung befreit ist. Blutentziehung ist nur dann vorzunehmen, wenn eine das Leben bedrohende Blutanhäufung im Herzen, in der Lunge und in den grossen Gefässen sich bildet und deren Thätigkeit unterdrückt. Der Kranke fühlt dann rasch die Erlösung von dem lastenden Drucke, er gewinnt Kraft und Lebenshoffnung, er bekommt Neigung zum Schlafe. Nur darf diese Entleerung nicht nach einem allgemeinen Schema, nach einer Art von kanonischer Vorschrift unternommen werden. Der Gebrauch kalter Umschläge auf die Magengegend, um den Reizzustand und den Schmerz zu mindern, sowie der allgemeinen kalten Waschungen und Begiessungen, um mehr Thätigkeit in die Peripherie des Körpers zu bringen, um den brennenden Durst, die Angst und Unruhe zu nehmen und um Schweiss hervorzubringen, verdient weit mehr, als bereits geschehen, in Ausübung zu kommen. Was leisten nicht kalte Waschungen und Begiessungen im Typhus und Scharlach, wo bei der trocknen, brennenden Haut kein Tropfen Schweiss hervorquillt, und mit der zunehmenden Hitze die Unruhe und Gefahr steigt! Wie dort Furcht vor Erkältung oder vor dem Zurücktreten des Exanthems von dem raschen Zugreifen nach diesem Hülfsmittel nicht abhalten darf, um die Krankheit abzuschneiden oder wenigstens die Heftigkeit der Symptome zu mässigen, Schweiss und einen erquickenden Schlaf zu bewirken, so sollte man auch hier, aus ähnlicher Besorgniss, den günstigen Zeitpunkt nicht vorüber gehen lassen. Da bei der Cholera die Haut nicht, wie in den eben genannten Krankheiten, brennend heiss, sondern vielmehr kalt anzufühlen ist, so kann man statt des kalten Wassers warmes wählen und dazu noch reizende Zusätze hinzufügen".

Zur Lehre von der Lähmung der unteren Gliedmassen. Carlsruhe und Baden, 1838.

De paralysi membrorum inferiorum, cum tabula colorata. Göttingae, 1840. 4.

Letztere Abhandlung wurde der Königlichen Gesellschaft der Wissen-

schaften schon im December 1833 eingereicht. Wegen Behinderung des Secretairs der Gesellschaft, Blumenbach, blieb sie ungedruckt und erschien erst im Jahre 1841. Sie hatte dasselbe Schicksal wie die historische Abhandlung über Herophilus. Da nun in der Zwischenzeit der älteste Bruder von Marx, der Buchhändler in Baden, auf Verlagsartikel von ihm drang, lieferte er, da er über keine anderen zu verfügen hatte, die Uebersetzungen der beiden Abhandlungen. Daher ist es zu erklären, wie diese beiden deutschen früher, als die lateinischen Originale gedruckt erschienen. Man hat es hiebei gewissermassen, wie bei Colchicum autumnale mit einem Filius ante patrem zu thun. Dass man die Ursache von der Lähmung der unteren Gliedmassen im Rückenmarke zu suchen habe, wurde damals noch wenig angenommen. Niemals war aber von einer schleichenden, von unten anfangenden Lähmung die Rede. Marx hat diese Form zuerst beobachtet und auch die Benennung dafür vorgeschlagen. Man muss diesen Symptomencomplex als eine Krankheit für sich auffassen, die im Ganzen allerdings selten ist. Nur die gänzliche Unbekanntschaft mit der Literatur erklärt es, dass neueren Bearbeitern dieses Gegenstandes die Marx'schen Leistungen auf diesem Felde entweder gänzlich unbekannt sind oder dass sie, aus secundären und tertiären Quellen schöpfend, seinen Namen nicht erwähnen. Eine Ausnahme macht Vetter, der in dem encyclopädischen Wörterbuch der Berliner Facultät (B. 21, S. 37) sagt: Marx' vortreffliche Abhandlung können wir aus vollster Ueberzeugung eine der besten nennen, welche über diesen Gegenstand erschienen sind". Das Buch bietet auch insofern ein hohes Interesse, als Marx, so weit wir wissen, zuerst die Möglichkeit des Erkrankens des peripherischen Theils der Nerven nachwies. Spätere Forschungen bestätigten durchaus die Richtigkeit seiner Ansicht und wiesen nach, dass die differentielle Diagnostik zwischen cerebralen und peripherischen Lähmungen folgende Merkmale ergab: 1) bei den peripherischen Lähmungen sind die Reflex- und Mitbewegungen im Bereiche des gelähmten Nerven aufgehoben. 2) Bei ihnen ist die elektrische Contractilität der gelähmten Muskeln schon nach einigen Wochen geschwunden.

Zu Anfang liefert V. eine sehr instructive Krankheitsgeschichte des von ihm beobachteten Falls. Die gemachte Section ergab Folgendes: Zwischen der Dura mater und Arachnoidea, auch nicht zwischen ihr und der Pia mater, fand sich keine Wasserausschwitzung, das Gewebe des Rückenmarks aber im höchsten Grade blutreich, die weisse und graue Substanz nicht mehr deutlich von einander zu unterscheiden. In dem vergrösserten Rückenmarke fanden sich Stellen von dem Umfang einer Erbse, die mehr geröthet und von härterer Consistenz, beim Einschneiden eine Höhlung zeigten, angefüllt mit einer weichen, grauröthlichen Masse, altem Blutcoagulum ähnlich. Aus diesem und anderen, in eigner und fremder Praxis erlebten, Fällen zieht er folgende Schlüsse:

„Diese Art von Lähmung möchte passend durch Paralysis reptans zu bezeichnen sein. Das Eigenthümliche scheint weniger darin zu liegen, dass das Rückenmark der leidende Theil ist, als in dem ungewöhnlich langsamen Fortschreiten von der Peripherie zu den Centraltheilen. Unter den Zufällen, welche die Lähmung zu einer eignen Art stempeln, nimmt der langsame Verlauf unbestreitbar die erste Stelle ein. Während andere Paralysen mit einem plötzlichen Anfalle sich einstellen und nicht selten aus einer Reihe mehrerer bestehen, ist bei dieser der Anfang kaum zu ermitteln, und der Verlauf ist nur ein unmerkliches Fortkriechen von Unten nach Oben, von der Peripherie nach Innen. Jahrelang äussert sich die Krankheit durch keine andere Symptome, als durch Unbehülflichkeit und Unsicherheit im Gehen. Der Geist und die Sinnorgane bleiben vollkommen frei; die Sprache erleidet keine Hinderung; die sonst Statt findende

Heiterkeit der Seele wird nicht getrübt. Nur das mittlere Alter, die Zeit der Ruhe und Kraft, wird von dieser Art Lähmung befallen, nicht das hohe. Die von dem Uebel nicht heimgesuchten Theile behalten dauernd ihre Stärke; die Abmagerung erfolgt ganz unbedeutend; im Rücken wird kein Schmerz empfunden; Fieber tritt fast nie oder erst gegen das Ende des Lebens ein. Zunächst verdient die Frage Beachtung, ob der erste Grund dieser Krankheit in der Peripherie oder in den Centraltheilen des Nervensystems zu suchen sei. Die ursprüngliche Affection ist im Rückenmark zu finden. Wie zuerst das Leiden im Rückenmark den schwankenden Gang und den Schmerz veranlasste, so verursacht, ohne Zweifel, das ausgebildete locale Leiden am Fusse Reizung im Rücken und beschleunigt so den unglücklichen Verlauf. Da von der Paralyse im Allgemeinen wohl behauptet werden kann, dass sie eine Zugabe unseres cultivirten und geselligen Zustandes sei, ¡ darf von unserer Art ausgesagt werden, dass sie diejenigen, welche durch e ne ungewöhnliche Erhebung ihres Gemüths und Geistes vor Anderen sich auszeichnen, verhältnissmässig mehr befällt als die, welche ihre Seelenkräfte weniger in Thätigkeit setzen. Daher ist das weibliche Geschlecht selten dieser Krankheit unterworfen. Zu den charakteristischen Erscheinungen dieser Lähmungsart gehört die immer mehr zunehmende Unthätigkeit der Urin- und Darmausleerung. Eines der lästigsten Symptome ist das beständige Drängen im After. Da die flüssigen Secretionen grösstentheils vom Rückenmark abhängen, so kann eine Verminderung derselben bei Lähmung, welche von einer Zerstörung dieses Organs abhängt, nicht auffallen. Das Capillargefässsystem der Haut wird welker, unthätiger, und der Arzt muss schon desshalb ihre Function unterstützen, weil nur nach Schweiss Schlaf eintritt, und die Schmerzen nachlassen. Das Gefühl der Haut steht meistens mit der Wärme derselben in geradem Verhältnisse. Allein Verfasser beobachtete auch Gelähmte, die warme Glieder hatten, bei höchst vermindertem Gefühlsvermögen, ja fast bei völliger Anästhesie. Die Empfindlichkeit war in dem, vom Verf. beobachteten Fall nicht erloschen, sondern bloss modificirt. Jucken der gelähmten Glieder war einer der lästigsten Zufälle. Die schmerzhaften Empfindungen verhalten sich verschieden. Anfänglich bloss das Gefühl der Taubheit im Fusse und vom Einschlafen im Beine; dann von Schwere, Unruhe, Jucken, Stechen, Einschnürung wie durch feste Binden und Zusammenziehen von Unten nach Oben; später Blitzen und Zucken in den gelähmten Theilen, ein gewaltsames Brennen und Reissen, wie wenn Schnüre schnell angezogen würden. In der Höhe der Krankheit furchtbare Schmerzen in der Gegend des Mastdarms und dem Hüftgelenke, nach dem Uterus. Die Heftigkeit der Leiden steht fast immer im Verhältniss mit der Trockenheit der Haut. Fieber wird kaum beobachtet. Trotz des beständigen Liegens tritt kein Decubitus ein, während er, nach Lähmung bei Schlagfluss öfters beobachtet wird. Die Untersuchung über die Entstehung ist eine der schwierigsten. Um in dem Dunkel einigermassen uns zurecht zu finden, müssen wir zuerst auseinandersetzen, was Lähmung ist, unter welchen Modificationen sie sich äussert, durch welche verschiedenen Ursachen sie erzeugt zu werden vermag, und wodurch namentlich unsere Art bedingt wird. Das Bewegungsvermögen geht weit öfterer verloren als das Empfindungsvermögen. Es frägt sich übrigens, ob zur Bildung der Lähmung immer eine Affection der Centralorgane erforderlich sei, und ob nicht zuweilen ein selbstständiges Erkranken der Nerven an ihren peripherischen Enden für sich allein dieses Uebel verursache und unterhalte. Warum sollten diese nicht durch ein eigenthümliches örtliches Erkranken immer mehr ihr Gefühl oder ihre Einwirkung auf die Muskeln verlieren können? Durch Vorgänge, die wir nicht nachzuweisen vermögen, können sie wahrscheinlich, ohne gerade an ihrer Ernährung zu leiden, ihre vita propria einbüssen, immer weniger mit den Centralorganen in Verbindung treten und immer schwächer auf die Muskeln wirken. Für diese Annahme spricht das örtliche Entstehen der Nerven, ihr örtliches Leben und Wirken, das nur Nachdruck von den Mittelpunkten erhält, da jene nur durch den Zusammenhang mit diesen ihre höhere Bestimmung erfüllen. Ein Nerv kann daher ohne Zweifel seiner ganzen Länge nach umgestimmt werden, selbst andere in den Kreis seines Erkrankens hineinziehen und dies sogar später die Centralorgane ergreifen. Die Fälle von Lähmung, welche durch belebende Mittel und Elektricität gehoben werden, mögen wohl dieser Art sein. Auch das Verhältniss des Blutes hat Einfluss auf die Lähmung. Bei der Lähmung der unteren Gliedmassen ist eine erbliche Anlage nicht für unmöglich zu erklären; wahrscheinlich ist eine angeborene Constitution. In manchen Fällen gelingt es der

sorgfältigsten Anamnese, sowie auch der genauesten Section nicht, einen Erklärungsgrund für die Entstehung dieser Krankheit aufzufinden. In solchen Fällen pflegt man die Lähmung eine nervöse zu nennen. Heftige Erschütterungen des Nervensystems durch Gemüthsaffecte, sowie Körperschmerzen oder unerwartete mechanische Stösse können Lähmung nach sich ziehen. Ebenso eine plötzlich einwirkende Kälte, schnelle Unterdrückung eines Gichtanfalls oder eines Krätzausschlags. Die Fälle, die in Folge dieser Veranlassungen entstanden sind, verdienen aber strenge Prüfung. Dagegen erfolgt Hemmung der Nerventhätigkeit und entsteht ein gewisser Grad von Lähmung nach plötzlicher Entleerung wichtiger Säfte als des Blutes und des Samens. Ein wesentlicher Umstand zur Entstehung und Unterhaltung der Lähmung scheint Druck auf die Nervengebilde zu sein. Blutdruck daher öfters die Ursache, mehr noch Entzündung und deren Folge; im Gehirn besonders Ausschwitzung, Erweichung, Vereiterung der Pulpe; im Rückenmarke: Anschwellung der umhüllenden Häute, seröse oder blutige Ergiessung, Verhärtung, neue Bildungen, Erweichung, Atrophie und Zerstörung einzelner Theile, in den Nerven alle dieselben Zustände. Die Entzündung ist meistens chronisch.

Die Diagnose ist sehr schwierig. Der Verdacht einer sich bildenden Lähmung muss rege werden, wenn Jemand, ohne nachweisbare Veranlassung, über eine Schwäche in den Füssen klagt, wenn ein oder der andere Fuss leicht einschläft, taub und schwer wird, wenn die Empfindlichkeit abnimmt, ein innerer Schmerz, namentlich in der Sohle sich einstellt, wenn der Gang unsicher und schwankend wird, wenn über eine auffallende Schwäche in dem einen oder andern Knie geklagt wird. Mit Rückenmarksdarre könnte die Lähmung der unteren Extremitäten verwechselt werden; allein der ganze Ausdruck, die Totalbeschaffenheit des Körpers ist anders; die Symptomengruppe ist verschieden. Die Ernährung leidet bei der Lähmung nur schwach; der Körper erscheint im Verhältniss zur Schmerzhaftigkeit und Dauer des Leidens wenig abgemagert; die Sinnorgane bleiben meistens vollkommen frei; das Gefühl, wie wenn Ameisen den Rücken hinabkriechen, kommt nicht leicht vor; Samenverlust ist nur äusserst selten zu beschuldigen.

Der Verlauf zeigt manche Eigenthümlichkeiten. Das Uebel schreitet überaus langsam vor; Jahre hindurch ist das Bewegungs- und Empfindungsvermögen bloss schwach vermindert; erst allmälig wird es aufgehoben. Die oberen Extremitäten bleiben unabhängig von den unteren; der eine Fuss bleibt oft mehrere Jahre lang noch frei, bis er gleichfalls erlahmt. Einen entschiedenen Einfluss auf die Dauer übt die Behandlungsweise. Sehr leicht erfolgen Rückfälle. Der Tod tritt meistens auf die Weise ein, dass die Erlahmung immer mehr auf, zum Leben nothwendige, Organe sich erstreckt.

Die Prognose ist ebenso unsicher als im Allgemeinen schlecht. Der Eintritt eines Fiebers ist keineswegs günstig. Die ausbrechenden Schweisse und eintretende Abmagerung sind nicht kritisch. Was die Heilung betrifft, so ist Prophylaxis nicht leicht möglich, da die Ursache selten frühe genug erkannt wird. Verf. möchte bezweifeln, dass Lähmung der unteren Extremitäten durch die Vis naturae medicatrix geheilt werde. Leichtere Fälle, durch Congestion und selbst durch Exsudation unterhalten, mögen allerdings dadurch gemildert und beseitigt werden, dass eine Ableitung auf den Darmkanal, oder dass ein Abscess als Gegenreiz sich bildet, oder dass eine ergossene Flüssigkeit aufgesogen wird. Ist das Rückenmark aber in seiner Substanz durch einen Krankheitsprocess umgeändert, so wird es dem eigenen inneren Heilbestreben nicht gelingen, den Zwischenraum so herzustellen, dass die gestörten Functionen ihre Integrität wieder erlangen. Die Indicationen der Heilung ergeben sich aus der Kenntniss der veranlassenden Ursache, des Sitzes, der Dauer und der Art des Leidens. Im Allgemeinen besteht die Aufgabe darin, das Hinderniss, wodurch die unteren Extremitäten dem Einflusse der Centralgebilde des Nervensystems entzogen werden, zu beseitigen, die gesunkene, locale Nerventhätigkeit zu beleben, eine nachtheilige Reizung zu beseitigen, die zur Fortdauer des Daseins unentbehrlichen Verrichtungen in Gang zu erhalten und die Kräfte zu unterstützen. Die Aufsicht auf die Diät ist unerlässliche Pflicht des Arztes; durch eine angemessene Thätigkeit muss die Seelenkraft belebt, und die Willenskraft in Spannung erhalten werden. Die grösste Reinlichkeit ist sowohl durch fleissiges Waschen des Körpers mit warmem Wasser als auch durch häufigen Wechsel der Leib- und Bett-

wäsche zu erreichen. Der Körper darf nicht beständig in Flanell oder Wolle eingehüllt werden. Ist noch irgend eine Spur von Blutreizung oder Entzündung zugegen, so müssen wiederholte Blutentziehungen, sowohl allgemeine als örtliche, längs der Rückensäule vorgenommen werden. Als Gegenreize wurden von jeher die Fontanelle, das Haarseil und die Moxe empfohlen; bei äusserst sensiblen Personen können sie aber nicht angewandt werden. Von grossem Erfolge zur Linderung der Zufälle sind die Abführmittel; empfehlenswerth Aloe mit Rheum. Von Brechmitteln ist nichts zu erwarten; Diaphoretica nützen nur, wo Erkältung zu beschuldigen ist. Reizmittel finden bloss dann ihre Indication, wo eine reine Asthenie des Nervensystems vorliegt; daher passen Elektricität und Galvanismus allein bei bloss verminderter Nervenkraft. Unter Umständen können die warmen und heissen Bäder, namentlich Gastein u. s. w. nützen. Das geistige Extract der Brechnuss, Strychnin, Brucin, Veratrin sind nur zulässig, wenn bloss die Innervation zu schwach vor sich geht. Durch die rein stärkenden, tonisirenden Mittel können die sinkenden Kräfte unterstützt werden, sie passen aber nicht zur radicalen Heilung. Nicht die Aeusserung, der Grund der Erscheinung dictirt das Mittel. Wenn der Mann von Einsicht und Kraft nach einzelnen Zufällen handelt, so ist dies die schlimmste Prognose. Gestehen wir die Grenze unserer Kunst; handeln wir aber innerhalb derselben zur rechten Zeit so, wie Nachdenken, Einsicht, Erfahrung und theilnehmendes Gefühl es fordern".

Ueber die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens, den intermittirenden chronischen Herzschmerz, das Leiden des Philosophen Lucius Annäus Seneca.

Schon ein oberflächliches Studium wird Jeden überzeugen, wie gross der Unterschied dieser akademischen Monographie (sie erschien unter den Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen) von den meisten des gewöhnlichen Tagesmarktes ist. Sollen wir synthetisch, mit wenigen Worten dies Werk bezeichnen, so können wir es damit thun, dass wir sagen, es ist die einzig gute Monographie, die wir in der deutschen Literatur über Angina pectoris besitzen. Dieses Buch legt in jeder Zeile Zeugniss davon ab, dass tiefe und gründliche Gelehrsamkeit mit künstlerischer Meisterschaft und einer classischen Bildung sich recht wohl vereinigen lassen, und dass wahre Gelehrsamkeit nichts weniger als trocken ist. Die Erfordernisse, die wir an eine Monographie stellen: gründliches, historisches Studium, scharfe und vorurtheilsfreie Kritik, selbstständige Forschung und Erfahrung am Krankenbette, und als Endziel, Verwerthung der Therapie, finden wir gleichmässig in diesem Buche in vollendeter Form vereinigt. Es stünde heut zu Tage besser mit der Medicin als Kunst, wenn alle Kliniker den Weg eingeschlagen hätten, den Marx uns hier zeigt. Statt des landläufigen Namens Angina pectoris hat M. den „Die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens" gewählt. Von den vielen Namen, die diese von Heberden zuerst beschriebene Krankheit erhalten hat, wüssten wir keinen, der bezeichnender wäre als der vom Verfasser gewählte. Den ersten möchten wir als einen symptomatischen hinstellen, da die charakteristischen Symptome der Krankheit in diesen Namen aufgenommen sind. Durch die Bezeichnung „intermittirender chronischer Herzschmerz" ist dagegen das Wesen des Leidens ausgedrückt. So viele Hypothesen auch in ätiologischer Beziehung aufgestellt wurden, alle Forscher stimmen darin überein, dass die Krankheit intermittirend auftritt, einen chronischen Verlauf hat und durch einen heftigen Schmerz im Herzen sich äussert. Der Gedankengang ist folgender:

„Der Mensch bleibt im Wesentlichen immer derselbe; die angeblich neuen Krankheiten sind rasch zu zählen, oft schon alt und nur als Modificationen und Spielarten aufzufassen. Unter den Leiden der Menschen haben einige früh, andere spät das Nachdenken hervorgerufen. Auffallend ist, dass zu den letzteren gerade die seines Centralorgans, des Herzens, gehören. Hierbei offenbart

sich die alte Erfahrung, dass man sich um das Wichtigste und Theuerste oft am Wenigsten kümmert. Die Lectüre des 54. Briefes Seneca's an Lucilius verschafft Jedem die Gewissheit, dass der erstere an diesem Leiden gelitten habe. Seneca vermeidet es, seine Krankheit mit einem griechischen Namen zu belegen, da dieselbe vollständig mit „Suspirium" zu bezeichnen sei. Die charakteristischen Zeichen sind: eine zeitweise, plötzlich sich einstellende, zusammenschnürende, kaum zu ertragende Empfindung. Fast mitten unter dem Brustbein oder etwas mehr nach links, mit gewaltsamer Angst und Beengung, als wolle das Leben erlöschen. Die peinigende Empfindung verbreitet sich öfters nach verschiedenen Richtungen, in den Hals, in die Arme. Ausser den Anfällen keine Spur davon. Das Athmen erfolgt völlig frei, ohne Husten. Das Gefühl von Mangel an Athem ist täuschend. Der Kranke vermag tief zu inspiriren. Herz und Pulsschlag beinahe immer unverändert. Der Anfall endigt so häufig mit Aufstossen, dass die Patienten glauben, ihr Magen sei der kranke Theil. Ausser den Paroxysmen befinden sich die Kranken vollkommen wohl. Meistens Männer aus den höheren Ständen und in vorgerücktem Lebensalter sind diesem Leiden unterworfen. Da Philosophen in der Regel mehr innere, geistige als äussere Mittel besitzen, die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens bei Armen aber beinahe niemals vorkommen, so muss, um Missverständnisse zu verhüten, bemerkt werden, dass Seneca einer der reichsten Männer war. Die älteren medicinischen Ueberlieferungen enthalten bloss Andeutungen und unvollständige Angaben. Die Krankheit wird meist mit Engbrüstigkeit verwechselt. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die pathologische Anatomie zur eignen Doctrin erhoben wurde, steigerten sich die näheren Kenntnisse von den Organen der Brusthöhle in hohem Grade. Durch die französische Revolutionszeit fand eine Zunahme der Herzkrankheiten Statt. Das Erkennen derselben wurde durch die Einführung des Stethoskops erleichtert. Ob das peinvolle Gefühl im Herzen als eigne Krankheit oder bloss als Symptom zu betrachten sei, blieb einige Zeit zweifelhaft, allein die überwiegende Mehrzahl der Sachkenner erklärte sich für die selbstständige Natur. Die Zahl der Synonymen aber nahm so zu, dass eine förmliche Musterkarte derselben sich bildete. Heberden ist der Begründer der Ansicht, dass der intermittirende Herzschmerz eine eigne Krankheit ist. Er taufte die Krankheit Angina pectoris. Nach seinem Tode erschien eine von seinem Sohne besorgte, kurze Schilderung der Brustbräune. Hunter verrichtete die erste Section an einem Manne, der an Brustbräune gelitten. Er selbst war diesem Leiden unterworfen und starb auch daran. Bei der Leichenöffnung fand man die Rippenknorpel verknöchert, das Herz klein, die Valvula mitralis und semilunaris zum Theil ossificirt. Fothergill hatte öfter Gelegenheit, die Krankheit zu beobachten und Sectionen zu machen. Er fand die Kranzadern als ein einziges Knochenstück. Nach seiner Beobachtung waren hauptsächlich solche Personen der Krankheit ausgesetzt, bei denen eine Neigung zum Fettwerden vorhanden war. Caleb Parry sprach sich sehr weise über die Krankheit aus. In Deutschland trug Wichmann am meisten zur Kenntniss derselben bei. Die Ansichten von Brera wurden durch Testa widerlegt. Zecchinelli lieferte eine grössere Arbeit, hielt die Krankheit für keine selbstständige. Von den in Frankreich erschienenen Abhandlungen ist die von Jurine am bedeutendsten. Nicht gehörig benutzt sind die Aufsätze von Desgranges. Der vom Verfasser beobachtete und ausführlich beschriebene Fall ist dadurch interessant, dass Aq. Menthae piperitae der Patientin Jahre lang die grösste Erleichterung, ja Verhütung der Anfälle verschaffte, und die Section nur ein auffallend vergrössertes Herz nachwies. Das ärztliche Thun beschränkt sich hauptsächlich auf die Euthanasie. Mit der symptomatischen Cur muss das Möglichste versucht werden. Heroen der Medicin sind hier diejenigen, welche statt der kräftigen, der milden Mittel sich bedienen. Während Heberden gestand, dass er kein Mittel kenne, das er gegen dies Leiden anrathen könne, glaubte Hunter, dass die Behandlung nicht im Schwächen, sondern im Gegentheil bestehen müsse. Fothergill rühmt das einfache Pfeffermünzwasser, weil dadurch dem geschwächten Herzen, das sein Blut ausleeren will, das Hinderniss entfernt werde. Alle, seit dieser Zeit, empfohlenen Mittel muss man mit grosser Reserve aufnehmen. Zweifel ist hier der Wahrheit Anfang. Was aber unbedenklich nützt, das ist in der freien, schmerzlosen Zwischenzeit eine angemessene Diät und Hinwirkung auf reichliche, nicht anstrengende Stuhlentleerung. In den Anfällen hat man für eine angemessene Lage zu sorgen, für Entfernung der die Brust beengenden Kleidungsstücke und für blähungstreibende

Mittel. Die Carminativa sind hier die eigentlichen Cardiaca. Einathmungen von Chloroform sind gefährlich. In den meisten Fällen finden sich die von Jenner accentuirten Verknöcherungen der Kranzarterien, obgleich Lobstein diese als Ursache der Krankheit nicht anerkennen will. Mannigfache pathologische Befunde werden als Ursache beschuldigt. Zur Erklärung der Genesis dieses Leidens werden viele Einflüsse in Anspruch genommen. Unter den Nerven, welche am meisten bei dieser Krankheit ergriffen erscheinen, muss wohl der Sympathicus genannt werden, weniger der Vagus, Phrenicus und Intercostalis. Können die Anfälle mit dem Gefühle des Verscheidens bloss durch gestörte Innervation des Herzens entstehen, wofür das periodenweise Eintreten, das Intermittiren spricht, so sind die gerechtfertigt, welche nicht bloss eine organisch begründete Brustbräune annehmen, sondern auch eine dynamische, eine Neuralgie oder Hyperästhesie. Jene erstere wäre die schwere, unheilbare, die andere, die leichte, welche von selbst oder durch die Kunst sich verlieren kann. Die Diagnose bildet beim Entstehen grosse Schwierigkeiten, völlig ausgebildet aber geringe, weil die begleitenden Zufälle höchst charakteristisch sind. Zur Constatirung derselben bedarf es nicht der physikalischen Hülfsmittel. In Betreff des Verlaufs finden auffallende Abweichungen Statt. Die Anfälle kommen nur sporadisch vor und von einer epidemischen Angina darf mit Berechtigung nicht geredet werden. Bei den schweren Zufällen, welche dies Herzweh veranlasst, bei der Furcht, dass der davon Befallene plötzlich sterben kann, bei dem trostlosen Bekenntnisse der Sachverständigen, dass dasselbe unheilbar sei, concentrirt sich der Wunsch auf die Voraussetzungen, dass Wissenschaft, Kunst und mitleidsvolle Sorge sich vereinigen werden, um dasselbe zu verhüten. Wie überhaupt Herzkranken, so kann der Helfer als Freund den mit den Anfällen des Gefühls zu verscheiden Behafteten, keinen anderen Rath ertheilen als den: sich selbst zu beherrschen, in Allem mässig zu bleiben, erkannte nachtheilige Einflüsse zu meiden, erprobte wohlthätige anzuwenden, Naturae convenienter vivere".

Lassen oder Thun. Eine ärztliche Kunst- und Gewissensfrage.

Wie Wissen und Gewissen sich nicht trennen lassen, so existirt ein ebenso enger und noch engerer Zusammenhang zwischen der Kunst und dem Gewissen. Auch die grössten Anlagen des Geistes und das vielumfassendste Wissen werden einen Arzt nicht zum grossen Heilkünstler machen, wenn sein ärztliches Handeln nicht von ethischen Principien geleitet ist. Aus den Ordinationen und Recepten eines Arztes kann daher mit ziemlicher Sicherheit ein Schluss auf dessen Charakter gezogen werden. Der leidenschaftliche, unharmonisch ausgebildete Arzt wird stets mehr das „Thun" am Krankenbett berücksichtigen, während der ruhige, besonnene, sich mehr dem „Lassen" zuneigen wird. In dieser Schrift, die einestheils als eine ethische, anderntheils als eine allgemein pathologische und endlich als eine eigentlich klinische bezeichnet werden kann, hat der Verfasser mit bekannter Meisterschaft nach seiner eigenen Erfahrung als vielbeschäftigter Arzt und nach der Praxis der ausgezeichnetsten Aerzte aller Jahrhunderte und aller Zeiten auseinandergesetzt, wann der Arzt am Krankenbett exspectativ, wann hingegen er handelnd verfahren müsse. Was to be or not to be für Hamlet war, dasselbe ist „Lassen oder Thun" für jeden Arzt. Hat diese Frage seit Hippokrates bis jetzt jeden Studenten der Medicin, wenn er zuerst ans Krankenbett tritt und jeden grau gewordenen Arzt bis zur Zeit, wo er die Praxis niederlegt, in stets gespannter Aufmerksamkeit gehalten, so darf man dreist behaupten, dass durch dieses Werk, das, wie alle Schriften des Verfassers durch Kürze und Bündigkeit sich auszeichnet, diese, heute mehr denn je, brennende Frage in vielen Beziehungen gänzlich gelöst, in anderen ihrer Lösung näher gerückt ist. „Die minutiöse Ermittlung der Krankheit", sagt er, „hat ihren unverkennbaren Werth. Zu grosse Sicherheit bringt Täuschung oder Schaden. Die Frage ist immer auf's Strengste zu beant-

worten: ob der exacten Diagnose die Wiederherstellung oder die Section entspricht. In der Medicin wird man ohne Zweifel in nicht ferner Zeit, wenn auch nicht auf die ausschliessliche, doch die bevorzugte, praktische Richtung, so wie auf die einfachsten Forderungen der Behandlung, zurückkommen, namentlich bei Feststellung der Bedingungen, ob, wann und wieweit Naturhülfe ausreiche, oder der ausgewählte Vorrath der Kunst in Anspruch zu nehmen sei. Vorläufig möchten folgende wenige Sätze zur Nachachtung aufzustellen sein. Das Nichtsthun oder wenig Thun ist zu empfehlen, wenn eine Krankheit erfahrungsmässig unbedeutend ist oder sich als heilsam erweist oder allen bisherigen Bemühungen trotzte, oder die Hülfe dagegen sehr bedenklich erscheint, auch die Ursache derselben nicht zu erkennen ist, ferner wenn der Verlauf regelmässig, mit gehöriger Reaction geschieht, keine Complication sich kund gibt, und eine Krise nahen will. In allen diesen Fällen ist die Kunsthülfe unnöthig, gewagt, sehr nachtheilig."

In derselben Weise setzt der Verf. im Allgemeinen auseinander, wann der Arzt handeln soll und präcisirt hierauf die einzelnen Krankheiten der inneren Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, in denen activ vorgegangen oder ein passives Verhalten empfohlen werden muss.

Konrad Victor Schneider und die Katarrhe, 1873.

Der letzte Theil dieser Schrift gehört in das Bereich der klinischen Monographien. In prägnanter Weise werden hier die Katarrhe abgehandelt und hat das Werk auch insofern eine grosse Bedeutung, als es beweist, dass M. einer der Ersten in Deutschland war, der die Diphtheritis richtig erkannte.

Toxikologie und Arzneimittellehre.

Wie M. der Erste war, der eine Geschichte der Toxikologie schrieb, so gebührt ihm auch das Verdienst, die Initiative zur Begründung der allgemeinen Giftlehre ergriffen zu haben. Dieselbe existirte vor ihm nicht; es gab nur specielle Toxikologien. Wenn es nun auch logisch bedenklich erscheinen möchte, erstere zugleich mit ihrer Geschichte abzuhandeln, so müssen wir auf einen derartigen Einwand bemerken, dass beide mit einander so eng verbunden sind, dass sie sich nicht gut trennen lassen. Wenigstens war es damals inopportun, weil weder eine Geschichte der Toxikologie, noch eine allgemeine Giftlehre bereits vorhanden war. Wenn eine solche Trennung formell von Nutzen gewesen wäre, so würde sie materiell geschadet haben. Ein Vorzug, durch den dieser zweite Theil der Giftlehre, in der wir also die geschichtliche Darstellung mit der allgemeinen Toxikologie eng verbunden finden, sich auszeichnet, besteht darin, dass Verf. kein System derselben zu schaffen sich bemühte. Sehr wahr sagt er: „Wer die Summen aller Bestrebungen in einem Felde der Wissenschaft übersieht, von den Mängeln der meisten sich überzeugt, der fühlt sich weit weniger als jeder Andere veranlasst, an den Aufbau eines eignen Systems zu denken, das durch schimmernde, künstlich mit einander verknüpfte Vordersätze Aufmerksamkeit erweckt, durch neue Behauptungen oder eine neu eingeleitete Versuchsweise das Interesse spannt und durch den Schein innerer Consequenz besticht. Er wird sich eher darauf beschränken, den unbestreitbaren Gewinn der Vergangenheit an das Licht zu ziehen, den Besitz der Gegenwart zu ordnen, das Geprüfte und Bestätigte vom Willkührlichen und Unhaltbaren zu sondern, bei jeder neuen Frage s

die höchsten Forderungen der Lehre zu erinnern und den lebendigen Keim ihrer Entwicklung sorgsam pflegend, ebenso gegen jeden selbstbegnügten Schlendrian als gegen hochfahrenden Uebermuth anzukämpfen.“ Für die neuere Zeit, unterscheidet Verf. drei Perioden. Sobald nämlich die Erfahrungen über die Natur der Gifte sich wissenschaftlich zu gestalten anfingen, trachtete man sie zum Nutzen des Gemeinwesens zu verwenden, und was von ihnen das Wohl und Weh der bürgerlichen Gesellschaft betraf, zu vielfältiger Kenntniss zu bringen. Hatte man nun darüber sich verständigt, so machten die aufsprossenden und sich ausbreitenden medicinischen Systeme ihre Ansprüche geltend. Wie nach jeglicher Theorie die Wirkung sowohl als die Heilung zu beurtheilen sei, ward Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Bald jedoch begründet sich die Ueberzeugung, dass zur vollständigen und beruhigenden Einsicht erst alle äusseren und inneren Bedingungen des ergriffenen Körpers und seiner einzelnen Organe, gleichwie die naturhistorische Beschaffenheit des wirksamen Giftes müssen erforscht und ins Klare gesetzt sein. So ergeben sich denn die drei Perioden der medicinisch-polizeilichen, eigentlich medicinischen und physiologischen Toxikologie, die aber so vielfach in einander eingreifen und sich wechselseitig durchkreuzen, dass es kaum möglich ist, sie rein von einander abzulösen und einzeln für sich darzustellen.

Verf. gibt nun einen Ueberblick über die Fortschritte in der allgemeinen Untersuchung der Gifte, besonders von der physiologischen Seite, stellt dann die Versuche mit Giften an Thieren zusammen und setzt auseinanderworin die Art und Wirkung thierischer Gifte überhaupt besteht. Er handelt dann die Infusion der Gifte ab, die Anwendung der Elektricität zur näheren Erkenntniss der Gifte, ferner die der Pflanzen und Versuche mit Vergiftung von ersteren. Bei den wichtigsten Modificationen, bei der Wirkungs- und Anwendungsweise der Gifte bespricht er den Boden, das Klima, die Jahreszeit, die Art der Aufbewahrung, die Art der Zubereitung, die Form der Anwendung, das Lebensalter, die Menge, die Gewöhnung, die längere oder kürzere Zeit des Einwirkens, die Art und Menge des zusammengesetzten Vehikels, die kurz vorher und gleichzeitig genossenen Substanzen, die Constitution, das Temperament, die Idiosynkrasie, die Lebensart, die vorhergegangenen oder gleichzeitigen Einflüsse, die körperliche und geistige Gesundheit, die Applicationsstelle, die Vergiftung durch die Haut, durch die Athmungswerkzeuge, durch die Speiseröhre, durch die Scheide, durch den Mastdarm, die Application von Giften auf Stellen des Körpers, die ihrer Oberhaut beraubt sind. Dann untersucht er: wie die Gifte auf den Organismus wirken, wie sie den Tod bedingen, erwähnt die Versuche mit giftigen Mitteln an Menschen, gibt eine bündige Darstellung des bisher von den praktischen Aerzten in der Giftlehre Geleisteten, bespricht die allgemeine Literatur derselben in den drei letzten Zeiträumen und die Giftigkeit verschiedener, noch streitiger Stoffe. Endlich untersucht er die Diagnose und Prognose der Vergiftungen, die allgemeine Therapie derselben, die Anwendung der Gifte als Heilmittel und die Lehre von den Giften in gerichtlicher und medicinalpolizeilicher Hinsicht.

Wenige Bücher mögen in der medicinischen Literatur existiren, an denen mehr Plagiate verübt worden sind als an diesem zweiten Theile.

Wenn es dem Verf. gelang, ein von den ältesten Zeiten bis auf seine Periode sich erstreckendes organisches Ganzes dieser wichtigen Disciplin zu begründen, so ist es am meisten anzuerkennen, dass er sich nicht verleiten liess, die Gifte über Mass in der Arzneimittellehre zu empfehlen und am

Krankenbette anzuwenden. An dieser Klippe, welche die Meisten zum Scheitern bringt, steuerte er weise vorbei und bewies sich hierdurch am augenfälligsten als grosser Heilkünstler. Alle Halbheroen werden ein Opfer der Wissenschaft, welcher sie am eifrigsten dienten, nur der ganze Heros triumphirt über sie. So sehen wir denn im Gegentheil M., anstatt dem Gebrauche der Gifte zu huldigen, nur mit der grössten Reserve sich ihrer bedienen. In der ausgezeichneten Rede „de venenis in morbis administrandis" (Manuscript) setzte er auseinander, dass seit Hippokrates Zeiten alle wirklich hervorragenden Aerzte nur mit der grössten Vorsicht und in der äussersten Noth die Gifte anwendeten. In Heidelberg mussten sogar die Doctoranden bis zum Jahre 1655 den Eid leisten, sich des Antimons und des Quecksilbers am Krankenbette zu enthalten. Treffend sagt Marx: „Ars medica iis carere non potest, indiget iis non minus quam ferro et igni; eorum usus excusationem habet necessitatis. Medicus, qui considerate agit, illis tamdiu abstinet, quamdiu lenioribus remediis succurri posse intelligit. Stat igitur nobis sententia, medico, veluti militum bellique duci, omnibus, quibus hostis opprimatur, utendum esse armis; venenorum itaque studium summopere colendum esse atque extendendum; sed cuivis simul curae esse debere, ne temeritas, arrogantia, vel tandem ignorantia cum vita et salute hominum, quasi cum tesseris, audeat ludere".

Auch auf dem Gebiete der Arzneimittellehre bewies Marx die Wahrheit des Spruchs: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Denn auch hier sind seine Verdienste dadurch hervorstechend, dass er für eine Vereinfachung der Pharmacie kämpfte und die grosse Zahl der Arzneimittel möglichst zu beschränken suchte. So ist es denn nicht ohne Bedeutung, dass seine vorletzte historische Abhandlung über Ludwig, den Reformator der Pharmacie, handelt. Wie am Krankenbett und in der Therapie, so liess auch in der Wahl der Arzneimittel Marx sich stets durch Einfachheit leiten. Erwähnen müssen wir, dass die Buccoblätter durch ihn in die Materia medica eingeführt wurden. Durch einen alten Wundarzt Herbst in Carlsruhe war er beim Beginn seiner Praxis auf die Wirksamkeit des, wissenschaftlich damals in Vergessenheit gerathenen, Zittmann'schen Decocts aufmerksam gemacht worden. Er verfehlte nicht den der Zeit sehr einflussreichen Chelius hierauf hinzuweisen. Dieser stellte Versuche mit demselben an, erprobte die Wirksamkeit und veröffentlichte mehrere Aufsätze über dasselbe. Somit feierte dieses alte Mittel seine Auferstehung und wurde der Liebling vieler Praktiker in grossen Städten. Ein bleibendes Denkmal für seine Bemühungen um die Arzneimittellehre setzte sich Marx durch seine Schrift: Ueber den Begriff und die Bedeutung der schmerzstillenden Mittel. Handeln ist leichter als Denken. Nachdem den Wundärzten die Erlösung von körperlichen Qualen wie ein neues Evangelium verkündet worden, geschah es häufig, dass das Anästheticum ohne sorgfältige Prüfung des Schmerzes angewandt wurde. Da dieser ja sehr mannigfaltiger sein kann, schien es dem Verf. an der Zeit, darauf aufmerksam zu machen, dass das schmerzstillende Mittel verschieden gewählt werden müsse.

Die Ergebnisse seiner Forschungen sind folgende:

„Schmerz ist meistens Aeusserung einer erhöhten Erregung. Sobald eine ungewohnte gesteigerte Erregung eines Gefühlsnerven zum Bewusstsein gelangt, gibt sich die Empfindung als Schmerz kund, verschieden nach der gemüthlichen oder körperlichen Beschaffenheit des Individuums. Der Schmerz dient vorzugsweise dazu, die Aufmerksamkeit für die merkliche Unterbrechung des Gleichgewichts zu wecken. Die Behauptung, dass der Mensch nie ohne Schmerz sei, möchte nur hinsichtlich des latenten Geltung haben, denn selbst die empfindlichsten

in hohem Grade leidenden Naturen geniessen schmerzensfreie Stunden und Tage. Uebrigens ist er keineswegs allemal eine abnorme Sensation; viele natürliche Vorgänge und Verrichtungen werden davon begleitet. Der Schmerz ist nicht nur immer ein Uebel, sondern unter Umständen eine wohlthätige, selbst eine günstige Erscheinung. Derselbe vermag sogar Vorbote der Heilung zu werden, wie bei Lähmung eines Theils, sobald er mit erhöhter Wärme sich einstellt. Unabhängig vom physischen Schmerz äussert sich der psychische. Der Schmerz ist die subjectivste Empfindung. Die Nerven sind die Leiter der Schmerzen. Treten sie auf an Theilen, welche von sympathischen Nerven versehen werden, sollen sie dumpfer, mehr beängstigend sein. Will man vom Sitze des Schmerzes reden, so ist wohl das Sensorium commune zu nennen, indem Schmerzen von Theilen, welche nicht mehr vorhanden sind, wie von exstirpirten oder amputirten, fortdauern. Nicht leicht schmerzt der ganze Körper, sondern fast immer nur ein Theil oder eine Partie. Der Schmerz kann jedoch wandern. Schmerzen an äusseren Theilen sind keineswegs stets locale, sondern öfters Verkündiger eines krankhaften Processes in einem Centralorgane. Der Grund der peripherischen Schmerzen liegt meistens an ihren Primitivfasern. Der Schmerz wird verschieden bezeichnet, und der ihm angepasste Ausdruck als Charakter des Leidens betrachtet. Fast in jedem Gesichte ist der Ausdruck des vorhandenen Schmerzes zu lesen. Der Grund desselben hängt von den, ihn bedingenden Ursachen und Umständen ab. Der Schmerz, gewöhnlich Folge einer Reizung, vermag auch Ursache derselben zu werden. Je nach seinem Grade kann er in physischer Hinsicht Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, Krämpfe, Zuckungen, Fieber u. s. w. nach sich ziehen. Da der ganze Mensch mehr oder weniger in eine ungeregelte Unruhe versetzt wird, so erfolgen vermehrte Ab- und Aussonderungen, Seufzen, Schluchzen. Die Naturlaute des Schmerzes sind einfache, kurze, herausgestossene Töne, fast in allen Sprachen ach! und oh! Da der Mensch ein empfindendes Wesen ist, so übt der Schmerz sein Recht, wenn auch noch so sehr durch Selbstbeherrschung, Wille, Geduld, Gewohnheit der erschütternde Eindruck überwunden wird. Das leichtere oder schwerere Ertragen von Schmerzen ist theils in der Abhärtung oder in hoher Empfindlichkeit zu suchen, theils in der geringeren oder stärkeren Schmerzhaftigkeit der Theile. Manche Menschen haben eine Anlage zu Schmerzen, nämlich eine erhöhte Erregbarkeit, eine leichtere Leitungsfähigkeit. Wichtige Organe, wie Leber, Lunge, Milz, selbst Herz und Hirn, verursachen geringere Schmerzen, wenn sie krankhaft ergriffen sind, als Zähne und Nägel. Worin die nächste Ursache, der wahre Grund des Schmerzes beruhe, ist schwer zu ermitteln; ursächliche Momente sind genug zu nennen. Jede abnormale, mechanische, physikalische oder chemische Einwirkung auf eine sensible Nervenprimitivfaser kann Schmerz erzeugen. Die Dauer desselben ist verschieden. Da noch nicht ausgemacht ist, wie der Schmerz beginnt, so ist auch nicht zu sagen, was vorgeht, wenn er aufhört. Als allgemeiner Grund der Empfindungslosigkeit ist Leitungsunfähigkeit der sensiblen Nerven durch deren Veränderung in ihrer Organisation, Form oder Mischung zu bezeichnen. Empfindungslosigkeit schliesst übrigens den Schmerz nicht aus, denn es gibt eine schmerzhafte Empfindungslosigkeit, wo bei völliger Unempfindlichkeit gegen äussere Reize über heftige Schmerzen geklagt wird. Die leiseste Berührung wird dann gefühlt, nicht aber der heftigste Schmerz, den man absichtlich verursacht. Eine solche Analgesie wird besonders bei Individuen, die den Einflüssen des Bleies ausgesetzt waren, beobachtet. Es ist Pflicht, den Schmerz möglichst zu verhüten; dies gelingt durch Vermeidung der Veranlassung. Eine zeitig, umsichtig fortgesetzte Kräftigung des Gemüths und Geistes verschafft eine Herrschaft über den Körper und bis zu einem gewissen Grad über den Schmerz. Geduld hilft denselben mildern. Das angeborene Mitgefühl, das Bedürfniss, dem Leidenden zu helfen und Schmerz zu stillen, spricht so laut, dass die vermeinte Linderung oft voreilig und ohne gehörige Ueberlegung angerathen und versucht wird. Um den Schmerz zu heben, muss man sich klar machen, ob derselbe die Ursache oder die Wirkung einer Krankheit sei und ob er für sich allein Hülfe fordere. Das Mittel ist selbst bei einem und demselben Uebel relativ, je nach seiner individuellen Beschaffenheit und Dauer. Der gefühlvolle, aber tiefer blickende Arzt nimmt Anstand, den Schmerz einer Krankheit schnell zu beseitigen, wenn er damit den Grund nicht heben kann. Die Ursache des Schmerzes vermag durch das ihn stillende Mittel nur selten beseitigt zu werden. An Mitteln gegen einzelne schmerzhafte Zufälle mangelt es nicht. Bis auf unsere Tage standen als schmerzstillende Mittel die narkotischen, welche die Leitungsfähigkeit der

worten: ob der exacten Diagnose die Wiederherstellung oder die Section entspricht. In der Medicin wird man ohne Zweifel in nicht ferner Zeit, wenn auch nicht auf die ausschliessliche, doch die bevorzugte, praktische Richtung, so wie auf die einfachsten Forderungen der Behandlung, zurückkommen, namentlich bei Feststellung der Bedingungen, ob, wann und wieweit Naturhülfe ausreiche, oder der ausgewählte Vorrath der Kunst in Anspruch zu nehmen sei. Vorläufig möchten folgende wenige Sätze zur Nachachtung aufzustellen sein. Das Nichtsthun oder wenig Thun ist zu empfehlen, wenn eine Krankheit erfahrungsmässig unbedeutend ist oder sich als heilsam erweist oder allen bisherigen Bemühungen trotzte, oder die Hülfe dagegen sehr bedenklich erscheint, auch die Ursache derselben nicht zu erkennen ist, ferner wenn der Verlauf regelmässig, mit gehöriger Reaction geschieht, keine Complication sich kund gibt, und eine Krise nahen will. In allen diesen Fällen ist die Kunsthülfe unnöthig, gewagt, sehr nachtheilig."

In derselben Weise setzt der Verf. im Allgemeinen auseinander, wann der Arzt handeln soll und präcisirt hierauf die einzelnen Krankheiten der inneren Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, in denen activ vorgegangen oder ein passives Verhalten empfohlen werden muss.

Konrad Victor Schneider und die Katarrhe, 1873.

Der letzte Theil dieser Schrift gehört in das Bereich der klinischen Monographien. In prägnanter Weise werden hier die Katarrhe abgehandelt und hat das Werk auch insofern eine grosse Bedeutung, als es beweist, dass M. einer der Ersten in Deutschland war, der die Diphtheritis richtig erkannte.

Toxikologie und Arzneimittellehre.

Wie M. der Erste war, der eine Geschichte der Toxikologie schrieb, so gebührt ihm auch das Verdienst, die Initiative zur Begründung der allgemeinen Giftlehre ergriffen zu haben. Dieselbe existirte vor ihm nicht; es gab nur specielle Toxikologien. Wenn es nun auch logisch bedenklich erscheinen möchte, erstere zugleich mit ihrer Geschichte abzuhandeln, so müssen wir auf einen derartigen Einwand bemerken, dass beide mit einander so eng verbunden sind, dass sie sich nicht gut trennen lassen. Wenigstens war es damals inopportun, weil weder eine Geschichte der Toxikologie, noch eine allgemeine Giftlehre bereits vorhanden war. Wenn eine solche Trennung formell von Nutzen gewesen wäre, so würde sie materiell geschadet haben. Ein Vorzug, durch den dieser zweite Theil der Giftlehre, in der wir also die geschichtliche Darstellung mit der allgemeinen Toxikologie eng verbunden finden, sich auszeichnet, besteht darin, dass Verf. kein System derselben zu schaffen sich bemühte. Sehr wahr sagt er: „Wer die Summen aller Bestrebungen in einem Felde der Wissenschaft übersieht, von den Mängeln der meisten sich überzeugt, der fühlt sich weit weniger als jeder Andere veranlasst, an den Aufbau eines eignen Systems zu denken, das durch schimmernde, künstlich mit einander verknüpfte Vordersätze Aufmerksamkeit erweckt, durch neue Behauptungen oder eine neu eingeleitete Versuchsweise das Interesse spannt und durch den Schein innerer Consequenz besticht. Er wird sich eher darauf beschränken, den unbestreitbaren Gewinn der Vergangenheit an das Licht zu ziehen, den Besitz der Gegenwart zu ordnen, das Geprüfte und Bestätigte vom Willkührlichen und Unhaltbaren zu sondern, bei jeder neuen Frage an

die höchsten Forderungen der Lehre zu erinnern und den lebendigen Keim ihrer Entwicklung sorgsam pflegend, ebenso gegen jeden selbstbegnügten Schlendrian als gegen hochfahrenden Uebermuth anzukämpfen.“ Für die neuere Zeit, unterscheidet Verf. drei Perioden. Sobald nämlich die Erfahrungen über die Natur der Gifte sich wissenschaftlich zu gestalten anfingen, trachtete man sie zum Nutzen des Gemeinwesens zu verwenden, und was von ihnen das Wohl und Weh der bürgerlichen Gesellschaft betraf, zu vielfältiger Kenntniss zu bringen. Hatte man nun darüber sich verständigt, so machten die aufsprossenden und sich ausbreitenden medicinischen Systeme ihre Ansprüche geltend. Wie nach jeglicher Theorie die Wirkung sowohl als die Heilung zu beurtheilen sei, ward Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit. Bald jedoch begründet sich die Ueberzeugung, dass zur vollständigen und beruhigenden Einsicht erst alle äusseren und inneren Bedingungen des ergriffenen Körpers und seiner einzelnen Organe, gleichwie die naturhistorische Beschaffenheit des wirksamen Giftes müssen erforscht und ins Klare gesetzt sein. So ergeben sich denn die drei Perioden der medicinisch-polizeilichen, eigentlich medicinischen und physiologischen Toxikologie, die aber so vielfach in einander eingreifen und sich wechselseitig durchkreuzen, dass es kaum möglich ist, sie rein von einander abzulösen und einzeln für sich darzustellen.

Verf. gibt nun einen Ueberblick über die Fortschritte in der allgemeinen Untersuchung der Gifte, besonders von der physiologischen Seite, stellt dann die Versuche mit Giften an Thieren zusammen und setzt auseinander worin die Art und Wirkung thierischer Gifte überhaupt besteht. Er handelt dann die Infusion der Gifte ab, die Anwendung der Elektricität zur näheren Erkenntniss der Gifte, ferner die der Pflanzen und Versuche mit Vergiftung von ersteren. Bei den wichtigsten Modificationen, bei der Wirkungs- und Anwendungsweise der Gifte bespricht er den Boden, das Klima, die Jahreszeit, die Art der Aufbewahrung, die Art der Zubereitung, die Form der Anwendung, das Lebensalter, die Menge, die Gewöhnung, die längere oder kürzere Zeit des Einwirkens, die Art und Menge des zusammengesetzten Vehikels, die kurz vorher und gleichzeitig genossenen Substanzen, die Constitution, das Temperament, die Idiosynkrasie, die Lebensart, die vorhergegangenen oder gleichzeitigen Einflüsse, die körperliche und geistige Gesundheit, die Applicationsstelle, die Vergiftung durch die Haut, durch die Athmungswerkzeuge, durch die Speiseröhre, durch die Scheide, durch den Mastdarm, die Application von Giften auf Stellen des Körpers, die ihrer Oberhaut beraubt sind. Dann untersucht er: wie die Gifte auf den Organismus wirken, wie sie den Tod bedingen, erwähnt die Versuche mit giftigen Mitteln an Menschen, gibt eine bündige Darstellung des bisher von den praktischen Aerzten in der Giftlehre Geleisteten, bespricht die allgemeine Literatur derselben in den drei letzten Zeiträumen und die Giftigkeit verschiedener, noch streitiger Stoffe. Endlich untersucht er die Diagnose und Prognose der Vergiftungen, die allgemeine Therapie derselben, die Anwendung der Gifte als Heilmittel und die Lehre von den Giften in gerichtlicher und medicinalpolizeilicher Hinsicht.

Wenige Bücher mögen in der medicinischen Literatur existiren, an denen mehr Plagiate verübt worden sind als an diesem zweiten Theile.

Wenn es dem Verf. gelang, ein von den ältesten Zeiten bis auf seine Periode sich erstreckendes organisches Ganzes dieser wichtigen Disciplin zu begründen, so ist es am meisten anzuerkennen, dass er sich nicht verleiten liess, die Gifte über Mass in der Arzneimittellehre zu empfehlen und am

legen wir zwar kein Gewicht auf diese Art Arbeit, weil sie uns mehr oder weniger von der nächsten, der des Lehrens und rein wissenschaftlicher Untersuchungen ablenkt; allein wir müssen einmal unser wohlerworbenes Recht wahren, dann aber auch hervorheben, dass die Uebertragung der Abfassung von Obergutachten an unsere Facultät diese selbst in Ansehen erhält. Wenn jedoch das eigne Land ihr in dieser Beziehung kein Vertrauen mehr schenkt, und wenn die Gerichte von ihr abgelenkt werden, so wird auch das Ausland von uns keine responsa mehr fordern. Aus S. 2 §. 5, 2 der „Grundzüge" ist aber zu entnehmen, dass für das Königreich die medicinische Facultät nicht mehr als begutachtende Behörde angesehen werden soll. Ad 2) Das Examen betreffend wird nach S. 2 §. 5, 3 der „Grundzüge" die Vornahme der Prüfungen der Aerzte, Wundärzte, Zahnärzte und Apotheker nach der Verordnung vom 18. December 1818 dem Obermedicinalcollegium zugewiesen; allein diese Verpflichtung sollte sich nur auf die erstrecken, welche um eine Anstellung in Civil oder Militär nachsuchen, während die medicinische Facultät mit der Prüfung der erworbenen Kenntnisse und der Ertheilung der licentia practicandi wieder zu betrauen wäre. Gründe des Rechts und der Billigkeit sprechen dafür, dass der Facultät die Machtvollkommenheit zurückgegeben werde, zu beurtheilen, ob ein junger Arzt das Erforderliche gelernt und sich angeeignet habe, um selbstständig die Praxis auszuüben. Nur dadurch erlangt das Facultätsexamen seine ursprüngliche Bedeutung wieder. Der Facultät bleibe unbeschränkt das Recht der Entscheidung in wissenschaftlicher Hinsicht; in den Kreis der Obermedicinalbehörde gehört der Staatsdienst mit allen seinen Attributen. Nach den Privilegien der Universität und den Statuten der medicinischen Facultät, welche öffentlich noch nicht abgeändert wurden, und die der hierher berufene Lehrer besser als nachträgliche beschränkende Verordnungen kennt, heisst es:

„Diejenigen, welche in Göttingen in medicina einen gradum angenommen oder pro gradu disputirt, mithin die in den statutis Facultatum verordneten examina rigorosa bestanden haben werden, geniessen den Vorzug, dass sie in den hiesigen Landen, ohne dem, nach den Verordnungen sonst erforderlichen, examini unterworfen zu sein, auf ihre Legitimation und Anmelden bei K. u. Ch. Regierung mit der Concession zur praxis medica versehen werden sollen. Dieses alte Privilegium besitzen noch die meisten Universitäten oder es ist ihnen wieder erneuert worden. Diejenigen, welche ihrem Berufe nach Lehrer sind, eignen sich, unserer Ansicht nach, besser zum Examiniren der wissenschaftlichen Befähigung als diejenigen, welche in anderen ärztlichen Verhältnissen leben und sich nur nebenbei mit dem Lehramte befassen. Ununterbrochenes doctrinäres Fortschreiten ist bei den Universitätslehrern nothwendiger Pflichttheil, bei Anderen freie Entschliessung; bei den Mitgliedern der medicinischen Facultät ist das Nachgeben der Praxis Ausnahme, bei anderen Aerzten Regel. Wie aber davon die ganze Zeit und Kraft absorbirt wird, braucht nicht erläutert zu werden. Auf der Universität, dieser bloss wissenschaftlichen Anstalt, ist vorauszusetzen, dass unter allen Umständen und zu jeder Zeit eine solche Anzahl von Fachgenossen sich vorfinde, die über alle Gebiete des medicinischen Wissens, der Haupt- wie Nebenfächer tief eingehend zu prüfen vermögen, während an anderen Orten eine solche Möglichkeit von dem Vorhandensein einzelner Persönlichkeiten abhängt. — Glaubt der Staat, das Publicum, die Obermedicinalbehörde, dass die medicinische Facultät der Landes-Universität ihre Schuldigkeit thue, so ist auch deren Ehrgefühl zu respectiren und nicht zu verlangen, dass sie einer anderen urtheilenden Behörde untergeordnet werde. Das ist aber factisch der Fall, wenn der von ihr Appro-

birte von der Obermedicinalbehörde für unfähig erklärt werden kann. Nun könnte gerade der Umstand, dass mancher legitime promotus, trotz des ihm ertheilten Elogiums, von der Obermedicinalbehörde abgewiesen werde, als schlagender Grund gegen uns geltend zu machen sein; allein ein solcher Fall ist schon bis jetzt immer eine Seltenheit gewesen und er würde zur Unmöglichkeit werden, wenn nach Wiederherstellung unsers alten Rechts die Prüfung mit grösserem Zeitaufwande, in praktischer wie theoretischer Hinsicht, schriftlich wie mündlich, kurz in einer Weise abgehalten würde, wie sie ihrer wiedererlangten Wichtigkeit und allen Anforderungen entspräche. Ad 3). Die Promotion betreffend, wird in den „Grundzügen" ausdrücklich bemerkt, dass es der vorgängigen Promotion des zu Prüfenden nicht bedürfe, und nirgends wird dem promovirten Arzte ein Vorrecht vor dem nicht promovirten eingeräumt. Im Interesse der medicinischen Facultät müssen wir uns dagegen verwahren, dass hier zu Lande dem promovirten Arzte in der Würdigung seiner äusseren Stellung jeder Vorzug vor dem nicht promovirten genommen werde. Bis jetzt durften nur solche Aerzte, welche die summos honores erlangt, um ein öffentliches Amt sich bewerben, eine Observanz, welche die Wissenschaft und die Körperschaft der Universitätslehrer ehrte und sicherte. Warum auf einmal veranlassen, dass diese durch das Herkommen sanctionirte Einrichtung zu Grabe getragen werde? — Gesetzt, das Promotionsgeld schiene Einem, der sich für das Organ der Volksstimme ausgibt, wie eine Steuer, welche den Mitgliedern der Honoren-Facultät entrichtet würde, wäre die Aussage so unwiderleglich und die Ungerechtigkeit so schreiend, dass sofort von Oben her dagegen angekämpft, und eine Abhülfe eingeleitet werden müsste? Ganz abgesehen von der Berechtigung, die durch Institutionen vieler Jahrhunderte festgestellt und jedem Einzelnen vermöge einer besonderen allerhöchsten Entschliessung als pars salarii zu Theil wurde, hängt die bestehende Organisation der Universitäten damit eng zusammen. Die Promotionsgelder werden nur zum Theil unter die Mitglieder der Honorenfacultät vergeben, auch andere Personen und Institute participiren. Einem Universitätslehrer für die vorgerückten Jahre eine ehrenvolle und finanziell unabhängige Stellung zu verschaffen, ist übrigens eine Wohlthat, die Jedem zu Gute kommt, der sich für ein freies, ein wissenschaftliches Studium interessirt. Die Staatscasse allein kann nicht in Anspruch genommen werden; auch die Gebildeten müssen einen Theil dazu beitragen, und das geschieht ohne Härte auf die bisherige Weise. Wer promovirt, wird in die Genossenschaft gebildeter Männer aufgenommen und erhält einen Titel, der in allen Ländern seine Geltung hat. Der Doctortitel soll dem Publicum anzeigen, dass der Arzt einen vollständigen Lehrcursus durchgemacht, eine wissenschaftliche Bildung sich erworben und die Anerkennung derselben von einer gelehrten Corporation erhalten habe. Ohne die dringendste Noth, und die liegt nicht vor, dürfen alte Einrichtungen nicht umgestossen, die wohlerworbenen Rechte Einzelner nicht missachtet werden. Man verbessere mit Umsicht und Schonung, hüte sich aber vor Anordnungen, welche den Keim der Zerstörung in sich tragen. Gegen die Behauptung, welche von Neid und Hungerleiderei aufgestellt wird, die bevorzugte medicinische Honoren-Facultät habe sich überlebt, kann überzeugender die durchgeführt werden: die Gleichmacherei habe sich überlebt. Der gesunde Sinn der Besseren erkennt es immer mehr, dass mit dem Verlangen Aller nach den Gütern des Lebens der bereits erlangte Besitz Einzelner sich nicht vereinigen lasse, und dass ohne anerkannte Vorzüge ein allgemeiner Sumpf sich bilden würde. Lange genug haben Oberflächlichkeit und Mittelmässigkeit ihre Triumphe gefeiert; es ist hohe Zeit, dass mit Macht wieder dahin gestrebt werde, dem Gediegenen

und Ausgezeichneten sich zuzuwenden und in der Medicin nicht nur zu achten, was dem augenblicklichen Bedürfnisse dient, sondern was ihre Pfahlwurzel und Blüthe zugleich ist, ächte gelehrte Bildung. Bei der Vernachlässigung der classischen Studien, der Geschichte und der Literatur ist es Pflicht, dass gerade von der Oberbehörde wieder eine andere Richtung angedeutet und dem Anerkennung gezollt werde, was früher solche mit vollem Rechte besass".

Der ganze Entwurf der Medicinalordnung wird nun einer eingehenden, scharfen Kritik unterworfen. Ueberall erblickt man den humanen, aber auch die ganze Wissenschaft beherrschenden Arzt, dessen Streben vor allen Dingen darauf gerichtet ist, die Standesehre der Aerzte hoch zu halten. Leider gestattet uns der Raum nicht, eine detaillirtere Analyse dieser vortrefflichen Abhandlung zu geben. Desshalb zur Illustrirung nur noch einige Beispiele. §. 7 des Entwurfs lautet: Die Wirksamkeit der Provinzialregierungsbehörden erstreckt sich auf die Disciplinar-Strafgewalt über die im öffentlichen Dienste angestellten Medicinalbeamten nach Massgabe des Staatsdienergesetzes. Marx bemerkt hiezu: „durch diese viel zu allgemeine Fassung könnte auf legalem Wege die grösste Härte gegen Aerzte geübt werden, die freie Kunst des Arztes wird zur Illusion, seine Stellung die precärste und beklagenswertheste, wenn er vor einer willkührlichen oder schonungslosen Disciplinargewalt nicht sicher gestellt bleibt". Ferner: „In der Aufzählung der Medicinalpersonen vermissen wir die Thierärzte, wundern uns dagegen, die Leichdornoperateure genannt, und die Hebammen hinter die Krankenwärter und Todtenfrauen gestellt zu sehen. Da von einer Rangclasse sonst keine Rede ist, so könnte die hier mitgetheilte für eine solche ausgegeben werden". Mit ausgezeichneten Gründen ist der Vorschlag belegt, die Aerzte von der Verpflichtung zur Annahme bürgerlicher Aemter zu befreien, und wird das römische Recht mit herbeigezogen. M. schliesst dann mit folgenden Worten: „Einer Berufswissenschaft, wie die Medicin, gegenüber, die in einer steten Fortbildung begriffen, reine Gesinnung und richtigen Tact voraussetzt, wobei nicht die Absicht, sondern der Erfolg in Frage kommt, und wo Jeder mitzuurtheilen sich berufen glaubt, können die gesetzlichen Bestimmungen nicht umsichtig genug gefasst sein. Besser das Manches übergangen, als mit dem unrechten Worte bezeichnet werde, um in keiner Art das Selbstgefühl zu verletzen, die freie Handlungsweise zu beschränken, und die Würde der Kunst wie ihrer Genossen preiszugeben". Unterzeichnet ist das Gutachten von Marx als z. Dekan, von Conradi, Siebold, Wöhler, Berthold, Fuchs, Wagner, Baum, Rüte. 31. Oct. 1851. Sollen wir unser eignes Urtheil über die „Grundzüge" abgeben, so müssen wir sagen: dieselben bestätigen, dass das hannoversche Obermedicinalcollegium sich über die medicinische Facultät stellen wollte, aber gänzlich unfähig war, seine Stellung auszufüllen, und dass die Marx'schen Propositionen dringend der Ausführung bedurft hätten. Geschah dies gleichwohl nicht, so bewirkte das Gutachten doch so viel, dass die vorgeschlagene hannoversche Medicinalordnung bis auf diesen Augenblick ein Embryo blieb.

Als später die hannoversche Regierung beabsichtigte, das Beispiel der preussischen Universitäten nachzuahmen und zu dem bestehenden Facultätsexamen das Tentamen physicum einzuführen, schloss sich die Majorität der damaligen Facultät, auf das von der Regierung eingeforderte Gutachten, den Propositionen des Cultusministeriums an. Marx war anderer Ansicht; unter dem Titel „über die Absicht, dem bei der medicinischen Facultät zu Göttingen bestehenden Promotionsexamen ein vorbereitendes hinzuzufügen", (Manuscript), reichte er in Hannover ein Separatvotum ein. Der Eindruck dieser, in kritischer und polemischer Beziehung als Meisterstück zu bezeich-

nenden, Schrift war ein so tiefgreifender, dass die hannoversche Regierung den Fehler, den sie im Begriff stand, zu begehen, einsah und es beim Alten liess. Als Hannover 1866 preussisch wurde, konnte die Facultät sich natürlich den dortigen Landesgesetzen nicht entziehen und wurde nun mit den preussischen Universitäten auf denselben Fuss gesetzt. Wir geben in Folgendem eine kurze Analyse:

„Die Göttinger Facultät verstand es, im Wechsel der Jahre ihr ursprüngliches Ansehen zu behaupten. Dass sie so lange in den Grundzügen sich treu bleiben konnte, ist vollgültiger Beweis, dass sie aus gesunden, tief begründeten Verhältnissen hervorgegangen und in ihnen bis jetzt auf die rechte Weise sich fortbewegte. Da in Göttingen früher besonders historische Studien gepflegt wurden, so blieb auch das Herkömmliche in Ehren, die Tradition, die Observanz wurde beobachtet. Individuen sowohl wie Institutionen müssen fortschreiten; es werden nach Umständen auch in dem anscheinend Trefflichsten Modificationen nothwendig. Aber Aendern heisst nicht immer Bessern; althergebrachte Einrichtungen eignen sich wenig zum Versuche. Anordnungen, welche nicht aus dem innersten Bedürfnisse, sondern aus persönlichen Absichten hervorgehen, tragen den Keim des Untergangs in sich. Es ist ein altes Wort: vota sunt ponderanda, non numeranda. Das laute Reden von allgemeinem Bedürfniss, unabwendbarem Verlangen der Zeit und Wissenschaft kommt zuweilen aus sehr stillen persönlichen Zwecken. Was glänzend beginnt, kann kläglich enden. Bei Massregeln, die aus einer collegialischen Berathung hervorgegangen, wird vorausgesetzt, dass sie durch die Billigung der Mehrheit die bessere Ueberzeugung für sich haben. Derjenige, welcher der obsiegenden Ansicht nicht beistimmt, wird missliebig, und sein Standpunkt als der der Selbstüberschätzung bezeichnet. Ein aus der besonnensten Ueberlegung hervorgegangener Dissensus kann unbeachtet und einige Zeit unberücksichtigt bleiben; allein ist in ihm das Samenkorn der Wahrheit, so wird es aufgehen, und da Menschen und Zeiten sich ändern, so wird gerade die überstimmte und verkannte Ansicht zum Durchbruch kommen. Wäre es vollständig constatirt, dass die Vorbereitungswissenschaften mehr, als recht ist, vernachlässigt werden, so müsste dem eigentlichen Grunde an seiner Wurzel entgegen gewirkt werden. Die Ursachen der schwachen Cultur der propädeutischen Studien sucht man wohl mit Recht in der verkehrten Auffassung, Gleichgültigkeit und Schlaffheit der Studirenden; sie dürften aber auch in der ungeeigneten Behandlungsart der Lehrer ihren Grund haben. Eine ernste innere Einkehr von dieser Seite könnte vielleicht andere Resultate im Besuche der Vorlesungen erzielen. Blumenbach und Tobias Mayer wussten bis in ihr höchstes Alter für ihre Fächer die Zuhörer anzuziehen und von Anfang bis zuletzt festzuhalten. Ein Grund, warum manche rein wissenschaftliche Vorlesung nicht besucht wird, ist der, weil die Stunden mit den praktischen collidiren. Von einer Rücksichtnahme auf die feststehenden Stunden der älteren Lehrer ist keine Rede, und die neu berufenen wetteifern gleichsam darin, es zuvor zu thun. Das Selbstgefühl eines akademischen Docenten hat seine eigene Scala, das Gewissen seine ganz absonderliche Structur. Einen, gleichviel durch welche Manöver, todt zu lesen, wird nicht selten erstrebt. Ein solches Verfahren wird ja weder in der Ethik als Sünde, noch im Criminalcodex als Verbrechen aufgeführt. Auch sind, wie im Wettspiel, auf der Seite des Siegers die Bewunderer und Lacher. Diejenigen, welche Instituten vorstehen und dadurch ein Uebergewicht ausüben, halten auch durch willkührliche Wahl und Ausdehnung der Zeit gar Manchen von Vorlesungen ab, die er gern hören würde. Die praktischen Uebungen in den erweiterten Instituten absorbiren so viel Zeit und Geld, dass für die rein theoretischen Fächer wenig oder nichts mehr übrig bleibt. Behaupte man nicht, die Jugend habe keinen Sinn für allgemeine Studien, er sei bloss auf das Praktische gerichtet — sie wird an den Haaren dazu herangezogen. Wird von den Schülern schon viel gethan, um eine höhere Note zu erhalten, so würde sicherlich noch weit mehr geschehen, wenn damit ein anderweitiger Vortheil verknüpft wäre, namentlich, wenn derjenige, der die erste Note erhielte, dadurch von der Staatsprüfung insofern befreit bliebe, als er nur noch praktische Proben seiner gesammelten Kenntnisse abzulegen hätte.

Da jetzt das angemessene Studium der Medicin nur von der Einführung eines propädeutischen Examens erwartet wird, so ist zu untersuchen, ob es sich in Wahrheit so verhält, ob es da, wo es bereits gesetzlich Statt findet, das Heil des

Fachs förderte. Es ist also einfach zu fragen, ob es in Preussen nachahmungswerthe Resultate erzielte. Ausgezeichnete, durch keine Rücksicht gebundene Lehrer, welchen es als Preussen zukam, die Examina mit vorzunehmen oder zu überwachen, erklären sich mehr dagegen als dafür. Woher entsteht aber auf einmal das dringende Verlangen nach dieser Einrichtung? Etwa aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Facultät oder aus den laut gewordenen Wünschen der älteren Aerzte des Landes, des urtheilsfähigen Publicums? Von Keinem ging ein solcher Antrag aus. Für kleine Universitäten, wie Giessen, mögen derartige Einrichtungen passen. Engherzige Institutionen sind entweder das Resultat kleiner Verhältnisse oder erzeugen sie. Wehe Göttingen, wenn es sein Heil in winzigen Verhältnissen suchen muss! Um das Facultätsexamen zu heben, wäre es wünschenswerth, dass die namentliche Aufzählung aller Doctrinen als Bedingung zur Zulassung aufgestellt würde. 1848 ward der Collegienzwang aufgehoben. Also entweder halte man auf bindende Vorschriften oder man gestatte Freiheit und lasse das zu viele Examiniren. Leider ist es nämlich eine häufige Erfahrung, dass je mehr durch den Zwang des Examens Studien lebendig erhalten, diese, nach abgelegter Probe, nicht weiter cultivirt werden. Man sieht dies an den alten Sprachen, ebenso würde es mit den propädeutischen Studien gehen. Sollte dennoch ein solches Examen eingeführt werden, so wäre es wünschenswerth, dass es von den Mitgliedern der medicinischen Facultät vorgenommen, und keine Mitglieder der philosophischen zugezogen würden, auch wäre es gut, dass man dasselbe dann auf die Theologen, Juristen und Philologen ausdehnte. Das propädeutische Examen bezweckt Polypragmosyne. Diese hat ihr Gutes; sie kann auch zum Schlimmen verleiten. Es werden so die Schwätzer erzogen, die unruhigen Köpfe, welche in allen Gebieten sich zu Hause fühlen, stets mitsprechen und unaufhörlich kritisiren und reorganisiren. Das Höchste, was der Lehrer erreichen kann, ist Sinn und Empfänglichkeit für durchgängige Wahrhaftigkeit. Darum war es zu billigen, dass die Facultät die Vertheidigung der Thesen fallen liess, damit insofern der Schein bekämpft werde, dass Einer nicht für einen guten Lateiner galt, der es nicht ist. Wenn man sagt, der Arzt müsse Naturforscher sein, so ist das nur so zu verstehen, dass er die Natur des Menschen erkenne. Das Kriterium der Tüchtigkeit eines Arztes liegt nicht in seinen Vorkenntnissen, sondern in seinem praktischen Urtheil, der Sicherheit seines Handelns und in der Selbstaufopferung für seinen Beruf. Jene dienen bloss zur Zierde und Empfehlung, wie eine schöne Gestalt und Stimme. Glaube man nicht, dass der Charakter der wissenschaftlichen Medicin, wie er jetzt ausgeprägt ist, bleiben wird. Jetzt gilt nur, was sinnlich demonstrirt zu werden vermag, was nur irgend in die Vorstellung, das blosse Denken, Hypothetische hinüberschweift, wird als nebelhaft, phantastisch, unexact abgewiesen. Von dieser, an sich richtigen, aber übertriebenen Beurtheilungsweise wird man auch saturirt werden, und sowohl anderen als bloss den sinnlichen Kräften gleichfalls eine Berechtigung zum Aufbau unserer Wissenschaft einräumen. Im Jahre 1824 hatte das hohe Curatorium durch ein Rescript festgesetzt, dass in unserm Examen die Hauptfächer entscheiden müssten, nicht Botanik und Chemie. Sollte diese weise Verfügung durch die Vorfälle der Zwischenzeit vollkommen widerlegt und aufgehoben sein? Die übermässige Cultur der naturwissenschaftlichen Studien hat auch zur Folge, dass der Kranke nicht als Leidender, der das innerste Mitgefühl in Anspruch nimmt, sondern als interessantes Naturobject betrachtet wird. Je mehr der ärztliche Unterricht das rein Menschliche im Auge behält, mit der Ausbildung der Sinne auch die des Gemüths, mit der Schärfe des Wissens auch die des Gewissens verbindet, desto besser. In keiner Weise darf man die Frage von sich weisen, ob die Medicin mit zu vielseitiger Begünstigung der propädeutischen Studien der geeignetste Weg ist, um zufriedene, gewissenhafte und ausgezeichnete Praktiker zu bilden. Der Zweck des akademischen Unterrichts ist nicht der, Specialitäten zu entwickeln, sondern eine harmonische, ruhige Gesammtbildung, so dass der Arzt mit Freude und Stolz seinem Berufe lebt. Wem das Wohl der Jugend und die unbehinderte Entfaltung wissenschaftlicher Bestrebungen am Herzen liegt, der kann zur Beschränkung der freien Lernzeit nicht die Hand bieten. Wer da weiss, wie die wissenschaftlichen Aerzte mit Hindernissen und Schwierigkeiten der mannigfachsten Art zu thun haben, der müsste den Entschluss wissenschaftlicher Arzt zu werden, bewundern und anspornen, nicht niederschlagen und übermässig erschweren. Um das Examen mehr noch als bisher abschreckend hinzustellen, ward angerathen, dasselbe zum öffentlichen Actus umzugestalten. Ein solcher

längst schon an einigen Universitäten eingeführt, entspricht vollkommen dem Genius der Zeit und der Mode, allein der ganze Vorgang könnte leicht in eine hohle Effectmacherei ausarten.

War die Strenge unserer Facultätsprüfung bis jetzt schon Veranlassung, dass der Blick der Nichthannoveraner nach anderen Universitäten sich wandte, so würde eine bis jetzt hier nicht geübte Mannigfaltigkeit der Prüfungen, ohne Zweifel die Meisten, welche nicht gezwungen sind, hier zu studiren und zu promoviren, von Göttingen fern halten. Bestände für Zulassung und Durchkommen im Examen, sowie für Erlangung der Doctorwürde eine gleichmässige Vorschrift auf allen deutschen Universitäten durch Bundesbeschluss, so könnte erwartet werden, dass eine Facultät in ihren Forderungen hinter einer anderen nicht zurückbliebe. Die propädeutischen Studien bilden die Zierde und Stütze des Arztes, aber sie dürfen nicht in einer, die praktische Medicin gefährdenden, Weise sich ausdehnen. Die praktische Medicin ist ihrem Wesen nach, als Erfahrungswissenschaft, conservativer Art. Sie hat Auctoritäten, welche sie dauernd in Ehren hält, Lehren, die sie für abgeschlossen erachtet und an die sie glaubt. Anders die naturwissenschaftliche Richtung, die, jeden Stillstand für einen Rückschritt haltend, gerade im unruhigen Streben und Probiren ihre Kraft und ihre Natur entfaltet. Im Examen möge man die allerneuesten Vorkommnisse in den einzelnen Doctrinen berühren, werden aber nur sie dargelegt, so macht es den Eindruck einer Musterkarte der wissenschaftlichen Modeartikel. Ein Parteiwesen mag für Individuen und bestimmte Richtungen zuweilen förderlich sein, vom ethischen Standpunkte ist ein solches nicht zu billigen. Das viele Gute, welches durch die Göttinger medicinische Schule gestiftet wurde, erhielt sich, weil sie in allen ihren Bestrebungen und Vornehmungen historische Wurzeln hatte. Es wäre ein grosses Unglück, wenn die medicinische Facultät in den nicht zu entschuldigenden Fehler verfiele, den Boden der Geschichte zu verlassen. Durch die Einführung eines propädeutischen Examens würde unsere Facultät keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt machen. Die neuen Massregeln, wenngleich anderwärts schon geund verbraucht, würden unter den hiesigen Verhältnissen auf jeden Fall in die Kategorie der Versuche gehören. Eines schickt sich nicht für Alle. So wenig Ein Recept, wenn auch noch so probat, für alle Constitutionen passt, so wenig Ein Erziehungs- oder Schulplan, wenn noch so durchdacht, für alle Länder. Göttingen hat seine festgewurzelten, langjährigen Eigenthümlichkeiten, welche durch Impfung fremdartiger Einrichtungen schwerlich gehoben, noch viel weniger verbessert würden. Jetzt ist die medicinische Facultät eine Einheit; ihr Bemühen für die Jugend, ihr Eifer für den Ruhm der Corporation, ihre Verantwortlichkeit für die übernommenen Pflichten ist eine gleiche, ungetheilte. Reisst man sie auseinander, trennt man sie in gesonderte Hälften, so ist nicht bloss die Harmonie ihres Strebens und Wirkens eine unterbrochene, das gemeinsame Interesse ein verschiedenes, sondern der geheime Grundgedanke, alle durch sie präsentirten Richtungen auf das Engste zu einem Ganzen zu verbinden, ein Preisgegebener. Daher der angelegentliche Wunsch und die dringende Bitte, dass die bisherigen Einrichtungen der Facultät, welche innig unter sich verwachsen sind, die sich bewährt haben und einer eigenen inneren Entwicklung fähig sind, vorerst keine Abänderung erfahren, sondern dass ihre ruhige Fortbildung der Gewissenhaftigkeit ihrer Mitglieder, ihrem Eifer und ihrer Loyalität überlassen bleibe".

Als Muster, wie medicinisch-forensische Fälle begutachtet werden sollen, müssen wir folgende hinstellen:

1) Gutachten über eine, einem Landphysicus zur Last gelegte, unrichtige Behandlung eines verstorbenen 3jährigen Knabens.

(Holscher's Annalen, 1846, S. 443.)

Der Vater des verstorbenen Kindes behauptete, dasselbe sei an künstlich herbeigeführter Entkräftung gestorben und hatte den behandelnden Arzt wegen Todtschlags verklagt. M. wies aus den vorhandenen Recepten, den Protocollen und dem Obductionsbefunde nach, mit einer Schärfe der Logik, die Bewunderung erregt, und ebenso sehr ein Zeugniss seines treffenden

Urtheils als guten Herzens ist, dass nicht anzunehmen sei, dass der Tod des Kindes durch irgend ein Verschulden des den Kranken behandelt habenden Arztes veranlasst oder gar herbeigeführt worden wäre.

2) Gutachten wegen wissentlicher Ueberschreitung der Befugnisse als Wundarzt und Veranlassung des Todes eines Kindes durch vernachlässigtes Nasenbluten und wegen medicinischer Pfuscherei.

(Holscher's Annalen, 1847. S. 499.)

Ein Wundarzt behandelte einen $1^1/_2$ jährigen Knaben, der einige Tage zuvor von der 5 Fuss hohen Treppe gefallen war und stark aus der Nase geblutet hatte. Nach Aussage der Mutter sei dieser Fall aber vor vier Wochen passirt und nicht von der Treppe, sondern von einem Tritte. Der Wundarzt verordnete kalte Umschläge auf die Nase und später Elix. acid. Halleri. Am 8. Tage starb das Kind. Die Section unterblieb. Der Physicus aber erklärte in seinem Schreiben an den Magistrat, das Kind hätte so viel Blut verloren, dass es einer Leiche ähnlich war und kaum ein Lebenszeichen mehr von sich gab.

Verf. gibt folgendes Urtheil ab: „ob das an sich schwächliche Kind hätte gerettet werden können, wenn der Arzt früher wäre gerufen worden, ist mit apodiktischer Gewissheit nicht zu behaupten, sondern nur die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges zu vermuthen, wenn auf eine völlig angemessene und kräftige Weise zur rechten Zeit wäre gehandelt worden. Nach gewissenhafter Beurtheilung der vorliegenden Krankheitsgeschichte, nach sorgfältiger Benutzung aller in den Acten aufgefundenen leitenden Angaben, nach Berücksichtigung der bestehenden Medicinalgesetze und nach Vergleichung der durch die medicinische Theorie und Erfahrung gegebenen Vorschriften und Regeln sind wir gedrungen, dahin uns auszusprechen, dass der Chirurgus . . . seine Befugniss als Wundarzt erster Classe wissentlich überschritten und durch seine Behandlung wahrscheinlich den Tod des Kindes mittelbar herbeigeführt habe. Dies ist unser Urtheil".

3) Gutachten der medicinischen Facultät zu Göttingen über eine dem Baudiener Solthalle aus Alfeld zur Last gelegte Körperverletzung des verstorbenen Knaben Koch zu Heyershausen.

(Archiv der Facultät.)

„Im Auftrag der königlichen Justiz-Canzlei zu Hildesheim hat das königliche Criminalamt Bilderlahn ein Ober-Gutachten von uns verlangt über die Frage: ob Krankheit und Tod des Knaben durch äussere Gewaltthätigkeit herbeigeführt sei und ob, um diesen Erfolg zu verursachen, ein Faustschlag an den Hinterkopf oder sogar schon 2 — 3 Ohrfeigen mit der flachen Hand genügt haben können. Nach reiflicher Ueberlegung und genauer Erwägung alles dessen, was uns die Acten selbst darüber darbieten, sowie nach sorgfältiger Vergleichung der fest begründeten Resultate unserer Wissenschaft und Kunst ist unser Gutachten folgendes: In dem zur Begutachtung uns vorgelegten Falle erblicken wir zwischen der Statt gefundenen Misshandlung, der eingetretenen Krankheit und dem nachgefolgten Tode einen inneren Zusammenhang. Nach sorgfältiger Vergleichung der vor uns liegenden Krankheitsgeschichte, der Resultate der Obduction, der sonst in den Acten aufgefundenen Aussagen, sowie der bisher gewonnenen Erfahrungssätze in der medicinischen Theorie und Praxis sind wir gedrungen,

dahin uns auszusprechen, dass, bei versäumter zeitiger Kunsthülfe, äussere Gewaltthätigkeit herbeigeführt sei, und dass, um diesen Erfolg zu verursachen, ein Faustschlag an den Hinterkopf oder sogar schon 2 — 2 Ohrfeigen genügt haben können".

M. verschmäht es nicht, auch in populären Blättern für die öffentliche Hygiene zu wirken und specielle, zweckmässige, dahin zielende Vorschläge für Göttingen zu thun. Hatte er schon in seiner Topographie auf die Nothwendigkeit hingewiesen, den Reinbrunnen auf dem Heinberge einzufassen, und machte er später den Vorschlag, von dort eine Wasserleitung in die Stadt anzulegen, was dann auch geschah, so wurde er nicht müde, durch gemeinfassliche Aufsätze auf eine zweckentsprechende Handhabung der Medicinalpolizei in Göttingen hinzuwirken. So eifert er namentlich gegen die Senkgruben, deren Schädlichkeit jetzt wohl allgemein anerkannt ist, sowie gegen mangelhafte Strassenreinigung. Dahin gehören folgende von ihm verfasste Artikel: „Ein Hülferuf für das Trinkwasser der Maschbewohner", „an die Göttinger Maschgemeinde", „Zum allgemeinen Besten", „Sind Senkgruben innerhalb menschlicher Wohnungen zu gestatten", „Vorschlag", „Weg mit dem Schmutze", „Für wohlfeile gesunde Wohnungen", „Ein Wunsch", und ein treffliches, von der Polizeidirection am 24. Febr. 1858, veröffentlichtes, von M. verfasstes Gutachten der Facultät „Ueber die Schädlichkeit der mangelhaften Strassenreinigung und der Verunreinigung der Gossen". In seinen neuesten historischen Schriften nimmt M. oft Veranlassung, wichtige Capitel der Staatsarzneikunde zur Sprache zu bringen. In der Schrift über „Schneider" dringt er auf die Nothwendigkeit der Abhärtung der Haut und Kräftigung des Nervensystems, um eine Verminderung der Katarrhe zu bewirken. So wäre z. B. zu hoffen, dass auf den Eisenbahnen Einrichtungen getroffen würden, um im Freien bleiben zu können, gleich den Wagen in England, wo vorzugsweise, die Sitze ausserhalb derselben (outside) gewählt werden, weil die Besorgniss vor Erkältung verschwunden ist, und Jeder zur Sicherung gegen eintretende Luftveränderung für sich Vorkehrung trifft. Von Seiten der Medicinalpolizei sollte ohne Zweifel Sorge getragen werden, dass Verunreinigungen der Luft in weiter Erstreckung, wie das Moorbrennen, nachtheilige reizende Dämpfe aus Fabriken in der Nähe menschlicher Behausungen, das Beziehen feuchtkalter Wohnungen, mit Dünsten überladene, zu warme oder zu kalte, unmittelbar in die freie Luft führende Versammlungsräume und ähnliche Uebelstände immer mehr beschränkt und unmöglich gemacht würden. Geschähe die Verfolgung des edlen Zwecks ohne Unterlass mit gehöriger Rücksicht auf das individuelle Befinden, so würde die Verhütung der Katarrhe, häufig erreicht werden. In „Kasper Hofmann" empfiehlt er den Aerzten auf das Dringendste die classischen Studien und macht auf die Uebel aufmerksam, die aus den Examinibus emaniren, namentlich auf das Miasma eines verkehrten Studiums. Der Studirende belege nur Collegia seines zukünftigen Examinators; bloss für das Examen werde studirt. Desshalb meint M., dass die Vorschriften der für Alle gleichartigen Studiendauer und das Einreichen der Belegbücher aufgehoben werden müssten. Die Nachweisungen, ob, welche und bei wem Vorlesungen besucht wurden, seien durchaus für überflüssig zu erachten. Man beschränke die Zahl der zu prüfenden Gegenstände und lasse ab von der Forderung, dass der künftige, praktische Arzt Mineralog, Botaniker, Zoolog, Physiker, Chemiker sei. Das eigentliche Facultäts-Examen, das Rigorosum, in seiner praktischen Erweiterung zugleich auch Staatsexamen, umfasse alle Fächer, welche zur wissenschftlichen Beurtheilung und Behandlung der Kranken, sowie zur umsichtigen Ausarbeitung gerichtlicher Gutachten, unerlässlich sind. Wer dasselbe bestanden,

dem gestatte man durch eine vorgelegte, selbstverfasste, genügende Abhandlung den Doctorgrad zu erlangen.

In der vorletzten historischen Abhandlung über „Ludwig den Reformator der Pharmacie und Pharmakologie“ kämpft M. gegen die Vereinigung der Medicin und Chirurgie und gegen die Degeneration der heutigen Universitäten, die aus einem Freistaat von Liebhabern eigener Neigungen und Studien zum Conglomerate souveräner Instituts-Directoren wurden, von denen jeder für sich volle Theilnahme voraussetzt und als Examinator erzwingt. Unverkennbar erfahre durch die zu grosse Zahl der obligatorischen Besuche in den Anstalten die individuelle Entschliessung eine Beschränkung, und durch das Anhäufen gesonderter Bestrebungen die harmonische Ausbildung von Wissen und Charakter eine Beeinträchtigung.

Euthanasie.

Das Wort „Euthanasie“ gehört schon dem Alterthume an, und man verstand darunter den Act des Sterbens, der auf eine sanfte und schmerzlose Weise von Statten geht. Die Alten betrachteten dies als eine grosse Wohlthat und Sueton erzählt von dem Kaiser Augustus, dass er jedes Mal, wenn er gehört, dass Jemand sanft gestorben, die Götter gebeten habe, ihn auch so sterben zu lassen. Bacon von Verulam hat das Verdienst, die Aerzte zuerst auf den Werth und die Bedeutung der Euthanasie aufmerksam gemacht zu haben. Er tadelt es, dass es zu seiner Zeit gleichsam zur Religion der Aerzte gehöre, bei den für verloren geachteten Kranken sitzen zu bleiben und sie zu beklagen. Nach seiner Ansicht sollten sie, wenn sie ihrer Pflicht und sogar der Menschlichkeit entsprechen wollen, alle Kunst und allen Fleiss anwenden, dass die Kranken leichter und sanfter aus der Welt gehen. Aber Bacon's Stimme verhallte wie die eines Predigers in der Wüste. Erst im Jahre 1794 machte ein Arzt, Namens Paradys, in einer Rede wieder auf die Wichtigkeit der Euthanasie aufmerksam (oratio de euthanasia et quid ad eam conciliciandam medicus valeat. Lugd. Bat. 1794). Seine Rathschläge stehen aber zu sehr unter dem Einflusse des Brown'schen Systems, indem er entweder, wenn die Lebenskräfte des Kranken der Krankheit zu sehr widerstehen, schwächende Mittel oder im entgegengesetzten Falle, stärkende und kräftigende Mittel anzuwenden räth.

Vor wie nach blieb die Euthanasie den Aerzten, sowohl denen, welche die allgemeine Pathologie als auch die specielle Pathologie behandelten, eine terra incognita. Endlich nahm Reil sich der so vernachlässigten Disciplin wieder an, verband sie aber unlogischer Weise mit der allgemeinen Therapie. Zur Würde einer eigenen Wissenschaft, wie sie es verdient, hat M. sie in obiger Schrift erhoben. Trotzdem hat diese Disciplin noch nicht die Anwendung gefunden, welche sie verdient. Ist sie doch gewissermassen die Geburtshülfe des Geistes, und sollte es die Aufgabe und das eifrige Bemühen eines jeden Arztes sein, den Act der Trennung des Geistes vom Körper so leicht und schmerzlos als möglich zu machen. M. gibt in jener Abhandlung eine vollständige allgemeine Euthanasie. Man könnte dieselbe in eine specielle ausdehnen, wenn man sich bemühte, für jede einzelne Krankheit, die tödlich verläuft, festzustellen, durch welche Mittel dem Sterbenden der Tod am leichtesten gemacht wird. Alles, was nach Mart

über Euthanasie erschienen, ist, mit Ausnahme des guten Artikels von Samuel Vogel im encyklopädischen Berliner Lexikon, Compilation. Marx' Schrift aber gehört für ewig zu den schönsten Denkmälern der medicinischen deutschen Literatur. Man weiss nicht, ob man mehr die vollendete Form oder den gediegenen Inhalt der Schrift bewundern soll. Noch nach vielen Jahrhunderten werden das „Immergrün unserer Gefühle" von Jean Paul und die „Euthanasie" von Marx zu den Lieblingsschriften aller gebildeten Aerzte gehören.

Der alte Heim.

Literatur.

Diss. inaug. de origine calculi in viis urinariis quatenus est arthritidis effectus. Halae, 1772. gr. 4 — Verzeichniss der Arzneimittel, die in der Pharmacopoea Borussica von J. 1799 neue Benennungen erhalten haben. Berlin 1800. Neue Auflage. Ebendaselbst 1803. 8. — Dr. Ernst Ludwig Heim's vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Dr. A. Paetsch, ausübendem Arzte zu Berlin. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1836. — Ist Empfängniss ohne vollzogenen Beischlaf möglich? (Casper's Wochenschrift 1835. Nr. 7, S. 2, 3. Dieser Aufsatz ist von dem Herausgeber übersehen worden). — Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königlich preussischen Geheimraths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Kessler. königl. preuss. wirkl. Geheimen Rath. Mit Heim's Bildniss. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1846. Rec.: G. G. Anzeigen, 1835. St. 180. — Bluff, Leistungen d. Med. B. 5. 1836. S. 119. — Casper's Wochenschrift für Heilkunde. B. 5. 1836. Nr. 24. S. 375–84. — Gersdorf's Repertorium der medicinischen Journalistik. 1836. S. 162. — Sachs' medicinischer Almanach, 1837, S. 251 und für 1838, S. 196. — Lond. med. Gaz. Vol. 18. 1836, p. 921. — Britisch and foreign med. Rev. Vol. 4 p. 492. — Bluff, Leistungen d. Med. B. 4. S. 224.

Von allen Classikern ist Keiner so populär geworden als Heim; nicht bloss den Aerzten ist er, wenigstens dem Namen nach, der am besten bekannte, sondern auch unter den Laien ist sein Name ebenso gefeiert als der Blücher's unter den Soldaten. Läugnen lässt sich freilich nicht, dass Heim unter allen Classikern am wenigsten Aristokratisches an sich hat. Kann und darf man ihn auch geradezu keine demokratische Natur nennen, so hat er doch etwas dieser Art an sich, wenn man den Ausdruck im besseren Sinne des Wortes auffasst.

Aristokratisch ist es jedenfalls nicht, dass Heim, als erster Arzt Berlins und Geheimrath, keinen Augenblick Bedenken trägt, in der Panke, einem kleinen Flusse in der Nähe der Hauptstadt, mit Betteljungen, Scharfrichterknechten oder Soldaten zusammen zu baden oder sich nicht genirt, auf öffentlicher Strasse zu pumpen, um die dürstenden Enten in der Gosse mit Wasser zu versehen; und es riecht sogar etwas nach gesuchtem Cynismus, wenn er in einem Briefe an den König von sich hervorhebt, dass er mit den Knechten des Scharfrichters im besten Vernehmen stehe. Sein Charakter, der sich durch eine gewisse Derbheit und grosse Offenheit auszeichnete, sowie durch das Talent, mit allen Volksclassen, je nach dem Grade ihrer Bildungsstufe gleich gewandt zu verkehren und sie bei ihren Eigen-

thümlichkeiten zu packen, hatte grosse Aehnlichkeit mit dem Blücher's. Zwischen beiden bestand desshalb auch ein wahlverwandschaftliches Verhältniss.

Heim erfreute sich einer ebenso grossen Achtung und Liebe als Mensch wie als Arzt und zwar unter allen Ständen. Darin bildete er den Gegensatz zu Zimmermann, der, so gross sein Ruf als Arzt war, nur die Neigung gewisser exclusiver Kreise sich erwerben konnte. Heim gehörte zu den wenigen Menschen, denen nachgesagt wird, dass sie keine Feinde gehabt haben — Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dies ein unbedingtes Lob ist — Psychologisch können wir es uns erklären durch seine Eigenthümlichkeit. Der Grundton seines Charakters war ein lauteres Gemüth; bei aller Offenheit und Derbheit war er von grosser Milde und innigem Wohlwollen gegen seine Nächsten durchdrungen.

Als Arzt ragt er für alle Zeiten hervor durch seinen scharfen Blick, der von der heutigen medicinischen Generation, die allein auf Auscultation und Percussion und rein physikalische Diagnostik schwört, freilich mitleidig angezweifelt wird. Dennoch ist es wahr, dass sein Auge in die geheimsten Tiefen der Natur drang; auf seine Kranken übte er einen sympathischen Zauber aus; desshalb hatte seine blosse Erscheinung schon einen heilsamen Einfluss auf seine Patienten. Mit Recht hiess es von ihm:

„Ein Jeder meint, er wär' nie krank gewesen,
Wenn er nur mit Dir spricht,
Wo Du erscheinst, da sind sie schon genesen,
So froh macht Dein Gesicht."

Wie allgemein gefeiert und anerkannt bei den Laien und unter den Männern der Wissenschaft Heim während seines Lebens auch war, so würde doch unfehlbar im Laufe der Zeit sein Name spurlos untergegangen und höchstens in ein mythisches Dunkel gehüllt der Nachwelt überliefert sein, wenn er nicht zugleich als Schriftsteller sich ausgezeichnet hätte. Da es Thatsache ist, dass in Berlin vielleicht nie ein Arzt eine so einträg- und umfangreiche Praxis gehabt hat — wir wollen die heutigen Specialisten ausnehmen — muss man es um so mehr anerkennen, dass Heim, zumal er überdies von geselliger Natur war und am gesellschaftlichen Leben sich betheiligte, dennoch Zeit fand, mit den Musen zu verkehren. In dieser Beziehung steht er allen Praktikern als leuchtendes Beispiel da. Wenn Mehrere demselben folgten, so stände es sicher besser um die deutsche medicinische Literatur. Während heute vorzugsweise diejenigen Aerzte schriftstellern, die keine oder eine sehr kleine Praxis haben und durch ihre, oft nur am Schreibtische verfertigten, Beobachtungen und Erfahrungen meistens bloss Ephemeres und Compilatorisches geliefert wird, geben die beschäftigtsten Praktiker, die über das grösste und interessanteste Material gebieten, selten oder nie wissenschaftliche Lebenszeichen von sich. Die gewöhnliche Entschuldigung ist, dass sie keine Zeit haben. Dass Jeder, der will, für die Wissenschaft immer noch Musse findet, das hat Heim durch sein Beispiel bewiesen. Hat er auch keine zahlreiche Werke veröffentlicht, so kann man den seinigen doch das Epitheton beilegen: non multa, sed multum. Betrachten wir jetzt, an seinen Biographen uns haltend, sein Leben.

Ernst Ludewig Heim wurde am 2. Juli 1747, Abends zwischen 5—6 Uhr geboren, in Solz, einem Sachsen-Meiningischen Kirchdorfe. Sein Vater, Johann Ludewig, Pastor, starb 1785 daselbst in seinem 82. Lebensjahre. Derselbe beschäftigte sich mit der Geschichte seines Landes. Die ganze dortige Gegend zeichnete sich seit der Reformation durch eine glückliche Pflege der Schulen und Kirchen aus. Gute Gymnasien und Kirchen waren in der Nähe. Im zweiten Lebensjahre wurde Heim schon von einem heftigen Fieber ergriffen, im fünften bekam er Scharlach und darauf

die Pocken. Da Plato wünscht, dass jeder Arzt die hauptsächlichsten Krankheiten an sich selbst durchgemacht habe, so konnte Heim in dieser Beziehung die nöthige Qualification aufweisen. Indem aber alle ihn befallenden Krankheiten so heftig auftraten, dass sie beinahe tödtlich verliefen, setzten sie H. in seiner geistigen Entwickelung dermassen zurück, dass er von seinen jüngeren Brüdern überholt wurde.

Im siebenjährigen Kriege verkündet der, bei seinem Vater einquartirte, Prinz Isenburg, als er die Wand der Stube mit nach Hübner's Bildergeographie von Heim gezeichneten Bildern beklebt fand, der Knabe sei ein Genie, aus ihm werde noch einmal etwas Tüchtiges werden. Nichts hat Heim im Leben so geschmeichelt als dieses Lob. Für den eigentlichen Unterricht geschah im elterlichen Hause sehr wenig. Die Kinder wurden nur zur Thätigkeit im Allgemeinen und zum strengen Gehorsam angehalten. Sie mussten alles Brennholz sägen und spalten, im Garten graben und begiessen, Hopfen- und Bohnenstangen im Walde hauen, alles Obst im Garten und im Felde abnehmen, das Heu auf der Wiese wenden, die Gänse füttern, ebenso die Schweine und sogar Mist aufladen. Dies waren die unangenehmen Geschäfte. Dagegen hatten sie ihre Lust an Vogelstellen, Fischfang und Jagd. Im zehnten Jahre erhielt Jeder die Freiheit, mit der Flinte durch Wald und Feld zu streifen. Der Vater unterrichtete die Kinder selbst, nur Rechnen und Musik lernten sie beim Schulmeister. Ein Zimmer war zugleich Studir-, Schul-, Kinder- und Wohnstube. Mit dem 16. Jahre wurden die Söhne nach dem Lyceum in Meiningen entlassen. Eigenthümlich war die äussere Veranlassung, die in dem jungen Heim das Verlangen erweckte, Medicin zu studiren. Als er fünf Jahre alt war, erschien nämlich ein Doctor, mit einem grossen, von breiten goldenen Tressen eingefassten Hut in des Vaters Hause. Das Bild prägte sich ihm fest ein. Bald darauf wurde eine fremde Katze, welche die Küchlein aufgefressen hatte, getödtet und von Ernst secirt.

Seine Liebe zur Natur war so gross, dass er oft aus der Schlafstube im zweiten Stock durch's Fenster auf einen, an das Haus gebauten Backofen kletterte, um bei Mondschein durch Feld und Wald zu streifen. In seinem fünfzehnten Jahre trug er sich mit dem Gedanken, unter das Luckner'sche Freicorps zu gehen. Sein strenger Vater hielt den Sohn für zu leicht und flüchtig, um Geistlicher werden zu können, daher rieth er ihm auch, die Arzneikunde zu studiren: „Zu einem Quacksalber schickst du dich am besten, du kannst den Leuten Alles weiss machen, was du willst.“ Uebrigens stammte H. aus einer ärztlichen Familie. Sein Grossvater war Landphysicus in Meiningen und sein Urältervater, mütterlicher Seits, Leibarzt Heinrich's IV. Der Vater übte selbst die Heilkunst aus, und sein ärztlicher Ruf war vielleicht verbreiteter als sein theologischer.

So brachte also Heim gewissermassen die Anlagen zum Arzte mit auf die Welt, wenn es wahr ist, dass die geistigen und körperlichen Vorzüge in potenzirter Form oft auf die Nachkommen übergehen, vorausgesetzt, dass dieselben gleichen Fleiss, Eifer und sittliches Streben bezeugen. Heim bildete also eine Ausnahme von dem drastischen, uralten Bremer Sprichworte: „de Söne von Predigern un de Kalver von Brannwinbrennern, dat wert alle grote Beester“, da in seinem Vater mehr der Arzt und Gelehrte, als der Geistliche vorherrschte. 1766 starb Heim's Mutter an einer Lungenentzündung. Sie wurde nicht zur Ader gelassen, man gab ihr hitzige Essenzen. Ernst kam jetzt aufs Gymnasium. Proben seines ärztlichen Talents legte er in seiner Familie ab. Sein jüngerer Bruder Fritz war von einem Hunde in die Wade gebissen. Die Muskeln des Beins waren verkürzt, und er konnte nur tief hinkend sich bewegen. Ernst untersuchte die

Wunde und zog Fritz mit Hülfe seiner anderen Brüder sechs Mal um den Tisch, bis die Wunde platzte. Das Bein wurde nun lange ausgestreckt gehalten, und die Wunde wieder geheilt.

Auch bewährte sich an Heim der Lichtenbergische Ausspruch, dass jeder gute Kopf einmal in seinem Leben Verse gemacht haben müsse.

Sein Freund Zierlein unterrichtete ihn im Griechischen und Lateinischen. Mit demselben ging er 1765 nach Halle, wo sie gemeinschaftlich eine Stube bezogen. Ausserdem verkehrte er mit einem Mediciner Reinhard. Heim musste sich spärlich behelfen. Er ass zu Mittag für einen Groschen und Abends für vier Pfennige Brod. Sein sechsjähriger Aufenthalt kostete dem Vater nur 500 Thaler.

Heim's vorzüglichste Lehrer waren: Nietzky, Büchner, Böhmer, Junker, Wohlfahrt und Kemme. Nach drei Jahren hatte er schon eine bedeutende Praxis bei den Bürgern und Studenten. Ein kranker Studiosus, Karstedt, fasste Neigung zu ihm und drang ihm neue Kleider und einen besseren Mittagstisch auf. Heim's älterer Bruder Ludewig war jetzt Erzieher des jungen Herzogs von Sachsen-Meiningen geworden und übte grossen Einfluss auf die weitere Ausbildung seiner Brüder aus. Ernst gerieth wegen eines Pfundes Tabak, das er geschmuggelt hatte, in Untersuchung und sollte 30 Thaler Strafe zahlen. Sein Bruder Ludewig sorgte für das Geld. Der Vater war sehr böse auf Ernst: „Machst Du Schulden, so bezahle sie auch und, wo Du es nicht kannst, lass Dich nach Spandau in die Karre bringen und sieh, wie es thut."

Mit seinem Freunde Muzel promovirte er am 15. April 1772 und schrieb die oben citirte Dissertation. Sie disputirten ohne Präses. Nietzky wollte Heim durchaus in Halle behalten und später zum Professor machen. Sein Freund Muzel wünschte ihn aber mit auf Reisen zunehmen. Nietzky war entschieden dagegen; er war sehr faul, hatte trotzdem eine grosse Praxis und liess sich gern durch Heim vertreten. Andererseits erbot sich Muzel, Heim's Schulden zu bezahlen; des ersteren Vater versprach sogar, nach der Rückkunft für Heim in jeder Beziehung zu sorgen. Nietzky und Muzel geriethen wegen ihrer entgegengesetzten Interessen scharf aneinander. Bruder Ludewig ergriff nun in einem Briefe an H. Partie für Muzel: „Du bist", schrieb er, „nicht gemacht, Professor zu sein. Du hast nicht den feinen Geschmack der Literatur, die Eleganz des Stils, noch eine Menge von Dingen, die darauf Bezug haben, als Klarheit der Gedanken, Schärfe des Urtheils u. s. w."

Dies gab den Ausschlag. Beide Freunde verliessen Halle. Sie sollten zunächst die Heilquellen Deutschlands besuchen, durch chemische Analysen prüfen und gelehrte Männer kennen lernen, von welchen sie Gewinn für ihre wissenschaftliche Ausbildung erwarten durften. Letzteres war damals sehr schwer, weil sich die Gelehrten noch zum Theil der Geheimnissthuerei hingaben. Selbst der Geheimrath Muzel nahm später seinem eignen Sohne das Versprechen ab: „Niemandem, sogar seinen vertrautesten Freunden nicht, auch nicht das Geringste von seiner Methodus medendi mitzutheilen." In Halberstadt besuchten sie Lieberkühn, in Blankenburg den Bergrath Cramer, in Wernigerode den Botaniker Schröder, in Goslar den Zehntgegenschreiber Volkmar, in Göttingen den Botaniker Murray. Heim war ganz von den Moosen entzückt. All sein späteres Geld hatte ihn nicht so erfreut als ein einziges von den winzig kleinen Moosen. Er gesteht in seinen Briefen, dass es ihm noch sehr an Lebensart mangle, und dass er schon manchen Verstoss gemacht. In Celle lernten sie den Leibmedicus Taube kennen und untersuchten die Quellen in Rehburg, Stadthagen und Nenndorf; dann gingen sie nach Pyrmont und Driburg. Ueber Detmold, Mein-

berg, Hofgeismar, Wildungen, Giessen gelangten sie nach Frankfurt am Main. Stets war Heim von neuen Pflanzen entzückt. Sie fuhren hierauf den Rhein hinab nach Coblenz, dann nach Cöln, Spaa, Mastricht, Rotterdam und Leyden. Hier lernten sie Gaub kennen und verehren. Das Klinicum von Döveren war nicht sehr anziehend, nur chronische Krankheiten konnten beobachtet werden, von eigner Untersuchung war nicht die Rede. Hierauf reisten sie nach Amsterdam, Von da ging es nach London, wo sie durch Fabrizius die Weltumsegler Banks und Solander kennen lernten. Bei Banks geniessen sie die grösste Gastfreiheit, lernen bei Mis Brooks englisch, besuchen die Vorlesungen von John Hunter und machen die Bekanntschaft von Fordyce und Pringle. 1774 verliessen sie London und wurden in Rouen mit Davis bekannt. In Paris zog Heim zu Desault, Professor der Anatomie und traf dort den Berliner Chirurgen Voitus; auch lernte er Rousseau kennen. Sie kehren dann über Mannheim, wo sie Medicus besuchen, und Heidelberg nach Strassburg zurück und verkehren hier mit Spielmann, Herrmann, Lobstein und Röderer. Heim erklimmt den Querbalken des Kreuzes auf dem Münster. In Erlangen besuchen sie Schreber. Dann ging es über Meiningen in die Heimath, wo Heim seinen Vater von einer schweren Krankheit errettete. Nachdem er alte Jugendbekanntschaften erneuert, kam er Michaelis 1775 in Berlin an, sehnlichst erwartet von seinem Freunde Muzel. Dort lernte er nun zuerst dessen Vater, den Geheimrath kennen und machte seinen anatomischen Cursus und sein Physicatsexamen. Dr. Jetzke, ein Universitätsfreund Heim's, Physicus zu Spandau, wollte im Sommer ein Bad gebrauchen und bat Heim, während seiner Abwesenheit sein Amt zu versehen. Heim ging im April 1776 nach Spandau und wurde, als Jetzke nach einem halben Jahre starb, vom Magistrate zum Physicus ernannt. Er war der einzige promovirte Arzt in Spandau. Alle seine Thätigkeit gehörte jetzt den Kranken. An dem Rector Conrad Sprengel, dem, als von der Hypochondrie heimgesucht, er das Studium der Botanik empfahl, fand er einen merkwürdigen Schüler, der alle ihm gewidmete Mühe später reichlich belohnte durch „das entdeckte Geheimniss der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen von C. Sprengel.“ Ebenso unterrichtete er den achtjährigen Alexander von Humboldt in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde. Erst 29 Jahre alt, erwarb er sich allgemeines Vertrauen. Allmälig gelang es ihm, Sectionen frei zu erhalten. Er liess hiebei alte Frauen und Männer zusehen. Bei den Weibern wusste er sich dadurch beliebt zu machen, dass er auf Hochzeiten und Kindtaufen, sowohl die alten als jungen Frauen küsste. Den Bürgern Spandau's gab er ein Freischiessen, rauchte und trank Bier mit ihnen. Heim machte jetzt häufiger Leichenöffnungen; auch trieb er fleissig Thierarzneikunde und lernte bei Schlachtern und Scharfrichtern die Anatomie der Thiere kennen. Selbst von Pfuschern, Hufschmieden, alten Frauen gesteht er, gleich Gaub, Manches gelernt zu haben. Ein alter Mann, Stinz im Havellande, hatte mehrere Kranke geheilt, die von Heim nicht geheilt werden konnen. Letzterer besuchte ihn und nahm ihn im Wagen mit zu seinen Kranken.

Ein Patient leidet an einem tiefsitzenden Abscess am Halse; der Stab- und Compagniechirurgus verweigern die Eröffnung. Da unternimmt Heim selbst es, ohne Erfolg. Der zugegen gewesene Hufschmied schneidet darauf tiefer und entleert eine ganze Tasse voll Eiter.

Wie sehr überhäuft Heim mit Geschäften war, so wohnte er doch regelmässig dem Gottesdienst bei. Indessen bemerkt er selbst, dass er während der Predigt häufiger geschlafen als gedacht habe und geht hieraus hervor, dass in dieser Angelegenheit mehr der Sitte, als der Stimme seines Herzens, g

folgt ist. Im Jahre 1777 bekam er einen Ruf als Professor der Botanik und Anatomie nach Frankfurt an der Oder. Diesen schlug er aus. Dagegen ist er sehr stolz, von Professor Walter, der ihn früher über die Schulter angesehen, sich jetzt anerkannt und geachtet zu wissen.

Der Geheimrath Muzel hatte ihm den Rath gegeben, in den ersten Jahren der Praxis so generös als möglich zu sein. Seine Einnahme war daher gering, während sein Freund Muzel in Berlin so viele Louisd'or einnahm als Heim Thaler. Jener jedoch fühlte sich mit seinem Berufe nicht zufrieden, da er ein Sclave seiner Patienten war; überdiess litt er an einer unglücklichen Liebe. Hierdurch wurde seine Gesundheit angegriffen. Als er nun an einem Faulfieber erkrankte, starb er in wenigen Tagen. Heim war mit der ärztlichen Behandlung von Roloff und Selle durchaus nicht einverstanden.

Der Vater Muzel wünscht Heim jetzt in Berlin zu haben, zumal Dr. Möhsen als Leibmedicus mit zu Felde gegangen und Cothenius, Alters halber, nicht mehr prakticiren kann. Heim selbst aber hat keine Lust dazu: „denn in Berlin muss man fressen und saufen und oft in Gesellschaft sein, wo Gott und die Tugend entheiligt wird.“ Seine Brüder riethen ihm, dennoch nach Berlin zu gehen. Im Jahre 1778 wurde er vom Prinzen Ferdinand, des Königs jüngerem Bruder zum Hofrath ernannt; 1779 verlobte er sich mit Charlotte Mäker, Tochter eines Spandauer Kaufmanns. Kurz darauf bekam er die Ruhr und wurde von Stosch und Muzel behandelt, die ihn aufgaben. Er selbst schreibt einen Abschiedsbrief an seinen älteren Bruder, in welchem er den Wunsch ausspricht, dass sein Bruder Anton seine Braut heirathen möge. Statt dessen 1780 Hochzeit, nachdem die Besserung sich sehr langsam eingestellt hatte. Vergeblich bemühte er sich, seinen Bruder Christel von der Epilepsie zu heilen. Der später von ihm so oft glücklich angewandte Höllenstein war ihm damals noch unbekannt. 1781 wurde ihm ein Sohn geboren, der aber schon nach 14 Tagen starb. In Tegel war er bei der Familie Humboldt Arzt; 1782 hatte er 784 Kranke behandelt, seine Einnahme mit Naturalien bestand in 1400 Thalern. 1783 reifte in ihm der Entschluss, nach Berlin überzusiedeln. Seine Gründe dafür waren: 1) So lange er noch jährlich 5—600 Meilen in Spandau reiten kann, wird es ihm an Praxis nicht fehlen. 2) Bei dem vielen Reisen wird der Geist zu sehr zerstreut. 3) Fehlt aller Umgang und die Zeit, seine Kenntnisse zu vermehren. 4) In Berlin kann er fahren und seinen Körper schonen. Dagegen führt er an: 1) In Berlin werden sich viele Aerzte gegen mich auflehnen und als einen Broddieb ansehen. 2) Ich bin ein Homo naturalis, und die Berliner sind meistens Homines artificiales. 3) Berlin ist ein theurer Ort, und die Leute sollen zum Theil schlecht bezahlen, weil der Luxus dort gross ist. — Dies Mal fasste er seinen Entschluss, ohne mit seinen Brüdern sich zu berathen. Am ersten April 1783 zieht er nach Berlin, doch ritt er noch ein um den anderen Tag nach Spandau. In Berlin kaufte er sich einen Scharlachrock für 50 Thaler, weil es mit zur medicinischen Politik gehöre, wohl geputzt einherzugehen. Am Abschluss des Jahres fand sich ein bedeutendes Deficit in der Einnahme gegen die Ausgaben. Von der Prinzessin Amalie wurde er mit 200 Thalern zum Hofrath und Leibarzte ernannt. Dies Verhältniss dauerte aber nicht lange; die Prinzessin entlässt ihn höchst ungnädig. Sie behandelte ihn, wie er selbst schreibt, en canaille, so dass er ferner nicht verlangt, Fürstlichkeiten zu Patienten zu haben. Er verkehrt mit Klapproth, Engel, Nikolai, Biester, Teller und Zöllner, auch den jungen Willdenow lernt er kennen. Seinen väterlichen Freund Muzel besucht er jeden Morgen; 1784 stirbt derselbe in Heim's Gegenwart. Dagegen

schreibt er in einem Briefe: „Selle und Stosch werden mir wohl nie ganz gewogen werden".

Die Zahl seiner Patienten war 1784: 393, aber die Einnahme schon 2200 Thaler; 1790: 1000 Kranke und 8000 Thaler baar und 800 Thaler in werthvollen Gegenständen. Die älteren, angesehenen Collegen fanden sich anfangs durch ihn gestört und verletzt. Seine Frau bittet ihn deshalb, in öffentlichen Gesellschaften nicht von Charlatanerien der Aerzte zu reden. Nach Muzel's Tode schloss sich Heim vorzüglich dem Geheimrath Baylies an und consultirte denselben öfters bei schweren Krankheiten. Mit Selle war es schwieriger, sich gut zu stellen. Als sein Nachfolger in Spandau Dr. Malzahn ihn fragte, ob er den Tod hier vertreiben wolle, bemerkte er in seinem Tagebuche: hoc scio pro certo, quoties cum stercore certo. Stosch verweigert ihm, ein von Muzel überkommenes Arcanum gegen den Fluor albus mitzutheilen.

Am Schlusse des Jahres 1788 gab Heim sich selbst das Zeugniss, mit Jedem seiner Collegen freundschaftlich gelebt zu haben. Auch bemühte er sich auf das Angelegentlichste, mit den Chirurgen in ein gutes Verhältniss zu treten, indem er grosses Gewicht auf die Verschwisterung der Chirurgie und Arzneikunde legte. Später kam er mit seinem Freunde Voitus, Professor und Generalchirurgus auseinander und trat dafür in ein Verhältniss mit dem Stadtchirurgus Münch und nach dessen Tode mit dem Professor Zenker. Die Spannung zwischen den damaligen Aerzten und Wundärzten lag in dem Geiste der Zeit. Der Chirurgus Gilly, der sich Pferde und Wagen angeschafft hatte, musste, des guten Friedens mit den Aerzten wegen, dieselben wieder verkaufen.

Heim's Praxis nahm stetig zu. Im Jahre 1795 brachte er es einmal auf 83 Besuche. Stets führte er ein Tagebuch. Es blieben ihm kaum 5 Stunden für den Schlaf. 1790 wurde er Leibarzt bei der Prinzessin Heinrich, der Gemahlin des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich's des Grossen. Diese behandelte ihn besser; vom Prinzen wird er aber per Er angeredet. 1785 wurde ihm als drittes Kind eine Tochter geboren, die aber an den natürlichen Pocken starb, 1787 abermals eine Tochter und 1789 ein Sohn.

Von den medicinischen Schriften ist ihm Stoll's „Rationes medendi" die liebste, unter der englischen belletristischen Literatur Humphry Klinker und Tom Jones. Die Moose jedoch blieben seine Lebenswürze. Er bemühte sich aber vergeblich, Hedwig von Leipzig nach Berlin zu ziehen. Der thierische Magnetismus fand einen heftigen Gegner an ihm. Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Grossen missfielen ihm so, dass er ihn in seinem Tagebuche als Narren und Egoisten bezeichnete.

1796 wurde Heim von einer heftigen Lungenentzündung befallen. Zenker, Wolf, Mäcker und Merzdorf besorgten unterdessen seine Kranken. Zur Erholung machte er dann eine längere Reise, besuchte in Halle Meckel, Reil und Kurt Sprengel, in Jena Hufeland und Loder. Von Professor Gruner wurde er dagegen grob zurückgewiesen, desto freundlicher aber von dem Herzog von Meiningen empfangen. Diese Reise kostete ihm 1300 Thaler. Seine Einnahmen steigerten sich indessen. Bis zum Jahre 1805 nahm er jährlich 12,000 Thaler an Honoraren ein. Wie sein Wohlstand zugenommen, geht aus der Notiz hervor, dass sein erster Schreibtisch in Spandau 18 Silbergroschen kostete, während er sich 24 Jahre später in Berlin einen für 250 Thaler anschaffte. 1801 besucht er Schlesien, um die dortigen Gesundbrunnen zu untersuchen; das Jahr darauf wurde er abermals von einer Lungenentzündung befallen.

Trotz seiner grossen Praxis führte Heim ein sehr gesellschaftliches

Leben und verkehrte mit allen Ständen. Doch band er sich nicht an die Regeln der Convenienz. Da er kein frisches Brod liebte, pflegte er stets altes in seinem Wagen bei sich zu führen und dasselbe auch als Gast an fremde Tafeln mit sich zu nehmen. In einigen Häusern, wo er viel zu Mittag ass, hatte er seinen eigenen Wein im Keller liegen. Bekannt ist seine Scene mit Blücher bei dem Fürsten Hardenberg: „es lebe der junge Doctor: Fürst Blücher!“ toastete Heim; „es lebe der Feldmarschall unter den Aerzten, mein College Heim!“ erwiderte ersterer.

Das Theater besuchte Heim nur selten, weil er dadurch zu sehr zerstreut werde, und dies seinen Kranken Nachtheil thue. Als 1805 das Unglück über Preussen hereinbrach, verlor er den grössten Theil seines Vermögens. Selbst eine nachherige zwanzigjährige Praxis vermochte dasselbe nicht wieder zu ersetzen. Dennoch behandelte er 1814 über 1200 Kranke, hinterliess bei seinem Tode aber nicht so viel als er 1805 besass. Er ertrug dies mit der grössten Standhaftigkeit. Erwähnen müssen wir, dass er trotz seiner Verluste anfänglich für Napoleon sehr eingenommen war. Auf seinen Fahrten in und um Berlin sah man Heim immer mit unbedecktem Haupte, er duldete gar keinen Hut im Wagen. In jeder Lage zeichnete er sich durch guten Humor aus. Als der von ihm behandelte Friedrich von Raumer ihm eines Tages erzählte, dass er aus Widerwillen die verordnete Arznei weggegossen, ruft ihm Heim zu: „völlig ebenso gut, als ob Du sie eingenommen hättest!“ Als eine Dame ihn bat, ihr zu erlauben, wegen ihres Leidens, den Kopf mit Sauerkohl zu bedecken, antwortete er: „Thun Sie es, aber vergessen Sie nicht, eine Bratwurst oben aufzulegen!“

Heim fühlte sich unbehaglich, wenn bei einem Patienten die auf den Tod gestellte Prognose nicht auf die Stunde eintrat. Hufeland bemerkte sehr richtig, es sei nicht der Mensch, sondern der Künstler in ihm, der sich über die Täuschung ärgere.

In einem Jahre wurden 4000 arme Kranke von ihm behandelt, die ihn schon um fünf Uhr Morgens in seiner Wohnung besuchten. 1810 wurde er Leibarzt des Prinzen Ferdinand, des letzten Bruders des grossen Friedrich; auch behandelte er die Königin Louise in ihrer Krankheit. In seinem 69. Jahre machte er eine Reise in seine Heimath. Sein Biograph sagt von ihm: „Er war ein Sohn der Natur in der edelsten und weitesten Bedeutung des Worts. Als Knabe lernt er jeden Vogel in weiter Entfernung an seinem Fluge, an dem Gange, an der Spur im Sande oder im Schnee, an wenigen Federn, am geringsten Laut erkennen. Als Jüngling, als Mann ist sein Streben, seine Lust, in dem zartesten Moose, im kleinsten Gewürme, wie in dem Meisterstücke der Schöpfung, dem Menschen, scharf und unermüdlich zu beobachten, was einem sterblichen Auge zu sehen vergönnt ist. Emsig folgt er dem leisesten Winke, wo es gilt, die Geheimnisse der Natur zu belauschen, die Gesetze des Lebens zu prüfen, die Gründe der Störung, der Vernichtung desselben in dem Leichname zu entdecken. Nur was sich durch seine fünf feinen Sinne, die nächsten, von Gott ihm gestellten Zeugen, als thatsächlich erweist, hält er für wahr; nur das reizt ihn zu kühnen Schlüssen, erweckt in ihm glückliche Ahnungen und treibt ihn zu muthigen und erfolgreichen Versuchen“.

Heim genoss eines grossen Rufs als Diagnostiker. Als Beweis seines diagnostischen Scharfsinns dient die Affaire mit den beiden Kindern des Oberamtmanns Karbe. Dieselben waren mit Pockeneiter inoculirt. Die entstandenen Pocken wurden von sämmtlichen zugezogenen Aerzten, dem Generalchirurgus Lehmann, Dr. Wolf, Pallas und dem Geheimrath Fritze für ächte erklärt; nur von Heim nicht. Das folgende Jahr be-

kamen die Kinder die ächten Pocken. „Sollte er bei solchen Erfahrungen, bei so glänzender Genugthuung, die seinem Streben der eigne Genius gewährte, nicht scharfe Beobachtung höher schätzen in seiner Kunst als stolze Gelahrtheit, tiefe Speculation mit ihren betäubenden Formeln?“

Heim's ganze Richtung war entschieden auf das Positive gerichtet. „Ich bin der Meinung, sagt er, dass die chemischen Gesetze ganz und gar nicht auf unseren Körper angewandt werden dürfen, dessen Lebenserscheinungen nicht erklären können. Animalisch-chemischer Process, Chemia vitalis sind Worte, die keinen Sinn für mich haben“. Bei seiner skeptischen, den Hypothesen abgeneigten Richtung war Heim nicht ganz frei von Aberglauben.

Aeusserlich war er der sauberste, reinlichste Mensch; nur in der Ausübung seines Amtes kannte er keinen Ekel und ging auch nicht den unangenehmsten Sectionen aus dem Wege. Gegen seine Collegen war er milde und freundlich. Von Krankenwärterinnen behauptete er Vieles gelernt zu haben. Dies bewahrte ihn vor Hochmuth und Stolz. Mit Selle stand er später auf einem guten Fusse. Von ihm sagte er aus: „Seiner eigenen Meinung nach war er ein grosser Philosoph, was jedoch die Philosophen nicht einräumten, sondern ihn für einen grossen Arzt hielten; die Aerzte dagegen erkannten ihn nur als Philosophen an“. Mit Hufeland war Heim sehr befreundet. Derselbe war über den Gebrauch des Arseniks in Wechselfiebern mit Heim nicht einverstanden und fragte diesen: „was werden Sie sagen, lieber College, wenn Gott dereinst Rechenschaft von Ihnen fordert wegen dieses verwegenen Spiels mit dem stärksten Gifte?“ „Ich werde antworten, entgegnete Heim, indem er Hufeland auf die Schulter klopfte: Alter, das verstehst Du nicht“.

Seine Eigenthümlichkeit ist treffend von Reil gezeichnet: „Heim weiss nicht, wie er die Leute curirt. Unser einer sieht und fragt und forscht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wisse, wo die Krankheit sitze. Ruft man nun Heim, so tritt er in seiner leichten Manier hinein, sieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal und sogleich trifft er den Punkt, auf welchen uns erst eine lange mühsame Combination geleitet hat“.

Ein in den heftigsten Fiebern liegendes Kind erklärt Heim für betrunken, die Eltern halten ihn selbst dafür, bis die Wahrheit an den Tag kommt, dass die Amme Branntwein genossen.

Am 15. April 1822 feierte Heim sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Es wurde ihm ein grosser silberner Pokal überreicht. Der Stadtmagistrat verlieh ihm das Bürgerrecht; auch die Jubelgreise Görke und Mursinna nahmen an der Feier Antheil. Bei dem Hoftraiteur Jagor war ein Mittagsessen veranstaltet, wo der Geheimrath Formey im Namen der Aerzte Heim anredet; dabei wurde seine Büste, aus carrarischem Marmor, von Tiek angefertigt, aufgestellt und ausserdem ihm eine goldene Denkmünze mit seinem Bildnisse überreicht. Vom König erhielt er den rothen Adlerorden zweiter Classe und ein eigenhändiges Beglückwünschungsschreiben.

In demselben Jahre machte Heim eine Harzreise und versuchte in Cöthen Hahnemann kennen zu lernen; doch vergeblich. Letzterer liess ihn nicht vor. In Göttingen wurden Himly und Blumenbach besucht.

Noch im Jahre 1824 hat er 2642 arme Kranke behandelt; bis 8 Uhr Morgens empfing er dieselben in seinem Hause; jüngere Collegen besuchten dieselben in ihren Wohnungen. Erst gegen das 80. Jahr gebrauchte er eine Brille, betheiligte sich noch 1828 an der Naturforscherversammlung in Berlin und verkehrte die letzten Jahre seines Lebens viel mit Ehrenberg, an dessen Entdeckungen er den lebhaftesten Antheil nahm. An

15. Sept. 1834 starb Heim, 88 Jahre alt. Horn, der Vater, verfasste einen Nekrolog für die medicinische Zeitung, und Hufeland hielt im ärztlichen Vereine eine Gedächtnissrede. Eine seit 12 Jahren in Berlin bestehende Gesellschaft, van Swieten-Stolliana nannte sich jetzt Heimia. Heim hatte das Glück, sich bis zu seinem Tode seine geistige Frische und das Interesse für die Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens sich zu bewahren. Seine ausgezeichnete Moossammlung vermachte er der Universität Halle. Professor Hedwig in Leipzig benannte nach ihm ein Moos, Hypnum Heimii, und auch eine mexikanische Pflanze führt nach ihm den Namen Heimia.

Dass über einen Mann von solcher Popularität wie Heim eine Menge Anekdoten circuliren, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Ob sie alle wahr sind, ist eine andere Frage. Wir wollen hier nur zwei herausheben, da sie charakteristisch für die Persönlichkeit Heim's sind. Als er eines Tages vor dem Hause eines Patienten vorbeiritt, fand er diesen im zweiten Stock im Fenster liegend; er rief denselben zu, ihm die Zunge zu zeigen und ritt erst nach vorgenommener Ocularinspection weiter. Von dem ärztlichen Verein, dem er angehörte, war er deputirt über eine neu erschienene Cholera- und Ruhrschrift zu referiren; er entledigte sich seines Auftrages in sehr lakonischer Kürze: „Als ich erstere Schrift las, sprach er, bekam ich einen Ruhr-, und als ich zur Lectüre letzterer Schrift überging, einen Choleraanfall".

Wie so vielen grossen Aerzten wurde es auch Heim noch zu seiner Lebenszeit vorgeworfen, dass er zu wenig studire und die neueste Medicin vernachlässige. Nur aller historischen Bildung baare Aerzte können so urtheilen. Wir würden es für wahre Zeitverschwendung gehalten haben, wenn ein so genialer Heilkünstler, wie Heim, alle schlechten medicinischen Bücher, die jährlich die Messe überschwemmen und vorzugsweise in zwei Quellen ihren Ursprung haben, in der Speculation der Buchhändler und in der Eitelkeit oder Armuth der Auctoren, gelesen hätte. Für den Durchschnitts- und mittelmässigen Arzt ist es schon desshalb, namentlich, wenn seine Praxis keine sehr grosse und seine Urtheilskraft keine sehr scharfe ist, gut, dass er Journale und neu erscheinende Bücher lese, um sein Gedächtniss aufzufrischen, Vergessenes wieder neu zu lernen und ihn vor der, immer mehr um sich greifenden, Vergnügungssucht zu bewahren, die ein Igneumon aller wahren Kunst ist. Das wirklich Neue jedoch, das jährlich in der medicinischen Wissenschaft und Kunst geleistet wird, ist so gering, dass eine Stunde genügen würde, den Arzt damit bekannt zu machen, und der Kritiker muss das Urtheil fällen: das Neue daran ist nicht gut und das Gute daran nicht neu. Leider wird von vielen Aerzten und von allen, die historisch ungebildet sind, Alles, was als neu erscheint, für wirklich neu gehalten, ingleichen wird von den Meisten alles Neue auch für gut und einen Fortschritt angesehen. Dies ist aber in den wenigsten Fällen der Sachverhalt. Denn neu können wir nur das nennen, von dem man früher keine Kenntniss hatte und das auch zukünftig, es sei nun in welcher Disciplin es wolle die Entdeckung gemacht, als wahr sich bewährt. Die Zahl dieses Neuen ist aber sehr klein. Ein Mann nun, wie Heim, der in seiner Wissenschaft und Kunst selbst als Gesetzgeber auftritt und das Beste von dem Wissen und den Erfahrungen aller grossen Aerzte sich angeeignet hat, ist um so weniger verpflichtet, seine Augen mit den meistens compilatorischen Producten der jährlichen Messe zu verderben. Diese Praerogative, die wir Heim hier zuerkennen, räumen wir jedem ächten und wahren Heilkünstler ein. Ebenso wenig wie man von einem hervorragenden Staatsmanne, Philosophen, Dichter oder Arzte es erwarten

kann, mit Jedermann Umgang zu pflegen, ebenso wenig kann man dem Mediciner übel nehmen, von jeder literarischen Novität nicht Notiz genommen zu haben.

Sollen wir Heim's Bedeutung für die deutsche Medicin im Allgemeinen charakterisiren, so können wir dies mit einem Worte thun: Heim war sowohl als Mensch wie als Arzt ein Original. Diese jetzt auf dem Aussterbeetat stehenden Menschen waren zu seiner Zeit unter allen Ständen noch anzutreffen. Heim war aber nicht bloss originell als Mensch und als Arzt, sondern auch als Classiker, und dies bedingt eben seine culturhistorische Bedeutung.

Wenn wir die Reihe der Classiker überblicken, so sind sehr viele von ihnen ihm an wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen überlegen; aber keiner von allen ist so sehr wie Heim, trotzdem dass er genau in den von uns entworfenen Rahmen passt, Original. Dadurch erklärt es sich, dass man sowohl seine wissenschaftlichen wie künstlerischen Thaten gar nicht im Allgemeinen charakterisiren kann oder höchstens in negativer Beziehung, wenn man sagen wollte: im Allgemeinen erwarb er sich weder um die Medicin als Wissenschaft, noch als Kunst hervorragende Verdienste. Dagegen bereicherte er beide durch Entdeckungen, die ganz allein ihm eigen waren, die nur eine körperlich wie geistig so eigenthümlich angelegte Natur ermöglichte, bei der alle Sinnesorgane gleichsam zu einer mikroskopischen Schärfe ausgebildet waren. Denn ohne Frage ist Heim einer der ersten Diagnostiker aller Zeiten und aller Völker. Ihm stand aber weder die Auscultation noch die Percussion zu Gebote. Dennoch stellte er feinere, schärfere, sicherere Diagnosen als der mit allen physikalischen Hülfsmitteln der Neuzeit vertraute Arzt. Dies müssen wir eben auf Rechnung seiner Originalität setzen, vermöge welcher er in einem hohen Grade mit dem, von der Neuzeit mit Unrecht geläugneten, ärztlichen Tact begabt war.

Anderntheils ist zu erwägen, dass es eine grosse Menge von Krankheiten gibt, bei denen die physikalische Untersuchungsmethode gar nicht in Anwendung kommt, wir wollen nur Beispiels halber an die grosse Classe von Hautkrankheiten und die typhoiden Processe erinnern. Ein Arzt, dem Auscultation und Percussion allein das Evangelium der Diagnostik sind, würde bei der Diagnose dieser Krankheiten eine sehr schlechte Rolle spielen. Heim bewährte aber seinen diagnostischen Blick bei allen Krankheiten, selbst bei den fernliegenden der Chirurgie und der Gynäkologie, wir wollen nur an die berühmte, oben erzählte, Abscess-Consultation erinnern.

Wie nun die Originale von jeher das Schicksal gehabt hatten, am meisten nachgeahmt zu werden, und wie die Nachahmer sich stets darin gefielen, das nur anzunehmen, was ihnen physisch und psychisch am leichtesten möglich war und dann in dem Wahne sich brüsteten, das Original erreicht zu haben, so erging es auch Heim. Von allen Classikern ist nicht einer so vielfach copirt zu werden gesucht als er. Natürlich gelang es Niemandem seiner Nachahmer ein Heim zu werden. „Doch wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat man ihm glücklich abgeguckt". In allen grösseren Städten trifft man daher eine Menge Pseudoheime. Ja selbst die Philister in kleinen Landstädtchen haben es sich angewöhnt, denjenigen ihrer Aerzte, der sich durch einige Bizarrerien hervorthut, ihren Heim zu nennen. Auch Stromeyer in seinen so interessanten „Erinnerungen" erwähnt beim Beginn seiner Studien des damaligen Göttinger Heim's. Die meisten von diesen Pseudoheimen haben mit dem Original aber kaum etwas Anderes gemein als das ihnen beigelegte Epitheton ornans. Auch sind wir überzeugt, dass die wenigsten von ihnen je Heim's Schriften gelesen ha-

ben. Da aber die Biographie, welche sein Schwiegersohn Kessler schrieb, gleichsam eine Art Volksbuch geworden ist, so betrachten viele Aerzte, wenn sie sonst auch von ihm nichts wissen, dieses gleichsam als eine medicinische Hodegetik und suchen sich alle diejenigen Züge anzueignen, die sie für das Wesen seines Charakters halten. Alle diese Pseudoheime bemühen sich, stets die Pfaffen zu Freunden zu haben, jeden Sonntag regelmässig die Kirche zu besuchen, „die Weiber führen zu lernen", mit den Hebammen und Sechswochenfrauen auf einen vertrauten Fuss sich zu stellen, gegen Jedermann äusserst zuvorkommend und freundlich zu thun, Hochzeiten und Kindtaufen nicht aus dem Wege zu gehen, möglichst keine Feinde zu haben, eine gewisse burschikose Jovialität zur Schau zu tragen, Zweckessen und grössere Gesellschaften thunlichst zu poussiren, nach populären Witzen zu jagen, durch bon mots zu excelliren, durch gewaltsames Ziehen der Hausglocke die ganze Bewohnerschaft zu erschrecken, durch eine unermüdliche Geschäftigkeit bei Tag und Nacht sich auszuzeichnen, den von den Patienten angebotenen Stuhl, aus Mangel an Zeit, zu refüsiren, ja selbst darin Heim zu copiren, dass sie, mit zunehmender Praxis, immer theuerere und kostbarere Schreibtische sich anschaffen. Natürlich erreichen diese Nachahmer nichts Anderes, als Carricaturen des ächten Heim zu werden. Der grosse Haufe der Laien wird aber durch diese Zerrbilder getäuscht und erkennt oft nur zu spät, wie schwer es ist, den Schein vom Sein zu trennen.

So hat denn Heim, wider seinen Willen, das Schicksal gehabt, eine Menge von Bastarden zu zeugen, die in den grösseren und kleineren deutschen Städten als förmliche ärztliche Typen und locale Koryphäen die medicinische Arena beherrschen. Nirgends zeigt sich mehr die Wahrheit des Spruches: si duo faciunt idem, non est idem und quod licet Jovi, non licet bovi. Was uns bei Heim anzieht, stösst uns bei seinen Zerrbildern zurück. Originale lassen sich eben nicht copiren wie eine Lithographie oder ein Oelfarbendruck; nicht in ihren einzelnen Zügen, sondern in ihren ganzen Bestrebungen verdienen erstere Nachahmung. Für die, welche dies erkannt, steht Heim für alle Zeiten als das edle Muster eines humanen, selbstlosen Arztes da. Er ist, wie der Herausgeber seiner vermischten Schriften sich treffend ausdrückt: „Einer der Ausgezeichnetesten nicht bloss seiner Zeit, sondern aller Zeiten, ein unvergängliches Vorbild für Alle seines Standes; eine schwerlich übertroffene Beobachtungsgabe, offenbar das Resultat einer ihm zur Gewohnheit gewordenen, in das kleinste Detail dringenden Naturanschauung, eine reife Fülle von Erfahrung und seltner Festigkeit derselben, fortgesetzte Aufmerksamkeit und unermüdliches Interesse für Wahrnehmungen, bei denen Andere nicht lange verweilen, zeichnen seine Schriften in hohem Grade aus. Es gehörte zu Heim's medicinischem Glaubensbekenntnisse, dass Verstösse gegen die strengste Wahrheit, in wissenschaftlichen Dingen Keinem so übel anständen als dem Arzte, und er sagte von sich, dass er in seinem ganzen ärztlichen Leben sich, weder schriftlich, noch mündlich irgend eine, auch nicht die kleinste, medicinische Uebertreibung oder Ausschmückung wissentlich habe zu Schulden kommen lassen".

Horn, der Vater, in seinem angeführten Nekrologe fällt folgendes Urtheil über ihn: „Von Charakter war Heim einer der edelsten Menschen. Dabei hatte ihm die Vorsehung einen heiteren, lebensfrohen Sinn gegeben; er war, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, in seinem Gott vergnügt. Seine glückliche Organisation, mit seiner Heiterkeit, Frische und Kraft war ihm angeboren, ein herrliches Geschenk des Himmels! So begabt, war alles Uebrige leicht und verstand sich fast von selbst, während ohne dies die

grösste Anstrengung, Opfer aller Art und sonstiges Glück in Fülle keinen Heim hervorbringen wird. In seinem Beruf erschien Heim vorzugsweise ausgezeichnet durch seine Uneigennützigkeit, durch die thätige Liebe, welche er den Armen bewies, die er aufsuchte, statt sich von ihnen aufsuchen zu lassen, mit welchen er gern verkehrte und denen er Hülfe brachte, wo sie nöthig war. Daher genoss er auch die Segnungen der Liebe und des Vertrauens von den Armen in dem Masse wohlverdient, in welchem anderen braven Aerzten es nicht gelingt, Liebe zu gewinnen und Vertrauen zu erwecken. Die Gewalt seiner Persönlichkeit und ihres ganzen Eindrucks auf Kranke aller Stände, Alter, Bildung u. s. w. war von unbeschreiblicher Wirkung. Sprache, Ton, Miene und sein ganzes Wesen, bei steter Heiterkeit und Fröhlichkeit, verfehlten ihre grosse Wirkung nie. Ohne es zu wollen, ganz von selbst, durch seine Art zu erscheinen, zu reden, ohne viele Worte und Erklärungen, leistete er psychisch unendlich viel. In seinem collegialischen Benehmen zeichnete er sich aus durch Schonung, Entschuldigung und Toleranz gegen Andersdenkende, Junge und Unerfahrene. Entschiedene Missbilligung und lauten Tadel hörte man von ihm nur selten und nur in der Eile und im Eifer des Gesprächs. Immer war er höchst billig, milde und selbst bei grosser Verschiedenheit der Ansicht, ohne Streit und bald sich einigend, doch stets gewissenhaft und fest auf Alles haltend, was unentbehrlich war. Was ihn ferner als Arzt vor Allen auszeichnete, war die Unbefangenheit und Schärfe der Beobachtung, die daraus hervorgehende Sicherheit in der Erkenntniss und Beurtheilung der Krankheiten, und die in der Medicin unerlässliche Skepsis, die nicht auf blinden Glauben annehmen lässt, sondern es erst der eigenen Untersuchung und Prüfung zu unterwerfen begehrt. Sein bestes ärztliches Wissen war seine Diagnostik, das schnelle Finden der Hauptsache, mit verhältnissmässig geringen Mitteln. Ein scharfes Fixiren des neuen Kranken, ein sorgfältiges, bedachtsames, stilles Würdigen der der Beobachtung sich darbietenden Persönlichkeit desselben, ein paar, den Ausschlag gebende Fragen daneben, und er wusste, was überhaupt hier zu wissen und zu thun nöthig war. Bei seiner Beobachtungsgabe waren oft nur einige, wenige Fragen ihm genügender als stundenlanges Examiniren mancher Aerzte. Immer waren ihm die objectiven Data viel entscheidender für die Erkenntniss als die subjectiven. Was er selbst sinnlich wahrnahm und oft gleich bei der ersten persönlichen Berührung mit dem Kranken fand, war ihm viel wichtiger als breite und oft ermüdende Schilderungen und Beschreibungen der Kranken, ja nicht selten ihrer bisherigen Aerzte".

Aehnlich urtheilt Hufeland über Heim: „Wahr im Munde und ohne Falsch im Herzen, die reinste Herzensgüte und Liebe als Grundlage, vereint mit einer wirklich kindlichen Natürlichkeit, Unbefangenheit und Offenheit, die oft in die liebenswürdigste Naivität überging; scheinbarer Leichtsinn und doch die strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, ja die pünktlichste Ordnung bis zur täglichen Führung seines Tagebuches, grosse Bescheidenheit, Demuth, Anspruchslosigkeit, verbunden mit grosser Kraft, Kühnheit und einem Muthe, der den grössten Gefahren Trotz bot; bei dem äusseren Anscheine der höchsten Einfachheit, die Fähigkeit grosser Ideen und heldenmüthiger Aufopferung; dabei ein immer sich gleicher, unzerstörbarer Frohsinn, auch bei den schwersten Schlägen des Schicksals, selbst bei dem Verluste seines ganzen, mühsam erworbenen Vermögens. Wenn es von irgend Einem heissen kann: nicht sich, sondern Anderen, so galt dies von ihm. Nie dachte er an sich selbst. Die höchste Uneigennützigkeit und gänzlicher Mangel an Habsucht und Ehrsucht waren seine Zi[illegible] Sein ganzes Leben war Aufopferung für Andere, immer bereit, [illegible]h gleich, bei Tag oder Nacht, bei Armen oder Reichen".

Nirgends aber spiegelt sich die Kern- und Originalnatur Heim's klarer ab, als in seinen Briefen an den Zehntgegenschreiber Volkmar, den er auf er gemeinschaftlichen Reise mit seinem Freunde Muzel in Goslar hatte kennen lernen und mit dem er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Schon Marx macht in seiner Biographie Stieglitz' darauf aufmerksam, dass der Biograph Heim's nur zweimal des Namens Volkmar gedachte, und liess dort zwei Briefe, die Stieglitz freilich, obgleich er das Genie Heim's anerkannte, nicht sehr interessant fand, abdrucken.

Wir lassen, im Uebrigen auch auf jene, zur Charakteristik Heim's höchst wichtigen, daselbst abgedruckten Briefe hinweisend, hier einige, bisher noch nicht veröffentlichte, folgen.

Schmalkalden, den 18. Juli 1775.

Mein liebster Volkmar, leben Sie noch? Es ist fast schon zwei Monat, dass ich Ihnen geschrieben. Muzel hat das Nämliche gethan, und keiner von uns hat eine Antwort erhalten. Die Menge von guten Freunden und Bekannten, so ich nach meiner retour hier in meinem Vaterlande angetroffen, haben mir Zerstreuungen des Geistes genug verschafft, das Bange und Aengstliche, welches mir Ihr Stillschweigen verursacht, nicht so stark zu fühlen, als es zu einer anderen Zeit würde geschehen sein. Jetzt bin ich wieder bei mir selbst und ich versichere Ihnen, dass Sie mir des Tags über oft in die Gedanken kommen und mich beunruhigen. Sind Sie krank, und ich soll es nicht wissen? Dies wäre wirklich nicht freundschaftlich! Amtsgeschäfte? Diese haben Sie zu allen Zeiten genug gehabt und doch geschrieben. Gerechter Himmel! was soll ich denken? Werden Sie dieses denn auch noch lesen? Vielleicht ist dieser rechtschaffene Mann schon in jener Welt mit seiner Julie vereinigt, und ich soll und kann es nicht wissen! Seele, die Du dieses liest, hast Du ein Recht, gehabt diesen Brief zu erbrechen, so musst Du ein Freund von meinem würdigen Volkmar gewesen sein. Ich bitte Dich jetzt zu Mitternacht, da Du meinen Namen wissen und auch mein Freund sein musst, mir so bald als möglich zu antworten, wie es mit meinem Freunde Volkmar ergangen. Seine Julie ist todt, Leo ist todt, die beiden würdigsten Weiber, so ich in Deutschland kannte, Volkmar soll ich auch als todt annehmen. Ja, Welt, Du bist des Lebens Grab. Der Körper geht zu Bette, wo soll aber die Seele Ruhe finden?!

Spandau, den 30. Juli 1776.

Ich muss mich fast schämen, bester Volkmar, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben. Gedacht habe ich oft an Sie, ich habe auch an Sie schreiben wollen, allein da gab es immer Verhinderungen, und das Bewusstsein, dass mein Freund billig denke, hat mich meine Pflicht nun von einem Tag auf den anderen schieben lassen. Was denken Sie wohl, dass ich nicht mehr in Berlin bin? Schon zu Anfang des Aprils habe ich Berlin verlassen und mich die ganze Zeit über in Spandau aufgehalten. Der hiesige Stadtphysikus ist an einer Auszehrung krank und da er seit einem halben Jahre seiner Praxis und seinem Amte nicht vorstehen konnte, so war es nothwendig, Jemanden zu bekommen, der seinem Posten vorstehen möchte. Ich liess mich daher dazu erbitten, besonders da es auch der Wille meines Freundes Muzel war. Die ersten 6 Wochen meines hiesigen Aufenthaltes logirte ich mit meinem Collegen, der einer der würdigsten Männer ist, so ich kenne, zusammen. Nachher aber ging er nach Halle, wo er seine Eltern hat, und wo er glaubt, eher zu seiner Gesundheit zu kommen als hier. Nunmehr wohne ich ganz allein. Während meines hiesigen Auf-

enthaltes bin ich in beständige Geschäfte, die oft mit Unruhe verbunden waren, verwickelt gewesen. Vom Ober-Collegio medico bekam ich einen Casum medicum und Themata legalia auszuarbeiten. Erstere und ein Thema legale habe ich nun schon vollendet, allein zu den übrigen Thematibus, so nothwendig als es auch war, sie so bald als möglich zu verfertigen, habe ich bis jetzt noch keine Zeit gehabt. Die Patienten rauben mir alle Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände. Indessen wird mir die Praxis immer geläufiger, die mir im Anfange, da ich während meiner Reise mich immer mit vielen anderen Dingen beschäftigte, wirklich sauer wurde. An Patienten mangelt es mir niemals. Jetzt habe ich deren zwar wenige, aber im vorigen Monate habe ich oft mehr als zwanzig gehabt. Diese gehörig zu behandeln, erfordert Aufmerksamkeit und Zeit. Um Insecten, wie Sie nun leicht denken können, habe ich mich seither nicht kümmern können, so gern ich auch desshalb für Sie gesorgt hätte. Indessen trauen Sie mir es zu, dass ich ins Künftige alle Ihre Commissionen doch richtig besorgen werde. Wann ich nach Berlin reite, so kann ich niemals lange dort verweilen, und die wenige Zeit, die ich alsdann habe, bringe ich gar zu gern in Gesellschaft meines Freundes zu. Da wir einander jetzt selten zu sehen bekommen, so haben wir allezeit, wenn wir zusammentreffen, so Vieles miteinander zu sprechen, dass wir niemals ganz damit fertig werden. So weit schrieb ich vorgestern vor acht Tagen. Seit drei Wochen und darüber stirbt in hiesiger Gegend das Rindvieh sehr häufig. Einige Dörfer haben beinahe alles verloren. Dies Viehsterben hat mir viel Unruhe verursacht. Auf der Universität sowohl als auf Reisen habe ich mich niemals um die Anatomie des Rindviehs, noch viel weniger um seine Krankheiten bekümmert. Seit vier Wochen ist es ein tägliches Geschäft gewesen, Kenntnisse in diesen beiden Stücken zu erlangen. Auf Requisition des hiesigen Magistrats und einiger Edelleute auf dem Lande habe ich nun schon 16 Stück besichtigt und zergliedert. Ich halte das jetzige Viehsterben für eine wirklich ansteckende Seuche. Das Vieh ist meistens nur 8—12 Stunden krank und dann crepirt es. Bei allen fast sind die Glandulae des Halses, der Brust und des Bauches heftig entzündet. In den drei ersten Magen ist die innere Haut vollkommen lose und im Psalter, der ganz hartes und trocknes Futter enthält, sitzt diese Haut fest auf dem Futter. Der letzte Magen ist stark entzündet, hie und da sphacelös und enthält selten grünes Futter, sondern fast allzeit eine dunkelbraune, flüssige Masse, die sehr stinkt. Ich schrieb Ihnen desswegen ein bischen weitläufig, weil ich gern wissen möchte, ob das Rindvieh, welches in Ihrer Gegend stirbt, ebenso beschaffen. Von Goslar habe ich zwar nicht gehört, dass es sterben soll, allein im Magdeburgischen und Halberstädtischen soll es gleichfalls häufig vorkommen. Mein Aufenthalt hier gefällt mir ungemein wohl. Da ich nur der einzige Doctor hier bin, so habe ich keinen Nebenbuhler, der mich beneiden könnte. Die Feldscherer, deren hier ziemlich viele sind, prakticiren zwar auch und gewiss mehr als sie sollten, doch werde ich sie nie beneiden. Spandau ist eine grosse Stadt, so dass es mir nicht möglich wäre, alle Patienten darin abwarten zu können. Meine Einnahmen sind seither zwar nur mässig gewesen, und ich habe natürlich mehr ausgegeben als eingenommen, doch hoffe ich in Zukunft keinen Schaden von meinem hiesigen Aufenthalte zu haben. In meiner Praxis bin ich seither immer glücklich gewesen, welches mich um so mehr freut, je gewisser es ist, dass, wenn ein geschickter Arzt auch oft allen Fleiss auf seine Patienten verwendet, sie ihm doch sterben. Bekanntschaft habe ich hier schon genug, sowohl unter Vornehmen als Gemeinen, und der grosse Theil davon gefällt mir sehr wohl. Mit dem Herrn Dr. Jetzke habe ich diesen Contract gemacht. Logis, Essen und Trinken,

Tabak, Aufwartung habe ich frei. Dafür muss ich alle Patienten, von denen er einen stehenden Gehalt hat, umsonst curiren. Unter diese gehören besonders alle Meister und Gesellen auf der hiesigen Gewehrfabrik und verschiedene Adlige auf dem Lande. Die Sostra, die ich aber überdem noch erhalte, gehören mir zu. Als ich von Berlin fortging, wurde ich von Herrn Geheimrath Muzel mit Kleidungsstücken und weisser Wäsche versehen; er schenkte mir auch noch 80 Thaler, bezahlte die Unkosten für den Cursum medicum und Casum forensem, so dass, wenngleich ich auch noch nicht viel eingenommen habe, ich hier doch recht anständig leben kann. Sollte sich der Fall ereignen, dass mein College sterben sollte, so werde ich vermuthlich seine Stelle erhalten können, da ich den hiesigen Magistrat, der die Stelle zu vergeben hat, sehr zu meinem Freunde habe. Indessen wünsche ich aufrichtig, dass Dr. Jetzke bald wieder gesund retourniren mag. Da mich das Glück bis hieher beständig begleitet, und fast immer weit grösser als mein Verdienst gewesen, so zweifle ich nicht im Geringsten, dass es mich in's Künftige nicht verlassen wird. Nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich weiss, dass Sie von den Surinam'schen Papillons verschiedene mehr als einmal besitzen. Ein Apotheker in Salzungen hat der Frau meines Bruders während ihrer Krankheit viele Dienste erzeigt und wünscht zur Belohnnng nichts als einige Surinam'sche Papillons, da er eine grosse Sammlung einheimischer Insecten besitzt. Wollten Sie also wohl so gütig sein und etwa drei Stück an meinen Bruder schicken? Seine Adresse ist Heim, Pastor in Gumpelstadt bei Salzungen im Sachsen-Meiningischen. Ob der Apotheker Kenner von Insecten ist, weiss ich nicht, doch will ich meinen Bruder darum fragen, und, wenn dies sein sollte, so kann er vielleicht schon andere dafür schicken. Unser Freund Muzel befindet sich recht wohl, vergnügt und gesund. Er ärntet schon die Früchte von seiner Geschicklichkeit und gutem Charakter ein. Seine Praxis in Berlin ist ansehnlich, Jedermann ist wohl mit ihm zufrieden, und man bezahlt ihn auch gut. Es ist kein Zweifel, dass er mindestens eben den Ruhm, den sein Vater hat, erhalten wird. Seine Schwester, die an den Director Stubenrauch verheirathet, ist vor 14 Tagen mit einem Sohne in die Wochen gekommen. Sie sowohl als das Kind befinden sich vollkommen gesund. Nun, liebster Volkmar, schreiben Sie mir auch bald und melden Sie mir eben soviel von Ihnen, als ich Ihnen von mir gesagt habe. Empfehlen Sie mich Ihrer liebsten Frau. Sammelt diese auch Insecten? Ich bin aus ganzer Seele

Ihr wahrer Freund.

Spandau, Dec. 11. 78.

Most beloved friend,

Your last from the 20. of August I have received and beg your pardon I did not answer it sooner. Business, You know, is the share, which falls to every one, who has a proper employment. The most pleasant news I found in Your letter was, that Your income is considerably augmented by the character of an expeditor of the writings, belonging to the old quarrels between Hannover and Brunswig. It is a very long time I heard nothing of Your private affairs, but I hope, as Your income is now likewise a good deal better, that they will be to Your and Your Lady's satisfaction. I am very glad, you will be so kind to find out means to send butterflies with all safety to the Apothekary of Salzungen. My only sister in law owes to this man a great deal of obligation, and as she is a very worthy woman, who has desired me to procure for her benefactor some fine butterflies, I dare say, it will give me the greatest pleasure when I hear, these but-

terflies are well arrived at Salzungen. The collection of oars from my deceased friend I have brought by the assistance of the Bergrath Gerhardt in order. I don't know, as I have a great many duplicats, whether, I have oars and petrefacta from England or not, but in case I should have them, as I don't doubt, You may be sure that I will send You them. The trunk with oars You have still, You may send by the same opportunity, You did already send the others. If it should give You too much trouble, I shall consider it as a favour, if You will lay aside all those stones which are too common and not worth to be sent. Tho' I am but a very indifferent Mineralogist, I like to keep the stones my ever beloved friend Muzel was so fond of.

And now what I would tell You of this worthy man, our dearest and best of all friends, the deceased Muzel, is that the last year of his life was very unhappy for him. Nobody knew his sorrows and troubles of mind so well than I, and no one the cause of it but I. You are the first man I intend to say anything of the matter. Know then that our deceased friend about a year before his end was fallen in love with a lady to the highest pitch. The lady was one of his patients, engaged by his Highness as a singer. Now, though all the world and especially his family would have been against such a marriage, he would most certainly not have minded it, but would have run away with her, if she had not been sick of consumption. I am quite sure there have been but very few persons, who died in matters of love, suffered so much as he. He has committed a great many blunders nobody who knew him but half would ever have thought he could be guilty of. The less the hope he saw before him that his sweat heart could recover, the more melancholic he grew and the more he wished he might die before her. What he has wished, Providence has granted. There does not pass a single day, I do not think of him. He was a great man in knowledge as well as in virtues. Though his life was but short, he has suffered enough in it and now he may enjoy the ever lasting one. The lady he has been in love with is the most accomplished one, I ever saw in my life. She has a great understanding, good sense, is virtuous beyond conception, speaks french, italian perfectly well, knows the whole duty of a young girl and finds pleasure in it to fulfill her duty, and that with such a charming and pleasing manner, that every one likes and esteemes her. She stays at present here at Spandow and intends to die under my care. Since half a year she has lost all voice. She can bring forth not one loud sound, as she has an ulcer in the throat, she has continually pain in the throat, ears and breast, is obliged to cough day and night, cannot sleep, has no appetite, and if she has appetite she can for the great pain in the throat not swallow but with great difficulty. I never saw a worthy creature suffer more than her. Besides all this, she thinks continually of her deceased lover and spends often her nights in weeping for him. As there is no cure for her upon this world, I wish very often, Providence may take her off. To the imperfect description of this lady I must add, that she is very handsome and beautiful and has a very easy and graceful behaviour. The only thing, we could dislike is, that she is not tall but little. Be so kind to present my best compliments to your lady. Health and happiness attend You, which is the sincerest wish of yours Heim.

P. s. Before I send off this letter, I must acquaint You, that in the month of October I have received two new titles. The first is „zweiter Landphysicus des Havelländischen Kreises" with the income of 80 dollars; and the second consists in the word „Hofrath" which his Highness the Prince

Ferdinand has been pleased to bestow upon me. Last summer was not much failing, that I had left Spandau and was gone to Berlin as there were a good many families who desired me for their physician. But as I live here very happy, can be useful to mankind and have a pretty good income I like better to stay here. I give You once more a hearty farewell.

Spandau, den 27. Dec. 1779.

Liebster Freund,

Ich kann dies Jahr unmöglich so vorbeigehen lassen, ohne mich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen und Ihnen einige Nachrichten von dem meinigen zu geben. Sie leben doch noch und sind gesund? auch zufrieden und vergnügt? Nur dies wünsche ich von Ihnen bald zu erfahren. Familie müssen Sie doch noch wohl nicht haben, sonst, glaube ich, würden Sie es mir geschrieben haben. Mir ist es in diesem ganzen Jahre bis in den Monat September recht gut gegangen. Ich habe hier mein reichliches Auskommen und mit den Menschen, mit denen ich umgehe, bin ich wohl zufrieden. Mir fehlt also nichts als eine Freundin, mit der ich mein Glück und Unglück theilen könnte. Ich versprach mich also zu Anfang des September dieses Jahres mit der ältesten Demoiselle Tochter des hiesigen Kaufmanns Mäker. Alle Anstalten wurden gemacht, dass den 30. dieses Monats die Hochzeit gehalten werden sollte. Allein die Vorsehung beschloss ein Anderes. Ich wurde an der Ruhr krank und so gefährlich, dass mir von allen meinen Aerzten, unter welchen der vorzüglichste der Geheimrath Muzel in Berlin war, das Leben abgesprochen wurde. Fünf Wochen lag ich hier fast ohne Sinn und Verstand krank, war so ohnmächtig, dass ich nicht aus dem Bette gebracht werden konnte, und musste Alles unter mir gehen lassen. Da man sah, ich konnte hier nicht besser werden, und die berlinischen Aerzte des öfteren Reisens hierher müde waren, wurde ich nach Berlin gebracht, wo ich 6 Wochen geblieben und sehr viele Schmerzen und Leiden ausgestanden habe. Ich hatte mich durchgelegen von dem beständigen Liegen zu Bett in Spandau, und von dem Verhalten des Urins, welches bei der Ruhr gewöhnlich ist, hatten sich Nierensteine, wovon ich zwei, eine Linse gross, besitze, erzeugt, und diese gingen in Berlin unter den heftigsten Schmerzen, die wohl über 8 Tage anhielten, von mir. Seit 4 Wochen bin ich nun wieder hier, aber noch nicht gesund. Ich habe ein beständiges Fieber, welches einem auszehrenden, schleichenden sehr ähnlich ist. Mein einziger Trost ist, dass ich in den 4 Wochen, die ich hier bin, wieder etwas zugenommen habe, welches mir Hoffnung zu meiner Besserung macht. Ich bin in Berlin so abgezehrt, dass nichts als Haut und Knochen an mir zu fühlen waren. Seit 3 Wochen habe ich erst angefangen, wieder etwas gehen zu lernen. Ob ich noch einmal wieder gesund werden werde, dies weiss ich nicht. Ohnerachtet ich jetzt in meinen besten Jahren bin, einen sehr guten Posten habe, und, Sie werden es mir auf mein Wort glauben, ein recht gutes, liebes Mädchen an meiner Braut, mit der ich schon dreimal aufgeboten worden bin, besitze, so dass ich mir noch viele angenehme Stunden auf dieser Welt versprechen kann, so werde ich doch dieselbe mit frohem Muthe verlassen können, wenn es Gottes Wille so sein sollte. Zu meinem Muzel komme ich dann wieder und darauf freue ich mich. Die Mineralien, die jetzt in schönster Ordnung sind, wird mein ältester Bruder, der Consistorialrath in Meiningen, und die Pflanzen mein zweiter Bruder, der Pastor, bekommen, wenn ich sterben sollte. Wissen Sie etwas, was Ihnen von den Mineralien Vergnügen machen könnte, so will ich es Ihnen zu einem Andenken meiner zukommen lassen. Sehen Sie, mein liebster Freund, so ist es mir ergangen! Ich will recht sehr wün-

schen, dass die Nachrichten, die ich von Ihnen bekommen werde, besser sein mögen! Ich wohne jetzt bei meinen Schwiegereltern, wo ich alle mögliche Pflege und Wartung habe. Ich darf nicht das geringste Fleisch, noch Fleischbrühe bei Tische, sondern nichts als Vegetabilien geniessen. So elend mein Körper jetzt ist, so heiter und vergnügt bin ich doch immer in meiner Seele. Lesen oder schreiben darf ich freilich nicht viel, weil ich dadurch das Fieber vermehre, und der Kopf schwach danach wird. Nun geben Sie mir bald Nachricht von sich. Ungeachtet wir nicht mehr so oft, als sonst wohl geschehen, an einander schreiben, so bin ich doch noch der alte Heim, und so wie immer in noch mehr Ihr Freund, als ehedem. Empfehlen Sie mich Ihrer besten Frau. Behalten Sie mich lieb; ich bin unter allen Umständen meines Lebens

Ihr treuer Freund

Heim.

Kritik und Polemik.

Auch als Kritiker und Polemiker zeigt sich Heim in der ihm allein eignen Weise. Seiner Natur lag es, im Gegensatz zu so vielen anderen Classikern, fern, einseitige Richtungen in der ganzen Medicin zu bekämpfen; vielmehr war er zufrieden, sich selbst vor Sectirerei und Systemsucht frei zu erhalten. Seine Kritik und Polemik war daher nicht, um mich so auszudrücken, eine allgemeine, eine objective, sondern eine rein persönliche, individuelle, subjective. Er kämpfte gegen das an, was eben mit seinen, ihm eignen, Ansichten, mit seinen persönlichen Erfahrungen nicht übereinstimmte. Hiergegen trat er mit aller Heftigkeit auf, führte seinen ganzen Menschen in's Feuer. So konnte er es nicht vermeiden, dass er in literarische und persönliche Fehden sich dadurch verwickelte. Seine Gutmüthigkeit, sein gefälliges, einnehmendes Wesen bewirkten aber stets, dass diese Kämpfe, die bei Anderen zur Erbitterung und lebenslänglicher Spannung führen, bei ihm meist den Grund zu einer anhaltenden Freundschaft mit seinen Gegnern legten. Die Geschichte der Medicin zeigt wenige Beispiele, dass literarische Feinde sich in Freunde verwandelten. Heim's Offenheit und gutes Herz stimmten Jedermann, auch die ihm ursprünglich feindlich Gesinnten, zu seinem Gunsten. Wie er auf der Universität zu den Studenten stand, ebenso war seine Stellung später zu seinen Collegen, und in dieser Beziehung sind die Worte charakteristisch, die er über sich selbst, von Halle aus, an seinen Bruder Ludewig schreibt (Kessler's Leben S. 55): „Bei den Studenten stehe ich in sehr gutem Ansehen, man ehrt und liebt mich allenthalben, mehr als ich wirklich zu verdienen fühle. Beinahe 200 Studenten sind mir alle gewogen. Unter diesen sind Geschickte, Fleissige, Fromme, Liederliche, Vornehme, Geringe, Reiche, Adelige und Bürgerliche. Ich weiss mich bei Jedermann zu insinuiren, indem ich keinem Vornehmen oder Reichen schmeichle, aber auch keinen Armen verachte. Ich rede überall frei und so wie ich denke. Bekomme ich einen Reichen oder Vornehmen in die Cur, der selbst an seiner Krankheit schuld ist, so lese ich ihm so gut die Moral als jedem Andern; daher werde ich allenthalben für einen ehrlichen und redlichen Menschen gehalten."

Bezeichnend für Heim, sowohl in seiner mündlichen wie in seiner literarischen Kritik, ist, dass er in salopper, burschikoser Weise sich durch die Stimmung des Augenblicks leiten lässt. Während der Krankheit seines Freundes Muzel war er mit der Behandlung desselben von Seiten dessen Vaters und Dr. Roloff's nicht zufrieden und erging sich hierüber in bö-

tigen Invectiven. In seinem Tagebuche steht darüber: „Zu Mittag bei dem Geheimrath Gerhardt gespeis't, wo ich, nachdem ich viel Ale getrunken, tüchtig auf den Dr. R. geschmäht, dass er aus Unwissenheit meinen Freund hat sterben lassen."

Stieglitz macht hierüber (zum Andenken an Stieglitz von Marx S. 102) die Bemerkung: „Wird Heim nicht später dasselbe Schicksal gehabt haben, und es nicht jeden Aeskulap treffen, dass die weit jüngere Generation der Collegen nicht zweifelt, der Tod sei erfolgt, weil der Kranke nicht nach der Methode behandelt sei, welche jetzt die neueste ist? Niederschlagende Erfahrung, welche die Ungewissheit und das ewige Schwanken der Medicin darthut." Als Heim später von Spandau nach Berlin übersiedelte, fanden sich die älteren Fachgenossen oft durch seine rücksichtslose Kritik verletzt. Allmälig gewöhnten sich alle Collegen so daran, dass sie ihm nichts mehr übel nahmen, und er zu Allen in einem höchst collegialischen Verhältnisse stand. Ebenso ging es ihm in seinen literarischen Kritiken. In den von ihm kritisirten Büchern monirt und tadelt er vorzugsweise das, was in seiner eignen Praxis ihm nicht vorgekommen, ohne sich an die Erfahrung Anderer und früherer Jahrhunderte zu kehren.

In den Bemerkungen über „den Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlungsart des Scharlachfiebers" von Dr. Johann Stieglitz äusserte er sehr richtig, „dass eine zahlreiche Menge dieser Kranken glücklich durch sich selbst geheilt werde und ohne unser Zuthun, sowie viele andere hitzige Krankheiten dann am schnellsten und glücklichsten verlaufen, wenn wir gar keine oder nichts bedeutende Arzneien zur Anwendung bringen, dass es dagegen schlimm in mancher Hinsicht sei, dass der entgegengesetzte Glaube, dass man um so thätiger sein müsse, je heftiger die Fieberform sich darstelle, unter den jüngeren und unerfahrenen Aerzten so viele Anhänger finde," trat aber der Behauptung von Stieglitz entgegen, dass bei der Behandlung des Scharlachfiebers nur selten eine Anzeige zum Aderlassen eintrete, und dass die Laxirmittel, welche bei Weitem so sehr nicht schwächten, jenem im Ganzen vorzuziehen seien. „Meine häufigen Selbstbeobachtungen, sagt er, veranlassen mich zu der Behauptung, dass die Venaesectionen beim Scharlachfieber ganz unentbehrlich sind und ungleich mehr eine schnelle Heilung befördern, wie die Laxirmittel, die ich oft für unnöthig, ja nicht selten für nachtheilig halte. Wenn der Herr Verfasser hinzusetzt: „Wir haben in der Regel beim Scharlachfieber nie wahre Entzündungs- oder typhöse Fieber vor uns, so muss ich auch von dieser Meinung abweichen. Ich glaube daher auch, dass der Herr Verfasser zu weit geht, wenn er behauptet, dass wir von dem einförmigen und langweiligen Zuschnitte unserer älteren medicinischen Handbücher abweichen müssen, welche lehren, die Blattern, Masern, Scharlach u. s. w. als Gallenfieber, Entzündungsfieber, Faulfieber zu behandeln."

Die Erfahrung hat nun hier nachgewiesen, dass Stieglitz im Rechte sich befindet; er stürzte die bisherige schablonenmässige Behandlung des Scharlachs, und wenn auch in einigen Fällen die antiphlogistische Methode, namentlich sobald einzelne Organe vorzugsweise in Mitleidenschaft gezogen werden, indicirt ist, so gibt doch in der grösseren Mehrzahl der Fälle das von Stieglitz angegebene kühlende und antigastrische Verfahren bei weitem die glücklichsten Resultate. In der Kritik: Anzeige der Beantwortung der Preisfrage: „Worin besteht eigentlich das Uebel, das unter dem sogenannten freiwilligen Hinken der Kinder bekannt ist?" Von Dr. Wilhelm Anton Fischer, Hochfürstlich Lippischem Hofrath. Wien 1807 (diese Schrift erhielt den zweiten, die Albers'sche Schrift den ersten Preis von der medicinisch-chirurgischen Joseph's-Akademie) gelangt er zu folgen-

dem Resumé: „Wenn man die Schrift des Herrn Verfassers mit Aufmerksamkeit durchliest, ohne den abgehandelten Gegenstand aus eigner Erfahrung zu kennen, so sollte man glauben, dass die fragliche Krankheit der Behandlung wenig Schwierigkeit entgegensetze. Ich gestehe aufrichtig, dass mir eine wahre Heilung des so häufig vorkommenden freiwilligen Hinkens der Kinder, der günstigsten Aussenverhältnisse ungeachtet, ausserordentlich selten gelungen ist.“

Am längsten und hartnäckigsten war der Streit Heim's mit Mühry und Stieglitz wegen der nach der Vaccination auftretenden Pocken. Provocirt wurde er von Heim. Seiner Natur nach hielt er mit eiserner Consequenz an seiner Ansicht fest, bis die Erfahrung selbst ihn belehrte, dass er Unrecht habe. In der Geschichte der Medicin sind achtzehnjährige Kämpfe wie dieser eine grosse Seltenheit, eine noch grössere Rarität ist es aber, wenn einer der Streiter, wie hier Heim, endlich selbst seine Besiegung eingesteht, nachdem nämlich sein eigner, schon geimpfter Enkel von den ächten Pocken befallen wurde. Das ist das Grosse in Heim's Charakter, dass er kein Bedenken trug, jedes Mal, wenn er geirrt, dies öffentlich zu bekennen, im Gegensatz zu so vielen kleinen Geistern, die selbst, wenn sie ihren Irrthum einsehen, doch noch den Schein annehmen, als ob sie Recht hätten. Aber nur durch Heim's Eingeständniss seiner Irrthümer konnte es bewirkt werden, dass seine Gegner am Ende seines Lebens zu Freunden wurden.

Die Veranlassung dieser Controverse war folgende: Mühry hatte im Hufeland'schen Journal die Beobachtung einer, nach vollkommener Vaccination erfolgten, Blatterneruption, mit Vergleichung ähnlicher, schon früher in England, namentlich von Willan gemachten Erfahrungen, mitgetheilt, die drei Abhandlungen von Heim in's Leben riefen, auf die wir bei der Diagnostik zurückkommen werden. „Der Streit war, wie Heim selbst sagt, ein gemachter, „indem wir, ein Jeder von seinem Standpunkte aus, uns unsere Erfahrung nicht nehmen lassen konnten und darauf gestützt, unsere Meinungen vertheidigen mussten, gewiss der einzige Weg, in dem man in unserer Wissenschaft zur Wahrheit gelangt. Leichtsinniges Aufgeben und Vergessen der Thatsachen hat leider nun schon allzuvielen seichten Hypothesen und Irrthümern die Bahn gebrochen, und darum steht eine Wahrheit, wenn auch spät, doch auf diese Weise gewonnen, desto fester. Daher ist auch Stieglitz' Ausspruch, dass ich anders urtheilen würde, wenn Ereignisse in meine Beobachtung fielen, wie sie in England und Hannover vorgekommen, in Erfüllung gegangen, da ich, sobald ich einmal modificirte Blattern gesehen hatte, von ihrer Realität überzeugt war.“

Mit derselben Courtoisie benahm sich Heim in dem Streit, in den er mit dem Bremer Arzte Albers verwickelt wurde. Den eigentlichen Impuls hierzu gab der Tod des Prinzen von Holland. Dieser veranlasste den Kaiser Napoleon, einen Concurs über die häutige Bräune auszuschreiben und einen Preis von 12,000 Franken demjenigen Arzte zu verheissen, der die beste Abhandlung hierüber schriebe. Von 83 zur Preisbewerbung eingegangenen Schriften wurden die von Albers in Bremen und Jurine in Genf für gleich würdig gehalten. Zu den eingereichten, nicht prämiirten Schriften gehörte die Arbeit von Marcus: „Die Natur und Behandlung der häutigen Bräune“, Bamberg und Würzburg, 1810. Als nun Albers in einer Kritik des Home'schen Buchs über den Croup sich geäussert hatte (Biographische Skizzen verstorbener Bremischer Aerzte, Bremen, Georg Heyse, 1844. S. 223): „öffentlich verpflichte ich mich zu beweisen, dass ich mehrere, fast sterbende Kinder ohne die Tracheotomie glücklich gerettet habe,“ so nahm Heim die Gelegenheit wahr, Albers den Vorwurf zu

machen, „eine Heilmethode zu kennen, wodurch fast sterbende Kinder, welche am Croup leiden, noch gerettet werden, und sie nicht schleunig bekannt zu machen, sei ein Verfahren, für das er keinen Namen wisse, auf jeden Fall bleibe es eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit, ein solches Geheimniss zu besitzen und es dennoch nicht zu entdecken.“ Diese Anklage erregte bei Albers die grösste Entrüstung, und als Antwort schrieb er seine kritischen Bemerkungen gegen eine Recension des Herrn Geheimrath Heim. Albers hatte nämlich sich nur undeutlich ausgedrückt, indem er weiter nichts als die, von Heim selbst zugegebene, Zwecklosigkeit der Tracheotomie hatte constatiren wollen. In seiner Antikritik suchte er nicht bloss die Anklage zu entkräftigen, sondern wies die Schwächen der Heim'schen Kritik nach. Auf Albers hatte dieser Angriff aber einen solchen Eindruck gemacht, dass er noch nach 11 Jahren, als er in der Salzburger Zeitung (1821, S. 414) sich gegen die von Heim aufgestellte Diagnosis der Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter ausspricht, hinzusetzt: „ich schreibe dies nur aus Liebe zur Wahrheit und gewiss nicht aus Groll gegen diesen eben genannten Mann, von dem ich mich früher gekränkt fühlte, und zwar dadurch, dass ich mich öffentlich der Unwahrheit von ihm beschuldigt glaubte.“

Doch war schon zwei Jahre vor diesem Ausspruche bei einem Aufenthalte in Berlin die Versöhnung beider Männer vor sich gegangen, wobei Heim auf die liebenswürdigste Weise die Initiative ergriff; trotzdem blieb ein Stachel in Albers' Herzen zurück.

Von den sonstigen kritischen Leistungen Heim's sind noch zu erwähnen: die Recensionen des „Handbuchs zur Erkenntniss und Heilung der Kinderkrankheiten“ von A. Henke und der Harless'schen Schrift: „Einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bei Kindern“, eine Einladungsschrift zur öffentlichen Jahressitzung der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen am 16. Junius, 1810. Ersterer Aufsatz ist eine Musterkritik, die unsere heutigen jungen Kritikaster lesen sollten, bevor sie Kritiken schreiben. Seine besten künstlerischen Erfahrungen aus der Kinderpraxis hat Heim darin niedergelegt; sie zeichnet sich daher aus durch die gediegenen praktischen Winke, die der Verf. hier einflicht, so z. B. dass die Milch beim Füttern der Kinder, was Henke vergessen, warm sein müsse; ferner bekämpft er die Ansicht Hufeland's, dass die Rose der Mutter das Kind anstecke, macht aufmerksam auf die Zugluft als die Ursache des Trismus neonatorum, warnt davor, alle spastischen Krankheiten für asthenischer Natur zu halten, empfiehlt vielmehr kühlende und abführende Mittelsalze, ja selbst Blutentziehungen durch Blutegel, kalte Begiessungen des Kopfs, von denen er sogar beim angeborenen Wasserkopfe Heilung sah. Das Brechmittel gibt er nicht bloss, wie Henke, bei gastrischen Zuständen, sondern lobt auch seine Einwirkung auf den Nervenplexus, den auf dasselbe eintretenden Schweiss und Schlaf. Senfpflaster und Meerrettig lässt er zur ableitenden Methode nur mit der äussersten Vorsicht gebrauchen, als unterscheidendes Merkmal von häutiger Bräune und Asthma Millari gibt er an, dass letzteres stets plötzlich, heftig und ohne Vorläufer auftrete, macht auf die Häufigkeit der Entzündungen bei Kindern, namentlich der Lungen- und Darmentzündung aufmerksam, die Henke ganz übergangen hatte, und sagt, dass in Berlin wenigstens 1000 Kinder ihr Leben dem Umstande zu verdanken hätten, dass er diese Art ihres so leicht zu übersehenden Leidens früh und richtig erkannte und durch dreisten Gebrauch der Blutegel und Aderlässe dasselbe schnell entfernte, dass Kinder aus den wohlhabenderen Ständen diesen Krankheiten aber mehr unterworfen seien als die aus den untern. Gegen den Kopfgrind fand er nichts wirksamer als die fortgesetzte

Anwendung doppelt zusammengelegter, gewöhnlicher Kohlblätter auf den grindigen Stellen des Kopfes.

In der Kritik über die Harless'sche Schrift kommt er auf die von ihm empfohlenen Blutegel und Schröpfköpfe bei entzündlichen Kinderkrankheiten zurück. Alle seine Rathschläge stützen sich auf keine blosse Theorie, sondern auf seine reiche und glückliche Erfahrung.

Diagnostik.

Auch diese Disciplin bereicherte Heim durch mehrere neue Entdeckungen. Hier ist es ebenfalls charakteristisch, dass die von ihm angegebenen diagnostischen Differenzen gleichsam subjectiver Art sind, indem sie einestheils nur von ihm wegen seiner ganz besonderen Schärfe der Sinne wahrgenommen werden konnten, anderentheils, um von Anderen auch beobachtet werden zu können, körperlich und geistig, Heim ähnlich organisirte Naturen vorausgesetzt werden müssen. Ferner ist nicht zu läugnen, dass Heim der erste war, welcher sich darin gefiel, minutiöse, man könnte sagen, mikroskopische Unterschiede in der differentiellen Diagnostik aufzustellen, was von unserer Zeit epidemisch, wenn auch nicht mit demselben Erfolge, nachgeahmt wurde. Ohne Frage liess sich Heim hierbei durch seine Vorliebe für die Mykologie beeinflussen.

Wie schon erwähnt, bestritt er Anfangs die Möglichkeit der Wiederkehr von Variola nach erfolgter Vaccination, hielt viele Jahre diese Ansicht fest und behauptete, hier habe stets eine Verwechslung mit Varicella Statt gefunden. Der Streit über die Verschiedenheit von Variola und Varicella, die Heim anfänglich behauptet, hat bis auf die neueste Zeit fortgedauert. Durch Hebra's Auctorität verleitet, hatten in den letzten Jahren die meisten Aerzte für die Identität dieser Processe sich entschieden, bis durch die Untersuchungen von Lothar Meyer, Eisenschütz, Förster, Kaposi, Thomas, Fleischmann und Vetter eine entgegengesetzte Strömung eintrat, und die meisten Pathologen sich jetzt wieder der Heim'schen Ansicht zugewandt haben. Doch dürfte die von ihm aufgestellte Narbenlehre auf Unfehlbarkeit wohl keinen Anspruch machen.

Rötheln trennt Heim, wie auch Andere, vom Scharlach und Masern und wandte hiebei zuerst das Geruchsorgan als unterscheidendes Mittel an. Da es der Wissenschaft gelungen ist, sowohl den Sinn des Gehörs als des Gesichts durch die Technik zu schärfen, so kann man aus Analogie schliessen, dass es auch noch dereinst dahin kommen wird, das Geruchs- und Geschmacksorgan durch die Kunst zu potenziren, und dass dann diese Sinnesorgane dieselbe Rolle, vielleicht noch eine höhere, bei der Diagnose der Krankheiten spielen werden als das Auge und das Ohr.

Heim's diagnostisches Merkmal zur Erkennung der Schwangerschaften ausserhalb der Gebärmutter ist auch durchaus subjectiv und wurde schon von Albers (Salzburger medicinisch-chirurgische Z. 1821, S. 414) in Zweifel gezogen. Die seitdem eingeführte Auscultation und Percussion bietet zur Diagnose sichere Garantien, wenngleich das Heim'sche Symptom als unterstützendes Moment von bleibendem Nutzen ist.

Dessgleichen werden die semiotischen Unterschiede, durch welche er die idiopathische Herzentzündung von der Pleuritis und Lungenentzündung trennte, trotz der physikalischen Untersuchungsmethode, für alle Zeiten einen hohen Werth behalten. Sein diagnostisches Talent zeigte er in folgenden Abhandlungen:

1) Ueber die Diagnostik der falschen Pocken mit Hinsicht auf die neuerlich behaupteten Fälle von ächten Pocken nach vorhergegangener, gelungener Vaccination.

2) Noch zwei Worte über das Vorkommen ächter Pocken nach vorhergegangenen ächten Kuhpocken.

3) Meine jetzige Ansicht über den Einfluss der Schutzpocken auf Menschenblattern.

Die von englischen und deutschen Aerzten mitgetheilten Fälle von dem Eintritte ächter Menschenpocken nach vorhergegangener, vollständiger Vaccination hält Heim für irrig, indem man falsche Menschenpocken für ächte ausgab, oder die vorausgegangene Kuhpockenimpfung fehl geschlagen war. Die ächten Pocken sind oft sehr schwer von den unächten zu unterscheiden. Im Anfang seiner Praxis hat er selbst sich oft geirrt. Er hielt die Pocken eines Kindes für ächte, während ein alter Wundarzt das Gegentheil behauptete. Später bekam es erst die ächten. Bis zum Jahre 1799, wo er mit der Vaccination bekannt wurde, betrieb er eifrig die Inoculation. Möhsen, der damalige Leibarzt, war ein abgesagter Feind derselben, ebenso Selle und Muzel. Baylies, Brown, Fritze, Herz, Stosch und Wolf waren fast die einzigen, welche sich mit der Pockenimpfung beschäftigten. Die Feinde derselben behaupteten oft, dass dieses oder jenes geimpfte Kind späterhin doch die ächten Pocken bekommen habe. Heim überzeugte sich stets, dass die angeblichen ächten Pocken allemal nur falsche waren. Die Vaccination fand späterhin noch heftigere Feinde, namentlich an Marcus Herz. Auch nach dieser sollten häufig die ächten Pocken auftreten. Man muss die Varicellen recht oft und nach allen ihren Verschiedenheiten beobachtet haben, um sie von den ächten Pocken unterscheiden zu können. In der Willan'schen Schrift werden sie auch verwechselt. Viele Eltern verleiten den Arzt, die falschen Pocken für ächte anzusehen; sie setzen eine Art Ehre darein, ein Kind zu haben, welches die Pocken zum zweiten Male bekommt, entweder nach den natürlichen oder nach den vaccinirten. Ebenso finden sich Aerzte, die dieses Aufsehen wünschen. Es gibt mehrere Arten falscher Pocken. 1) Die falschen Pocken befallen Kinder und Erwachsene nur ein Mal in der Regel, zuweilen auch zwei und selten drei Mal. Kinder, die nach falschen Pocken die ächten bekommen, erkranken gewöhnlich nicht gefährlich daran. 2) Weder ächte Pocken, noch vollständig verlaufene Kuhpocken schützen vor den falschen. 3) Sie herrschen epidemisch und sporadisch. 4) Sie sind viel leichter ansteckend als die ächten Pocken. 5) Im Durchschnitt sehr gelind. 6) Sie haben nie ein sogenanntes Eiterungsfieber. 7) Die meisten Pusteln enthalten bloss eine lymphatische Flüssigkeit. 8) Ebenso oft und noch öfter hinterlassen sie Narben, am häufigsten auf der Stirn und Nase. 9) In einzelnen Epidemien erreichen die Pusteln die Grösse eines Thalers, fressen um sich, geben eine üble Jauche von sich und bewirken einen lebensgefährlichen Zustand.

Die Eigenthümlichkeiten bestehen in Folgendem: 1) Mehrere Tage vor dem Eintritt des Fiebers sind die Kinder träge und unlustig. 2) Mit dem Eintritt des Fiebers, das oft heftiger ist als bei den ächten Pocken, erfolgen Uebelkeit, Erbrechen u. s. w. 3) Es zeigt sich zuerst ein Ausschlag im Gesicht und dann an allen übrigen Theilen, auch inwendig im Halse und Munde. Die Pusteln füllen sich mit einer weissen, undurchsichtigen Materie. Das Füllungsstadium dauert oft zehn Tage. Darauf bildet sich ein Schorf, der häufig drei Wochen sitzt. 4) Diese Pusteln lassen Narben an allen Theilen des Körpers zurück, jedoch niemals so viel als die ächten. 5) In einigen Fällen bilden die Pusteln keinen Schorf, sondern Geschwüre. Nach diesen Resultaten findet Heim die Gränze zwischen ächten und falschen Pocken keineswegs so genau bezeichnet, als man bisher angenommen zu haben scheint. Die Besonderheiten bestehen in folgenden:

1) Der Geruch der ächten ist von den falschen verschieden. 2) Bei den falschen erfolgt der Ausbruch meist am ganzen Körper, 3) bei den ächten zuerst im Gesicht, dann an den Händen u. s. w. 4) Bei den ächten hört nach dem dritten Tage alle Eruption auf, bei den falschen kommen noch hie und da neue Pocken zum Vorschein. 5) Bei den falschen juckt der Ausschlag, bei den ächten brennt er, und es fällt den Kindern kaum ein, während des Zeitraumes der Eruption und Füllung sich zu kratzen. 6) Bei den falschen Pocken haben sämmtliche Stippchen gleich Anfangs am Grunde jeder einzelnen Pustel eine dunkelrothe Farbe, bei den ächten ist diese Farbe hellroth. 7) Viele Pocken der falschen erheben sich gar nicht, während die ächten alle sich heben und füllen. 8) Es folgt bei ihnen eine febris secundaria. 9) Während des Zeitraums der Eruption ist das Gesicht gedunsen bei den unächten, bei den ächten ist dies nie der Fall. 10) Die ächte Pockenpustel ist härtlich und elastisch, hat eine ovale Figur und bildet mit der Haut einen sehr spitzen Winkel; wenn man in eine ächte Pocke auch nur eine kleine Oeffnung macht, so fliesst die darin enthaltene Feuchtigkeit schnell heraus, und nach einiger Zeit füllt sie sich wieder, die Pusteln platzen oft auf, dagegen ist die unächte Pustel weich anzufühlen, hat eine halbkuglige Figur, durch eine Oeffnung läuft die darin enthaltene Feuchtigkeit nur sehr langsam aus, und die Pustel füllt sich nicht wieder. Die Pusteln platzen nie von selbst auf. 11) Während bei der ächten Pustel die Haut, die den Boden derselben bildet, sich oft merklich erhebt, erhebt sie sich bei der falschen nie, die Feuchtigkeit ist bei letzterer nie eiterartig. Wenn die ächten Pocken Narben hinterlassen, so ist die Zahl meistens sehr gross, während bei den unächten die Zahl sehr gering ist. Die unächten hinterlassen fast alle Narben, die ächten oft gar nicht.

Heim unterscheidet reine oder vollkommene Narben ächter Pocken und reine oder vollkommene Narben falscher Pocken. Diesen setzt er entgegen die unreinen oder unvollkommenen Narben ächter Pocken, sowie die unreinen oder unvollkommenen Narben falscher Pocken. Diese Unreinheit entsteht durch mancherlei Störungen des eigenthümlichen Verlaufs der Pustel, besonders durch Abkratzen, Aufliegen und innere Verderbniss. Die Eigenthümlichkeiten der reinen Narben falscher Pocken bestehen in Folgendem: a) die Basis der Narbe ist immer weiss, weisser als die übrige Haut des Körpers, sie ist ganz glatt, so glatt als die Schale eines Eies, b) man bemerkt keine Punkte und Vertiefungen in ihr, wie man bei Erwachsenen an der Stirn und besonders an der Nase so häufig sieht, c) an keiner einzigen Narbe einer falschen Pocke bemerkt man Haare, wenn sich dieselben an einem behaarten Theile, der Augenbrauengegend z. B. befinden. Dagegen zeigt die Basis ächter Pocken folgende Eigenthümlichkeiten: a) sie ist nie weisser als die Haut, b) sie ist nie glatt, sondern uneben, wie die Oberfläche einer Citrone, c) in allen Narben ächter Pocken findet man 2 — 3 schwärzliche Punkte, und je grösser die Narbe ist, desto mehr derselben bemerkt man. In der ächten Pocke findet man auf dem Grunde zuweilen 1—2 Haare. Der Rand der falschen Pocke ist gerundet und glatt, hat die Farbe der Haut und bildet nach dem Grunde zu eine fast unmerkliche Vertiefung, so dass der weisse Grund der Narbe ein etwas convexes Ansehen bekommt. Dagegen ist der Rand der Narbe der ächten Pocke weder gerundet, noch glatt, sondern bald mehr, bald weniger gezackt; er hat die nämliche Farbe wie die Haut, so wie der Grund immer concav ist. 3) Die Figur der falschen Narben ist gewöhnlich ganz rund, zuweilen oval, und nur wenige haben eine irreguläre Form; die Figur der ächten ist selten rund und oval, vielmehr ungleich, gezackt und alle Arten von Winkeln bildend. 4) Die Tiefe der unächten ist sehr verschieden, nach Jahren verschwindet aber

Tiefe, und sie bilden mit der übrigen Haut eine Fläche; bei der ächst die Tiefe auch verschieden, sie nimmt jedoch allmälig ab. 5) Es gibt Individuum, welches über zwanzig Narben falscher Pocken hätte. Da- bilden sich bei den ächten Pocken ungleich mehr Narben. 6) Im besonders an der Stirn bilden sich die Narben falscher Pocken am n, namentlich auf der Nase selbst; die ächten findet man am häu- n im Gesichte und auf den Händen. 7) Bei den unächten bleiben arben, welche ein Alter von 40–50 Jahren erreicht haben, immer weiss, und ihr Rand, der mit der Haut entweder gleich oder etwas erhöht ist, ist nicht gezackt, sondern rund, dagegen verschwinden oft die Narben ächter Pocken von demselben Alter, bleiben aber einige, so sehen sie nie weiss aus, ihr Rand bleibt immer gezackt.

Chronische Hautausschläge, Pemphigus, Rose, Gürtel, Verletzungen nach weggebeizten Warzen und Flecken der Haut lassen ähnliche Narben zurück. Dieselben sind aber stets härtlich. Alle reine Narben falscher Pocken sind aber weich anzufühlen, nie härtlich. Dennoch ist es oft sehr schwierig, die Diagnostik in dem gegebenen Falle richtig zu stellen. Es erfordert lange Zeit und viel Aufmerksamkeit, um diese feinen Formen und Umrisse richtig aufzufassen und zu beobachten. „Ich möchte behaupten, dass ein eignes Talent dazu gehört, die Kunst, diese kleinen Dinge genau zu sehen, sich schnell zu eigen zu machen. In anderen Künsten, deren Ausübung einen äusserst gebildeten Sinn voraussetzt, ist dies der nämliche Fall. So wird nur ein grosser Kenner die ächten Perlen, die ächten Brillanten von den unächten schnell unterscheiden können.“ — Aus mehreren Gründen ist es Heim wahrscheinlich, dass man die ächten Pocken nicht zum zweiten Male bekommen könne. Curt Sprengel behauptet freilich das Gegentheil. Alle die von ihm citirten Fälle sind aber nicht stichhaltig.

2) Heim's Gegner Mühry und Stieglitz haben ihn nicht überzeugt, dass in seltnen Fällen nach ächten Kuhpocken später ächte Menschenpocken entstehen könnten, und er selbst ist ebensowenig im Stande, zu beweisen, dass dieser Vorgang physisch unmöglich sei. Er kann daher seine Meinung nicht ändern. Den Mühry'schen Fall erklärt er für Varicella. Ebenso theilt er nicht die Ansicht von Stieglitz und Mühry, dass das vaccinöse Contagium, wenn es gleichzeitig mit dem variolösen den Organismus afficire, die Wirkung des letzteren modificire und beschränke. Er hat gerade das Gegentheil beobachtet. Ausserdem erinnert er an die bekannte Thatsache, dass da, wo ächte Kuhpocken und ächte Menschenpocken in einem und demselben Individuum zu gleicher Zeit beisammen angetroffen werden, beide von einander ganz unabhängig existiren, so dass die aus dem Kuhpockenbläschen eines solchen Kranken genommene Lymphe bei einer neuen Impfung reine schützende Kuhpocken, und dass die aus der ächten Pockenpustel genommene Materie ächte Menschenpocken und zwar von der gelindesten bis zu der schlimmsten Art hervorbringen. Ueberdies darf man nicht vergessen, dass es oft schwer ist, die ächten schützenden von den unächten, unvollständigen, nicht schützenden Kuhpocken zu unterscheiden.

3) „Wenn ich“, sagt Heim, „fremde Beobachtungen und besonders ausländische, so gefeiert auch die Namen derer, die sie anstellten, sein mögen, stets mit grossem Skepticismus aufgenommen habe, so habe ich es in der vollsten Ueberzeugung gethan, dass die Summe absoluten und positiven Wissens sehr klein, die Gelegenheit ächter Forschung sehr schwer, Selbsttäuschung leicht möglich, und Mangel an Wahrheitsliebe nicht selten sei. Es gehört daher eine Art von persönlichem Credit dazu, um Glauben auf das Wort verlangen zu können. Und so kann ich noch jetzt, was ich da-

1) Der Geruch der ächten ist von den falschen verschieden. 2) Bei den falschen erfolgt der Ausbruch meist am ganzen Körper, 3) bei den ächten zuerst im Gesicht, dann an den Händen u. s. w. 4) Bei den ächten hört nach dem dritten Tage alle Eruption auf, bei den falschen kommen noch hie und da neue Pocken zum Vorschein. 5) Bei den falschen juckt der Ausschlag, bei den ächten brennt er, und es fällt den Kindern kaum ein, während des Zeitraumes der Eruption und Füllung sich zu kratzen. 6) Bei den falschen Pocken haben sämmtliche Stippchen gleich Anfangs am Grunde jeder einzelnen Pustel eine dunkelrothe. Farbe, bei den ächten ist diese Farbe hellroth. 7) Viele Pocken der falschen erheben sich gar nicht, während die ächten alle sich heben und füllen. 8) Es folgt bei ihnen eine febris secundaria. 9) Während des Zeitraums der Eruption ist das Gesicht gedunsen bei den unächten, bei den ächten ist dies nie der Fall. 10) Die ächte Pockenpustel ist härtlich und elastisch, hat eine ovale Figur und bildet mit der Haut einen sehr spitzen Winkel; wenn man in eine ächte Pocke auch nur eine kleine Oeffnung macht, so fliesst die darin enthaltene Feuchtigkeit schnell heraus, und nach einiger Zeit füllt sie sich wieder, die Pusteln platzen oft auf, dagegen ist die unächte Pustel weich anzufühlen, hat eine halbkuglige Figur, durch eine Oeffnung läuft die darin enthaltene Feuchtigkeit nur sehr langsam aus, und die Pustel füllt sich nicht wieder. Die Pusteln platzen nie von selbst auf. 11) Während bei der ächten Pustel die Haut, die den Boden derselben bildet, sich oft merklich erhebt, erhebt sie sich bei der falschen nie, die Feuchtigkeit ist bei letzterer nie eiterartig. Wenn die ächten Pocken Narben hinterlassen, so ist die Zahl meistens sehr gross, während bei den unächten die Zahl sehr gering ist. Die unächten hinterlassen fast alle Narben, die ächten oft gar nicht.

Heim unterscheidet reine oder vollkommene Narben ächter Pocken und reine oder vollkommene Narben falscher Pocken. Diesen setzt er entgegen die unreinen oder unvollkommenen Narben ächter Pocken, sowie die unreinen oder unvollkommenen Narben falscher Pocken. Diese Unreinheit entsteht durch mancherlei Störungen des eigenthümlichen Verlaufs der Pustel, besonders durch Abkratzen, Aufliegen und innere Verderbniss. Die Eigenthümlichkeiten der reinen Narben falscher Pocken bestehen in Folgendem: a) die Basis der Narbe ist immer weiss, weisser als die übrige Haut des Körpers, sie ist ganz glatt, so glatt als die Schale eines Eies, b) man bemerkt keine Punkte und Vertiefungen in ihr, wie man bei Erwachsenen an der Stirn und besonders an der Nase so häufig sieht, c) an keiner einzigen Narbe einer falschen Pocke bemerkt man Haare, wenn sich dieselben an einem behaarten Theile, der Augenbrauengegend z. B. befinden. Dagegen zeigt die Basis ächter Pocken folgende Eigenthümlichkeiten: a) sie ist nie weisser als die Haut, b) sie ist nie glatt, sondern uneben, wie die Oberfläche einer Citrone, c) in allen Narben ächter Pocken findet man 2 — 3 schwärzliche Punkte, und je grösser die Narbe ist, desto mehr derselben bemerkt man. In der ächten Pocke findet man auf dem Grunde zuweilen 1 — 2 Haare. Der Rand der falschen Pocke ist gerundet und glatt, hat die Farbe der Haut und bildet nach dem Grunde zu eine fast unmerkliche Vertiefung, so dass der weisse Grund der Narbe ein etwas convexes Ansehen bekommt. Dagegen ist der Rand der Narbe der ächten Pocke weder gerundet, noch glatt, sondern bald mehr, bald weniger gezackt; er hat die nämliche Farbe wie die Haut, so wie der Grund immer concav ist. 3) Die Figur der falschen Narben ist gewöhnlich ganz rund, zuweilen oval, und nur wenige haben eine irreguläre Form; die Figur der ächten ist selten rund und oval, vielmehr ungleich, gezackt und alle Arten von Winkeln bildend. 4) Die Tiefe der unächten ist sehr verschieden, nach Jahren verschwindet aber

alle Tiefe, und sie bilden mit der übrigen Haut eine Fläche; bei der ächten ist die Tiefe auch verschieden, sie nimmt jedoch allmälig ab. 5) Es gibt kein Individuum, welches über zwanzig Narben falscher Pocken hätte. Dagegen bilden sich bei den ächten Pocken ungleich mehr Narben. 6) Im Gesicht, besonders an der Stirn bilden sich die Narben falscher Pocken am häufigsten, namentlich auf der Nase selbst; die ächten findet man am häufigsten im Gesichte und auf den Händen. 7) Bei den unächten bleiben Narben, welche ein Alter von 40–50 Jahren erreicht haben, immer weiss, und ihr Rand, der mit der Haut entweder gleich oder etwas erhöht ist, ist nicht gezackt, sondern rund, dagegen verschwinden oft die Narben ächter Pocken von demselben Alter, bleiben aber einige, so sehen sie nie weiss aus, ihr Rand bleibt immer gezackt.

Chronische Hautausschläge, Pemphigus, Rose, Gürtel, Verletzungen nach weggebeizten Warzen und Flecken der Haut lassen ähnliche Narben zurück. Dieselben sind aber stets härtlich. Alle reine Narben falscher Pocken sind aber weich anzufühlen, nie härtlich. Dennoch ist es oft sehr schwierig, die Diagnostik in dem gegebenen Falle richtig zu stellen. Es erfordert lange Zeit und viel Aufmerksamkeit, um diese feinen Formen und Umrisse richtig aufzufassen und zu beobachten. „Ich möchte behaupten, dass ein eignes Talent dazu gehört, die Kunst, diese kleinen Dinge genau zu sehen, sich schnell zu eigen zu machen. In anderen Künsten, deren Ausübung einen äusserst gebildeten Sinn voraussetzt, ist dies der nämliche Fall. So wird nur ein grosser Kenner die ächten Perlen, die ächten Brillanten von den unächten schnell unterscheiden können.“ — Aus mehreren Gründen ist es Heim wahrscheinlich, dass man die ächten Pocken nicht zum zweiten Male bekommen könne. Curt Sprengel behauptet freilich das Gegentheil. Alle die von ihm citirten Fälle sind aber nicht stichhaltig.

2) Heim's Gegner Mühry und Stieglitz haben ihn nicht überzeugt, dass in seltnen Fällen nach ächten Kuhpocken später ächte Menschenpocken entstehen könnten, und er selbst ist ebensowenig im Stande, zu beweisen, dass dieser Vorgang physisch unmöglich sei. Er kann daher seine Meinung nicht ändern. Den Mühry'schen Fall erklärt er für Varicella. Ebenso theilt er nicht die Ansicht von Stieglitz und Mühry, dass das vaccinöse Contagium, wenn es gleichzeitig mit dem variolösen den Organismus afficire, die Wirkung des letzteren modificire und beschränke. Er hat gerade das Gegentheil beobachtet. Ausserdem erinnert er an die bekannte Thatsache, dass da, wo ächte Kuhpocken und ächte Menschenpocken in einem und demselben Individuum zu gleicher Zeit beisammen angetroffen werden, beide von einander ganz unabhängig existiren, so dass die aus dem Kuhpockenbläschen eines solchen Kranken genommene Lymphe bei einer neuen Impfung reine schützende Kuhpocken, und dass die aus der ächten Pockenpustel genommene Materie ächte Menschenpocken und zwar von der gelindesten bis zu der schlimmsten Art hervorbringen. Ueberdies darf man nicht vergessen, dass es oft schwer ist, die ächten schützenden von den unächten, unvollständigen, nicht schützenden Kuhpocken zu unterscheiden.

3) „Wenn ich“, sagt Heim, „fremde Beobachtungen und besonders ausländische, so gefeiert auch die Namen derer, die sie anstellten, sein mögen, stets mit grossem Skepticismus aufgenommen habe, so habe ich es in der vollsten Ueberzeugung gethan, dass die Summe absoluten und positiven Wissens sehr klein, die Gelegenheit ächter Forschung sehr schwer, Selbsttäuschung leicht möglich, und Mangel an Wahrheitsliebe nicht selten sei. Es gehört daher eine Art von persönlichem Credit dazu, um Glauben auf das Wort verlangen zu können. Und so kann ich noch jetzt, was ich da-

mals über Willan und die englischen Aerzte überhaupt, über die Schwierigkeit, die sich gerade ihnen darbietet, vollgültige Erfahrungen zu machen, sagte, nicht zurücknehmen, ohne jedoch hiermit nur im Geringsten ihren Charakter zu nahe treten zu wollen. Ich schätze England als ein Land des Glaubens und der Wahrheit, als ein Land, dessen ganze Wohlfahrt auf einem sonst nirgends gekannten Creditsysteme beruht, wo der Ausdruck: you lie die tödtlichste Beleidigung, die bitterste von allen ist, wo Fälschung den gewissen Tod nach sich zieht, und wo daher auch die literarischen Falschmünzer mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt werden. Aber England verwirft in dem Systeme seiner bürgerlichen Freiheit jede willkührliche Beschränkung, und somit ist eine Medicinalpolizei in dem Sinne des Continents dort ganz unbekannt; ja es geschieht Alles, um durch die grösste Unordnung und Willkühr der Einzelnen wissenschaftliche und statistische Resultate unmöglich zu machen. Schon vor mehreren Jahren fing ein Vorfall an, Zweifel in mir zu erregen". Ein vaccinirtes Kind bekam, wie Heim meinte, die Windpocken. Die Impfung an einem anderen Kinde aber ergab, dass es die ächten Pocken waren. Das Kind starb. Ebenso beobachtete er, wenn vor dem Ausbruche der Pocken schwarze Stippen auf der Haut erschienen, der Tod ganz sicher eintrat. Von M. maculosus war hier keine Rede, weil jede Blutung fehlte. Desshalb ist es unverantwortlich, das Vertrauen auf die Kraft der Schutzblattern sinken lassen zu wollen. Dagegen bezweifelt er die Ansicht, dass die Schutzblatter selbst, indem sie bereits mehrere Generationen durchlaufen, ohne erneuert worden zu sein, an Kraft verloren habe. Vielmehr sage die unmittelbar den Kühen entnommene Lymphe dem menschlichen Organismus nicht so zu, weil sie zu scharf sei und sehr langwierige bösartige Geschwüre hinterlasse. Schwer hält er die Entscheidung der Frage über die Identität der Variola, des Varioloids und der Varicella. H. glaubt, dass sich Variola zur Varicella verhält, wie die Lues zur Gonorrhoea. Dass aber, wie Lüders glaubt, Varicella nicht ihren Sitz in der Haut, sondern bloss in der Epidermis haben soll, diese Ansicht theilt Heim nicht, denn er sah zu tiefe Narben nach Windpocken. Ebenso wenig kann er sich der Hennen'schen Ansicht anschliessen, dass die Varioloiden nach Schwefel riechen sollen. Dagegen machte er die Beobachtung, dass bei inoculirten ächten Pocken allemal ein schlechter Verlauf eintritt, wenn die Mutterpocke, d. h. die, welche an der Impfstelle entsteht, von dem Normalen in ihrer Form und Farbe abweicht. H. beobachtete 4 Fälle, wo der Tod sicher eintrat; einmal bei dem 9jährigen Mädchen des Professor Mursinna. Derselbe lachte, als Heim ihm sagte: „Ihr Kind stirbt", und der Geheimrath Fritze machte ihm Vorwürfe, dass er so hardi sein könnte, so etwas zu sagen. Jedoch die Prognose traf ein.

Bemerkungen über die Verschiedenheit des Scharlachs, der Rötheln und der Masern, vorzüglich in diagnostischer Hinsicht.

Folgende Verschiedenheiten finden nach Heim Statt.

A. In Hinsicht des Fiebers.

1) Beim Scharlach ist das Fieber gleich Anfangs heftig, und bei keiner einzigen hitzigen exanthematischen Krankheit zeigt sich ein so frequenter Puls wie beim Scharlach, dasselbe ist bei den Rötheln der Fall, bei den Masern ist dagegen das Fieber weit mässiger, so dass es einem gelinden Katarrhalfieber gleicht.

2) Bei Scharlach bleibt das Fieber sich gewöhnlich gleich, ist zu allen Zeiten des Tages gleich stark, ebenso bei Rötheln, bei Masern dagegen des Morgens gelinde, aber des Abends auffallend vermehrt.

3) Bei Scharlach dauert, so lange der Ausschlag vorhanden ist, das

Fieber fort, ja oft noch dann, wenn der Ausschlag schon verschwunden ist, ebenso bei Rötheln, bei Masern dagegen hört sehr oft, wenn der Ausschlag 2 oder 3 Tage sich gezeigt hat, alles Fieber auf, und der Ausschlag ist noch einige Tage sichtbar.

4) Bei Scharlach erfolgt der Ausschlag schon in den ersten 24 Stunden des Fiebers, ebenso bei Rötheln, bei Masern muss das Fieber wenigstens 3 — 4 Tage angehalten haben, ehe der Ausschlag zum Vorschein kommt.

5) Bei Scharlach entsteht mit dem Eintritt des Fiebers die Angina, zuweilen auch umgekehrt, bei Rötheln ebenso, bei Masern in der Regel nicht der Fall. Im Halse bemerkt man a) bei Scharlach, dass der ganze Schlund, die Mandeln, das Zäpfchen, bald mehr, bald weniger entzündet und geschwollen sind, bei Rötheln ebenfalls, bei Masern niemals oder äusserst selten, b) dass bei Scharlach die Mandeln entweder ganz oder hie und da, stellenweise mit einer weissen, dicken und festsitzenden Haut überzogen sind, bei Rötheln ebenfalls, bei Masern niemals, c) dass bei Scharlach die Schmerzen im Halse anhaltend, brennend und äusserst empfindlich sind, ebenso bei Rötheln, bei Masern haben die Meisten gar keine oder sehr geringe Schmerzen, d) dass bei Scharlach die Schmerzen beim Hinunterschlingen flüssiger oder consistenter Speisen sich sehr vermehren, ja dass die letzteren oft gar nicht, und die ersteren nur mit grosser Beschwerde geschluckt werden können, ebenso bei Rötheln, bei Masern können die Kranken ohne Beschwerde trinken, und der schlimme Hals, wenn er vorhanden ist, hindert selbst das Essen nicht, e) dass bei Scharlach die Entzündung im Halse sich zuweilen über die ganze Nasenhöhle ausbreitet, die Nasenlöcher davon ergriffen werden, und die Luft kaum durch die Nase gezogen werden kann, bei Rötheln selten, bei Masern sehr selten, fast nie, f) dass bei Scharlach der schlimme Hals theils mit, theils ohne Fieber fortdauert, wenn auch der Ausschlag längst verschwunden ist, bei Rötheln ebenso, bei Masern nie, g) dass bei Scharlach die Kranken weder husten noch niesen, bei Rötheln auch nicht, bei Masern gehen Niesen und Husten dem Ausschlag immer voran und dauern die ganze Krankheit hindurch; ja selbst nachdem diese überstanden ist, dauert der Husten fort.

6) Bei Scharlach leiden auch die Augen, wie der Hals gleich Anfangs leidet; sie werden entzündet, thränen nicht, die Kranken klagen über brennende Schmerzen darin, ebenso ist es bei Rötheln, bei Masern in stärkerem Grade, die Augen thränen sehr, brennen nicht, sondern jucken mehr und sind gegen den Luftreiz viel empfindlicher als beim Scharlach und den Rötheln.

B) In Hinsicht des Ausschlags.

1) Bei Scharlach verbreitet sich der Ausschlag, wenn er sich zeigt, gleich Anfangs gewöhnlich über den ganzen Körper; zuweilen bemerkt man ihn nur an einigen Stellen, besonders an den Händen und Knieen. Im Anfang sieht er hellroth, nach einigen Tagen mehr dunkelroth aus und ist bei einigen Individuen nur einen, bei den meisten aber bis zum achten Tage sichtbar. Bei Rötheln erscheint der Ausschlag gleich Anfangs auf der ganzen Oberfläche vom Kopfe bis auf die Füsse und verschwindet, wenn er sich einmal gezeigt hat, nicht wieder, sondern bleibt 5 bis 7, sehr selten nur zwei oder drei Tage stehen. Bei Masern dagegen kommt der Ausschlag nie mit einem Male auf dem ganzen Körper zum Vorschein. Nachdem der Kranke zwei Tage gefiebert hat, sieht man schon im Munde ganz deutlich Masernflecke, den fünften Tag im Gesicht und an den Händen einige; den sechsten Tag auf der Brust, dem Bauche und den Armen und endlich den siebenten an Lenden und Füssen.

2) Es gibt zwei Arten der Röthelflecken, a) solche, die bei ihrem Hervortreten der Figur nach ganz ausgebildet erscheinen, b) solche, die keine begränzte Peripherie haben. Bei den Masern finden erstere Flecke nie Statt. An letzteren bemerkt man Folgendes: a) Bei den Rötheln sind sie über den ganzen Körper gleichmässig verbreitet, ausgenommen das Gesicht, wo oft gar keine oder nur wenige sich finden. Bei den Masern sind sie in der Regel nicht gleichmässig verbreitet, sondern es gibt grosse Stellen des Körpers, wo ihrer sehr viele, und andere, wo kein einziger sich zeigt. Im Gesichte aber sieht man sie immer am häufigsten. b) Bei Rötheln sind sie in ihrer reinen und unvermischten Form alle glatt anzufühlen; bei Masern kein einziger, indem jeder in der Mitte eine kleine Papula hat. c) Bei Rötheln werden manche kaum grösser als sie bei ihrem Erscheinen gleich Anfangs waren; bei Masern werden alle grösser, kein einziger ausgenommen, so dass sie 1 — 3 Linien im Durchmesser betragen. d) Bei Rötheln färbt sich, besonders, wenn die Krankheit heftig ist, die zwischen ihnen befindliche Haut roth, so dass man ihre Peripherie nicht mehr wahrnehmen kann, und man nur sehr wenige ganz weisse Stellen bemerkt; bei Masern dagegen stehen sie dicht neben einander, laufen nicht in einander zusammen, sondern der eine Fleck schiebt sich, so zu sagen, unter den andern, aber sonst wird die Haut zwischen ihnen nicht roth, und es bleiben noch viele Stellen derselben ganz weiss. e) Bei Rötheln färbt sich zuweilen mit dem Eintreten der Flecken die ganze Haut roth, selbst das Gesicht, bei Masern niemals. f) Bei Rötheln oft gleich im Anfang, häufig später ein Frieselausschlag, bei Masern niemals. g) Bei Rötheln ist die Haut unter jedem Fleck nicht im Mindesten erhaben, bei Masern ist sie es immer. h) Bei Rötheln sind die Flecke 5 — 8 Tage sichtbar und wenn sie verschwinden, so geschieht dies zu gleicher Zeit auf einmal; bei Masern dagegen verschwinden sie selten vor dem 7. Tage und dann nie mit einem Male. i) Sind sie bei Rötheln verschwunden, so lassen sie keine Spur ihres Dagewesenseins zurück, bei Masern dagegen bemerkt man oft noch nach Wochen schwach röthliche Stellen der Haut. Bei Scharlach erscheint durch einen etwas derben Fingerdruck die Haut ganz weiss und bei der Rückkehr der Röthe zeigen sich nie Punkte; bei Rötheln erscheint die Haut auch ganz weiss, aber einen Augenblick darauf sieht man die Punkte ganz deutlich, von denen und der Peripherie des gedrückten Fleckes aus die Röthe schnell zurückkehrt; bei Masern dagegen verschwindet die Röthe nie ganz und die, welche weggedrückt ist, kommt viel schneller als bei Scharlach und Rötheln wieder zurück.

C. In Hinsicht der Abschuppung.

Bei Scharlach schuppen schon manche Kranke während des Ausschlags ab, wenn er sehr stark ist, andere erst nach einigen Wochen und zwar in grossen Stücken, durch lange Querrisse in der Oberhaut entstanden; bei Rötheln einige in mässig grossen, andere in kleinen, doch nie kleienartig wie die Masern. Die Abschuppung der Haut fängt immer zuerst in dem Mittelpunkte der Flecken an und löst sich zirkelförmig ab; bei Masern stets kleienförmig.

D. In Hinsicht anderer Eigenthümlichkeiten.

1) Bei manchen Scharlachkranken findet sich gar kein Ausschlag, Rötheln ohne Ausschlag sind sehr selten; niemals Masern ohne Ausschlag.

2) Bei Scharlach, besonders wenn die Krankheit bösartig ist, zeigt sich auf dem ganzen Körper ein frieselartiger, eine milchartige Feuchtigkeit enthaltender Ausschlag, ebenso bei Rötheln, niemals bei Masern, höchstens bei sehr bösartigen möglich. 3) Bei Scharlach haben die Kranken oft in den Schienbeinen, Lenden, Armen und Fingern die heftigsten Schmerzen;

auch bei Rötheln, bei Masern niemals. 4) Bei Scharlach entsteht Wassersucht, bei Rötheln selten, bei Masern niemals. 5) Bei Scharlach entsteht, ehe der Ausschlag erfolgt, ein nach altem Käse oder Häringe stinkender Geruch, die Rötheln haben denselben; die Masern dagegen riechen süsslich nach den frisch gerupften Federn einer lebenden Gans. 6) Bei Scharlach entsteht oft eine Gehirnentzündung, ebenso bei Rötheln, bei Masern sehr selten, öfterer dagegen Pneumonie. 7) Bei Scharlach der Urin meist roth, ebenso der Bodensatz, bei Masern meist gelb, und der Bodensatz von weisslicher Farbe. 8) Hat sich bei Scharlach das Fieber und der schlimme Hals einmal gezeigt, so entsteht die Krankheit sicher, auch bei Rötheln, bei Masern zeigen sich Niesen, Husten und Fieber, und der Ausschlag kommt doch nicht zum Vorschein. 9) Viele Menschen haben das Scharlachfieber nie gehabt, ebenso die Rötheln, die Masern bekommt fast Jeder. 10) Der Scharlach herrscht zu allen Jahreszeiten, sporadisch und epidemisch, die Rötheln selten sporadisch, fast immer epidemisch, die Masern fast nie sporadisch, immer epidemisch.

Erfahrungen über Schwangerschaften ausserhalb der Gebärmutter.

Heim hat im Ganzen in einem Zeitraum von 60 Jahren 33 Fälle von Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter erlebt und beobachtet. Davon waren 16 in der Muttertrompete, 3 im Eierstocke und 14 in der Bauchhöhle.

Die Trompeten- und Eierstocksschwangerschaft. Der erste von ihm citirte Fall ist dubiös. Die Person hatte die heftigsten Schmerzen im Leibe, ohne Uebelkeit und Erbrechen, starb am folgenden Tage. Die Section ergab bloss eine grosse Masse geronnenes Blut in der Bauchhöhle. Beim zweiten Falle dieselben unerträglichen Schmerzen. Die Section zeigte die linke Tuba angeschwollen, zerplatzt, und ein Embryo von 6 Wochen war deutlich in der aufgerissenen Stelle zu sehen. Der Uterus war grösser als im gewöhnlichen Zustande, weich anzufühlen, und in dessen Höhle die Tunica decidua sichtbar. Darauf sah Heim 1783 in Berlin gleich zu Anfang seines Aufenthalts in einem Jahre 3 und in dem nächstfolgenden Jahren noch 5 solcher Fälle, dann aber in dem langen Zeitraum von 20 Jahren keinen einzigen, indem er all die übrigen in den letzten 10 Jahren erlebte. In allen diesen Fällen fand er die nämlichen Erscheinungen wieder: die allermartervollsten Schmerzen, welche verheirathete Frauen mit den letzten Wehen bei Niederkünften vergleichen wollten, und welche bis zum letzten Athemzuge unaufhörlich fortdauerten; der ganz eigne Ton des Winselns und Schreiens dabei war überall der nämliche und so charakteristisch, als es der beim Croup oder Stickhusten nur irgend sein kann, so dass wer diesen Ton nur einmal gehört hat und die Geberden der Unglücklichen nur einmal gesehen, sich in einem zweiten vorkommenden Fall dieser Art nicht irren wird. Die Section ergab in allen diesen Fällen den nämlichen Befund: extravasirtes und geronnenes Blut in der Bauchhöhle, keine Entzündung irgend eines Organs, in der Tuba ein Embryo. In einem Falle war er herausgefallen und hing noch an der Nabelschnur fest; in einem andern war auch diese abgerissen und den Embryo fand man im Blute liegen. Alle diese Embryonen waren von 4—6 Wochen, kaum einer von zwei Monaten oder darüber. Diese Fälle brachten Heim auf den Gedanken, ob man einen so fürchterlichen Tod nicht vielleicht durch Oeffnung des Unterleibes und Wegschneiden oder Unterbinden der Trompete abwehren könne?

Bei einer anderen Patientin fand er das zehnjährige Bestehen einer Ovarienschwangerschaft. Da aber die Section im Ovarium bloss einen knor-

pelartigen Körper ergab, so dürfte auch hier die Diagnose zweifelhaft sein.

Die für die Diagnose wichtigen Resultate nach allen seinen Erfahrungen über Trompeten- und Eierstocksschwangerschaften sind folgende: Es stellen sich mit der dritten Woche oder früher, in bald längeren, bald kürzeren Perioden, sehr empfindliche, wehenartige Schmerzen in der Tiefe des Beckens ein, welche bald heftig, bald nur schwach empfunden werden. Halten sie eine Stunde an, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, dass der Embryo die Tuba gesprengt, und die Verblutung ihren Anfang genommen habe. Nun dauern die allermartervollsten Schmerzen 12—16 Stunden bis zum Tode an. Allgemeine und örtliche Blutentziehungen, kalte Umschläge, Mohnsaft brachten gar keine Wirkung hervor. Trotzdem, dass Albers den eignen Ton beim Winseln und Schreien für irrig erklärt hat, kann Heim seine Behauptung nicht zurücknehmen. Er weiss ihn nur noch mit Einem zu vergleichen, mit dem bei Zerreissungen im Speisecanal entstehenden.

Bei der Bauchschwangerschaft ist der Hergang nicht ganz so dunkel. Am bekanntesten ist Heim's neunter Fall geworden. Mursinna hatte hier anfänglich eine normale Schwangerschaft angenommen, gestand aber seinen Irrthum einige Tage später vor allen consultirten Aerzten ein. Die Operation wurde von Dr. Brückert vollzogen; der lebende Knabe erhielt den Namen Macduff; die Mutter starb. Heim ist der Ansicht, dass in Zukunft der Einschnitt in die Bauchdecken höchstens 6 Zoll betragen dürfte, was für die Zurückhaltung der Gedärme, den anzulegenden Verband und die Heilung nichts weniger als gleichgültig sei, und dass früher operirt werden müsse, ehe die Leidende erschöpft und gewisse, an sich schon tödtliche, Veränderungen in der Bauchhöhle vorgegangen seien. Der zehnte Fall ist insofern von grossem Interesse, als die Patientin vor ihrer Bauchschwangerschaft vier Mal ganz gesunde Kinder geboren hat. Seit der letzten Schwangerschaft hat sie nicht wieder concipirt, aber einen beständigen Schmerz tief im Unterleib, welcher von den dort liegenden Knochen des fünfmonatlichen Fötus herrührt. Der vierzehnte Fall wies eine falsche Diagnose nach. Die Kranke wurde von Professor Dieffenbach operirt, es fand sich aber kein Kind vor. Heim meint, da der Embryo natürlich schon früh abgestorben sein musste, so wäre es selbst für den geübtesten Geburtshelfer ohne Zweifel eine der schwierigsten Aufgaben gewesen, einen Fruchtsack von so wenigen Monaten in einem so grossen Raume richtig zu erkennen. Die Operirte wurde glücklich geheilt; gegen die eintretende Entzündung wurden 60 Unzen Blut entzogen, ausserdem 200 Stück Blutegel an den Unterleib gesetzt, und Tag und Nacht eiskalte Umschläge gemacht. Die Schmerzen sind bei der Bauchschwangerschaft nicht so ausserordentlich heftig wie bei den anderen beiden Arten; sie haben nicht so deutliche Intermissionen, auch werden sie mehr im ganzen Umfang des Beckens empfunden. Der eigenthümliche Ton des Winselns und Schreiens ist aber auch hier zugegen. Der Tod der Frucht braucht jedoch nicht den Tod der Mutter nach sich zu ziehen. Das Kind wird in seinen Weichtheilen aufgelöst und grösstentheils absorbirt, nur die Knochen pflegen zurückzubleiben. Den eingezogenen Nabel vermisst Heim in keiner Bauchschwangerschaft. In gewöhnlichen Schwangerschaften findet das Gegentheil Statt. Der Unterleib zeigt bei Bauchschwangeren zwar eine merkliche Schwellung, aber nicht jene spitzige Wölbung wie bei gewöhnlichen Schwangerschaften; Bewegung des Kindes wird von der untersuchenden Hand in der Regel nicht wahrgenommen. Die Bauchschwangerschaften haben mit denen der Trompete noch gemein: die bedeutende Erweiterung der Gebärmutterhöhle, aus derselben die häutigen und mehr oder weniger hy-

tigen Abgänge der Tunica decidua. Leider hat man kein sicheres Zeichen von dem eingetretenen Tode der Frucht. Der Frost wird gewöhnlich übersehen. Heim ist überzeugt, dass man bei jener Frau, die vergeblich operirt wurde, nach ihrem Tode durch die Section die Spuren der Bauchschwangerschaft entdecken wird.

Von der idiopathischen hitzigen Herzentzündung.

Der Unterschied der Peripneumonie von der Carditis idiopathica besteht in Folgendem: 1) Peripneumonie fängt gewöhnlich mit einem bedeutenden Froste an, der aber nur eine, höchstens 2 Stunden anhält; Carditis wohl mit Schauern und Zittern des ganzen Körpers, aber keinem Froste. Ist Frösteln zugegen, kann es wohl 24 Stunden vorhergehen. 2) Bei Peripneumonie folgt nach dem Froste starke Hitze; bei Carditis wenig oder gar keine Hitze. 3) Bei Peripneumonie entweder nach der Hitze starke Stiche an einem oder dem andern Orte in der Brust, oder gar keine; zuweilen finden sie sich erst nach mehreren, ja erst nach 24 Stunden; bei Carditis werden Stiche nie gefühlt, wohl aber gelinde Schmerzen im Herzen, die dem Ausbruch der Krankheit wohl 24 Stunden vorausgehen. Zuweilen tritt die Krankheit aber plötzlich ein. 4) Bei Peripneumonie viel Husten; bei Carditis keiner. 5) Erfolgt bei Peripneumonie Auswurf, so ist dieser oft mit Blut oder röthlichem, gelbem Schleim vermischt; bei Carditis wirft Patient gar nichts aus. 6) Bei Peripneumonie ist die Brust beengt, der Kranke fühlt grosse Beklommenheit und holt mühsam Athem; bei Carditis hat Patient statt Beklommenheit die grösste Angst und die peinlichsten Schmerzen, nicht in der Brust überhaupt, sondern bestimmt bloss im Herzen. 7) Bei Peripneumonie kann vor Beklommenheit und Stichen in der Brust nur leise, langsam, nicht laut, noch hurtig gesprochen werden; bei Carditis kann der Kranke aus vollem Halse schreien. 8) Bei Peripneumonie liegen die Kranken meistens ruhig, bewegen den Körper wenig; bei Carditis liegen sie keinen Augenblick still, werfen wie halb Unsinnige im Bette sich herum und halten Arme und Kopf nie ruhig. 9) Bei Peripneumonie ist jeder Druck auf die Brust durch engen Anzug oder schwere Decken lästig, vermehrt die Beklommenheit; je stärker man bei Carditis die Gegend des Herzens mit der Faust drückt, desto angenehmer ist es dem Kranken, und desto mehr verlangt er mit grossem Ungestüm danach. 10) Bei Peripneumonie sieht selten das Gesicht blass aus, sondern roth, oft ist die eine Backe mehr roth als die andere; bei Carditis sieht das Gesicht immer sehr blass aus. 11) Bei Peripneumonie hält Patient den Kopf gern nach vorwärts gebückt mit hoch und nach vorn gezogenen Schultern; bei Carditis dagegen wird die Brust in die Höhe, und der Kopf, der nie still gehalten wird, mehr rückwärts gezogen. 12) Bei Peripneumonie sind Gesicht und Hände, wo nicht heiss, doch warm anzufühlen; bei Carditis dagegen kalt. 13) Bei Peripneumonie ist der Puls immer fühlbar, so klein er auch zuweilen ist; bei Carditis ist vor jedem erforderlichen Blutlassen schlechterdings kein Puls zu fühlen. 14) Bei Peripneumonie fühlt der Kranke kein Herzklopfen, fühlt er es aber, so kann der Arzt, wenn er die Hand dahin legt, es auch fühlen; bei Carditis fühlt der Kranke jede Bewegung des Herzens, ja er klagt über ein empfindliches Herzklopfen; legt aber der Arzt seine Hand dahin, so kann er nicht das Mindeste davon wahrnehmen. 15) Fühlt der Kranke bei Peripneumonie Herzklopfen, so verursacht ihm dies keine Schmerzen; je mehr dagegen bei Carditis der Herzschlag empfunden wird, desto stärker ist der Schmerz im Herzen; dem Kranken kommt es vor, als schlüge es an eine wunde Stelle an. 16) Bei Peripneumonie stellt sich Uebelkeit, ja galliges Erbrechen ein; bei Carditis wohl etwas Uebelkeit, aber nie Erbrechen. 17) Haben bei Peripneumonie

die Kranken Durst, so können sie diesen durch jedes beliebige Getränk stillen; bei Carditis weigert sich aber der Kranke, so grossen Durst er hat, zu trinken, selbst wenn man ihm ein Glas Wasser an den Mund hält. 18) Bei Peripneumonie werden Ohnmachten und Irrereden nicht wahrgenommen, bei Carditis dagegen nichts Ungewöhnliches. 19) Bei jeder Blutentziehung im Anfang der Krankheit erfolgt bei Peripneumonie einige Erleichterung der Engbrüstigkeit; der Kranke kann etwas freier athmen, immer aber bleibt er noch sehr krank; wird bei Carditis reichlich zur Ader gelassen, so erfolgt sogleich eine grosse Erleichterung der Angst und Schmerzen, welche eine, ja mehrere Stunden anhält, so dass es dem Kranken scheint, er sei ganz gesund; plötzlich aber treten die nämliche Angst und heftigen Schmerzen wieder ein. 20) Bei Peripneumonie lindern warme Umschläge auf den schmerzhaften Theil der Brust gelegt die Stiche und Engbrüstigkeit; bei Carditis vermehren sie die Angst und die Schmerzen. 21) Wird bei Peripneumonie die Behandlung vernachlässigt oder werden nicht passende Mittel angewendet, so können Vereiterung, Brand, Verhärtungen, Verwachsungen der Lungen mit dem Brustfell, die Folge davon sein; bei Carditis finden solche Folgen nicht Statt, wohl aber erzeugen sich polyphöse Auswüchse an der aus- und inwendigen Fläche des Herzens, so wie auch an der inwendigen Fläche des Herzbeutels, Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, Eiter und Wasser. 22) Stirbt der Kranke an der Lungenentzündung nicht, so bleibt oft eine lebenslängliche Engbrüstigkeit oder von Zeit zu Zeit ein eiterartiger Auswurf zurück; bei Carditis dagegen bekommt der Kranke, wenn er nicht stirbt, bei jeder heftigen Anstrengung des Körpers oder bei Gemüthsbewegungen grosse Angst, ist meistens missmuthig und wenn er mit den Armen schnell in die Höhe nach Etwas greift, zu Ohnmachten geneigt, die sich auch wirklich einstellen.

Specielle Pathologie und Therapie.

Ist Heim, wie wir auseinandergesetzt haben, in jeder Beziehung Original, so offenbart er seine Originalität vorzugsweise und in der ausgesprochensten Art am Krankenbette. Heilungen von Krankheiten können nach den verschiedensten Methoden vor sich gehen. Jeder wahre Heilkünstler hat seine eigene Methode; Keiner curirt seine Kranken nach der Schablone. Die Classiker, einzeln von einander ganz verschieden, sind darin sich ähnlich, dass sie alle die Naturheilkraft respectiren und sich nicht über sie stellen wollen. Dieses Princip beobachtet auch Heim in höchster Pietät. Wie er als Mensch betrachtet, aller seiner berechtigten Eigenthümlichkeiten und launigen Bizarrerien ungeachtet ein Naturkind ist, so müssen wir ihn, trotz seiner ihm specifisch eignen medicinischen Extravaganzen in klinischer Beziehung dennoch als einen Naturkünstler charakterisiren. Als solcher verschmäht er das glänzende Colorit der Arzneimittel und sucht seine Virtuosität darin, grosse Heilerfolge durch Naturactionen zu bewerkstelligen. Wie Paganini ein Virtuose auf der Violine war und selbst auf einer Saite die schönsten Melodien hervorzuzaubern verstand, so ist Heim ein Virtuose in der Handhabung der Brechmittel. In den meisten Fällen muss ihn, wie er selbst gesteht, der Tact leiten, auch hierin zeigt er sich als ächter Künstler, nur in einzelnen gelingt es ihm, den Generalbass der Indicationen zu finden. Mit mathematischer Sicherheit dieselben zu stellen, bleibt ein Zukunftsproblem. Als glänzendes Monument seiner medicinischen Künstlerschaft hat er jene schon citirte Kritik des Henke'schen Werkes hinter-

lassen. Aus einem Brief an seinen Bruder Anton geht aufs Plastischste seine Art und Weise, wie er schon als junger Arzt sich gerirt, hervor. Dort heisst es (Kessler's Leben, S. 55): „In meinen Curen bin ich, Gott Lob! ganz glücklich, da ich schon viele schwere Krankheiten ganz allein curirt habe. Letzthin bekam ein Student, ein Ostfriese, 23 Jahre alt, die Blattern und lag sehr gefährlich danieder, ist aber wieder vollkommen gesund geworden. In manchen Krankheiten verordne ich ganz besondere Mittel, welche den Studenten zuweilen sehr wohlgefallen. Einer litt am Magenkrampf, wogegen er schon Manches gebraucht, aber Alles nicht geholfen hatte. Sein Medicus hatte ihm das Reiten verboten. Nun consultirte er mich, da das Uebel nicht nachlassen wollte. Ich verschrieb ihm Arznei, die er in zwei Tagen gebrauchen sollte, die aber wenig Wirkung that. Ich befahl ihm daher eine Bouteille Wein zu trinken und sich sogleich aufs Pferd zu setzen und zu reiten, was das Zeug halten wollte. Wie fidel war der Bursche und wie geschwind und eifrig, dies Mittel zu appliciren! Er that, wie ich ihm geheissen und ward gesund. Da es ein sehr vornehmer Herr war, so habe ich mir viel Ehre erworben, sowohl bei ihm als bei Andern. Ein Zweiter, gleichfalls ein Vornehmer, hatte einige Zeit heftiges Reissen im Rücken, was ihm allen Schlaf benahm. Ich liess ihm gleich zur Ader, Nachmittags 2 Uhr. Des Abends um 6 Uhr musste er einen formellen Commers für 16 Personen aufwichsen und dabei brav singen und wenigstens 12 Gläser Punsch trinken, so dass er ganz Molum wurde. Darauf legte er sich schlafen, schlief wie ein Gott, und alles Reissen war weg. Obgleich gewisse Mediciner, wenn sie so Etwas hören, sich manchmal über mich aufhalten und glauben, ich thue dergleichen aus Unbesonnenheit, so sind dies doch nur solche, die keine richtigen Principien aus ihrer Theorie geschöpft haben. Ich unternehme nichts, ohne hinreichenden Grund dazu zu haben; wo ich diesen aber finde, wähle ich danach meine Mittel, sie mögen so paradox scheinen, als sie wollen. Diesen Sommer habe ich wenigstens fünfzig curirt, meist Studenten, und Keiner ist mir gestorben".

Das unzweifelhafte Glück, dessen Heim mit seiner Therapie sich erfreute, muss aber nicht bloss auf Rechnung seines diagnostischen Blicks und seiner rationellen allgemein-therapeutischen Principien gesetzt werden, sondern ebenso sehr auf seinen vortrefflichen Charakter und seine ächte Humanität, die ihn theoretisch und praktisch ganz durchdrang und alle seine Handlungen am Krankenbette leitete. Dadurch erreichte er Resultate, die andere, vielleicht ebenso gescheidte Aerzte, nicht hatten. Ein Patient litt mehrere Jahre an einer Harnverhaltung und war von seinem eigenen Schwiegervater, einem Arzte, bereits aufgegeben. Heim wurde gerufen, wusste auf der Stelle auch nichts zu rathen, konnte aber in der folgenden Nacht des Kranken wegen nicht schlafen. Um Mitternacht stand er auf, schrieb das gefundene Mittel nieder, schickte es dem Patienten, und dieser war des andern Tages gesund. (Kessler's Leben S. 344). Ein junger Arzt, der vier Jahre lang regelmässig dem Heim'schen Morgenklinikum beigewohnt hatte, äusserte sich über Heim's Art zu curiren folgendermassen: „Durch die Sinne, durch wenige treffende Fragen, durch das ungezwungene Betasten der kranken Theile, bildete sich bei ihm schnell die Diagnose der Krankheit. Auf diese kam es ihm besonders an; sie war sein Stolz, und mit Recht. Nun kehrte er sich nicht an die Einzelnheiten und Beiwerke des Zustandes, sondern, indem er die Summe der Symptome aus möglichst Einer Sphäre des kranken Organismus oder aus Einem Organe herleitete, griff er bei dem Entwerfen seines Curplans muthig, oft mit der höchsten Kühnheit den leidenden Punkt an und, indem er seine ungetheilte Aufmerksamkeit und Kraft auf diesen einen Punkt richtete, irrten ihn weder

die vielfältigen Klagen des Kranken, noch die secundären Erscheinungen der Krankheit selbst, sie mochten noch so verwirrend sein. Es hatte das Curiren bei ihm etwas Feldherrnartiges: ist der wichtigste Punkt der Position des Feindes genommen, so fällt alles Andere nach, und der Sieg folgt wie von selbst. Darum nannte ihn auch Fürst Blücher so treffend seinen Collegen. Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich seine ihm eigenthümliche Behandlungsweise der Lungenschwindsucht, der Herzkrankheiten, des Wasserkopfs der Kinder erklären zu können. Immer und immer wieder greift er mit denselben Waffen das Organ an, um welches es sich handelt, welches frei werden muss. Staunenswerth ist es, wie er oft in solchen Fällen immer von Neuem Aderlass verordnete. In acuten Krankheiten trat diese Eigenthümlichkeit am glänzendsten hervor. Er hat Kranken, die an der Brust oder dem Herzen litten, achtzig bis hundert Mal zur Ader gelassen und sie hergestellt. So verschmähte er unter Anderm bei dem Hydrocephalus acutus der Kinder, in dessen Gefolge die begleitenden Symptome, als Krämpfe u. s. w. für den minder hellen Arzt und namentlich für den Laien, die Hauptrolle zu spielen scheinen, jedes andere Heilmittel als das stete und unermüdete Bekämpfen des Grundübels im Gehirn. Hat er auch in dieser dämonischen Krankheit die kalten Begiessungen nicht zuerst angewandt, so hat er doch unstreitig die Erkenntniss derselben ausserordentlich bereichert und in den Kreis der gewöhnlichen Krankheitsformen gezogen. — Von der Wirksamkeit, dem ganzen Berufe des Arztes hatte er eine hohe Idee, und es gehörte zu seinen Glaubensartikeln, dass man von ganzer Seele Arzt sein müsse, dann werde etwas Ordentliches daraus. Seinen vollen Zorn erregte es, wenn Einer im Allgemeinen äusserte, es sei überhaupt einerlei, was der Kranke bekomme, wenn er besser werden oder sterben solle, so geschehe das doch. Solch ein Arzt, sagte er, sei ein Betrüger und wolle nur Geld schneiden".

Ausser den schon angeführten Verdiensten um die Pathologie müssen wir noch hervorheben, dass er schon 1790 Darmsaiten zur Heilung von Stricturen anwandte, dass er viel dazu beitrug, dem Pulv. pect. Curellae, dem Elect. lenitiv., der Aq. foetid. antihyst., dem Arg. nitr. fus., dem Oleum Ricini eine allgemeinere Verbreitung zu sichern. Von vielen Seiten ist er auch gelobt worden, dass er in Deutschland vorzugsweise, es war, der den Arsenik zu therapeutischen innerlichen Zwecken gebrauchte. In dieses Lob können wir nicht einstimmen, vielmehr sind wir der Ansicht, dass Heim hierdurch eine Schuld auf sich geladen hat. Wir sind überzeugt, dass spätere Jahrhunderte, in denen man so weit vorgeschritten sein wird, die meisten Gifte aus der Apotheke verbannt zu haben, darin uns Recht geben werden. Die Gifte sind in der Medicin was das Fegefeuer und die ewigen Höllenstrafen in der Religion, was die Hexenverbrennungen, die Kreuzigungen, die Räderungen, das Lebendigbegrabenwerden, die Todesstrafen in der Jurisprudenz waren und sind. Für gewisse Culturzustände mag Alles dies entsprechend und passend gewesen sein. Es widerspricht aber durchaus der wahren Religion und einer humanen Justiz. Ebenso stehen die scharfen Gifte, wie der Arsenik, im Widerspruch mit der wissenschaftlichen, künstlerischen und ethischen Medicin. Bei dem Arsenik ist nie zu vergessen, dass die meisten Krankheiten, gegen die er angewendet wird, entweder absolut unheilbar oder durch leichtere und unschädlichere Mittel zu heben sind. Dazu kommt, dass seine Nachwirkungen oft gefährlicher sind als die Krankheit selbst, dass er sehr oft nur die Symptome derselben unterdrückt, aber nicht die Ursache hebt, und dass eine Menge von Contraindicationen, die auf der Individualität und Idiosynkrasie des Pa-

tienten beruhen, seine allgemeine Anwendung, wie sie durch Heim's Nachbeter Mode geworden, geradezu verbieten.

Heim's Leistungen im Einzelnen sind folgende:

Von der Wirkung des neuen schlesischen Mittels gegen den Biss wüthender Hunde. An zwei von tollen Hunden gebissenen Patienten gab er dem Manne zwei Drachmen, der Frau eine halbe Drachme des neuen schlesischen Mittels und liess sie nach der Verordnung nichts trinken und 24 Stunden lang fasten. Die Wunden wurden gehörig verbunden und nicht unter vier Wochen zugeheilt. Die Leute blieben wohl. Ebenso die 6 Pferde und 16 Schweine, die von demselben Hunde gebissen waren. Später wurde ein Kind von 10 Jahren in den Arm und Zeigefinger gebissen. Es wurde wieder das Mittel angewandt, auf den Arm ein Schröpfkopf und auf den Zeigefinger ein spanisches Fliegenpflaster applicirt; das Kind blieb anfänglich gesund; ein zweites, ebenfalls gebissenes Kind, wurde ebenso behandelt. Nach 7 Wochen entwickelte sich aber bei dem ersten Kinde die Tollkrankheit, und es starb dann am Ende der 7. Woche. Die Leichenöffnung gab durchaus keine Resultate. Auch das zweite Kind bekam zur selben Zeit Fieber und Hitze, was sich aber nach einem Brechmittel legte. Es wurde hergestellt.

Hydatiden in der Gebärmutter. Eine im dritten Monat schwangere Soldatenfrau bekam ein Flussfieber. Am 9. Tage der Krankheit fing der Unterleib zu schwellen an und wurde so stark wie im 8. Monate der Schwangerschaft. Am 12. Tage stellten sich ordentliche Wehen ein, und es gingen 2 Eimer voll kleiner, zusammenhängender, weisser, durchsichtiger Blasen (Hydatiden) mit etwas Blut vermischt ab, so dass am 14. Tage der Krankheit der Unterleib seine natürliche Ausdehnung wieder erlangt hatte.

Erfahrungen über die Furunkeln, nebst Beobachtungen über eine ansteckende Art derselben. Heim erzählt hier einen Fall, wo ein junger Mann, der mit Furunkeln behaftet war, erst die, ihm warmen Verband auflegende, Köchin, nach zwei Jahren seine Frau, diese ihre Schwiegermutter, und diese das Mädchen successive ansteckte. Ebenso ansteckend fand Heim eine andere Art eines furunkelartigen Ausschlags, den er Furunculus spurius pustulodes nennen möchte. Es sind kleine Blutschwären, nicht grösser wie eine Erbse.

Es gibt Furunkeln mit Fieber und andere ohne Fieber. Die gleich Anfangs mit Fieber auftretenden sind gefährliche Krankheiten, man hat sie Karfunkel genannt. Es gibt ferner kritische Furunkeln.

Mein Rath für den in dem Hufeland'schen Journal geschilderten Brustkranken. 1810. Aechte Flechten sind beinahe immer unheilbar. Mehrere berühmte, zum äusserlichen Gebrauch empfohlene Mittel, z. B. die Zink- und die weisse Präcipitatsalbe vertreiben den Ausschlag oft schnell, aber selten mit gutem Erfolge. Oft fand Heim, dass dann andere Uebel eintraten, als Engbrüstigkeit, Erbrechen, Magenkrämpfe und andere Nervenzufälle, welche nicht entstanden sein würden, wenn man die herpetische Secretion nicht unterdrückt hätte. Der von Dr. Weinhold empfohlene Graphit, Morgens und Abends zu einem halben Quentchen, thut gute Dienste. Zu loben sind auch die Kunkel'schen Antimonialmorsellen. Ausserdem sah man gute Dienste von folgenden Tropfen: Tinct. Antim. sap. ʒvi, Tinct. Colocynth. ʒii. S. Alle 3 Stunden 20 Tropfen mit Wasser zu nehmen. Nicht weniger wirksam fand Heim folgende Tisane: Rad. Car. arenar. ℥ʃ, rad. Liquir. ʒʃ, cort. Ulm. ʒii Coq. c. aq. font q. s. ad col. M. j. cui adde Sal carolin. ʒi, sal alcal. min. ʒʃ. S. Täglich zu verbrauchen und 3—4 Wochen fortzusetzen.

Bemerkungen über die vermeintliche Unschädlichkeit der frühreifen Kartoffeln. Professor Pfaff und Viborg haben eine Schrift über die Unschädlichkeit der frühreifen und unreifen Kartoffeln herausgegeben. Sie haben chemische Analysen angestellt und drangen darauf, die Polizeiverbote zurückzunehmen. So viele Achtung die Bemühungen mancher neuerer Aerzte verdienen, welche die Medicin durch chemische Untersuchungen verbessern wollen, so muss man doch bei Reformationen dieser Art mit Vorsicht zu Werke gehen. Es frägt sich nämlich: 1) Können die Wirkungen von Speisen und Getränken

durch chemische Untersuchungen überhaupt ausgemittelt werden? Hat uns Jemand die eigenthümliche Wirkungsweise der Belladonna, des Aconitum u. s. w. durch chemische Untersuchungen vorausgesagt und dargethan, welche Wirkungen diese Mittel auf den gesunden und kranken Organismus hervorbringen? Nein. 2) Wenn viele Aerzte, Oekonomen mancher Gegenden bis jetzt keine nachtheiligen Wirkungen von dem Genusse der frühreifen Kartoffeln wahrnahmen, sollte daraus geschlossen werden können, dass die frühreifen Kartoffeln a) in allen Gegenden und bei allen Verschiedenheiten des Bodens, b) in jedem Jahre, Klima für die Gesundheit schlechthin für unschädlich zu halten seien? Heim hat sich selbst von der Schädlichkeit der frühreifen Kartoffeln überzeugt und theilt drei hierauf sich beziehende Krankengeschichten mit.

Einige Fälle von temporärem Verluste des Bewusstseins und der Empfindung bei sonst gesunden Individuen.

Erfahrungen über den Nutzen des Arseniks als Fiebermittel nebst Anweisung zu einer zweckmässigen Anwendungsart desselben.

Von einer, kaum eine Stunde lang gedauerten, Tobsucht, (Mania furibunda).

Staatsarzneikunde.

Erwarb sich um diese Januswissenschaft Heim gerade keine hervorstechenden Verdienste, so that er sich doch durch Eins hervor, was erst die Zukunft ihm hoch anrechnen wird, er wies auf die Nothwendigkeit für den Arzt hin, die Thierarzneikunde zu studiren. Für die Medicinalpolizei ist es hinlänglich constatirt, welchen Einfluss die Krankheiten und namentlich die Epidemien der Thiere auf das Menschengeschlecht haben, und von Tage zu Tage tritt dies mehr hervor, wir wollen nur an die Finnen und die Trichinose erinnern. Und nicht blos in medicinal-polizeilicher Hinsicht, sondern ganz absolut erkannte Heim die Wichtigkeit der Thierarzneikunde für jeden praktischen Arzt. Die Zukunft wird ohne Zweifel ergeben, dass dieses Studium für den Mediciner weit wichtiger ist als das der Botanik und Mineralogie. Heim muss diese Erkenntniss aber um so höher angerechnet werden, als seine eigentliche Specialität, eine Sache des Herzens, bei ihm die Moose waren. Besonders hervorheben wollen wir, dass man es Heim verdankt, das Vorurtheil bekämpft und widerlegt zu haben, dass das Fleisch des, mit der sogenannten Franzosenkrankheit behafteten, Rindviehs, der menschlichen Gesundheit nachtheilig sei.

Heim's schriftstellerische Arbeiten auf diesem Gebiete sind folgende:

Von einem Kinde, welches vom Genusse des Samens vom Stechapfel, Satura Stramonium, starb. Bei der Section fand man die Stechäpfel im Darmkanal, die meisten noch unreif und unbeschädigt. Die Wirkung ist fast dieselbe wie beim Mohnsaft. Es tritt sofort Erbrechen ein, Betäubung des ganzen Körpers und Schlaf. Der Stechapfel löst das Blut auf, wie die braunen Streifen auf der Oberfläche des Körpers, das flüssige Blut im Herzen und in sämmtlichen Blutgefässen, der Schaum vor dem Munde und die Menge des Wassers im Unterleibe beweisen.

Berichte und Gutachten über verschiedene Viehkrankheiten.

A. Von einer wirklichen Rindviehseuche.

Heim's Gutachten über einen plötzlich gestorbenen Bullen, auf Grund einer von ihm selbst vorgenommenen Section ging dahin, dass, da er aufgefordert sei zu erklären, ob dieser Bulle an einer ansteckenden Krankheit gestorben, er, obgleich verschiedene Gründe vorliegen, die Frage mit Ja zu beantworten, aus einem einzelnen Fall nicht gleich etwas Allgemeines und Gewisses schliessen kann, und

dass daher am besten gethan sein wird, mit Bestimmung dieser Frage so lange zu warten, bis man Gelegenheit hat, mehrere Stücke zu untersuchen. Die Hauptkennzeichen der wahren Rindviehseuche pflegen darin gesetzt zu werden: 1) dass der Psalter viel trockenes und hartes Futter enthält, 2) dass der vierte Magen, Rohm, entzündet, auch wohl etwas vom kalten Brande angegriffen sei und roth und braun aussehe. Obgleich nun bei der Obduction die innere Haut des Psalters nicht schwarz, auch der 4. Magen vom kalten Brande nicht angegriffen sich zeigte, so war doch der Psalter mit vielem trocknen und harten Futter, auf welchem zugleich die innere Haut von bläulicher Farbe ganz fest ansass, angefüllt; der vierte Magen war stark entzündet und mürbe, so dass man allerdings mit vieler Wahrscheinlichkeit schliessen muss, der Bulle sei an der wahren Rindviehseuche crepirt. Es muss ein Gift von Aussen in den Körper gekommen sein und mit aller Heftigkeit ein faules inflammatorisches Fieber, welches allzeitig ansteckend ist, verursacht und den schleunigen Tod zuwege gebracht haben.

Ueber eben diese Seuche. Heim machte die Beobachtung, dass eine Kuh, die vor 11 Jahren dieselbe Krankheit überstanden, durch das Schmieren mit Theer auf die Brust, nicht wie alle übrigen, Beulen bekam, sondern frei blieb. Bei den meisten liess man zur Ader. Die Wirkung des Theers war, dass Beulen entstanden, die zu siepern anfingen. Die nicht geaderten Kühe bekamen eiternde Augen. Als erstes Symptom zeigt sich das Aufhören der Milchsecretion.

Ueber eine besondere Krankheit unter dem Rindvieh und den Pferden. Drei Kühe und ein Ochs waren plötzlich gestorben. Die Section ergab eine stark entzündete und eine fast gänzlich in Brand übergegangene Milz. Da der Psalter kein hartes und trocknes Futter enthielt, und der Rohm nur wenig entzündet war, so lag hier die wahre Seuche nicht vor.

Ueber eine, unter dem Rindvieh ausgebrochene, Tollheit. Die Ochsen sollen dadurch toll geworden sein, dass sie von einem tollen Hunde gebissen wurden. Bei Vieren wurde die Section gemacht. Da Heim nun befragt wurde, ob dieses Vieh wirklich an der sogenannten Hundstollheit oder an der jetzt im Schwange gehenden Seuche gestorben sei, so hat er auf letztere Frage mit einem positiven Nein und auf erstere mit einem zweifelhaften Ja geantwortet.

Ueber besondere Krankheiten, welche im Sommer 1782 unter dem Rindvieh, den Schafen, Schweinen und Gänsen im Havelländischen Kreise grassirt haben. Die zergliederten Ochsen haben rosenartige Geschwülste an den Beinen. Die Schweine starben an der Bräune. Ein Schwein war durch freiwilliges Brechen gesund geworden. Heim gab desshalb den anderen Schweinen Brechweinstein und Ipecacuanha, ohne bei einem einzigen Brechen zu erregen. Daher starben alle. Nachher erfuhr er erst von dem Helleborus niger zu ℈i, der in Hannover so gute Dienste gethan.

Ueber eine, im Sommer unter den Pferden bemerkte, sonderbare Krankheit. Die Pferde starben plötzlich, nachdem sie vorher gesund gewesen, es waren aber sämmtlich Graspferde. Die starke Auflösung des Blutes, nebst der Ergiessung des Blutwassers in die Höhlen des Gehirns, sind wohl die hauptsächlichsten Ursachen des Todes der Pferde. Durch die jetzige starke Hitze, die nun so lange angehalten hat, die viele Arbeit, die jetzt die Pferde thun müssen und wahrscheinlicher Weise auch durch das schlechte Wasser, welches auf dem Felde ganz grün aussieht, Geruch von sich gibt und voll von kleinen Insecten ist, und welches die Pferde zuweilen saufen, wird eine solche Auflösung des Blutes bewirkt. Es entsteht dann ein gehinderter Umlauf desselben, dem Entzündungen in allen Theilen folgen.

Ueber die Natur und Beschaffenheit der sogenannten Franzosenkrankheit beim Rindvieh. Seitdem, dass Heim zum Physikus ernannt, hat er es sich zur Pflicht gemacht, alles Gute zu befördern und alle Unordnungen und Vorurtheile wegzuschaffen. Es wird selten ein Pferd und ein Stück Rindvieh an den hiesigen Abdecker abgeliefert, ohne dass er selbst es zergliedert und die Ursache des Todes zu erfahren sucht. Die Franzosen sind keine giftige und unreine Krankheit. Das Fleisch von solchen Thieren kann daher dreist gegessen werden; der Landmann hat von diesem Vorurtheil den grössten Schaden gehabt. Es bestehen die Franzosen in nichts Anderem als in theils runden, theils unre-

gelmässig, meistens traubenähnlich gebildeten, halbspeckartigen Körpern, die auf verschiedene Art an der inneren Fläche der Brusthaut festsitzen. Die kleinsten sind wie Senfkörner, andere wie kleine Bohnen. Ihre Farbe ist weissgraurötlich. Geruch und Gestank hat er nicht an ihnen bemerkt. Ihr Sitz ist allein in der Brusthöhle, auf der inwendigen Fläche der Pleura. Im Unterleibe findet man sie nie. Da die Pleura keine Drüsen hat, so kann Heim sie nicht für verhärtete Drüsen halten. Er glaubt vielmehr, dass eine Schwäche oder Obstructio oder Constrictio vasorum inhalantium pleurae der erste Grund ihrer Entstehung sei. Also Uebermass der Fetttheile in der Blutmasse ist die entfernte, und Schwäche der Vasorum inhalantium pleurae, nebst einer zu schleimigen Ausdünstung in die Brust, die nächste Ursache der Krankheit. Auch bei den Menschen findet sich etwas Aehnliches. Mit dem grössten Unrechte sind diese Excrescenzen Franzosen genannt worden. Es ist wohl daher gekommen, dass solche Kühe beständig rindern, während dies bei anderen, sobald der Bulle zugelassen, wegfällt. Ob sie aber niemals trächtig werden, kann Heim nicht behaupten. Theorie und Erfahrung beweisen jedoch, dass der Genuss solchen Fleisches der Gesundheit nicht schädlich sei. Wenn Heim daher als Physikus sein Gutachten geben soll, ob ein solches Vieh unrein sei, so kann Heim nicht mit gutem Gewissen eine bejahende, sondern muss eine verneinende Antwort geben.

Am schwächsten ist jener oben angeführte Aufsatz, den der Herausgeber nicht mit in die Sammlung der Heim'schen Schriften aufgenommen hat, wohl unabsichtlich, weil er sagt: „Auch nicht das Kleinste von dem, was seit dem Beginn von Heim's ärztlicher Laufbahn im Druck erschienen, ist unterdrückt worden". Da aber der Historiker nichts vertuschen und keine Schönfärberei treiben soll, so konnten wir um so weniger uns veranlasst finden, denselben mit Stillschweigen zu übergehen. Auf diese Abhandlung lässt sich das Wort des Horaz anwenden: Quandoque bonus dormitat Homerus. Heim erörtert in demselben seine, auf eigne und Professor Ribke's ihm mitgetheilte, Beobachtungen gegründete, Ueberzeugung: dass das Eindringen des männlichen Gliedes in die weibliche Scheide keineswegs eine wesentliche Bedingung zur Schwängerung sei, sondern dass öfters eine Entleerung des männlichen Samens diesseits des Einganges in die Vagina schon befruchtend wirke, ja, dass in einzelnen, seltenen Fällen sogar schon die blosse Befruchtung des weiblichen Unterleibes mit dem eben entleerten Samen des Mannes, ohne alle Berührung der Geschlechtstheile unter sich zur Befruchtung hinreiche".

Da in unserer Zeit die Lehre von der unbefleckten Empfängniss von Pius IX. zum Dogma erhoben, da sogar der berühmte Gynäkologe Marion Sims die Ansicht von der positiven unbefleckten Empfängniss adoptirt hat, so sollte man sich eigentlich nicht wundern, dass auch der sonst so ruhige und besonnene Heim solche irrige Ansichten fassen konnte, die zu einer Revolution in der gerichtlichen Medicin geführt haben würden.

Henke verfehlte daher auch nicht (Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde Bd. 33, Heft 1) diese Ansicht kritisch zu beleuchten. Die Ansicht Heim's wollte er keineswegs als Lehrsatz für die gerichtliche Medicin gelten lassen; vielmehr sei das Ergebniss der Erfahrung dahin zu beschränken, dass auch ohne vollständige Beiwohnung Befruchtung und Empfängniss, ausnahmsweise und in einzelnen Fällen, Statt finden könne, wenn der männliche Same, bei aufgeregter, beiderseitiger Geschlechtslust, diesseits des Einganges der Scheide in die äusseren weiblichen Genitalien ergossen wird. Die weitere Behauptung Heim's, die er nach den von ihm mitgetheilten Beobachtungen als gewiss und entschieden darstellt, „dass in einigen seltenen Fällen schon die blosse Befruchtung des weiblichen Unterleibes mit dem eben entleerten Samen des Mannes, ohne alle Berührung der Geschlechtstheile unter sich, zureiche",

sei durchaus nicht genügend erwiesen, da sich Heim lediglich auf die Aussagen der betheiligten Personen stützt.

Wie sehr aber das Beispiel einer hochstehenden Persönlichkeit, wie Heim, wirkt, und wie eine, von einer solchen Auctorität auch noch so unwissenschaftlich aufgestellte Behauptung unter der kritiklosen Menge am ersten Anhänger findet, wird so recht durch diesen Fall illustrirt. Denn bald nach dem Erscheinen des Heim'schen Aufsatzes sah sich ein Dr. Schwabe zu Cölleda (Ergänzungsheft 7. J. 24 für Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde) hiedurch veranlasst, einen Fall aus seiner Praxis mitzutheilen, in welchem ein Mädchen bei völlig unverletztem Hymen, wobei die Ejaculation des Samens nur zwischen die Schenkel und die äusseren Geschlechtstheile erfolgt sein sollte!? concipirt hätte.

Der Kliniker Peter Krukenberg.

Literatur.

Diss. inaug. med. chir. sistens annotata quaedam supra cancro bulbi oculi humani. Gottingae, 1810. 8. (Wahrscheinlich nicht gedruckt, da sie sich weder auf der Göttinger, noch auf der Halle'schen Bibliothek befindet.) — Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle. Halle bei Curt. 1820. 24. 2 Bände. Rec.: Med. chirurg. Zeit. 1821. B. 3. Nr. 54. S. 17—29. (B. I). — 1825. B. 2. Nr. 38. S. 225—33; Hufeland's Bibl. der Heilkunde, B. 45. 1821. April, S. 237—42 (B. I.): Rust's kritisches Repertorium für Heilkunde. B. 3. 1824. Heft 2. S. 219—28 (B. 2); Edinb. Journal of med. Sc. Vol. 2. 1826. Oct. Nr. 4. p. 450. 51; Bulletin des Scien. méd. T. 7. 1826. Janv. p. 48—50. — Pierer's med. Annalen 1820. April, S. 533—40 (B. I) und 1823. April, S. 453—62 (B. 2). — Gött. G. Anz. 1822, S. 1269. (B. I). 1825, S. 647. — Froriep's Notizen B. 6. 1824. Feb. Nr. 16 (Nr. 126). S. 255 (B. 2. Artik. 18). — Linke's Sammlung zurOhrenheilkunde. Sammlung 2. 1836. Art. 5. S. 104—37 (B. 2).

Journalaufsätze: Eine tödtliche Wasserscheu in Horn's Archiv für medicinische Erfahrung, 1817. B. I. März und April. S. 354—71. — Mittheilungen: 1) In Horn's Archiv für med. Erfahrung, 1816. B. 2. S. 876—923. 2) In Rust's Magazin für Heilkunde, B. 3. H. 1. S. 76—122, H. 2. S. 283—304, H. 3. S. 433—71.

Gab heraus: John Reil, Entwurf einer allgemeinen Therapie, Halle bei Curt. 1816. — Uebersetzung: J. Thomson. Ueber Entzündung; aus dem Englischen mit Vorrede. Halle 1820. gr. 8. 2 Bände.

Die Klinik Peter Krukenberg's. Zum fröhlichen Gedächtniss des grossen Lehrers von Dr. Braun in Rehme, Deutsche Klinik. 1866. S. 49. — Peter Krukenberg, biographische Skizze und Charakteristik seiner Lehrthätigkeit von C. Barriés. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1866.

Peter Krukenberg ist in künstlerischer Beziehung der Prototypus eines Classikers des 19. Jahrhunderts. Wie bei Marx sämmtliche wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen dieser Zeitperiode concentrirt angetroffen werden, so tritt bei Krukenberg das scientifische Element in den Hintergrund, um die artistische Seite der Kunst in desto hellerem Glanze strahlen zu lassen. Von allen Klinikern seiner Periode ist er der einzige, der sich frei und fern hielt vom System. Nur seine glückliche Organisation, seine angeborene norddeutsche Zähigkeit,

hige Skepsis konnten ihn davor bewahren, von dem Zeitgeiste erfasst m Systeme in die Arme geworfen zu werden. Während seiner e machten die Naturphilosophie und der Brownianismus sich in e die Herrschaft streitig. Die Gefahr, von ersterer angesteckt g um so näher, weil der ihm nahe stehende, geistreiche Reil bergegangen war. Als dann später die naturhistorische errschaft auf fast sämmtliche deutsche Kliniken erstreckte um guten Tone gehörte, ein Schönleinianer zu sein de des berlinischen pythischen Apollo Aussprüche der zu haben, da liess Krukenberg durch nichts sich recht gehaltenen Weg zu verlassen, seine Klinik fuhr r auf ganz Deutschland die grösste Anziehungskraft aus- selbst als später von Prag und Wien die Fahne des Nihilis- esteckt wurde, und diese nihilistische Schule grade ihrer Einfach- nd Leichtigkeit wegen ebenso viele Jünger Aeskulaps anzog, wie einst hessalus, als er verkündete, in 6 Monaten Jeden zum Arzte machen zu können, blieb Halle vor wie nach der Magnet, der alle strebsamen und tüchtigen Aerzte anzog und fesselte. Sehr gut erinnern wir uns der Zeit, wo die enrangirtesten Anhänger der naturhistorischen Schule, die auf die Worte Schönlein's und Fuchs' schworen, durch einen kurzen Aufenthalt in Halle ernüchtert wurden. Wenn wir versuchen wollen, ein naturgetreues Bild von Krukenberg zu entwerfen, so können wir dies dadurch thun, dass wir sagen, sämmtliche guten und heilsamen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts auf dem praktischen Gebiete der Heilkunde, die später, das Mass überschreitend, als Carricaturen erschienen und die Therapie ihrem Verderben entgegenführten, haben sich in Krukenberg in harmonischer Einheit und im richtigen Masse concentrirt. Für Jahrhunderte wird daher Krukenberg stets das Muster eines vollendeten Klinikers sein. Er was es, der zuerst der Auscultation und Percussion in seiner Klinik ein Asyl eröffnete, doch blieb er weit davon entfernt, die physikalische Untersuchungsmethode allein als diagnostisches Hülfsmittel anwenden zu wollen, ein gleich grosses Gewicht legte er auf ein sorgfältig und genau angestelltes Krankenexamen und auf die logische Verwerthung und Verknüpfung der durch die Sinne gewonnenen Resultate und Zeichen. Eine ebenso richtige Ansicht hatte er über die Bedeutung der Physiologie für die Pathologie; nichts lag ihm ferner als die physiologischen und pathologischen Processe identificiren zu wollen, die Anwendung des Mikroskops und der Chemie liess er sich zwar sehr angelegen sein, doch benutzte er beide nur als diagnostische Hülfsmittel, weit entfernt, sie, wie die ins Extrem verfallene Neuzeit, für die Hauptsache zu erklären und den für einen grossen Arzt auszugeben, der sich weiter nichts angeeignet, als die technische Fertigkeit, mit ihnen umzugehen. Den Werth der pathologischen Anatomie wusste Keiner mehr zu schätzen wie er; dagegen war es ihm völlig fremd, dieselbe über die Therapie erheben und den ganzen Schwerpunkt des ärztlichen Handelns dahin verlegen zu wollen, bloss pathologische Anatomie zu verstehen und Sectionen machen zu können. Die Therapie war und blieb ihm immer der Brennpunkt, in dem alle Radien des ärztlichen Wissens und Könnens sich concentriren müssen. In seiner ganzen Anschauungsweise, wie der Grundton des 19. Jahrhunderts es mit sich bringt, durchaus Realist und auf die Ausbildung der Sinne beim Arzte das grösste Gewicht legend, war er doch weit entfernt, so dem Realismus sich zu ergeben, dass er das Gebiet des Materialismus berührte. Vielmehr war sein Realismus von einem anziehenden Idealismus getragen und durchwebt. Desshalb legte er beim Arzte den

Der Kliniker Peter Krukenberg.

Literatur.

Diss. inaug. med. chir. sistens annotata quaedam supra cancro bulbi oculi humani. Gottingae, 1810. 8. (Wahrscheinlich nicht gedruckt, da sie sich weder auf der Göttinger, noch auf der Halle'schen Bibliothek befindet.) — Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle. Halle bei Curt. 1820. 24. 2 Bände. Rec.: Med. chirurg. Zeit. 1821. B. 3. Nr. 54. S. 17—29. (B. I). — 1825. B. 2. Nr. 38. S. 225—33; Hufeland's Bibl. der Heilkunde, B. 45. 1821. April, S. 237—42 (B. I.): Rust's kritisches Repertorium für Heilkunde. B. 3. 1824. Heft 2. S. 219—28 (B. 2); Edinb. Journal of med. Sc. Vol. 2. 1826. Oct. Nr. 4. p. 450. 51; Bulletin des Scien. méd. T. 7. 1826. Janv. p. 48—50. — Pierer's med. Annalen 1820. April, S. 533—40 (B. I) und 1823. April, S. 453—62 (B. 2). — Gött. G. Anz. 1822, S. 1269. (B. I). 1825, S. 647. — Froriep's Notizen B. 6. 1824. Feb. Nr. 16 (Nr. 126). S. 255 (B. 2. Artik. 18). — Linke's Sammlung zurOhrenheilkunde. Sammlung 2. 1836. Art. 5. S. 104—37 (B. 2).

Journalaufsätze: Eine tödtliche Wasserscheu in Horn's Archiv für medicinische Erfahrung, 1817. B. I. März und April. S. 354—71. — Mittheilungen: 1) In Horn's Archiv für med. Erfahrung, 1816. B. 2. S. 876—923. 2) In Rust's Magazin für Heilkunde, B. 3. H. 1. S. 76—122, H. 2. S. 283—304, H. 3. S. 433—71.

Gab heraus: John Reil, Entwurf einer allgemeinen Therapie, Halle bei Curt. 1816. — Uebersetzung: J. Thomson. Ueber Entzündung; aus dem Englischen mit Vorrede. Halle 1820. gr. 8. 2 Bände.

Die Klinik Peter Krukenberg's. Zum fröhlichen Gedächtniss des grossen Lehrers von Dr. Braun in Rehme, Deutsche Klinik. 1866. S. 49. — Peter Krukenberg, biographische Skizze und Charakteristik seiner Lehrthätigkeit von C. Barriés. Halle, Verlag von Richard Mühlmann. 1866.

Peter Krukenberg ist in künstlerischer Beziehung der Prototypus eines Classikers des 19. Jahrhunderts. Wie bei Marx sämmtliche wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen dieser Zeitperiode concentrirt angetroffen werden, so tritt bei Krukenberg das scientifische Element in den Hintergrund, um die artistische Seite der Kunst in desto hellerem Glanze strahlen zu lassen. Von allen Klinikern seiner Periode ist er der einzige, der sich frei und fern hielt vom System. Nur seine glückliche Organisation, seine angeborene norddeutsche Zähigkeit,

seine ruhige Skepsis konnten ihn davor bewahren, von dem Zeitgeiste erfasst und einem Systeme in die Arme geworfen zu werden. Während seiner Studienjahre machten die Naturphilosophie und der Brownianismus sich in der Therapie die Herrschaft streitig. Die Gefahr, von ersterer angesteckt zu werden, lag um so näher, weil der ihm nahe stehende, geistreiche Reil in ihr Lager übergegangen war. Als dann später die naturhistorische Schule ihre Herrschaft auf fast sämmtliche deutsche Kliniken erstreckte und es beinahe zum guten Tone gehörte, ein Schönleinianer zu sein und aus dem Munde des berlinischen pythischen Apollo Aussprüche der Weisheit vernommen zu haben, da liess Krukenberg durch nichts sich bewegen, seinen für recht gehaltenen Weg zu verlassen, seine Klinik fuhr fort, nach wie vor auf ganz Deutschland die grösste Anziehungskraft auszuüben, und selbst als später von Prag und Wien die Fahne des Nihilismus aufgesteckt wurde, und diese nihilistische Schule grade ihrer Einfachheit und Leichtigkeit wegen ebenso viele Jünger Aeskulaps anzog, wie einst Thessalus, als er verkündete, in 6 Monaten Jeden zum Arzte machen zu können, blieb Halle vor wie nach der Magnet, der alle strebsamen und tüchtigen Aerzte anzog und fesselte. Sehr gut erinnern wir uns der Zeit, wo die enrangirtesten Anhänger der naturhistorischen Schule, die auf die Worte Schönlein's und Fuchs' schworen, durch einen kurzen Aufenthalt in Halle ernüchtert wurden. Wenn wir versuchen wollen, ein naturgetreues Bild von Krukenberg zu entwerfen, so können wir dies dadurch thun, dass wir sagen, sämmtliche guten und heilsamen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts auf dem praktischen Gebiete der Heilkunde, die später, das Mass überschreitend, als Carricaturen erschienen und die Therapie ihrem Verderben entgegenführten, haben sich in Krukenberg in harmonischer Einheit und im richtigen Masse concentrirt. Für Jahrhunderte wird daher Krukenberg stets das Muster eines vollendeten Klinikers sein. Er was es, der zuerst der Auscultation und Percussion in seiner Klinik ein Asyl eröffnete, doch blieb er weit davon entfernt, die physikalische Untersuchungsmethode allein als diagnostisches Hülfsmittel anwenden zu wollen, ein gleich grosses Gewicht legte er auf ein sorgfältig und genau angestelltes Krankenexamen und auf die logische Verwerthung und Verknüpfung der durch die Sinne gewonnenen Resultate und Zeichen. Eine ebenso richtige Ansicht hatte er über die Bedeutung der Physiologie für die Pathologie; nichts lag ihm ferner als die physiologischen und pathologischen Processe identificiren zu wollen, die Anwendung des Mikroskops und der Chemie liess er sich zwar sehr angelegen sein, doch benutzte er beide nur als diagnostische Hülfsmittel, weit entfernt, sie, wie die ins Extrem verfallene Neuzeit, für die Hauptsache zu erklären und den für einen grossen Arzt auszugeben, der sich weiter nichts angeeignet, als die technische Fertigkeit, mit ihnen umzugehen. Den Werth der pathologischen Anatomie wusste Keiner mehr zu schätzen wie er; dagegen war es ihm völlig fremd, dieselbe über die Therapie erheben und den ganzen Schwerpunkt des ärztlichen Handelns dahin verlegen zu wollen, bloss pathologische Anatomie zu verstehen und Sectionen machen zu können. Die Therapie war und blieb ihm immer der Brennpunkt, in dem alle Radien des ärztlichen Wissens und Könnens sich concentriren müssen. In seiner ganzen Anschauungsweise, wie der Grundton des 19. Jahrhunderts es mit sich bringt, durchaus Realist und auf die Ausbildung der Sinne beim Arzte das grösste Gewicht legend, war er doch weit entfernt, so dem Realismus sich zu ergeben, dass er das Gebiet des Materialismus berührte. Vielmehr war sein Realismus von einem anziehenden Idealismus getragen und durchwebt. Desshalb legte er beim Arzte den

grössten Nachdruck auf eine humanistische und classische Bildung. Zu sehr erkannte er, dass, wenn die Hülfswissenschaften der Medicin vorzugsweise dazu dienen, die Sinne des Arztes auszubilden und zu schärfen, die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte doch nur durch das humanistische Studium bewerkstelligt wird, und dass ein, solcher Studien baarer, Arzt auf den Namen eines vollendeten Heilkünstlers keinen Anspruch machen könne.

Ein von diesen Ideen erfüllter Kliniker besass die Macht, allen Strömungen der Mode zu widerstehen und unangefochten davon zu bleiben. Und so haben wir denn an Krukenberg das Schauspiel, dass, obschon während seiner klinischen Wirksamkeit alle Modesysteme sich gegenseitig ablösen und verdrängen, er dennoch als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, allen Zeitströmungen zum Trotze, bis zur Niederlegung seiner Klinik der gefeierte Lehrer, der gesuchte Arzt, der bewährte Führer und Leiter blieb. Sein geistiger Stoffwechsel war von wunderbarer Raschheit; auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst entging ihm Nichts von Bedeutung, erschien Nichts, das er nicht sofort seinem therapeutischen Wissen und Handeln assimilirt hätte. Sein körperliches wie geistiges Auge hatte die seltene Kraft, sofort Spreu vom Weizen, Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden. Daher nahm er Alles seinem Wesen Homogene auf, während er die Lüge, das Halbwahre von sich fern hielt. Das durch die Erfahrung und das Alterthum Sanctionirte war und blieb ihm aber stets der Kern, um den die Errungenschaften der Neuzeit, wie die Jahresringe um einen Baum, sich ablagerten. Wenn wir oben sagten, dass er das praktische medicinische 19. Jahrhundert in allen seinen guten Seiten repräsentire, so bezieht sich dieses auch auf seine vielseitige ärztliche Thätigkeit. Krukenberg war nicht blosser Medicus purus auf praktischem Gebiete, sondern auch ein vorzüglicher Wundarzt.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte den lange geführten Streit, ob Medicin und Chirurgie auch praktisch vereinigt werden müssten, zum Austrag gebracht. Denn in der Mitte dieses Jahrhunderts existirte wohl kein Staat in Deutschland mehr, in dem die bisher bestandene Trennung der Medicin von der Chirurgie, wenigstens dem Principe nach, nicht aufgehoben war. Fortan verlangte der Staat, der Jünger des Aeskulap solle ebenso gut innerer Arzt als Wundarzt sein. Krukenberg ist von den deutschen Klinikern der einzige, der an und durch sich selbst zeigte, dass diese therapeutische Auffassung realisirt werden könne. Ihm war es gegeben, mit derselben Präcision die Operation eines Cataracts auszuführen, als die Diagnose eines Typhus zu stellen. Wir wollen uns hier nicht einlassen in die Untersuchung der Frage, ob diese Massregel der Medicin zum Heile gereichte und ob nicht aus dem Umstande, dass der Staat vom Arzte zu viel verlangte, gerade die Zersplitterung, die sich wissenschaftlich und künstlerisch jetzt geltend macht, nothwendiger Weise hervorgehen musste. Genug, Krukenberg hasste den Specialismus, wie er jede Lüge hasste. Und es ist keine Frage, dass wenn man die Wahl hat zwischen einem Arzte, der ein mässig guter Wundarzt und innerer Arzt ist oder 12 Specialisten, von denen jeder in dem betreffenden Organe, dem er sich gewidmet, das Ausgezeichnetste zu leisten verspricht, man sich für ersteren entscheiden muss. Betrachten wir jetzt unter Führung von Krukenberg's Biographen Barriés die näheren Lebensverhältnisse dieses ausgezeichneten Mannes. Wir können indessen es uns nicht versagen, die im Göttinger Universitätsarchiv aufbewahrte, bis zu seiner Promotion reichende, Skizze einer Selbstbiographie vorauszuschicken: „Ego Petrus Krukenberg natus sum Regiae Lutterae anno millesimo septingentesimo octuagesimo octavo, patre Jo-

hanne Jacobo, matre autem Sophia, ex gente Spannuht. Pater optimus me novem annos natum Brunopolim misit, ubi in Gymnasio Catharinaeo iis instructus quae pueros doceri solent. Collegium Carolinum frequentavi quod olim magnum in juventutis commodum in hac urbe florebat; ibidemque celeberrimum Eschenburg de antiquitatibus, cel. Lueder de re publica et historia populorum, celeberr. Knoch de re metallica et physica, venerandum senem cel. Hellwig de historia naturali et de mathesi, cel. Emperius de litteris antiquis et denique cel. Kochy de lingua Gallorum Italorumque audivi. Eodem tempore theatrum anatomicum quod in hac urbe floret jam diu optatam mihi occasionem praebebat praelectionibus anatomicis cel. Heyer, aeterna mihi amicitia conjuncti, interesse et me ipsum in sectione cadaverum exercere. Vigintesimo demum aetatis anno almam adii Georgiam, ibidemque illustrissimus Himly mihi pathologiam, materiam medicam et therapiam, tam generalem quam specialem, nec non chirurgiam medicam et ophthalmologiam tradidit, simul exercitationibus medico-chirurgicis in nosocomio, quod eo duce hunc academiam ornat, interfui. De morbis acutis et chronicis illustrissimum Richterum audivi; artem foeminis difficile parturientibus succurendi illustrissimus Osiander me docuit. Chirurgiam manualem cel. Langenbeck mihi traditit et exercitationibus chirurgicis in nosocomio chirurgico interfui. Fabricam corporis humani celeberrimus Langenbeck et Hempel mihi exposuere. Linguam Anglorum celeberrimus Beneke me docuit, Gallicam vero apud meritissimum duBois excercui — Hoc est, illustrissime Decane, hoc est curriculi mei brevis conspectus. Ars longa, divus jam dixit Hippocrates et non celeri paucorum annorum progressu discenda. Sacro amore duos per annos arti salutiferae incubui, sed multa restant quae futuro labori reservare coactus sum.

Göttingae, d. 28. m. Feb. anno 1810.

Krukenberg's Vater war Apotheker, ein Mann von Herzensgüte und Rechtlichkeit, tüchtig in seinem Fache, rührig und von heiterem Temperamente. Seine Mutter starb wenige Jahre nach seiner Geburt. Ihre Stelle füllte seine nachherige Stiefmutter, Tochter des Rector Heusinger in würdiger Weise aus. Grosse Männer werden stets durch ihre Mütter bestimmt. Die zärtliche Liebe und Verehrung, die Krukenberg immer seiner Stiefmutter bewahrte, beweist, dass sie ihm die Mutter ersetzte. Wenn man den Bildungsgang, den am Ausgange des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen die studirende Jugend wählte, mit dem heut zu Tage eingeschlagenen vergleicht, dann fällt ein schneidender Gegensatz Einem sofort in die Augen. Damals, als es noch keine staatsseitig vorgeschriebenen Maturitätsexamina und obligatorischen Fachcollegien, keine Studiendauer und Belegbücher gab, welche geistigen Errungenschaften erst nach den deutschen Befreiungskriegen eingeführt wurden, verwandte die Jugend viel grösseren Eifer auf die humanistischen Studien als jetzt. An den meisten bedeutenderen deutschen Städten existirten akademische Gymnasien, Institute, welche die Mitte hielten zwischen den Gymnasien und der Universität und den Zweck verfolgten, dem Candidaten die für sein Fach erforderliche, allgemein wissenschaftliche Vorbildung zu geben. Die französische Invasion hob nicht bloss die Hälfte aller deutschen Universitäten auf, sondern auch die akademischen Gymnasien, da die Fonds dem Despoten Napoleon mehr zu Zwecken des Mars als des Apollo geeignet schienen, und nur sehr wenige wurden nach den Befreiungskriegen wieder hergestellt. Wir müssen jene Einrichtung mit als einen Hauptgrund hervorheben, dass die damalige Zeit auf allen Gebieten des Wissens eine so reiche Zahl von grossen und hervorragenden Männern aufzuweisen hatte, während die Neuzeit, als

erst die Jugend ihre Bildung in den Reactionsjahren empfing, so sehr arm an wahrhaft bedeutenden Männern ist.

Was wir gegenwärtig an geistigen Capacitäten besitzen, deren Wiege stand mit wenigen Ausnahmen am Ausgang des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts. So war es denn auch sein guter Genius, der unsern Krukenberg leitete, von der Schulbank des Gymnasiums, nicht sofort der Alma mater zuzueilen, sondern durch die Seele des Carolinum zu dem Geiste der Georgia Augusta sich vorzubereiten. Dorthin begab er sich im Jahre 1808 und wurde unter dem Rectorat von G. A. Richter immatriculirt. Krukenberg beweist uns durch sein Beispiel den fruchtbaren Segen der damals noch bestehenden akademischen Freiheit, an der selbst ein Napoleon sich nicht zu vergreifen wagte. Da wurde noch nicht der geniale in gleiche Kategorie mit dem faulen und trägen Studenten gestellt. Und so sehen wir Krukenberg schon nach zweijährigen Studien, woran heut zu Tage selbst der fleissigste und genialste Mediciner durch die bleierne Schwere des Gesetzes verhindert würde, die Summa cathedra besteigen und unter seines Lehrers Himly Dekanate seine Dissertation: „de cancro bulbi oculi humani“ vertheidigen und den Doctorhut erlangen. Es ist ein eigenthümliches Walten des Fatums, dass hervorragende Aerzte so oft der Krankheit erliegen, deren Studium sie sich vorzugsweise zuwandten. Wie Laennec der Schwindsucht zum Opfer fiel, deren Diagnose er durch ein neues Hülfsmittel erleichtert hatte, so musste Krukenberg später ein Opfer des Krebses werden. Nachdem Krukenberg noch ein Jahr in Göttingen verweilt hatte, eilte er 1811 der neugegründeten Berliner Universität zu. Zwei Männer waren hier bestimmend auf seine ganze wissenschaftliche Richtung, einmal Reil, der Naturphilosoph, der schon damals das geflügelte Wort sprach: „es wird zu viel beobachtet und zu wenig gedacht“, andererseits der schon von uns geschilderte Heim, der verhinderte, dass Krukenberg nicht der idealistischen Richtung allein in die Arme fiel, sondern auch der Analyse ihr Recht zukommen liess. Das Jahr 1813 brach Napoleon's Despotismus. Wir finden unsern Krukenberg als Gemeinen in Lützow's wilder verwegener Jagd. In diesem berühmten Corps machte er erst als Jäger, später als Arzt bis zum Herbste 1814 alle Strapazen und Gefahren des Krieges mit und nur eine Krankheit konnte ihn bestimmen, auszutreten. In der Entlassungsordre Lützow's vom 4. Oct. 1814 wird der ausgezeichnete Eifer seines ersten Arztes, seine Fachkenntniss, sein Muth und seine Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer hervorgehoben.

Kaum genesen, wurde er am 22. December 1814 vom preussischen Ministerium als ausserordentlicher Professor nach Halle berufen, um dort Vorlesungen über Therapie zu halten und bis zur Besetzung der ordentlichen Professur die Leitung der dortigen Klinik zu übernehmen. Eine solche Anstellung wäre heut zu Tage ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, und die Doctissimi einer heutigen medicinischen Facultät würden in die äusserste Verlegenheit gerathen, wenn ihnen zugemuthet werden sollte, einen Mann in ihr Collegium aufgenommen zu sehen, der noch nicht einmal das Staatsexamen bestanden hatte, wie unser Krukenberg. Der Anfang des 19. Jahrhunderts zeigte aber auf allen Gebieten noch einen Nachglanz der Toleranz und der Freiheit, die das 18. Jahrhundert geschaffen hatte. Krukenberg eilte also als schon creirter Professor nach Berlin, um praesentia zu prästiren und kehrte im März mit der Censur „vorzüglich gut“ nach Halle zurück, um sein neues Amt zu übernehmen. Dasselbe behielt er bis zur Berufung Nasse's. Dafür bekam er 1816 die Erlaubniss eine Poliklinik zu errichten, die eigentlich den Grund seiner so grossen und segensreichen

Thätigkeit wurde. Die Regierung gewährte ihm dazu einen Zuschuss von jährlich 400 Thalern. Nach dem Weggange Nasse's im Jahre 1822 rückte er in dessen Platz, wurde zugleich Director des klinischen Instituts und verblieb dies 34 Jahre lang bis 1856, wo er, ohne aus der Facultät auszuscheiden, seine Stelle als Kliniker aufgab. Fünf Jahre darauf legte er auch seine ärztliche Thätigkeit ganz nieder, so dass er in den letzten fünf Jahren seines Lebens von aller Berufsthätigkeit sich fern hielt. Wenn man einen Rückblick wirft auf Krukenberg's äussere Lebensverhältnisse, dann muss man bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit gestehen, dass er zu den vom Glücke Auserwählten gehört. Wie viele ausgezeichnete Männer zeigt uns im Gegensatze zu ihm die Geschichte, die ihr ganzes Leben mit äusseren und inneren Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben und endlich des Ringens überdrüssig, erliegen und ermatten. Krukenberg wurde das Glück förmlich auf dem Präsentirteller entgegengetragen. Wir wagen nicht zu entscheiden, was für einen Lehrer der Jugend und Arzt gefährlicher ist: vom Glücke verwöhnt oder vom Unglück verfolgt zu werden. Auf jeden Fall erfordert Ersteres eine nicht minder starke Natur. Das Glück erschlafft und macht träge. Eine edle, sittliche und willenskräftige Natur wie Krukenberg wurde aber nicht durch dasselbe in dieser Weise beeinflusst, sondern es war ihm nur ein neuer Sporn zur weiteren Arbeit, ein Antrieb, das durch die That zu verdienen, was die Göttin Fortuna, seine Bedeutung anticipirend, ihm entgegentrug. Und so sehen wir ihn denn mit rastlosem, unermüdlichem Eifer von seiner Immatriculirung als Student an, bis zur Niederlegung seines klinischen Lehramts, von des Morgens früh bis des Abends spät als Lehrer und Arzt thätig sein, niemals, selbst an Festtagen nicht, sich Ruhe gönnend. Er ging in seiner Arbeitskraft so weit, dass er sich keine Ferien und Erholungsreisen gestattete. Getreu dem Spruche: si qua sede sedes et est tibi commoda sedes, illa sede sede, nec sit tibi altera sedes, konnten die glänzendsten Anerbieten ihn nicht veranlassen, seinem lieben Halle ungetreu zu werden. Nachdem er schon als Student einen Ruf als Professor nach Kasan ausgeschlagen hatte, ebenso in Berlin eine Professur für das Carolinum in seiner Vaterstadt ablehnte, folgte er später nicht den an ihn ergangenen Rufen nach Kiel, Heidelberg und Göttingen. Die Regierung wusste aber auch seine Anhänglichkeit an Halle zu würdigen. Als er die Berufung nach Göttingen ausgeschlagen, wurde auf seinen Wunsch in Halle ein neues klinisches Gebäude aufgeführt, das schon Neujahr 1840 bezogen werden konnte. An äusseren Ehrenbezeugungen fehlte es nicht; Krukenberg war Geheimrath und Mitglied von 11 gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Bei Gelegenheit seines Amtsjubiläums erhielt er den Stern zum rothen Adlerorden und von seinen ehemaligen Schülern ein Album mit ihren Photographien. Seine Liebe und Anhänglichkeit an die Universität beurkundete er bei Niederlegung seiner Klinik durch eine Stiftung von 5000 Thalern, deren Zinsen alljährlich einem dort studirenden jungen Mediciner zu Gute kommen sollten.

Krukenberg lebte sehr glücklich mit einer Tochter Reil's verheirathet, ohne dass diese Ehe mit Kindern gesegnet war. In Bezug seiner persönlichen Charakteristik äussert sich sein Biograph folgendermassen: „Dass Krukenberg ein hochverdienter Lehrer und Arzt war, ist wohl von Niemandem bezweifelt worden und bedarf daher nicht erst des Nachweises; wohl aber stellt sich hier die Frage: welche Stellung nahm er in der Wissenschaft ein und welche Wirksamkeit entwickelte er als Lehrer seinen Schülern gegenüber? Denn es ist klar, dass die Heranbildung junger Männer zu Aerzten von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen

kann und demgemäss auch verschiedene Erfolge haben wird. Da nun Niemand im Stande ist, Anderes zu geben, als was er selbst hat, er aber nichts wahrhaft in sich aufnimmt und dann besitzt, was nicht dem eignen Wesen adäquat ist, so sehen wir uns unmittelbar vor die Frage gestellt nach der geistigen Natur dieses Mannes. Genau besehen kann die Antwort hierauf nicht bloss Rücksicht nehmen auf Intelligenz und Wissen, sondern sie muss wesentlich auch den Charakter ins Auge fassen, sofern dieser nämlich einer jeden Leistung, namentlich auf praktischem Boden, ein eigenthümliches Gepräge verleiht, ja zum Theil den Werth solcher Leistung bedingt. Krakenberg war eine von Haus aus naive Natur und von heiterer Grundstimmung des Gemüths; dabei besass er eine grosse Frische und Lebendigkeit des Geistes mit einem Anflug von Humor, der es liebte, gelegentlich einmal in ein Wort des Scherzes sich zu entladen. Laute Freude aber und Lustigkeit hat wohl Keiner je an ihm gesehen, denn sein ganzes Denken und Streben war beständig auf ernste Dinge gerichtet. Jedermann blickte gern in das klare blaue Auge, das nicht bloss klug und forschend in die Welt hineinschaute, aus dem auch eine freundliche und wohlwollende Gesinnung hervorleuchtete. Bei diesem Wohlwollen, welches tief in seiner Seele gegründet war, hatte er aber eine sehr entschiedene Antipathie gegen Alles, was Sentimentalität hiess, oder ihr auch nur entfernt ähnlich sah, wesshalb weiche Regungen bei ihm selber sich gar nicht äussern durften, und schimmerten sie dennoch einmal durch, so wurden sie sofort verdeckt, sei es durch einen Scherz, sei es durch rasches Uebergehen auf einen anderen Gegenstand. Daher kam es, dass ferner Stehende ihn wohl für hart halten konnten, wenn sie an ihm nicht den Mann fanden, der eine breitere Exposition von Gefühlen liebte. Es war in ihm etwas von einer antiken Sittenstrenge, freilich nicht als Resultat von Reflexion, sondern unmittelbar aus seiner Eigenart hervorgehend, einer Sittenstrenge, die sich am meisten gegen sich selbst richtete, und welche ihn zu dem nüchternen, mässigen, arbeitsamen und vor allen Dingen zu dem wahrheitsliebenden Manne machte, als welcher er sich stets bewährte. Diese Grundzüge, verbunden mit einem lebhaften, erregbaren Naturell, mit einem kräftigen Willen und einem scharfen Verstande, mischten seinem Wesen, wie oft bei entschiedenen Charakteren, eine gewisse Eigenwilligkeit bei, die zwar im Alter ihre Schärfen verloren hatte, in seinen jüngeren Jahren aber wohl Anlass geben konnte zu Anstössen nach der einen oder anderen Seite. Jene Bescheidenheit, die Goethe nur dem Lumpen zuspricht, kannte auch Krakenberg nicht; wohl aber war ihm die ächte eigen, die an dem sich genügen lässt, was beschieden ist; die nur das erreichen will, wozu die wahren Voraussetzungen im Menschen vorhanden sind, und welche in ihrem letzten Grunde auf richtiger Erkenntniss und Schätzung des eignen Werths beruht. So gut er es verstanden hatte, die reichen Keime, die in ihn gelegt waren, zu entwickeln, sie für sich und Andere nutzbar zu machen und ihre Früchte zur Geltung zu bringen, so gut verstand er es auch, nichts zu erstreben, was nicht wahr und ursprünglich in ihm lag; nichts wollte er scheinen, was er nicht auch ganz war; nach keinem Lorbeer seine Hand ausstrecken, der ihm nicht zukam; daher denn auch das, was an ihm glänzte, immer als ächt sich bewies. Mit dieser Bescheidenheit auf ethischem Gebiete lief ein Zug in seinem Wesen parallel, der ihre praktische Seite genannt werden kann. Bei aller Lebhaftigkeit des Geistes nämlich war doch nichts Phantastisches in ihm; überall stand er auf dem Boden der Wirklichkeit, und die gegebene Situation, wenn sie mit Nothwendigkeit an ihn herantrat, fand ihn stets fertig und gerüstet, sie guten Muths und gerade so anzunehmen, wie sie geboten wurde. Daher fand man auch die-

sen rastlos thätigen Mann, nachdem er sein Lehramt niedergelegt hatte, in der geschäftslosen Ruhe ebenso zufrieden und heiter wie vordem. Oder war dies etwa Abspannung und Gleichgültigkeit des Alters? Nun, Krukenberg gab selbst die Antwort darauf; denn als im Jahre 1861 ein Schlaganfall, der erste Mahnruf des Todes erscholl, welchen der kluge Arzt nicht überhörte, beschied er sich auch hier und verstand es, vier Jahre hindurch mit Gleichmuth und heiterem Sinn den schweren, aber einmal gewiesenen Weg zu gehen. Dieser charakteristische Zug, in allen Verhältnissen sich zu bescheiden, gab seinem ganzen Wesen diejenige innere Ruhe und Sicherheit und die Abrundung, welche bloss solche Menschen erlangen, deren Streben nicht in das Ungemessene geht und die überall nur das vernünftig Erreichbare als ihren Zielpunkt ins Auge fassen.

Krukenberg war kein Mann, dem sich leicht imponiren liess, am wenigsten dort, wo ihm ein eignes Urtheil zustand, und wo er selbst seine Position sicher genommen hatte. Daher er denn auch auf dem Gebiete der Medicin, welchem er, mit strengem Abschluss gegen alle übrigen, seine ganze Thätigkeit zugewandt hatte, von blossen Auctoritäten niemals etwas wissen wollte. Ja, es erregte seinen ganzen Unwillen, wenn in streitigen Punkten auf solche provocirt wurde, um dadurch die Entscheidung herbeizuführen. Dagegen war er klaren Gründen stets zugänglich und immer bereit, das Bessere anzunehmen, wenn es als solches sich legitimiren konnte. Anders verhielt es sich in allen aussermedicinischen Dingen. Hier, wo die Voraussetzung eines genauen Orientirtseins bei ihm nicht zutraf, gab er sich entweder den augenblicklichen Impulsen hin und trug mit naiver Sicherheit seine Ansichten vor, die dann nicht immer das Richtige erzielten: oder er lehnte sich mit seinem Urtheile an das von befreundeten Männern an, wie es gesprächsweise sich gerade fixirt hatte. So sprach er denn über Kunst, Politik, Religion zwar mit der ganzen Zuversicht eigener Ueberzeugung, als der Ausdrucksform welche seinem Wesen die entsprechende war, das Materielle jedoch, der Inhalt war nicht autochthon, mithin ohne einheitliches Gepräge. Es wird wohl Niemandem in den Sinn kommen zu meinen, dieser Zug in Krukenberg's Art und Weise werde desshalb besonders hervorgehoben, um einen Schatten auf ihn zu werfen. Nichts würde weniger zutreffen. Diejenigen, welche ihn näher kannten, wussten Alle recht gut, dass es sich hier lediglich um die Aeusserung der liebenswürdigen Naivität eines Mannes handelte, welcher empfangene Eindrücke, für die er ein tieferes Interesse nicht gewinnen konnte und die er demgemäss auch nicht weiter verarbeitete, einfach und unverändert ebenso wiedergab, wie sie von ihm aufgenommen waren. Er glich hierin einem klaren Spiegel, der das Bild gerade so zurückstrahlt, wie es auf ihn aufgefallen ist, welcher Vergleich um so passender ist, als es auch hier den Schein hat, als träte das Bild aus der Tiefe des Spiegels hervor, während in Wirklichkeit doch nur ein Flächenphänomen Statt findet. Dieser Zug von Offenheit in seinem Wesen durfte besonders desshalb nicht übergangen werden, weil Krukenberg dadurch grundwesentlich von solchen Naturen sich unterschied, bei denen wechselnde Ansichten in Gründen der Zweckmässigkeit wurzeln, eine Motivation, die ihm durchaus fremd war; wie denn überhaupt nichts so sehr ihm widerstand und nichts weniger von ihm geübt worden ist, als Mantelträgerei. In dem eigentlichen Kern seines Charakters war weder etwas Schwankendes, noch etwas Unzuverlässiges; vielmehr war tief in seinem Wesen gegründet eine Stetigkeit und Festigkeit, welche alle diejenigen reichlich an ihm kennen und schätzen gelernt haben, die ihm näher getreten waren oder die in dauernder Verbindung mit ihm standen. Krukenberg hielt fest an dem, was er einmal gefasst hatte, er war ein Mann

von treuem Gemüthe, treu in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens, treu auch gegen die Personen, denen er einmal seine Freundschaft geschenkt hatte. Nur durfte bei ihm über alle solche Dinge, die sein eignes innerstes Gemüthsleben betrafen, nicht viel gesprochen werden; seine Natur, überall auf das Praktische gerichtet, wollte auch hier von Worten nicht viel wissen. Die Gefühle in seiner Brust waren für ihn kein Gegenstand von Erörterungen, sondern Motive des Handelns."

Indem wir diese Schilderung Krukenberg's von einem ehemaligen Schüler mittheilen, dürfen wir es ebensowenig unterlassen ein Urtheil über ihn anzuführen, das weniger vortheilhaft lautet. Rosenbaum ist eine zu bekannte Persönlichkeit und hat durch sein historisches Werk „über die Lustseuche" einen mit Recht verdienten Namen sich erworben, als dass wir es wagen könnten, ihn todt zu schweigen. In den „neun Jahren aus dem Leben eines Privatdocenten", Leipzig, Gebauer'sche Buchhandlung 1847 äusserte er sich über Krukenberg folgendermassen: „Ich hatte im Sommersemester 1829 allgemeine Pathologie bei Professor Friedländer gehört und „sehr fleissig" testirt bekommen; im Wintersemester 1829/30 wollte ich nun specielle Pathologie und Therapie bei Professor Krukenberg hören; dieser sah meinen Anmeldebogen durch und als er bemerkte, dass ich die Vorlesungen über allgemeine Pathologie von ihm nicht bestätigt erhalten habe, sagte er: „Ei, Sie haben ja noch keine allgemeine Pathologie gehört". Ich wies nun auf das Testat des Prof. Friedländer hin, worauf er sogleich in die Worte ausbrach: „O Gott, das ist ja gar nichts, da können Sie nichts gelernt haben, Sie müssen bei mir hören". Ich erklärte mich dazu bereit, wenn ich kein Honorar zu zahlen nöthig hätte. „O Gott, nein, das geht nicht", erhielt ich zur Antwort. Kurz es half nichts. Ich musste noch einmal 2 Friedrichsd'or ausgeben, um nur Ruhe zu haben. Solch ein Verfahren beobachtete Krukenberg damals gegen einen ordentlichen Professor und er hätte anders gegen einen Privatdocenten handeln sollen. Ja er wagte noch 1841, 6 Jahre nachher, nachdem ich Docent war, mir ins Gesicht zu sagen, ich sollte doch an eine Chirurgenschule gehen, um mich erst im Dociren zu üben. Was mochte also wohl hinter meinem Rücken vor sich gehen. Von Haus aus bitterster Feind aller und jeder Intriguen, konnte es mir nicht in den Sinn kommen, trotz des erwähnten Benehmens des P. Krukenberg auf irgend eine Weise Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ich ging ruhig meinen Gang." Und ferner: „Als Probevorlesung wurde mir von Krukenberg 1836 aufgegeben: „Gedrängte Darstellung und Beurtheilung des Brown'schen Systems in der Medicin". Ich hielt nun meinen Vortrag lateinisch, und Krukenberg, der sich mit sämmtlichen Collegen Friedländer, Niemeyer, d'Alton und Blasius schlecht stand, frug mir den Inhalt deutsch ab. Später theilte mir mehr als ein Studirender mit, dass Herr Professor Krukenberg erklärt habe, man könne bei mir nichts lernen und liess es ihnen fühlen, dass ein Testat über bei mir gehörte Vorlesungen ihnen keine Empfehlung sei. Dies influirte selbst auf die Gratisvorlesungen, welche von Mehreren besucht wurden, die sich nie zur Annahme und zum Testate meldeten, während Andere geradezu bei der Meldung um die Erlaubniss des Hörens baten, ohne dass sie nöthig hätten, die Vorlesung ins Anmeldebuch einzuzeichnen, da sie sich vor Professor Krukenberg fürchteten". Krukenberg ist todt. Er hat es nicht für nöthig gefunden, während seines Lebens gegen diese Anschuldigungen sich zu vertheidigen. Wir müssen desshalb ausrufen: audiatur et altera pars. Was seine Stellung zu Friedländer betrifft, so bemerken wir, dass dieser als ein Pietist von reinstem Wasser zu bezeichnen ist; Heuchelei war aber Krukenberg in der Seele

zuwider. Es ist eine menschliche Unvollkommenheit, den Hass einer Sache oder eines Dinges auf die Person selbst zu übertragen. Rosenbaum's Verhältniss zu Krukenberg kennen wir nicht. Ersterer war aber Doctrinair, blosser Theoretiker. Auch dieses hasste Krukenberg, dessen ganze Devise im Handeln bestand. In Bezug auf Rosenbaum mochte ihm daher etwas menschlich Irriges entschlüpfen. Seine Hauptentschuldigung finden wir aber in den abgeschmackten damaligen und noch jetzt bestehenden Universitätsinstitutionen. Hätte eine vollständige akademische Studienfreiheit bestanden und es keine Belegbücher gegeben, so würden solche Dinge, die sich gewiss an allen Universitäten gelegentlich ereigneten, nicht haben passiren können. Da Krukenberg ein Sohn seiner Zeit war, konnte man nicht von ihm verlangen, dass er gänzlich von den Fehlern und Gebrechen derselben sich hätte frei machen und erhalten sollen.

Jetzt noch einige Worte über die letzten Tage Krukenberg's. Der Schlaganfall, der ihn 1861 ergriffen, wiederholte sich 1865. Dazu bildete sich ein Krebsleiden am Gaumen aus, das allmälig die Kieferränder erreichte und, wie die Section nachwies, den harten Gaumen durchbrochen hatte. (S. Barriés, S. 58.) Von jetzt an hatte Krukenberg eine wahre Hiobskrankheit durchzumachen; er glich aber auch diesem an Geduld und bewahrte die Heiterkeit seines Gemüths bis zuletzt. Ein sanfter Tod machte am 13. Dec. 1865 seinem schmerzhaften Leiden ein Ende.

Einer seiner vorzüglichsten Schüler, der verdiente Balneologe Braun urtheilt über Krukenberg folgendermassen: „Es ist von jeher so gewesen, dass nur derjenige Lehrer seine eigene, nachhaltig wirkende Schule gebildet hat, der zugleich der Meister seiner Schüler war, d. h. der mit seinem ganzen Menschen in seine Kunst und seinen Lehrberuf eintrat und mit seiner ganzen Persönlichkeit den Schülern sich hingab. Ein solcher Meister war Krukenberg. Wie er sich ganz dem Schüler hingab, so riss er diesen selber hin, und zwar nicht bloss mit seinem Wissen, Wollen und Lehren, sondern geradezu als Commilito, welcher, mit uns lernend, uns in den Hörsaal des gemeinsamen Lehrers, der am Krankenbette sich offenbarenden Natur, führte und, vermöge seiner grösseren Vertrautheit mit ihr, uns ihre Sprache erklärt. Der Arzt, wenn er diesen Namen verdienen will, kann nicht umhin, immer Lehrer und immer Schüler zu sein; sein Amt und sein Verkehr mit den Berufsgenossen ist ein unaufhörliches Lernen und Lehren; er selbst ist sein eigener Lehrer und sein eigener Schüler, die Ausübung seiner Kunst ist zugleich ein Fortarbeiten an ihrer Entwicklung; und wenn er auch am Ende seines Wirkens von ihrer Vollendung ferner steht, als er beim Beginn seiner Laufbahn es geträumt, so hat er doch die Befriedigung, im Unendlichen einen Schritt vorwärts gethan zu haben, und das Glück, in diesem beständigen Streben und Arbeiten jung geblieben zu sein. Diese Jugend war es nun, welche uns in Krukenberg, dem Sechziger, unwiderstehlich mit sich fortriss. Nur von dem grauen Haare und dem seitlich gebeugten Haupte wurde das Alter unseres Meisters verkündet; wogegen aus den strahlenden Augen, der Beweglichkeit der Mienen und der Elasticität des Körpers eine Jugend uns entgegenlebte, die bald unsere eigene beschämte, bald uns den frischen Trost gab, dass die Jugend unsterblich ist, wenn sie nur will, wenn sie nur ihre Freude nicht in der Bequemlichkeit des Genusses, sondern in der Lust des Strebens und Arbeitens sucht. Wir Jünglinge sahen unseren Beruf verkörpert, in einer Persönlichkeit, deren Glück ganz von diesem Beruf getragen wurde, der wir uns vertraulich nähern durften, die, fern von vornehmer und ältlicher Selbstgenüg-

samkeit, populär und jung, unserer behaglichen Jugend sich hingab. Ein Arzt, wie Krukenberg, konnte nichts anders sein als Eklektiker, und zwar Eklektiker im besten und fruchtbarsten Sinne des Worts: denn einestheils fand er in der Skepsis, welche er mit consequenter Strenge sogar gegen sich selbst übte, den richtigen Schutz gegen jede, ihn von aussen versuchende Täuschung; und andererseits besass er selbst einen genügenden Schutz positiver Erfahrung, um an ihrem Massstabe den Werth des Neuen zu messen. In einer rein Hippokratischen Schule gebildet, welche für unsere Zeit am deutlichsten mit dem Namen des alten Heim bezeichnet wird, überdies mit seinem ganzen Naturell auf den realen Boden der Thatsachen verwiesen, hatte er in seiner Jugend, innerlich wenigstens, keine naturphilosophischen Anfechtungen zu bestehen gehabt, vielmehr, was er für seine praktische Ausbildung nicht in Deutschland fand, bei den realistischen Engländern gesucht. Könnte man bei ihm von einem Systeme sprechen, so würde man zur Bezeichnung desselben die unangefochtenen Namen eines Sydenham, Heberden, Pemberton, John Hunter, Astley Cooper, Thomson nennen dürfen. Aber ein System liess eben sein wahrhaft eklektischer Charakter nicht zu, da er nicht bloss aus den Quellen der Vergangenheit und aus den Anregungen seiner Lehrzeit schöpfte, sondern auch der Gegenwart bereitwillig Gerechtigkeit widerfahren liess; was aber die Gegenwart Neues und Brauchbares bot, das war dazu bestimmt, alle Systeme zu erschüttern. Die entstehende mikroskopische Gewebelehre, die beginnende physiologische Chemie, die Entdeckung der Albuminurie, die Reform der pathologischen Geschwülste, die physikalische Methode der Untersuchung, Alles verkündete eine Revolution und Alles nahm er trotzdem bereitwillig an. Sein Eklekticismus war aber nicht bequem und vornehm, sondern eifrig und gewissenhaft, und desshalb, wie er selbst der Schüler seiner Zeit war, so wurde er für uns der Prophet einer Zukunft, in deren Werden und Treiben wir jetzt befangen sind. Um uns dieser neuen Zeit anzuschliessen, brauchen wir daher unsern alten Meister nicht zu verlassen, sondern nur den Weg, auf den er uns geführt, weiter zu wandeln. Dass es uns leichter als Anderen geworden ist, die Revolution unserer Zeit zu bestehen, verdanken wir ihm und können es daher ohne Selbstüberhebung aussprechen; denn er hatte in uns einen Grund gelegt, der uns erlaubte, Aerzte zu bleiben, als die Zeit uns zwang, Naturforscher zu werden."

Nachdem wir im Anfange eine allgemeine Schilderung von Krukenberg in Bezug auf seine Stellung zur Medicin des 19. Jahrhunderts gegeben haben, erübrigt es jetzt, ihn speciell in seiner ärztlichen und klinischen Thätigkeit zu schildern. Alles, was in dieser Beziehung über ihn geschrieben worden, kommt dem nicht gleich, was er über seine medicinischen Bestrebungen in der Vorrede zu den „Jahrbüchern der ambulatorischen Klinik" selbst sagt. Mit ungeschminckter Wahrheitsliebe hat er hier eine medicinische Selbstschau gehalten. Hören wir desshalb seine eignen Worte: „Bei der Herausgabe dieses Werkes habe ich keinen andern Zweck gehabt, als so viel als Kraft und Gelegenheit mir gestatten, zum Gedeihen einer Wissenschaft beizutragen, die ich mit voller Seele immer geliebt habe und der ich mein ganzes Leben geweiht. In diesem Buche werden die vorzüglichsten epidemischen, hier vorgekommenen Krankheiten beschrieben, nicht nach Phantasie, nicht nach fremder Beschreibung oder aus dem Gedächtniss, jeder einzelne Zug gründet sich vielmehr auf vielfache, getreue und vollständige Krankheitsgeschichten. Man mag mich tadeln, dass ich in dieser Schrift zu wenig theoretisirt habe; ich bin kein unbedingter Gegner theoretischer Versuche, doch wünsche ich nicht, subjective

Ansichten dort einfliessen zu lassen, wo ich mich bestrebte, die Natur treu so darzustellen, wie sie sich zu verhalten schien. Geflissentlich durch eine Brille zu schauen, verräth Falschheit; eine ausreichende Theorie der Heilkunde besitze ich nicht, habe sie auch trotz vielfachen Suchens nicht bei Andern gefunden. Wer Spreu für Gold hält, ist ein Thor, wer jene wissentlich für Gold gibt, ist sehr verächtlich. Denjenigen Aerzten, die es tadeln, dass ich so wenige und einfache Arzneien reiche, rufe ich die Worte Stahl's zu: haec simplex veritas, quod homo suum habeat medicum, quod natura sit morborum medicatrix atque congruas plerumque eligat vias plus sane valet et in curandis morbis plus spei alit quam splendidissimus artis nostrae apparatus. Die gewöhnlichen Geschäfte können und müssen am Feiertage ruhen, um den Geist der höheren Betrachtung zuzuwenden; die Geschäfte des Arztes machen mit Recht eine Ausnahme davon; sie sind ihrer Natur nach immer auf's Höchste gerichtet, und derjenige Arzt würde die heiligste Pflicht der Christen verletzen, der des Feiertags wegen seine Kranken vernachlässigen wollte. Nicht das elende, modische, ekelhafte, feige, weibische, frömmelnde Zieren, Plärren und Floskeln macht den Christen, sondern der gute, frische, muthige, fest auf Gott vertrauende Sinn, aus dem wir handeln. Es hat freilich sein Gutes, wenn einzelne Aerzte sich ganz vorzüglich mit einzelnen Krankheiten oder mit den Krankkeiten einzelner Organe beschäftigen, weil hierdurch der genaueren Kenntniss derselben grosser Vortheil erwächst. Für ganz junge Aerzte ist dies aber noch nicht rathsam. Der Organismus ist ein Ganzes, muss in diesem Sinne angeschaut werden. Die Krankheiten der verschiedensten Organe und Systeme wirken so mannigfaltig auf einander ein, dass nur derjenige die Anomalien eines einzelnen Organes gehörig würdigen kann, dem auch die Krankheiten der übrigen Organe und Systeme genau bekannt sind. Hat ein Arzt die Heilkunde überhaupt gründlich studirt, so kann er in der Folge, wenn Neigung und Talent ihn spornen, einen besonderen Zweig derselben mit Vorliebe treiben und auf diesem Wege etwas Ausserordentliches leisten, geschieht dies aber zu früh und zu einseitig, so entwickelt sich höchstens ein sehr beschränktes Talent, das in der Regel mehr schadet als frommt. — Junge Aerzte betreten die Praxis gewöhnlich mit zu grosser Hoffnung; sie vertrauen der Kunst viel zu viel, werden erst später von diesem Wahn geheilt, verfallen dann leicht in den entgegengesetzten Fehler und werden zu misstrauisch gegen alle Kunsthülfe, ein Abweg, der nicht weniger einseitig als schädlich ist. Manche Lehrer lieben es, die Heilkunst nur immer in ihrem Glanze zu zeigen, ihre Lücken und Schwächen zu verbergen. Die meisten und beliebtesten unserer therapeutischen Handbücher stellen die Geschäfte des Arztes als entsetzlich leicht dar, sind voll von Mitteln und Curmethoden, selbst gegen die schwierigsten und unheilbarsten Krankheiten. Wer sie liest, muss sich billig wundern, wie es möglich sei, dass trotzdem so viele Krankheiten unheilbar oder tödtlich werden. Wie Vieles versprechen unsere Schriften über die Heilmittellehre, lauter vortreffliche, nicht genug zu rühmende Mittel: dies hebt die Schwäche, dies löst den Krampf, jenes zertheilt die Geschwülste, dieses befördert den Harn, jenes den Schweiss u. s. w. Ja! was für Tugenden werden nicht ein und demselben Mittel zugemessen! Liest man diese Lobpreisungen, so glaubt man wirklich zuweilen, vor einer Marktschreierbude zu sitzen! Unsere Kunst vermag gewiss oft entscheidend zu wirken, aber möchten wir es nicht verkennen, dass in vielen Fällen ihr Thun ganz überflüssig, in sehr vielen nichtig und unzureichend, in manchen schädlich sei. Möchte es in

unsern Handbüchern stärker angedeutet werden, wie viele Kranke ganz von selbst genesen; möchten die Fälle, wo ein hartnäckiges Uebel einem Mittel oder einer Behandlungsweise wich, auch mit denen verglichen werden, wo dieses gepriesene Mittel im Stiche liess; möchte man nicht immer gelungene Curen, sondern auch solche verkündigen, wo die Cur fehlschlug, möchte man Kraft genug haben, frei zu gestehen, wie ein Missgriff des Arztes zu böser Wendung Anlass gab, möchte man es nicht übersehen, dass gleichbeschäftigten Aerzten in der Regel gleichviele Kranke sterben, dass das Verhältniss der Sterblichkeit unseres Geschlechts so ziemlich dasselbe blieb, obgleich unter der Sonne nichts so verschieden, so schwankend, so veränderlich ist als medicinische Theorien und Curmethoden! Junge Aerzte müssen freilich mit den vortheilhaften Seiten der Kunst vertraut werden, damit sie sich derselben mit Lust und Muth ergeben, sie müssen aber auch frühzeitig die Lücken derselben einsehen, damit sie, vor Uebermuth bewahrt, zum Fleisse gespornt werden. — Kommt der Arzt ins praktische Leben, so darf ihm die Chirurgie keineswegs unbekannt sein, wenn er nicht die stümperhaftesten Missgriffe thun will. Manche junge Leute besitzen eine Abneigung gegen die Chirurgie, die man keineswegs nähren, sondern so viel als möglich zu mindern suchen muss. Es ist wirklich zu bedauern, wenn Aerzte, die in der Chirurgie ganz unwissend sind, diese herrliche Kunst verspötteln, sie wohl gar für ein Handwerk ausgeben, um Andern einen Ekel vor derselben einzuflössen. Möchten dergleichen blödsinnige Urtheile nie einen Einfluss auf die Jugend gewinnen! Die Chirurgie ist eine der nothwendigsten und nützlichsten Zweige der Heilkunde; tritt sie mit Sinn auf, so kann sie sich mit vollem Rechte der Medicin gleichstellen. Niemand kann ein tüchtiger Arzt sein, der in dieser Doctrin ein Fremdling blieb, ebenso wenig derjenige, der die Institutionen der Geburtshülfe nicht kennt. Es ist höchst lächerlich, wenn die Aerzte es ohne Bedenken unternehmen, Darmentzündungen, Lungenentzündungen u. s. w. zu behandeln, aber ihre Unwissenheit sogleich bekennen müssen, wenn es der Cur eines entzündeten Auges, der Beurtheilung eines Bruches gilt. Wie grundfalsch werden in der Regel die Krankheiten der weiblichen Geschlechtstheile von solchen Aerzten beurtheilt und behandelt, die nicht geübt sind, den Zustand dieser Organe genau zu untersuchen, um sich über die verschiedenen Krankheiten derselben zu unterrichten. Wie oft werden die wichtigsten Uebel ganz übersehen und nur die sympathischen Erscheinungen derselben, aber auf eine sehr verkehrte Weise, in Anspruch genommen. Um diese Einseitigkeiten, die eine zu strenge Scheidung der einzelnen Zweige der Heilkunde herbeiführen muss, zu verhüten, schliessen wir chirurgische Fälle nicht ganz aus, um an einzelnen Beispielen die Wichtigkeit und das Interesse derselben den jungen Aerzten anschaulich zu machen und sie dazu anzuspornen, sich recht eifrig auch auf diesen Theil des medicinischen Wissens zu legen. Es ist leider nur zu wahr, dass die jungen Aerzte in der Regel viel zu wenig vorbereitet die Universität beziehen; manchen fehlt es nur zu sehr an humanistischer Bildung. Die philosophischen Studien werden von den meisten für unnütz gehalten, die Verkenntnisse zur Heilkunde viel zu eilig betrieben, der Uebergang zu den eigentlich heilkundigen Doctrinen geschieht zu schnell, ja manche fingen ihre Studien gern mit der Klinik an. Diesem Missbrauch kann man nur mit Unwillen zusehen. Man sollte auf Universitäten nur solche Jünglinge zulassen, die wirklich eine gelehrte Erziehung genossen, die übrigen zurückweisen. Die akademischen Studien sollten nicht von der Laune und Willkühr junger Leute abhängen, sondern man sollte ihnen einen Plan vorschrei-

ben, nach dem sie ihre Studien einrichten müssten. Jeder Hauptvorlesung könnte ein Repetent zugetheilt sein, um das Vorgetragene mit den Studirenden zu wiederholen, so dass ihnen Alles klar und ihrem Gedächtnisse das, was dieses behalten muss, fest eingeprägt würde. Ich weiss sehr wohl, dass für einzelne Jünglinge die Ausführung dieser Idee unnütz, selbst drückend sein möchte, die besten Köpfe lieben den Zwang nicht, doch diese bilden immer nur die kleinste Zahl, auf die man bei einer Einrichtung, die auf die Masse berechnet ist, um so weniger Rücksicht zu nehmen hat, da das wahre Genie immer den eignen Weg zu finden weiss. Auf diesem sehr einfachen Wege könnte die seichte Planlosigkeit im Studium der Heilkunde leicht verhindert werden; nur Schade, dass er so oft vernachlässigt wird. Die allgemeine Pathologie und Therapie werden oft ganz verabsäumt, da sie doch gerade die Doctrinen sind, die den denkenden Arzt am meisten anziehen. Der klinische Unterricht ist für die Bildung junger Aerzte von höchster Wichtigkeit. Wer die Heilkunde kennt, wird es zugeben, dass sie eine Wissenschaft sei, die nur zum Theil durch Anhören von Vorlesungen und aus Büchern erlernt werden kann. Das Meiste und Beste muss der Arzt aus und von der Natur lernen. Ein grosser Theil der Heilkunde ist seiner Natur nach mehr technisch als scientifisch und kann nur durch häufige Uebung gelernt werden. Zur Erlernung sehr gewöhnlicher und viel leichterer Künste wird eine Reihe von Jahren erfordert, wer möchte sich überreden, dass es möglich sei, einen Heilkünstler in wenig Monaten zu ziehen? Die Kunst erfordert viel Talent viel Zeit, viel Gelegenheit und einen sehr ausdauernden Fleiss, und es is, der thörichtste Leichtsinn, wenn man diese Wahrheit aus den Augen verliert. Uns ist es stets räthlich erschienen, die jungen Aerzte, sowie sie Materia medica und allgemeine Pathologie gehört haben, die Klinik besuchen zu lassen. Manchem mag diese Methode bedenklich erscheinen, ich weiss es aber aus Erfahrung, dass sie viel zweckmässiger ist, als die, nach der man junge Aerzte erst dann zur Klinik lässt, nachdem sie die Vorlesungen über sämmtliche Zweige der speciellen Heilkunde gehört haben. Die Vorträge über specielle Therapie bleiben dunkel und ohne grosses Interesse für den jungen Arzt, wenn er nicht von Zeit zu Zeit die Zustände in der Natur sieht, von denen die Rede ist. Manche Erscheinungen bei den Krankheiten lassen sich gar nicht oder sehr schwer beschreiben, aber sehr leicht in der Natur zeigen; manche wichtige Punkte in der Pathologie und Therapie werden übersehen oder für unwesentlich gehalten, deren Bedeutung derjenige, der bereits die kranke Natur selbst zu sehen Gelegenheit hat, viel leichter auffasst. Auch für den Lehrer der speciellen Therapie hat es sein Gutes, wenn er seine Zuhörer nicht bloss theoretisch zu unterrichten, sondern sie zugleich praktisch anzuleiten hat; er muss dann dahin streben, seine Beschreibungen von Krankheiten treu, seine Ansichten über das Wesen derselben nicht zu hypothetisch, sondern so einzurichten, dass sie sich in der Natur nachweisen lassen; er darf dann die Diagnose der verschiedenen Krankheiten nicht zu leichtfertig abhandeln, wenn er sich nicht in der Klinik die grössten Blössen geben und die auffallendsten Widersprüche erlauben will. Wie vortrefflich wäre es, wenn jeder Lehrer der Therapie zugleich Lehrer der Klinik wäre, damit er das durch die That zeige, was er vom Katheder aus als möglich darstellt. Junge Aerzte dürfen es nie vergessen, dass sie den armen Kranken sehr viel Dank schuldig sind, gerade, weil diese ihnen am meisten behülflich werden, sich gründliche Kenntnisse in der Heilkunde zu sammeln und so das ganze Glück ihres künftigen Lebens zu gründen. Jeder praktische Arzt muss viel mit den verschiedensten Menschen verkehren, und Anfänger können nicht früh genug geübt

werden, die Schwächen und Thorheiten unseres Geschlechts geduldig und leutselig zu ertragen. — In den meisten Fällen ist unser Curplan höchst einfach. Wir überzeugen uns täglich mehr, dass viele Krankheiten schon durch eine zweckmässige diätetische Behandlung, ohne alle Arzneien, schnell und sicher geheilt werden können, ja, dass manche Kranke selbst unter scheinbar sehr ungünstigen Aussenverhältnissen, ohne viele Arzneien leicht genesen. Das belebende Princip der organischen Körper ist die einzig heilende Kraft, und die Genesung erfolgt, sobald dieser nur die äusseren Bedingungen zu ihrer Wirksamkeit nicht fehlen. Besonnene Aerzte sind von dieser Wahrheit immer überzeugt gewesen; tausend Erscheinungen verkünden zu laut, als dass sie übersehen werden könnte. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir zugeben, dass unsere Begriffe über das Leben der Organismen im gesunden und kranken Zustande höchst dunkel und verwirrt, unser Wissen von den Bedingungen des Genesungsprocesses höchst dürftig und unsere Erfahrungen in dieser Hinsicht sehr zweideutig sind. Wer mag es entschuldigen, wenn wir bei dieser Lage der Dinge so dreist zufassen, als wären wir aller jener Verhältnisse vollkommen kundig? Dem Arzte muss eine fromme Ehrfurcht gegen die Wirkungen der Natur einwohnen, und selbst wo diese nicht auszureichen scheinen, muss Bescheidenheit und klare Einsicht in das Mangelhafte unseres Wissens die Versuche zur Hülfe leiten. Für den jungen Arzt ist es am rathsamsten, wenn er sich vorerst mit den besten und bewährtesten Mitteln und den mannigfaltigen Vortheilen bekannt macht, die sich aus ihrer geschickten Anwendung ziehen lassen. Ein Arzt, der die Kunst versteht, Blutentziehungen, Brechmittel, abführende Mittelsalze, die gewöhnlichen Reizmittel, Valeriana, Arnica, Angelica, Kampher, die bitteren Mittel, Eisen, Quecksilber, Antimonium, Mohnsaft und andere längst bekannte Dinge auf eine geschickte Weise für die Heilzwecke zu nützen, hat schon Vieles in der Hand, wodurch sich die Krankheiten kräftig bekämpfen lassen. Unsere erfahrensten und besten Aerzte heilen gerade mit den wenigsten und einfachsten Mitteln, während die ungeschickten immer nach neuen Mitteln haschen, weil sie keine gehörig zu verwenden wissen. Junge Aerzte sollte man vorzüglich erst mit den durch lange Erfahrung erprobten Mitteln und Curmethoden bekannt machen. Auf diese Weise werden sie am besten zur Gründlichkeit getrieben, vor der kindischen Freude an Allem, was neu ist, und an der üblen Neigung, immer nur Versuche machen zu wollen, bewahrt. Doch darf die Klinik auch nicht zu einseitig an Altem hangen. Die Heilkunde muss vorwärts, sonst geht sie rückwärts."

Specielle Pathologie und Therapie.

Wenn Krukenberg auch kein Lehrbuch der Pathologie und Therapie verfasste, so sind seine Ansichten über die wichtigsten Punkte der Pathologie doch in seinen Jahrbüchern niedergelegt. Von allen Classikern neigt er auch in pathologischer Beziehung, ohne die Synthesis ganz auszuschliessen, doch am meisten der analytischen Richtung zu; sinnliche Beobachtung und Erfahrung gingen ihm über Alles. Wie er bei seiner diagnostischen Technik mit Leidenschaft sich der physikalischen Untersuchungsmethode zuwandte, mit eben solcher Liebe umfasste er die pathologische Anatomie. So kann man behaupten, dass Krukenberg, in jeder Beziehung

noch Classiker, doch an der Grenzscheide stand, wo die classische Medicin aufhört, und die naturwissenschaftliche Methode anfängt. Daher lässt es sich erklären, dass von allen seinen zahlreichen Schülern die nachher als Schriftsteller auftraten, keiner dem Meister gleichkam, sondern die meisten ihn outrirten. Der Schüler, wenn er von Haus aus nicht selbst genial ist, läuft stets Gefahr, die gute Richtung seines Lehrers, dadurch dass er sie zu sehr über das Mass ausdehnt, in eine falsche zu verwandeln. Krukenberg verband alles Gute der Neuzeit mit den Errungenschaften der Vorzeit zu einem harmonischen Ganzen. Seine, indessen meist bloss realistisch gebildeten, Schüler hielten sich an einzelne Richtungen des Meisters. So wurden sie denn theils nur einseitige Diagnostiker, ohne um die von Krukenberg so hoch gehaltene Therapie sich zu kümmern, oder sie wurden bloss pathologische Anatomen. Damit wollen wir aber nicht die Möglichkeit bestreiten, dass es hunderte von Schülern geben kann, die ihren Meister in seiner Totalität nachzuahmen sich bemühen, und als eine unsichtbare medicinische Kirche unbekannt und ungenannt, zum Heile der Menschheit und Kunst in ihres Meisters Weise weiter wirken. Ja, wir hoffen dies sogar. Auch als Therapeut verdient Krukenberg in jeder Beziehung unter die Classiker gezählt zu werden. Die Devise seines Handelns am Krankenbette war Einfachheit; eine pietätvolle Scheu vor der Heiligkeit der Naturheilkraft beseelte ihn. Durch eine kleine Menge von einfachen Mitteln, die er auf eine wunderbar richtige Weise zu gebrauchen verstand, erzielte er die glänzendsten Resultate. Hier zeigt er seine ganze Künstlerschaft, und die Jahrbücher sind das schönste Denkmal seiner Künstlernatur und stehen da als ewig nachahmenswürdiges Beispiel für die kommenden asklepiadischen Geschlechter. Ganz ihm eigen war Folgendes: Bei seiner steten Verwerthung der pathologischen Anatomie pflegte er vor der Section die Hauptpunkte der Krankengeschichte, vorzüglich die ätiologisch-diagnostische Seite derselben, mit seinen Schülern nochmals durchzugehen, um aus diesen Elementen wenigstens einen wahrscheinlichen Schluss auf das zu bilden, was sich bei der anatomischen Untersuchung der Leiche ergeben möchte. Dann erst wurde zur Section geschritten. Gestatteten es die Umstände, so nahm er einzelne Theile der Leiche, die vorzüglich durch die Krankheit gelitten, oder merkwürdige Krankheitsproducte mit sich. Der Leichenbefund wurde der Krankheitsgeschichte dann zugefügt, mit dieser verglichen und genau und streng erwogen, ob die gestellte Diagnose richtig oder falsch, umfassend oder zu einseitig war. Bei der Wahl der Arzneimittel nahm er die grösste Rücksicht auf die einzelnen Stadien der Krankheit; das Mittel, das er für ein gewisses Stadium derselben für indicirt hielt, verwarf er in einem andern Stadium. Seine glücklichen therapeutischen Erfolge kommen viel mit auf die strenge und consequente Innehaltung dieses oft vernachlässigten Princips. In Bezug auf die Therapie sämmtlicher fieberhaften Krankheiten verwandte er die grösste Mühe darauf, immer den dynamischen Charakter des Fiebers zu bestimmen. Hiernach stellte er seine Indicationen. Diese genaue Berücksichtigung war offenbar eine Frucht der langen Herrschaft des Brownianismus. Mit dem Instincte einer Biene hatte er nicht bloss das Gute der Neuzeit in sich aufgenommen, sondern ebenso sehr das der nächsten Vergangenheit, die er noch selbst mit durchlebt hatte. So machte K. bei fieberhaften Krankheiten lieber gar keine Verordnung, ehe er über den dynamischen Charakter derselben nicht völlig mit sich im Reinen war. Welche Gegensätze: ein Krukenberg und die tonangebenden Kliniker der Neuzeit, die ohne Rücksicht auf den dynamischen Charakter und das Stadium in handwerksmässiger Schablone die Fieber lediglich nach dem Thermometer mit kaltem

Wasser behandeln! Krukenberg bemühte sich allemal, die Gründe seines Kunsthandelns anzugeben, er verfuhr nie nach Art der Empiriker, wo er es konnte, stützte er seine Therapie stets auf physiologische Grundsätze. Wunderbar ist sein common sense. Ohne genial zu sein, ohne Phantasie zu verrathen, erscheint er fortwährend in den schwierigsten Lagen als der ruhige, besonnene Künstler, der mit dem Kopfe zugleich schafft und ausführt. Seine Therapie beruht auf, der Praxis abgewonnenen, Principien und hat deshalb einen immerbleibenden Werth, mögen noch so viele Systeme die Medicin erschüttern. Sehr weise und richtig ist sein Rath, nur im ersten Stadium des hitzigen Wasserkopfs Blutentziehungen vorzunehmen, denn im zweiten schaden sie, anstatt zu nützen, und begünstigen die wässerige Ausschwitzung. Ebenso correct und mit der Erfahrung übereinstimmend ist seine Vorschrift, Blutentziehungen nicht bei kachektischen Kindern vorzunehmen, und wenn die Hirnwassersucht anderen vorausgegangenen Krankheiten sich hinzugesellt. Durchaus rationell ist sein Lob der kalten Begiessungen des Kopfs im zweiten Stadium des hitzigen Wasserkopfs und seine facultative Verwerfung des dann nicht immer nützenden Calomels. Auch dadurch ragt er hervor, dass er beständig danach strebt, die Gründe seines Kunsthandelns sich klar zu machen und auch den Lesern auseinander zu setzen. Stets ist es sein Bestreben, die Verbindung der Therapie, überhaupt des ganzen klinischen Handelns mit der pathologischen Anatomie herzustellen. Mannigfaltig sind seine Verdienste um diese Disciplin. Die Magenerweichung und die Speckleber sind sehr gut von ihm beschrieben worden: letztere in so plastischer Weise, dass ein Maler nach seiner Schilderung danach ein Bild zu entwerfen im Stande wäre. Ebenso gross sind seine Verdienste um die Eruirung des typhösen Processes. Hatte vor ihm schon Hildenbrand Aufklärung in den typhösen Process zu bringen gesucht, so unterschied Krukenberg streng den ansteckenden Typhus von dem unter so vielen verschiedenen Namen geschilderten Leiden der Darmschleimhaut. Wie er als Therapeut hervorragt, so bewährt er sich ebenfalls als ausgezeichneter Diagnostiker. In der unten angeführten Krankengeschichte über eine entartete Niere zeigt er seine ganze Virtuosität. Anzuerkennen ist hier die grosse Vorsicht, die er beobachtet bei der Feststellung seiner nachher durch die Sectionen bestätigten Diagnose. Weitere Beobachtungen und Sectionen [illegible] bewahrheiten, ob das von ihm als pathognomonisches angegebene Symptom an der Leiche eines, an Wasserscheu gestorbenen Menschen sich bestätige. Wie alle Classiker zeigte auch er eine besondere Vorliebe [illegible] und bemühte sich, durch Uebersetzungen und journalistische Analysen auf hervorragende Aerzte unter ihnen hinzuweisen.

Noch eine Eigenthümlichkeit müssen wir hervorheben. Für den Arzt [illegible] von der grössten Wichtigkeit, genaue meteorologische Beobachtungen zu machen. Gewisse Krankheiten stehen mit den atmosphärischen Verhältnissen, mit den herrschenden Winden, mit dem Drucke der Luft, mit der Feuchtigkeit und dem Ozongehalte derselben in einem so genauen und constanten Verhältnisse, dass ein Arzt, der für dies Alles ein offnes Auge hat, geradezu prophylaktisch bei seinen Kranken wirken kann. Krukenberg hat das grosse Verdienst, als Kliniker seine Schüler auf die Wichtigkeit dieser Verhältnisse nachdrücklich hingewiesen zu haben.

Wie eifrig er aber sich bestrebt, die Auscultation und Percussion zu verwerthen, das geht am besten aus dem Berichte des schwedischen Arztes Dr. Lebertin in Stockholm hervor, den derselbe in der Zeitschrift für Läkare Mars 1836" veröffentlichte und von der die Schmidt'schen Jahrbücher, 18. Band S. 31, eine Analyse bringen. Dr. Lebertin

berichtet, dass Krukenberg es für eines der sichersten Zeichen beim Hydrothorax hielt, 1) wenn man das Respirationsgeräusch an den Stellen vermisst, wo das Exsudat gefunden wird, 2) dort die Aegophonie hört. Während daher früher die Paracentese des Thorax gewöhnlich mit unglücklichem Erfolge vorgenommen sei, so habe Professor Krukenberg im Vertrauen auf die durch das Stethoskop gestellten Indicationen die Operation verschiedene Male mit Erfolg versucht; im Jahre 1835 habe er seinen Zuhörern einen Kranken vorgestellt, der im Februar dieses Jahres von einer Pleuritis, mit nachfolgendem Hydrothorax, befallen wurde, bei welchem er die Paracentese machte, so dass er nach 4 Wochen geheilt war.

In Folgendem geben wir eine Analyse der „Jahrbücher der ambulatorischen Klinik."

I. Theil.

Von den drei Jahren 1816, 1817, 1818 sind genaue Witterungsbeobachtungen aufgenommen, die aber nicht von Krukenberg sind. Die mineralogische Beschreibung der Gegend von Halle ist von dem Berghauptmann von Veltheim.

„Entzündliche Gallenfieber herrschten 1818 epidemisch. Gewöhnlich traten diese Fieber mit Frost ein, dem Hitze folgte; die Haut schmutzig gelb gefärbt, der übelriechende Schweiss schaffte keine Erleichterung; hierzu weisser Friesel, nicht selten Nesseln, zuweilen Furunkeln, der Durst heftig, dabei saurer bittrer Geschmack, Neigung zum Erbrechen; Zunge ungewöhnlich roth, dick und feucht, die Zungenwärzchen sehr entwickelt; nicht selten war die Zunge trocken und sah so aus, als wäre sie mit Kreide überstrichen. Unterleib hart und gespannt. Die Kranken klagten häufig über Schmerzen in der Leber- und Milzgegegend, dazu Brennen im Unterleibe, Herzklopfen, Angst. Stuhlgang träge oder Durchfall. Abgänge schleimig, grünlich, nicht selten blutig, stinkend. Harn brennend, dunkelroth. Der Puls zuweilen sehr langsam, 90—100 Schläge. Der Andrang des Blutes zum Kopfe meistens stark. Bei Vielen Schwindel, Schlaflosigkeit und Schlafsucht. Nasenbluten. Durchgehends fühlten sich die Kranken zerschlagen in allen Gliedern, verstimmt, missmuthig und eigensinnig. In ätiologischer Hinsicht liess sich wenig erforschen; zuweilen schien die Krankheit durch Erkältung, Ueberladungen des Magens bedingt zu sein; hauptsächlich wohl durch die herrschende epidemische Constitution. Die Tödtlichkeit war unbedeutend; selbst unter misslichen Umständen konnten die Kranken gerettet werden. In der Regel war ein remittirender Typus vorhanden; die Exacerbationen erfolgten des Abends, gegen Morgen eine Remission der Symptome. Im besten Fall entschieden sie sich gegen den 5. 7. 9. 14. Tag durch galligte Stuhlgänge und mässige Schweisse, durch kritischen Harn mit starkem, bräulichem Bodensatz, seltener durch spontan entstandenes galliges Erbrechen. Sich selbst überlassen oder schlecht behandelt zogen sie sich mehrere Wochen lang hin. Das Curverfahren war sehr einfach. Vor Allem bemühten wir uns, die vorhandene Synocha zu dämpfen und dann die Krisen zu fördern. Daher im Anfang Blutentziehungen 12 — 16 Unzen durch einen Aderlass am Arme. Dauerten nach demselben die Schmerzen in den Praecordien fort, so wichen diese in der Regel 10 — 12 Blutegeln. War die Synocha bekämpft oder trat nicht sehr heftig auf, dann kühlende, gelind abführende Neutralsalze, Salpeter, Glaubersalz, Salmiak. War das Leiden der Leber hervorstechend: Quecksilber — als Getränk kühles, frisches Wasser mit Essig vermischt, kalte Waschungen der Haut, wenn diese sehr heiss und trocken war, Waschungen derselben mit lauem Wasser bei Neigung zum Schweisse. Bei Andrang des Blutes zum Kopfe kalte Umschläge nach Blutegeln. Sehr nothwendig war es, die Stuhlgänge zu befördern, fehlten sie, so gaben wir Mittelsalze oder Calomel, damit sie drei Mal täglich erfolgten. Traten von selbst reichliche, gallige, breiige Stuhlgänge ein, so sorgten wir, dass die Krise nicht zu stark wurde; in diesem Falle war der Salmiak in mässigen Gaben ein vortreffliches Mittel, er verhinderte theils, dass der Durchfall nicht zu heftig wurde, theils wirkte er gelind auf die Haut, wir gaben ihn gewöhnlich in einem theeförmigen Aufguss von Löwenzahn oder Grasswurzel, wodurch die kritische Thätigkeit der Niere sehr zweckmässig befördert wurde. Brechmittel, im Anfang gebraucht, thaten nicht die Dienste wie sonst; die entzündliche Thätigkeit in den gastrischen

Organen war noch zu heftig, und die Brechmittel vermehrten den Aufruhr, statt ihn zu dämpfen. Indessen entstanden oft gleich nach den Blutentziehungen eine solche Erleichterung und Turgescenz nach oben, dass sie dann vertragen wurden. Blieben schmerzhafte Empfindungen in der Lebergegend oder, den rheumatischen ähnliche Schmerzen in den Gedärmen zurück, so wichen sie auf ein Blasenpflaster, einige Gaben Goldschwefel mit Campher, theeförmigen Aufguss von Cardus benedictus. Wurden die Fieber verschleppt, so gingen sie in einen Zustand über, der leicht für Typhus hätte gehalten werden können. Dies war aber nicht der Fall. Reizmittel wurden nicht vertragen". Es folgen 12 Krankengeschichten.

Der ansteckende Typhus. „1813 und 14 sehr verderblich. In den letzten 3 Jahren verhältnissmässig selten. Die Vorboten dauerten zuweilen einige Tage, zuweilen auch Wochen. Allgemeine Mattigkeit des Körpers, Appetitlosigkeit, bittrer Geschmack im Munde, Schauer und Hitze, Eingenommenheit des Kopfes, Sausen vor den Ohren. Entwickelt sich das Fieber, so zeigen sich im ersten, im entzündlichen Stadium folgende Symptome: Zuerst Schüttelfrost, dann Hitze, entweder trockne oder mit Schweiss abwechselnd, Puls voll, härtlich, gespannt, frequent, 100—130 Schläge, Durst heftig, Zunge weisslich überstrichen; die meisten Kranken waren verstopft, einige hatten Neigung zum Durchfall, bei einigen anginöse Beschwerden, Husten mit etwas Blutauswurf und schmerzhaften Empfindungen unter dem Brustbein; dazu gänzlicher Mangel an Appetit; am 4. Tage oft Nasenbluten, gegen den 5. 6. 7. Tag vermehrte sich der Turgor der Haut, sie gewann nicht selten ein deutlich rothgeflecktes Ansehen, besonders auf der Brust und der inneren Fläche der Extremitäten. Im 2. Stadium vom 8.—14. Tage traten die nervösen Symptome stärker auf. Die Haut wurde trocken, welk, bleich, schmutzig gelb, sehr heiss, brennend, Lippen und Zunge trocken, mit einem braunen, zähen Schleim bedeckt, Bauch tympanitisch gespannt. Hierzu Neigung zu Durchfall, die Abgänge grünlich, schleimig, schwärzlich, sehr stinkend. Der Harn meist ganz blass und hell, der Puls wurde kleiner, weicher, in anderen Fällen sehr frequent bis 140 Schläge. Die Kranken unbesinnlich, konnten die Zunge nicht mehr frei bewegen, dazu Zittern der Muskeln und Flechsen, wilde Delirien, bei anderen Sopor; gewöhnlich dauerten in diesem Stadium die catarrhalisch-pneumonischen Symptome noch fort, gegen den 2. Tag Nasenbluten, gegen den 11. Tag etwas Schweiss und eine Wolke im Urin. Im 3. Stadium von 13 — 14 — 21 Tagen in der Regel deutliche, entscheidende Krisen. Es erfolgte natürlicher Schlaf, allgemeiner Schweiss, die Zunge wurde feucht, reinigte sich von ihrem Schmutze, der Puls wurde langsamer, die Delirien schwanden, der Urin floss reichlicher, hatte einen flockigen, lehmigen, kleienartigen Bodensatz. Es traten täglich mehrere breiartige Stuhlgänge ein, der trockne Husten wurde lockerer. Gewöhnlich trat am 21. Tag ein allgemeiner Schweiss, zuweilen mit etwas Friesel, immer aber mit grosser Erleichterung ein. Der Ursprung der Krankheit lässt sich nicht nachweisen. In der Regel zeigte sie sich deutlich ansteckend. Im Ganzen waren die Fieber nicht bösartig. Im ersten Stadium suchten wir den synochalen Charakter zu mässigen. Desshalb sogleich zur Ader gelassen, bei Jüngeren warden Blutegel angewandt, gleichzeitig gaben wir Glaubersalz, bei hervorstechenden Leiden der Leber Calomel, so dass drei bis vier Mal Stuhlgänge erfolgten. Dabei hielten wir die Kranken kühl, liessen bei trockner, starker Hitze kaltes Wasser mit Schwefelsäure vermischt trinken — reine frische Luft — bei armen, eng wohnenden Kranken liessen wir im Winter mässig einheizen und dabei einen Fensterflügel ganz ausnehmen, um Verpestung der eingeschlossenen Luft zu verhüten. Traten gegen den 10 11. Tag mehr asthmatische Symptome ein, so wandten wir gelinde Reizmittel in kleinen Gaben mit gutem Erfolge an. Am häufigsten theeförmige Aufgüsse von Valeriana, Angelica, Arnica, mit Flieder, Melisse versetzt, 6 Gran Kampher pro die. Bei Gehirnentzündungen liessen wir kräftig zur Ader, dann das kalte Sturzbad. In gelinden Fällen kalte Umschläge und Calomel, so dass täglich 4 — 6 Stuhlgänge erfolgten. Der catarrhalische Husten wich dem Goldschwefel und Kampher. Da, wo die Krisen zögerten, that ein warmes Bad herrliche Dienste. In der Reconvalescenz waren stärkende Mittel in der Regel ganz überflüssig. Magenstärkende Arzneien bekamen nicht gut und fachten das Fieber von neuem an". Sechs Krankengeschichten.

Katarrhalfieber. „Am häufigsten Kinder von 1—2 Jahren befallen; bald war die Schleimhaut des Darmkanals, bald die der Respirationsorgane, selten die Schleimhaut der Harnwege hervorstechend afficirt. Die Kinder wurden von Frösteln und darauf folgender Hitze ergriffen, Haut heiss und trocken, Puls 120 Schläge

roth, Augen gläsern, hierzu oft catarrhalischer Husten, schleimiges Erbre-
Mundhöhle und Bauch heiss, Füsse gegen den Bauch gezogen. Diarrhoe
Verstopfung wechseln ab; in der Regel heftiger Durchfall, 10 — 20 Aus-
täglich, häufig mit Tenesmus. Die Abgänge meist schleimig, zottig,
grünlich. Die Kinder magerten dabei ab. Durchgehends hatte die Krank-
synochischen Charakter, stand oft der Enteritis nahe. Dann setzten
2 Blutegel auf den Leib. Nachher gaben wir kleine Dosen Calomel, 3—4
den Tag oder mässige Gaben Salmiak. Waren kolikartige Schmerzen vor-
so thaten warme Klystiere von starkem Chamillenthee vortreffliche Dienste,
Darmkanal zu beruhigen. Waren die Fieber und Zeichen von Entzündung
kanale ganz gewichen, blieben aber die Stuhlgänge häufig, so benutzten
Bäder mit Erfolg und gaben Klystiere von Chamillenthee mit weisser
Selten war es nöthig Caskarille, Columbo und ähnliche Mittel anzuwen-
Krankengeschichten. Auch bei den Lungenkatarrhen war in der Regel
lich starke Synocha vorhanden. Nicht selten Blasenkatarrh damit com-
der sich durch gelinde Harnverhaltung, Empfindlichkeit und Hitze in der
gegend und durch heftiges Schreien beim Uriniren verrieth. Häufig war
etwas Pneumonisches vorhanden. Trat die Krankheit mit Heftigkeit auf, so
sogleich einige Blutegel an die Brust gesetzt. Nachher ein Brechmittel,
lich wenn sie sich dem Croupe näherte. Dann Calomel und Salmiak. Im
dium, wenn das Gefässfieber und die plastische Thätigkeit in den Lungen
end gedämpft, und die Secretion in den Bronchien verstärkt war, kleine
Goldschwefel, Kampher, Senega, bei Erwachsenen ein theeförmiger Auf-
on Tussil. farfar., Cardobenedikten, Polygala amara. Bei gleichzeitigem
katarrh hoben ein Kräuterkissen von Chamillenthee auf die Blasengegend
warme Chamillenklystiere und Bärlappsamen mit Honig zur Latwerge ge-
die Beschwerden". 8 Krankengeschichten.

Rheumatische Fieber. „Kamen nicht oft vor. Fast durchgehends starke
Erkältungen die Ursache. Am häufigsten mit synochischem Charakter. Zuweilen
Spuren von Pneumonie und Carditis. Die gastrischen Organe und nament-
die Leber litten meistens mit. Zuweilen gingen Vorboten voraus. Der Frost
gewöhnlich eine halbe Stunde an. Hierauf folgten starke Hitze und heftige
Schmerzen in den Gelenken der Extremitäten, wobei diese oft ange-
schwollen und heiss, die sie bedeckende Haut geröthet und leicht entzündet, und
Bewegungen des Gelenks oft unmöglich waren. Zuweilen litt das Periosteum
Knochen sehr. Bei Einigen afficirte der Rheumatismus den Kopf, bei Ande-
die Gesichtsmuskeln, die Rückenmuskeln, der Nacken, die Brustmuskeln; tie-
Einathmen war schmerzhaft; in andern Fällen das Herz. Die Kranken klag-
über Beklemmung auf der Brust, besonders in der Herzgegend, Schwindel,
im linken Arm. Druck auf die Herzgegend vermehrte die Beklemmung
Puls hart. Esslust fehlte. Stuhlgang träge, das Gemüth sehr reiz-
Das Fieber exacerbirte in den meisten Fällen des Abends. Gewöhnlich
diese rheumatischen Fieber nicht sehr hartnäckig. Zuweilen dauerten sie
Tage, oft 4—6 Wochen und noch länger. Im bessern Fall entschied sich das
matische Fieber nach Verlauf von 7 — 14 Tagen durch mässigen Schweiss
den Abgang eines braunen Urins, der einen weissen, flockigen Bodensatz
liess. Doch gab es auch Fälle, wo diese Krisen fehlten. Die falsche Be-
lung dieser Fieber führte Gefahr herbei. Einer der hier Studirenden wurde
diesem rheumatischen Fieber befallen. Man hielt es für nothwendig, er-
hende, schweisstreibende Mittel zu gebrauchen; hiebei entstand ein starker
bruch von weissem und rothem Friesel; es wurde jetzt noch für dringender
halten, die Transpiration zu befördern. So entstand ein Schlagfluss. Unser
Verfahren bestand darin, dass, wenn die Krankheit bei robusten Individuen
rat und irgend ein wichtiges Organ entzündet war, wir gleich Anfangs ent-
schieden zur Ader liessen. Manche Schriftsteller fürchten das Aderlassen.
rheumatische Rheumatismen vertragen freilich dasselbe gar nicht, und bei ge-
linden rheumatischen Fiebern ist es überflüssig. Bei entzündlich rheumatischem
Fieber scheint es mir aber wesentlich zur schnellen Genesung des Kranken bei-
zutragen. Daneben gebrauchten wir die sanft abführenden Neutralsalze, Salpeter-
Glaubersalz u. s. w., so dass 3 Mal täglich Stuhlgang erfolgte. Dabei liessen wir
reiches W[illegible] mit Hallers Sauer trinken. Wenn bei dieser Behandlung eine gal-
gte T[illegible] nach oben eintrat, so wurde mit bestem Erfolge ein Brechmittel
reic[illegible] die Zeit der Krisen gaben wir mässige Gaben Salmiak mit Gold-

schwefel. Gegen asthenische rheumatische Fieber wurde gleich Anfangs Salmiak mit Kampher, späterhin das Extr. Aconiti, Extr. Strammonii, letzteres vorzüglich mit augenscheinlichem Vortheil benutzt. Blasenpflaster erst angewandt, nachdem das rheumatische Leiden ganz aufgehört hatte, und ein örtliches Leiden hartnäckig zurückblieb. Die Brechweinsteinsalbe wurde benutzt, wo das rheumatische Leiden mit gestörten Hautausschlägen zusammenzuhangen schien". 5 Krankengeschichten.

Keuchhusten. „1818 epidemisch. Die Epidemie gehörte nicht zu den heftigen. Gewöhnlich gingen Vorboten voraus. Die Anfälle kamen des Nachts häufiger. Gemüthsaffecte erregten sie oft. Sie dauerten in der Regel 6—8 Wochen. Die schlimmste Verbindung war die mit Entzündung der Luftwege. Dann starke Synocha zugegen und oft tödtlich. Wir fanden in der Leiche allgemeine Verwachsung der Lunge mit dem Rippenfell, die unteren Lappen der Lunge entzündet, verhärtet, die oberen Lappen emphysematös, anomale Röthe der Schleimhaut der Luftröhre und Ueberfüllung der Capillargefässe mit Blut; ebenso in den Bronchien. An dem Vagus, Sympathicus und Phrenicus konnten keine Anomalien entdeckt werden. In dem ersten Stadium, wo ein phlogistisch-katarrhalisches Leiden in den Luftwegen obwaltete, liessen wir die Kranken mässig warm halten und gaben kleine Dosen Salmiak mit Salpeter in einem schleimigen Vehikel. Der trockne Husten wurde nun feucht, und wir gaben dann Antimonialmittel. Brechmittel, wiederholt gebraucht, thaten gute Dienste. Wenn jede Spur von pneumonischem Leiden und Gefässfieber verschwunden war, brauchten wir innerlich antispasmodische und äusserlich ableitende Mittel, Extr. lactuc. virosae $^1/_2$ Gran ein paar Mal täglich. Es milderte die Heftigkeit der Anfälle. Auch die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe thaten manchmal gute Dienste. War Keuchhusten mit Entzündung complicirt, so behandelten wir ihn als Bronchitis, setzten Blutegel auf die Brust, gaben Salmiak, Salpeter und Calomel, besonders wo wir Grund hatten zu glauben, dass in dem leidenden Organ ein Erguss von plastischer Lymphe erfolgt war". 6 Krankengeschichten.

Masern. „Herrschten 1818 und 19 epidemisch — gutartige Epidemie; von Leiden in den Respirations- und gastrischen Organen begleitet. Oft die Milz in Mitleidenschaft gezogen, dann Blutungen aus dem linken Nasenloche und Schmerzen in der Milzgegend. Der Ausschlag erschien in der Regel zuerst auf den Wangen, dann am Kinn und den Lippen, der Stirn und dem Nacken, zuletzt am Rumpfe und den Armen. Es waren Flecken, in der Mitte mit einem Knoten versehen. Oft flossen sie zusammen und war dann der ganze Körper feuerroth. Kleienartige Abschuppung nicht bei Allen. Zuweilen traten die Masern mit pneumonischen Symptomen auf. Wo die ersteren von einer starken Synocha begleitet waren, verfuhren wir antiphlogistisch. Wo Symptome von Hirnentzündung, Pneumonie, Bronchitis und Enteritis vorhanden, setzten wir den Kindern, nach Massgabe des Alters, Blutegel so nahe als möglich an das bedrohte Organ. Dann mässige Gaben Salpeter, Salmiak, abführende Neutralsalze". 6 Krankengeschichten.

Der Scharlach. „Erschien 1818—20. Ergriff vorzüglich Kinder von 1—7 Jahren; doch auch Erwachsene. Im Ganzen 52 Fälle. Die Krankheit verlief in der Mehrzahl auf folgende Weise. Die Kranken wurden unruhig, missvergnügt, verloren die Esslust; heftiger Durst, weiss oder gelblich belegte Zunge, wobei die einzelnen Wärzchen stark entwickelt waren, Schmerzen im Halse und beim Schlucken, Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen, meistens bitterschmeckende grüne liche Massen. Der Stuhlgang häufig träge. Hierzu Fiebersymptome, starke Hitze, frequenter, härtlicher Puls, dabei Gefühl von Jucken und Prickeln über den ganzen Körper, eigenthümlich mulstriger Geruch, der Urin sparsam, rothbräunlich. Kopf eingenommen. In der Regel erschien das Exanthem in der Exacerbation des Fiebers, zuweilen unter starken Delirien, in Gestalt hellrother, unregelmässiger, begränzter Flecke. Unter dem Drucke des Fingers wich die Röthe schnell, schoss aber rasch von der Peripherie wieder zu. Meistens erschien der Ausschlag zuerst im Gesichte, am Halse stand 3—4 Tage in Blüthe. Die Haut dabei brennend heiss, trocken, selten feucht, rauh wie eine Feile anzufühlen. Zuweilen mit Knötchen besetzt. Bei Anderen erschienen frieselartige Blasen, zuweilen von der Grösse einer Haselnuss, die eine hell gelbliche Feuchtigkeit enthielten und platzten. Die fieberhaften Symptome verschwanden nach Ausbruch des Exanthems nicht, sondern verstärkten sich noch. Die anginösen Beschwerden pflegten sich bei denen, die starken Ausschlag hatten, zu mindern, bei wen

Ausschlag zu mehren. Schlingen, Sprechen oft gehindert. Stuhlgang gewöhnlich träge; roch meist sehr übel. Urin sparsam, gegen den 5.—6. Tag reichlich. Puls 150. Des Nachts Exacerbation. Viele mit dem 6. - 8. Tage in das Stadium der Reconvalescenz. Die Abschuppung fing bei einigen schon den 4. Tag an und verbreitete sich über den ganzen Körper. Die Grade der eintretenden Wassersucht waren sehr verschieden, zuweilen allgemeine Hautwassersucht, zuweilen bloss Oedem im Gesichte. Durchgehends verstärkte sich dann das Fieber; manchmal gesellte sich Wasser im Bauche und in der Brust dazu. Im Allgemeinen that ein mässig antiphlogistisches Verfahren gute Dienste, ebenso kühlende Mittelsalze, so dass täglich 3—4 Stuhlgänge erfolgten. Die Kranken wurden nicht zu warm gehalten; bei Angina Blutegel; bei trockner Hitze Essigklystiere. Kalte Waschungen der Haut konnten nur in einzelnen Fällen angewandt werden. Zur Zeit der Abschuppung wurden die Kinder etwas wärmer gehalten. Bei Turgescenz nach oben ein Brechmittel; bei asthenischem Charakter: Sinapismen und Vesicatore an den Waden, Valeriana, Serpentaria, Naphthen. Geringere Oedeme verschwanden auf den Gebrauch von Fliederthee. Im ersten Falle ein Purganz von Jalappe mit Calomel. Fleissig genossene Milch that gute Dienste. Sie leistet bei entzündlichen Wassersuchten sehr viel. War die Wassersucht bedeutend, so wurde sie antiphlogistisch behandelt, mit Blutegeln an den bedrohten Organen, Calomel und Jalappa, Cremor tart." 6 Krankengeschichten.

II. Theil.

Der innere hitzige Wasserkopf. „Die Krankheit verlief in der Regel so, dass sich ziemlich deutlich zwei Zeiträume unterscheiden liessen, wovon der erste auf Entzündung im Gehirn und seinen Häuten, der andere auf erfolgte Ausschwitzung und dadurch bedingte Lähmung des Gehirns und die Folgen derselben hinwies. Den ersten Zeitraum bezeichneten Unlust, Eigensinn, mürrisches Wesen, Mangel an Esslust, Frösteln, unruhiger Schlaf. Seltner hob die Krankheit mit heftigem, stundenlang anhaltendem Frost an. Dann Schwindel, schmerzhafte Empfindungen in den Beinen und im Kopfe. Der Puls in der Regel ungleich, aussetzend. Das Stehen und Gehen wurde sauer, der Gang unsicher. Nach einigen Tagen Erbrechen, täglich 4—8 Mal, die Zunge weisslich belegt, Stuhlgang träge, Urin sparsam. Alle Symptome nehmen dann zu. Gesicht blass und eingefallen, Nase trocken, Lippen bleich, Carotiden pulsirend. Die Dauer dieser Periode war von 1 — 10 Tagen. Mit dem Eintritt des zweiten Zeitraumes verlor sich das Erbrechen allmälig, doch anhaltende Stuhlverstopfung; der Bauch fiel immer mehr zusammen, der Durst wurde lebhaft, Urin blass und molkigt, Puls immer unregelmässig, sank von 150 oft auf 90, ja auf 60; die Abmagerung am ganzen Körper nahm zu, Knötchen und Flecken erschienen auf der Haut, die Augen wurden stier und schielend, die Pupillen erweitert und unempfindlich gegen das Licht. Die Kranken wurden immer hülfsloser, knirschten mit den Zähnen, bohrten mit den Fingern in die Ohren, griffen mit den Händen ängstlich auf dem Bette oder in der Luft umher, lagen in beständigem Schlummer und zuckten mit den Gliedern. Bei Einigen Zuckungen, Anfälle eines hohlen Hustens mit Erstickungsgefahr, Lähmungen im rechten Arm und linken Bein und umgekehrt. In den letzten Tagen wurde der Puls immer frequenter, selbst in solchen Fällen, wo er früher sehr träge gewesen war. Zuweilen färbten sich die Finger und die innere Fläche der Hände rosenroth, eine Erscheinung, die noch kurz vor dem Tode wieder verschwand. Einige wurden kurz vor demselben wieder ganz besinnlich. Andere, die bis jetzt ihre Besinnung behalten hatten, verloren diese kurz vor dem Tode und verfielen in die heftigsten Convulsionen. Dieser Zeitraum umfasste 5—18 Tage. Bei der Section fanden wir die allgemeinen Bedeckungen des Kopfs, die Schädelknochen, die Sinus, die Hirnhäute und die Substanz des Gehirns ungewöhnlich blutreich, wodurch die Schädelknochen ein bläuliches Aussehen gewannen, und die Substanz des Gehirns da, wo sie durchschnitten wurde, eine unzählige Menge kleiner, blutiger Punkte, darbot. Die Spinnewebehaut meist verdickt und nicht so durchsichtig als im normalen Zustande. Die Hirnhäute hie und da verwachsen; häufiger noch zwischen der harten Hirnhaut und der Spinnewebehaut, zwischen dieser und der weichen Extravasate einer hellen, wässerigen Flüssigkeit, in anderen Fällen Ausschwitzungen einer gelben, eiterartigen, coagulabeln Lymphe, die membranartig die benachbarten Theile bedeckt. Die Gehirnhöhlen waren zuweilen stark ausgedehnt und enthielten eine wasserhelle Feuchtigkeit, deren Quantität 2 — 10 Unzen betrug. Die Adergeflechte in den

seitlichen Ventrikeln waren meist mit plastischer Lymphe bedeckt; einige Male bemerkten wir an denselben kleine, einfache Bläschen, die noch nicht so gross waren wie eine Erbse. Nach Wegnahme des Gehirns floss gewöhnlich aus dem Kanal der Wirbelsäule auch eine mehr oder weniger bedeutende Quantität von Wasser ab, und auf dem verlängerten Rückenmarke sahen wir nicht selten einen Ueberzug von plastischer Lymphe. Die Hirnsubstanz quoll nachher so stark hervor, dass sie später nicht in die Schädelhöhle passte. In der Regel war das Gehirn sehr weich, breiartig und matsch, in solchen Fällen aber, die rasch verliefen, fanden wir die Gehirnsubstanz ungewöhnlich fest, derb und schwer. In anderen Fällen verlief der hitzige Wasserkopf weit rascher und stürmischer, und die Kranken waren die sicherste Beute des Todes, wenn nicht gleich in den ersten Stunden entschieden geholfen wurde. Vorboten fehlten zuweilen ganz. Kam das Uebel zum Ausbruch, so verlangten die Kinder schnell zu Bett, es entstand grosse Hitze, besonders am Kopfe, seine Temperatur stand mit der des übrigen Körpers nicht im Verhältniss, übertraf diese bei weitem. Das Gesicht war dabei roth, fast bläulich, die Carotiden und die Arterien pulsirten heftig. Die Muskeln des Gesichts geriethen in krampfhafte Bewegungen, der Kopf wurde krampfhaft hinten übergebogen, die Augen verschlossen, die Gefässe der Conjunctiva mit Blut gefüllt, die Pupillen erweitert, so dass fast keine Spur von der Iris zu sehen war, häufig ganz unempfindlich gegen Licht. Nase und Lippen trocken, Athem jagend, ungleich, röchelnd, die Extremitäten in einer beständig zuckenden Bewegung, Finger meist krampfhaft zusammengezogen, die Hände blutroth, bläulich gefärbt, Puls zuweilen unzählbar geschwind, die Haut heiss und trocken. Sich selbst überlassen hielten diese Symptome ohne Remission etwa 16—20 Stunden an, dann liessen die Krämpfe nach, die Kinder schienen ruhig einzuschlafen und starben so. Bei den Leichenöffnungen fanden wir zuweilen mehrere Intussusceptionen, aber ohne Spuren früherer Entzündung. Die Schleimhaut des Magens war zuweilen ganz gleichmässig geröthet. Durchgehends waren die Schädelknochen, die Blutleiter der harten Hirnhaut und die übrigen Häute des Gehirns sehr blutreich, das Gehirn selbst sehr elastisch, so dass es nach Wegnahme der Schädelknochen und der harten Haut so stark hervorquoll, als ob es früher nicht Raum genug im Schädel gehabt hätte. Dabei war die Gehirnsubstanz zuweilen sehr weich, wie von Wasser durchdrungen. Zwischen den Häuten des Gehirns, besonders zwischen der weichen Hirnhaut und der Spinnewebenhaut, in den Höhlen des Gehirns und auf der Basis des Schädels war mehr oder weniger Feuchtigkeit ergossen, die zwischen den Hirnhäuten mehr sulzig und gallertartig, in den Hirnhöhlen mehr wässerig und klar, auf der Basis des Schädels mehr wässerig und blutig war. Starben die Kranken sehr schnell, so waren die wässerigen Ausschwitzungen zuweilen sehr unbedeutend, wohl aber die Hirnhäute sehr blutreich, deutlich entzündet und mit einem zarten Uebergusse von plastischer Lymphe bedeckt. In ätiologischer Beziehung ist nun Folgendes zu bemerken. Am häufigsten werden Kinder von 1—10 Jahren befallen, oft auch solche, die eben zahnten, ebenso Kinder, die sich geistig durch Frühreife auszeichneten. Nicht selten wurde die Krankheit durch einen langwierigen Ohrenfluss mit Caries im Felsenbein veranlasst. Auch äussere Schädlichkeiten liessen sich in vielen Fällen nachweisen, ebenso Ueberladung des Magens. In der ersten Periode gelang es uns, durch eine entscheidende Behandlung die weiteren Fortschritte zu hemmen. In der zweiten Periode glückte es uns nicht, die Kranken zu retten. Um so mehr ist es zu beklagen, dass die Krankheit so heimlich heranschleicht. Selten sind die Fälle, wo die dieselbe rasch und ungestüm auftritt. Diese stürmischen Fälle sind leichter zu erkennen. Bei der Behandlung warteten wir die Entwicklung der Symptome nicht ab, sondern suchten durch ein energisches Verfahren sie zu verhüten. Es galt, die überspannte Gefässthätigkeit im Gehirn und seinen Membranen zu dämpfen, das Blut vom Kopfe abzuleiten. Bei Kindern von 6—12 Jahren Aderlass am Arme. Bei Kindern unter 6 Jahren Blutegel an die Stirn, nach Massgabe ihres Alters 2 — 14 und eine Viertelstunde nachbluten. Die Blutentziehung setzten wir so lange fort, bis die Symptome merklich wichen, die Kopfschmerzen nachliessen, der Puls regelmässig wurde. Frühzeitig und bei früher gesunden Kindern angewandt, sahen wir nur Gutes von diesen verhältnissmässig starken Blutentziehungen. Später, am Ende der ersten Periode, oder wenn schon Ausschwitzungen erfolgt waren, nützten die Blutentziehungen nichts mehr, ja sie schienen selbst merklich zu schaden und eine sehr jähe und rasche Ausschwitzung zwischen die Häute und in die Höhlen des Gehirns zu begünstigen.

Die acute Hirnwassersucht verhält sich also auch in diesem Falle wie andere Entzündungen, an denen seröse wesentlich Antheil nehmen. Herrliche Dienste leisten frühzeitige, starke und rasche Blutentziehungen bei der acuten Pneumonie u. s. w. Hat die Krankheit aber bereits eine gewisse Höhe erreicht, so schadet das Aderlassen dadurch, dass es die Ausschwitzungen zu sehr begünstigt; es entsteht rasch, zuweilen schon in wenigen Stunden eine starke Wasseranhäufung in den Säcken der Pleura oder ein starker Erguss von plastischer Lymphe in die Substanz der Lungen, wodurch die Kranken sehr leicht erstickt werden. Bei schwachen, blutarmen, kachektischen Kindern, da, wo sich acute Hirnwassersucht anderen Krankheiten, besonders exanthematischen Fiebern, in den späteren Stadien desselben hinzugesellte, sehen wir von Blutentziehung mehr Nachtheil als Vortheil. Gleich nach den Blutentziehungen, und da, wo diese nicht angezeigt waren, auch ohne diese, gaben wir abführende Mittel, um auf diese Weise antiphlogistisch zu wirken, den Darmkanal in verstärkte Thätigkeit zu setzen und vom Kopfe abzuleiten. In der Regel Calomel, stündlich $^1/_2 - 1 - 2$ Gran. Bei trägem Stuhlgang fügten wir Jalappe hinzu, so dass täglich vier grüne, breiartige Stuhlgänge erfolgten. Wo sich Convulsionen zeigten, setzten wir kleine Gaben Mag. Bismuth und etwas Mag. carb. bei. Machten die abführenden Mittel nicht rasch genug Stuhlgang, so gaben wir, wenn viel Hitze war, Essigklystiere, in gewöhnlichen Fällen Klystiere von Chamillenthee mit Oel und Kochsalz. Diese Abführungen setzten wir so lange fort, bis die Symptome nachliessen. Dann Calomel in geringeren Dosen in Verbindung mit Digitalis $^1/_4 - ^1/_6$ Gran von dem Pulver der getrockneten Blätter. Auf diese Weise hofften wir auf den Darmkanal und die Nieren eine zweckmässige Ableitung zu machen. In der zweiten Periode hat Calomel nie wesentliche Vortheile gethan. Die herrlichsten Dienste leisteten uns dann kalte Umschläge und kalte Begiessungen des Kopfes. Die Kinder kamen gewöhnlich darauf zu sich. Kehrte die Unbesinnlichkeit zurück, so mussten die Begiessungen wiederholt werden. Dabei kühles Verhalten". 21 Krankengeschichten.

Die Ohrenentzündung. „Zuweilen war nur der äussere Gehörgang entzündet. Die Kranken klagten über Schmerzen im leidenden Theil, er vermehrte sich, wenn man den knorpligten Theil des Gehörgangs bewegte. Die leidende Schleimhaut erschien ungewöhnlich roth, heiss, geschwollen, blutete leicht; auf der vorderen Fläche des Trommelfells einige Male Netze von ungewöhnlich stark entwickelten Blutgefässen. Dazu Klingen, Sausen und Schwerhörigkeit. Die Krankheit trat zuweilen mit Frost ein, dem Hitze folgte — heftiges Gefässfieber. Es erfolgte dann ein wässeriger, dünner, gelblicher Ausfluss, zuweilen ohne Geruch, zuweilen sehr stinkend. Allmälig gewann er eine molkig-käseartige Beschaffenheit und machte nach und nach der Absonderung eines normalen Ohrenschmalzes wieder Platz. Bei Einigen enstanden auch Polypen. Das Zellgewebe hinter dem Ohre entzündete sich ebenfalls zuweilen, die Wange der leidenden Seite wurde ödematös, die benachbarten lymphatischen Drüsen schwollen an. In bösen Fällen zerstörte die Krankheit das Trommelfell. Die purulente, oft sehr scharfe Feuchtigkeit bahnte sich einen Weg in die Paukenhöhle, in die Zellen des Zitzenfortsatzes, und es gesellte sich Entzündung und Blennorrhöe des inneren Ohres hinzu. Hier war gewöhnlich nur die Schleimhaut entzündet, welche die Paukenhöhle, die innere Fläche des Trommelfells, die Zellen des Zitzenfortsatzes und die Eustachische Trompete bekleidet. In bösen Fällen litten aber auch das Labyrinth, die Häute des Gehirns, ja dieses selbst. Es entstanden meistens Schmerzen in der Tiefe des Ohres, diese waren zuweilen dumpf und spannend, brennend, stechend, reissend und klopfend, des Nachts heftiger, bei Tage gelinder. Die Gegend des Proc. mastoideus war nicht selten besonders schmerzhaft und gegen äusseren Druck empfindlich. Dazu schmerzhaftes Sausen und Brausen und Schwerhörigkeit; im Gehörgange nichts zu entdecken. Einige Kranke klagten über Kitzel und Brennen im Halse, in der Gegend der Mandel der leidenden Seite, die Schleimhaut der Rachenhöhle war hier geröthet. Dazu Fiebersymptome. Gewöhnlich nach 12 Tagen erfolgte ein gelber, eiterartiger, gefärbter Ausfluss aus dem kranken Ohr. Hiernach liessen die Schmerzen sofort nach. Trommelfell mehr oder weniger zerstört. Die durch die Eustachische Trompete in die Paukenhöhle gedrängte Luft fuhr nicht selten mit einem pfeifenden, schnarrenden Geräusch aus dem äusseren Gehörgange und bewegte die Haare der Kranken; Einspritzungen drangen in den Mund. Zuweilen polypöse Auswüchse. Bei Anderen zeigte sich der Proces. mastoideus cariös, dabei stinkender Ausfluss aus

dem Gehörgange. Zuweilen stockte der habituelle Ausfluss aus dem Ohre, dann erfolgten heftige Kopfschmerzen und Symptome, die auf eine Gehirnentzündung hinwiesen. Erwachsene wurden dann mitunter apoplektisch befallen.

Die Sectionen der an Entzündung des inneren Ohres Gestorbenen gaben folgende Resultate. Das Trommelfell war in den meisten Fällen zerstört, die Gehörknöchelchen fehlten meistens ganz, die Pauke war mit blutigem Eiter gefüllt, an ihren Wandungen cariös. Nicht selten verbreitete sich diese cariöse Zerstörung von der Paukenhöhle zum Vorhof, zu den Bogengängen und der Schnecke, so dass das ganze Felsenbein in eine cariöse Höhle verwandelt und mit brandiger Jauche ausgefüllt war. Die allgemeinen Bedeckungen des Kopfes, die Häute des Gehirns, das Gehirn selbst waren an der kranken Seite ungewöhnlich blutreich; zwischen den Hirnhäuten oft Ausschwitzungen von Wasser oder plastischer Lymphe oder Anhäufung von ganz klarem Wasser. Das kleine Gehirn fanden wir oft ganz vereitert; es stellte dann einen Balg dar, etwa von der Grösse eines Borstorffer Apfels, der eine gelblich eiterige Flüssigkeit enthielt. Mitunter sahen wir eine cariöse Oeffnung im Felsentheile des Schlafbeins, wodurch sich die Jauche einen Weg in die Schädelhöhle gebahnt, die Häute und die Substanz des benachbarten Gehirns stark entzündet, in Brand versetzt und die Knochen an der Basis des Schädels cariös gemacht hatte. Sie kam am häufigsten bei Kindern vor, war nur selten durch äussere Schädlichkeiten bedingt, hing sehr oft mit Allgemeinleiden zusammen, mit Skrophulosis, Rheumatismus, Gicht und Syphilis, oft nach Masern und Scharlach. Bei der Behandlung berücksichtigten wir den dynamischen Charakter der Krankheit; bei synochsischer Art starke Blutentziehung. Bei Kindern reichten Blutegel aus. Dann Jalappe mit Calomel, Essigklystiere, um vom Kopfe abzuleiten. Dabei wurden Dämpfe von Chamillenthee ins Ohr geführt, auch erweichende Breiumschläge von Semmel mit Milch gekocht oder ein Brei von Hafergrütze aufs Ohr gelegt. Wo das Uebel rheumatisch, applicirten wir ein Vesicator in den Nacken, wo es mit gestörten Kopfausschlägen in Verbindung stand, suchten wir dieselben durch Einreibungen von Brechweinsteinsalbe wieder hervorzurufen. Entschied sich die Entzündung des äusseren Gehörganges durch Erguss einer schleimig eiterigen Feuchtigkeit, so empfahlen wir vorsichtig lauwarme Einspritzungen von Chamillenthee. Dabei suchten wir durch aromatische Kräuterkissen das kranke Organ vor jeder Erkältung zu schützen. Wurde der Ausfluss langwierig, dann Einspritzung von Alaun, Lap. divin., Zinc. sulph. mit Laud. liq. Sydenh. Zuweilen thaten auch Salben von rothem Praecipitat mit Flor. Zinci und etwas Mohnsaft versetzt, mittelst eines Pinsels in den äusseren Gehörgang eingestrichen, gute Dienste. Polypen wurden durch Abdrehen entfernt. Die meisten Kranken, die an Otitis interna litten, suchten erst Hülfe, nachdem das Trommelfell längst zerstört war. Bei Caries in der Pauke fanden wir innerlich nicht ohne Vortheil die Asa foetida mit Phosphorsäure. Einige Kranken wurden von der langen Eiterung hektisch. Eiteransammlungen über den Proc. mastoideus müssen mit grosser Vorsicht geöffnet werden. Ebenso vorsichtig sei man bei einer alten vernachlässigten Otitis interna mit reizenden Einspritzungen". 7 Krankengeschichten.

Die chronische Magenentzündung. „Die Kranken hatten schmerzhafte Empfindungen in der Magengegend; die Schmerzen waren zuweilen gelind, zuweilen so, dass die Kranken ganz ausser sich kamen. Sehr oft war der Schmerz undeutlich, dumpf, drückend, bei Anderen zusammenschnürend, spannend, wühlend; Einigen war es, als läge ihnen ein Klumpen Eis im Magen. Der Schmerz war sehr oft in der Gegend des Pförtners, selten in der Gegend des Magengrundes. Die Schmerzen stellten sich zuweilen nur zu gewissen Zeiten ein, oft waren sie anhaltend. Die Anfälle kamen bald häufiger, bald seltener, mehrmals in einer Stunde. Meistens bei Tage, selten bei Nacht; sie dauerten zuweilen nur 15 Minuten, zuweilen aber auch 2 — 3 Stunden. Druck von Aussen vermehrte den Schmerz, obgleich keineswegs immer. Die Mehrzahl der Kranken litt gleich nach dem Essen. Milde, dünne Suppen wurden besser vertragen. Erleichtert wurden die Schmerzen durch Bettwärme, durch einen heissen Topfdeckel auf die Magengegend gelegt, durch Liegen auf dem Bauche, auf dem Rücken. Die Schmerzen beschränkten sich keineswegs auf die Magengegend, sondern sie verbreiteten sich oft bis zum Nacken hinauf und ins Kreuz. Die Zunge meistens rein und feucht, oft weiss wie mit Kreide überzogen. Der Geschmack strohartig und fade, mulstrig, der Appetit gering, der Hals trocken, Durst vermehrt. Manche klagten über ein heftiges Brennen im Munde. Die Gegend des Magens und der Bauch

oft meteoristisch aufgetrieben. Der Stuhlgang fast immer träge, blieb oft 3 — 6 Tage ganz aus. Die Faeces meist hart, dunkelbraun, schwarz wie verbrannt; bei Anderen wechseln Stuhlverstopfung mit Durchfall. Der abgehende Urin war oft feurig. Dabei Kopfschmerz, Schwindel, Funken vor den Augen, Anwandlungen von Ohnmachten. Puls meist unterdrückt, gespannt, härtlich, beschleunigt. Gegen Abend trat sehr oft Fieber mit Schaudern, Frösteln und Hitze ein. Die Katamenien erfolgten in der Regel spärlich und unter vielen Schmerzen. Das Ansehen der Kranken war oft blass, erdfahl, gelblich. Die Meisten klagten über allgemeine Mattigkeit, Zerschlagenheit und Schwere in den Gliedern, besonders in den unteren Extremitäten. Häufig Uebelkeit und saures Aufstossen, Würgen und Erbrechen. Zuweilen zeigten sich in dem Ausgebrochenen einzelne Blutstreifen, Einige brachen eine schwarzbraune Flüssigkeit, Andere grosse Blutkuchen mit aus. Sich selbst überlassen zog sich die Krankheit 4—12 Wochen lang hin. Bei Einigen wurde es habituell. Zuweilen kamen die Anfälle immer häufiger und hielten Stunden lang an; des Nachts erfolgten profuse, saure Schweisse, die das ganze Bett durchnässten, es gesellten sich Delirien hinzu, und der Tod erfolgte im höchsten Grade des Marasmus. Bei Anderen zeigte sich plötzlich ein Gefühl von Vollsein in der Magengegend, und sie brachen eine Menge Blut aus. Dies erneuerte sich nach einigen Tagen und die Kranken starben theils erschöpft, theils erstickt.

Die Leichen waren in der Regel aufs Aeusserste mager und hatten ein schmutziggelbes Ansehen. Es liess sich in der Magengegend nie eine Geschwulst oder Härte von Aussen durchfühlen. Bei der Section fanden wir die Häute des Magens nicht selten um das 8 -12fache verdickt und hart wie Sohlenleder. Diese Entartung war immer durch eine flechsigte, speckigte, zuweilen knorpelartige Masse bedingt, die sich zwischen der Schleimhaut und der Muskelhaut erzeugt hatte. Diese Verdickung und Verhärtung der Magenhäute verbreitete sich zuweilen mehr oder weniger über den ganzen Magen; dann war die Höhle desselben gewöhnlich merklich verengt. In anderen Fällen beschränkte sich die Verdickung und Verhärtung mehr auf den Pylorus. Sie war auch in diesen Fällen meistens sehr fest, speckartig, knorplig, zuweilen aber wenig fest und dann floss beim Durchschneiden derselben eine braune, dickliche Feuchtigkeit hervor, die weniger in einzelnen Höhlen, als vielmehr im ganzen Gewebe der entarteten Stelle enthalten zu sein schien. Der Pylorus war hiebei merklich verengt, oft so, dass es kaum möglich war, die Spitze des kleinen Fingers oder den Kiel einer Gänsefeder hindurch zu führen. Die Höhle des Magens war bei dieser Verengerung und Verhärtung des Pylorus in der Regel erweitert. In anderen Fällen war die Verhärtung und Verdickung auf die kleine oder grosse Curvatur, auf die vordere oder hintere Wand des Magens beschränkt. Nicht selten befand sich die innere Fläche dieser verhärteten und verdickten Stelle des Magens in einem Zustande der Verschwärung. Mehrmals fanden wir auf dieser verschwärten Fläche die offene Mündung eines nicht unbedeutenden Blutgefässes. Einmal schien es die Arter. coronar. ventric. sinistra, ein anderes Mal die Arteria gastroepiploica sinistra zu sein. Dies fanden wir bei solchen Subjecten, die sehr schnell durch heftiges Blutbrechen hinweggerafft waren. Der Magen enthielt hierbei noch eine grosse Menge theils flüssiges, theils geronnenes Blut. Einige Male war der Magen in seiner Mitte stark zusammengeschnürt und zugleich verhärtet und verdickt. Sowohl in diesen Fällen, als auch in denen, wo die Verdickung und Verhärtung vom Pylorus Statt hatte, fanden wir in der Nähe der entarteten Stellen mehrmals 3 — 4 kleine Löcher, die etwa die Grösse eines Nadelknopfes oder einer Erbse hatten und durch Verschwärung von innen entstanden, die Häute des Magens durchbohrt und zu einem Erguss der in ihm enthaltenen Flüssigkeiten in die Bauchhöhle Anlass gegeben hatten. Namentlich war dies der Fall bei solchen Subjecten, die in den letzten Stadien des Uebels plötzlich von den Symptomen einer sehr heftigen Peritonitis befallen wurden und dann nach Verlauf von 6 — 8 Stunden starben. Zuweilen fanden wir auf der Schleimhaut des Magens flache Geschwüre, sie waren rundlich, hatten etwa die Grösse eines Pfennigs oder eines Zweigroschenstücks, erhabene, krause, weiche, blutige Ränder; die Schleimhaut war an diesen Stellen mehr oder weniger vereitert. Einige Male fanden wir auf der Schleimhaut des Magens meistens in der Nähe des Pförtners, Auswüchse von der Grösse eines Tauben- wie Hühnereies. Sie schienen durch die Wucherung des Zellgewebes, das die Schleimhaut mit der Muskelhaut des Magens vereinigt, entstanden zu sein und waren bald fest und speckartig, bald boten sie eine rauhe und zottige Ober-

fläche dar. Sehr oft fanden wir die Schleimhaut des Magens an einzelnen Stellen von der Grösse eines Silbergroschens mit überfüllten, sich dentritisch verzweigenden Blutgefässen durchzogen. In vielen Fällen zeigte diese Membran eine graue, nussbraune oder russige Färbung, die sich auf keine Weise wegwischen liess. Ein paar Mal fanden sich die Häute des Magens, die an andern Stellen verhärtet und verdickt waren, am Magengrunde gallertartig erweicht. Der Ausgang bei der chronischen Magenentzündung war im Ganzen nicht ungünstig. Um so grössere Beschwerden erregte sie, je mehr das Uebel seinen Sitz am Pylorus hatte. Bei der Behandlung liessen wir in einem frischen Anfall sofort 12 Unzen Blut; schwächeren Subjecten wurden Blutegel auf die Magengegend gesetzt. Diese Blutentziehungen thaten die besten Dienste. Selten war es nöthig, dieselbe zu wiederholen. Nie fanden wir Ursache, es zu bereuen, sie angestellt zu haben. Bei Neigung zu Stuhlverstopfung wurden gelind abführende, kühlende Mittelsalze, meistens Glaubersalz gegeben. Es wurde dadurch die Secretion von Darmschleim vermehrt, und die hierdurch Statt findende Ueberfüllung der venösen Gefässe im Unterleibe vermindert; ausserdem schafften sie oft eine grosse Menge harter Kothballen fort, wodurch ein nachtheiliger Nebenreiz beseitigt und der freiere Umlauf des Blutes in den Gefässen des Unterleibes sehr begünstigt wurde. Bei Neigung zu Durchfällen thaten kleine Dosen Nitrum, Salmiak, mit etwas kohlensaurer Magnesia versetzt, gute Dienste. Dabei leicht verdauliche Diät. Manche wurden bloss durch Milchdiät hergestellt. Andere, die sich weder Milch noch Fleischbrühe verschaffen konnten, suchten wir auf den mässigen und alleinigen Genuss dünner Suppen zu beschränken. Es ist nur schade, dass manche Kranke gar nicht dahin zu bringen sind, sich eine so einfache und knappe Diät gefallen zu lassen. Ist das Auge entzündet, so sucht Jeder das leidende Organ so viel als möglich zu schonen, ist der Arm entzündet, so hält man ihn möglichst ruhig, ist aber der Magen entzündet, so wird diese Regel gewöhnlich ganz vergessen. War die entzündliche Thätigkeit noch nicht ganz erloschen, so gaben wir Calomel mit Magnesia, täglich 2—4 Gran. Unter den antispasmodischen Mitteln zeigte sich Mag. Bismuthi mit Amm. carb. und einem kleinen Zusatz von Mohnsaft und Extr. Hyosc. wirksam, zugleich Abends ein Thee von Valer., Herb. mar. ver. und etwas Herb. menth. crisp. Unter den äusseren beruhigenden, ableitenden Mitteln waren warme Bäder, besonders Soolbäder, Magenpflaster von Gummi ammoniac. und Squillaessig oder von Empl. cicutae, belladon. empl. de galb. croc. mit Mohnsaft und Kampher versetzt, vorzüglich wirksam". 10 Krankengeschichten.

Markgeschwülste im Gehirn. „Ein Patient, der früher an Epilepsie und Katalepsie gelitten, wurde von heftigen Schmerzen in der rechten Stirn und Lebergegend befallen. Nach 14 Tagen nahmen die Kopfschmerzen so zu, dass ein soporöser Zustand eintrat. Nach ein paar Tagen erfolgte der Tod. Bei der Section fanden wir eine Geschwulst, die sich in der Marksubstanz der rechten Hemisphäre in der Nähe des Hinterhorns des Seitenventrikels gebildet hatte. Die Geschwulst hatte etwa die Grösse und die Form eines gewöhnlichen Hühnereies, sie liess sich ganz platt aus ihrer Höhle emporheben, mit deren Wandungen sie durch ein sehr zartes Gewebe, das aus Blutgefässen zu bestehen schien, in denen wir aber kein rothes Blut fanden, locker zusammenhing. Eine Kapselhaut besass die Geschwulst eigentlich nicht, wohl aber einen ganz feinen, flockigen, galligen Ueberzug auf ihrer äusseren Fläche, der durch eine Fortsetzung des zarten Gewebes gebildet zu sein schien, das die Geschwulst mit der Höhle, worin sie lag, verbunden hatte. Die äussere Fläche der Geschwulst sah weiss aus und war allenthalben ziemlich glatt. Sie wurde der Länge nach gespalten. Hierbei ergab sich, dass sie durch und durch aus einer weissen markigen Masse bestand, die sich ihrem Habitus nach wie Marksubstanz des Gehirns verhielt; ausserdem in der Lunge einige Tuberkel.

Eine 46jährige Frau hatte schon seit 8 Jahren an heftigen Kopfschmerzen und Reissen in der linken Seite des Körpers gelitten. Nach einem Aerger fiel sie zu Boden, verlor das Bewusstsein und zuckte gewaltsam mit dem linken Arm und dem linken Schenkel. Dann fiel sie in einen Schlaf. Beim Erwachen klagte sie über starkes Reissen im rechten Arm und im rechten Schenkel, während der linke Arm und der linke Schenkel durch die heftigsten Convulsionen hin und her geschleudert wurden. Diese Anfälle kamen täglich 12—16 Mal. Der linke Arm und Schenkel wie gelähmt. Wir nahmen diesen Fall für eine blutige Apoplexie und meinten, es möchte wohl Blut auf der rechten Seite ins Gehirn ergossen sein;

Aderlass, Calomel und Jalappe; während 3 Tagen steigerten sich alle Anfälle, indem die Mittel ohne Erfolg blieben. Die Section ergab am hintern Lappen des grossen Gehirns an der rechten Seite eine bedeutende Härte, die gar nicht tief in der Substanz des Gehirns zu liegen schien. Durch zweckmässige Schnitte suchten wir der harten Stelle näher zu kommen und trafen so in der Marksubstanz des rechten hinteren Hirnlappens auf eine Höhle, die eine bedeutende Geschwulst enthielt. Diese hatte ein weisses Ansehen, die Grösse und Form eines etwas grossen Borsdorfer Apfels; sie war rundlich, oben und unten etwas abgeplattet. Ihre äussere Fläche war ziemlich eben; durch ein lockeres Gewebe und durch deutliche, rothes Blut führende, Gefässe, die sich auf der Oberfläche der Geschwulst verbreiteten und sie wie eine sehr zarte Membran umgaben, hing die Geschwulst mit der Höhle zusammen, in der wir sie fanden, doch konnte man sie leicht aus dieser hervorheben. Die Höhle war allenthalben glatt, weiss, nirgends mit plastischer Lymphe bedeckt; ihre Wandungen wurden unmittelbar von der Marksubstanz des Gehirns gebildet. Die Geschwulst zeigte allenthalben weisse Marksubstanz".

Eine Blutgeschwulst am Kopf. „Dieselbe war bedingt durch ein Blutextravasat zwischen der Beinhaut und der Flechsenhaut des Schädels und wurde durch lap. caustic. entfernt".

Gallertartige Erweichung des Magens und der Gedärme. Ein Kind wird von Brechen und Durchfall befallen; zugleich Fieber; innerlich Calomel und Mag. carbon. In sieben Tagen war es ganz hergestellt; acht Tage darauf, nachdem es scheinbar ganz wohl gewesen, wurde es von Krämpfen befallen und starb daran. Die Section ergab das Gehirn weich und breiartig. Der Magen zeigte an mehreren Stellen ein röthlichbraunes, gallertartiges Ansehen, namentlich fand sich eine solche Stelle von der Grösse eines Laubthalers am Magengrunde. Gerissen war der Magen nirgends, aber so wie man eine der erweichten Stellen anzufassen und aufzuheben versuchte, ging diese wie eine Gallerte auseinander; es entstand ein Loch. Bei einem anderen Kinde, das unter ähnlichen Erscheinungen erkrankte und starb, fanden wir den ganzen Magen und alle dünnen Gedärme im höchsten Grade gallertartig erweicht. Der Magengrund war zerrissen. Dasselbe war bei einem dritten Kinde der Fall.

Eine sehr vergrösserte Leber mit Knoten. „Durch Percussion ward die Grösse der abnorm geschwollenen Leber ermittelt. Es gesellte sich Bauchwassersucht hinzu, an welcher der Kranke starb. Die Section ergab eine, in ihrem Umfang ausserordentlich vergrösserte, Leber, ihre Farbe war nicht merklich verändert, aber schon auf ihrer Oberfläche zeigten sich eine Menge weisser, speckartig aussehender Stellen von der Grösse einer Erbse, bis zur Grösse eines Hühnereies. Die Substanz der Leber war auch durch und durch mit weissen speckartigen Körpern, wie an ihrer Oberfläche durchsäet. Diese hatten im Allgemeinen eine unregelmässige, rundliche, nicht scharf umschriebene, sondern eine mehr lappige Form, liessen sich wie Speck anfassen und schneiden, enthielten deutliche Blutgefässe, waren bald nur so gross wie eine Erbse, meistens aber so gross wie ein Borsdorfer Apfel; manche hatten die Grösse eines Hühnereies. Hie und da flossen mehrere dieser speckartigen Körper ineinander. Die Substanz der Leber zwischen derselben schien gar nicht verändert zu sein, nur war die körnige Structur dieses Organs stärker entwickelt, als es im gewöhnlichen Zustande der Fall zu sein pflegt. Die Breite der ganzen Leber betrug 14 Zoll, die Höhe des rechten Leberlappens 11, die des linken 9 Zoll, die Dicke des rechten Unterlappens 7, die des linken 4 Zoll. Das Gewicht der ganzen Leber betrug 13½ Pfund".

2) Eine nicht vergrösserte Leber mit Knoten. „Die Section ergab die Substanz der Leber dicht, härter als gewöhnlich, rothbraun, allenthalben mit gelblich gefärbten, speckartigen Knoten durchsäet, in denen man Blutgefässe bemerkte. Diese Knoten waren meistens unregelmässig, rundlich, besassen keine eigene Kapsel, die kleinsten waren nur so gross wie eine Erbse, einige waren grösser".

3) Ein Leberabscess. „Die Section wies in dem rechten Leberlappen einen grossen Abscess nach, der wohl einige Fäuste fasste".

4) Eine entartete Niere. „Eine 51jährige Frau hatte beim Aufheben eines Stückes Holz das Gefühl, als zerreisse ihr etwas in der rechten Seite des Unterleibes. Die Stelle des Bauches blieb eine Zeit lang schmerzhaft. Mit dem Urin ging etwas Blut ab. Vor einem Vierteljahre hob sie ein Kind in die Höhe, so-

gleich erneuerte sich die Empfindung in der rechten Seite, als ob hier etwas zerreisse. Patientin untersuchte die schmerzhafte Stelle und entdeckte da eine harte Geschwulst, die ungefähr die Grösse eines Hühnereies hatte. Die Geschwulst wurde immer grösser, der ganze Bauch immer mehr aufgetrieben. Sie fühlt sich hart an und erstreckt sich nach unten bis in die Gegend des Poupart'schen Bandes, nach oben bis über die Nabelhöhe, nach links bis zur weissen Linie, nach rechts und hinten zu fühlt man sie etwa drei Finger breit am Rückgrathe begränzt. Die Geschwulst ist im Allgemeinen rundlich, hat etwa die Grösse eines mässigen Mannskopfes; hin- und herschieben lässt sie sich nicht, der ganze Bauch der Kranken ist aufgetrieben; der Urin geht ohne Beschwerden ab. Die Scheideportion des Uterus weicht etwas nach links ab. Durch das Scheidegewölbe lässt sich nichts von der Geschwulst fühlen. Die Diagnose war schwierig. Man konnte an Sackwassersucht im rechten Eierstock oder an Balgwassersucht in der Bauchhöhle denken. Berücksichtigte man aber das periodische Blutharnen, unter dem die Krankheit sich ausgebildet hatte, die gänzliche Unbeweglichkeit der Geschwulst, den Umstand, dass man, obgleich dieselbe sehr gross war, durch den Fundus der Mutterscheide nichts von derselben fühlen konnte, ihre Härte, den jeglichen Mangel an Fluctuation in derselben, so wurde es wahrscheinlich, dass die Geschwulst durch eine starke Entartung der rechten Niere oder durch einen harten Auswuchs in ihrer Nähe erzeugt sei. Die Section ergab ausser den Entzündungsproducten des Peritonäums, dass die Geschwulst sich mit ihrem oberen, schmaleren und spitzeren Ende bis zur Leber hinauf erstreckte; sie war von einer dunkelrothen, gallertartigen Haut umgeben. Der grösste Theil der Niere war so ziemlich normal beschaffen, ihre untere Hälfte aber war angeschwollen und hing auf's Genaueste mit der Geschwulst zusammen. Dieselbe hatte den Umfang eines starken Mannskopfes, ging nach oben zu unmittelbar in die rechte Niere über und war nach unten zu sehr dick und abgerundet. Die Nierenbecken und die Harnleiter, die zur rechten Niere gehörten, waren normal. Es wurde ein Längendurchschnitt theils durch die Niere, theils durch die mit ihr nach unten zu verbundene Geschwulst gemacht. Hierbei zeigte sich die Substanz des oberen Theils der Niere normal, aber etwa vom Nierenbecken an, nach unten zu, sah man gar nichts von Nierensubstanz mehr, sondern diesen Theil der Niere erfüllte eine fremdartige Masse, die ganz das Ansehen von altem, zerfallenem Käse hatte und ebenso consistent war wie Ledersubstanz. Blutgefässe liessen sich darin nicht entdecken. Die Geschwulst, die von unten von der Niere ausging, stellte einen Sack dar, dessen Wandungen unmittelbar in die äussere Haut der Niere überzugehen schienen und etwa die Dicke eines Messerrückens hatten. Die ganze Höhle dieses Sackes war mit derselben käsigen Substanz gefüllt, in die auch der untere Theil der Niere entartet war".

5) Intussusceptionen. „1) Ein Kind war von Durchfall befallen mit Fieber; Bauch nach unten und links schmerzhaft, so dass Blutegel gesetzt und Calomel gegeben wurde. In 12 Tagen auffallende Besserung, doch fühlte man noch eine Härte und Spannung in der linken Seite des Bauches nach unten zu; 2 Tage darauf wurde das Kind unruhig, stampfte mit den Füssen und starb unter Convulsionen. Bei der Section fand man, dass der untere Theil des Ileum, der Blinddarm, das Colon ascendens, das Colon transversum und das Colon descendens gemeinschaftlich in den Mastdarm getreten waren. Die Schleimhaut des umgekehrten Colon war mit der Schleimhaut des Mastdarms hie und da durch ausgeschwitzte plastische Lymphe leicht verklebt; nachdem wir die Schleimhaut und die seröse Haut des umgestülpten Colon gespalten, fanden wir in der Mitte der Geschwulst den mit herabgetretenen Theil des Ileum und den Proc. vermiformis.

2) Ein anderes Kind von 8 Jahren wurde von Erbrechen befallen. Es wurde die Diagnose auf eine Intussusception gestellt, da man an dieser Stelle zwei längliche, harte Geschwülste fühlte. Am 14. Tage der Krankheit, gegen die ein antiphlogistisches Verfahren eingeschlagen, ging ein Stück Dünndarm von 8 Zoll Länge ab; es hatte ein brandiges Aussehen und war zum Theil schon in Fäulniss übergegangen. Das Kind hatte wohl 10 Mal Durchfall gehabt. Am folgenden Tage starb es. Die Section ergab, dass etwa 8 Querfinger breit vom Blinddarm der mechanische Zusammenhang im Dünndarm unterbrochen war. Beide Darmenden standen einander gegenüber, und die Ränder ihrer Mündungen waren ein wenig verdickt, aufgelockert und mit Eiter bedeckt. Das war also die Stelle, wo die Intussusception gesessen hatte".

Innere Darmeinschnürungen. „Ein Mann von 22 Jahren geht spazie-

ren, lässt seinen Stock fallen, nimmt denselben auf und wird auf der Stelle von den heftigsten Leibschmerzen befallen; bricht Alles weg. Die Schmerzen wurden zuweilen so heftig, dass er um sich biss. Der Leib hartnäckig verstopft. Anfänglich wurden einige Klystiere und eine Portion Glaubersalz verordnet, weil man das Uebel irriger Weise für eine gallige Kolik hielt. Klystiere hatten keinen Stuhlgang bewirkt. Vergiftung? Nicht möglich, weil alle anderen Familienmitglieder, mit denen er gegessen, gesund geblieben waren. Eine gewöhnliche Enteritis? Hierzu fehlte alle Veranlassung, die auf jeden Fall nur einen mechanischen Effect haben konnte. Die Gedärme mussten also durch irgend einen anderen Umstand und zwar in der Gegend des Nabels eingeschnürt sein. Das Erbrechen liess nicht nach, es erfolgte kein Stuhlgang. Der Kranke verschied am folgenden Tage. Bei der Oeffnung der Bauchhöhle zeigten sich sogleich die unmittelbar vorliegenden dünnen Gedärme in einem grossen Umfange dunkelroth, ja fast schwarz. Das Netz schickte von seinem unteren Rande drei ziemlich dicke bandartige Fortsätze ab, die nach abwärts zu fest mit dem Bauchfell zusammenhingen. Der längste und dickste dieser bandartigen Fortsätze sass am oberen Schenkel des rechten Bauchringes fest und hatte wahrscheinlich, als der Kranke sich bückte, um den Stock aufzuheben, eine Schlinge gebildet, in die ein grosser Theil der dünnen Gefässe getreten war, die, indem sich der Kranke wieder hob, aufs Gewaltsamste eingeschnürt werden mussten".

Im zweiten Falle gesteht Krukenberg offen seinen Irrthum ein. „Bei einem dreijährigen Knaben, der unter Erbrechen und Leibschmerzen erkrankt war, wurde die Diagnose auf einen acuten Katarrh im Magen und Darmkanal gestellt. Da am folgenden Tage auf Chamillenklystiere noch keine Oeffnung erfolgt war, so wurde obige Diagnose gestellt. Im Mastdarm fühlte man nichts. Am folgenden Tag trat unter Zunahme aller Symptome der Tod ein. Die Section ergab: Das grosse Netz ragte bis in die Beckenhöhle über die dünnen Gedärme herab und gab von hier bandartige Fortsätze, die theils mit dem Mesocolon, theils mit dem benachbarten Peritonäum zusammenhingen. Diese bandartigen Fortsätze des Netzes hatten Schlingen gebildet, wodurch der Dünndarm an vier verschiedenen Stellen eingeschnürt war. Die erste Einschnürung sass drei Finger breit vom Coecum; sie war nicht stark, und das Stück Darm, das sie enthielt, war nicht stark entzündet. Die zweite Einschnürung war 16 Finger breit vom Blinddarm entfernt. Das Darmstück, das sie enthielt, war sehr stark eingeklemmt und hatte ein brandiges Ansehen. Die dritte Einschnürung sass 24 Finger breit vom Blinddarm ab, das Darmstück war auch stark eingeschnürt und hatte ein sehr entzündetes Ansehen. Die vierte Einschnürung sass etwa 30 Finger breit vom Blinddarm ab und enthielt eine doppelte Darmschlinge, die aber nur mässig entzündet war".

Ein schwammiger Auswuchs aus der eigenen Scheidenhaut des Hodens. „Ein 52jähriger Mann, der vor 11 Jahren ein venerisches Geschwür an der Eichel hatte, erlitt eine starke Quetschung des ganzen Hodensackes; der rechte Hoden entzündete sich und behielt die Grösse eines Hühnereies. Dabei entstand auf der vorderen Fläche dieses angeschwollenen Testikels eine Geschwulst, die mit dem Hodensack fest zusammenhielt. Nach 4 Wochen bildete sich eine Oeffnung von der Grösse eines Silberdreiers. In dieser Oeffnung erhob sich unter Jucken und Prickeln eine rundliche Fleischmasse. Der schwammige Auswuchs trat immer mehr hervor, sah blassroth aus, sonderte einen gelben Eiter ab, hatte eine rundliche Form und einen guten Zoll im Durchmesser. Schon an dem eigenthümlichen Geruche erkannte man die syphilitische Natur. Die Scheidenhaut war wahrscheinlich auf ihrer vorderen Fläche verdickt, wo sie vermuthlich bei der früheren Quetschung am meisten gelitten hatte, und hieraus war eine Wasseransammlung in ihrer Höhle entstanden. Durchscheinend war freilich die Hydrocele nicht. Dies hatte aber wohl seinen Grund darin, dass die Scheidenhaut zu verdickt war. Dass der Hoden nicht selbst die scheinbare Hodengeschwulst erzeugte, dafür sprachen die glatte Beschaffenheit und die geringe Empfindlichkeit desselben. Unter sehr günstiger Vorhersage wurden dem Kranken Sublimatpillen verordnet und äusserlich eine Sublimatsolution angewandt. Nach dem Verbrauche von 40 Gran Sublimat innerlich und einmal so viel äusserlich war der Patient geheilt und ist auch ganz gesund geblieben".

Auch die von vielen der beschäftigtsten Aerzten nicht beobachtete Wasserscheu hatte K. zu beobachten Gelegenheit. Er erzählt im Horn'schen Archiv, wie er zu einem Hirten gerufen wurde, der an einer Halsentzündung leiden sollte.

Ausführliche Krankengeschichte. Die Section ergab Folgendes: „Die Gefässe der Hirnhäute und des Gehirns strotzten von dunkelfarbigem Blute, die Hirnmasse war auffallend dicht und schwer, keine Spur von ausgeschwitztem Fibrin oder einer eiweissartigen molkigen Flüssigkeit. Der Nervus sympathicus, phrenicus und vagus hatten nicht ihr gewöhnliches Aussehen, sondern sahen so aus, als wären sie mit einer rosenfarbenen Feuchtigkeit getränkt. Keine Nervenentzündung, da dieselbe nicht von den Capillaren ausging. Doch machten sich auf diesen Nerven ausgedehnte Blutgefässe bemerklich. Das Blut in diesen sah auffallend dunkelroth, pontakfarben aus. Auf der Zungenwurzel in der Gegend des blinden Lochs, entdeckten wir eine rothe, runde Fläche, ungefähr von der Grösse eines Zweigroschenstücks, die dadurch entstand, dass die Schleimhaut der Zungenwurzel hier ganz gleichmässig rosenroth gefärbt war. Auf diesem rothen Fleck sah man einige varikös ausgedehnte Gefässe, die sich vom Centrum gegen die Peripherie des Fleckens zu verbreiten schienen und mit einem dunkelgefärbten Blute gefüllt waren. Die vordere Fläche des Kehldeckels erschien gleichfalls rosenfarbig, mit einigen varikösen Gefässen besetzt; die hintere Fläche des Kehldeckels war rosenroth, aber es zeigten sich keine Varikositäten auf derselben. Die Schleimhaut des Schlundkopfes war da, wo sie in den Oesophagus übergeht durch einen rosenrothen Streifen ohne alle Varikositäten ausgezeichnet. Mehrere der grossen Nervengeflechte der Bauchhöhle wurden sorgsam frei gelegt, sie erschienen ebenso gleichmässig hellroth. Die innere Fläche des Kehlkopfes auch gleichmässig hellroth. Alle Venen am Halse strotzten von einem dunkelrothen, pontakfarbenen Blute, ebenso die ganze Leiche, trotzdem dass dem Patienten in 16 Stunden 3 Pfund abgenommen waren. Wo finden wir die Quelle dieser raschen Blutmischung? Bei jenen heftigen Krankheiten geht der Vegetationsprocess im Organismus sehr gewaltsam von Statten, es wird viel organische Materie zersetzt: das einmal Zersetzte ist unbrauchbar zur Ernährung des Organismus, wird aufgesogen und in Blut verwandelt. Im gesunden Zustande wird das Blut in Organe umgesetzt, unter jenen Umständen nimmt die Verwandlung der Organe in Blut die Oberhand. Nachher wurde die Section des tollen Hundes vorgenommen. Auch diese Leiche war so mit Blut überfüllt; wo man einschnitt, sah die Wunde aus, als wäre sie mit Blut oder Pontak ausgewaschen. Dieser Anblick erscheint so charakteristisch, dass man aus dieser Erscheinung eine stattgefundene Wasserscheu nach dem Tode erkennen dürfte.

In Rust's Magazin übersetzt Krukenberg den James Wardrop „über den Einfluss der Ausleerung der wässerigen Feuchtigkeit bei Augenentzündung und einigen Krankheiten der Hornhaut". Diese Aufsätze waren im Edinburger medicinisch-chirurgischen Journal erschienen. W. wurde hierauf geleitet durch eine merkwürdige Erscheinung, die Dr. Barklay an todten Augen wahrnahm; er sah, dass, wenn ein Thierauge mässig in der Hand gedrückt wurde, die ganze Hornhaut sogleich molkig wird und dass, wenn man den Druck vermehrt, auch die Verdunkelung zunimmt. Drückt man noch stärker, so wird die Hornhaut so undurchsichtig und milchigt, dass auch die Iris ganz undurchsichtig wird. Entfernt man dagegen den Druck, so erscheint die Hornhaut wieder so durchsichtig, als wenn gar kein Versuch mit solcher gemacht worden. Er theilt nun die verschiedenen Krankheitsgeschichten mit, bei denen die Entleerung hilft: Bei der Ophthalmia puriformis, gonorrhoica, wo die Kapsel der wässerigen Flüssigkeit oder die innerste Lage der Hornhaut entzündet, beim Staphylom, beim Vorfall der Iris, bei Verschwärungen des Augapfels, bei Flecken der Hornhaut, bei Geschwüren auf der Hornhaut. — Es werden 17 Krankengeschichten mitgetheilt.

Im Horn'schen Archiv übersetzt und veröffentlicht K. die Beobachtungen über „Fungus haematodes" von Wardrop. Er gibt kurz den Inhalt und die Analyse des Buches an und theilt dann seine eigene Erfahrungen mit. Herr W., sagt er, hat keineswegs seinen Gegenstand erschöpft. Vorzüglich schätzbar ist seine Darstellung des Fungus haematodes im Augapfel. Verf. hat selbst diese Krankheit bei einem kleinen Mädchen beobachtet. Das Auge wurde exstirpirt. Die Operation war fruchtlos. Es entstanden neue Fungi. Das Kind starb. Bei der Section fand man blutiges Wasser in den Hirnhöhlen, den Sehhügel und die vorderen Hirnlappen an der kra-

ken Seite zu einer ovalen, dem Wallrathe nicht ganz unähnlichen Masse verhärtet, die einen Zoll breit, $1^1/_2$ Zoll lang und 2—3 Linien dick war.

Er erzählt dann einen zweiten Fall. Er wurde zu einem Kinde von $1^1/_2$ Jahren gerufen, das auf beiden Augen blind war. Auf dem rechten war die ganze Hornhaut stark verdunkelt und etwas staphylomartig vorgetrieben, doch so, dass sie von den Augenlidern noch bedeckt werden konnte; auf der linken Seite war der Augapfel wohl um $^1/_3$ seiner Normalgrösse verdickt, liess sich hart anfassen, die Conjunctiva sehr aufgelockert, fleischartig, blassroth, war fest mit den Augenlidern verwachsen, diese mit aufgetriebenen Venen durchzogen, halb geöffnet; zwischen ihnen drängte sich die fleischartige Bindehaut wurstförmig vor, in der Mitte, wo man die Hornhaut erwarten sollte, sass eine schwammige Masse dunkelroth, weich, zerrissen, oberflächlich abgestorben, etwa so gross wie eine kleine Kirsche ragte sie nach vorn hervor und blutete von Zeit zu Zeit so heftig, dass das Kind dadurch sehr erschöpft wurde. Die Mutter des Kindes war eine sehr einfältige Frau. Ueber die Genesis der Krankheit konnte man nichts erfahren. Das Kind hatte wenige Monate nach seiner Geburt böse Augen bekommen. Da die Blutungen täglich heftiger wurden, so schritt ich zur Exstirpation des linken Augapfels. Während der Heilung fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Augenhöhle eiterte 3 Wochen ziemlich stark, dann hörte der Ausfluss auf, die Granulationen vernarbten; in 4 Wochen war das Kind vollkommen wohl. Auch nach 2 Jahren war das Kind noch ganz gesund.

Die Untersuchung des exstirpirten Augapfels ergab Folgendes: der Augapfel war etwa ein Drittel grösser als er sein sollte, hart anzufühlen, von vorn nach hinten etwas zusammengedrückt. An seiner vorderen Fläche sah man die Conjunctiva fleischartig verdickt, doch jetzt bedeutend zusammengefallen, die fungose Masse war noch stärker zusammengeschrumpft und man sah deutliche Spuren von Exulceration an ihr und ihren nächsten Umgebungen.

Unmittelbar hinter dem Bulbus fand sich ein Stück vom Sehnerven, zwei Linien lang, aber auffallend dünn, atrophisch, vorzüglich nach hinten zu. Hier schwillt der Nerv aber jäh zu einer Geschwulst auf, die etwas grösser wie eine Haselnuss, derb und elastisch anzufühlen war, nach hinten zu allmälig dünner wurde und in ein etwa anderthalb Linien langes Stück vom Sehnerven auslief, das allem Anschein nach ganz normal beschaffen war. An der Thränendrüse keine Anomalie. Durch einen senkrechten Schnitt theilte ich den Augapfel, die Geschwulst hinter demselben und die Reste vom Sehnerven in zwei gleiche Hälften und konnte jetzt Folgendes bemerken: die Sclerotica verschmolz nach vorn mit der ganz undurchsichtigen Hornhaut, hatte hier ihre Normaldicke, nach hinten zu wurde sie allmälig dicker, am dicksten unmittelbar da, wo sie den Sehnerv umfasst, hier war sie wenigstens viermal dicker als gewöhnlich. An der Gränze der Sclerotica, die ihre normale weisse Farbe hatte, sah man ringsum einen kohlschwarzen Streif, der sich nach vorn in der Gegend der Iris quer durch das vordere Drittel des Augapfels zog, offenbar Spuren der Choroidea und der Iris. Die ganze hintere und vordere Augenkammer war mit einer gelbröthlichen, derb angelagerten, an Consistenz einem harten Unschlitt vergleichbaren Masse, gefüllt, die der, die man in allen Aneurysmen findet, nicht unähnlich war. Von der Retina entdeckte ich keine Spur. Die Geschwulst hinter dem Augapfel war auf der Schnittfläche milchweiss, hart wie Knorpel, ohne besonderen Bau, durch und durch derb und hing vorn und hinten unmittelbar mit den Sehnerven zusammen.

Dies war kein Fall von Fungus haematodes, und doch hatte die Krank-

heit vor der Operation viel Aehnlichkeit damit. Herr Wardrop ist sehr geneigt, sowohl den Fungus haematodes als auch den Krebs für örtliche Krankheiten zu halten, vermuthet daher, dass die Exstirpation, früh gemacht, beide Krankheiten heilen werde. Diesem Urtheil kann man wohl nicht beistimmen. Die Exstirpation selbst wahrer Scirrhen ist in der Regel nicht heilsam, sondern nachtheilig für den Kranken. Wilhelm Leurs hat Beispiele gesammelt, dass, fälschlich für krebsartig gehaltene Geschwüre und Knoten curirt werden können.

„Noch neulich heilte ich eine Frau, die einen vorgeblich grossen, offenen Brustkrebs haben sollte, durch Sublimat, Cicuta und Holztrank, wo der Verdacht auf Syphilis vorlag. — Es ist überhaupt höchst schwierig, über die örtliche oder nicht örtliche Natur gewisser Krankheiten zu richten. Soll ein Leiden allgemein heissen, die sich über den ganzen Organismus verbreitet, so gibt es wahrscheinlich keine solche, denn selbst bei den allgemein verbreitetsten sind immer noch viele Verhältnisse im Organismus ungestört. Soll eine Krankheit, deren Phänomen nur in bestimmten Organen zu Tage liegt, örtlich sein, so sind genau genommen alle Krankheiten örtlich und unterscheiden sich nur gradweise durch den kleineren oder grösseren Raum, den sie im Organismus einnehmen. Besser ist es vielleicht örtliche diejenigen Krankheiten zu nennen, die in einem einzelnen Organ Statt haben, das auf den ganzen Organismus wenig Einfluss ausübt, zu deren Entstehung eine äussere Schädlichkeit die Veranlassung gab, bei bestehender Normal-Anlage in der Organisation; allgemeine diejenigen, die entweder in einem System Statt finden, das sich sehr weit durch den Organismus verbreitet oder in einem Organe, das mit dem übrigen Organismus sehr enge verknüpft ist, und zu deren Entstehung die vorhandene Anlage im Organismus das Meiste beiträgt. Hienach muss ich sowohl den wahren Krebs als auch den Fungus haematodes für Ausbrüche wenigstens relativ allgemeiner Krankheiten halten. Ich sah wahren Krebs nie bei gesunden Personen, sondern meist nur bei gichtisch-atrabilarischen Subjecten, die gleichzeitig an bedeutenden Anomalien in den Functionen des Nervensystems litten, gewöhnlich nur in Organen, die auf den Gesammtorganismus einen grossen Einfluss ausüben und ebenso leicht von ihm afficirt werden. Aehnliche Verhältnisse zeigt der Fungus haematodes. Er entsteht meist im Alter, wo die normale Bildungsthätigkeit so leicht Anomalien erleidet. Ebenso wenig kann Krukenberg dem Herrn Wardrop beipflichten, der den Fungus haematodes in einer Wucherung der Marksubstanz in der Netzhaut oder im Sehnerven setzt. — Die ersten bemerkbaren Erscheinungen der Krankheit zeigen ziemlich bestimmt auf ein chronisch entzündliches Leiden der Gefässhaut und der Iris hin, das mit einer Exsudation in die hintere Augenkammer verbunden ist.

In Rust's Archiv gibt Krukenberg eine Uebersetzung des vortrefflichen Werkes von James Wardrop über die pathologische Anatomie des menschlichen Auges (Essay on the morbid anatomy of the human eye. Illustrated by plates. Edinburgh, 1808), die, abgesehen von Sybel's Dissertation, die erste vollständige pathologische Anatomie des menschlichen Auges war.

Auch sorgte Krukenberg dafür, dass das vortreffliche Buch von Thomson, damals Professor der Chirurgie an der Universität zu Edinburg, durch einen seiner Freunde übersetzt wurde. In der Vorrede zu der er diese „lectures on inflammation, exhibiting a view of the General [illegible] pathological and practical, of Medical Surgery" eines der wichtigste, womit die medicinische Literatur in der neueren Zeit bereichert Arbeiten wie diese seien selten, wo es sich fragt, ob man mehr

Fülle der Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Verfassers oder die Offenheit und Wahrheitsliebe desselben bewundern soll, mit denen er so manche Punkte bezeichnet, die zweifelhaft dunkel und noch einer ferneren genauen Untersuchung bedürftig sind.

Eine grosse Thätigkeit entwickelte Krukenberg in den gerade Halle, das wegen seiner ungünstigen hygienischen Verhältnisse von jeher im Verrufe steht, in auffallender Weise heimsuchenden Choleraepidemien. Hat er selbst freilich nichts über seine hier gemachten Erfahrungen veröffentlicht, so besitzen wir doch einen genauen Bericht der Leipziger Aerzte an den Professor Clarus daselbst. Dieselben äussern sich in folgender Weise:

„Der Sammelplatz aller Cholerakranken aber, welche nicht in ihren eigenen Wohnungen Pflege finden, ist die medicinische Klinik des Professor Krukenberg. Letzterer hat sein Local geräumt und nimmt einstweilen nur Cholerafälle auf. Das Gebäude liegt bekanntlich in der inneren Stadt, der Domkirche zunächst, luftig und trocken. Es hat hohe geräumige Zimmer und hinreichenden Umfang, um die Betten nicht zu eng stellen zu müssen. Die Gestelle der Betten sind theils aus Holz, theils aus Eisen. Darauf liegt ein guter Strohsack, über ihm eine wollene Decke und Betttuch, zum Kopfe ein Federkissen. Jeder Kranke hat seinen Unterschieber aus Blech, sein Uringlas und seinen Spucknapf aus Blech. Die Gefässe werden täglich dreimal gereinigt. Es sind besondere Zimmer für die Kranken und die Reconvalescenten vorhanden. Ein grosser Theil der Privatkranken gehört der ambulatorischen Klinik an. Sie zerfällt in 5 Bezirke. Auch sie wird von Krukenberg geleitet. Nach Prof. Krukenberg's Ansicht theilt man die Krankheit füglich in 3 Stadien; das erste wird Stadium diarrhoeae cholericae, das zweite Cholera completa, das dritte endlich Stadium der Nachkrankheiten genannt. Mit dem ersten fallen die Vorläufer zusammen. Das Individuum fühlt 2 — 100 Stunden vor Ausbruch des zweiten Zeitraumes Abspannung, Kollern und Poltern im Leibe, leichte Schmerzen im Bauche, bis sich Diarrhoe hinzugesellt, letztere ist in der Regel gallig und erleichtert den Kranken. Seltener tritt die Krankheit mit Erbrechen auf, noch seltener fehlt die Diarrhoe ganz. Viele, im ersten Zeitraum Hergestellte, sind gar nicht in das Verzeichniss der Cholerakranken gekommen. Zweites Stadium. Schnell, oft überraschend schnell traten folgende Symptome auf: Kälte der Gliedmassen mit Sinken des Turgors der Haut, schieferblaue Färbung der Hände, Füsse und Nägel, welche abgeplattet und von der Lunula an blauroth sind. Längenfalten an den Spitzen der Finger, welche die Hautrunzeln alter Leute deutlich kreuzen. Die Haut selbst ist lederartig, fast teigig und lässt sich beliebig in der Länge oder Quere der Achse des Gliedes in Falten aufheben, welche, nachdem der Druck aufgehört hat, ihre Form behalten, so dass es scheint, als habe man mit Teig oder weichem Wachse zu thun gehabt. Nur allmälig verschwinden diese Falten wieder. Die Venen der Haut sind im ganzen Verlauf der Arme z. B. als blaue Fäden sichtbar; namentlich lässt sich die Mediana deutlich erkennen. Sie turgesciren aber nicht, schwellen auch nur wenig an, wenn oberhalb ein Band angezogen worden ist und geben beim regelrechten Aderlasse einen schwachen, trägen Strom schwarzblauen, dem Heidelbeersafte äusserst ähnlichen Blutes, welches sich kühl, dicklich, fast ölig, etwas klebrig anfühlt und nur wenig und spät sich röthet. Das Blut springt nie aus der Vene hervor, der Blutkuchen ähnelt in der Consistenz einem eingedickten Safte, seine untere Schicht bleibt dunkel, und Serum findet sich nur dann vor, wenn die Menge des abgeflossenen Blutes bedeutend war. Es ist uns auch vorgekommen, dass am Rande des Blut-

kuchens ein gelblicher Schein sich zeigte; in einem anderen Falle lagerte eine deutliche Speckhaut darüber hin. Gleichzeitig verwandelt sich das Gesicht auf die bekannte Art (Kälte, blaue Ringe um die tiefliegenden Augen, Injection der Conjunctiva). Die Lage des Kranken, der sich aufrecht zu erhalten unvermögend ist, streift an das Herabrutschen der Nervenfieberkranken, übrigens bemerkt man eine bedeutende Unruhe in ihnen. Sie wollen nicht bedeckt bleiben, stecken bald dieses bald jenes Glied vor und drehen die Augen mit Unruhe meistens nach oberwärts. Das Athmen ist beengt, Brust krampfähnlich. Dieser Krampf erstreckt sich bis zum Halse. Der Athem kühl, die Stimme heiser (der Stimme eines Menschen gleich, welcher sich überschrieen hat) und etwas tiefer als gewöhnlich. Bisweilen schreien sie plötzlich auf, wie Kinder, bei welchen der hitzige Wasserkopf in den Zeitraum der Ausschwitzung übergegangen ist. Der Unterleib ist bisweilen aufgetrieben, und dann ein deutliches Schwappen in den angefüllten Gedärmen fühlbar, bisweilen eingezogen wie bei der Bleikolik, wenn schon viele Ausleerungen vorausgegangen sind. Die Patienten klagen über Schmerz in der Herzgrube, welcher jedoch beim Drucke nicht zunimmt, auch ist die Lebergegend und die rechte Lendengegend bisweilen schmerzhaft und bei der Berührung sehr empfindlich. Die Mundhöhle ist kühl, die Zähne sind in der Regel rein, die Zunge ist gastrisch belegt, kühl, nicht starr und zurückgezogen. Das Erbrechen tritt schnell und stürmisch auf, die erbrochene Materie sahen wir zwar in 2 Fällen dem bekannten Reiswasser mit Flocken vollkommen ähnlich; doch häufiger noch mit Galle gefärbt und mit getrunkenen Flüssigkeiten vermischt. Das Würgen selbst ist noch schlimmer als das Erbrechen; der Durst quält den Kranken fürchterlich. Die Harnabsonderung ist unterdrückt, doch gilt dies nicht von alten Leuten, welche nach Herrn Krukenberg den schönsten Harn lassen. Krämpfe in den Waden belästigen die Kranken nicht minder als das Schluchzen. Die hier aufgeführten Symptome finden sich nicht immer im Complexe vor, sondern fehlen bald mehr, bald weniger. Pathognomonisches Kennzeichen ist nach dem Dafürhalten des Herrn Professor Krukenberg einzig und allein die Beschaffenheit des Blutes. Der Puls, welcher im ersten Zeitraume schwach, ungleich und leer ging, ist in dem zweiten etwas frequent, klein, ja wohl gar unterdrückt. Gewöhnlich ist er am linken Arm etwas kräftiger als am rechten, nach Professor Krukenberg, Folge der anatomischen Verhältnisse. Drittes Stadium. Im Fall das 2. Stadium nicht in Genesung übergeht, nimmt die Krankheit fast immer den Charakter eines Nervenfiebers an, sei es nun hitziges oder langwieriges. Der Patient leidet entweder offenbar an Congestivzuständen gegen das Gehirn, die Brust oder die Bauchorgane, ein Zustand, der sich oft dem entzündlichen nähert, oder es tritt plötzlich Niederdrückung der Thätigkeit des Nervensystems ein. Im ersten Falle hören die Ausleerungen gewöhnlich ganz auf, im zweiten dauern sie unfreiwillig fort.

Vorhersage. Anlangend den ersten Zeitraum, so gibt es kaum eine Krankheit, welche der Kunst gewisser weicht als die Cholera; im zweiten hingegen hat nach Herrn Professor Krukenberg's Versicherung, der Arzt einen bestimmten Einfluss auf den Gang des Uebels verloren. Die sogenannten charakteristischen Stühle und das Erbrechen sind keineswegs auf die Vorhersage von grossem Einflusse; im Gegentheile ist es besser, der Kranke leert reichlich nach oben und unten aus, als wenn die Ausleerungen stocken. Es kommt bei der Beurtheilung des Ausgangs fast allein auf den Zustand der Haut an. Ist letztere wie Leder, teigartig, kalt, welk, nimmt sie auch auf das Frottiren keine Wärme an, oder erkalten die erwärmten

Von demselben Verfasser erschienen:

1851. „Umrisse zur Kritik der neueren deutschen Medicin".
I. Die naturphilosophische Schule.

1857. „Quem fructum medicinae historiae studium medico afferat?"

1857. „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage".

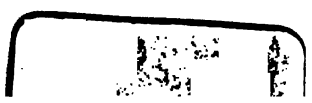
1862. „Ueber die Radicalcur des Wasserbruchs und die Punctio-Excisionsmethode".

1867. „Ueber die Emancipation der Medicin".

1867. „Die Medicinalreform auf der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Frankfurt".

1868. „Medicinische Reisebriefe aus England und Holland".

1874. „Gemeinfassliche Heilkunde für Schiffsofficiere". Dritte Auflage.

Berichtigungen.

Lies: S. 27, Z. 39 von oben: vor, statt von. — S. 48, Z 5: der der st. die. — S. 53, Z. 18: die Bearbeitung der. — S. 59, Z. 5: der, st. des. — S. 61, Z. 20: Acribus, st. Acriis. — S. 61, Z. 22: durch verschiedene Thermen und Säuerlinge, st. heisse und saure Thermen. — S. 104, Z. 39: das, st. den. — S. 119, S. 29: vielen, st. ihnen. — S. 120, Z. 43: unverdaut, st. unverdünnt. — S. 120, Z. 53: milden, st. wilden. — S 131, Z. 57: arabisches, st. arabischen. — S. 132, Z. 21: das, st. der. — S. 139, Z. 42: Hofmedicus, st Leibmedicus. — S. 140, Z. 18: übersetzter, st. übersetzte. — S. 153, Z. 11: sind, st. ist. — S 154, Z. 15: sind, st. ist. — S. 155, Z. 21: dieses, st. dieser. — S. 213, Z. 28: streiche: und, setze ein Komma. — S. 213, Z. 28 lies: das, st. den. — S 221, Z. 26: dürfen, st darf. — S. 575, Z. 29: über, st. aber. — S. 392, Z 57: physischen, st psychischen. — S. 397, Z. 11: Vorgänge, st. Vorzüge. — S. 398, Z. 55: ahnen, st. herausnehmen. — S. 458, Z. 58: Cofent, st Cosent. — S. 484, Z. 45: konnten, st. konnen. — S. 498, Z. 31: seinen, st. seinem. — S. 524, Z. 16: superior, st. summa — S. 535, Z. 15: ihrem, st. ihren. — S. 539, Z. 36: den, st. der